Heimgarten

Peter Rosegger


Dei
Sub Numine
Viget

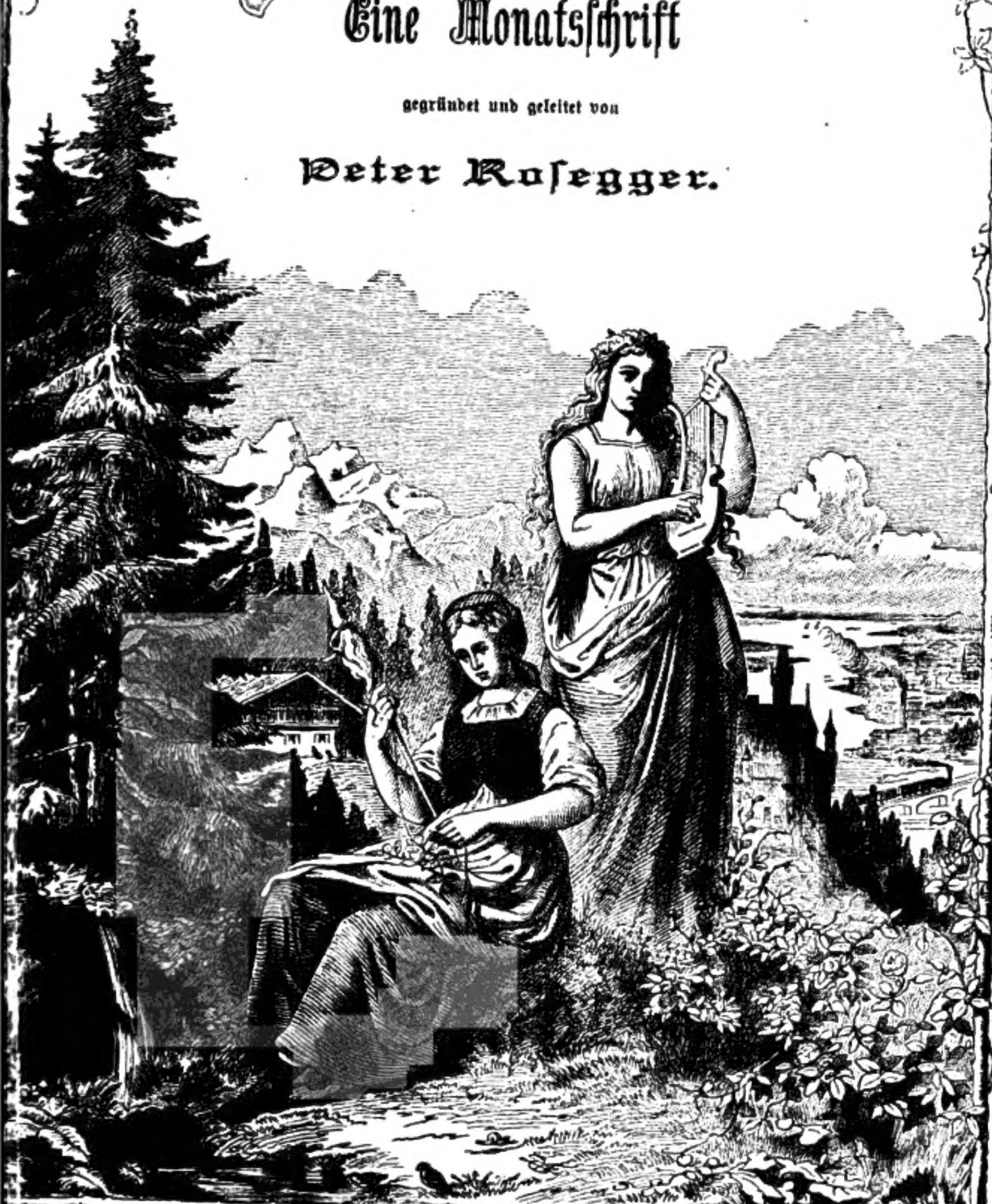
29. Jahrg. Oktober 1904. 1. Heft.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet von

Peter Rosegger.



Druck und Verlag von „Leykam“ in Graz.

nementspreis jährlich (12 Hefte) 7 K 20 h = 7 M. 20 Pf., mit Franko-Postzusendung
= 8 K 40 h = 8 M. 40 Pf.

einer Beilage, betreffend

Inhalt.

Kleine Laube.

Heimgarten.



Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

Peter Rosegger.

XXIX. Jahrgang.



Graz.

Druck und Verlag von „Leykam".

1905.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXIX. Jahrgang.

Erzählungen.

Alpines und Volkstümliches aus den Alpen.



Kultur- und Naturgeschichtliches.

Zeitgeschichtliches, Plaudersames.

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Gedichte.

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke, Anekdoten, Sprüche.



Der große Wald.

Eine Erinnerung aus Kindeszeit von **Peter Rosegger.**

Von meinen Heimatsbergen gegen die Morgenseite hin steht in weiter Ferne eine langgestreckte blaßgraue Wand. An sonnigen Sommertagen ist sie kaum zu sehen, im Silberschleier des Äthers verschwimmt sie mit dem Himmel. Bei feuchter Luft hingegen steht die Wand klar und leicht gegliedert da, so daß man die Waldtäler erkennen kann, die in sie hineinschneiden, und die Almblößen, die sich über den meilenlangen, fast wagrechten Höhenrücken dahinziehen. Es ist das Wechselgebirge. Zwischen diesem und meinen Heimatsbergen liegt ein weiter Landkessel von Berg und Tal mit vielen Ortschaften, alles so in die Tiefe gesenkt, daß unser Blick hoch und frei darüber hinfliegen kann. Menschenaugen, die auf solchen Bergen glänzen, können nie ganz kurzsichtig, Herzen, die auf solchen Höhen wachsen, nie ganz engherzig werden. Außer man ist ein dummer Junge, dessen blöde Augen selbst vor dem Leuchten der Johanniswürmchen erschrecken.

Aber auch gegen die Mittagsseite hin steht eine hohe, langgezogene Wand, sie ist viel näher da, ist ganz dunkelbewaldet und nur gegen den obersten Rand hin geht das grünliche Braun in ein leichtes Blau über. Das sind die Fischbacher Alpen, ein stundenlanger Bergzug, der meiner Heimatsgegend die unabsehbare Breitseite zuwendet. Von dieser Seite steigt das Gebirge sachte und gleichmäßig an, auf der Höhe flacht

es sich weit und fast eben hin, um im Süden gegen das hochgelegene Dorf Fischbach steil abzufallen. In meiner Jugendzeit war dieser Gebirgszug mit einem einzigen unendlichen Wald überzogen. Kein Märchenwald kann geheimnisvoller sein als dieses dunkle Meer, das, vom hochgelegenen Vaterhause aus gesehen, ewig und unbeweglich vor meiner kleinen, ahnenden Seele dalag. Immer und immer wieder zieht's mein Erinnern zurück zu diesem Walde. Und während in der Waldheimat so vieles andere klein und unbedeutend geworden ist im Vergleiche mit dem, was die weite Welt geboten: der Fischbacher Alpenwald ist groß geblieben, er trägt groß und bedeutsam die Kindesmär herüber bis an die Schwelle das Greisenalters.

Der Wald bestand fast nur aus Fichten, untermischt mit mancher weißschimmernden Tanne, deren älteste in verwitterter Wildheit starr über den Fichtengipfeln aufragten und sich auch im Sturme kaum bewegten. Ganz selten stand aus der braunen Fläche das hellere Spitzchen einer Lärche hervor. Die wenigen kleinen Lichtungen, die der Wald hatte, waren aus der Ferne gar nicht zu sehen, wohl aber die scharfen Zähnchen jener Tannenwipfel, die weit hinten am gerade gezogenen Rande des Bergrückens in den Himmel aufragten. Noch im späten Erinnern sehe ich eine Gruppe solcher Wettertannen höher in den Himmel hineinragen, dort wo auf der Höhe eine verfallende Halterhütte stand, die „Hirtelstube" geheißen. An dieser weit ausschauenden Baumgruppe führte der Fußsteig vorbei, der von unserem Alpl über den Bergrücken nach Fischbach ging. Auf dem höchsten Punkte dieses langen Bergzuges ragt der Teufelsstein. Mit einigen Riesenklötzen, die übereinandergelegt sind, hatte dort „bekanntlich" der Teufel einst begonnen, einen Turm in den Himmel hinaufzubauen. Wenn es ihm gelänge, in einer Christnacht beim Mettenamte während der heiligen Wandlung von der Erde aus einen so hohen Turm zu bauen, dann dürfe der Teufel denselben entlang in den Himmel emporsteigen. Aber der arme Kerl hat's nicht einmal so weit gebracht, daß das begonnene Mauerwerk über die Baumwipfel emporragte. Heute klettern munter Touristen hinauf an den drei übereinandergeschichteten Felsklötzen, um über den hier verzwergten Fichtenwald in die weite Alpenwelt hinauszuschauen. Das Merkwürdigste an der Teufelssteinsage war mir immer, daß die Waldheimatbewohner, die doch sonst für allerlei Phantastereien zu haben gewesen, an sie nicht glauben wollten. Es kam ihnen zu unchristlich vor, daß einer in der heiligsten Stunde des Jahres anstatt mit Beten mit Arbeiten den Himmel hätte sollen erwerben können. Und als dann gar unser alter Schulmeister einmal dartat, daß der Stein auf der Höhe nur ein bloßgelegter Kopf des Felsgerippes in der Erde sei, von dem die Weichteile des Erdreiches im Laufe der Zeit abgeschwemmt worden wären, kümmerte sich kein

Mensch mehr um den Teufelsstein, außer man hatte dort oben ein verlaufenes Vieh zu suchen.

Ganz andere Geheimnisse barg der große Wald und von einigen derselben will ich erzählen.

Zu jener Zeit, als mein Vater jahrelang an einer Brustkrankheit siechte und zum Sterben sachte Vorbereitungen traf, ging er gerne langsam mit einem Stocke in Flur und Wald umher, betrachtete die Schöpfung Gottes, trug den Hut in der Hand und betete. Mich, seinen älteren aber noch recht kleinen Knaben, nahm er dabei gerne mit, daß ich ihm beten helfe. So gingen wir auch einmal hinüber in jene Waldschlucht der Fischbacher Alpen, wo der Vater eine Lichtung wußte, auf der Erdbeeren wuchsen. Als wir vom Hause fortgegangen waren, hatte mir — da ich in bloßen Hemdsärmeln war — die Mutter das neue Baumwolljäckchen über die Achsel gelegt, im Walde würde es kühl sein. Ich ging hinter meinem Vater einher und wir beteten halblaut murmelnd den Rosenkranz zur Erlangung einer glückseligen Sterbestunde. Ich wußte damals kaum, daß mein kranker Vater von dem Arzte aufgegeben war, und ich dachte, wir beteten nur so im allgemeinen um ein gutes Sterben, wenn's je in achtzig Jahren einmal dazu kommen sollte. Als wir eine Weile über frisch gemähte Wiesen mit dem Heudufte und am Waldraine mit den Himbeersträuchern dahingegangen, dann über ein braunes Bächlein gestiegen waren, das unter Huflattich und Germen gurgelte, kamen wir in die Waldschlucht. Zwischen jungen Fichten, durch Haselnuß- und Brombeergesträuche tasteten wir uns langsam voran. Ins Gebet mischte sich mancher Ausruf, der eigentlich nicht dazu gehörte, besonders, wenn ein federnder Busch oder eine hochgewachsene Distel uns ins Gesicht schlug oder wenn im Schlinggewächse des Bodens eine Natter dahinschlängelte, auf die unsere Füße schier getreten waren. Aber nun prangten in diesem wilden Garten auch schon die großen, roten Erdbeeren. Während das Gebet mit einigen Stoßseufzern beschlossen wurde, pflückten wir Beeren und taten sie in den Mund. O, wie süß, wie würzig! Nein, die waren viel zu gut, um von uns gegessen zu werden. Wir pflückten die Frucht in unsere Hüte, um sie der Mutter und meinen Geschwistern heimzubringen. Durch die Waldmulde herab strich eine kühle Luft, mein Vater knöpfte seine Joppe zu und plötzlich unterbrach er ein gemütlich begonnenes Gespräch: „Bub, wo hast du dein Jöppel?"

Ich erschrack arg. Auf meiner Achsel lag es nicht, unter meinen Füßen lag es nicht, die zehn Schritte, die man nach rückwärts blicken konnte, lag es auch nicht. Ich war so entsetzt, daß mir der Hut sank und die Beeren durch das Blätterwerk niedersickerten. Wir gaben alles auf und suchten das Röcklein. In kreuz und krumm, wie wir durch das

Struppwerk gegangen waren, gingen wir wieder zurück, aber das Röcklein war nicht zu finden. Mein Vater schlug vor, daß wir drei Vaterunser zum heiligen Antonius beten sollten, das sei der Patron verlorener Sachen. Wir taten es, aber das Röcklein fand sich nicht. Ich konnte vor Schluchzen nicht mehr beten. Das Röcklein war schier neu gewesen, erst einmal war ich mit ihm in die Kirche gegangen. Seine Ärmel hatten mir über die Fingerknöchel hinausgelangt, denn es war bestimmt gewesen, mich im Wachsen nicht zu hindern, sondern vielmehr mich unseren jungen Knechten anzureihen, die auch solche Baumwolljacken trugen. Und nun war es weg. „Wirst es schon sehen, der heilige Antoni bringt's!“ sagte mein Vater, wohl um mich zu beruhigen, „der Heilige geht durch den Wald und sucht verlorene Sachen. Er legt sie schon wohin, daß man sie findet. Beim Bachel wird das Röckel liegen, wo du so drüber gehüpft bist.“ Aber am Wasser lag's auch nicht, am Waldrain entlang lag es nirgends und auf der frisch gemähten Wiese war es nicht. Es wurde schon abenddunkel, als wir heimkamen, wir getrauten der Mutter unseren Verlust nicht mitzuteilen und siehe — in der Stube am Wandnagel hing mein Röcklein. „Ich hab's ja gewußt, daß er's bringt, der heilige Antoni!“

„Ja, ja, der heilige Antoni!“ rief die Mutter fast erzürnt. „Der soll just gut genug sein, euch das Gewand nachzutragen! Leichtsinnigerweise verloren habt ihr's! Schon beim Fortgehen. Gleich da hinter dem Haus oben bei dem Zaunstiegel hat's die Weiddirn gefunden.“

„So, so,“ sagte mein Vater zufrieden. „Beim Beten ist's dem Bübel halt über die Achsel gerutscht. Weil wir's nur wieder haben.“

„Versteht sich, beim Beten!“ gab die Mutter zurück. „Beim Beten alleweil wird euch noch mancherlei über die Achsel rutschen.“

„Wird eh sein. Aber Mutter, sei gut. Schau, wir kriegen ja alles wieder.“

Derart war die kleine Angelegenheit abgetan. So oft ich später durch jene Waldschlucht hinanging, fiel mir der heilige Antonius ein, der vielen vieles wiederbringt und manchen mehr, als was sie verloren.

Gar oft hatte ich hinanzugehen durch jene Schlucht, dann weiter den Waldsteig, der voll braunen Genadels und voll roter Baumwurzeln war, immer durch den Wald, den breiten, flachen Rücken des Berges querüber. Und jenseits die steilen Hänge hinab bis ins Dorf Fischbach, das mit seinen grauen Bretterdächern und der weißblechernen Kirchturmkuppel auf grünen Almmatten daliegt. Wie viele Dinge, die uns Alpelleute mit diesem Fischbach verbanden! Dort waren die Schuster, die wir auf unsere Steren luden, damit sie uns für das ganze Jahr die Schuhe machten. Dort war ein geprüfter Arzt und ein Winkeldoktor, die unseren Kranken das Lebenselixier schickten oder die Todes-

krankheiten behandelten. Dort war der Krämer Kajetan, der uns in schlechten Zeiten Mehl, Schmalz und andere Lebensmittel borgte. Dort waren am Kirchweihsonntag und am Bittmontag, dann an den Tagen des heiligen Egydius und der heiligen Anna die Kirchenfeste, die nirgends so feierlich abgehalten wurden als in Fischbach. Dort wurden mehrmals Volksmissionen abgehalten, die uns Älpler nahezu aus Rand und Band brachten. Die erste dieser Missionen, im Jahre 1855, ist mir mit wildem Feuer in die Seele geprägt worden. Anfangs gingen wir zu jener Mission mit Mißtrauen über den großen Waldberg, um aber bald so sehr gefesselt, hingerissen, entbrannt zu werden, daß wir wochenlang jeden Tag auf den Füßen waren, am frühen Morgen ausgingen, in später Nacht heimkehrten, um von den Gnadenmitteln der „fremden Geistlinger“ keines zu versäumen. (Siehe Heimgarten IX., Seite 721.)

Auch nach dem ferneren Birkfeld und dem Obstlande draußen führte dieser Fußsteig über das Waldgebirge.

So ist denn keine Stunde des Tages, in der ich als Knabe nicht auf dem Wege gewesen bin über den Berg. Am sonnigen Morgen, wenn an allen Ästen des jungen Fichtenwaldes noch die funkelnden Tautropfen zitterten, wenn der Auerhahn im dunkeln Gewipfel der alten Tannen balzte, bin ich den rötlich-braunen Waldsteig still dahingegangen. Am Mittage, wenn tausend Tierlein über das Gewurzel liefen und in der Luft summten; am sinkenden Abende, wenn Wildhühner durch Dickicht und Heidekraut gespenstig dahin huschten und dürres Gefälle unter den Beinen flüchtiger Rehe und Hirsche knisterte, bin ich durch den Wald gegangen. Dann, wenn die trüben Nebel des Herbstes spannen im Geäste, daß man nicht fünfzehn Schritte weit vor sich hinsah und die Wipfel ins Unermeßliche der grauen, tropfenden Düsternis aufragten; und in den Nächten, wo man sich mit Stock und Hand langsam dahingreifen mußte, an die Stämme stieß, über Gewurzel stolperte und doch naturgemäß den rechten Weg einhielt — und bei stürmischem Wetter, wenn der Wind in den unbeugsamen Wipfeln toste und der Regen hagelscharf durch das Gestämme sauste, bin ich durch all das dahingegangen. Und im Winter endlich, wenn alle Pfadspur ganz verschneit war und die schneebelasteten Äste tief niederhingen — zu all diesen Zeiten bin ich über den waldigen Berg gegangen, der in zwei Stunden zu bewältigen war, wenn ihn tiefer Hochwinter nicht überhaupt unmöglich machte. Hatte man den ersten scharfen Anstieg hinter sich, so war es ja nicht steil, auf der Höhe eine lange Strecke hin fast eben. Wo man von dieser Hochebene aus durch eine Scharte die lichte Welt erschaute, da zeigte es sich, wie sehr sie sich verschoben hatte und wie tief sie unten lag; nur die graue Wand des Wechselgebirges stand immer gleich hoch und ruhig in der Ferne.

Dann gab es auf diesem, gerade an Werktagen einsamen Waldweg über die Höhe hin manch unheimliche Örtlichkeit. Da war der „Rauberkessel“. Mitten in einem grünen Angerlein, von undurchdringlichem Dickicht umgeben, stand ein riesiger halbvermoderter Baumstock, der in der Mitte hohl war und an dem nur die äußeren Teile wetterzernagt aufragten. Verkohlter Holzreste nach zu schließen, war in dem Stocke manchmal Feuer unterhalten worden. Die Räuber der Wälder versammelten sich hier, um ihre Schätze unter sich zu teilen, Wildbret zu braten und dann neue Raubzüge zu verabreden. So wurde geredet. In Wahrheit gab es in den Waldgegenden weitum zu jener Zeit nicht einen einzigen Menschen, der — vielleicht etliche Wildschützen ausgenommen — seinen Lebensunterhalt nicht redlich als Holzknecht, Kohlenbrenner, Kohlenführer, Wurzelgräber, Kräutersammler, Förster oder Jäger, verdient hätte. Dem kleinen Waldbauernbuben rieselten aber doch manchmal einige Erbsen über den Rücken, wenn er in der Wildnis zu diesem „Rauberkessel“ kam.

Weiterhin, zwischen Wildfarren, aus Stein und Sand aufsprudelnd, war eine Quelle. Sie war nicht gefangen, rann auf keinem Rinnlein in den Trog, sondern rieselte im Sande weiter. Daneben lag ein großer Holzblock zu einer Art von Bank ausgehauen, in die gar wunderliche Zeichen eingeschnitten waren. Herzen, Kreuze, Dreiecke, Buchstaben, aber seltsam zueinandergestellt und verschlungen, daß man wohl vermuten konnte, es müsse etwas Bestimmtes, ganz Geheimnisvolles damit gemeint sein. Daneben ragte die gewaltige Ruine eines Fichtenbaumes, den der Blitz entwipfelt hatte und der jetzt in seiner obersten Krone eine ganze Wipfelgruppe gegen Himmel streckte. Auch an seinem Schaft waren die Zeichen eingeschnitten. Trotz seiner fahlen Äste, die wie Riesenklauen in die Lüfte ausgriffen, lebte dieser Baum noch und wucherte fort, aber seine hunderttausend gekreuzten Zweige schwiegen und sagten es nicht, was die Zeichen bedeuteten. Diebszeichen oder Zauberformeln! Wer sie hätte lesen können!

Eines Tages, als ich an dieser Quelle getrunken hatte und dann ein wenig gesessen war auf der Bank, fiel mir ein, es wäre wohlgetan, wenn man den heiligen Namen Maria in den Baum schnitte, damit die bösen Zeichen, die dort standen, keine Kraft hätten. Mit der Spitze des Taschenfeitels grub ich mühsam die Buchstaben ins Holz, aber als sie dastanden, unterschieden sie sich kaum von den anderen Zeichen, und da wußte ich auch, was sie alle miteinander bedeuteten. Der erste vor so und so viel Jahren hatte die weihevolle Stelle an der Quelle wohl mit einem heiligen Zeichen ehren wollen; ein Nachfolger wollte das geheimnisvolle Zeichen durch ein anderes beschwören und so entstanden allmählich die Einritzungen, jede aus frommer Meinung, um aber von späteren für Diebsmerken oder Zauberformeln gehalten zu werden.

Auf diesen Höhen waren die Bäume nicht mehr so buschig und hoch, sie waren verknorrter, starrer und hatten Flechtenbärte. So standen sie auch dort, wo das Wunderbare war, daß über die bewaldete Hochebene hin ein stattliches Bächlein rann. Woher kam dieses Wasser? Von der Gegend des Teufelssteins kam es her, aus hohen Quellen, den Ursprung habe ich nie ergründen können. Es war ein kristallklares Wasser, in dem die Steinchen und Sandkörner wie Gold glänzten, es rann ganz leise und flach über diesen Grund dahin, und warum dieser stille Bach „der Schreier" heißt, habe ich nie erfahren können. Die Sage geht, daß es im Bache rote Forellen gebe, und zwar — singende Forellen. Sie sängen zauberhaft süß, aber nur besonders auserwählte Menschenkinder könnten sie hören. Zu diesen werde ich wohl kaum zählen, denn nie habe ich eine Forelle singen gehört und im „Schreier" einen Fisch auch nie gesehen. Etwa hundert Schritte von der Stelle, wo das Brücklein über dieses Wasser führt, ein wenig wegsab, ragte aus dem Moosboden ein grauer verwitterter Stein. Er wurde „die Mutter" genannt. In alten Zeiten soll einmal eine Mutter mit ihrer jungen Tochter aus Alpel gegen Fischbach gegangen sein. Hier am „Schreier" hätten sie gerastet. Es war im Walde still, fast zum einschlummern, da sagte die Tochter plötzlich: „Mutter, hörst du nichts? Ich höre singen. Dort aus dem Wasser höre ich singen."

„Gott behüte dich, mein Kind, dann sind es die singenden Forellen."

„O schönes Singen! O liebliches Singen!" flüsterte das Mädel, stand leise auf und ging nach der Richtung hin, wo der Bach aus dem Dickicht hervortritt und von wo das Singen kam. Und horchte und legte die Hand an die Stirn und ging im Dickicht dahin. Die Mutter blieb auf dem Moose sitzen und wartete, bis ihre Tochter sich an dem Singen genugsam ergötzt haben und zurückkommen würde. Sie wartete drei Stunden lang, das Mädel kam nicht zurück. Die Mutter wartete drei Tage lang, drei Monate lang, drei Jahre lang, dreimal hundert Jahre lang — die Tochter ist nicht mehr gekommen. Die Mutter aber ist bei diesem Warten zu Stein geworden und ragt noch heute aus dem Moosboden. Ich habe an dem Steine nie Ähnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt finden können, mit Ausnahme einer einzigen Begegnung. Eines Abends im Hochsommer mußte ich für einen erkrankten Nachbar nach Fischbach zum Arzt. Dem sagte ich die Leiden des Kranken, er gab mir eine Flasche Medizin und die dazu gehörigen Verordnungen und ich ging in der Nacht heim. Den steilen Hang herauf ließen sich auf dem Wege die weißen Steine noch erkennen. Endlich auf die Höhe gekommen, war es finster geworden wie in einem Ofen, am Himmel kein Stern, schwül war die Luft. Ich achtete auf eine besonders knorrige Baumwurzel, die zu übersteigen war, auf einen alten grobrindigen Lärchbaum, der rechter-

hand stehen mußte, auf einen Viehzaun, der oberhalb der Hirtlstube überstiegen werden mußte. Das alles stimmte und bei dem Leuchten einiger Blitze ließ sich der Fußsteig, der zwischen dem Gestämme dahinschlängelte, einhalten. Die Blitze mehrten sich rasch, es waren aber keine Strahlen, nur rote Scheine; kein Donner war zu hören in nah und ferne. — Endlich war das rote Flackern, das Himmel und Wald erfüllte, so anhaltend geworden, daß es schier wie ein einziger beständig zuckender Schein war, und wenn er ein paar Sekunden aussetzte, so war es finsterer als finster und ich mußte stehen bleiben, wo ich stand. Nun fiel mir meine Mutter ein. Ich hatte Angst, daß sie Angst haben würde um mich. Und führte mich doch Gott so schön mit seinem Lichte. So war der Wald durchwogt von einem einzigen roten Feuermeer, glühend und schattenlos standen die Bäume und über den Himmel sprangen die großen Scheinfluten, eine nach der anderen, eine in die andere. Und in diesem Scheine stand plötzlich vor mir — die Mutter. Aber nicht die meine, vielmehr die andere, die schon dreihundert Jahre dasteht und auf ihr Töchterlein wartet. Wie eine hellglühende Menschengestalt, so stand zu jener Stunde der Stein. Da hörte ich in der Nähe auch den Bach rieseln, ganz leise, und ich horchte, ob nicht auch ein Fischlein sänge. Da fiel mir das Vaterunser ein: „Führe uns nicht in Versuchung."

Nach Stunden, als das elektrische Glutmeer über das Gebirge dahingeflutet und verlodert war, ohne daß ein Donner grollte, ein Tropfen fiel, war ich hinabgekommen ins Alpel.

Zu jener Zeit war ich ein Knabe von etwa zehn Jahren gewesen. Damals hatte ich mich noch vor nichts gefürchtet. Ein paar Jahre später war ich von unseren alten Mägden doch schon so weit unterrichtet, daß ich mich in den Nächten tapfer vor den Geistern fürchtete. Nun wurden die nächtlichen Gänge durch den Wald der Fischbacher Alpen schon bedenklicher. Wie, wenn am Rauberkessel doch Räuber säßen, oder unerlöste Seelen von Gemordeten? Wie, wenn die steinerne Mutter plötzlich lebendig würde? Die Hirtelstube, die halb verfallen unter den großen Schirmbäumen stand und keine Fenstergläser hatte, war besonders unheimlich. Die Leute wichen ihr in weiter Runde aus, so daß der Fußsteig, der hart an ihr vorüberging, schon ganz verwachsen war und weit oben durch den Jungwald ein neuer ausgetreten wurde. Denn in jener Zeit war es, daß zu den Fenstern der Hirtelstube Leute herausschauten, die schon lange gestorben waren. So sah jemand den alten Hirten Kilian, den man ein Jahr vorher in der Hütte tot aufgefunden, herausschauen, mit traurigen Geberden um Hilfe bittend. Dem er also erschienen, der ließ zu Fischbach eine Messe lesen für seine arme Seele. Da war es an einem späten Juliabend, daß ich von einer Missionsandacht nach Alpel heimging. Andere waren noch bei Tage nach Hause

gegangen, ich aber hatte die Abendpredigt über die vier letzten Dinge nicht versäumen wollen. Nun war ich im weiten Walde ganz allein, begleitet nur von meinem durch die Predigt aufgeregten Herzen. Es war schon ganz dunkel geworden. Auf der Höhe wollte ich natürlich den Fußsteig durch den Jungwald einschlagen, konnte es aber nicht lassen, einen Blick gegen die Hirtelstube hin zu tun, die unter der schwarzen Masse der Schirmbäume stand. Da sah ich um die Hütte kleine blaue Lichter schweben. Sie schwebten langsam hin und her, auf und nieder, verschwanden zum Teile und traten wieder hervor und schwebten in geheimnisvollen Kreisen um die alte verlassene Hütte. Anfangs war ich vor Entsetzen starr gewesen, dann floh ich durch den Jungwald und stieß mir an den Stämmen Beulen in den Kopf. Naß wie ein Pudel vor Angstschweiß war ich nach Alpel gekommen.

Nach mir ging in der gleichen Nacht ein anderer von Fischbach her denselben Weg. Steinreiters kleiner Kühbub, der Franzl. Auch der sah an der Hirtelstube die schwebenden Lichtlein, und weil sie ihm so wundersam schienen, ging er näher hin, um sie anzusehen. Da hörte er, daß in der verfallenden Hütte ein Gewimmer war. Ein klägliches Stöhnen. Der Missionär zu Fischbach hatte von den armen Seelen im Feuer gepredigt. Wimmerten ihrer da drinnen? Waren die fliegenden Lichtlein Funken des schrecklichen Feuers? Das waren diese gerade einmal nicht, sondern Johanniswürmchen, wie der Junge dergleichen auch unten am Berghang gesehen hatte. Dann kann das Stöhnen wohl auch nicht von einer armen Seele sein. Eher von einem armen Leibe. Der Kleine ging um den alten Holzbau herum, bis er den Eingang fand, stolperte über die Schwelle und hörte vor sich ein lautes Dankgebet dafür, daß endlich jemand komme. Tagelang schon war der alte Wurzelsammler Joachim in dieser Höhle gelegen auf einem Mooshaufen. Sein Brot hatte er all schon verzehrt; dem Regen, der zweimal durch die Dachlucken auf sein Lager fiel, konnte er nicht entweichen, denn er hatte den „Brand in den Füßen“. „Wer bist denn, Mensch? Vom Steinreuter der Kuhbub? So nimm den Hut und bring mir Wasser!“ Weinend fast war die alte Stimme, weinend vor Freude, daß jemand gekommen, der „ihm sterben helfen“ konnte. Der Franzl ging im Walde hin bis zum „Schreier“ und brachte Labung. Und als es anfing zu tagen, ging er wieder hinaus, suchte Pilze und briet sie an einem Feuer. Der Kranke verzehrte sie mit Gier. „Ach,“ sagte er und rang seine hageren Finger. „Franzl, du bist wohl brav. So viel schwer, wenn der Mensch hungerig und durstig versterben muß. Verlaß' mich nit, ich vermach' dir zu Lohn mein Geld.“

Dann ist der Wurzelgraber nach Alpel in ein Bauernhaus geschafft worden, wo er nicht mehr lange gelebt hat. Einen Strumpf voll

Maria Theresien-Thaler, so hieß es, hatte der Franzl von dem Alten geerbt. — Gerade so gut hätte ich die Erbschaft machen können, wenn die Angst vor den — Johanniswürmchen nicht gar so groß gewesen wäre. Der Strumpf soll zwar nicht allzuviel inne gehabt haben, nur ganz unten bei den Zehenspitzen seien ihrer etliche Silberklinger beisammen wie ein Beutlein gebunden gewesen.

So waren die Geheimnisse des großen Waldes allmählich entgeistert worden, daß schließlich nicht mehr viel übrig blieb als Bäume, als der Fußsteig mit den braunen Nadeln und dem knorpeligen Gewurzel und als das schöne Wasser, das so seltsam über den breiten Hochrücken heranfließt.

Dreißig Jahre später, als ich einmal von Graz über Birkfeld und Fischbach dem Alpel zugewandert, fürchtete ich, über den Berg den Weg nicht mehr zu finden, der Fußsteig werde verwachsen und der Wald überall noch wilder und dunkler geworden sein. Freilich verlor ich die Richtung, aber nicht weil es zu dicht und zu dunkel, sondern weil es zu licht geworden. Der Hochrücken des Berges war noch mit dem kurzen Heidekraut und schütter mit verkrüppelten, bemoosten Bäumen bestanden wie einst — diese Bäume auf der Höhe waren nicht größer und nicht kleiner geworden. Aber als es dann niederwärts ging, da brach der Wald plötzlich ab und vor mir tief unten lag eine weite, lichte, ganz fremde Gegend. Eine hügelige Gegend mit zerteilten Feldern, Wiesen und Waldschachen, mit Rainen, Wässerlein und weißen Sträßlein. Und diese fremde Gegend war mein Alpel, das ich — in Wald gehüllt — von solcher Stelle aus nie gesehen. Mein Vaterhaus, das sonst so hoch auf dem Berge gestanden, jetzt lag es dort scheinbar auf einem Hügel. Aber im Sonnenaufgang stand noch die ätherlichte, hohe und weithingestreckte Wand des Wechselgebirges, das viel zu gewaltig ist, als daß Menschentätigkeit daran bemerkbar wäre. Den Fischbacheralpen jedoch war hier der grüne Rock ausgezogen. Die alten Riesenbaumstämme sind teils als Kohlen, teils als Zimmerholz ins weite Land hinausgegangen. In den Tälern nagen Tag und Nacht die Holzsägen, um den Urwald zu zerschneiden, und die Parkette in den Salons von Wien und Graz ruhen auf den Trambäumen, die einst in dieser weltfernen Wildnis gewachsen. Ganz zu bewältigen aber scheint der große Wald nicht zu sein. Immer noch ziehen sich ungemessene Waldflächen über das Gebirge dahin, und in den weiten abgeholzten Flächen zwischen dem unendlichen Gestock und unter den wuchernden Himbeer- und Erdbeergebüschen, sprießen kleine, weiche Fichtenbäumchen frisch hervor, so daß es den Anschein hat, als sollte ich auf den Fischbacheralpen noch ein zweites Waldgeschlecht erleben.

Der „Schreier" rinnt in der Sonne dahin und ist versandet, „die Mutter" steht nicht mehr unter hundertjährigen Bäumen, sondern zwischen

jungen Sprößlingen, sie ist noch bemooster und noch verwitterter geworden und wartet auf ihr Kind. — An der Stelle, wo unter Schirmbäumen die Hirtelstube gestanden, ragt ein knochenweißer, halb vermoderter Strunk auf, an den ein großer Ameisenhaufen hingebaut ist.

Der Kühbub Franzl, der einst die Erbschaft des Wurzners gemacht hat, lebt noch, aber in einer anderen Gegend. Er hat sich aus jenen Silbertalern einen großen eisernen Kessel schmieden lassen, mit dem er zur Herbstzeit von einem Bauernhof zum andern fährt, um den Leuten vom Garten weg im Freien über einem Feuer die Kohlköpfe zu brühen, bevor diese im „Krautaler" für den Winter aufbewahrt werden. Dieser Kessel hat den Mann wohlhabend gemacht. Das kann nur einem solchen passieren, der sich vor den schwebenden Johanniskäferchen in der Waldnacht nicht fürchtet.

's Zuckerl.

Von **Josef Wichner.** (Nachdruck verboten.)

Auf einmal war's da.

Zum Fenster war es hereingefludert . . . . aus dem wonnigen Mai des Stadtparkes in die Studierstube des Bücherwurms.

Und nun segelte es ratlos herum, das kleine graue Ungetüm . . . gegen die Scheiben . . . gegen den Schrank . . . in die Gardinen.

Einen Augenblick saß es auf dem Kopfe des Spino, des Dornausziehers, den ich vor Jahren aus Rom gebracht hatte, einen Augenblick auf der Kuckucksuhr . . . sodann hüpfte es über ein Manuskript und gab auch seinen Text dazu . . . weiß auf weiß . . . endlich verschwand es hinter einer Bücherreihe . . . es suchte Schutz im deutschen Dichterwald . . . hinter Walter von der Vogelweide.

Meine Frau schrie auf . . . die Küchenfee kam mit einem Besen.

Es sei eine Fledermaus, meinte die Frau, eine junge Nachteule, meinte die Magd.

Aber . . . es war am hellichten Tage gekommen . . . zur Vesperzeit . . . das tun für gewöhnlich weder die Fledermäuse noch die jungen Nachteulen!

Ich räumte einige Stämme aus dem deutschen Dichterwald, will sagen, einige Bücher aus dem Wege und griff tapfer in den staubigen Winkel und nun hatte ich es in der Hand: ein Häuferl Elend . . . ein zitterndes junges Spätzlein!

Ist ganz eigenartig und fast gruselig, so einer ein L e b e n in der Hand trägt und könnte es mit einem Drucke vernichten — je mehr es einer bedenkt, desto weniger kann er es tun!

Fühlbar schlug das kleine Herz durch den struppigen Federpelz, die Flüglein hingen mit gespreizten Federn matt herab, ein aufkeimendes Steuerschwänzlein erklärte mir den unsicheren Flug des tollkühnen und nun schwer büßenden Seglers der Lüfte, die winzigen Kohlenäuglein blickten ängstlich-trotzig auf den Riesen, der da über Leben und Tod gebietet.

Es war Hans Huckebein, der Unglücksrabe, in Miniaturausgabe und so erkannten wir das Ding, 's Huckerl.

Alsbald umgab den kleinen Schelm eitel Mitleid und Liebe.

Der zunächst liegende Gedanke, das verirrte Kind den Eltern wiederzugeben, mußte sogleich verworfen oder die Ausführung wenigstens aufgeschoben werden; denn draußen hatte sich inzwischen der Sturm erhoben, der Regen peitschte an die Fenster, Papa und Mama waren in dem großen Parke, so meinten die Bäume, die ihre Häupter schüttelten, nicht zu finden. Unter solchen Umständen wäre eine Entlassung des Häftlings tatsächlich „für die Katz" gewesen.

Vielleicht hat 's müde Huckerl Hunger?

Richtig . . . als sich die Finger mit in Milch geweichten Semmelbröcklein näherten, da sperrte der kleine Gassenjunge den Schnabel mit den gelben Winkeln wie ein Scheunentor auf und schluckte ein Bröcklein nach dem andern gierig hinunter — ist doch ein wahres Glück, wenn einer in all dem Elend dieser Welt den Appetit nicht verliert.

Und was nun?

Der Leser muß wissen: Wir haben einen Kanari mit dem äußerst seltenen Namen Hansi.

Spatz und Kanari sind sozusagen Verwandte und also übergaben wir 's Huckerl dem Herrn Vetter zur Pflege und da saß es nun regungslos auf dem sandigen Boden des Käfigs „und atmete lang und atmete tief" und harrte der Dinge, die da kommen mochten.

Dem Hansi war die Sache völlig neu. An seine früheste Jugend, da er mit vielen Brüdern und einigen Schwestern im Kindszimmer gesessen, konnte er sich wohl nicht mehr erinnern und seitdem hatte er notgedrungen jeden Verkehr mit Wesen seiner Art aufgegeben und war ein Einsiedler geworden.

Neugierig drehte er sein Köpflein gegen den grauen Federball am Boden.

„Was das nur für ein sonderbares Ding sein mag? Der Mann, der immer am Schreibtisch sitzt und mich speist und tränkt, hat's hereingesteckt und alsdann ist's wohl etwas zum Fressen? Ah was — untersuchen wir's . . . probieren geht über studieren!"

So dachte der Hansi, sprang auf den Boden und trippelte auf's Huckerl zu . . . vorwärts . . . zurück . . . vorwärts . . . zurück . . .

stets auf Flucht bedacht, falls in dem seltsamen Ding eine Gefahr lauern sollte.

Wie ängstlich hütet doch jedes Tierlein sein bißchen Leben und wie leichtsinnig werfen es viele Menschen von sich!

's Huckerl schenkte dem zudringlichen Hausherrn keine Beachtung oder es tat wenigstens so. Als der Hansi aber mit der Pinzette seines Schnabels eine Feder nach der anderne untersuchte und zur Überzeugung kam, diese Kost sei ungenießbar, da schüttelte sich 's Huckerl plötzlich mit Macht und der Hansi flüchtete mit einem unterdrückten Aufschrei auf das oberste Sprießlein seines Käfigs.

„Ei, ei," pipte der Hansi und nickte bedächtig, „das Ding . . . lebt, es hat Federn und einen Kopf und Äuglein und einen Schnabel wie ich . . . vielleicht ist's gar ein Brüderlein fein und also wollen wir brüderlich handeln!"

Und er holte aus dem Glasnapf ein Hirsekorn und schälte es vor Huckerls Augen mit dem Schnabelmesser, wohl um zu zeigen, wo im Drahthause der Tisch gedeckt sei und wie man hier zu speisen pflege.

Und siehe, auf einmal erwachte in Huckerl die Spatzennatur, die kecke, selbstische, unverschämte, die alles für sich allein haben und anderen nicht das Schwarze unter dem Nagel gönnen will. Schwerfällig hupfte es zum Napf und kostete und als es die Körner für seinen weichen Schnabel zu hart fand, setzte es sich breit ins Glas, gottigkeit: Ich habe nichts — sollst du auch nichts haben!

Nun wandte sich unser Herz vom Proletarier ab und dem artigen Aristokraten zu. Meine Frau brachte, um ihn zu trösten, ein Stückchen Zwieback, so groß wie Hansis Kopf, und der Hansi hielt es auf seinem Stänglein gar zierlich mit dem rechten Kramperl und zupfte ein Bröslein nach dem andern ab und bemerkte in seiner Arglosigkeit gar nicht, wie unten zwei stechende Äuglein lauerten und wie aus ihnen zwei Neidstrahlen zu ihm oder vielmehr zum Zwieback hinaufdrangen.

Auf einmal erhob sich der Neidling, hüpfte mitten in den Käfig, pflanzte sich gerade unter dem vergnüglich naschenden Hansi auf, schlug mit den Flüglein wie besessen um sich, öffnete den Schnabel und stieß einen Schrei aus, ob dem wir alle erschraken, da wir dieser Kehle eine solche Kraft des Tones nicht zugemutet hätten.

Ob das Huckerl den Hansi für die Mutter hielt und geatzt sein wollte oder ob es nach einem wohlüberlegten Kriegsplane handelte, vermag ich nicht zu unterscheiden; genug — der kecke Spatz erreichte seinen Zweck: der Hansi ließ den Leckerbissen fallen und 's Huckerl spießte ihn auf und würgte daran herum, daß wir jeden Augenblick eine kleine Leiche zu gewärtigen hatten.

Der gelbe Hansi aber wurde sichtlich noch gelber vor Ärger über den unverschämten Gast und dieser Ärger gab ihm den Mut, dem Feinde den süßen Brocken abzujagen. Er warf sich in die Arena und nun gab's einen ergötzlichen Kampf, in dem richtig 's Hucherl Sieger blieb.

Wo nur der Kerl trotz seiner zarten Jugend alle Finten des Kriegshandwerkes gelernt haben mochte! Allweil stellte er sich so und drehte er sich so, daß der Hansi die breite Rückseite vor seinem Schnabel hatte und den Proviant nicht erreichen konnte, und während der Hansi des Gegners Stumpfschwänzchen grimmig bearbeitete, würgte der Kopf mit verdrehten Augen, und fiel ein Bröcklein ab, so trat 's Hucherl mit einem Fuß darauf und auf einmal war der gute Bissen bis aufs letzte Brosämlein in dem Schlunde des Nimmersattes verschwunden.

„Na," sagte ich lachend und griff das Tierchen aus dem Käfig, „der Bursch geht in der großen Welt draußen nicht zugrunde; den Hansi aber wollen wir vom ungebetenen Gaste befreien."

Da stürmten der Nachbarin Kinder, die blonde Eva, der sanfte Karli und der kleine Eugen, auch „Floh" geheißen, ins Zimmer und nun war des Bittens und Bettelns kein Ende: ich mußte ihnen die Geschichte des Hucherls erzählen und ich mußte ihnen das Tierchen wenigstens bis zum Eintritt einer günstigen Witterung zur Pflege überlassen.

Die Kinder der Nachbarn lieben die Tiere, sie setzen das Goldkäferlein, das vom Strauch gefallen, wieder aufs Rosenblatt, sie legen die Schnecke, die sich auf die Straße gewagt, behutsam ins grüne Gras und also — töten sie das Hucherl höchstens aus — Liebe, und so ein Tod soll, wie das Veilchen meinte, das von den Füßen des Mädchens zertreten sein wollte, gar beseligend sein.

Besonders der „Floh" war ganz gerührt, als ich ihm zu bedenken gab, wie die Spatzeneltern am Abend ihr Buberl vermissen würden.

„Ja, meine Lieben, da wird die Spatzenmutter ihre Kinder zählen und sagen:

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
Wo ist nur unser Hucherl 'blieben?
Ach Gott, vielleicht erwischt's die Katze
Mit ihrer scharfen Mördertatze,
Vielleicht erfriert's in Sturm und Regen,
Wird totgetreten auf den Wegen . . .
O Kinder, habt ihr je bedacht,
Was ihr uns doch für Sorgen macht!?"

Darauf wird der strenge Spatzenvater brummen:

„Na, na . . . pip . . . pip . . . dem Kerl g'schicht recht,
So durchzubrennen, das war schlecht!
Ein braves Kind das bleibt zu Haus,
Zieht nicht zu früh in die Welt hinaus;
Erst wenn man tüchtig fliegen kann,
Dann geht für uns das Reisen an!"

Da sagte der „Floh“: „Ich will bei Mutter b'eiben, bis ich danz d'oß bin.“

Und der kleine Karli meinte: „Und ich will daheim recht fleißig lernen und der lieben Mutter nie . . . . nie Kummer und Sorge machen.“

Und die blonde Eva, die küßte das Hucker'l ungezähltemale und machte ihm aus Watta ein Bettlein in einer Pappschachtel und gelobte, am nächsten sonnigen Tage das dumme Ding, das sich in seinem Unverstande verflogen, in den Park zu tragen und auf den Baum zu setzen, in dessen Krone sie die Spatzenmutter seufzen hören würde.

Und so ist es auch geschehen.

Ob aber 's Hucker'l noch lebt, das müßt ihr wirklich die Katze fragen oder den bösen Mann mit dem Schießgewehr.

Die Wahrheit allein?

Eine Erzählung von **Hans Walser.**

Da war einmal ein frommer Mann. Und dem kam eines Tages die Erleuchtung: Du mußt der Wahrheit leben. Alles was du sagst und tust, sei vom Herzensgrunde wahr. Jedes Wort, das du sprichst, muß die reine Wahrheit sein und alle Wahrheit mußt du sagen.

Er hub an, nun jedem darzutun, was er bei allem und über alles in seinem Innersten denke, und herzuzählen, wie und wann er bisher unredlich gewesen. Und er rief das alles von der Kanzel herab, denn er war Pfarrer in einer evangelischen Landgemeinde. „Alles Verderbens Ursache ist die Lüge. Jeder Wurm im Staube steht unendlich höher als der Mensch, der Wurm ist Wahrheit, der Mensch ist Lüge. Was er tut und was er sagt, was er denkt und was er fühlt, ist Lüge, und das hat ihn in Widerspruch gesetzt zur Wirklichkeit, zu allem Seienden, darum ist unselig seine Geburt, sein Leben und sein Tod. Lasset uns Menschen machen nach dem Bilde Gottes, der die Wahrheit ist. Lasset uns nichts denken, nichts sagen, nichts sein, was unserer heiligen Überzeugung nicht entspricht. Keine Macht der Welt soll uns zwingen, auch nur ein I-Pünktchen anders zu reden, als es in uns ist. Zu uns selbst und zu anderen. Wehe wird es anfangs tun, aber in keines Herzens Grund wird ein Groll zurückbleiben, in keinem Gemüte wird Mißtrauen können keimen und der Mensch wird dem Menschen zwar ernst und richtend, aber hellen treuen Auges entgegenstehen, einer wird dem andern klar auf den Grund sehen — dann muß alle Scheelsucht schwinden und alle sind vereint in dem, was wahr, was beständig,

was natürlich, was Gott ist. In unserer Gemeinde soll das erste Vorbild der Wahrheit sein, euch allen, liebe Brüder und Schwestern, werde ich sie sagen und bei mir will ich den Anfang machen." So predigte er und begann einzugestehen, wie er gegen diesen und jenen manchmal heimlich Mißgunst gehegt, wie er unter dem Scheine der Demut hochmütig gewesen, wie ihm unzüchtige Wünsche anwandelten dort, wo er die Unschuld weisen und lehren sollte und wie er nach Geld getrachtet habe unter dem Vorwand, er wirke für die ihm anvertrauten Seelen. Die Zuhörer spannten weit die Augen auf und hielten ihren Pfarrer jetzt gerade erst für einen Heiligen. Dann begann er zu sprechen, was er sich von seinen Nachbarn denke, von dem Fleischer und Bäcker, von dem Schneider und Schuster, von dem Schullehrer und Bürgermeister und von den dazugehörigen Frauen. Gleichsam mit beiden Händen hob er die schmutzige Wäsche und hielt sie hoch vor aller Augen, daß die empörten Zuhörer heftig aufstanden und die Kirche verließen. Freilich sagte er ihnen auch ihre Tugenden ins Gesicht, die Güte der Krämerin und die Schönheit der Schusterin, den Eifer des Lehrers, die Geschicklichkeit des Schlossers und das Almosengeben des Bürgermeisters; aber das half ihm nichts mehr, machte die Sache nur schlimmer, weil es alle anderen als Zurücksetzung empfanden, wenn gerade nur dieser und jener in diesem und jenem gelobt wurde.

So trieb es nun der Pfarrer so lange es ging. Seine Frau sah bereits die unheilvollen Wetter, die von allen Seiten aufstiegen und bald über das Pfarrhaus zusammenschlugen; sie beschwor ihn, einzuhalten und nicht sich selbst und seine Familie zugrunde zu richten. In dieser seiner Frau allein sah er alle Vollkommenheit, sie war stets sein Vertrauen und sein Halt gewesen, wenn er an sich und der Welt verzweifeln wollte; diese schöne, sanfte Frau, so gütig wie treu, züchtig und rein, gleichsam als Mutter noch jungfräulich, sie lag jetzt vor ihm hingesunken und weinte unversiegbare Tränen darüber, was er mit seinem Wahrheitskultus alles zerstört habe. Die Kinder hatte er blutig geschlagen, weil sie in Einfalt oder Vorwitz manchmal etwas anders sagten, als es war. Die Gemeindeinsassen, alle hatte er sie durcheinandergebracht und zwar wider seinen Willen gegeneinander gehetzt.

Die Lehre, stets nach seinen innersten Gedanken und Gefühlen, um nicht zu sagen Begierden, zu sprechen und zu handeln, hatte im Dorfe Bestien entfesselt. Mit der ganzen Gemeinde hatte der Pfarrer sich tötlich verfeindet, er konnte nicht mehr vor die Türe gehen, ohne von Mißhandlungen bedroht zu sein. Vom Oberkirchenamte stand die Absetzung bevor. Der Staatsanwalt tauchte auf; es ward behauptet, daß der Pfarrer auch gegen den Landesfürsten eine Wahrheit gesagt habe. Irrenärzte waren geschickt, um den Pfarrer zu untersuchen. Aber dieser blieb

fest bei seinem Grundsatz: Wahrheit! Für jedes Ding rücksichtslos den rechten Namen, und keinen Hinterhalt in des Herzens Falte — alles heraus!

Als das Absetzungsdekret kam, wollte es ihm keiner überbringen. Ganz merkwürdig fühlten sie sich im Banne. „Schlecht ist er ja nicht", sagten sie sich nun auf einmal, „seine schreckliche Aufrichtigkeit, sonst hat er kaum einen Fehler. Wir bekommen keinen bessern. Vielleicht wäre es wohl richtig, daß in jeder Gemeinde einer sei, der die reine Wahrheit spricht und nichts als diese, und diese immer. Und wer kann dieses Vorbild anders sein, als der Pfarrer? Und wenn er dem Herrn Jesus will nachfolgen, da darf, da kann er gar nicht anders sein. — Sie zögerten und mancher suchte seine vorherigen Beschwerden gegen ihn zu dämpfen. So begann sachte auf sie die Würde der Wahrheit und Wahrhaftigkeit zu wirken. Doch andere sagten: Was hilft's, es kann höchstens noch ein paar Monate so fortgehen, wenn man ihm ausweicht, wenn keine Taufe und kein Begräbnis ist. In der Kirche wäre es ja zu ertragen, da soll er sagen, was er will, aber außer der Kirche soll er die Leute in Ruh' lassen. Ja wohl, auf der Kanzel soll er sagen, das Stehlen sei bei Gott verboten! aber er darf nicht sagen: Du Weber dort am Pfeiler, ich glaube bestimmt, du stiehlst den Leuten Garn! Nein, das geht nicht, auch auf der Kanzel nicht, einen solchen Pfarrer kann keine Gemeinde brauchen, und wenn es die gerechteste wäre. Er muß fort!

Der Pfarrer aber blieb aufrecht und wich nicht. Die Wahrheit war sein fester Schirm. Wer bei der Wahrheit steht, der steht bei dem Wirklichen, bei den Tatsachen, die schon durch ihre Wesenheit allein in alle Ewigkeit für ihn zeugen müssen. An diesem Felsen zerschellt jeder Widersacher. Wenn jetzt in erster Wirkung der Wahrheit Zwietracht und Haß und Elend und Herzleid regieren, was bedeutet das? Endlich muß die Einsicht der Menschen aufleuchten und die aus dem Märtyrertum erstandene Wahrheit siegt. Dann hat alles Leid und alle Feindschaft ein Ende und das Himmelreich ist gekommen. — Er stand so lange, bis die Männer kamen, seine Wohnung räumten und die Sachen hinaus auf den Anger stellten. Er sah es, zuckte die Achseln und sagte gehoben: Sie können der Wahrheit nicht widersprechen, aber sie schlagen mich, weil ich die Wahrheit gesprochen habe. Die Pfarrersfrau, als sie sah, was mit ihrem Heim geschah und daß die Kinder in der nächsten Nacht unter freiem Himmel schlafen müßten, fiel auf der Stelle zusammen, und als sie sich von einer schweren Ohnmacht erholt hatte, wurde sie auf das Stroh einer Häuslerin gebracht, von dem sie nicht mehr aufstand. Ein Nervenfieber hatte sie ergriffen, und als ihre Wangen und ihre Hände glühten, schickte sie die schluchzenden Kinder nach dem Vater aus, weil sie ihm

etwas mitzuteilen hätte. Der Pfarrer war die Dorfstraße hinabgegangen, um den Leuten, die ihm standen, Wahrheit zu lehren. Nun kam er ans Bett. Als er die Glut ihrer Hand fühlte, sagte er: „O mein geliebtes Weib, wie du fieberst! Ich fürchte, du wirst sterben. Bist du mit Gott in Ordnung?"

„Bis auf eins," antwortete sie mit heller Stimme. „Mann, ich habe ein Geheimnis, das ich dir sagen soll und doch nicht sagen kann."

„Ich bitte dich im Namen der ewigen Wahrheit, sage es!"

„Mann, du erträgst es nicht."

„Habe ich mich vor der Wahrheit jemals gefürchtet?"

„Mann — noch vor unserer Vermählung — du bist nicht der erste gewesen!"

Da war er zurückgetaumelt. Da wehrte er sich vor dieser furchtbaren, dieser tödlichen Wahrheit und schrie: „Sie spricht in Fieberphantasie!" — Wieder stürzte er an ihr elendes Lager, um ein anderes Wort, eine bessere Wahrheit von ihr zu erzwingen — da lag sie in Bewußtlosigkeit und lallte nur noch Unverständliches im letzten Versinken.

Als sie tot war, lag er hinter der Hütte auf dem Steinhaufen. Das ganze Dorf wußte bereits, was die Sterbende gesagt. Man schauderte, aber niemand wagte es, mit einem guten Worte ihm nahezutreten. Er war gebrochen und merkte es kaum, wie seine drei Kinder heulten nach der Mutter. Da kam ein alter Mann des Weges, auf zwei Stecken sich stützend, es hieß, er sei beinahe hundert Jahre alt. Mit dem war der Pfarrer manchmal gern unter dem Nußbaum gesessen und hatte mit ihm geredet über hohe Dinge. Jetzt in seinem namenlosen Jammer streckte der Pfarrer die Hände nach ihm aus: „Vater Lorenz! Kommt doch her zu mir!"

Der Alte schwankte hin und ihm, der seit siebzig Jahren nicht mehr geweint hatte, war das altersblöde Auge feucht.

„Verlaßt mich nicht, Vater Lorenz. Sagt mir doch, warum ich so unglücklich habe werden müssen? Die Wahrheit! Immer habe ich gehofft, sie wird mich rechtfertigen und zum Heile führen. Und siehe, nun bricht sie hervor aus dem einzigen Menschen, auf den ich all mein Vertrauen habe gesetzt, bricht hervor wie der Blitz aus der Wolke und schlagt mich tot. Sage mir doch, Lorenz, wie kann das sein?"

„Armer Mensch," sprach nun der Greis, und sein weißes Haupt schütterte bei jedem Wort, „die Wahrheit — das war schon recht, das war schon recht. Aber die Wahrheit *allein*? Höre, was es ist, höre es, Pfarrer: *Um der Wahrheit willen hast du — der Liebe vergessen!*"

*
* *

Ein ähnliches Schicksal stellt Fritz Philippi in seinem Drama „Der Wahrheitsnarr“ dar. Ich erinnere mich daran zu dieser Zeit, da so lebhaft über die Notlüge hin- und hergesprochen und geschrieben wird, und da so viele die Notlüge unbedingt verdammen, das rücksichtslose Bekennen auch subjektiver Wahrheit für die höchste Pflicht des Menschen halten und selbst das Verschweigen der Wahrheit als Lüge erklären.

Die Tugendhaften.

Geschichte aus einem stillen Dorfe.

„Heut früh ist schon eine ins Wasser gegangen!“ wußte der Pailhofer zu erzählen, der auf dem Dorfplatze stand, nahe dem Brunnen, wo ein Fuhrmann sein Pferd wässerte und eine Magd ihren Zuber voll schöpfte. Weil sie darauf nicht achteten, des Brunnengeräusches wegen es vielleicht gar nicht gehört hatten, so sagte er es noch einmal: „Heut' früh ist eine ins Wasser gegangen.“

„Geh plausch' nit,“ antwortete der Fuhrmann. „Ins Bad vielleicht. Kann schon sein.“

„Unten bei der Klausenwehr hat sie der Gemeindediener herausgefischt!“

Schauten die am Brunnen auf. „Soll's wirklich wahr sein? Aber mein Gott, wer denn?“

Der Pailhofer hob die Achseln und ließ sie wieder fallen. „Rat einmal.“

„Unvergebens hineingefallen?“

„Zufleiß hineingesprungen. Wird schier nit anders sein.“

„Ein Weibsbild, sagst?“

„Ein junges Weibsbild.“ Er blinzelte mit einem Auge.

„Jetzt, wenn's wahr ist, so red einmal!“ rief die Magd am Brunnen.

„Daß die Weiberleut' aber schon gar so viel neugierig mögen sein!“ sagte der Pailhofer bedächtig und hub an, sich seine Pfeife zu stopfen.

„Wer soll's denn lauter sein?“ fragte der Fuhrmann mit leiser Stimme und schaute um sich.

„Eine, um die's kein Schad ist,“ antwortete der Bauer und strich mit dem Zündholz über den Hinterteil des Oberschenkels. „Hast sie eh auch gut gekannt, Fuhrmann. Hast eh auch gern dein Rössel bei ihr eingestellt.“

„Mein Rössel? Ich? Beim Traubenwirt? Wird doch d i e nit —“

„Wohl wohl! die Traubenwirtin ist ins Wasser gegangen. Maustot. Haben sie just vor einer halben Stund' in die Totenkammer getragen.“

Die Magd stand sprachlos, der Fuhrmann klatschte vor Überraschung auf sein Bein.

„Ja, warum denn?“

„Weiß man's? Der Mannsbilder wegen wird's halt hergegangen sein. Weißt es eh, wie's die hat getrieben. Ich sag, die ist gut weg.“

„O du heilige Zeit!“ rief jetzt die Magd aus. „Heißt es doch, daß die Traubenwirtin ihren Mann so gern gehabt hat.“

„Ja, und andere Männer noch lieber. Der ist jeder recht gewesen. Man hat's ja eh gesehen in ihrer Gaststuben. Alle Tag ist sie auf einem andern seinem Schoß gesessen. Das ist ein Luderl gewesen.“

Dort unter den Roßkastanien hin ging ein Mann. Ein noch junger Mann. Er hatte keinen Hut auf, sein schwarzes Haar war verworren, er ging ganz langsam, wie unentschlossen. Er ging dem Pfarrhofe zu. Die am Brunnen taten, als sähen sie ihn nicht. Es war der Traubenwirt.

Beim Pfarrer soll er mit gefalteten Händen um ein ehrliches Begräbnis gebeten haben. Sie wäre freilich nicht ganz so gewesen, wie sie hätte sein sollen, aber gern gehabt habe er sie doch. Der Arzt hätte gesagt, sie wäre ein krankes Leut gewesen, sie hätte halt so eine Natur gehabt. Einen Brief hätte man gefunden, da stehe was drinnen. Er bringe ihn, wenn der Herr Pfarrer wollt lesen.

Dieser wehrte mit der Hand ab. „Eine Selbstmörderin! Da wird nichts gebetet und nichts geläutet. Ich darf nicht und ich darf nicht.“ Da ist der Traubenwirt traurig wieder fortgegangen.

Den Brief hatte man in ihrem Zimmerkörbchen gefunden, ganz obenauf über Nadelkissen und Zwirn. Die Zeilen waren schnell und schief hingeschrieben über das Blatt, sie waren an ihren Mann gerichtet. Dieser Brief hatte dem Traubenwirt schier das Herz gespalten. Er hatte ihn dann dem Gemeindevorsteher gezeigt, mit dem er auf der Gasse zusammengetroffen. Das war ein schlanker hagerer Mann mit einer großen Glatze. Man sah diese Glatze, so oft er an einem Bildstöckl vorbeikam und seine schwarze Tuchmütze zog. Er zog sie stets sehr tief und setzte sie erst wieder auf, wenn das Heiligenbild weit dahinter lag. Er war immer glatt rasiert und das als „Burgermeister“, und er trug immer ein schwarzes Tuchgewand, weil er auch das Amt eines Kirchenvorstehers versah. An Sonn- und Feiertagen zündete er in der Kirche die Lichter an, sammelte mit dem Klingelbeutel Münzen ein; bei Wallfahrten war er Vorbeter und Vorsänger und benahm sich mit demütig vorgebeugtem Haupte stets sehr erbaulich. Diesem Manne hatte der Traubenwirt den Brief gezeigt. Der Vorsteher steckte seine Brille auf die Nase, las ihn, las ihn ein zweitesmal, dann legte er ihn langsam zusammen, steckte ihn in seine Brusttasche und sagte: „Das ist nix für die Leut. Den Brief mußt nit umeinander zeigen. Ich heb dir ihn auf.“

In der Tischlerwerkstatt hobelte der Geselle an den Sargbrettern.

„Ein Bettstattl für die Traubenwirtin!“ lachte jemand zum offenen Fenster herein. „Hast dich auch drum gekümmert, gelt?“

„Ich denk' wohl!“ brummte dieser kurz und die geringelten Späne flogen pfeifend aus dem Hobel.

Auf dem Friedhofe waren zwei Männer beschäftigt, eine Grube auszuschaufeln. Der eine hatte einen ziegelroten Vollbart, der andere einen schwarzen Schnurrbart. Ein dritter schaffte mit einem Handkarren die ausgegrabenen Steine und Knochen an den Rain hinüber. Die zwei Grabenden stützten ihre Arme manchmal auf den Spatenstiel und schauten durch die offene Tür in die nahe Totenkammer, wo auf einem Schragen die Leiche lag. Man sah aus dem Dunkeln von ihr nur die Fußsohlen der Frauenschuhe. Die Männer plauderten schmunzelnd über diese Schuhe und über die Strümpfe. Sie ergingen sich in Erinnerung „an allerhand Tummheiten,“ die ihnen heute noch Spaß zu machen schienen.

„Um die Schuh' ist's eigentlich schad',“ sagte der Rotbärtige.

„Wird sich nit viel wehren, wenn du ihr sie ausziehst.“

„Hat sich nie viel gewehrt,“ lachte der andere. „Gut, daß sie hin ist.“

Da redete der Karrenschieber drein: „Da ist's halt immereinmal lustig gewesen, gelt? Dazumal, wie du ihr beim Almwirt den Krampamperl hast aufgewartet!“

„Halt's Maul!“ fuhr ihn der Rotbärtige an.

Krampamperl, so nennt man in jener Gegend den mit gebranntem Zucker versetzten Glühwein, der bei ausgelassenen Gelagen beliebt wird, um „die Weibsbilder toll zu machen.“

Am nächsten Tage schob der Rotbärtige den Sarg aus der Totenkammer bis an den Rand der Grube hin, so knapp, daß er endlich überkippte und mit dumpfen Gepolter hinabstürzte. Zugegen war der Traubenwirt, seine alte Mutter und der Bezirkskommissär. Sonst niemand. Außerhalb der Umfriedung standen ein paar müßige Leute und machten ihrer Entrüstung Luft darüber, daß ein solches „selbstmörderisches Mensch“ in geweihter Erde begraben werde.

Nach der Einscharrung ging der Traubenwirt zum Gemeindevorsteher und verlangte von ihm den Brief zurück. Der Mann erinnerte sich zuerst nicht, von welchem Briefe die Rede sei, dann durchsuchte er seine Säcke und sagte endlich, der Wisch müsse verstreut worden sein, oder gar in den Ofen geworfen. Die Magd pflege beim Ausstauben der Kleider solches Zeug wegzutun.

Noch an demselben Tage sperrte der Traubenwirt sein Gasthaus. Aber es war um ein paar Jahr zu spät.

Im Dorfkirchhof . . .

Im Dorfkirchhof die Kreuze der Bauern
Müssen schier in die Ewigkeit dauern;
Denn auch die Jahrzehnt' und Jahrhunderte alten
Sind sorgsam wie die von gestern gehalten:
Neu eingemeißelt und eingebrannt
Die alten Sprüche von lieber Hand,
Vergoldet der Christus und Nam' und Jahr . . .
Und wie bedeutsam der Tote war . . .

„Was seid denn ihr vor der Weltgeschichte?" --
So sitzt der Professor euch zu Gerichte.
Ich aber hab's in der Chronik gelesen,
Wie hart und störrisch der Boden gewesen,
Wie der Wildbach über die Saaten gebraust,
Wie oft der Feind in der Gegend gehaust . . .
Nun grünt es und blüht es und wächst und gedeiht:
Ihr habt ein Recht auf Unsterblichkeit.

Hans Rudorff.

Michel Felder, der Bauerndichter.

„Aus meinem Leben" von Fr. M. Felder. Herausgegeben von Anton E. Schönbach. Wien. Verlag des literarischen Vereines. 1904.

Im Sommer des Jahres 1870 hat meine Wanderlust mich in den Bregenzerwald geführt, wo ich eines Abends im kleinen Gebirgsdorfe Schoppernau abrastete. Im Wirtshause daselbst gab es ein aufgeregtes Hin- und Herreden zwischen Bauern und einigen Fremden. Um einen Grabstein handelte es sich, den Fremde auf dem Kirchhof daselbst setzen und den die Gemeinde und das Pfarramt nicht annehmen wollten. Obschon er einem des Jahres vorher verstorbenen Schoppernauer Dorfinsassen vermeint war. Denn dieser Dorfinsasse war ein Sonderling bedenklichster Art gewesen. Zwar ein Hirtenbauer wie alle anderen, aber nebenbei hatte er neuzeitige Schriften gelesen, in der Gegend verbreitet, selbst verdächtige Bücher geschrieben, allerhand abwendische Einrichtungen aufgebracht, gegen die hochwürdige Geistlichkeit gearbeitet, wobei er von den Freimaurern unterstützt worden war! Bei einem solchen Menschen ist man froh, wenn ihn Gott frühzeitig abruft zur Rechenschaft, aber man setzt ihm mitten in der katholischen Totengemeinde kein Denkmal. Der Denkstein steht allerdings heute auf dem Grab, doch auch ohne seiner weiß man, daß die Freunde jenes Vorarlberger Bauerndichters und Reformators gesiegt haben, und jenes Wirtshaus, in dem damals der Verewigte so laut geschmäht worden, hat sich seither durch die Fremden, die nach dem entlegenen Alpendorfe kamen, wohl auch um Hans Michel Felders Grab zu besuchen, zu einem stattlichen Gasthof aufgeschwungen. Das jüngere Geschlecht verehrt dankbar den Mann, den die Väter verachtet hatten.

Die aus dem Volke hervorgegangenen Selbstlerner (zu deutsch Autodidakten) machen in der deutschen Geistesrepublik eine beträchtliche Zahl aus. Ganz einzig aber unter diesen Selbstlernern steht der Hirtenbauer von Schoppernau da. Daß ein Bauer, der nur seine zweiklassige Dorfschule besucht, der mit harter Bauernarbeit, mit Armut und allen erdenklichen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, dazu noch halbblind war, durch Selbstbildung sich zu einem weitschauenden abgeklärten Geiste, zu einem wahren Künstler emporgearbeitet hat, wie Michel Felder, das ist geradezu beispiellos. Wozu dann alle unsere systematisierten Literaturschulen, die auf normalem Bildungswege uns bis über die Universität hinaus verfolgen, wenn ein wahrhaft starker Geist allein aus sich heraus, nur von zufälligen Vorbildern unterstützt, ein so tiefgründiger Denker, ein so kräftiger Former, ein so vollendeter Stilist werden kann? Und das Entscheidende: die Selbstbildung dieses Mannes hat die Ursprünglichkeit seines Charakters nicht zu Tode gebildet! An Kleinigkeiten merkt man zwar, daß Felders Buch „Aus meinem Leben“ unter die Hände eines Schulmeisters geraten ist; aber einen solchen Schulmeister kann man sich gefallen lassen, er hat für das Lebendige und Werdende unserer Sprache ein menschlich fühlendes Herz. Die köstlichen Volksausdrücke, die dem hochdeutschen Stil so bewundernswert eingefügt sind, hat der gelehrte Herausgeber in Anmerkungen erklärt, nicht aber ausgebrochen, wie es manch anderen Volksdichtern von wütigen Schulmeistern schon geschehen ist. Geborene Volksdichter, selbst wenn sie noch so fehlerhaft sind, kann man einmal nicht verbessern, ohne sie zu verschlechtern.

Im Bregenzerwald, ganz hinten in einem Engtale des Hochgebirges, steht das Dorf Schoppernau. Dort wurde im Jahre 1839 einem armen, braven Hirtenbauer das Söhnlein Hans Michel geboren. Dieser Hans Michel ist selbst Hirtenbauer geworden und geblieben. Aber als solcher hat er mehrere nahezu klassische Dichterwerke verfaßt, hat sich für die gesellschaftliche und geistige Befreiung seines Volkes eingesetzt und ist, dreißig Jahre alt, als Märtyrer seiner Sache gestorben.

Seine Jugendzeit erzählt Felder selbst in dem vorliegenden Werke. Es ist eine Art Idyll, aber eins, das den Leser sehr traurig macht. Dem Hans Michel Felder fehlte zu seiner Begabung das Glück, zu seinem Erfolg ein längeres Leben. Gleich die Natur hatte ihn übel bedacht, sie gab ihm einen schwächlichen Körper und einen Sehfehler im rechten Auge. Der Knabe wurde zu einem Kurpfuscher gebracht, der — anstatt das rechte Auge zu heilen — in betrunkenem Zustande auch das linke zugrunde gerichtet hat. Also halbblind hat der Mann, von allerlei äußeren Verhältnissen gedrückt, von seltenen Widerwärtigkeiten verfolgt, seinem unbändigen Bildungsdurste zu genügen suchen müssen. Kirche, Kühe,

Kalender, Käse und Klassiker, diese fünf K umgaukelten verworren seine Jugend. Es ging wie bei allen seinen Schicksalsgenossen, bei denen in der Wüste einer verständnislosen Umgebung der erotische Keim sich entwickeln muß. Zuerst der instinktive Hang zum Lesen, zumeist ohne das Gelesene zu verstehen. Nach allem bedruckten Papier wird gefahndet, es zeigt sich Findigkeit, Bücher aufzutreiben, welcher Art immer: Gebetbücher, Erbauungen, Tierarzneibücher, selbst Stift- und Steuerbriefe werden nicht verachtet; dann Rätsel- und Schwänkesammlungen, Heiligenlegenden, Volkskalender, Ritter- und Räubergeschichten, Briefsteller, Traumausleger, Romane, Reisebeschreibungen, Bruchstücke von Klassikern, politische Parteischriften, Naturgeschichtliches, Philosophisches. Gelesen wird alles, verdaut das wenigste, und was mit einem Meßgebetbuche begann, endet oft mit atheistischem Materialismus. Aber dabei bleibt's nicht. Fremde Gedanken wecken eigene Gedanken und wecken das Bewußtsein, daß eigene Gedanken berechtigt sind, ausgesprochen zu werden. Die Seele wächst und kommt zu sich, schöne Vorstellungen ringen mit dem Alltagsjammer des Lebens, das Herz wird immer reger, voller, ungeberdiger. Aber die Ortsgenossen sind stumpf und dumpf, verlachen, meiden ihn, der anders ist, als sie — und nun beginnt die Sprache der Einsamen — das Schreiben. Bücher und Schriften ziehen vom Berufe ab, der Mann gilt für einen Taugenichts, die Kluft wird immer größer, die Gegnerschaft feindseliger, und oft ist es nur noch die Gutmütigkeit und äußere Spaßhaftigkeit des Sonderlings, die das Band nicht ganz zerreißen läßt. Im besten Falle wird so einer im Orte nicht ernst genommen, während es ihm selbst bitter ernst ist um das Menschenleben. Den guten Jungen Michel hat man eine Weile so mitlaufen lassen, hat ihn verspottet und doch gerne gehabt, hat ihn heute an sich gezogen, morgen von sich gestoßen, neugierig ihm über die Achsel in die Bücher geguckt, um neues Mißtrauen gegen ihn zu schöpfen. Zwischen dem Erleuchteten und der trägen Menge gibts keine Gemeinschaft.

In seinem 21. Lebensjahre stürzte Hans Michel bei einem Brückenbruch in die Ach. In der Lebensgefahr hatte er Gelegenheit, die Herzlosigkeit der Leute kennen zu lernen, und ein Mann, der ihn schließlich doch rettete, bekam vom Amte nicht einmal die gesetzliche Lebensrettungsprämie voll ausbezahlt; um ein Fünftel wurde der „Büchelgucker“ niedriger taxiert als ein gewöhnlicher Gaisbub. Mit 22 Jahren heiratete Hans Michel ein braves Mädchen, das auch heimlich den Dichtern ergeben war und nun schien ein glückseliges Leben anheben zu wollen. Mit der Schilderung dieser Hochzeit schließt Felder das Buch „Aus meinem Leben“. Freilich hatte er im Sinn gehabt, einen zweiten Teil folgen zu lassen, aber da begannen die schweren Widerwärtigkeiten und grimme Kämpfe, die das letzte Drittel seines Lebens ausgefüllt haben.

Der Herausgeber hat Felders Selbstbiographie mit einer glänzenden literarischen Einleitung versehen. Diese würdigt wohl Felders poetische Bedeutung, geht aber, meine ich, dem Volksmanne und Reformer aus dem Wege. Und gerade im sozialen Wollen und Wirken liegt die Eigenart, Größe und der Schlüssel zur dichterischen Kraft des merkwürdigen Mannes. Wer Sanders Werk: „Das Leben Felders, des Bauers, Dichters und Volksmannes aus dem Bregenzerwalde" (1876) nicht kennt, aus diesem neuen Buche, das von manchen eine Biographie genannt wird, erfährt er nichts von den Taten und Schicksalen des Helden in seinen reifen Jahren. Der Herausgeber hat eine vollständige Biographie ja nicht liefern wollen; er wollte mit seinem Kommentar nur die Jugendgeschichte begleiten, so weit sie von Felder selbst vorliegt.

Aber erst nach Abschluß dieser Jugendgeschichte beginnt Felders Leben großzügig zu werden.

Infolge seiner Erfahrungen und seines weiteren Weltblickes, aber wohl auch seiner verbitterten Seele, die ursprünglich so kindlich harmlos und heiter gewesen, hatte der Schoppernauer Hirtenbauer manchen Hieb geführt gegen Verrottung in Leben und Wirtschaft und auch gegen Entartungen der Kirche. Vielleicht ließ er im Gefühle erlittenen Unrechtes sich zu weit hinreißen, denn in einem Dichterherzen trägt nicht bloß guter, sondern auch böser Same hundertfältige Frucht. Aber die Not der Zeit verlangte Taten. Felder ließ sich in soziale Bestrebungen ein. So suchte er einen Käsehandlungsverein für den Bregenzerwald ins Leben zu rufen, dann gründete er eine Schoppernauer Viehversicherungsgesellschaft, regte zur „Genossenschaft der Stickerinnen" an, zu einem „Landwirtschaftlichen Zweigverein", zur Errichtung einer Volksbibliothek für den Bregenzerwald. Seine Pläne standen auf sozialdemokratischem Grunde. Das weckte in jenen Tagen der Gärung und Unzufriedenheit manche schlummernde Neigung. Das Mißtrauen seiner Mitbauern schlug allmählich in Vertrauen um und er gewann einen großen Anhang. Oft war seine Stube voll von Bauern, denen er Zeitschriften vorlas, mit denen er den Lassalle studierte. „Beten, wenn es läut' und zahlen, wenn es gebeut," war bisher Bauernregel gewesen. Jetzt hieß es: „Arbeite und wehr dich!" — Die Behörden waren von diesem sonderbaren Bauerngeiste nicht entzückt; die Geistlichkeit noch entschiedener erklärte dem neuen Propheten den Krieg. An den alten, von Kindheit auf ihm vertrauten gütigen Pfarrer hatte er sich liebevoll angeschlossen; der neue war ein harter Eiferer, gegen den trat er auf. Und nun erhob sich das Gerücht, der Felder beziehe von Freimaurern Geld und müsse dafür im Lande den katholischen Glauben abbringen. Geld war aus Deutschland allerdings gekommen, es war das Honorar für Erzählungen, das Felder von der „Gartenlaube" und anderen Blättern erhielt. Denn draußen im Reich

hatte sein literarisches Talent schon Freunde gefunden. Das steigerte freilich seinen Mut und verschärfte daheim den Gegensatz. An Sonntagen deuteten die aufgehetzten Schoppernauer mit Fingern auf den „Irrlehrer“, den „Antichrist“. Der Vater des Pfarrers riet, man möge dem Halbblinden auch das eine gesunde Auge ausreißen, denn er sei der Sonne Gottes nicht wert. Tabakkauende Bauernburschen drohten ihm mit dem Totschlagen, und sein Haus, sagten sie, stünde schon lange nicht mehr, wenn man es allein verbrennen könnte! Diesem Pöbel gegenüber stand Michel Felder allein mit Weib und Kind, und einer alten, trostlosen Mutter, mitten in seiner Armut.

Im Frühjahre 1867 floh er, von seinem treuen Weibe begleitet, nach Bludenz zu einem Schwager. Dann ging er nach Deutschland, wo ihn Gönner aufnahmen, Bewunderer umschwärmten, bis er von Heimweh nach der Familie und den Bergen erfaßt, wieder zurückkehrte in sein liebes, gegen ihn so feindseliges Land. Wie schon so oft, nahm er sich nun wieder vor, um alle Weltverbesserung sich nicht mehr zu kümmern, nur seinem Bauernberufe zu leben, wie er tatsächlich einmal alle seine Schriften verbrannt hatte, daß ihn nichts mehr locke und beunruhige. Doch immer wieder riß sein heißes Herz, vielleicht nun mit auch der Ehrgeiz ihn zu sozialistischen Bestrebungen hin. — Dieser beständige Kampf mit sich selbst im Vereine mit den nimmer ruhenden Anfeindungen von außen hatte denn seine Lebenskraft aufgezehrt. Sein Halt war noch das treue Weib gewesen, und als er 1868 dieses durch den Tod verlor, was seine Nachbarn als eine wohlverdiente Strafe Gottes erklärten, war es auch um ihn geschehen. Ein Jahr später schaufelten die Wäldler lieblos das Grab des Mannes zu, der seinen Heimatsgenossen geistig und wirtschaftlich ein besseres Los hatte schaffen wollen.

Erst wer diese Leidensgeschichte kennt, wird in vorliegender Idylle „Aus meinem Leben“ auch das Tiefe und Tragische ganz erfassen. Durchaus nicht die Bücherfreude, das „Literarische“ war dem Hans Michel Felder die Hauptsache geblieben, er wollte vor allem etwas Tüchtiges, Praktisches, Aufklärendes und Befreiendes leisten. In bezug auf meisterhafte Form und innere Entwicklung des Helden könnte man Felders Jugendgeschichte mit Kellers „Grünem Heinrich“ vergleichen, nur ist in Felders einfacher Gestalt viel mehr Tüchtigkeit und in seinem Geschick eine unvergleichlich größere Tragik, als in Heinrich Lee. Und während Keller Wahrheit und Dichtung bot, gibt Felder Wahrheit allein. Wahrheit ohne Selbstbetrug und Selbstbeschönigung, ein strenges Insgerichtgehen mit sich selbst, ein heißer Drang, nicht etwa in Kunst und Philosophie, vielmehr im herben Leben etwas Rechtes zu leisten.

Freilich, die Spuren seines sozialen Wirkens liegen nicht so offen da, als seine Schriften. Unter diesen nennt man: „Nümamüller und

das Schwarzakaspale", „Die Sonderlinge", „Arm und Reich" und besonders „Aus meinem Leben". Die endliche Herausgabe des letzteren ist ein Verdienst Schönbachs. Ich hoffe, daß unser berühmter Literarhistoriker auch die Wiederherausgabe der übrigen Schriften veranlassen und leiten wird.

Will der Deutsche seine Dorfliteratur buchen, die Kulturgeschichte seiner Älpler schreiben, die genialen Sonderlinge seines Volkes zählen, so wird er den Vorarlberger Bauerndichter nicht übersehen dürfen. R.

Ein Schulmann.

Nachruf von **Josef Allram.**

In der Zeit des Schulaufschwunges drängten viele Lehrer aus den deutschen Gauen Österreichs nach Wien. Dorthin waren aller Augen gerichtet. Denn in der Kaiserstadt machten sich die Segnungen des Reichsvolksschulgesetzes zuerst geltend und jeden strebsamen Jünger Pestalozzis zog es mächtig in den Bannkreis der Lehrerführer Dittes, Mair, Bobies, Kohler, Jessen und der anderen Verkünder der Lehren Diesterwegs. Ein starkes Fähnlein hatte sich auch aus der Steiermark eingefunden und es waren recht brave Schulmeister, die sie uns über den Semmering geschickt hatten. Ich nenne nur den singlustigen Großbauer, der seinen Tenor im Schubertbund erschallen ließ, den wackeren Mikusch, den wanderfrohen Touristen Spitzer Andreas und Kaspar Hans, ferners die wackeren Kollegen Raimund Gotthard, Schmid-Jörg, Gaar Willi, Gailhofer Rudolf, Kopecny Leopold, Großschedl Ludwig, Ehrlich Franz und nicht als letzten Franz Buchneder, den Sohn der Hohen Veitsch und des Mürztales. In Veitsch war er zu Hause und im Mürztale hatte er sich die ersten pädagogischen Sporen verdient. Zuerst in Wartberg, dann in Judenburg und 1870 in Donawitz, von wo er zwei Jahre später nach Wien übersiedelte.

Der junge Schulmeister brachte aus den steirischen Bergen einen Rucksack voll Belobungsdekrete und ein Herz voll Heimatliebe mit in den neuen Wirkungskreis. Seine Eltern waren kreuzbrave Müllersleute und ließen ihren Franzl schweren Herzens ziehen. Der guaten Muada ging es besonders nahe und sie wurde erst dann ruhiger, als sie sich durch öftere Besuche überzeugte, daß die leichtlebige Wienerstadt die festen Grundsätze ihres Sohnes nicht erschüttern konnte. Buchneder blieb seinen Lieben und seiner Heimat getreu. Er war ein Steirer vom Scheitel bis zur Sohle, in Sprache und Geberde, und war stolz auf die Erfolge seiner Landsleute. „Wieder ein Steirer," pflegte er zu sagen, wenn

einem daheim oder in der Fremde etwas gelang. Da zählte er die berühmten Dichter, Komponisten, Maler, Bildhauer, Schauspieler, Ärzte, Juristen, Gelehrten zc. der Reihe nach her und sang dazu das Lied vom Dachstein oder das „Bübl vom steirischen Landl". Und wenn einer stoansteirisch jodelte, da ging sein Herz auf und voll Begeisterung stimmte er mit ein in das tönende Lob der heimatlichen Berge. Diese Heimatliebe zog ihn immer wieder in die Veitsch zurück, und wenn er einem armen Landsmanne in Wien helfen konnte, so tat er es vom Herzen gern. Buchneder war Mitglied vieler Vereinigungen, am liebsten gehörte er der Wiener Steirerrunde an, wo er ein ganz anderer Mensch wurde, denn sein Beruf und das Bestreben, die zahllosen Wünsche seiner Vorgesetzten bis ins Detail zu erfüllen, hatten aus dem freien Sohne der Steiermark ein Opfer treuer Pflichterfüllung gemacht, einen mit Arbeit überbürdeten Schulmann, der in der Ausübung seines Dienstes auf sich selbst vergaß. Und so holte ihn der Tod direkt vom Schreibtisch weg, als Buchneder sich eben für den Nürnberger hygienischen Kongreß vorbereitete, auf dem er einen Vortrag über „Reinigung der Schulhäuser" hätte halten sollen. Auf die Mängel in der eigenen Haut hatte er im Drange der Geschäfte vergessen, bis ihn die Schmerzen aufs Krankenlager warfen. Mittags sprach ich ihm noch Trost zu, abends mußte er bereits operiert werden — und in acht Tagen haben wir ihn auf dem Veitscher Friedhofe begraben.

Buchneders letzte Fahrt von Wien bis zum neuen Schulhause in Veitsch, wo er aufgebahrt worden war, gestaltete sich zu einer imposanten Trauerkundgebung, die nur einem Manne von solcher Bedeutung zuteil wird. Als der Schubertbund bei der Einsegnung in Wien dem treuen Mitgliede den Abschiedsgruß sang, sah ich manch wetterharten Kameraden weinen, und als Kollege Rötzer am offenen Grabe sprach, da blieb kein Auge trocken. „Steirerland", sagte er „nun hast du deinen treuen Sohn wieder. Hier stehen wir, Franz Buchneder, deine Freunde und Verwandten, Landsleute, Kollegen, Eltern und Kinder und weinen um dich, den edlen Mann, der uns so früh und jählings entrissen wurde. Du warst eine Zierde deines Standes und hast dir um das vaterländische Schulwesen unvergängliche Verdienste erworben. Du warst ein echtes Veitscherkind, das seine Heimat über alles liebte. Wir haben dich in die heimatliche Erde gesenkt, weil wir wissen, daß du nur hier jene Ruhe finden wirst, die du dir in deinem rastlosen Leben nie gegönnt hast. Im Auftrage des Lehrkörpers deiner Schule, die du zu so hohem Ansehen gebracht hast, im Namen der Schuljugend, der du dein ganzes Leben geweiht hast, und in Vertretung deiner zahlreichen Wiener Freunde und Kollegen sind wir deinem Sarge bis hierher gefolgt, um Abschied von dir zu nehmen. Hier rufen wir dir aus schmerzerfülltem Herzen

die letzten Grüße aus der Kaiserstadt zu. — Schlafe sanft, geliebter Freund! An dieser heiligen Stätte geloben wir, dein edles Angedenken stets in Ehren zu halten."

In der neuen Schule zu Veitsch wird ein Brief Buchneders aufbewahrt, der das pädagogische Kredo des Verstorbenen enthält. „Möge das neue Haus," heißt es darin, „der heranwachsenden Jugend immerdar sein: eine feste Burg der Religiosität, der Kaisertreue und der Vaterlandsliebe, eine Pflanzstätte der biederen Einfachheit und Rechtschaffenheit, ein treuer Hüter und Förderer der alten guten Sitten und Gebräuche, der urständigen Charaktertüchtigkeit, ein Schutz und Schirm der emsigen Arbeit und der treuen Pflichterfüllung, ein weihevolles Heiligtum der Begeisterung für alles Wahre, Gute und Schöne. Als mir Buchneder voll Begeisterung von dem neuen Schulpalaste in seiner Heimat erzählte, sagte er zum Schlusse: „Und am besten hat mir der Weihespruch eines heimischen Dichters gefallen:

Wir weihen dies Haus in stürmischer Zeit.
Die Geister gären und liegen in Streit.
Die Seelen sinken und suchen nach Licht,
Durchwühlen den Erdball und finden es nicht.
Wir weihen dies Haus dem göttlichen Geist,
Der wieder die Menschheit gen Himmel weist."

Dabei bedauerte er die Zerfahrenheit unserer politischen Verhältnisse, die sich leider auch im Schulwesen bemerkbar macht. Wir vermissen die feste leitende Hand und das einheitliche Streben nach vorwärts. Man läßt im weiten Österreich Unterschiede in der Schulbildung herauswachsen, die ganz und gar den Zwecken und Zielen des Reichsvolksschulgesetzes widerstreiten. Wo die Regierung vollsten Stillstand und Rückschritt sieht, ist sie durchaus nicht sofort bei der Hand, um mit allem Nachdruck diesem Krebsübel zu steuern; sie läßt es ruhig anwachsen, ja unheilbar werden. Gehören einzelne Teile der Alpenländer etwa nicht zu Österreich, nicht zum Gesamtvaterlande, daß man ihr Schulwesen vielfach vernachlässigt? Die Schule mag ein Politikum bleiben, aber sie darf hierbei kein Versuchsobjekt werden für Rückschrittler, sondern sie muß, weil es die Machtstellung des Staates mit zwingender Notwendigkeit erheischt, ein Gegenstand unausgesetzter Fürsorge unter Bekundung des wärmsten Interesses für die Pflege vernünftigen Fortschrittes und zeitgemäßer einheitlicher Entwicklung werden und bleiben. Möge bald der Mann gefunden werden, dem es gegönnt ist, diesem hohen und edlen Ziele seine eifrigste Sorge dauernd zuwenden zu können! Nur so könnte Österreichs Schulwesen und damit dem Staate selbst wiederum Heil erblühen; nur so könnte auch endlich der widerliche Druck materiellen Elends von der Lehrerschaft genommen werden, der wie ein Alp auf unserem Volksschulwesen lastet, und dessen zeitgemäßen Fortschritt in unverantwortlichster Weise hemmt.

Buchneder hatte sich durch eifriges Selbststudium ein umfassendes Wissen erworben, das er stets in den Dienst der Schule stellte. Sein immenser Fleiß und seine peinliche Gewissenhaftigkeit wurden auch anerkannt. Im Jahre 1884 zum Oberlehrer der Knabenvolksschule in der Phorusgasse ernannt, verstand er es, diese Anstalt zu einer wahren Musterschule zu erheben, die wiederholt von in- und ausländischen Schulmännern besichtigt wurde. Für sein außerordentliches ersprießliches Wirken im Schuldienste wurde ihm der Direktortitel verliehen, eine Auszeichnung, die dem verdienstvollen Schulmanne in verhältnismäßig jungen Jahren zuteil geworden war. Er unternahm auch mehrere größere Studienreisen ins Ausland. So beteiligte sich Buchneder im Jahre 1894 am internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie in Budapest. Zwei Jahre darauf bereiste er zehn hervorragende deutsche Städte zum Studium der auf dem Gebiete der Schulhygiene vorhandenen Vorkehrungen. Im Auftrage des Wiener Stadtrates begab sich Direktor Buchneder im Jahre 1900 zur Weltausstellung nach Paris, während welcher ein internationaler Unterrichtskongreß abgehalten wurde. Das Ergebnis dieser Reise legte er in dem Berichte „Paris und Wien“ nieder, dessen Veröffentlichung der Verfasser leider nicht mehr erlebt hat. Doch wurden seine Leistungen anerkannt und das französische Unterrichtsministerium hielt die vielen Anregungen Buchneders für so wertvoll, daß es ihm eine seiner höchsten Auszeichnungen zu teil werden ließ. Er erhielt den „Palmenorden“ mit dem Ehrentitel eines „Officier d'académie française‘. Es war die erste derartige Auszeichnung für den verdienstvollen Pädagogen und daß dieselbe aus der Fremde kommen mußte, beweist wiederum, wie wenig der Prophet im Vaterlande gilt. Wenn man seiner bedurfte, wußte man ihn schon zu finden. Sein Name war unter den Experten und Delegierten bei Enqueten, Kommissionen und Konferenzen oft zu lesen. Zuletzt bei der Orthographie-Enquete, wo er für die weitestgehenden Vereinfachungen eingetreten ist.

Ein besonderes Ehrenblatt verdienen Buchneders Bestrebungen auf humanitärem Gebiete. Als echter Jünger Pestalozzis galt da sein Grundsatz: Alles für andere, für sich selber nichts. Er verwaltete mehrere Schulkassen und Schülerladen, die er in bester Ordnung zurückließ; leer war nur seine eigene Kasse, die für jeden guten Zweck offen stand. Wie oft habe ich ihn animiert, er möge sich dieses oder jenes Theaterstück ansehen oder ein Konzert anhören. „Ich habe keine Zeit und kein Geld,“ war gewöhnlich seine Antwort, dann verschwand er wieder unter den Katalogen, Heften, Akten und Geschäftsbüchern. Einmal gelang es mir aber doch, ihn aus seiner Kanzlei zu locken. Ich gab ihm „Die Politiker“ von Rudolf Hewel zu lesen und am nächsten Tag war er schon im Raimundtheater. Auf meine Frage, wie er sich unterhalten

habe, sagte er ganz aufgeräumt: „Ausgezeichnet. Ich sah viele Bekannte im Publikum — und auf der Bühne.“

Buchneder war nicht verheiratet. Auch dazu hatte er sich nicht Zeit genommen. Madame Pädagogik ließ keine andere Frau ins Haus. Doch war er ein Verehrer schöner Frauen und im Parteienverkehr stets zuvorkommend. Einmal brachte ihn aber ein weiblicher Besuch doch in Verlegenheit. Da kam ein Mädchen in seine Klasse und ließ sich in einer Bank häuslich nieder. Der Direktor war der Meinung, daß es die Schwester eines Schülers sei und führte das Kind von Klasse zu Klasse. Es wurde aber nirgends agnosziert und zum Schlusse mußte der Schuldiener auf die Suche geschickt werden, der alsbald mit einer Frau aus der Nachbarschaft kam. Diese nahm das Kind in Empfang und erklärte dem überraschten Direktor, daß es kein Mädchen sondern ein Knabe sei, der allerdings noch den Kittel trage. „Aber das kommt davon, weil's selber kane Kinder hab'n,“ schloß die resolute Frau ihre Standrede unter beifälligem Nicken von Seite des Direktors. Ein anderes Mal wurden ihm zwei Abc-Schützen gebracht, aus denen kein Wort herauszubringen war. „Aha, zwei Taubstumme,“ dachte sich der Schulmann und wendete sofort seine beim Taubstummenkurs gewonnene Methode an. Vergeblich, die zwei Stummerl blieben still. Da setzte er sie zusammen in eine Bank und überließ sie ihrem Schicksale. Und siehe da, die beiden Schicksalsgenossen begannen sofort zu schwätzen, aber nicht deutsch, sondern tschechisch. Es waren zwei Böhm aus dem Nachbarbezirke Favoriten, wo es noch mehr Vertreter dieser Nation geben soll. Aber er hat auch diese Herzen gewonnen und dann, als ich den Buben das Erinnerungsbild übergab, welches der Lehrkörper für die Kinder der Schule herstellen ließ, da trübten sich ihre Augen und sie sagten traurig: Armer pane Direktor!“

Ich schließe diesen Nachruf mit den Worten eines Vaters, der den Lehrer seines Kindes schätzen lernte: Buchneder war ein echter Kinderfreund, ein Schulmann in des Wortes verklärtester Bedeutung, der das Wort des Heilandes: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!“ menschlich erweitert, indem er selbst zu ihnen ging. Er war das Muster treuer Pflichterfüllung, ein Vorbild für Eltern und Kollegen, kurz eine echte Waldschulmeisternatur, von der das Wort gilt:

Echte Begeisterung muß dich tragen,
Willst du des Standes Schatten verjagen;
Die klare Sonne, sie scheint dir nicht,
Mangelt die Liebe zu deiner Pflicht.

Wie ein Japaner von der Christenheit enttäuscht worden ist.

Vor kurzem hat der Heimgärtner von einem Freunde im deutschen Norden ein merkwürdiges Büchlein zugeschickt erhalten, doppelt wirksam jetzt, da wir uns mit den sich entfaltenden Japanern bekannt machen müssen. In dem Büchlein: „Wie ich ein Christ wurde, Bekenntnisse eines Japaners Kanso Utschimura“ (Stuttgart, D. Gundert, 1904) erzählt ein junger Japaner seine Bekehrung durch christliche Missionäre, seine religiöse Entwickelung, seine Rückfälle, seine religiösen Erlebnisse in Amerika, seine Entrüstung und den endlichen Sieg seiner wunderbaren Gläubigkeit. Wenn dieses Seelenbild auch nicht gerade typisch sein mag für die zum Christentum bekehrten Mongolen, so zeigt es uns doch den japanischen Geist anders, als er uns sonst gerne dargestellt wird. Das Büchlein kann uns die Japaner sehr lieb machen; das, was es von der japanischen Seele aufzeigt, kommt dem besten gleich, was unsere westliche Kultur überhaupt gezeitigt hat.

Nun gibt es in dem Buche ein Kapitel, wie der junge bekehrte Japaner sich freut, nach Amerika, ins Land der Christenheit zu kommen, wie er in diesem Lande die höchst sittliche Lebensführung erwartet und wie schwer er enttäuscht worden ist. Später hat er allerdings auch die guten Seiten der christlichen Kultur erkannt. Des ersten frischen Eindrucks voll schreibt Kanso Utschimura das folgende:

Daß ich die christlichen und englisch redenden Völker mit besonderer Ehrfurcht betrachtete, war wohl bei mir eine entschuldbare Schwäche. Es war dieselbe Schwäche, die den großen Friedrich von Preußen zu einem sklavischen Anbeter alles Französischen machte. Ich hatte alles Edle, Nützliche und Erhebende durch Vermittlung der englischen Sprache gelernt. Ich las meine Bibel englisch, Barnes Bibelerklärungen waren englisch; John Howard, Washington und Webster[1]) waren von englischer Abstammung. Einen englischen Schundroman hatte ich nie in der Hand gehabt und gemeine Wörter der englischen Sprache waren mir gänzlich unbekannt. Das christliche Amerika mußte meiner Ansicht nach erhaben, fromm, puritanisch sein. In der Sprache mußte man viele Anklänge ans Hebräische hören und die Straßen mußten von Alleluja und Amen wiederhallen.

Ich hatte freilich aus guter Quelle gehört, daß in Amerika das Geld alles in allem sei und der allmächtige Dollar dort angebetet werde, daß die Rassenvorurteile sehr stark seien und daß der gelbe Mann mit den mandelförmigen Augen verspottet, ja von den Hunden angebellt werde. Solche Behauptungen erschienen mir aber ganz unglaublich. Das Vater-

[1]) Der Verfasser eines berühmten Wörterbuches. Geb. 1758 in Hartfort, Connecticut, † 1843.

land Abraham Lincolns[1]) und Stephen Girards[2]) konnte doch nicht ein Land des Mammondienstes und der Rassenfeindschaft sein. Wenn ich's mit eigenen Augen sähe, dachte ich, würde es mir ganz anders erscheinen. So stark war mein Glaube an das, was ich von der Überlegenheit der christlichen Zivilisation über die heidnische gelesen und gehört hatte. Ich meinte, Amerika müsse eine Art von Heiligem Land sein.

Am 24. November 1884 bei Tagesanbruch erblickten meine entzückten Augen zum ersten Male das Land der Christenheit. Ich stieg noch einmal hinunter in meine Kabine im Zwischendeck und warf mich auf die Knie. Der Augenblick war zu ernst für mich; ich konnte mich nicht unter die aufgeregte Menge auf dem Deck mischen. Als die flache Küste deutlicher wurde, überwältigte mich das Gefühl der Dankbarkeit, daß nun meine Träume erfüllt waren, und Tränen enströmten meinen Augen. Bald fuhren wir durch das Goldene Tor, und die Kamine und Masten, die ich nun erblickte, erschienen mir wie lauter gen Himmel deutende Kirchtürme.

Wir landeten und wir etliche zwanzig Japaner fuhren in einen Gasthof, der einem Irländer gehörte. Es hieß von ihm, er sei immer besonders gut gegen meine Volksgenossen. Meine Bekanntschaft mit der kaukasischen Rasse hatte sich bisher fast ausschließlich auf Missionäre beschränkt. Ich meinte jetzt, alle Leute, denen ich begegnete, seien Boten des Evangeliums und hätten einen hohen christlichen Beruf; es war mir, als wandelte ich unter der Gemeinde der Erstgeborenen. Nur ganz allmählich konnte ich mich von dieser kindlichen Anschauung frei machen. Hebräische Wörter hörte ich allerdings genug. Jedermann hatte einen biblichen Namen, selbst die Pferde. Worte, die wir nur mit Ernst und Ehrfurcht auszusprechen pflegten, sind auf den Lippen von Arbeitern, Kutschern, Schuhputzern und Leuten von höhern Berufsarten, denn auf jeden kleinen Verstoß folgt ein Fluch. In einem Gasthof fragten wir einen anständig aussehenden Herrn, was er von Cleveland, dem neuerwählten Präsidenten halte. Er antwortete: „Bei Gott, ich versichere Sie, er ist ein Teufel.“ Wir fuhren in einem Auswandererzug nach Osten und als der Zug plötzlich mit einem starken Ruck hielt, so daß wir fast von den Bänken fielen, rief einer unserer Reisegefährten ärgerlich: „Jesus Christus!“ und stampfte dabei mit dem Fuß. Dergleichen Dinge waren uns etwas ganz Neues; ich merkte bald, welche Entweihung des Heiligen ihnen zugrunde lag. Ich hatte früher nie recht verstanden, wozu das zweite Gebot gegeben war. Jetzt verstand ich's.

[1]) Geb. 1809, von 1860—1865 Präsident der Vereinigten Staaten; Gegner der Sklaverei; führte den Krieg der Nordstaaten gegen die Südstaaten bis zu deren Niederwerfung. Wurde 1865 ermordet.

[2]) 1750—1831. Wurde in Frankreich geboren, erwarb in Amerika ein großes Vermögen und gründete damit das Girard-Kollege in Philadelphia, eine der größten Erziehungsanstalten der Welt.

Daß das Geld die größte Macht in Amerika ist, lernten wir auch durch die Erfahrung. Gleich nach unserer Ankunft in San Francisco mußte unser Glaube an die christliche Zivilisation eine harte Probe bestehen, denn einem von uns wurde sein Geldbeutel mit einem Vierdollarstück darin gestohlen. „Taschendiebe unter Christen wie unter Heiden,“ sagten wir warnend zueinander, und während wir unseren bestohlenen Bruder trösteten, sagte eine alte Dame, die sich unser Unglück sehr zu Herzen nahm, wir sollten nur vorsichtig sein, denn es gäbe in ihrem Land ebensogut wie anderswo Taschendiebe, Einbrecher, Straßenräuber und andere Spitzbuben und Übeltäter. Wir erfuhren später, daß jene Dame glaubte, alle Menschen, auch die bösen, würden schließlich selig. Wir wünschten aber nur, der Schelm, der uns das Vierdollarstück gestohlen hatte, möchte endgiltig in die Hölle kommen.

Doch erst in Chicago lernten wir recht den Mammonsdienst kennen. Wir waren vier Tage in einem Auswandererzug umhergeschüttelt worden und stärkten uns nun in der Bahnhofwirtschaft; zugleich gedachten wir dankbar dessen, der unsere Seelen stärkte. Als die schwarzen, wollhaarigen Kellner sahen, daß wir zu Tische beteten, klopfte uns einer auf die Schulter und sagte: „Ihr sein gutte Männer, ihr.“ Wir sagten ihnen von unsrem Glauben, denn wir dachten, wir müßten uns buchstäblich nach Matth. 10, 32 halten. Da sagten sie uns, sie seien alle Methodisten und die allgemeine Ausbreitung des Reiches Gottes liege ihnen sehr am Herzen. Bald erschien ein weiterer Hamite, den sie uns als den Diakonen ihrer Gemeinde vorstellten. Er war sehr freundlich gegen uns und hörte mit anscheinender Teilnahme, was wir ihm von der Ausbreitung unseres beiderseitigen Glaubens in Japan erzählten. Wir tauschten auch unsere guten Wünsche und Ermahnungen für die Sache unseres gemeinsamen Herrn und Meisters aus. Während der zwei Stunden bis zu unserer Abreise war er um uns. Dann nahm er unser Handgepäck und folgte uns sorgend und aufmerksam bis an die Stelle, wo wir unsere Fahrkarten vorweisen mußten. Mit vielem Dank streckten wir unsere Hände nach unseren Sachen aus, um sie an uns zu nehmen. Aber so war's nicht gemeint. Unser Methodisten-Diakon reichte seine schwarze Hand her und sagte: „Gib Sie mir auch was.“ Ohne dieses „Was“ hätte er uns unser Gepäck nicht ausgeliefert. Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben, wir hatten keine Zeit zum Streiten. So gaben wir ihm jeder ein Fünfzigcentstück und eilten mit unseren Sachen in den Wagen. Da sahen wir einander erstaunt an und sagten: „Hier ist ja sogar die christliche Liebe um Geld feil.“ Seither trauten wir den freundlichen Worten schwarzer Diakonen nicht mehr.

Ein Jahr nachher wurde mir auf einem Flußdampfer mein seidener Regenschirm gestohlen. Der Dampfer war prachtvoll eingerichtet und es

wurde schöne Musik gemacht. Ich, in meiner heidnischen Unschuld, ließ mir nicht träumen, daß auch hier die Schurkerei verborgen sei. Mein Unglück betrübte mich so sehr, daß ich das erste und letzte Mal in meinem Leben um die Verdammung des abscheulichen Teufels betete, der einen heimatlosen Fremden seines Schutzes gegen das Unwetter beraubt hatte. Vor vierzehnhundert Jahren hatte die chinesische Zivilisation solche Zustände herbeigeführt, daß sich niemand etwas aneignete, was auf der Straße verloren wurde. Und hier auf dem christlichen Wasser, in einem schwimmenden Palast, unter den Klängen von Händels und Mendelssohns Musik, war die Habe so unsicher wie in einer Räuberhöhle.

Diese Unsicherheit war uns wirklich etwas ganz Ungewohntes. Wie viele Schlüssel diese Christen brauchen! Daheim in unseren heidnischen Häusern braucht man fast keine Schlüssel. Die Häuser stehen in der Regel für jedermann offen. Katzen gehen nach Belieben ein und aus, und die Menschen legen sich schlafen, so daß ihnen der Wind ins Gesicht weht. Niemals fällt's uns ein zu fürchten, daß Dienstboten oder Nachbarn uns unsere Sachen nehmen könnten. Aber in der Christenheit ist's ganz anders. Nicht nur Geldschränke sind verschlossen, sondern auch Türen und Fenster, Kisten und Kasten, Schubladen, Eisschränke und Zuckerdosen. Die Hausfrau hat, während sie ihre Geschäfte besorgt, einen klappernden Schlüsselbund an ihrem Gürtel hängen; der Junggeselle, der abends heimkommt, muß aus einem Haufen von zwanzig oder dreißig Schlüsseln den heraussuchen, der ihm sein einsames Gemach öffnet. Alles am und im Haus ist verschlossen, als ob der Diebsgeist in der Luft läge. In Japan haben wir ein Sprichwort, das wohl ein besonders argwöhnischer Mensch ersonnen hat: „Wenn du ein Licht siehst, so denke, es sei ein Feuer, das all deine Habe verzehren kann; wenn du einen Menschen siehst, so denke, er sei ein Räuber, der dir alles nehmen kann, was du hast.“ Nirgends lebt man so buchstäblich nach diesem Sprichwort, wie in einem wohlverschlossenen amerikanischen Haushalt. Ehrliche Heiden zweifeln ernstlich daran, ob eine Zivilisation, die steinerne Keller und Gewölbe braucht und diese von Bullenbeißern und Schutzleuten bewachen läßt, wirklich den Namen einer christlichen Zivilisation verdient.

In nichts aber schien mir das Christentum dem Heidentum ähnlicher, als in den starken Rassenvorurteilen seiner Bekenner. Noch jetzt sind die kupferfarbenen Kinder des Waldes, denen man durch grausame und unmenschliche Mittel ihr Land entrissen hat, in den Augen eines gewöhnlichen Amerikaners nicht besser als die Büffel und die Bergschafe, die man nach Belieben fangen und jagen darf. Was nun die zehn Millionen Hamiten anlangt, die die Amerikaner von Afrika einführten, wie man jetzt Stiere und Kühe einführt, so hat man ihnen vor etlichen dreißig Jahren viel Teilnahme und christliche Bruderliebe erwiesen. Fünf-

hundert tausend aus der Blüte des Volkes — als erster der edle John Brown[1]) — sind hingeschlachtet worden als Sühne für das Verbrechen, daß ihr Volk mit Gottes Ebenbild Handel getrieben hat. Aber jetzt lassen sich zwar die Amerikaner so weit herab, daß sie in der Straßenbahn mit den Schwarzen fahren, doch im übrigen halten sie sich in ihrem Stolz auf die Abstammung von Japhet noch möglichst ferne von der Rasse, deren Freiheit sie mit ihrem Blut erkauft haben. In einer Stadt in Delaware, wo ich einen Freund besuchte, fand ich, daß die Neger einen besonderen Stadtteil bewohnten. Als ich zu meinem Freund sagte, solch eine scharfe Rassentrennung komme mir heidnisch vor, antwortete er, er möchte lieber ein Heide sein und fern von den Negern wohnen, als ein Christ und unter ihnen leben.

So stark und unchristlich aber auch die Abneigung der Amerikaner gegen die Indianer und Neger ist, so ist das noch nichts im Vergleich mit dem Widerwillen und dem Vorurteil, das sie gegen die Söhne Chinas hegen. Dergleichen ist uns unter Heiden nie vorgekommen. Das Land, das seine Missionäre nach China sendet, um dessen Söhne und Töchter von der Irrlehre des Konfuzius und dem Aberglauben des Buddha zum Christentum zu bekehren — dasselbe Land verabscheut auch den Schatten eines Chinesen auf seinem Boden. Wo hat man je von einem solchen Widerspruch gehört?

Es sind, wie man mir sagt, drei Gründe, warum die Amerikaner die Chinesen nicht leiden können.

Erstens: Sie nehmen ihre Ersparnisse mit nach China und tragen so das Geld aus dem Land. Sie sollen also all ihren Verdienst in Amerika verbrauchen und mit leeren Händen in die Heimat kommen! „Alles, was ihr wollet, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen." Lassen die amerikanischen und europäischen Kaufleute, Gelehrten und Techniker, die zu uns kommen, ihr Geld in Japan? Wir zahlen ihnen 200, ja bis zu 800 Dollar monatlich in gutem Gold; davon verbrauchen sie vielleicht den dritten Teil in Japan, um mit dem übrigen daheim ein behagliches Leben zu führen. Und wir danken ihnen noch und geben ihnen zum Abschied seidene Kleider und Bronzevasen, oft auch noch Orden und Ruhegehälter. Und welches Gesetz sollte den Chinesen gebieten, ihr Geld in Amerika zu lassen, wenn sie geholfen haben eine Eisenbahn durchs Felsengebirge zu bauen, wenn sie in Kalifornien Weinberge gepflanzt und bewässert haben? Sie tragen das Gold nicht um nichts weg, wie es manchmal solche, die sich Christen nennen, getan, und dann Kanonen auf die wehrlosen Heiden gerichtet und Säuglinge von der Mutter Brust

[1]) John Brown, geb. 1800 in Connecticut, ein Gegner der Sklaverei und Führer der sogenannten Abolitionistenpartei. Er versuchte 1859 einen Putsch gegen die Partei der Sklavenhalter und wurde in demselben Jahre in Charlestown gehängt.

weggerissen haben. Wir, die „armen Heiden“, verabschieden unsere fremden Angestellten mit Ehren und Feierlichkeiten und sie, die „glücklichen Christen“, jagen uns mit Schimpf und Spott fort. Darf so etwas geschehen, o Gott der Rache!

Zweitens: Die Chinesen mit ihrem zähen Kleben an ihren Volkssitten und -gebräuchen stören den Anstand des christlichen Gemeinwesens. Freilich, Zöpfe und weite Hosen gefallen nicht in den Straßen von Boston und New-York; aber meint ihr denn, geschnürte Frauen nehmen sich in den Straßen von Peking oder Hankau besser aus? „Aber die Chinesen sind schmutzig und betrügen im Verkehr mit andern,“ sagt ihr. Ich wollte, ich könnte euch einige Vertreter der edlen kaukasischen Rasse zeigen, die in den Häfen des Ostens umherschleichen, und die ebenso schmutzig und stinkend sind wie ein armer, pockenkranker Chinese, den man in der Quarantäne von San Francisco in ein Loch wirft, als ob er der ärgste Verbrecher wäre. Und was den Vorwurf der Unsittlichkeit bei den Chinesen anbelangt: habt ihr je gehört, daß ein Chinese Bomben nach der Polizei geworfen oder amerikanische Frauen bei hellem Tag angefallen hat? Wenn es euch um Ordnung und Anstand zu tun wäre, müßtet ihr auch Gesetze gegen die Deutschen und Italiener geben. Was hat der arme Chinese verbrochen, außer daß er wehrlos und gegen euch allzu unterwürfig ist? Wenn wir amerikanischen oder englischen Bürgern in Japan nur halb soviel Schimpf zugefügt hätten wie ihr den armen Chinesen in Amerika, so käme eine Kriegsflotte und wir müßten 50.000 Dollar für das Leben jedes Taugenichtses bezahlen, dessen einziges Verdienst seine weiße Haut und seine blauen Augen sind. Es sieht aus, als habe die Christenheit noch ein anderes Evangelium als das von Paulus und Petrus gepredigte, und seine Lehre heiße: Macht ist Recht und Geld ist Macht.

Drittens: Die Chinesen mit ihrer billigen Arbeit drücken die Löhne herunter. Das läßt sich vielleicht eher hören. Aber ich möchte doch fragen: Sind 4,000.000 Quadratmeilen eines Landes, in dem Milch und Honig fließt, nicht ausreichend für 65,000.000 Menschen? Gibt's keinen Platz in Idaho, Montana und in andern Staaten, wo die zusammengedrängten Menschen von Kanton und Futschau mit dem Büffel und dem grauen Bären kämpfen und für die Menschheit Land erobern können? Wo steht denn geschrieben, daß Amerika nur für die Weißen da sei? Gewährt doch den armen Chinesen wenigstens soviel, wie die Juden den heidnischen Gibeoniten: macht sie zu euren Holzhauern und Wasserziehern. Wählt euch höhere Berufsarten, wie sie für euer teutonisches oder keltisches Blut passen, und laßt sie eure Kragen und Hemden waschen. Sie werden euch in Bescheidenheit bedienen und um den halben Preis, den die weißen Wäscher verlangen. Oder schickt sie in die Bergwerke von Arizona und Neumexiko,

daß sie euch aus dem Schoß der dunklen Erde das edle Metall ans Tageslicht schaffen. Die armen Heiden kennen den Streik noch nicht, wenn sie ihn nicht von euch lernen. Senator Stanford von Kalifornien sagt: „Ich gebe zu, daß ich eine Zeitlang fürchtete, die Chinesen würden dieses Land zu sehr überfluten, aber jetzt habe ich diese Furcht nicht mehr. Ich weiß nicht, was wir ohne sie tun sollten, und sie sind die ruhigsten, fleißigsten und gutgeartetsten Ausländer, die hierher kommen. Keine andere Klasse von Ausländern lernt so schnell und ist so treu.“ — Sie sind die fleißigsten, zufriedensten, bescheidensten und billigsten Arbeiter, die es überhaupt geben kann. Nun, so gebraucht die Chinesen doch auf einem Gebiet des Erwerbslebens, das für sie paßt, das wird dann auch eurem Geldbeutel zugute kommen. Eure chinesenfeindlichen Gesetze erscheinen mir widerbiblisch und widerchristlich, ja sie sind gegen die gewöhnliche Menschlichkeit.

Ich bin kein Chinese, aber ich schäme mich der Verwandtschaft mit dem ältesten Volke nicht, — einem Volk, das der Welt einen Menzius und Konfuzius gegeben und Jahrhunderte früher, ehe man sich in Europa so etwas träumen ließ, Kompaß und Druckerpresse erfunden hat. Jedoch all den Schimpf und all die Härte zu ertragen, womit die armen Kulis aus Kanton von dem amerikanischen Pöbel gequält werden und dabei Kopf und Herz am richtigen Fleck zu bewahren — das konnte ich nur mit Hilfe von christlicher Langmut und Geduld.[1]) Der Chinese wird allgemein Hans genannt, und so nannte uns sogar ein freundlicher Schutzmann in New-York. „Herein mit den Chinesen da,“ war die höfliche Rede eines Kutschers in Chicago, dem wir das Fahrgeld bezahlt hatten. Ein gutgekleideter Herr, der im Tram neben mir saß, bat mich um meinen Kamm, um seinen grauen Bart zu kämmen. Anstatt, wie es unter Heiden der Brauch wäre, mir zu danken, gab er den Kamm mit den Worten zurück: „Nun, Hans, wo hast du deine Wäscherei?“ Ein gescheit aussehender Herr fragte uns, wann wir uns die Zöpfe abgeschnitten hätten, und als wir ihm sagten, wir hätten nie welche gehabt, erwiderte er: „Ach, ich dachte, alle Chinesen hätten Zöpfe.“ Und diese Herren, denen es Vergnügen machte, uns wegen unserer mongolischen Abkunft zu verspotten, sind selbst äußerst empfindlich, wenn man ihre angelsächsische Abkunft bezweifelt. Das zeigt folgendes Erlebnis. Einige junge japanische Techniker besichtigten die Brücke von Brooklyn. Während sie sich über die Konstruktion und Spannung der Hängeseile besprachen, trat ein feingekleideter Amerikaner mit seidenem Hut und Brille heran und sagte zu einem von den japanischen Ingenieuren: „Na, Hans, so etwas muß euch Chinesen doch recht merkwürdig vorkommen.“ Einer von den Japanern erwiderte schnell: „Und einem Irländer wie Sie wohl auch.“ „Keineswegs; ich

[1]) Der Verfasser wurde gewöhnlich für einen Chinesen gehalten.

bin kein Irländer," antwortete der Herr zornig. „Und wir sind keine Chinesen," war die sanfte Antwort. Es war ein guter Hieb und der Herr mit dem seidenen Hut zog verdrießlich ab; er wollte nicht für einen Irländer gelten.

Ich könnte, wenn ich Zeit hätte, noch von manchen unchristlichen Zügen in der Christenheit sprechen: Von den gesetzlich erlaubten Geldlotterien; von der Spielwut, die sich in Hahnenkämpfen, Pferderennen und Fußballwettspielen offenbart; von Faustkämpfen, die roher sind als die Stiergefechte Spaniens; von dem Lynchen, das sich mehr für Hottentotten ziemt als für das Volk einer freien Republik; von dem Demagogentum in der Politik; von der Eifersucht unter den verschiedenen Kirchen; von dem Schnapshandel, der wohl nirgends in der Welt in solcher Ausdehnung betrieben wird; von der Tyrannei der Kapitalisten und der Frechheit der Arbeiter; von den Narrheiten der Millionäre; von der Liebesheuchelei der Ehegatten u. s. w. Ist das die Zivilisation, die, wie die Missionäre sagen, ein Beweis ist für die Überlegenheit der christlichen Religion über die andern Religionen? Friede ist das letzte, was wir in der heutigen Christenheit finden. Da gibt's nichts als Unruhe, Verwirrung, Irrenhäuser, Zuchthäuser, Armenhäuser.

O um die Ruhe des Morgenlandes! Da schreckt uns keine Dampfpfeife aus unruhigem Schlaf, sondern Vogelgesang weckt uns aus süßem Schlummer; da ist nicht der Staub und das Gerassel der Hochbahn, sondern man reist in der von der brüllenden Kuh getragenen Sänfte; da sind keine von dem in der Wallstraße[1]) mit erworbenem Blutgeld erbauten Marmorpaläste, sondern ein Strohdach, unter dem die Zufriedenheit wohnt. Und sind nicht Sonne, Mond und Sterne anbetungswürdigere Dinge als Geld, Ehrenstellen und leerer Prunk?

Weh mir! Ich bin getäuscht worden! Ich habe meinen Frieden aufgegeben für etwas, was kein Friede ist.

Unsere Jugend.

Von **Dr. Bernhard Rieger.**

Wo liegt unsere Zukunft? Auf dem Wasser, auf dem Lande? Kann sie abstrakt über den Wassern, über dem Festlande schweben? Nein, sie braucht konkrete Träger, sie beruht auf der sittlichen, geistigen, körperlichen Kraft der kommenden Generationen. Unsere Zukunft liegt bei der Jugend. Wem sie am Herzen liegt, der bekümmere sich um die

[1]) Wall Street, Sammelpunkt der Geldleute von New-York.

Heranbildung der Jugend. Wer aber tut das bei uns? Der Herr Kultusminister, der Herr Schulrat, die Herren Lehrer? Ja, die geben sich redlich Mühe, damit die Schule im Rahmen der Bestimmungen das nötige Arbeitspensum leistet. Auch gibt es wohl Versammlungen von Schulmännern, bei denen stellenweise der Schüler gedacht wird, selbst auf Kunsterziehungstagen wird die Frage in dankenswerter Weise erörtert, wie unsere Jugend zu bilden sei.

Aber unser Volk, die breite Menge der mehr oder minder Gebildeten, derer, die überhaupt neben dem täglichen Wohl und Wehe noch andere Dinge hoffen und fürchten, was ist ihnen die Jugenderziehung? Nein gar nichts. Es ist in der Tat erstaunlich, mit welcher Stumpfheit auch der Gebildete unserer Zeit sich jeder eigenen Betätigung bei der Heranbildung seiner Kinder enthält und der staatlichen Reglementierung die Gestaltung der kommenden Generation überläßt. Berufsgeschäfte, natürlich, die Börse, der Dienst, auch die Mandschurei oder die Theosophie, das sind Dinge, die des Interesses und der Diskussion wert sind, die Jugendbildung dagegen ist ja genau vom Herrn Kultusminister geregelt und wird von der Schule aufs gewissenhafteste besorgt.

Aber wie wird sie geregelt und besorgt? So wie ungeheure Maschinen arbeiten: was nicht hineinpaßt, wird zermalmt. Das ist die Frage, die wir uns nicht stellen und nicht beantworten. Wir dämmern hin und ahnen nicht die Gefahr, aber es ist Zeit, daß ein Weckruf ergeht: Seht ihr nicht, wie die Zukunft unseres Volkes in anämischem Siechtum von Geist und Leib verkümmert? Dieser Ruf muß von Mund zu Mund gehen, an allen Ecken und Enden widerhallen, bis jeder einzelne zum Bewußtsein kommt, daß gerade er mitarbeiten muß an der Gestaltung unserer Zukunft, daß gerade er seine individuellen Kräfte dafür einsetzen muß, bis die Jugenderziehung und ihre Schäden das breiteste Interesse, die breiteste Diskussion einnimmt.

Unser modernes Schulwesen und die Stellung des Volkes dazu verwirklicht fast schon das sozialistische Zukunftsprogramm, oder es gleicht an retrograder Barbarei dem kommunistischen Erziehungswesen im alten Sparta. Das interessanteste und wichtigste Weltphänomen, der heranwachsende Mensch, wird systematisch in spanische Stiefeln gezwängt, in unerbittlichem Drill zu einem geordneten, nach Schema f denkenden und handelnden Dutzendwesen geformt. Alle höchsteigenen Regungen werden im grauen Dunst der Schulstube erstickt. Kinder mit vorherrschend ästhetischer, exaktem Wesen abgeneigter Veranlagung werden als Träumer und schlechte Lerner vernachlässigt und moralisch mißhandelt, während gerade ihre meist weiche Individualität eines besonders liebe- und verständnisvollen Eingehens bedürfte, um in die richtigen Bahnen gelenkt zu werden. Die Kraftnaturen anderseits, die sich nicht leicht reglemen-

tieren lassen, werden unter ewiger Strafe als räudige Schafe deklariert, und der Quell ihrer Kraft, statt sich, von kundiger Hand geleitet, zu einem schönen, nutzbringenden Strom zu entwickeln, schäumt nur zu oft in falsche Bahnen über und versickert im Geröll, das er mitgerissen. Das leicht lenkbare, gewissenhafte Dutzendkind dagegen ist der Liebling der Schule, an den sie für die Zukunft die höchsten Hoffnungen knüpft. Aber wie oft erleidet sie, die Bildnerin der Jugend, hier nicht das kläglichste Fiasko! Die gehorsamen, fleißigen Musterkinder, die stets die besten Zensuren nach Hause bringen, erheben sich nur zu oft nicht über die blasse, wohlanständige Mittelmäßigkeit und die Träumer und die räudigen Schafe beginnen, kaum von der Schule und ihren Nachwehen befreit, sich zu ausgezeichneten Menschen heranzubilden. So nützlich aber vom nationalökonomischen Standpunkt die schlichten Arbeitsbienen sind, sie bedürfen starker, eigener Naturen als Führer, und eine Schule, die solche unterdrückt und verdirbt, ist nicht ihrer Aufgabe gewachsen oder versteht sie schlecht.

Von allen Seiten hören wir heute die Klage: Wir leben in einer Zeit des Epigonentums, es fehlt uns an starken Geistern. Sollten unter uns Millionen von Epigonen nicht stark veranlagte Geister gewesen sein, die vom Schema eingeschnürt sich nicht entwickeln konnten?

Die Schule sollte das Kind nicht als Lehrobjekt auffassen, sondern als individuelles Glied einer lebendigen Gesamtheit und — als Glied der individuellen Einheit der Familie. Sie sollte Hand in Hand mit der Familie gehen, sie sollte den häuslichen Einfluß zu erkennen, zu ergänzen oder auch auszugleichen suchen. Statt dessen ignoriert sie die häuslichen Verhältnisse prinzipiell, der individuelle Einfluß stört sie beim Reglementieren und Gleichmachen. Der Schüler fühlt diesen Gegensatz seiner beiden höchsten Autoritäten, und eine muß darunter leiden. Bei Naturen, die von der Familie weniger geistige Förderung erfahren und deshalb weniger Eigenes besitzen, pflegt die Schule zu siegen und den heilsamen Einfluß des Hauses auszuschließen. Von der Familie mit eigenem geistigen Besitz ausgestattete Schüler dagegen setzen den Monopolisierungsversuchen der Schule oft einen erbitterten Widerstand entgegen, den sie nicht zu überwinden vermag. So sinkt ihr Ansehen und das ihrer Vertreter, sie bleibt eine lästige, mit aristokratischem Hochmut kritisierte Zwangsanstalt.

Man überlasse doch den militärischen Drill und das Gleichmachen als wohltätiges Erziehungsmittel der Kaserne. Der Lehrer kann ein tüchtiger Reserveoffizier sein und doch seinen Schülern mehr Freund als Vorgesetzter, mehr auf den Geist sehen, als auf die Form; und die Schule soll keine Kaserne sein, keine Zwangsanstalt, an die der Mensch mit Schauder zurückdenkt. Als milde Freundin soll sie die vorhandenen Gaben

ausbilden, wie der Gärtner jede Pflanze nach ihrer Natur in die Sonne oder in den Schatten rücken, die fruchtversprechenden Triebe befestigen und die wilden Schößlinge beschneiden wird. Aber sie soll nicht von der Edeltanne Kartoffeln und von der Rübe Wein verlangen. Dann wird der Zustand aufhören, daß alles unter der Schule seufzt. Die Schüler, denen die unsterblichen Schöpfungen des menschlichen Geistes durch platten Drill verekelt werden, ohne daß sie je eine Antwort erhalten auf die verzweifelte Frage: Warum müssen wir unseren armen Kopf plagen und unsere Jugend vertrauern mit all dem Lernen, das wir wieder vergessen? Daß die Eltern seufzen, deren Lieblinge geistig und körperlich gemartert werden, während sie selbst dem Moloch die Opfer zuführen müssen, damit nur ja die vom Staate vorgeschriebenen Examina bestanden werden. Daß schließlich auch die besseren Elemente der Lehrerschaft seufzen, die sich zu Gliedern einer großen Maschine degradiert sehen von ihrem idealen Beruf als Führer der Jugend in die Höhen und Tiefen des menschlichen Geistes.

So liegen die Verhältnisse, hier mehr, dort weniger ausgeprägt, hier gemildert durch veredelnden persönlichen Einfluß, dort verschärft durch herzlos drillendes Strebertum. Aber wo ist die Wurzel des Übels, unter dem alle Beteiligten leiden? In erster Linie wohl am System. Am Fluch der bureaukratischen Leitung des Schulwesens von einem Zentralorgan aus, das bei seinem ungeheuren Arbeitsfeld sich notgedrungen auf den Erlaß schematisierender Reglements beschränken muß. Seine Unterorgane aber, je näher sie dem eigentlichen Arbeitsfeld stehen, desto mehr ist ihre Freiheit bereits beschränkt, die Richtung gebunden, in der sie marschieren müssen. Aber nicht das überlieferte und mit deutscher Beamtengewissenhaftigkeit immer mehr ausgebaute System allein hat die Schuld. Das Banausentum im großen Publikum tut seinerseits sein Bestes, um die Schule auf der falschen Bahn weiterzudrängen. Jenes Banausentum, das mit Geschrei fordert, die Schule solle die Jugend mit praktischem Wissen fürs Leben ausstatten. Dieser verderbliche, aus flachster Anschauung entspringende Irrtum zwingt die Schule, immer mehr Lernstoff anzuhäufen, immer fester die Jugend in den Schraubstock zu spannen, die jungen Köpfe, statt sie durch gesunde Diät für die aufreibende Arbeit des heutigen Lebens zu stärken, bereits vor Eintritt in dasselbe aufzureiben. Wie viel hoffnungsvolle Kraft wird so verdorben, fürs Leben lahmgelegt! Und woher das sinnlose Übertraining? Eben von der sinnlosen Vorstellung, es sei Aufgabe der Schule, die für's praktische Leben nötigen oder wünschenswerten Kenntnisse in möglichstem Umfang bereits der heranwachsenden Jugend beizubringen.

Kommt es aber für die Entwicklung und den Erfolg des Menschen auf die Quantität seiner Kenntnisse in den verschiedensten Lehrdisziplinen

an? Wer weiß mehr von Geschichte, Sprachen, Mathematik zusammen, als ein wohlvorbereiteter Primaner, und welcher der Zierden und Führer der Nation hätte zur Zeit seiner Blüte ein Maturitas bestehen können? Sollten wir demnach tüchtige Primaner höher stellen als Bismarck, Mommsen?

Nein, Aufgabe der Schule ist es, die Jugend zu befähigen, sich die Kenntnisse des Lebens im Leben zu erwerben. Sie soll die Fähigkeit zum Denken entwickeln, sie soll darauf achten, daß der Körper gepflegt und gestählt werde, sie soll die Liebe zum Guten und Schönen ausbilden, sie soll die Gaben und Erkenntnisse des Geistes, Gemütes und Leibes in richtigem Maße zusammenarbeiten lehren, so daß aus ihnen die Fähigkeit zu richtigem Handeln und Leben entsteht. Kurz, die Schule soll Jünglinge erziehen, die ganze Männer werden. Ob einer die Bürgerschule oder das Gymnasium durchgemacht hat, seine Schule soll ihm ein Ganzes geboten, ihn zu einem Ganzen gemacht haben, der imstande ist, die Bahn des Lebens zu beschreiten, die seinen Kenntnissen und Fähigkeiten entspricht.

Ein weiterer schlimmer Bundesgenosse der Verkehrtheiten, die mit der heranwachsenden Jugend angestellt werden, ist auch der Examenszwang. Da demjenigen, der nicht gewisse Examina bestanden hat, auch wenn er mit reichen Kenntnissen und Fähigkeiten ausgestattet ist, nachgerade jedes Fortkommen versperrt ist, muß eine gewissenhafte Schule ihre Erziehungsobjekte eben nolens volens mit Dampfgewalt durch die Zerkleinerungsmaschine jagen, damit das entstehende geistige Püree zum Schluß schön gleichmäßig durch die Maschen des Examensiebes gedrückt werden kann.

Diesem Fluch können wir uns, wie die Dinge einmal liegen, vielleicht kaum mehr entziehen. Oder wäre es möglich, das Maturitätsexamen, dies festgewurzelte Unkraut des neunzehnten Jahrhunderts, noch auszurotten und durch das Gesamturteil der Lehrer über die geistige, sittliche und wissenschaftliche Reife zu ersetzen? Dieses etwa verbunden mit einer freien, der Neigung und Veranlagung des Schülers angepaßten Leistung, wie z. B. schon jetzt Künstler die Berechtigung zum Einjährigendienst erwerben können. Vielleicht wäre es noch möglich, die höhere Schule von diesem Alp zu befreien. Vielleicht, wenn man bedächte, daß Leibniz und Goethe und alle Großen, auf deren Geistesarbeit wir fußen, das Maturitas noch nicht gekannt haben.

Einstweilen ist es schon mit Freuden zu begrüßen, wenn durch kleine Mittel, wie die Zulassung der Abiturienten von Realanstalten zu weiterem Studium, der Überfüllung der Köpfe mit individuell ungeeignetem Stoff gesteuert wird. Wenn man aber anerkennt, daß ein für die Schönheiten der klassischen Sprachen unempfänglicher Knabe auch

ohne Homer und Demosthenes ein ausgezeichneter Arzt werden kann, so sollte man auch die Folge ziehen, daß es unrecht ist, einen für Philologie oder Literatur glänzend begabten Kopf mit einem Übermaß der für ihn unverdaulichen Mathematik oder Physik abzustumpfen.

Im Rahmen dieser allgemeinen Betrachtung können ja nur kurze Winke gegeben werden, in welcher Richtung die Bahnen unseres Schulwesens geändert und zu erfreulicherem Ziel gelenkt werden sollen. Fast ist es schon zu weit gegangen, wenn wir, noch einmal auf das Übel der bureaukratischen Zentralisation zurückkommend, den Gedanken hinwerfen, ob nicht örtlichen, unter Heranziehung des Laienelementes zu bildenden Organen ein weiterer Einfluß auf die Gestaltung des Schulwesens eingeräumt werden könne. Durch eine solche Dezentralisation würde ein belebendes Moment in den starren Organismus gebracht und das Schema dem Charakter, den Ansichten und Bedürfnissen der Bevölkerung angepaßt werden können. Daß hierdurch sich gewisse Ungleichheiten in Lehrstoff und Methode herausbilden würden, könnte eigentlich niemandem etwas schaden als dem Prinzip des Gleichmachens. Nützen würde es der Jugend, wenn der Großbetrieb mit Maschinen durch Handarbeit ersetzt und so das Produkt verfeinert und verinnerlicht würde.

Daß aber ein solcher Vorschlag in unserer Zeit, die sich nun einmal das Ideal gesetzt hat, an der russischen Grenze wie an der französischen alles nach demselben Modell herzustellen, nur auf Entrüstung oder mitleidiges Lächeln stoßen kann, ist kaum zu bezweifeln.

Aber, wie im einzelnen der Lehrstoff und der Lehrbetrieb abzuändern ist, wie das menschliche und erziehliche Moment in den Vordergrund zu rücken, wie dem Zerstörungswerk an gesunder Individualität Einhalt zu gebieten ist, das muß in ernster, langwieriger Arbeit von Fachmännern und Laien erwogen und festgestellt werden. Für jetzt ist die Hauptsache, daß die Erkenntnis sich Bahn bricht: Unsere Schule, insbesondere die höhere, ist mit all der Unsumme gewissenhafter Arbeit, die sie leistet, auf falschem Weg. Sie kann und soll keine Arbeitsautomaten so wenig wie Alleswisser oder angehende Fachmänner erziehen. Aber was sie soll, das kann sie nicht: eine gesunde, fröhliche Jugend erziehend erziehen, mit starkem Leib und scharfem Geist. Nicht totes Wissen soll sie der Jugend eintrichtern, aber sie soll denken und arbeiten lehren, so daß der junge Mensch, wenn er ins Leben hinaustritt, sich jedes Wissen aneignen und die Materie nach seinen Bedürfnissen sich gestalten kann.

Und diese Erkenntnis dessen, was not, muß in alle Kreise unseres Volkes dringen. Alle Eltern und alle gewissenhaften Menschen müssen erkennen, daß in erster Linie sie, die Individuen, nicht die Staats-

maschine, für die Heranbildung der Jugend verantwortlich sind; daß diese Sorge ebenso wichtig, ja wichtiger ist, wie die Sorge für die materielle Zukunft der Kinder. Daß wir eine Gesamtheit von Menschen bleiben wollen, die sich selbst als die Hauptsache betrachten, das Wirken des Staates aber nur als wohltätiges Regulativ; daß unsere Kinder Menschen werden sollen, nicht Massenprodukte der Staatsfürsorge. —

Dieser Warnruf, den wir dem „Türmer" entnehmen, ist so hochwichtig und trifft auch Zustände in Österreich so gründlich, daß es uns als eine Pflicht erscheint, ihn weiter zu verbreiten.

Seuchen im Bauernhause.

Ein Bild aus halbvergangener Zeit.

Zu jenen Dingen, die mitwirken, mein Erdenleben sorglos und froh zu machen, gehört meine vielleicht sträfliche Gleichgiltigkeit gegen Ansteckungsgefahr bei Krankheiten. Vor Bakterien, Bazillen und dergleichem Gezücht habe ich keine allzugroße Angst. Und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil ihrer — zu viele sind. Was man mit jedem Atemzug einschlürft, das muß doch endlich der Körper gewohnt werden, dagegen muß er wohl abgehärtet und unempfindlich sein, wenn er überhaupt mittun will. Für immun freilich darf sich kein Mensch halten, sonst liegt er plötzlich blamiert in einer Influenza, oder gar in Scharlach oder der Diphtherie darnieder. Aber ich glaube, daß eine einfältige Sorglosigkeit, die natürlich vernünftige Lebensführung nicht ausschließt, ein recht gutes „Präservativ" gegen Infektion ist.

Wenn es nach dem Buchstaben der Wissenschaft ginge, müßte ich schon in meiner Jugend wenigstens ein halbes dutzendmal gestorben sein. Der ansteckenden Krankheiten gab's im Waldlande alljährlich; die Vorsicht der Leute dagegen war, zur Verzweiflung des Arztes, falls er darum wußte, gleich nichts. „Geschehen tut's, wie Gottes Willen ist!" hieß es. Nun war allerdings Gottes Willen, daß viele Kinder an der Rotkrankheit, am Halsweh, Erwachsene am Nervenfieber, an den Pocken starben! Und in Gegenden, wo die Leute vorsichtiger waren, da war es Gottes Willen, daß weniger Leute umkamen. Die Lebensführung der armen Waldbewohner war gewiß auch nicht danach; Erkältungen, Unregelmäßigkeit in Arbeit und Ruhe, in Essen und Trinken, schlechtes Wasser, ungelüftete Wohnung, Unreinlichkeit aller Art — es war nahezu wie eine systematische Vorbereitung, um von in der Nachbarschaft grassierenden Seuchen angesteckt zu werden. Und doch haben damals in jener Gegend Seuchen

nie eine große Ausdehnung angenommen und von den Erkrankten sind allemal die meisten wieder gesund geworden.

Sehr oft wurden gefährliche Krankheiten gar nicht erkannt. Der Arzt wurde selten angerufen, oder er behandelte die Kranken nur vermittelst Botenberichte und Urinfläschchen. Die Kurpfuscher tauften auftretende Krankheiten nach eigenem Belieben. Da gab es „hitzige Gallfieber“, Herzwürmer“, „Grasseln“ und „Bläseln“, „rotes Bauchweh“ und „schwarzen Ausschlag“, während tatsächlich Typhus, Ruhr, Scharlach, Blattern u. s. w. wüteten.

Oft stand das Krankenbett in der Kinderkammer oder in der Gesindestube, manchmal nahe dem Eßtisch. Der schlechte Geruch in den überheizten, ungelüfteten Stuben wurde oft nur durch das Ausräuchern mit Wacholderreisig bemäntelt. Oder der Kranke lag im Viehstall, wo sich kein Mensch um ihn kümmerte, außer zu den Mahlzeiten, da ihm Essen gebracht wurde. Kurz, die Krankheiten machten kein Aufsehen, und wenn sie weitergriffen von einem Hausgenossen auf den andern, von einem Hof auf den andern, so wunderte sich niemand darüber und hieß es manchmal: „Ist gut, daß es ihn gepackt hat, nachher hat er's überstanden.“ Die Schuster-Ernestin in Alpel war der Meinung, jeder Mensch müsse alle Krankheiten einmal durchmachen, um endlich ganz gesund zu werden. Natürlich, je eher das vor sich ging, je besser. Allerdings, vor manchen Seuchen gab es großen Abscheu, darum hielt es mancher Winkelarzt — der mehr Psychologe als Arzt war — für gut, sie gar nicht mit Namen zu nennen.

Von einer vernünftigen Krankenpflege ist noch heute dort selten eine Spur, entweder man tut zu viel oder zu wenig. Oft die törichtesten „Hausmittel“ oder — gar nichts.

Ein Bruder von mir, der bei einem Nachbar im Dienste war, lag einmal vier Wochen lang in einem Ochsenstall neben den Rindern krank. Außer daß eine alte Magd ihm tagsüber ein paarmal die Mehlsuppe brachte, die er ja doch kaum hinabzuschlucken vermochte, hat sich niemand nach ihm umgesehen; ja, man hielt es für überflüssig, die Seinigen davon zu benachrichtigen. Er hatte „Halsweh“. „Wenn er sich warm halt't und fleißig schwitzt, wird's schon wieder besser werden.“ — Es wurde wirklich besser, aber als der junge Mensch wieder unter Leute kam, zeigte es sich, daß er nicht sprechen konnte. Eine schwere Diphtheritis hatte die Stimmbänder angegriffen und es bedurfte einer wochenlangen Nachkur in Graz, um die Sprechorgane wieder herzustellen. — Ein Holzknecht auf der Wölkeralm hatte mutterseelenallein in einer Heuhütte den Typhus überstanden. Und als er hernach befragt wurde, wie er sich denn ernährt, sagte er, hungerig sei er nie gewesen und den Durst habe ihm der Wiesenbach gelöscht. — Einmal war der Kohlenbrenner

von Waldenbachschlag wochenlang nicht sichtbar geworden, und als man ihn später befragt, ob er einen Meiler abzukohlen gehabt hätte, antwortete er, in seiner Hütte auf dem Stroh sei er gelegen und habe sich einmal ordentlich ausgefaulenzt. Zuerst habe es ihn vor Frost so geschüttelt und sei ihm übel gewesen; dann habe er beim Athemziehen ein Stechen in der Brust gehabt und Blut sei gekommen. Dann sei er so müde gewesen, daß er sich gedacht habe: ah, ich bleib' liegen und habe nur gedörrte Birnen und altgetrocknetes Brot gegessen. Es müsse so ein bissel eine Krankheit gewesen sein oder was, er sei nachher schier schwach gewesen, aber jetzt sei der Ungesund heraußen. Ei, freilich war es „so ein bissel eine Krankheit gewesen“ — die Lungenentzündung.

Im Schmiedhofe hatten sie einen jungen, baumstarken Knecht. Der war in Fischbach bei einem Begräbnis Leichenträger gewesen. Dann heimgekommen hatte er sich niedergelegt, ist krank gelegen und acht Tage später gestorben. Wenn es irgendwo in der Nachbarschaft „Leichwachen“ gab, so waren stets auch Kinder dabei. Da durften sie in der Nacht aufbleiben, mit den Erwachsenen unter dem Sternenhimmel, oder im Dunkeln mit der Laterne über Feld und Heide gehen, durften die Leiche anschauen; dann wurden „schöne Totengesanger“ gesungen, dann bekam man Weißbrot zu essen, sogar Most zu trinken. Das war ein Fest. Als nun im Schmiedhofe der Knecht „Simmerl“ gestorben war, erbettelten auch ich und einige meiner Geschwister die Freude, zur Leichwache gehen zu dürfen. Mit großer Ehrfurcht traten wir, vom Vater begleitet, ins Haus. Dort, unter der Bodenstiege, sahen wir schon das Totenlicht, ein Ölflämmlein im Wasserglase, und daneben die lange Gestalt, mit einem Leintuche zugedeckt. Wir knieten, wie es Sitte ist, davor nieder, beteten still ein paar Vaterunser und besprengten hierauf die Leiche mit dem „Sprenggrassel“, das im Weihwassergefäße lag. Die Hausmutter des Schmiedhofes war schon hinter uns gestanden, die eine Hand über dem Busen, mit der andern nachdenklich den Kopf gestützt. Sie hatte wohl darüber nachgedacht, was das vor wenigen Tagen noch für ein gesunder, lustiger Bursche gewesen war, in dem vor Freudigkeit jedes Aderl hat gezuckt und ganz Alpel hat geklungen vor seinem Singen und Juchezen. Jetzt lag er da auf der schmalen Bank und rührte sich nimmer. Die Hausmutter trat ein wenig vor und fragte uns mit leiser Stimme, ob wir ihn anschauen wollten? Wir nickten: Ja. Hierauf schlug sie bei Haupten das Tuch zurück. — Wir erschraken sehr. Das war nicht der Simmerl mit dem freundlichen Angesicht und dem schwarzen Schnurrbart drinnen. Das war eine völlig schwarze, aufgedunsene Masse, in der man kaum Augen und Nase, geschweige andere Züge erkennen konnte. Einen widerlichen Geruch verspürten wir und dann hat die Hausmutter den Toten wieder zugedeckt. Am nächsten Morgen sind wir in der langen

Reihe von Leuten hinter dem Sarge hergegangen, fast drei Stunden lang, bis wir zum Pfarrdorfe kamen. Dort unter dem großen Kruzifix ist der Sarg auf die Erde gestellt und geöffnet worden. Es kam der Arzt, hielt die Totenbeschau und schrieb in den Totenschein: „Simon Kroisbichler, 29 Jahre alt, gestorben an den schwarzen Blattern.“

Weiß nicht zu sagen, ob zur Zeit in der Gegend noch neue Blatternerkrankungen vorgekommen sind. Ich und meine Geschwister sind gesund geblieben.

Damals wurde auch von einem Weibe erzählt, das an schwarzen Blattern schwer krank lag und ihre zwei Kinder ins Bett nahm, in der Meinung, daß sie an ihnen gesunden werde. Sie genas auch; von den Kindern aber starb das stärkere, während das scheinbar schwächere mit dem Leben davonkam und ein Mann wurde, dem kein Gift schaden konnte. Gerade umgekehrt wie dieses Weib hat's jene arme Häuslerin gemacht, die an der „häutigen Bräun“ erkrankte. Als sie die Krankheit erkannte, schickte sie sofort ihre fünf Kinder zu einer Verwandten, und dort sollten sie ausrichten einen schönen Gruß von „Unserer lieben Frau“. Während die Kinder fort waren, zündete sie ihr Bettstroh an, verbrannte sich und die Hütte. So hat diese Mutter die Ansteckung ihrer Kinder verhindert. Die Geschichte hatte eine Magd erzählt, die aus dem Böhmerlande als Teichgräberin eingewandert war. Aber die Leute im Waldland schüttelten bloß die Köpfe dazu. „Wenn schon Unsere liebe Frau angerufen wird, die hätte ja auch so helfen können!“ — Ob der fromme Glaube allemal vor Ansteckung schützt? Meiner Mutter Lieblingssprüchlein: „Erst hilf du dir, dann hilft Gott dir!“ wird wohl wahr sein. Ein bißchen Nachsicht wird der Herrgott freilich haben müssen mit Leuten, die so grundeinfältig sind, daß sie die Gefahr gar nicht sehen und ihre rotwangigen Kinder an die Betten der Typhuskranken und zu den Särgen der an Blattern Verstorbenen schicken. Aber könnte diese Nachsicht nicht einmal in Zorn umschlagen? .... Es ist wohl geschehen, daß bei Seuchen ganze Bauernhäuser ausstarben, so daß — wie ein munterer Chronist erzählt — „der letzte sich selber die Augen hat zudrücken müssen.“

Wirklich Angst hat der Bauer nur vor der „Pest“. „Aber die kommt nimmer.“ Und doch, man braucht irgendeine Seuche offiziell nur „Pest“ zu nennen, und der größte Schrecken, die denkbarste Verwahrung dagegen wird Platz greifen. „Mir nix, dir nix umfallen und tot sein“, das allein imponiert ihnen auf Sehweite.

Ärztliche Aufsicht von Amts wegen ist zu jener Zeit und in jenen Gegenden unbekannt gewesen. Der Tod konnte treiben, was er wollte, er hatte keine Kontrolle. Wurde einer still und starr, so legte man ihn auf die Bahre, nach zwei Tagen in den Sarg und trug ihn dem Kirchhofe zu. In dem Kirchdorf allerdings mußte man dem Arzt einen Blick

auf den Toten machen lassen. Ein flüchtiger Blick, eine leichte Betastung des Hauptes, anders habe ich dazumal eine Totenbeschau nie gesehen. Später kam eine Verordnung heraus, die Särge dürften im Dorfe nicht geöffnet werden, sie müßten vor der Ortschaft zur Totenbeschau anhalten. Heutzutage muß auch im Gebirge der amtliche Totenbeschauer ins Sterbehaus kommen, es darf vor der Schau das Begräbnis nicht veranstaltet werden. Heute werden doch auch im Waldlande bei Seuchen die Isolierungs- und Schutzvorschriften beobachtet, so weit das Auge des Gemeindearztes reicht. Nur reicht es nicht immer weit genug. Ein gewisser Grad von Sorglosigkeit gegen täglich drohende Gefahren wird im Landvolke ja immer sein. Abgesehen davon, daß allzugroße Sorge um das leibliche Wohl nicht christlich ist, lebt noch immer der Fatalismus, der Glaube an die Vorherbestimmung, den der Philosoph weder bejahen noch verneinen kann. Seit die Naturwissenschaft das Gesetz von der Vererbung lehrt, kann der Fatalismus nicht einmal mehr als Irrlehre oder Aberglaube erklärt werden. Ist es den Leuten vererbt, das heißt angeboren, ob sie gesund oder krank, klug oder dumm sind, so ist es ihnen eben auch mitangeboren, ob sie den Gefahren ausweichen können, oder in dieselben hineintappen, und ferner, ob sie die Gefahren bestehen oder daran zugrunde gehen.

Wie es die, denen Einsicht gegeben ist, halten sollen? Die Gefahren weder suchen noch fürchten, gelassen und ohne Aufregung seiner Wege gehen, mit Ruhe die Schutzmittel anwenden und im weiteren keine Angst haben — das wird wohl auch bei Seuchen das richtige Verhalten sein.

Unser Almpeterl.

Ein Gedenkblatt von **Toni Schruf.**

Peter vom Berge
Nun bist du da oben;
Waldheimats Geist hat
Empor dich gehoben.
Hob dich eintausend
Und siebenhundert Meter —
Fall' nicht herunter
Mein wackerer Peter.

— — — — — — —
— — — — — — —

Auf der Pretulalp Hochaltar
Bring' fürder deine Opfer dar,
Da diene du der Steiermark
Mit deinem Herzen froh und stark,
Da dien' zu uns'rer Berge Ehr',
Schau Mühl' und Sägwerk nimmermehr;

Da pflanz' nach müdem Wanderlauf
Des Dichters Friedensfackel auf.
Und hör' die Stimm', die flehend spricht:
O hüt' uns treu sein ewig Licht!

So der Eingang und Ausklang des Liedls, das wir in das Poesiealbum schrieben, mit welchem der sangesfrohe Peter Bergner als Hauswart in der neuerbauten „Roseggerhütte" der Pretulalpe untergebracht wurde. Er hat jenes „ewige Licht", den Geist des Dichters, treu gehütet bis zur Stunde, da unter dem Axthieb des Meuchelmörders alles Zeitliche vor seinen Augen erlosch; dann aber hat er die heilige Flamme reinen Herzens hinübergetragen in die Ewigkeit.

Man hätte ihm zu seinen 47 Jahren noch etwas dazugetan, wenn er nichts gesagt hätte, aber sobald er den Mund auftat, verjüngte er sich; da kam der jugendliche Frohmut mit seinem tiefherzlichen Lachen herfür, über seine wetterbraunen Runzeln zog der Sonnenschein des Glückes, seines inneren Friedens und aus der Kehle drang ein Jauchzer, den man auf seine Echtheit weiter nicht zu prüfen brauchte. Als ich ihn zum ersten Male sah, erging es mir wie allen anderen vor und nach mir; er zog mich unwiderstehlich an. An diesem Manne war alles Herz, es funkelte ihm aus den Augen, es floß ihm von den Lippen. Bei all seiner Zutraulichkeit und dem Bedürfnisse nach Annäherung, erweckte seine Art doch niemals den Anschein des „sich Anbiederns"; man war unmittelbar berührt vom kindlichen Hauche seiner Naivität. Er behandelte alle Menschen gleich und maß sie nicht nach äußeren Verhältnissen; über die Grenzen der menschlichen Klassen und Rassen setzte sein Herz mit leichtem Sprunge hinweg. Er befand sich immer im Reiche Gottes unter Brüdern und Schwestern. Die göttliche Eigenschaft, alle Mitmenschen nur ihrem Wesen nach und gleich hoch einzuschätzen, gab ihm auch das glückliche Empfinden der Gleichwertigkeit seiner eigenen Person und so mochte der gute Peterl zuweilen auch allen Ernstes Heiratsanträge stellen, die von der praktischen Welt nur mit einem herzhaften Lachen beantwortet werden konnten. Und wie durch das Leben, so ist er auch in den Tod gegangen — als ein altes Kind. Man möchte sagen: er fiel in den Bach und ertrank.

Wie oft beschlichen uns seinetwegen Angst und Sorge! Wir stellten ihm vor, daß sein Leben da droben in der Bergeinsamkeit arg gefährdet sein könne, daß er sich einen großen Hund halten müsse. Peterl meinte, ein großer Hund habe große Bedürfnisse und nahm sich einen kleinen. Es war ein allerliebster Schipsel Namens „Lidy". Sein Organ reichte kaum dazu aus, dem etwas schwerhörigen Peter die ankommenden Gäste anzumelden. Die Bedürfnisse der „Lidy" waren allerdings gering, desto größer aber die Plage, die der arme Peterl mit ihr hatte. Nach starkem Neuschneefall konnte das Tierchen seinem Herrn auf dem flüchtigen Ski nicht

einmal ebenaus folgen, es versank mit jedem Sprung bis an den Hals in die flockige Hülle und steckte schließlich so tief, daß es sich nicht mehr herauskrabbeln konnte; dann mußte Peterl seine Lidy in den Rucksack schnüren. Obwohl er seine Schneeschuhe mit seltener Meisterschaft beherrschte, glitt er dann mit solcher Last stets vorsichtig zu Tal, denn ein unglücklicher Salto konnte seinem treuen Kameraden das Leben kosten. Eines Tages schafften wir ihm eine Waffe an, einen mehrläufigen Revolver. Er wies das Ding lachend von sich und er hatte Recht; der Peterl mit einer Schußwaffe! In nicht geringe Aufregung versetzten uns zuweilen seine allwöchentlichen, winternächtlichen Heimfahrten. Nachdem Peterl abends in Mürzzuschlag eingelaufen war und seine Einkäufe besorgt hatte, zog es ihn noch auf einen Plausch ins „Poetenstübel.“

Am Stammtisch im Erker fand er stets einige von seinen Freunden und Hüttengästen, denen er nach einem eingehenden Bericht über Schnee- und Witterungsverhältnisse auch seine poetischen Erzeugnisse der letzten Woche vortragen konnte. An solchen Winterabenden brachte Peterl viel Frohsinn mit ins Stübel, die Stunden verflogen und sein liederreicher Mund verstummte oft erst um Mitternacht. Wenn aber der Nordsturm an den Stübelfenstern rüttelte und in den Telephondrähten draußen eine passende Tonart zu Peterls Liedln suchte, dann mußte wohl unser Frohmut weichen jener bangen Sorge, die uns um seine Heimfahrt erfüllte. Wir malten ihm immer wieder in den grellsten Farben die Schrecken der winterlichen Bergstürme aus, und vermochten es doch niemals, ihn vom nächtlichen Aufstieg abzuhalten. Gegen alle Bedenken und Vorstellungen hatte er sein gutmütiges Lachen und „A baleih, ’s gschiacht ma nix!“ Er war eine Steinklopferhans-Natur: „Es kann mir nichts geschehen!“

In eine kritische Lage geriet Peterl an einem Wintertage durch den Besuch von Zigeunern. Es war im Monate März, als zwei Männer und ein Weib, „schreckbor schworz“ — wie Peterl berichtete — aus der Oststeiermark kommend, die Fischbacher Alpen überschritten und bei ihm vorsprachen. Peterl wurde die Gestalten erst gewahr, da sie schon knapp vor der Hüttentüre standen und konnte nun diese nicht mehr absperren. Er suchte eine Deckung, indem er sich zwischen zwei Tische an die Stubenwand stellte und zur rechten Hand eine Holzhacke und zur linken sein größtes Messer vor sich hinlegte; dabei mochte er gedacht haben: jetzt hole mich einer da heraus! Das taten aber die Zigeuner nicht, denn die fixe, stramme Haltung Peterls begünstigte ihre Absichten. Sie bekundeten das lebhafteste Interesse für die Hütte, indem sie sich in allen Ecken derselben zu tun machten, wobei sie die leichtbeweglichen Gegenstände mit den überraschendsten Kunstgriffen sich aneigneten. Schaute Peterl nach links, so blieb rechts etwas hängen, und schweifte sein besorgter Blick nach rechts, so geschah es zugunsten des links hantie-

renden Zigeuners. Dabei sprach der Schwärzeste dem Peterl seine Anerkennung darüber aus, daß man nach beschwerlichem Aufstieg, so hoch da oben in Eis und Schnee ein so wohldurchwärmtes, mit allen erforderlichen Gerätschaften vollständig eingerichtetes Alpenhaus vorfinde. Nun stieß aber der eine Sohn des Südens auf ein Gerät, das seine Neugierde erweckte, da es ihm ein Fortbewegungsmittel erschien. Es waren norwegische Schneeschuhe, die in der letzten, noch nicht durchforschten Hüttenecke lehnten. Sein sportliches Interesse wäre vielleicht minder lebhaft zutage getreten, wenn nicht in der Skiberiemung ein paar brauchbare Bergschuhe gesteckt hätten. Jetzt sah Peterl die Befreiung winken; er fing nun an, die Wunder dieser Gleithölzer in phantastischen Farben zu schildern und erweckte in den Zigeunern das stürmische Verlangen, einen Flug über die schneeigen Flächen der Alpmatten zu schauen. Peterl ließ sich dazu herbei, diese Kunst zu demonstrieren und hieß die Zigeuner in einiger Entfernung von der Hütte sich aufstellen. Als diese ihren Standplatz eingenommen und Peterl seine Bretteln unter den Füßen festgeriemt hatte, schloß er die Hüttentür ab und glitt pfeilschnell ein Stück gegen Rettenegg hinunter. Auf der weiten, freien Fläche, die noch tiefe Schneelage hatte, begann er nun sein Rachespiel mit den Zigeunern. Nach der ersten Wendung, die ihn zum Stehen brachte, winkte er den Zigeunern, ihm zu folgen. Von dem Schaustück dieses plötzlichen Anhaltens angezogen, stapften sie mühsam dem Almpeterl nach. Kaum in seiner Nähe, verkündet Peterl mit schnurriger Stimme: „Hiaz kimbt da Schlongenlauf“, löst sich wieder los und schlängelt sich in gefälligen Serpentinen ein gut Stück bergabwärts; hernach steht er wieder und winkt den Zigeunern lebhafter wie zuvor. Die Zigeuner setzten ganz richtig voraus, daß dieses Sportprogramm eben auch seine Steigerung haben müsse, keuchten dem Peterl zu und kamen dabei gegen das Zwergholz noch tiefer in den Schnee. „Hiazt kimbt da Sprung“, verkündet Peterl schier übermütig kreischend, faßt eine vorspringende Schneewelle ins Auge, spreitet seinen faserigen Wettermantel aus und läßt sich einem Vogel gleich, auf den Rand der natürlichen Schanze lostragen. Mit einem Jauchzer war er nun den Augen der Zigeuner entschwunden. Der sonst wegkundige Peterl hatte sich diesmal getäuscht; die Wächte fand im Gelände nicht die gewünschte Fortsetzung, denn sie überhing eine senkrechte Felswand, welche zehn Meter tief in einen weiten Schneetümpel abstürzte. Im Flockenbett dieser Vertiefung steckte er nun, recht überrascht, bis er sich wieder herausgearbeitet hatte. Die Zigeuner hätten sich der mühevollen Wanderung zur Unfallstelle wohl kaum unterzogen, hätte sie nicht der Gedanke gequält, daß der nun maustote Peterl, beschwert mit allerlei unnützem Kram, wie Uhr, Kette, Ring und Gott weiß mit was sonst für Metallen da unten liegen müsse und daß diese Wertsachen, die dem armen Teufel nicht

weiter nützen konnten, am Ende nicht einmal in die richtigen Hände gelangen könnten. Sie entschlossen sich daher, den Abgrund, den jener schaudervolle Rand verbarg, aufzusuchen. Und so lange hatte der schalkhafte Peterl in seiner Schneegrube gewartet. Als er ihre braunen Gesichter über der blendenden Schneewächte auftauchen sah, begrüßte er sie mit einem hellen „Juchu“ und glitt nun dem Hochwald zu, die erstaunten Zigeuner immerfort mit beiden Händen hinter sich herwinkend. Aber selbst die Möglichkeit, daß Peterl den Zyklus seiner Kunststücke noch durch eine Apotheose krönen könnte, vermochte sie nicht zu bewegen, ihm noch weiter zu folgen, denn dieser Weg führte zur Rettenegger Gendarmerie. Als Peterl am Abende in seinem Berghäuschen sich wieder einheimte und eine größere Anzahl von Gegenständen vermißte, fand er seinen Verdacht auf die Zigeuner bestätigt. — Eines Tages drohte Petern die Gefahr, in seiner Einsamkeit zu verbluten. Er war beim Holzspalten gestrauchelt und hatte sich eine schwere Verletzung an der Brust beigebracht und statt seine rechte Hand zur raschen Hilfeleistung heranzuziehen, benützte er sie dazu, von seinen Mitmenschen einen Mordverdacht abzuwälzen. Er schrieb auf ein Blatt Papier: „Ich habe mir heute beim Holzhacken eine schwere Verwundung beigebracht. Daß also keinen Unschuldigen ein Verdacht treffe, wenn ich hier ausblute.“ Nachdem er diese Zielen geschrieben, war es Zeit, an seine Wunde zu denken. Von angelernten, gewohnheitsmäßigen äußerlichen Manieren so grundverschieden, äußerte sich Peterls angeborenes, gesundes Taktgefühl; die schlichte Echtheit desselben erweckte Ehrfurcht und wirkte zugleich wohltuend und erfrischend auf die weltmüden Herzen . . .

Die Aufopferung, mit der Peterl die ideale Aufgabe seines Berufes erfüllte, war geradezu beispiellos. Wenn, wie so oft da oben, der eisige Schneesturm über den Kamm raste, gab er den Bergfahrern das Geleite bis zur schützenden Waldregion und führte so immerfort für andere den Kampf mit den Elementen. Wußte er bei stürmischem Wetter Skiläufer bergan, so fuhr er diesen entgegen, um ihnen einen geschützteren Pfad zur Hütte zu bahnen. Mehrere Wintertouristen preisen den Almpeterl dankbar als ihren Lebensretter, andere entkamen durch seine Fürsorge augenscheinlichen Gefahren. Er verstand es auch, den Verletzten einen Verband anzulegen, er massierte und frottierte, bis die erstarrten Glieder wieder ihre Lebenstätigkeit äußerten, packte die frostigen Leiber in nasse Leinen, bis wohltuende Wärme sie durchströmte. Und all das besorgte Peterl fachkundig, denn Pfarrer Kneipp war einst sein Lehrmeister. Und mit den Gliedmaßen tauten dann auch die Herzen wieder auf; aus dem Hospiz wurde ein gemütliches Almwirtshaus und aus dem Samariter der sangesfrohe Almwirt. Wie viele Jauchzer haben da droben hinausgeklungen in die weiten, stillen Berge! Auf keiner Alm hatte das dankerfüllte Herz so viel zu besorgen wie auf der Pretuler, auf keiner an-

deren blieb so viel übrig für andere, von keiner brachte man so viel heim wie von dieser floraarmen.

Haben aber auch andere Almen ihre Hauspoeten? Der Peterl grechtelte einem alle Ansichtskarten mit frischen Verslein vor, man hatte nur zu unterschreiben und das tat man ruhig und gerne, denn seine vierzeiligen Ergüsse waren den jeweiligen Umständen und Stimmungen förmlich auf den Leib gedichtet. Und wenn zur Winterszeit die schwarze Nacht herabsank auf die schneeigen Kuppen der „Pretuler“ und die rauhfrostverkappte, hellerleuchtete Hütte, dem fernen Sterne gleich, als einziger Lichtpunkt strahlte in der weiten Runde, dann begann der seltsame Geist Peterls diese Einsamkeit zu beleben, zu erwärmen, zu verscheuchen. So recht ausleben konnte Peterl sich nur in gebundener Sprache. Die Prosa kam klang- und farblos von seinen Lippen und wenn er so hinerzählte in dem ihm eigenen Wortfluß, so stand dies meist im Einklange mit dem auf dem Feuerherde brodelnden Teekessel. Das Unvermögen, seinen Worten entsprechenden Ausdruck zu verleihen, entsprang dem Übel eines Sprachfehlers, der ihm infolge eines Blitzschlages anhaftete. Wenn es aber anhub sich zu reimen, dann tat sein ganzes Herz mit und es war überraschend, wie erfolgreich eine gewisse Begeisterung auch gegen sonstige Unverständlichkeit mancher Worte ankämpfte. Ein Schwerverständlicher, mit dem sich alle Menschen so gut verstanden haben! Sein Sprachfehler trug nicht wenig dazu bei, seinem naturpoetischen Schaffen einen erdrüchigen Reiz zu verleihen; dazu kam noch ein seltener Mangel an Rechtschreibung, der jeden Einfluß einer Schulbildung auf Peterl vollständig ausgeschlossen erscheinen ließ.

Alles, was Peterl erlebt, erschaut, erdacht, ward durch ein „Gedichtle“ (er war steirischer Grenzkärntner) festgehalten. Die meisten von diesen Gedichten wußte er auswendig herzusagen und dabei konnte man sein Gedächtnis bewundern, denn es waren oft ganze Geschichten, die er in Versform wiedergab. „Und däs geht a so“, mit diesen Worten leitete er alle seine Gedichte ein. Seine Poesie war schlichte, in Verse gekleidete Prosa; sie flog nicht hoch, aber sie schoß auch nie über das Ziel. Seine Gedichte ließen sich förmlich miterleben; in folgerichtiger Entwicklung und stets getreu den Tatsachen führte er seine Gedanken unentwegt Schritt für Schritt ans Ziel, und da er für die Phantasie keine Lücke offen ließ, so gab es auch selten Mißverständnisse. Seine gereimten Schilderungen und Erzählungen trugen das Gepräge strenger Schlichtigkeit. Der Mangel an Pathos, der seiner Vortragsweise den Ausdruck eines natürlichen gemäßigten Empfindens gab, lag auch seinen Dichtungen zugrunde und gab diesen das Gleichgewicht eines gesunden Realismus. Sein Schaffen war ein getreues Spiegelbild seines einheitlichen Wesens: stets heiter — nie übermütig, warmherzig — nie leidenschaftlich, ein

sinniges Gemüt und keine Gefühlsschwärmerei. Nur in einer Eigenschaft haute er über die Schnur — in seiner Herzensgüte und Opferwilligkeit. Eine klare Beobachtungsgabe bildete den Boden seiner Dichtungen, ihre Quelle war das übervolle, mitteilsame Herz. An seinem dichterischen Nachlaß hatten zwei Ochsen zu ziehen; die Manuskripte mußten in vier Kisten verpackt, von der Pretulalpe herabgeführt werden. Peterl hatte mit Papiernot zu kämpen, sonst hätte man müssen vierspännig fahren, denn alle Papiersäckchen, die er von seinen Kauffahrten heim in die Hütte brachte, waren vollangedichtet. Kurz vor seinem Tode hatte er auf der soliden Basis der Firma „Georg Kleinhans Erben“ eine Grabschrift zu Papier gebracht, die da lautet:

„Hier ruht Peter Bergner, der auch gedichtet,
Der Liebling der Damen von weit und breit,
Liebeskränkln hab'n ihn zugrunde gerichtet —
Gott schenk' ihm die ewige Seligkeit.“

Diese Grabschrift verweist uns auf Peters Liebesleben. Sein Herz hat immer nur gegeben, aber es war so überreich, daß es sich nebenbei noch das Gefühl leisten konnte, daß es auch empfange. Dieses Gefühl stand aber hart an der Grenze einer „fixen Idee“ und machte ihn in diesem Punkte zu einem Sonderling. Der gute Peterl hatte einen ständigen Liebesrausch und mit der harmlosen Milch wollte er sich diesen letzter Zeit angetrunken haben. Der Almbauer hatte zwei Töchter und ein sauberes „Zuchtmensch“ und diese hätten gerne den Peterl für sich gekapert und taten ihm etwas in die Milch, man weiß nicht was es war, aber die Wirkung, die Wirkung —; sie verwickelte ihn in sinnliche Träume, schreckte ihn zur Unzeit wieder aus diesen empor und trieb ihn hinaus in die eiskalte Winternacht. Als er endlich die Milch vom benachbarten Bauern bezog, fand dieser Liebeszauberspuk sein Ende. In Liebessachen wurde Peterl oft gehänselt; seine geschämige Wichtigtuerei forderte dazu heraus. Oft geschah es, indem man tat, als ob irgend ein Gegenstand an ihm einem als neu auffiel; und wenn man ihn dann fragte, woher er diesen habe, dann setzte es ein kindisches Geberden und verschämtes Lachen, und dabei wich er einen Schritt zurück und bedeckte diesen Gegenstand mit einer Hand, als habe er das kostbarste Ding zu verteidigen und die Verlegenheit, in die er sich hineindichtete, war köstlich. So war es sein alltäglicher alter plumper Siegelring, mit dem diese Komödie sich aufführen ließ. Er befand sich unausgesetzt in Heiratsumständen, und dabei mußte man ihn von einem auf das andere Mal nach dem Namen seiner Erwählten fragen. Man hätte zwar diesen ebensogut dem Hüttenbuch entnehmen können, denn es war gewöhnlich die letzte Besucherin, die er in sein Herz geschlossen. Aber sein treues Gemüt hing ebenso dankbar an allen übrigen, die ihm Gunst und Wohlwollen bezeigten. Seine Beziehungen, die er lebhaft

unterhielt, erstreckten sich weit über das Weltmeer und brachten ihm so manchen sinnigen Gruß aus fernen Landen; das Album von Ansichtskarten, das er hinterläßt, bildet für ihn den ehrenvollsten Nachruf. In dem Bestreben, seinen Mitmenschen etwas zu Liebe zu tun, kannte er keine Grenzen; er sparte sich diese Liebesbezeigungen vom Munde ab. Für ihn gab es wochenlang nicht Wein, Fleisch, Kaffee, Tabak, es setzte Tag für Tag das Kneippsche „Kraftsüpple". Die Brotkrumen, die in der Hütte sich sammelten, wurden geröstet, gestampft, in Wasser verkocht und — gegessen; das war seine Kraftsuppe. Seine Bedürfnislosigkeit erleichterte ihm das Sparen und das tat not, besonders zu einer Zeit, da die Alpe infolge schlechten Wetters nicht besucht wurde. Was er aber an sich ersparte, verschwendete er an andere. Von den Ansichtskarten, die Peterl hinaussandte, hätte er sich täglich ein gutes Lendenstück und ein Glas Rotwein gönnen können. Aber die Forderungen seines Herzens bekämpften stets siegreich die des Magens.

Der Weg von der Oststeiermark in das Mürztal führte über die „Pretulalpe" so manchen Handwerksburschen; der Herbergsvater der Alpenhütte bewirtete sie, ließ ihnen ihr Geld und gab ihnen noch gute Worte dazu. Mit den Trinkgeldern brachten die Gäste den Peterl in arge Verlegenheit; solche Dankesbezeugung lehnte er stets ab, indem er die Münzen zurückschob mit der Beteuerung, daß dies einfach zu viel für ihn sei; er habe ohnedies seinen Gewinn an der Zeche. Man mußte sich beleidigt, gekränkt oder unnachgiebig zeigen, um Peterl zur Annahme der Gabe zu bewegen. Dagegen pflegte er jedermann für die geringste Dienstesleistung glänzend zu entschädigen und man hatte dabei stets Mühe ihm vorzustellen, daß dies weit über seine Verhältnisse geschehe.

Die Halterbuben der Pretulalpe weinten ihrem Peterl bittere Tränen nach und sie wußten weshalb. Wenn ein herannahendes Gewitter das Vieh abwärts gegen die Ställe trieb, die Blitze niederfuhren, die schwarzen Donnerwolken krachten und kalte Regenschauer die sonnigen Matten verfinsterten, dann kamen sie zur Hütte heran und heimten sich bei Petern ein. Und während draußen ein nasser Westwind durch den Bürstling blies und Nebelfetzen durcheinanderwarf, saßen sie drinnen an Peterls wärmender Flamme und tranken von seinem Tee. Und die erstaunten Augen der Halterbuben hingen am Munde des vielgereisten, welterfahrenen Peterl, wenn er ihnen dabei erzählte von allem, was er geschaut und erlebt, und er erschien ihnen in seiner kindlichen Einfalt groß und weise. Und hatte ein Stück Vieh sich verlaufen, so konnten sie beruhigt auf die Suche gehen, denn Peterl führte ihnen inzwischen die Aufsicht über die Herde; und das alles und vieles andere hat ihnen den Almpeterl so lieb gemacht.

Von Menschen bäuerlicher Art wurde seine Herzensgüte niemals ausgenützt; die Halter nahmen dankbar, was er ihnen aufnötigte und

zeigten sich dagegen bemüht, ihm Dienste zu leisten. Aber es fanden sich immer Leute in besserer Gewandung, die den guten Menschen betrogen und bestahlen. Peterl hatte den Brauch, seine Geldnoten vor den Augen der Hüttengäste in ein Buch zu legen und so geschah es noch kurz vor seinem Tode, daß, während er in den Keller stieg, ein äußerlich anständiger Mensch eine Zehnkronennote aus solcher Haft befreite. Wir kamen damals gerade zur Hütte, nachdem jener teure Gast bergabwärts gezogen, und fanden Petern herzlich lachend und überglücklich darüber, daß er bestohlen worden.

Diese ungereimte Stimmung erklärte Peterl, indem er sagte: „Der dumme Kerl! Den Zehnkronenschein hat er gekriegt, aber wäre er um drei Buchblatteln weiter gegangen, so hätte er den Zwanzigkronenschein.“ Nach solcher Erklärung fanden wir das wahre Verständnis für die Freude Peterls. — An jenem Tage, da wir ihn zum letztenmale als Almwirt tätig sahen, besprachen wir mit ihm den Ausbau der Hütte. Ein geräumiges Unterkunftshaus sollte daraus werden. Für ihn und sein „Hündle“ wäre der Vorraum der Dachkammer freilich groß genug, aber Peterl will nun einmal eine Frau haben und da heißt's Platz schaffen. Und die kleine Hütte, die nur wenigen eine mangelhafte Unterkunft bietet, kann auch ein Menschenpaar nicht ernähren. Und Peterl braucht eine Frau, wenn das kulinarische Repertoire, auf welchem bisher nur „Erbswurstsuppe“ und „Heferlsterz“ standen, die gewünschte Erweiterung erfahren soll. Auch seiner persönlichen Sicherheit wegen — sofern er sich nur vor anderen sichern will — braucht Peterl eine Frau. Peterl braucht eine Frau zum kochen, putzen, waschen, fegen, scheuern, kurz zu allem, was bisher nur mangelhaft und teilweise gar nicht geschehen ist. Peterl hatte in weit höheren Regionen zu tun, er konnte sich nicht um die kleinen Dinge kümmern, die durch die leiblichen Bedürfnisse der Hüttengäste aus ihrer Ordnung gebracht wurden. Er fahndete nach den Quellen der Wissenschaft und suchte die Ordnung der Dinge im Weltall zu ergründen; und wenn er gar seinen Homer vor sich liegen hatte und in den süßen Klängen der „Ilias“ schwelgte, dann mochten die Käserinden, Eierschalen und Wursthäute ihr Stilleben ungestört weiter führen.

Das Durcheinander in der Hütte schien manchmal mutwillig angezettelt. Peterl suchte diesem Übelstande, dem er nicht Herr werden konnte, bereits vorigen Winter durch eine Frau abzuhelfen. Allein es geschah dies nur probeweise und — mit Frauen soll man nicht experimentieren. Es war am Ende des November, zu einer Zeit, da die Jagden dem Peterl stets eine größere Anzahl von Gästen brachten. Da kam er eines Tages im Tale auf ein Weib, das sich erbötig machte, ihm in der Wirtschaft zu helfen. Alter und Aussehen dieses Weibes schützten den Peterl vor dem Verdacht, daß dieses ihm besser gefallen könnte als ihr Anerbieten und so brachte er

sie zur Hütte. In der ersten Zeit wollte es dem Peterl erscheinen, als habe er da einen guten Griff getan; die neue Wirtschafterin wusch, putzte, die Hütte war stets aufgeräumt, der Peterl auch und sein Leben schickte sich an zu einer neuen Wendung. Daß der Ordnungssinn der Haushälterin sich auch in den finstern Keller verstieg, fand Peterl bei dem blinden Eifer, den diese Person an den hellen Tag legte, ganz natürlich. Sie besaß Peterls vollstes Vertrauen und durfte nun auch die Getränke aus dem Keller holen, was sie ja nur tat, um ihm das beschwerliche Stiegensteigen zu ersparen. Mit der Zeit erschien es ihm doch bedenklich, daß dieses Weib sich am liebsten da unten zu schaffen machte und daß sie die gute Laune, die andere erst heroben „achtelweis" sich antrinken mußten, schon fertig mit aus dem Keller brachte. Aber der noble Peterl zog aus dieser auffallenden Erscheinung keine weiteren Schlüsse und da im finsteren Keller auch die Sonne nichts an den Tag bringt, so kam es durch die Quelle heraus. Wasserholen mußte der Peterl und ging hinab zur Quelle. Die treue Kameradin wollte ihn nicht allein gehen lassen und ging auch zur Quelle, aber — zu der ihrigen; sie stieg in den Keller. Peterls Wasserbüttel ist groß, durch das enge Eisenröhrl an der Quelle müssen bei zwanzig Liter, ehe es sich füllt, und da mag er geduldig harren mit verschränkten Armen und ausschauen nach Westen, nach den welligen Kuppen der schneebedeckten Veitsch, den Zinken und Zacken des Hochschwab, die jetzt, einer Wogenbrandung gleich, mächtige Ballen lichtgrauen Gewölkes überschütten. Der Anblick der erhabenen Natur soll ja den Menschen ablenken von seiner Berufstätigkeit und so war auch die Wasserbütte längst übergegangen, ehe Peterl sich besann. Da war es inzwischen oben, im aussichtslosen Keller etwas flinker hergegangen. War auch die Gurgel weiter als das Wasserröhrl und der Magen enger als die Wasserbütte. Nachdem Peterl zur Hütte zurückgekehrt, wurde er durch lautes Schnarchen, das nicht aus dem Vorraum der „Lidy", sondern aus dem Keller kam, an seine Wirtschafterin erinnert. „Traudl, Traudl!" Umsonst, sie schnarchte weiter. Dem Peterl zeigten sich alsbald die Spuren ihrer Tätigkeit; eine große Anzahl von leeren Flaschen, die bei seinem letzten Kellergang noch den köstlichen „Refosco" gefangen hielten. Peterl faßte sofort den Entschluß, dieses Weib, das ihn nun anekelte, mit dem ersten Morgenstrahl in das Tal zu schicken. Inzwischen fing es draußen an zu schneien, die Flocken kamen immer dichter und heftiger, die Schneemassen wuchsen die Nacht über mächtig an und hätte Peterl sich nicht auf den Gebrauch der Skis verstanden, so wären am nächsten Morgen zwei Menschen in der Almhütte gefangen gewesen. Peterl hatte gehofft, daß diesem heftigen Schneefall Tauwetter folgen und es ihm dann möglich sein werde, sich dieses Weib vom Halse zu schaffen; statt des ersehnten Tauwetters trat aber neuer-

dings heftiger Schneefall ein und vernichtete gänzlich Peterls Hoffnung. Acht trübe Tage hatte er noch an der Seite dieses verhaßten Weibes dahingelebt, dann riß er plötzlich den Expeditionsschlitten von der Hüttenwand, lud seine teure Last auf und fuhr mit ihr zu Tal. Nach diesem Erlebnis hörte man Peterl längere Zeit hindurch nicht vom Heiraten reden.

In den letzten Monaten hatte unser Peterl mit Stimmungswechsel zu tun. Er kam wohl im Juni stets überglücklich zu Tal gestiegen, verkündete jauchzend die Pracht des Wetters und wie sehr es ihn heuer da droben freue, und wie er nach so langen Jahren des Leidens nun endlich da seine Gesundheit wiedererlangt habe; aber es überkamen ihn zeitweise arge Gemütsverstimmungen. Eines Tages meinte er, er habe das Gefühl, daß er nun bald fort müsse von der „Roseggerhütte" und seinem Almleben, an dem er mit seinem ganzen Herzen hänge; er ahne, daß ihm von irgendeiner Seite Gefahr drohe. Eine Gerichtsverhandlung habe er gehabt mit einem Menschen, der ihn betrogen, und dies sei ein rohes, rachegieriges Individuum und man wisse nicht, was geschehen könne. Zum erstenmale empfand und äußerte der vertrauensselige Peterl etwas wie Scheu.

Am 24. Juni, dem Tage, an welchem herunten im Tale ein Unglücklicher ein äußerlich glanzvolles Leben freiwillig von sich warf, vernichtete droben auf dem Berge die Mordaxt das glückliche Herz unseres äußerlich armen und im Innern so reichen Almpeterl. Es war, als ob die Alm selber von all dem nichts hätte sehen wollen; schwere Regenwolken verhüllten sie an jenen drei Tagen des sonnigen Juni. Auf einer Ansichtskarte, die auf dem Tische lag, standen Peterls letzte Verse geschrieben; sie waren an Fräulein Dina Ruthner in St. Pölten gerichtet zum Dank für einen Kartengruß mit Seifenbläserbild und lauten:

„Ihr Seifenbläser mahnt mich immer
An des Glücks Vergänglichkeit,
Auch ich bin längst der Almwirt nimmer
Wenn der nächste Kuckuck schreit."

Zuckende Lichter.

Von Otto Promber.

Such' nicht zu fern das Paradies;
Es lacht dir stets, wo du auch schreitest;
Kein Glück ist so entzückend süß
Als das, das du dir selbst bereitest.

* * *

Wenn das holde Glück nicht wäre,
Müßte unser Herz verschmachten.
Aber — zu der Wahrheit Ehre! —
Auch das Unglück ist zu achten,
Denn es meißelt Charaktere.

Die tröstenden Schwestern am Bette des Kranken
Und jene, die sterbend im Felde sanken,
Ehrt man mit Recht als die Helden im Lande;
Doch kannst du es ruhig und freundlich ertragen,
Dir selber die bitterste Wahrheit zu sagen,
Wirst du ihr König im Purpurgewande.

* * *

Dieses Lügen, dieses Schmiegen,
Dieses elle Speichellecken!
Könnten wir die Herzen wiegen —
O wie würden wir erschrecken!

Mancher, der nach Würden trachtet,
Zeigte sich als echter Lümmel,
Und so manchen, der da schmachtet,
Arm, verlästert und verachtet,
Nähm' der Herrgott in den Himmel.

Heimgärtners Tagebuch.

7. August.

„Das ist einmal ein Sommer, wie er sein soll", hört man jetzt hie und da vergnüglich ausrufen. Und mir wird bange. Leider ist das ein Sommer, wie er nicht sein soll. Den ungewohnt schönen Mai haben wir mit Wonne genossen, im Juni haben wir vor Vergnügen um die Wette gelacht mit der Sonne, im Juli verzog bei vielen das Lachen sich schon zu einem ängstlichen Grinsen, und nun im August stehen wir mit Zagen unter dem glühenden Sommertag; vergeblich schauen wir nach einem Wölklein aus, sehnsüchtiger als je sonst nach einem Stückchen blauen Himmels.

Unsere Steiermark ist noch ein wenig grün, klar und kühl rieseln aus den Bergen noch die Quellen, aber der Rasen dorrt mit jedem Tag mehr, die Bäume werden mit jedem Tag welker, das Laub gilbt oder ringelt sich wie Blätter in sengender Glut. In Feld und Wald sprudelnde Quellen werden zu kleinen Brünnlein, und ein wenig später wollen auch die Brünnlein versiegen. Über die unerhörten Schneemassen des vorigen Winters ist geklagt worden, und doch sind sie vielleicht unser Glück; hätten an diesen Schneemassen sich unsere Berge nicht vollsaugen können, so wäre längst jede Wasserrinne trocken in Wald und Wiese und im tiefen Tal. Aus Ländern, die keinen solchen Wasserbehälter haben, kommen schlimme Botschaften. Auf weiten Strecken großer Flüsse mußte die Schiffahrt eingestellt werden aus Wassermangel. Breite Ströme, sonst mit stolzen Dampfern befahren, können von übermütigen Jungen, wenn sie die Höslein aufstreifen, fast zu Fuß durchwatet werden. In manchen Gegenden kommen in Fluß oder See die „Hungersteine" zum Vorschein

mit der Inschrift aus Dürrjahren früherer Zeiten. Z. B. „So tief, daß dieser Stein im Trocknen lag, stand das Wasser im Jahre 1847. Wenn ihr mich wiederseht, werdet ihr weinen.“ Der Landmann gräbt auf seinem Acker halbmetertief, und statt brauner Erde findet er grauen Staub. Erstickend heiße Winde streichen; kommen sie aus welcher Richtung immer, sie bringen keinen Regen. Manchmal stehen sehr hoch am Himmel lichte Wolkengebilde, man sieht es ihnen an, wie leicht sie sind, wie lockere Baumwolle, so daß meines Nachbars kleiner Junge immer fürchtet, ein Blitz könne sie in Brand stecken. Denn Blitze zucken doch hervor, manchmal aus scheinbar heiterem Himmel; um die Wette mit Hitzschlägen strecken Blitzschläge ihre Opfer nieder, und die Gebäude die der Blitz trifft, sind zumeist unrettbar verloren, weil die Dürre dem Feuer vorgearbeitet hat. Aber auch aus dem Streichhölzchen, aus dem Zigarrenstümpfchen, das der sorglose Raucher hinwirft, aus der Herdasche, die arglos in den Behälter geschüttet wird, zuckt die Flamme. Aus der unbewachten Stalllaterne zuckt sie und aus dem Spielzeug der Kinder. Es lodert das Gebäude; still und rasch kriecht im dürren Wiesengras die Flamme dahin, lustig breitet sie sich über das reife Kornfeld mit seinem zunderspröden Stroh und erreicht den ausgetrockneten, harzigen Wald, über den sie ihre Siegesfahnen schrecklich entfaltet. Der Ursachen zum Brand sind in Zeiten der Dürre übergenug. Und so melden unsere Zeitungen jeden Tag eine sich steigernde Zahl von Bränden aus Städten, vom flachen Land, vom Gebirg. Sie melden unzählige, teils riesige Heide- und Waldbrände, und von hohen Bergen aus sind die Rauchsäulen zu sehen, die weit um im Land aufsteigen, als ziehe ein wütender Feind dahin mit Sengen und Brennen.

Ich weiß nicht, ob die Behörden in diesen Tagen alle, die in der Stadt, auf dem Dorf, in der Hütte sind und im Wald, zu besonderer Vorsicht mahnen. Zu ganz besonderer Vorsicht mit dem Feuer! Wenn das Unglück plötzlich da ist, und wenn wir dann ratlos, trostlos vor der rauchenden Stätte stehen, zermartern wir uns den Kopf: wie denn das habe geschehen können! Und es war doch nichts anderes als irgend eine kleine Unvorsichtigkeit, so klein und nebensächlich, daß kein Mensch sich mehr daran erinnert. — Über allem ruht der eherne Himmel. Sein Tag hat keinen Regen und seine Nacht hat keinen Tau. Die Sträucher krümmen ihre gebräunten Blätter, der Boden ist mit gelben Blättern bestreut wie im Spätherbst. Von Wurmstich und Blattfraß ist wenig zu sehen, hingegen röten sich an den Fichten, Tannen und Lärchen die Nadeln, und die Gemüsepflänzchen legen sich ohnmächtig auf die pulverige Scholle, so sehr die Magd auch eilen mag mit der Gießkanne, die verdurstenden Geschöpfchen zu laben. Und da muß man erst den Hausbrunnen fragen, wie lange er noch im Stande sein wird, uns, die Menschen zu tränken.

Auf den Wiesen ist seit der ersten Mhad im Juni nichts mehr gewachsen, ein bräunlich gelbes Gefilz spinnt sich hart am Boden hin wie im März, wenn gerade erst der Schnee weggegangen ist. An schattigen Stellen, wo man doch noch mähen will, braucht das Gras nicht erst liegen gelassen zu werden, um zu trocknen, es ist Heu schon an der Wurzel. Das Getreide auf dem Feld hat die „gach Zeiti“, wie bei uns die Bauern sagen, wenn es vor seiner völligen Entwicklung dorrend reift. Das Obst fällt unausgewachsen von den Bäumen. Über der zersprungenen Scholle sieht man keinen munteren Käfer laufen, in der zitternden Luft keinen bunten Schmetterling flattern, keine Hummel hört man läuten auf der Heide. Der Wald hat nichts von jener erfrischenden Feuchtigkeit der Bergforste, und die Vöglein schweigen im Walde.

So ist es bei uns in der Steiermark. Aber kein Pfarrer wagt es, bei dem hohen Barometerstand seine Gemeinde zu einem Bittgang um Regen zu ermuntern. Seit vielen Jahren bin ich nicht mehr so wenig im Freien gewesen, als in diesem „schönsten der Sommer“. Auszuhalten war es nur in den kühlenden Mauern des Landhauses. Draußen war glühende Wüste. Die Zeitungen lieben es, Rückschau zu halten nach früheren Zeiten der Dürre, und weit müssen sie greifen nach einem ähnlichen Jahr wie dieses. Die Kultur hat seither Riesenfortschritte gemacht und versteht es, gewaltige Mißgeschicke zu besiegen; wird sie auch den Folgen dieser Dürre gewachsen sein? Oder wendet sich's doch einem Nachsommer zu, der manche Schäden wieder gut macht? Wer weiß, ob wir in diesem Jahr nicht ein zweites Grünen und Blühen erleben? Nachdenksame Leute fragen, ob nicht am Ende die Himmelskörper aus dem Geleise gekommen seien? Das fürchte ich nicht, glaube vielmehr, jener Japaner hat sich geirrt mit seiner Meinung, der allmächtige Gott habe zwar die Welt erschaffen und in Bewegung gesetzt, so daß sie aus eigener Kraft in Ewigkeit fortwirbeln könne; dann aber habe sich Gott das Leben genommen. Die Geschichte der Welt und der Menschen, soweit wir sie kennen, zeigt, daß es nicht so ist, daß es freilich oft geholpert, aber nie ganz umgeworfen hat. Wenn wir einmal auf dem Trocknen sitzen, ohne unsere Sach im Trocknen zu haben, was liegt daran? Einstweilen ist der trockene Sommer eine wahre Jubelzeit für Landfrischler und Touristen, warten wir ab, wozu er sonst noch gut sein wird.

Man hört, die Bewohner der russischen Ostseeländer sind auch nicht zufrieden. Dort sitzen sie jetzt fröstelnd am brüllenden Ofen, können nicht spazieren gehen, weil es immer regnet. Wir sind dies Jahr eben versuchsweise einmal Südländer geworden. Allzulange wird die heiße Liebkosung des Himmels ja nicht dauern.

Zur Stunde, als ich dieses Stimmungsbild schreibe, steigen — von meinem Fenster aus sichtbar — über den fernen westlichen Bergen

Wolken auf. Sie sind wie aus schneeweißem Marmor gemeißelt, und ihre lichten Kuppen stehen zwei und dreifach hintereinander. In gewöhnlichen Zeitläufen würde das ein nahendes Gewitter bedeuten. In diesem Sommer war es mehrmals ähnlich, aber nach leichtem Sprüh- oder kurzem Platzregen haben die stolzen Wolkentempel und Luftschlösser sich allemal wieder in nichts aufgelöst, und nach wie vorher stand über uns die eherne Himmelsglocke in ihrer blendenden Glut.

Keine müßige Plauderei sollen diese Zeilen sein, ebensowenig eine poetische Ergehung darüber, daß auch die uns feindliche Außenwelt ihre erhabene Schönheit hat. Sie seien eine Mahnung, in solchen Tagen zu tun, was das Unsere ist. Gütig denen beizustehen, die am ärgsten getroffen sind von Dürre und Brand. Und ganz besonders möchte ich ich in diesen Tagen der Gefahr den deutschen Nachtwächterruf hinausschreien ins weite Vaterland: „Herren und Frauen, laßt euch sagen: Gebt Obacht auf das Feuer, auf das Licht!"

10. September.

Um Mitte August endlich war es unruhig geworden in den Lüften. In den Bergtälern zeigten sich Morgennebel, an Nachmittagen und Abenden gab es Gewitter. Anfangs waren die Gewitter trocken oder hatten kurze Stoßregen; sie kamen jeden Tag und wurden ausgiebiger. Um die Berggipfel zogen Nebel, sie sanken nieder an den Hängen und stiegen aus den Schluchten auf. Endlich der ganze Himmel umwölkt, zu allen Seiten sah man an den Berglehnen Regenschleier niedergehen, aber im breiten Tale fielen nur wenige Tropfen. Immer grauer und düsterer wurden die Tage. Von Stürmen hörte man, bei uns kamen nur mäßige, kühle Winde; sie wurden immer kühler und feuchter, und endlich war der Landregen da. Ein groß und breit angelegter Landregen, er währte drei Tage. Wir standen am offenen Fenster und erquickten uns an dem unendlich niedergehenden Regen und an seinem Plätschern in Baum und Strauch. Alle Kreaturen sahen wir wonig trinken.

Am dritten Tage hörte ich schon jemand klagen über diesen „abscheulichen Sommer, wo es immer regnet!" — So sind die Leute. Ich möchte nicht Herrgott sein.

Am fünften Tage schien ja die Sonne wieder und siehe, es grünten ganz wundersam die Wiesen, die Matten, frische Blümlein sproßten aus dem Grase. Die Lärchen hoben ihre jungen Zweige, die welk niedergehangen waren, stramm der Sonne zu, mit der alles nun wieder ausgesöhnt war. Die kahl gewordenen Birken setzten junges Laub an und man hörte wieder Vogelstimmen. Ein neuer Frühling war gekommen — der zweite in einem Jahre.

Und da es so vorüber ist mit der Drangsal, dünkt es uns, als wäre sie gar so groß nicht gewesen, wenigstens nicht bei uns in den

Alpen. — Und wie steht's mit den Früchten auf Feld, Weide und Garten? In den meisten Ländern ist eine Mittelernte ausgewiesen. Daran muß man erinnern in Hinsicht auf jene Lebensmittelhändler, die alles Ungemach der Zeiten ausnützen wollen, um Geld zu gewinnen.

Unduldsamkeit auf Friedhöfen.

Alle Lieblosigkeit, wo immer sie vorkommt, ist zu verurteilen. Am meisten empört sie auf religiösem Gebiete.

Vor einiger Zeit habe ich mir meine Gedanken gemacht über die Unduldsamkeit auf katholischen Friedhöfen. Nun veröffentlicht das evangelische Blatt „Die christliche Welt" einige Fälle von Unduldsamkeit auf protestantischen Friedhöfen.

Am 3. Juli d. J. wurde auf dem evangelischen Friedhofe in Allenstein eine 17 Jahre alte Baptistin beerdigt. Eine Menge Leute waren herzugelaufen, um das Begräbnis zu schauen. Als aber der Leichenwagen am Grabe anlangte, befahl der Totengräber, den Sarg ins Grab zu versenken und sofort zuzuscharren. Die Leidtragenden durften nicht einmal zum offenen Grabe herantreten. Als der Prediger der Baptistengemeinde dann doch an das noch zum Teil offene Grab herantrat, um eine Feier einzuleiten, schob ihn der Totengräber hinweg mit den Worten: „Sie haben hier nichts zu tun!" Alle Vorstellungen halfen nicht; der Friedhofsbeamte berief sich auf den landeskirchlichen Superintendenten, der ihn beauftragt habe, jede Feier am Grabe zu verhindern. Der Prediger versuchte hierauf ein Gebet zu sprechen, aber da der Totengräber ihm ins Wort fiel, mußte er schließen.

So geschehen vor wenigen Wochen in Ostpreußen an Baptisten. Noch jünger ist folgender Vorfall, der sich am 20. Juli zu Hamm in Westphalen zugetragen hat. Diesmal handelt es sich um die dortige „Freie evangelische Gemeinde". Begraben wurde der beim Baden ertrunkene Sohn des Reisepredigers der Freien evangelischen Gemeinde in Hamm. Der Prediger der Gemeinde tritt nach Einsenkung des Sarges an die Gruft. In diesem Augenblicke sagt der Totengräber mit lauter Stimme: „Wir wollen ein stilles Gebet verrichten!" und zu dem Prediger hintretend: „Sie dürfen nicht reden, auch nicht beten!" Leise erwidert der Prediger: „Zu reden beabsichtige ich hier nicht, ich wollte nur ein kurzes Gebet sprechen." „Das dürfen Sie nicht", sagt der Totengräber. „Man wird mir aber doch wohl gestatten, ein Gebet zu sprechen?" „Das darf ich meiner Instruktion gemäß nicht dulden!" „Sie werden mich aber gewiß nicht verhindern, zu beten?" „Ich werde Sie unterbrechen!" „Wollen Sie den tief-

betrübten, niedergebeugten Eltern nicht einmal den Trost gewähren, am Grabe ihres geliebten Kindes ein Gebet zu hören?" „Ich werde Sie unterbrechen!" „Dann handeln Sie ja fast schlimmer als die Heiden." „Ich werde Sie unterbrechen." Da das Gebaren des Totengräbers immer aufgeregter wurde, schwieg der Prediger still. Der Vater des Toten trat nun ans Grab, warf drei Hände voll Erde hinab und sagte: „Der Herr hat's gegeben" u. s. w. So taten auch die anderen Leidtragenden.

Ein Gewährsmann schreibt:

„Sie können sich denken, mit welch gemischten Gefühlen wir bei Gustav Adolf-Festen den langen Lamentationen wegen Intoleranz der katholischen Kirche zuhören. Die lutherischen Pastoren sind mindestens ebenso intolerant. Ja, ich könnte sogar ein Loblied auf die katholische Toleranz anstimmen. Ich war zehn Jahre Prediger einer Baptistengemeinde im Rheinland, habe aber nie über die geringste Störung zu klagen gehabt. Im Gegenteil habe ich jedes erdenkliche Entgegenkommen gefunden. Leitete ich auf dem großen Friedhofe Kölns in Melaten gerade eine Leichenfeier und es kam währenddem auch eine katholische Leichenfolge, so trug der Kirchhofsgärtner Sorge, daß ich ungestört zu Ende kam. Er hatte es aber auch gar nicht schwer, denn kein Katholik versuchte es auch nur, uns irgendwie lästig zu fallen. Vielmehr sammelte sich die Leichenfolge um mich und hörte aufmerksam bis zu Ende zu. Hernach gesellten wir uns zu ihnen und erwiesen ihrem Toten die letzte Ehre. Als ich einmal auf dem Neußer Kirchhofe mitten in meiner Rede war, kam eine katholische Leiche mit Musik an. Sowie sie merkten, daß ich redete, verstummte die Musik und Priester und Laien sammelten sich um mich, um den Schluß meiner Rede anzuhören. War das nicht tolerant? Aber muß das denn gleich als eine Art Verdienst hingestellt werden? Es war einfach anständig! Wie zwerghaft klein muß doch so ein lutherischer Pastor sein, der dem Totengräber befiehlt, unsere Trauerfeierlichkeit zu stören."

So zu lesen in einem evangelischen Blatte. Ein gutes Zeichen wäre es, wenn auch katholische Blätter die Sünden in ihrem Lager einmal so freimütig eingestehen würden.

Der Klosterbruder.

Zur Tür unseres Hauses trat ein junger Priester ein. Ein „Barmherziger Bruder" aus Graz, dessen Kloster an Armen und Kranken so viel Gutes tut. Er bat um eine gütige Gabe eben für dieses Kloster. Als er dieselbe erhalten hatte und wieder fortgehen wollte, brach ein Gewitter los, das nach heißen Tagen nun schon eine Weile von allen

Weltgegenden herangegrollt hatte. So wurde der geistliche Bruder eingeladen, in die Familienstube zu kommen und den Verlauf des Sturmes abzuwarten. Gar bescheiden setzte er sich in den Sessel in der Ecke, blickte mit gefalteten Händen vor sich hin, während die Stube ganz dunkel geworden war, an die Fenster der Regen schlug, die Gartenbäume im Sturme raseten, die roten Scheine der Blitze flackerten und die Donner krachten. Ich wollte mit ihm ein Gespräch beginnen, er war schweigsam und sagte endlich leise: „Man hat immer ein wenig Angst vor dem Blitzschlag."

„Vor dem man sich nirgends hin flüchten kann als in die Hand Gottes."

Da stimmte er bei und betrachtete das heitere Wesen der Kinder, die in der Stube scherzten und lachten und Lieder sangen. In der Wiege auf schneeweißem Bettchen lag das Enkelkind und Sturm und Donner, wovor Erwachsene zitterten, war ihm ein sanftes Schlummerlied. Es schlief so lind und süß. Träumte es von der Ewigkeit, aus der es erst vor kurzem gekommen war? Oder träumte es von den Taten und Schicksalen, die auf irdischem Lebenslaufe seiner harren? Ach wie gerne, wenn so ein junges Kindlein die Augen aufmacht, möchte man niederknien vor seiner Wiege und es fragen: „Erzähl' mir, Kind, wie sieht es dorten aus? Aber es schaut mich ernsthaft an und schweigt. Und das ist, als wollte es sagen: „Warte nur, bald wirst du es selbst sehen!" Da das Gewitter draußen so gewaltig geworden war, daß das Haus schütterte und doch das Kindlein so lieblich dahinschlief, so stimmten die singenden Mädchen plötzlich das Lied an: „Stille Nacht, heilige Nacht!" als sei nicht der brausende, lodernde Hochsommertag, sondern die friedsame Weihnacht.

Der geistliche Bruder hielt auf dem Schoße immer noch die Hände gefaltet und blickte fast andächtig drein. Solchem Gottesdienste mag er ja nicht oft beigewohnt haben. Ob des wundersüßen Friedens, den dieses Lied athmet, vergassen wir des Tobens draußen, es hatte das unruhige Gemüt besiegt. Dann erhoben die Mädchen neuerdings ihre hellen Stimmen und sangen alte Lieder von Wald und Welt, von Lieb und Lust. Auch die Knaben kamen daher und sangen mit, frisch und keck. Ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten und dort saß der Mönch mit blassem Gesichte, und in seinem Antlitze war's wie eine betrübte Verwunderung. Wahrlich, solchem Gottesdienste hat er noch nie beigewohnt. Der Junge dort legte den Arm um den Nacken des Mädchens und sang mit: „Wenn ich ein Vöglein wär und auch zwei Flüglein hätt'!" Und das taten sie, während die dunkle Stube im Blitzscheine loderte und die Donner schmetterten. Dem Klosterbruder wollte das bedenklich anmuten. Wenn jetzt ein Blitz niederfährt auf uns, so ist alles verloren! — Dachte er das?

„Haben Sie auch eine Schwester, geistlicher Herr?“ fragte ich. „Na, dann wissen Sie ja, wie Bruder und Schwester sich gern haben.“

Mir tat es ordentlich wohl, wie er nach dieser Andeutung aufatmete, der arme Mensch, der in jeder Liebesfreude eine Sünde fürchten muß. Vielleicht auch, daß etwas anderes vorging in ihm, denn fast erfrischt und wohlgemut, so dünkt mich, war er, als er dann aufstand, mir die Hand reichte und recht warm dankte für das „heimliche Obdach“.

Das Gewitter hatte ausgetobt. Er ging hinaus in den trüben, ruhig regnenden Tag.

Wir bedauern dich, Bruder, daß du ohne Familienglück einsam mußt leben und vergehen. Aber wer sagt uns denn, daß du bei deinen Kranken, die du pflegst, bei deinen Elenden, die du aufrichtest, nicht auch ein Glück findest? Ein anderes zwar als das unsere — aber sicher kein geringeres.

Vom Schuster.

Wenn ich ein Paar neue Stiefel brauche, so gehe ich zum Schuster, oder wenn kein solcher im Orte ist, zum Schuhmacher. Zum Schuhwarenfabrikanten mag ich nicht gehen. Der Schuster gibt gutes Leder, der Schuhwarenfabrikant zumeist nur einen hübschen Glanz. Ähnlich ist's auch mit dem Gerber und dem Lederfabrikanten, mit dem Schneider und dem Kleidererzeuger u. s. w. Ich habe kein rechtes Vertrauen zu Gewerbsleuten, denen die guten deutschen Namen ihres Handwerks nicht gut genug sind und die in ihrer Großmannssucht umständliche und vollklingende Bezeichnungen wählen, die oft viel Geringeres und Gemeineres besagen als die alten Titel. Handwerker ist mir zehnmal lieber, als Gewerbetreibender, der auch ein Schweinetreibender sein kann, weil ja das auch ein Gewerbe ist. Handwerker, das deutet auf ein persönliches Können, auf redliche Handarbeit, die ja heute von jedem vernünftigen Menschen gesuchter und geachteter ist als je. Gewerbetreibender, das weist auf Erwerb und Geschäft und besagt etwas Eigennütziges. Handwerker kann auch ein Fürst sein, wie ja nach alter Sitte jeder König und Kaiser ein Handwerk lernen soll. Und ist ihm dieses Handwerk stets ein Ehrentitel. Nie aber würde der Fürst mit der Bezeichnung Gewerbetreibender besondere Achtung einheimsen können.

Da draußen in Schwaben sind vor kurzem die Schuster rabiat geworden. Sie taten sich zusammen und erklärten, nicht mehr „Schuster“ heißen zu wollen. Alle Welt glaube die Schuhwarenerzeuger mit dem Ausdrucke „Schuster“ beschimpfen zu dürfen, ja selbst die Behörden entblödeten sich nicht, die Bezeichnung „Schuster“ in Anwendung zu bringen. Das wollten sie sich aber länger nicht gefallen lassen, sie wollten Lederwaren-

fabrikanten oder mindestens Schuhwarenerzeuger genannt werden. Das zu einer Zeit, da sich jemand alle erdenkliche Mühe gab, um darzutun, daß das Wort „Schuster“ unter allen Umständen etwas Gediegenes und Tüchtiges, ja sogar Schöpferisches besage, so daß man Bismarck ganz gut den deutschen Reichsschuster nennen könne. Reichsschneider, das klänge schon dünner und zimperlicher. Das Wort „Schneider“ ist tatsächlich ein Ausdruck der Geringschätzung geworden für jeden, der nicht wirklicher Schneider ist. Für diesen aber ist und bleibt auch der Titel Schneider ein Ehrenname, als für einen, der das Tuch zuschneidet und aus demselben schlicht und recht Kleider macht. Wenn ich über einer Kleidermacherwerkstatt auf dem Schilde „Schneidermeister“ lese, so habe ich gleich Respekt vor dem Manne, das ist kein Großhansel, kein Flunkerer, das ist einer vom alten Schrot und Korn, der liefert gediegene Arbeit. Vom „Kleidererzeuger“, „Kleiderkünstler“, „Garderobeverfertiger“ (Verfertiger!) oder gar „Tailleur“ lasse ich mir nicht einmal einen Knopf einsetzen.

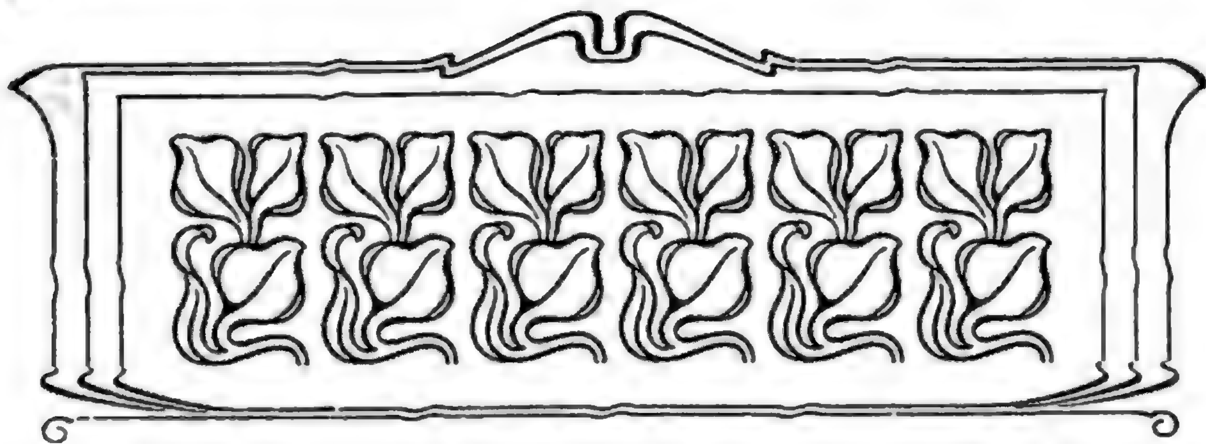
Deutsche Handwerker! Lasset das Hochhinauswollen. Ihr kommt dabei immer tiefer hinab. Besinnt euch wieder, wie ehrentreu das schlichte Handwerk, wie hochachtbar der tüchtige Handwerker ist. Lasset das Windige und Läppische auf eurem Schilde, haltet es rein nach der Väter Art. Wer gute Stiefel zu machen versteht, für den ist der Titel Schuster ein Ehrenname. Wer nicht selbst einen ordentlichen Schuh machen kann, sondern auf fremde Arbeiter und Maschinen angewiesen ist, der muß sich freilich wohl mit der Notbezeichnung „Schuhwarenfabrikant“ begnügen.

Ich, wie gesagt, bestelle beim Schuster.

Selbstmessung.

Ihr meßt mich mit den Kleinen,
Da besteh' ich.
Ich meß' mich mit den Großen,
Da vergeh' ich.
Aus der Tiefe aufgeschwungen,
Doch die Höhe nicht errungen,
So viel seh' ich.

R



Kleine Laube.

Ein boshafter Zufall.

Der Mensch hat gut gelernt, sich zu schützen und zu bewahren vor unglücklichen Ereignissen und Zufälligkeiten. Seine Vorsicht erstreckt sich auf alles und gegen alle Gefahren hat er Mittel, so daß die Zahl der Unglücksfälle sich verringert. Und doch sind jene unheimlichen Mächte uns immer auf der Ferse, sie gucken gleichsam grinsend über die Achsel in unsere Schutzpläne und Schirmbriefe. Und wenn der Mensch einmal etwas übersieht, außeracht läßt, dann überfallen sie ihn mit einem Unheile, dessen Ungeheuerlichkeit hundert glücklich vermiedene Unfälle überwiegt. Ich will hier schweigend vorübergehen an jenen Katastrophen, wo ein einziges Versehen viele hundert Menschenleben gekostet. Der Gedanke, mein Leser, daß auch du einmal in der Zahl solcher Verunglückter sein könntest, ist schrecklich, aber noch unendlich furchtbarer ist die Möglichkeit, daß du einmal die Ursache eines solchen Riesenunglückes wärest! Nicht allemal ist gerade eine leichtsinnige Pflichtverletzung nötig; das kleinste, unschuldigste Versehen kann es veranlassen, daß das lauernde Verhängnis mit teuflischer Gier über dich oder andere Opfer hereinbricht.

Wenn als Beispiel dafür nun eine Begebenheit erzählt wird, so weiß der Erzähler in diesem Augenblicke noch nicht, ob er stark genug sein wird, die volle Konsequenz, die das Verhängnis in jenem Falle geplant hat, darzustellen.

In einer unserer großen Städte lebte ein junges, glückliches Ehepaar. Erst hatte es sich einfach und gediegen seine Häuslichkeit eingerichtet, hatte mit Vernunft und größter Umsicht für alles gesorgt, gegen alle erdenklichen Widerwärtigkeiten und Unfälle Vorkehrungen getroffen, soweit es in seiner Möglichkeit war. Mitten in der Stadt auf einem großen belebten Platze hatte es seine Wohnung bezogen im fünften Stocke eines modernen, sichergebauten Hauses. Die Vorzüge einer hochgelegenen Wohnung überwogen den jungen Menschen bei weitem deren Nachteile, die sie kaum empfanden. Gegen Feuersgefahr war alles getan, was Menschen tun können. Der Blitz des Himmels war schon im vorhinein so sicher gebändigt, wie die Explosion im Keller, dann überall Wasserbehälter und Schläuche, um jeden Funken bei seinem Entstehen abzutun. Übrigens wurde die ganze Wohnung einschließlich der Küche von elektrischem Lichte versorgt und die elektrischen Klingeln gingen von einem Raume zum andern. Gegen Diebe und Einbrecher waren um so größere Vorsichtsmaßregeln getroffen, als diese Wohnung, die einzige in den obersten Räumen, weder links noch rechts eine Nachbarschaft hatte. Die Mauern waren dicker als sie im letzten Stockwerke zu sein pflegen, die Türen mit festen Wertheimschlössern versehen. Die äußere Tür war aus massivem Eichenholze und noch dazu mit Eisen beschlagen. Das hatte der Vater der jungen Frau besonders machen lassen, um seinem etwas ängstlichen

Töchterlein jede Furcht von Einbruchsgefahr zu benehmen. Und wie derlei Einrichtungen gegen äußere Übel, so waren auch alle Gesundheitsmaßregeln getroffen; zum Arzt, der im ersten Stocke desselben Hauses wohnte, ging ein eigenes Telephon, so daß er in jeder Minute ohne weiteres gerufen werden konnte. Da die junge Frau einem glückseligen „Tag der hohen Schmerzen" entgegensah, so hatten sie für denselben Sommer gar keinen Landaufenthalt genommen, um sich nicht dem Unsicheren einer landärztlichen Behandlung auszusetzen, sondern alle besseren Behelfe der Großstadt schnell zur Hand zu haben. Die Mutter der Frau war schon seit Monaten beschäftigt mit Vorbereitung aller Art, auf daß ja, wenn die Stunde kam, alles nur Wünschenswerte zur Stelle und für alle Zufälligkeiten beste Vorsorge getroffen sei. So war denn alles musterhaft vorbereitet; das schneeweiße Wiegenbettchen stand neben dem Ehebette und war mit himmelblauen Maschen geschmückt. Das Kinderhäubchen mit ebensolchen Maschen und der Zulp und allerlei anderes lagen in der Lade bei dem Linnen.

Und eines Abends beim Nachtmahl merkte die Mutter, daß ihre Tochter ein wenig das Gesicht verzog. „Ob ihr etwas sei?" fragte sie mit Spannung. „Nein, weiter gar nichts." Es sei vielleicht vom gestrigen Glase Milch, sie habe schon den ganzen Tag ein bißchen Leibkrämpfe. — Sofort wurde die Magd nach Madame Meier geschickt und zum Doktor in den ersten Stock telephoniert. Da dieser augenblicklich nicht zu Hause war, so eilte auf Wunsch der ängstlichen Mutter der Ehemann, um einen Arzt in der nächsten Straße zu holen. Mittlerweile wurde die Unruhe der jungen Frau größer, die Krämpfe wiederholten sich heftiger und die Mutter konnte in ihrer Aufregung sich nicht genugtun, längst Vorgerichtetes neuerdings vorzurichten. In der Küche brodelte kochendes Wasser, wie solches von mancher „Madame" angeordnet wird, und auf den Eisentafeln des Herdes wurden Linnenstücke erwärmt. Die Schmerzen steigerten sich rasch und die Mutter hastete vom Bett in die Küche, um das Feuer zu nähren, öffnete die Tür in das Vorhaus, um die Klingel nicht zu überhören, wenn endlich die Gerufenen kämen. Aber mein Gott, sie wollten nicht kommen, weder die Frau Meier noch der Arzt. Es wurde höchste Zeit, die Mutter eilte zu den Fenstern. Tief unten im unsicheren Laternenschein das ewige Wogen und Brausen des Verkehrs, aus dem keine Einzelgestalt zu erkennen war. Sie eilte wieder zum Bett der Wimmernden, sie eilte hinaus vor die Tür, um ins Stiegenhaus hinabzuschauen, ob die Ausgesandten und die Geholten nicht endlich doch kämen. Sie hörte unten Schritte, sie rief hinab: „Nur schnell, nur schnell!" Da strich ein Luftzug und hinter ihr fiel die Tür zu.

Die Mutter stieß einen grellen, einen schrecklichen Schrei aus. Die schwere Tür war ins Schloß gefallen, der Schlüssel steckte von innen. — Heraufgeschnauft kamen die Magd, die Frau Meier, der Arzt, der junge Gatte, nun standen alle vor der Tür und konnten nicht hinein. Drinnen ganz allein war die junge Frau in ihrer Not. Hier waren sie beisammen, alle, die ihr helfen wollten, und konnten nicht hinein. Der junge Mann rüttelte wie rasend an der Tür, sie gab nicht nach, sie klirrte nicht einmal, stand fest wie eine Felswand. Die Magd war hinabgestürzt zum Hausmeister, der kam nach einer Weile mit Schlüsseln, keiner sperrte. Die Mutter war einer Ohnmacht nahe. In der Küche wußte sie ein unbewachtes Feuer, das kochende Wasser, die Linnen auf dem Herde. Den Schrei der Armen schien sie zu hören, durch Wand und Türen heraus. Jetzt, in dieser Stunde, für die alles Denkbare bedacht, vorbereitet gewesen, war sie ohne alle Hilfe, war furchtbar allein. Der Gatte, die Magd waren in die nächsten Straßen gelaufen, um einen Schlosser zu holen oder irgend Werksleute, um die Tür aufzubrechen. Die Werkstätten waren längst geschlossen zu dieser Abendstunde. Nach

allen Seiten hin Telephonrufe an die Rettungsgesellschaft, an die Feuerwehr. — In der Wohnung schellte die Klingel. „Ja, ja, mein Kind!“ rief die Mutter, so laut sie konnte, „wir sind da! Im Augenblick kommen wir hinein, du liebes, liebes Kind!“ Aber die Klingel läutete ununterbrochen drinnen. Die junge Frau konnte ja nicht wissen, warum alle davon sind, warum sie nicht kommen, warum sie so treulos verlassen ist in ihrer größten Not! Die Stimmen konnte sie wohl nicht hören.

Tief vom Markte herauf strömte elektrisches Licht auf ihre Zimmerdecke, dumpf wogte unten die geschäftige Menge, aber kein Mensch in tiefer Waldeswildnis, auf hohem Gletschergebirge kann so verlassen sein, wie die Frau jetzt war mitten in der großen Stadt. Die Mutter kniete an der Eichentür und rang die Hände und betete laut zum Himmel. Einen brenzeligen Geruch vermeinte sie wahrzunehmen und wenn wieder und wieder die Klingel gellend schallte, tat sie einen Verzweiflungsschrei und beschwor den ratlos dastehenden Arzt um Hilfe.

Eine Viertelstunde um die andere verstrich, da war es drinnen still geworden Keine Klingel mehr, kein Hall eines Rufes.

„Es ist vorbei, es ist vorbei!“ stöhnte die Mutter, die im Türwinkel zusammengebrochen dalag. Plötzlich wurde es lebendig unten in den Treppen. Die Rettungsgesellschaft war da. Feuerwehrmänner eilten herauf, ein Hausmeister der Nachbarschaft kam mit Axt und Stemmeisen und gleichzeitig erschienen zwei Schlosser. Der erste Dietrich, der in die Tür gesteckt wurde, stieß den inneren Schlüssel aus, aber er sperrte nicht; auch der zweite nicht, beim dritten knackste es leicht und die Tür war offen. Alles drängte hinein. In den Vorräumen war brickelnder Rauch. Im Schlafzimmer war eine absonderliche Unordnung, die junge Frau lag im Bette, lachte und weinte leise vor sich hin und hatte neben sich ein rosiges Kindlein liegen.

Feuerwehr und Rettungsgesellschaft zogen fröhlich ab. Frau Meier hatte viel zu tun, die Mutter hielt der jungen Frau ununterbrochen das Ätherfläschchen unter die Nase und fragte beständig: „Aber Kind, mein armes, süßes Kind, wie ist denn das gewesen?

Die junge Mutter blickte auf ihr kleines rosiges Wesen und lächelte glückselig.

Der Arzt hatte gar nichts zu tun als wieder fortzugehen und bei der Tür, die zu so kritischer Zeit zugefallen war, den Witz zu machen vom „boshaften Zufall.“

So hat diese kleine Begebenheit wieder gezeigt, daß alles Menschensorgen und -Trachten unzulänglich ist, daß die letzte Entscheidung einem Mächtigeren vorbehalten bleibt, der in seiner Art das böse Verhängnis aber auch spielend unschädlich machen kann.

R.

Auf dem Dörfelstein.

Ein Spaziergang in der Heimat.

Wer aus den Donauländern der Enns entlang nach Steiermark hereinkommt, der muß sich wundern über die auffallenden Bergformen, die da stehen. In ganz Steiermark findet man an Felsgebilden nichts ähnliches wie im Gebirge um Hieflau, des Gesäuses und um Aussee. Das sind nicht zusammenhängende Massen; da stehen so viele Berge für sich, steigen aus dem Tale unvermittelt auf, steil und spitzig oder mit auffallenden Kopfformen. So der Tamischbachturm, der Lugauer, der Pfaffenstein, die Planspitze, der Buchstein, der Reichenstein, der Hochtausing, der Grimming, der Loser. Und zwischen solchen, die ihre weißen Felspyramiden und wunderlichen Steinhäupter hoch in den Himmel emporrecken, stehen unzählige schoberförmige Waldkegel, so steil, daß man sich wundert, wie noch Bäume daran wachsen können, die in ihren Schaften beinahe parallel mit dem Berge aufstreben. Soweit solche

Kegel ersteigbar sind, benütze ich sie gerne als Fußschemel, um von ihnen aus vor den Hochaltären der ringsum stehenden Felsriesen zu beten.

Von Admont aus habe ich vor einiger Zeit so ein freistehendes steiles Berglein bestiegen. Es steht ungefähr eine halbe Stunde hinter dem Orte, gegen die Hallermauern hin. Es ist ein ganz armseliges Hügelchen im Vergleiche zu den rötlichen Felswänden, die im Hintergrunde ihre Zackenkronen erheben. Dörfelstein ist sein Name. Ich stieg von der Südseite aus vom Fuße bis zur Spitze 1 ½ Stunden. Zuerst steil an einem behecktem Feldrain hinauf, an ein paar Bauerngehöften vorbei, dann in den Wald hinein. Der Weg geht quer hin, dem Hochgebirge zu und führt zum Admonter-Haus am Natterriegel. Mein Steig geht links hinan. Er ist an einigen Stellen so glatt und steil, daß ich versucht war, meine unbenagelten Stiefel auszuziehen, um nicht bei jedem Schritte einen halben Schritt zurückzurutschen. Der Steig ist sorgfältig markiert, was schon immer ein Zeichen ist, daß man nicht umsonst hinaufsteigt. Auch könnten kleine Abirrungen leicht an Absturzstellen führen, wie solche hie und da vom Walde verdeckt sind. Besonders gegen die Nordseite hin. Selbst auf diesem Vorberglein, das fast im Bereiche des Admonter Fleckens steht, bricht das Wüste und Wilde überall durch und der Wanderer hat mit eben der Vorsicht seine Beine zu wahren, als stiege er hoch oben in den kahlen Wänden des Hexenturms oder des Pyrgas herum. Von der Eisenbahn am Gesäuseingange aus ist dieser Dörfelstein zu sehen wie eine scharfe Spitze, die nach allen Seiten mehr als dachsteil abfällt. Da sieht man eben den Rücken nicht, der sich rückwärts ein wenig gegen Hall hinzieht und auf dessen Schneide der Fußsteig geht. Als ich auf diesem Kamme war, gähnten vor mir die zerklüfteten kreideweißen Abstürze der Nordseite. Unten liegt eine grüne Alm. An den Kanten blühen helle Alpenrosen. Man kann sie mit freier Hand nicht leicht erlangen, aber man kann sich auf den Bauch legen, die Hand ausstrecken, kann sich ein wenig vorwärts schieben und nach den Rosen greifen und noch ein klein wenig vorwärts schieben, um deren mehr und noch schönere zu erreichen — der Körper gleitet hinaus und man stürzt kopfüber in den zweihundert Meter tiefen Abgrund zur grünen Alm.

Diese Sache war mir zu romantisch. Ich ging ruhig dem Kamme entlang bis zu dem höchsten östlichen Punkte, wo ein etwas erhöhtes Aussichtshüttchen steht. Von Admont bin ich ungefähr vierhundert Meter gestiegen, die Aussicht hat sich ganz wunderbar gegliedert und entfaltet. Nicht von einem ruhigen Gebirgskranze bin ich umgeben, wie sonst Felsen, Almen und Wälder und eingesprengte Engtäler zu wechseln pflegen. Nein, hier ist alles gespalten und zerrissen. Die Gesäuserberge steigen unmittelbar aus der Tiefe auf, jeder für sich; einzelne, wie der Große Buchstein, das Hochtor, der Reichenstein sich ins Ungeheuerliche erhebend. Im Norden blicken die Hallermauern mitleidig nieder: „Der da unten will von einer Rundsicht reden!“ Viel freundlicher grüßen aus dem oberen Ennstale herab der hohe Grimming und hinter ihm weiß und herrlich der Dachstein. Die Ferne macht sie zahm. Diese Riesen im Hintergrunde des Ennstales bieten sich hier dem Dörfelstein fast so schön, als oben dem Natterriegel und dem Scheibling.

An Admont pflegen die Reisenden auf der Bahn vorüberzueilen, glaubend, daß weiter oben oder weiter unten schönere Ziele winken. Und doch finden sich in Steiermark nicht viele Punkte, die so leicht zu erreichen und ein so eigenartiges Alpenbild weisen, wie dieser Dörfelstein. Die Gegend lacht heiter und droht furchtbar — zu gleicher Zeit. Und im weiten grünen Tale liegt die alte Kulturstätte mit dem stolzen Munster, von dem die Glocken so weich und feierlich heraufklangen an jenem Morgen, als ich eine Stunde lang auf dieser Höhe saß. Die Baumwipfel, die zu meinen Füßen standen, regten sich nicht, das Gestein schwieg und verscheuchte nicht die großen Ahnungen, die aus der Ewigkeit herüberkamen.

Singvögel.

Das Heidenkönigskind.

Was sang ich an, ich Heidenkind
Unter all den eitlen Toren?
Ich renne jauchzend mit dem Wind
Und halte mir zu die Ohren.

Ich will nichts hören von Liebesweh
Und von gebrochenen Herzen;
Ich träume vom Nixlein tief im See,
Von Kobolds neckenden Scherzen.

Es kost mein Haar der Frühlingswind
Frau Sonne durchflicht es mit Golde,
Ich bin ein Heidenkönigskind
D'rum ist mir die Erde so holde.

Friedl Zacharias.

Arm' Dirnlein.

Als er mich liebte,
War ich auch gut.
Als er sich wandte,
Sank mir der Mut.

Als er mich küßte,
War ich auch schön,
Nun mag ich selbst nicht
Im Spiegel mich seh'n.

Eins nur von allem,
Das Schrecklichste blieb:
Immer, noch immer
Ist er mir lieb! —

Klara v. Lydow

Abendlied.

Die Lerchen singen im Heidekraut,
Möchte wissen, wann wieder der Himmel blaut?
Rings hängen die Wolken schwer und bang. —
Doch singt es den ganzen Abend lang.
Es wiegt sich das Lied wie auf Flügeln sacht —
Auf Flügeln der sinkenden Sommernacht;
Es wirbelt wie träumender Freiheitsgesang —
Ein Weltenseele durchzitternder Klang —
Es scheint ein unendliches Singen zu sein! —
All meine Toten fallen mir ein. —

Klara v. Lydow.

Lebensfroh.

Ein bunter Falter gaukelt sich
Im gold'nen Morgensonnenschein.
Er gaukelt und er schaukelt sich
Froh in den jungen Tag hinein.

Ein rotes Röslein steht im Haag,
Das koset mit dem Sonnenschein
Und schmückt sich für den Hochzeitstag
Mit einem duft'gen Krönelein.

Aus grünem Feld die Lerche schwingt
In helle Morgenluft hinein,
Ein lustig Hochzeitlied sie singt
Dem Falter und dem Röselein.

Zwei Menschenkinder steh'n im Feld
Im gold'nen Morgensonnenschein,
Sie freuen sich der schönen Welt
Und lachen in den Tag hinein.

Franz Mäding.

Die Prinzhessin Dös-mog-ih-nit.

A Gschichterl fürn Micherl in da steirischn Gmoansproch.

Da Micherl, der wan er mei· gherad, den wurd ih scha lerna, fuaschda z sogn: Däs mog ih nit! Der vazaschteradi Frotz! Z guad hot ers und wos n sei Muada voron neamer eini bringg, däs steckts n hint eini. Aftn is s ka Wuner, wan oans nedler und urasseri wird und as wiar a Popageir olli singalonk sei Sprüchl schreit: „Dös mog ih nit!"

Schod is s ums Büabl! Sist so a wiffs Bürschl, und ka dums Köpfl nit. — Du Micherl, geh her amol za mir, ih dazähl dar a Gschicht. Gelt du? Do vagißt af dei Sprüchel, wan da wer a Gschicht dazählt. — Gib amol an Fried und hör zua.

Is amol a kloani Prinzhessin gwen — sa kloan as wia du, oba viel schöna. De hot a seidanas Bed ghobb zan schlofn und a Stubn va Marmelstoan und somadani Schuach und a wunaschöns Gwond und afn Köpfl a guldani Kron. Oba nochher in da Frua, wias mit ihrn silberan Glöggerl läut't und wia die Komafrau kimbb mitn Zukalaad, do hebb die Prinzhessin on zan krahn: „Zukalaad mog ih nit. An Kaffee will ih hobn." — Guat. Hiaz kimbb da Mohr mit an blown Jauggerl und da weißn Pumphosn und bringg in a guldanan Scholn Kaffee. Schreit die Prinzissin: „Kaffee mog ih nit! An Tee will ih hobn!" Kimbb a Kineser mit an lonkn Zopf und bringg Tee. — A por Schlückerla machts, aftn schiabbs n weck — sie mog nit.

Aftn ban Spaziernsohrn. A guldana Wogn und sechs schnewerlweissi Rössa. „Na," soggs, die kloan Prinzhessin, „sechs weißi Rössa mog ih nit. Vier schworzi will ih hobn." — Guat, sul vier schworzi hobn.

Za Mittog, wias hoamkimbb von Spoziernsohrn, kriaggs a zuggerdi Orbaß-suppn. Gleich die Prinzhessin: „Orbaßsuppn mog ih nit. A Rahmsuppn mit Kipfel will ih hobn!" Is ah recht, da Bedeanti bringg in an silberanan Schüsserl Rahm-suppn und in an guldanan Körberl Kipfeln. Die Prinzhessin haut mitn Händn aus uns schreit: „Milchsuppn mog ih nit! Will a Fleischsuppn hobn und Schwamerla drin!" Bringg ihr der Koch mitn weißn Füater a Fleischsuppn mit Schwamerla. Nochha, gstotn Schweinsbratl wills a bochns Hendel und wia s Hendel kimpp afn guldanon Taler, steßts as mit da kloan Faust zrugg: „Ih mog ka Hendl. An brotnan Fisch will ih hobn!" Vom Fisch hots a por Kläuberla gessn — oba die duman Gradn! — sie mag nit.

A so gehts n gonzn liabn Tog. D Leut hätns bol gern die Prinzessin „Mag ih nit" ghoassn. Nochher af d Nocht, wiar ihr die Komafrau s Nochtkrandl aufsetzn will, da wird s kloani Fräuerl erst recht gifti: „D Nochtkron mog ih nit! Die Togkron will ih aufgholtn!" Guat, sa suls ihr Togkron hobn. „Ka seidanas Bed mog ih nit. A leinanas will ih hobn!" Is ah recht, kriagg a leinanas — aftn is s endler eingschlofn.

Und hiaz, Micherl, paß auf. In noan Tog, wia die Prinzhessin munta wird, schreckt sa sih. In a finstern Hüttn is s glegn, af ar an modlandn Stroh und zuadeckt mitr a rupsana Hüll, de krotzt hot wiar a Riebeisn. Gleih hots gschrian, wos na von Maul hot mögn: „A rupsani Hüll mog ih nit. A seidani Deckn will ih hobn!" — Hiaz is s oba still bliebn und neamb is keman, der ihr a seidani Deckn hät brocht. Noch ihrn silberan Glöggerl greifts, daß s die Bedeantn möcht zsomläutn. Oba ka silberanas Glöggerl is do gwen. Zan brülln hebbs on: „Ka rupsani Hüll mog ih nit! Ka Strohbed mog ih nit! Ka so a Hütnhöhln mog ih nit!" — Hot ihr nix ghulfn. An olts Weib is af d Leßt kema, über und üba vulla

Fetzn und s weiß Hoar hot ihr übas grumpfadi Gsicht owagschaubad. Däs bringg a zwilchani Joppn und a por Hulzschuach! „Ka sölchts Gwand mog i nit! A seidani Joppn will ih hobn!“ — „Hau, du kloana Treckwurm, do konst long wortn!“ keifelt die Olti, „schlompp hiaz amol dei Brotsuppn weck!“ „A Brotsuppn mog in nit. A Zukalaad will ih hobn!“ — Aft nocha s olt Weib: „Mei Kind, wanst guat essn und guat liegn willst, wanst dih sauba gwandn willst, sa geh aussi afs Feld und orbat wos.“ Und die Prinzhessin: „Orbatn mog ih nit! Spoziernfohrn will ih mit sechs weißn Rössern!“ — Jo, mei du. Und a so hots gschrian an gonzn Tog und a gonzi Nocht. Zersicht in wildn Zorn, endla still woanad. — Ober in noan Tog hots neama gschrian, hot mäuserlstill ihr Brotsuppn gessn und wias Nocht wird, hots guat gschlossn afn Stroh inta da rupfanan Hüll.

A so hot däs dauert oan Wochn und zwoa Wochn, drei Wochn und vier Wochn. Die Prinzhessin hot fleißi Erdäpfel grobn afn Feld und Ruabn onbaut, hot gern Erdäpfel- und Brotsuppn gessn und hot guat gschlofn afn Stroh. Olls hots mögn. Nit o a m o l hots meh gsogg: Däs mog ih nit. — Und hiaz, Micherl, lous! Gach amol in da Frua, wia s munta wird, leids wieder in ihrn seidanan Bederl, neben ihr s seidani Gwandl und s guldani Kranl. Die Komafrau steht do und da Mohr und da Kineser und da Kutscha mit sechs weißn Rössern und wortn deamüadi af ihrn Befehl. Oba schau, s Befehln, das hots vagessn. Olls is ihr recht gwen und nit o a m a l hots meh gsogg: „Däs mog ih nit“.

So, Micherl, die Gschicht is aus, selm lafft a Maus. Und hiaz geh lüfti und moch deini Schulaufgobn.“

„Däs mog ih nit!“ schreit da kloan Bua, do greift er mit boad Händn gschwind zan Maul und grod noh, daß ers dafongg hot, s letzti Wörtl. Zdruckt hot ers in da Faust. Nix meh, seine Schulaufgobn hat er gmocht.

E r k l ä r u n g e n :

W a n e r m e i g h e r a b : Wenn er mir gehören würde. F u a s c h d a : fortwährend. D e r v a z a s c h t e r a b i : der verzärtelte. N e b l e r und u r a s s e r i : beide Ausdrücke für: wählerisch. Z u k a l a a b : Schokolade. A z u c k e r d i O r b a ß s u p p n : gezuckerte Erbsensuppe. Z r u g g : zurück. K l ä u b e r l a : Mit den Fingern geklaubte kleine Bissen. G r a b n : Gräten. m o b l a n d n : faulig riechenden. R u p f a n i H ü l l : Groblinnene Decke. S t r o h b e d : Strohbett. Ü b a s g r u m p f a d i G s i c h t o w a g s c h a u b a d : Über das runzelige Gesicht herabgeflattert. S c h l o m p p n : Wie ein Hund mit der Zunge die Suppe einschlingen. J n n o a n T o g : Am andern Tag. A f t n : Nachher. l e i d s : liegt es.

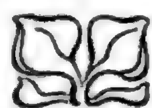
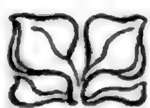
Lustige Zeitung.

Im geliebten Deutsch. Auf die schriftliche Anfrage eines Schullehrers an die Mutter, warum ihr Knabe die Schulstunde versäumt habe, antwortet die aus Pribram gebürtige Frau Czibiczek ebenfalls schriftlich: „Benedikte tem bum. Christine Czibiczek“ Der Lehrer wußte nicht, wie ihm geschah, er verstand doch lateinisch. Ein Freund klärte ihn darüber auf, daß die Frau nicht lateinisch geschrieben habe, sondern deutsch: „Benötigte den Buben. Grüßt Ihnen Czibiczek.“

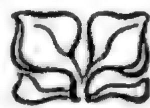
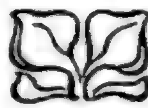
Ein höfliches Kind. K a t e c h e t : „Wie ist es dem Adam und der Eva im Paradies ergangen?“ — K i n d : „Danke, gut.“ „Scherer.“ A. K u p k a.

Anzüglich. A. (im Zirkus): „Wenn ich wüßte, daß ich nicht abgeworfen werde, möchte ich wohl auch 'mal auf dem Kamel reiten." — B.: „Kannst du ruhig tun — dich wirft es schon aus Kollegialität nicht ab."

Gegen Ende des Monats. „Wollen Sie nicht ein Spiel mit uns machen? Wir warten schon lange auf den Dritten." — „Danke, ich — ich warte auf den Ersten."

Bücher.

Karl Marie Kasch. (Auch ein Leben.) Von Ludolf Weidemann. (Hamburg. Alfred Janssen. 1904.) Eine Jean Paul Gestalt. Aber wie kommt dieser kindliche, still-glückselige Mensch in unsere Tage? Was will er hier? Er wird ja zum Gespötte sein, er wird blutig enttäuscht aus dieser Welt treten. Nein, das wird er nicht. Er wird den Spott nicht merken, die unendliche Friedlosigkeit nicht sehen, er wird im Leben ein Vorbild, ein zukunftsfreudiger Lehrer sein und obschon scheinbar nicht für diese Welt gemacht, wird er trotz allen Erdenleides nach einem langen Leben dahinscheiden so zufrieden gesättigt, als hätte er im Paradiese gelebt. Das ist unser Schulmeister Karl Marie Kasch, wie ihn Ludolf Weidemann — ich möchte sagen — gedichtet hat, wenn es nicht tatsächlich trotz allem nicht immer noch solche Gotteskinder gebe. Manchem wird die Erzählung zu getragen und lehrhaft sein, und wenn moderne Leser in dem Buche den „erdharzigen Realismus" vermissen, so werden sie dafür jenen christlich-germanischen Idealismus finden, der eben wieder einmal in den Vordergrund tritt, um die verrosteten Herzen anzuglühen. Nebst rührenden Gestalten hat das Buch auch treffliche Sentenzen. „Der Geistliche soll nicht vergessen, daß er Mensch ist, der Schulmeister, daß er Kind war." „Wer an einer Bahre keine Träne weinen kann, der kann auch keine trocknen." Ganz und gar: Ein schönes, liebenswürdiges Büchlein; kein Literaturbuch, vielmehr ein Volksbuch, und das besagt einen kleinen Tadel und ein großes Lob. R.

Romane — Neue Folge. Von Friedrich Spielhagen. Wohlfeile Lieferungsausgabe in 50 Heften. (Leipzig. L. Staackmann.) Mit dem Roman „Frei geboren", der bereits in der zehnten Auflage vorliegt, ist nunmehr diese Volksausgabe vollständig geworden. Dieser Roman zählt zu den tiefsten Schöpfungen des „Meisters des deutschen Romans". Der Dichter schildert nach Tagebuchaufzeichnungen den Lebensgang einer stolzen, mit den besten Eigenschaften des Geistes reich ausgestatteten Frau, die als Tochter eines altadeligen höheren Offiziers nach dem Tode der Eltern in einem vornehmen Erziehungsinstitute unterrichtet wurde und nach dem Austritte aus dieser Anstalt, weil sie die gewöhnlichen Konvenienzheiraten verachtete, im Hause eines Professors zur Lehrerin sich ausbilden wollte. Durch Verkettung mißlicher Verhältnisse aus diesem Hause vertrieben, fand sie Aufnahme in einer reichen jüdischen Familie, die ihr mit großem Wohlwollen entgegenkam, und gelangte erst hier zur vollen Entfaltung ihres reichen Geistes. Infolge ihrer Verheiratung mit einer der bedeutendsten Finanzgrößen konnte sie sich mit allem äußeren Glanz umgeben und ihr Salon in der Hauptstadt wurde der Sammelplatz für alle in der Politik, Kunst und Wissenschaft hervorragenden Geister. Trotz allen Glanzes, unausgesetzten Strebens und wiederholter Versuche sah sie sich zum Schluß um ihr Lebensglück betrogen, wozu noch kam, daß sie in ein langes, unheilbares Siechtum verfiel. Als dann noch nach dem plötzlichen Verluste ihres Vermögens und nachdem sie lange Zeit hindurch die Wohltäterin zahlloser Armen gewesen war, sich ihr die traurige Aussicht eröffnete, selbst der Mildtätigkeit anderer anheimzufallen, ist sie frei, wie sie geboren war, auch gestorben. Man wird den Roman nicht ohne Gewinn für Geist und Herz aus der Hand legen. V.

Um Zepter und Kronen. Zeitroman von Gregor Samarow. Neue Ausgabe. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Der Roman schildert die Vorgänge des Jahres 1866, in deren Folge die Karte Deutschlands eine gewaltige Umgestaltung erfuhr und besonders eingehend jene Ereignisse, die das Königreich Hannover betrafen. Bei der Vertrauensstellung, die Oskar Meding (das war bekanntlich der bürgerliche Name des unlängst verstorbenen Autors) bei König Georg V. einnahm, war er in der Lage, Dinge zu sehen und zu hören, die minder Bevorzugten verborgen blieben, und wenn er seine Beobachtungen und Erfahrungen auch in das Gewand des Romans kleidet, so unterliegt es doch keiner Frage, daß darin ein guter Kern tatsächlicher Wahrheit enthalten ist. In

buntem Wechsel führt der Verfasser den Leser in die Hauptstädte, die für die Geschichte jener stürmisch bewegten Tage in Betracht kommen: Berlin, Wien, Paris, Hannover, und ein großer Teil der bedeutenden oder doch vielgenannten Personen erscheint vor dem Auge des Lesers.
V.

Napoleon I. Ein Lebens- und Charakterbild Napoleons mit besonderer Rücksicht auf seine Stellung zur christlichen Religion. Zum 100jährigen Gedächtnis der Gründung des ersten französischen Kaiserreiches von Monseigneur Prälat Dr. Engelbert Lorenz Fischer, geheimer Kammerherr Sr. Heiligkeit des Papstes. Mit 60 Illustrationen. Eine fleißige Arbeit, ein psychologisches Charaktergemälde über den genialen Mann erhält hier der Leser. Der Verfasser gibt zum erstenmale eine systematische Darstellung der theoretischen und praktischen Religiosität Napoleons.
V.

Friedrich Nietzsche. Eine Gesamtschilderung von Rudolf Willy. (Zürich. Schultheß & Comp. 1904.) So wunderlich großartig oder vielmehr so großartig wunderlich steht Friedrich Nietzsche vor uns da, daß jede Schrift über ihn im vorhinein des Interesses sicher sein kann. So unerträglich engt dieser Gedankenriese alle übrigen philosophischen Tummelplätze ein, daß er schon deshalb von niemand umgangen werden kann. Des begeistertsten Lobes würdig und des zornigsten Fluches wert, so sieht ihn unser Geschlecht. Es hat von ihm keine richtige Perspektive, es steht zu nahe am Berge. Aber auch alle Schilderer Nietzsches stehen heute noch zu nahe am Berge. So ist es schwer, ein wahres Bild von ihm zu geben und es kann das auch gar nicht verlangt werden. Nietzsche gehört zu jenen Gestalten, die keine bestimmte Gestalt sind, die von jeder Seite aus anders zu sehen sind. So sieht jeder Beschauer seinen besonderen Nietzsche, das heißt, jeder mißt ihn an sich selbst. In der Tat ist nicht einmal bestimmbar, ob er reaktionär war oder revolutionär, Egoist oder Altruist, ob er Philosoph war oder Dichter, ob er gesund war oder krank. Er war eines jener Prismen, in denen sich die ganze Menschheit eigenartig bricht und das Licht richtet sich nach dem Kristalle. Bei Nietzsche handelt es sich nicht, ihn zu verstehen, sondern ihn zu sehen. Verstanden hat er sich ja selbst nicht. Doch anschauen muß man ihn einmal, und dazu gibt oben angeführtes Buch eine gute Leitung. Von einer bestimmten Persönlichkeit aus führt die Schrift in Nietzsches Werke ein. Solche, für die er nicht ist, werden durch das Buch abgestoßen, solche, zu denen er eine Beziehung hat, werden geworben. So erfüllt Rudolf Willys geistvolles Buch seinen Zweck.
R-

Westermanns Monatshefte. Ein Publizist, dem es darum zu tun ist, seinen Lesern stets die besten Bücher und Zeitschriften anzuraten, kann nicht oft genug hinweisen auf „Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte für das gesamte geistige Leben der Gegenwart", die unter dem Schlagwort „Westermanns Monatshefte" seit 48 Jahren im deutschen Volke wirken. Diese älteste deutsche Monatsschrift ist auch die neueste, indem sie die Leser stets im Laufenden hält über alle wesentlichen Erscheinungen der Kultur. Im Laufenden hält nicht nach Art der Tages- oder auch Monatsblätter, die alle neuesten Nachrichten veröffentlichen und behandeln, ohne abzuwarten, ob dieselben sich bestätigen. Diese Monatshefte warten bei allem eine gewisse Entwicklung ab, um die Dinge dann ruhig und gründlich durcharbeiten zu können, so daß uns das gesamte geistige Leben, das heißt alle Ideen, Bestrebungen und Erfolge des menschlichen Geistes aller Länder allmählich vorgeführt werden. Das mir eben vorliegende Heft vom Juli 1904 — es ist ein zufällig herausgegriffenes — enthält z. B. einen glänzenden Aufsatz von E. Ruge-Newyork über amerikanische Bildhauer und Maler der Gegenwart, dessen beigegebene prachtvolle Illustrationen, nebenbei bemerkt, uns zeigen, daß die moderne Art, „Sezession" genannt, in Amerika nicht Eingang findet. Dasselbe Heft enthält eine andere höchst interessante Arbeit von E. Koppe „Die Durchbohrung und Überschienung der Alpen von der Semmeringbahn bis zum Simplontunnel", die im Augustheft ihren Abschluß hat. So wie Kunst und Technik findet in dieser Zeitschrift auch Natur und Dichtung, Geschichte und Philosophie ihre Buchung. Auch in Bezug auf die Ausstattung werden „Westermanns Monatshefte" von anderen ähnlichen Erscheinungen kaum erreicht, gewiß nie übertroffen.
M.

Der Türmer. Monatschrift für Gemüt und Geist. Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grottfuß. VII. Jahrgang. (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer.) **Das Hochland.** Monatschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth. Zweiter Jahrgang. (Kempten. Josef Kösels Buchhandlung.)

Zwei Monatsschriften in christlichem Sinne, die erstere evangelisch, die letztere katholisch; beide möglichst zweckgemäß gehalten, mit Geschmack geleitet. Die religiöse Polemik tritt in den Hintergrund, das Positive steht einigend voran und von einem schroffen Widerspruch gegen moderne Entwicklung ist kaum etwas zu merken, im Gegenteil, die großen sozialen Forderungen unserer Tage werden durch den christlichen Geist unterstützt. Die Evangeliken wie die Katholiken des deutschen Volkes fühlen im sozialen Leben

kaum etwas Trennendes mehr; möchten denn die „führenden“ Geister — nachstreben. M.

Deutsche Arbeit Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur Böhmens. (München. Georg D. W. Callwey.)

Kalender des Deutschen Schulvereines auf das Jahr 1905. Redigiert von Hermann Hango. (Wien. A. Pichlers Witwe und Sohn.) Dieser Kalender schießt heuer den Vogel ab. Das getraue ich mir zu sagen, bevor die übrigen Kalender erscheinen, und würde ich mir zu sagen getrauen, auch wenn die Kalenderliteratur nicht so sehr im Argen läge, als es der Fall ist. Nebst dem reichhaltigen und sorgfältigen Kalendarium und Nachschlagebuch, das ja selbstverständlich verlangt werden darf, ist das literarische Jahrbuch dieses Kalenders heuer besonders ausgezeichnet. „Der König im Bade“ von Wilhelm Fischer. „Ein Rock für den lieben Gott“ von Albrecht Graf Wickenburg. „Aus der Werkstatt des Schriftstellers“ von J. L. Heer. „Der Peter“ von Karl Bienenstein. „Seine Erlaucht kommt!“ von G. A. Ressel. „Warum so spät erst, Georgine?“ von Fritz Lemmermayer. „Provinzgäste“ von Rudolf Kleinecke. „Das Waldbauernhaus“ von Johann Peter. „Ausflügler“ von F. Gunther. „Von der Rax“ von Leopold Hörmann. „Der Krutzi Tuifel-Sepp“ von Rudolf Greinz. „Die Übergabe“ von Ottokar Kernstock u. s. w. Schon diese Titel und Namen deuten die weite Skala an, die das Jahrbuch harmonisch spielt und für ein großes gebildetes Lesepublikum eingerichtet hat. Die Ausstattung ist würdig und unter den vielen ernsten und humoristischen Bildern ist nicht eins, das den Geschmack verhöhnt. M.

Büchereinlauf.

Bernhard Rotter. Roman von Norbert Normann. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Emil Werders Schuljahre. Erzählung von A. T. Holtermann. (Dresden. A. Pierson.)

Eva oder der Weg. Von Walter van der Elbe. (Elberfeld. Lebensheimer Verlag.)

Brandstifter Blitz und andere Skizzen Von Alfred Kolben. (Dresden. E. Pierson. 1904.)

Goldene Früchte aus Märchenland Märchen für jung und alt von Elisabeth Gnauk-Kühne. (Bremen. G. A. von Halem.)

Auf der Pult. Bauernkomödie in einem Akt von Karl Merk. (München. Rubinverlag.)

Loewes Verlag, Ferdinand Carl, Stuttgart:

Aus dem deutschen Sagenschatz. Die Nibelungen, Lohengrin, König Rother, Gudrun und Wolfdietrich. Von A. Oskar Klaußmann.

Lislott. Eine Erzählung für junge Mädchen von Martha Gise.

Ein armes Großstadtkind. Ein Jugendleben. Kindern und Eltern erzählt von Eduard Wahl.

Jagderlebnisse von Gerstäcker. Für die Jugend herausgegeben von Karsten Brandl.

Städte der Heimat. Gedichte von Peter Scheellbach. (Karlsruhe Friedrich Gutsch. 1904.)

Jesus von Nazareth. Freireligiöses Schauspiel in vier Aufzügen von Johannes Meßmer. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Aus der Werdezeit des Christentums. Von Professor Dr. J. Geffken. „Aus Natur und Geisteswelt“. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. (B. G. Teubner. Leipzig.)

Goethe als Erzieher. Von Dr. Bernhard Münz. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1904.)

Eduard Mörike. Von Walter Eggert-Windegg. (Stuttgart. Max Kielmann. 1904.)

Wie ich ein Christ wurde. Bekenntnisse eines Japaners. Von Kanso Utschimura. (Stuttgart. R. Gundert. 1904.)

Julius Otto. Sein Leben und Wirken. Zu seinem hundertsten Geburtstage herausgegeben und den deutschen Sängern gewidmet von A. Richard Scheumann. (O. und R. Becher. Dresden.)

Die Tiere der Erde. 38. Lieferung. Von Prof. Dr. W. Marshall. (Deutsche Verlagsanstalt.)

Sächsischer Volkskalender 1905. Redaktion Pastor Hickmann. Verlag der Niederlage zur Verbreitung christlicher Schriften im Königreiche Sachsen in Dresden.

Von den **Teubnerschen Künstler-Steinzeichnungen** sind soeben drei neue erschienen: Albert Haueisens „Köhler“, „Die jungen Tannen“ von Berta Welte und Otto Loibers „Sonntagsstille“. Diese Kunstmanier findet immer noch ihre Verehrer. Wir verbuchen nur die Erscheinungen.

Kinderlieder mit Klavierbegleitung für Familie und Kindergarten Zusammengestellt von Adelaide von Gottberg-Herzog. (Konrad Grethlein. Leipzig.)

Aufruf an Verschönerungs-, Touristen- und Kulturvereine!

Der Schutz der Natur und ihrer landschaftlichen Reize soll die wichtigste Aufgabe des „Österreichischen Verbandes für Heimatschutz" sein, dessen Gründung (mit dem Sitze in Wien) der Dürerverein Baden bei Wien in die Hand genommen hat.

Die Beseitigung und Zerstörung landschaftlicher Schönheiten soll hintangehalten, die Reklame in der Natur soll bekämpft, ihre industrielle Ausnützung soll in die gebührenden Schranken verwiesen und der Versuch gemacht werden, das Heimatliche in der Architektur, in Kleidung, Sitten und Gebräuchen zu erhalten oder wieder einzuführen.

Jeder schöne Baum, jede schön gelegene Ruhebank, jeder freundliche Weg müßte hier den liebevollen Schützer finden. Die Liebe zu allem, was grünt und blüht in Wald und Feld, das Verständnis für die tausendfältige Schönheit der Landschaft, das Verhältnis zu unser aller Heimat, der großen Gotteswelt, und zu dem Stückchen daraus, das im engeren Sinne unsere Heimat ist; hier müßte es Weckruf und Wiederhall finden: Aber hier müßten auch die Burgen errichtet werden zum Kampfe gegen das elende Bauen, das mit seinen toten Würfeln die Schönheit der Städte und Dörfer steinigt.

All das ist anzustreben durch die Gesetzgebung und durch persönliche Einwirkung und Belehrung.

In Hunderttausenden unserer Mitmenschen sind diese Gedanken und Gefühle erwacht. Zerstreut aber über alle Länder fehlt ihnen die Macht, hier helfend einzugreifen. Diese Hunderttausende zu organisieren, sie zu einer Macht zu gestalten, der nichts widerstehen kann, soll der Zweck des „Verbandes für Heimatschutz" sein.

Alle Vereine, welcher Art immer, allen voran die Verschönerungs-, Touristen- und Kulturvereine, werden daher aufgefordert, im Interesse der guten Sache diesem Verbande beizutreten und dadurch ihr Scherflein dazu beizutragen, daß der lieb- und gedankenlosen Vergewaltigung der Natur in all ihren Formen in unserer engeren und weiteren Heimat ein Ziel gesetzt werde. Schaffen wir damit den Ausgangspunkt für eine neue schönere Zeit, in der die Menschen nicht nur die Befriedigung ihrer körperlichen, sondern auch ihrer seelischen Bedürfnisse erstreben, in der in den Menschen wiedererwachen soll die Freude an ihrer Heimat, ihrem Heim.

Je mehr Vereine sich dem Verbande anschließen, desto größer wird die Aussicht auf Erfolg sein, mit desto größerem Nachdruck wird er seine Tätigkeit entfalten können.

Dürerverein Baden bei Wien. Der Gesamtausschuß.

Anmerkung: Alle Anfragen (Rückporto erbeten) sind zu richten an den „Dürerverein Baden bei Wien". Die proponierten Satzungen 20 h in Marken.

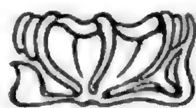
Für die Wiedererbauung der Kirche St. Kathrein am Hauenstein

sind bisher eingegangen bei Peter Rosegger in Krieglach: P. O. „Die Liebe höret nimmer auf" 12 K, Rosa Fischer 5, Ludwig und Philippine Tunner 10, Alois und Therese Kals 20, Prof. Johann Robischek 3, Prälat Frühwirt 5, Otto Hellige 8, Dr. der Theologie Witz-Oberlin 10, „Gott vermehre die Gabe" 10, Dr. Duastello 6, Adolf Bachofen von Echt 50, Viktor Fenier 20, Finanzrat G. Kroisleitner 12, Karl und Dr. Adolf Klandy 15, Dr. Alexander Spitzmüller 10, Kanzleipersonal des k. k. Bezirksgerichtes Hernals 9·50, Josefa Bitzinger 1, Karl

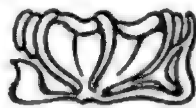
Reiterer 5, J. Zach 2, Hermann Bührlen 50, Felix von Versbach 5, ein Jünger Calvins 10, Franz Axmann 2, Ungenannt Villach 30, Dr. Ertl 10, eine protestantische Grell 2·50, Th. Hornung 5, Dr. Johann Lanyi 10, H. J. W. 5, Heinrich Palme 2, R. Gründorf v. Zebegeny 5, „Dem Waldschulmeister in treuer Verehrung" 10, Johann Patzelt 2, Philipp Straßer 25, Österreichischer Touristenklub 50, eine evangelische Familie 8, G. Walter 1, „Eine feste Burg ist unser Gott" 20, L. Mühlbacher 10, Familie S. 6, Elise von Arthaber, Gustav Adolfverein 20, E. Müller „In dankbarer Erinnerung an die Heilandskirche" 10, M. Plank 2, Rosa Schierl 2, Therese Dietscher 6, Dr. Julius Fink 5, Pollak 2, F. Ritschl 2, J. Mayerhofer 10, Maria Engelbert 5, Hans K. 20, Helene Pucho 3, Evangelische Gemeinde Mürzzuschlag 50, Johann Floh, Sammlung, 10, G. Kutschera 2, J. Fuchs 1, M. Preißler 5, Josef Sackinger 10, Marie Venedini 3, A. Seiche E. v. Nordenheim 20, Jenny Schlemmer 7, Weißnäherin Marburg 6, B. und C. Kritscher 6, Rudolf Brunner 5, Leopold Wieninger 3, drei Evangelisten am 12. August 8, Ein Evangelischer 20, Ungenannt 5, eine von der Waldheimatgesellschaft veranstaltete Vorlesung in Mürzzuschlag 500, Mirz! „Die Hälfte meines Monatsgeldes" 2, Wien, Neustiftgasse, 1·50, Marie Aufenthaller 2, E. G. 1, „Ave Maria" 3, Pfarrer A. Kappus 5, Therese Koller 2, Mauermann 5, Ungenannt 1, Therese Scheinigg 5, M. F. 30, Franz Goldhann 25, Stadtpfarrkapläne Graz 25, Minni Eptrainoch (?) 6, F. Titz 10, Th. Reichel 10, Huber 1·20, Karolini Pokorni 6, Martin Bacher 20, Faby 3, „Bergfreund" 6, Pfarrer Monoschek 3, Marie Müller 20, Emma Burkart 5, J. Graba 5, Verein evangelischer Glaubensgenossen Bruck 10, Ida Herzig 10, Heimgartenabonnent 3, Emma Scheuch 5, Jakob Fritz 1, Heinrich Lukaseder, Altdeutsche Weinstube, Sammlung 20, Therese Helzel 2, Prof. Gurlitt 5, Konsul Friedrich Böhler, Kapfenberg 1000, Sammlung in der Grazer Stadtpfarrkirche 54·80, drei Unbekannte durch Kaplan Neubauer 115, von einem Semiten, einem Protestanten und einem Katholiken 6, Anton Zadrazil in Paulusbrunn 3·60.

Bei der Gemeinde St. Kathrein eingegangen: B. Ostmüller 4, Josef Weis (?) 5, G. B. 4, Johann Geißler 10, E. Aug 30, D. Wenzel 10, Hauptmann Grünzweig 5, J. Tauschmann 4, Dr. Lukas 3, Kappa 2. **Zusammen 2721 K 50 h.**

Am 10. September 1904.



Postkarten des „Heimgarten".



Dr. M. W., Wien. Das in seiner Art klassische Werkchen „Oststeirisches Bauernleben" von Rosa Fischer beweist doch sonnenklar, daß die Schriften dieser Schriftstellerin nicht dichterischer Phantasie entspringen. Rosa Fischer schildert wahr und treu nach dem Leben und darf in ihrem engbezogenen Fache als Autorität gelten.

Baron O. M. O. „Es gibt auch eine Jugend im grauen Haar, aber keine im gefärbten." Beherzigen Sie dieses Wort der „Jugend" und sagen Sie es weiter.

An Ludwig Martinelli zu seinem siebzigsten Geburtstage:

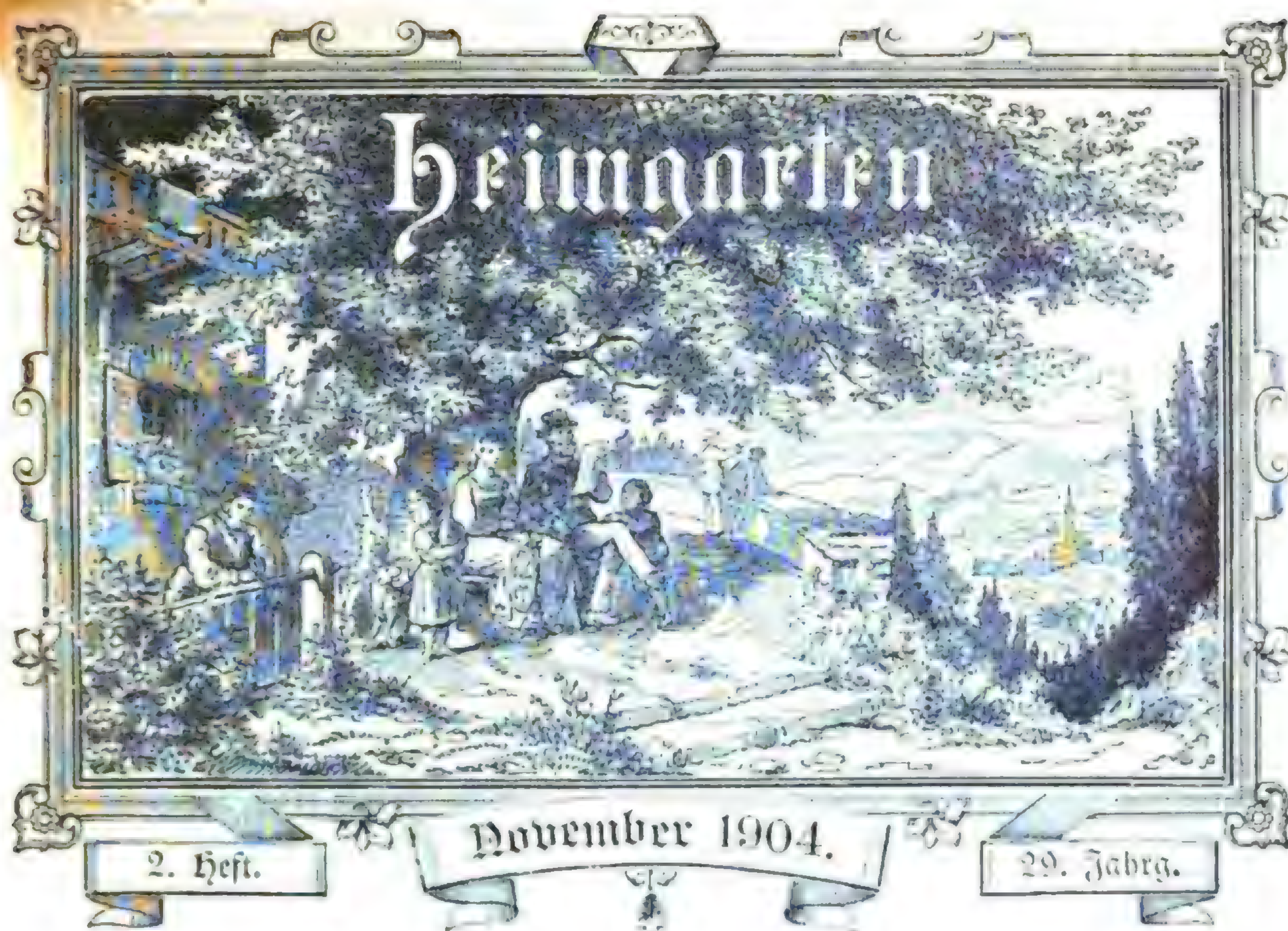
Du grüßtest mich zu Sechzich,
Denn was sich liebt, das neckt sich.
Ich grüße Dich zu Siebzich,
Denn was sich neckt, das liebt sich.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" **nicht** abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, **ohne irgendwelche Verantwortung** zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. September 1904.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Köck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.



Das höllische Automobil.

Ein Märchen für sämtliche Altersstufen und Rangsklassen nach einer Idee Alf Bachmanns
von **Otto Julius Bierbaum.**

Der Riese Rumbo konnte die Menschen nicht leiden, weil sie neben ihm so lächerlich klein erschienen, aber doch klüger waren als er, und weil es ihm wegen seiner unmäßigen Größe und Ungeschlachtheit nicht möglich war, mit ihnen zusammen zu wohnen, — was er doch von wegen Kartenspiel und anderen Lustbarkeiten, die man nicht allein besorgen kann, ganz gerne gemocht hätte. Wie hätte er aber mit jemand Skat spielen oder sonst etwas angenehm Vertrauliches treiben sollen, da er so groß war, daß er selbst die größten Häuser der benachbarten Haupt- und Residenzstadt nicht einmal zu Leibstühlen benützen konnte, weil sie dazu zu niedrig gewesen wären? Daraus könnt ihr euch wohl ungefähr ein Bild machen, wie über alle Maßstäbe und Begriffe ausgedehnt dieser Kerl war.

Mein Onkel, der doch auch ein Mann von gutem Gardemaße und überdies Pfarrer, also gewöhnt war, seinen Blick immer aufs Höchste zu richten, hat mir mehr als einmal beteuert, daß Rumbo alle seine Begriffe von Länge und Breite übertroffen habe. Übrigens ist es dieser mein Onkel, der mir diese Geschichte erzählt hat, was zu bemerken ich nicht ermangeln will, weil man sonst denken könnte, sie hätte keine Moral. Die Wahrheit ist, daß sie mehr Moral hat, als selbst der aufmerksamste Zuhörer beim

erstenmale merken kann. Man muß sie sich also ein paarmal erzählen lassen. Es verlohnt sich.

Ich selbst habe sie sehr oft gehört, nämlich immer, wenn mein Onkel meinen Vater zu besuchen kam, um, wie er sagte, „nach dem Rechten zu sehen.“ Es scheint aber, daß das Rechte sich bei uns im Keller aufhielt. Denn dorthin begaben sich bei solcher Gelegenheit die beiden Brüder sogleich, wenn der ältere beim jüngeren zum Besuche angekommen war. — Dies nebenbei und ohne eigentliche Beziehung zu Rumbo.

Der war also nach der Überlieferung meines Onkels ein übergewaltiger Geselle. Ich wünschte sehr, seine Größe in Metern angeben zu können, aber in dieser Hinsicht hat es mein Onkel an Exaktheit fehlen lassen. Statt einfach zu sagen: soundsoviel Meter oder meinetwegen bayrische Ruten war er lang, liebte er es, die Ausdehnung des Riesen durch Vergleiche oder Bilder anzudeuten, wobei es mir nicht entging, daß dabei nicht immer das Gleiche herauskam. Machte ich ihn darauf aufmerksam, so pflegte er zu sagen: „Mein lieber Junge, bei ganz großen Gegenständen irrt sich selbst die Bibel. Für das, was das gewohnte Maß maßlos überschreitet, haben wir Menschen nicht einmal die Fähigkeit, in Bildern ordentliche Maßstäbe zu finden. Kehre dich nicht daran, wenn ich dir einmal sage: Rumbos Beine waren so dick und lang wie die Türme der Frauenkirche zu München und ein andermal: Rumbos Nasenlöcher waren so breit und lang wie der Tunnel durch den St. Gotthard. Das stimmt freilich nicht; aber aufs Stimmen kommt's auch nicht an, wo sich's um Riesen handelt. Sei froh, zu wissen, und laß es dir genügen, daß Rumbo auf alle Fälle erstaunlich groß war; — wenn du Lust hast, seiner Größe noch ein paar Kilometer hinzuzusetzen, so tu dir keinen Zwang an. Meinetwegen kannst du ihn dir auch ein bischen kleiner vorstellen, wenn er dir dadurch näher kommt, aber, versteht sich, immer noch so riesig, daß du dich selber darüber wundern mußt. — Darauf kommt es an.“

Ich empfehle euch, es auch so zu halten.

Da Rumbo nicht unter Menschen wohnen konnte, lebte er ständig auf dem Lande, und zwar in der Nähe der Stadt Knödelimkraut, die sich einer sehr waldigen Umgebung erfreute. Dort war aber auch wirklich ein Mordstrum von einem Walde, ein Wald, der für ihn paßte, als wenn er ihm angemessen worden wäre. Tannen wuchsen darin, so dick, daß ein Mensch, der um eine hätte herumgehen wollen, dazu eine gute Stunde gebraucht haben würde. Er hätte aber gar nicht drum herumgehen können, weil die Wurzeln dieser Bäume wie Gebirge über die Erde hervorstanden und weil das Moos, das auf ihnen wuchs, selber wieder so hoch und dicht war, wie das Gebüsch in einem gewöhnlichen Walde.

Für Rumbo aber war der Wald eben darum gerade recht; und er verließ ihn nur einmal in der Woche, nämlich am Sonnabend, wo er sich seine Mahlzeit holen mußte. Denn er aß nur einmal in der Woche, am Sonntag. Das kam daher, weil für ihn eine Woche so viel war, wie für uns ein Tag.

In der Hauptsache bestand seine Mahlzeit aus Gemüse. Birkenbäume waren für ihn Spargel, Eichenbäume Spinat, aus jungen Tannen machte er sich Sauerampferbrei. Kuchen und andere süße Speisen konnte er sich nicht verschaffen, außer wenn er gerade einmal bei einem Bienenzüchter vorbeikam. Da fraß er dann gleich sämtliche Bienenstöcke mit dem Honig, aber auch mit den Bienen auf, und wenn ihn die Bienen im Munde und im Magen stachen, sagte er: „Ei, das prickelt recht angenehm." Sonst bestand seine Nachspeise immer aus einem Menschen, und er meinte, das Menschenblut sei süßer als aller Honig; nur schade, daß man nicht viel davon vertragen könne, weil es duselig mache.

Da Rumbo dumm war, war er auch faul, und so kam es, daß er meistens der Länge nach auf dem Boden lag und schlief.

Wie er nun einmal so dalag, fühlte er ein Jucken in seiner Nase und mußte nießen; — hatzi! flog ein Mensch aus seinem Nasenloch und mitten auf die ganz mit zottigen Haaren bedeckte Brust.

„Hahaha!" lachte der Mensch; „da bin ich aber mal schön weich gefallen."

„Was! Du lachst noch?" brüllte Rumbo, „dich werd' ich übermorgen fressen."

„Mich?" rief der Mensch — „dazu bist du ja viel zu dumm. Ehe du mich ergreifst, bin ich schon ganz wo anders."

Und richtig, wie Rumbo nach ihm fassen wollte, saß der Mensch schon in seinem linken Ohre und schrie hinein: „Du großer Esel!"

Rumbo wollte ihn sich aus dem Ohre wischen, aber da war der Mensch schon lange weg. Und wo saß er? Im Winkel des linken Auges und kitzelte den Riesen.

„Geh weg!" schrie Rumbo, „das kann ich nicht leiden." (Es war ihm, wie wenn uns eine Mücke ins Auge gekommen ist.)

Der Mensch aber sagte: „Nicht eher, als bis du mir versprichst, mich in Ruhe zu lassen.

„Ja doch, ja doch, brüllte der Riese, „mach nur, daß du aus meinem Auge raus kommst. Das ist zu widerwärtig."

Und der Mensch setzte sich auf eine Warze, die sich wie ein mit Gras bewachsener Hügel, mit Haaren besetzt, auf des Riesen Nasenspitze erhob.

„Das ist ein angenehmer Aussichtspunkt, sagte der Mensch. Ich habe zwei Seen vor mir, die von Tannen umgeben sind, und dahinter

ist ein Gebirge mit vielen Schluchten, und hoch oben ein Wald von roten Bäumen.

„Na ja: meine Augen, meine Stirne und mein Kopf," sagte der Riese; „aber was ist dir denn eingefallen, daß du in meine Nase gekrochen bist?"

„Es ist so heiß heute," antwortete der Mensch, „und ich dachte mir, daß es in dieser Höhle schattig und kühl sei."

„Ja, hast du denn keine Furcht?"

„Vor wem denn?"

„Na, vor mir!

„Vor dir? Dazu bist du mir zu dumm."

Da merkte der Riese, daß dieser Mensch sehr mutig und verschmitzt war, und er sprach:

„Du gefällst mir, Mensch, du kannst als Gehilfe bei mir eintreten. Wie heißt du denn?"

„Frechdachs," antwortete der Mensch.

„Das ist ein schöner und passender Name für dich," meinte der Riese; also, willst du?"

„Meinetwegen," sagte Frechdachs, „wenn es nur auch was Ordentliches zu tun gibt und nicht so gewöhnliche Hantierungen wie in der Stadt. Dort haben sie nichts mit mir anfangen können und wollten mich deshalb ins Gefängnis sperren. Ich bin aber ausgerissen."

„Na, dann paßt du ja famos zu mir, Frechdachs?" sagte Rumbo. „Du sollst dich nicht zu beklagen haben. Bei mir gibt's nur solche Sachen zu tun, die in der Stadt verboten sind."

„Das kann ich mir denken," sagte Frechdachs, „denn du selber würdest in der Stadt verboten werden, wenn sie dich verbieten könnten. Aber sag mal, wozu brauchst du denn einen Gehilfen, du großer Schlagtot? Ein Kerl, wie du, braucht ja bloß irgendwo hinzufallen, und gleich liegt rechts und links von ihm, was er braucht."

„Das verstehst du nicht," sagte Rumbo. „Ich bin zu groß. Erstens werd' ich zu schnell bemerkt; dann sind meine Bewegungen zu langsam; und schließlich kann ich so kleines Zeug, wie ihr Menschen seid, nicht gut anfassen. Entweder zerquetsche ich so eine Made, oder sie rutscht mir durch eine Fingergelenkfalte weg. Ich sage dir: ich müßte verhungern, wenn ich mich von Menschen nähren müßte. Zum Glück brauche ich euch nur als eine Art süßer Verdauungspillen. Aber dazu seid ihr mir unbedingt nötig. Und deshalb ist es mir sehr angenehm, einen Menschen als Gehilfen zu haben, denn niemand kann einen Menschen besser fangen, als ein Mensch. — Ich habe auch immer Menschen als Gehilfen gehabt, aber leider, leider waren es immer unvorsichtige Burschen, die allzubald auf irgend eine Weise bei mir zugrunde gingen. Der eine fiel mir ins

Ohr und brach das Genick auf meinem Trommelfell, der andere verlief sich im Wald meiner Haare und verhungerte; ein dritter ertrank in einem Schweißtropfen von mir, ein vierter, der leider zu viel trank, hielt in der Betrunkenheit, als ich einmal gähnte, meinen Mund für einen Weinkeller, lief hinein und erstickte, wie ich den Mund zugemacht hatte, in einem hohlen Zahn, und so weiter und so weiter. Du siehst also, daß du gut aufpassen mußt."

„Mir passiert so was nicht; verlaß dich darauf," meinte Frechdachs; „ich bin daran gewöhnt, aufzupassen, wie ein Luchs, denn unsereins muß auch unter Menschen immer auf seiner Hut sein. Bloß die braven Leute dürfen es sich erlauben, ohne besondere Aufmerksamkeit ihrem Tagewerke nachzugehen. Wir, die wir nicht brav sind, sondern immer entweder etwas Böses getan haben, oder etwas Böses tun wollen, oder gerade dabei sind, etwas Böses zu tun — wir müssen immer die Ohren steif und die Augen offen halten. Meinetwegen kannst du also ganz ruhig sein. — Aber: was krieg ich denn als Lohn?

„Was? Lohn willst du auch noch?" brüllte Rumbo. „Sei froh, daß ich dich nicht zum Nachtisch einnehme. Nein, mein Lieber, Lohn gibt's nicht. Höchstens einen Titel. Wie willst du lieber heißen: General oder Hofmarschall?"

„Gar nichts will ich heißen," sagte Frechdachs; „Lohn will ich haben."

„Also wie viel denn," fragte Rumbo.

„Kein Geld," antwortete Frechdachs, „du sollst mich zu einem Riesen machen, wie du selber einer bist."

„Das kann ich nicht," sagte Rumbo.

„Doch kannst du's," erwiderte Frechdachs. „Ich weiß ganz gut, daß du's kannst. Aber du willst nicht, weil du Angst hast, daß ich dich dann totschlage, du Feigling."

„Na, also gut, Frechdachs," sagte Rumbo, „ich mache dich zu einem Riesen, aber erst, wenn du mir hundert Menschen gebracht hast." (Nach dem neunundneunzigsten freß ich ihn auf, dachte er sich.)

„Abgemacht," sagte Frechdachs. „Und was soll ich zuerst tun?"

„Hm, ja, warte mal," überlegte der Riese eine Weile; „da ist drüben in der Wassermühle der junge Müller Bartel Klippklapp, der ist weiß wie sein Mehl vor lauter Fett und muß allerliebst nach Korn schmecken. Den hole mir! Aber er ist schlau, weißt du. Du mußt es klug anstellen."

„Wenn's weiter nichts ist," sagte Frechdachs, rief seinen Rappen, der in der Nähe weidete, schwang sich in den Sattel und ritt davon. Schon nach fünf Stunden kam er wieder und schleppte den jungen Müller an einem Stricke erwürgt hinter sich her.

„Sieh mal an!“ lachte der Riese, „da hast du ja den Bartl Klippklapp, der so schlau war. Bist wohl noch schlauer gewesen?“

Frechdachs antwortete: „Dazu hat nicht viel gehört. Der dumme Kerl stand gerade in seinem Garten und las Raupen vom Kohl. Du, Bartel, rief ich, was machst du denn da? Raupen lesen sagte Bartl. Was machst du denn mit den Raupen? fragte ich. — Was soll ich denn damit machen? antwortete er; tot machen tu ich sie; sie fressen mir sonst meinen Kohl. — Na, höre mal, sagte ich, das ist aber unrecht; die armen Tierchen wollen doch auch leben. — Bist du so ein Esel, erwiderte Bartel, daß du dir deinen Kohl von Raupen fressen läßt? — Nein, sagte ich, ich habe gar keinen Kohl, aber Hunger. Gib mir einen Kohlkopf, Bartl. Hast du Geld? fragte der Müller. — Nein, sagte ich, du sollst ihn mir schenken. — Du kannst meine Rückseite bewundern, rief er da aus, lachte und drehte sich um. — Wart', dachte ich, alter Geizkragen, für meinen Meister Rumbo sollst du auch bald eine Raupe sein, warf ihm die Schlinge meines Strickes um den Hals, zog sie fest an, und ritt hui, hussa hop, galopp mit dem Anhängel davon. Da hast du den Mehlwurm!

Der Riese war sehr zufrieden mit dieser Leistung und lobte seinen Gehilfen, fand aber, daß der Müller zu mehlig schmeckte. „Bring mir was Pikanteres das nächstemal,“ befahl er.

Frechdachs machte sich auf und überlegte: Wen soll ich bringen? Da begegnete ihm in seiner Kutsche der Doktor Rasso Schneidebein, der zu einer armen alten Frau gerufen worden war. „He, Herr Doktor, Herr Doktor!“ rief Frechdachs, „bitte kommen Sie doch gleich zu meinem Meister, der sich übergessen und Bauchkneipen hat, und geben Sie ihm was ein.“ „Hat dein Meister Geld?“ fragte Doktor Schneidebein. „Na, ich danke,“ sagte Frechdachs, „Geld wie Heu! Sie kriegen zehn Thaler.“ — Zehn Thaler? dachte sich der Doktor, das ist ein hübsches Stück Geld, und von der Alten krieg ich bloß ein Vergeltsgott. Mag sie meinetwegen ohne mich sterben! — „Also schön,“ sagte er, „ich komme mit; es muß aber auch etwas Ordentliches zu essen geben.“ „Einen fetten Braten,“ sagte Frechdachs, und sah dabei den Doktor an, der in der Tat sehr fett war.

Als sie in die Nähe des Waldes kamen, wo der Riese wohnte, wurde es dem Doktor unheimlich zumute. „Das ist ja der wilde Wald, wo der Menschenfresser haust,“ rief er; „bist du wahnsinnig, daß du mich dorthin führst?“ — „Wieso denn,“ sagte Frechdachs, „es ist ja der Menschenfresser, dem Sie etwas eingeben sollen, weil er Bauchweh hat. „Umgotteswillen,“ schrie der Doktor, „was soll ich denn dem Riesen eingeben?“ — „Sich selber sollen Sie ihm eingeben, denn sie stecken ja voll von Medizin,“ sagte Frechdachs. — „Nein, nein, nein, das

will ich nicht," rief der Doktor, „ich muß zu einer alten Frau, die im Sterben liegt. Umkehren, Kutscher, Umkehren! — „Das hättest du früher sagen sollen, alter Schuft," rief Frechdachs, schlug dem Doktor den Schädel ein, legte ihn quer vor sich auf den Sattel und galoppierte davon, ehe der Kutscher seinem Herrn hätte zu Hilfe kommen können.

Auch mit dieser Leistung war Rumbo sehr zufrieden, zumal der Doktor in der Tat sehr pikant nach Karbol, Jodoform und anderen Medizinen schmeckte.

„Du bist ein verflixter Kerl, Frechdachs," sagte er, „und verstehst Abwechslung in meinen Nachtisch zu bringen. Was gibt's denn nächsten Sonntag?"

„Einen Pfarrer," antwortete Frechdachs.

„Ah," schmunzelte Rumbo, „einen Pfarrer! Das ist eine ganz herrliche Idee! Such' aber einen recht fetten aus, ja?"

„Ich weiß schon einen," sagte Frechdachs, und dachte an den, der ihm in der Christenlehre immer so heftig ins Gewissen geredet hatte, weshalb er ihn aufrichtig haßte. Ging also zu ihm und sprach: „Lieber Herr Pfarrer, ich soll euch zu einer Gastmahlzeit bei meinem Herrn, dem reichen Gutsbesitzer Jörg Maulvoll, einladen für nächsten Sonntag. Mein Herr würde glücklich sein, einen so heiligen Mann nach Verdienst mit herrlichsten Speisen und Weinen zu bewirten." Und fügte noch viele grobe Schmeicheleien und Erzählungen hinzu, was für schöne und gute Dinge es geben werde. Der Pfarrer war aber wirklich ein frommer Mann und sprach: „Am Sonntag habe ich keine Zeit, viel zu essen und zu trinken, da muß ich meine Predigt halten. Komm du in meine Predigt, Bursche, und dein Herr auch, das ist meine Einladung. Leb wohl!"

Au weh! dachte sich Frechdachs, bei dem bin ich schief angekommen. Wenn die Pfarrer alle so sind, kann sich Rumbo den Mund abwischen.

Es waren aber nicht alle so. Schon beim nächsten glückte es.

„So?" sagte der, „gefüllten Truthahn, eingemachte Hammelsnieren, Erdbeeren mit Schlagrahm, Apfelsinentorte und Muskatwein? Hm! hm! Und Herr Maulvoll ist ein Mann, der einen heiligen Lebenswandel schätzt. Gut, gut. Ich komme. Ich komme gleich mit."

Während er sich reisefertig machte, kam ein Bote und meldete, daß ein armer Taglöhner am Sterben sei und gerne noch mit dem Herrn Pfarrer beten wolle. Ich habe eine wichtige Abhaltung, sagte der Pfarrer; so schnell stirbt sich's nicht; er soll bis morgen warten.

Du wirst gleich sehen, wie schnell sich's stirbt, dachte sich Frechdachs, half den dicken Pfarrer in die Kutsche, setzte sich auf den Bock und fuhr los. Die Pferde liefen wie der Wind, die Kutsche sprang und tanzte nur so über Stock und Stein. — „Nicht so schnell, nicht so

schnell," rief der Pfarrer; „das Essen wird mir nicht bekommen, wenn ich so durchgerüttelt werde."

„Aber mürbe wirst du werden," rief Frechdachs.

„Mürbe? Wie so? Was heißt das?" keuchte der Pfarrer.

„Das heißt, daß du ein zäher Heuchler bist. Hü! Rappen! Hü! Rumbo hat Hunger!"

„O Gott! O Gott! O Gott!" stöhnte der Pfarrer. „Der Teufel sitzt auf dem Bocke."

„Nein, des Teufels Küster sitzt in der Kutsche," sagte Frechdachs, kehrte die Peitsche um und schlug mit ihrem dicken Ende den schlechten Pfarrer tot.

Wie Rumbo diesen dicken Mann sah, lief ihm das Wasser im Munde zusammen, und er wollte sich gleich über ihn hermachen.

„Nein, Meister Rumbo, damit wollen wir noch ein bischen warten," sagte Frechdachs. „Ich habe mir einen herrlichen Spaß ausgedacht. Den Pfarrer soll der Teufel verspeisen, ihr aber den Teufel!"

„Du bist selber des Teufels, rief Rumbo. Wo denkst du hin! Der Teufel ist stärker, als ich."

„Ja, wenn er keinen Pfarrer im Leibe hat! Von dem da aber kriegt er das Bauchgrimmen von wegen der Geweihtheit und dann werden wir seiner fir Herr."

„Hm. Das läßt sich hören. Wie willst du aber den Teufel herbekommen?"

„Das laßt nur meine Sorge sein!"

Frechdachs, wie ihr wohl schon bemerkt habt, verstand sich auf Teufeleien, und so ist es kein Wunder, daß er sich auch auf den Charakter des Teufels und seiner Großmutter verstand.

Er ging zu einer Felsenspalte, wo, wie er wußte, der Teufel oft herauskam, Kienäpfel zu suchen, die er zur Heizung der Hölle brauchte.

„He," rief er da, „Herr Baron! Herr Baron!"

„We . . we . . . wer ruft denn da?" meckerte es aus der Felsenspalte. „Mein Enkel hat keine Zeit. Er macht sich eine Klaviatur aus Geizhalsknochen."

„Ah," rief Frechdachs, „hochwohlgeboren die Frau Teufelin-Großmutter! Nein, was für eine schöne Stimme! Sie sollten die Königin der Nacht singen! Ich hab mein Lebtag keinen solchen Sopran gehört."

Des Teufels Großmutter hatte ein Gefühl, als würde sie mit altem Dachsfett eingerieben, so angenehm fuhr ihr diese Schmeichelei über die runzelige Haut. Sie erschien sofort in der Spalte.

Jeder andere Mensch würde vor ihrer Häßlichkeit in Ohnmacht gesunken sein. — Ihre Nase war ein Schweinsrüssel; ihr Mund eine grüne gezackte Furche, die von Ohr zu Ohr reichte; ihre

Ohren aber waren zwei alte, feuchte Waschlappen. Von Zähnen hatte sie nur zwei, die aber standen wie die Hauer einer Wildsau krumm empor, ganz braune, und der eine wackelte. Ihre Augen saßen wie Krebsaugen an Stielen und waren gelb und fransig wie Pfifferlinge. Anstatt Haaren hatte sie graugrüne Tannenflechten, die mit schmutzigem Harz verklebt waren. Zwei gräßliche braune, mit gelben Adern überzogene Kröpfe baumelten ihr wie große Flaschenkürbisse am Halse. Als Kleidung trug sie lederne Hosen und eine Jacke aus demselben Stoffe, beides Stücke der Ausrüstung eines eben in der Hölle angekommenen Automobilisten, der als Klecks an einer Gartenmauer geendet hatte, nachdem unter seinem Mordwagen zwanzig Menschen umgekommen waren. Auch die Lärmtrompete dieses Straßenmörders trug sie am Gürtel, und es machte ihr Spaß, zuweilen auf den Gummiball zu drücken, daß es nur so tutete.

„Frau Baronin beherrschen auch noch dieses modernste aller Musikinstrumente," rief Frechdachs, den ihre Erscheinung durchaus nicht außer Fassung gebracht hatte. „Nein, wie talentvoll Sie sind? Und wie Sie aussehen! Wie Sie aussehen! Die ewige Jugend! Wirklich, es ist ein Verbrechen, daß Sie sich der Bühne entziehen!"

Des Teufels Großmutter wandt sich vor Entzücken, daß alle ihre Knochen knackten, und sprach: „Sie haben viel Lebensart, mein Herr, und ich hoffe, Sie bald bei uns begrüßen zu können. Aber, was wünschen Sie eigentlich?"

„Ach," antwortete Frechdachs, „eine Kleinigkeit. Mein Meister, der berühmte Rumbo, möchte eine Menschendörrmaschine anlegen, weil er das rohe Fleisch nicht mehr verträgt, und da es dafür keine Installateure gibt, möchte er den Herrn Baron, Ihren Enkel, bitten, die Anlage zu übernehmen. Über den Preis werden sich der Herr Baron und mein Meister schon einigen."

„Gewiß, gewiß, mein Herr. Mein Enkel arbeitet zwar sonst seit den Zeiten der Inquisition nicht mehr außer Hause, mit Ausnahme der Automobilbranche, aber er wird mir zu Liebe schon eine Ausnahme machen. Was krieg ich denn für meine Fürsprache?"

„Einen Kuß!" sagte Frechdachs, machte ohne Zaudern einen Schritt vorwärts und küßte die Alte auf ihre grüne Furche.

Darauf mußte er, zu Hause angekommen, sich zum erstenmale in seinem Leben die Zähne putzen.

Ihr könnt euch denken, was für Augen Rumbo machte, als er hörte, daß der Teufel selber ihn besuchen wollte. Er war außer sich vor Freuden darüber, denn er zweifelte gar nicht mehr daran, daß es ihm gelingen werde, den Teufel zu verspeisen.

„Denke dir bloß," sagte er zu Frechdachs, indem er sich fortwährend die wulstigen Lippen mit seiner breiten Zunge ableckte, „ich werde den

Teufel als Nachtisch genießen, als Pille einnehmen, als Bonbon schlucken! Das wird nicht bloß ein großes Vergnügen für mich, sondern das erste Verdienst sein, das ich mir um die Menschheit erwerbe. Paß auf, sie werden mir ein Denkmal setzen und darauf schreiben: Ihrem großen Wohltäter Rumbo, der den Teufel gefressen hat, die hochachtungsvoll dankbare und ganz ergebene Menschheit. — Ha, und wie er nach Pech und Schwefel schmecken und wie heiß sein Blut sein wird! Wahrhaftig, Frechdachs, du bist ein Hauptkerl! Komm her, ich muß Dir einen Kuß geben!"

„Lieber nicht!" sagte Frechdachs, „es könnte leicht passieren, daß du mir vor lauter Zärtlichkeit dabei den Kopf abbissest, und ich habe mir sagen lassen, daß das ein unangenehmes Gefühl ist. Wir wollen uns lieber darüber einigen, wie hoch du mir den Teufel anrechnest. Denn das ist doch wohl klar, daß er mehr gilt als ein Mensch."

„Das versteht sich," sagte Rumbo. „Alles was recht ist: Der Teufel muß mehr gelten, als ein Mensch, darüber sind sich die Gelehrten einig."

„Na, das freut mich, daß du das einsiehst, obwohl du viel dümmer bist als lang und breit," meinte Frechdachs, den seine Erfolge noch unverschämter gemacht hatten, als er von Natur schon war, „aber nun wollen wir mal sehen, ob du dir auch einen Begriff machen kannst, um wie viel der Teufel mehr gelten muß als Mensch."

„Ich glaube," sagte Rumbo nach einigem Nachdenken, „wir können ihn für fünf Menschen rechnen."

„Warum gerade für fünf?" fragte Frechdachs.

„Wenn fünf Menschen ihren Verstand zusammen tun," antwortete Rumbo, sind sie im Stande den Teufel zu betrügen."

„Das ist richtig," sagte Frechdachs, „aber der Verstand ist auch des Teufels schwächste Seite. Du mußt mehr sagen, Rumbo!"

„Hm," sann der nach, „hm, warte mal: sagen wir zehn!"

„Warum zehn?" sagte Frechdachs.

„Wenn zehn Menschen" antwortete Rumbo, „ihre Bosheit zusammentun, ist es so viel Bosheit, wie der Teufel allein besitzt."

„Oh", meinte Frechdachs, „da irrst du dich. Wenn es auf die Bosheit ankäme, brauchten wir den Teufel nicht höher zu berechnen, als einen Menschen, denn ein Mensch hat für sich allein mehr Bosheit im Leibe, als der Teufel und seine Großmutter zusammen. — Trotzdem ist zehn eine zu niedere Zahl; du mußt schon noch was drauf legen."

„Höre mal," sagte Rumbo, „du bist doch wirklich ein Frechdachs. Du tust gerade so, als wenn ich ein kleiner Junge wäre und ich säße bei dir in der Rechenstunde. Sage mir lieber gleich, wie hoch ich dir den Teufel anrechnen soll."

„Du sollst ihn mir," sagte Frechdachs, „für hundert Menschen anrechnen, denn der Teufel ist hundertmal ehrlicher, als ein Mensch."

„Ich denke, er ist der Vater der Lüge?" meinte Rumbo.

„Das schon," erwiderte Frechdachs, „aber er leugnet das auch gar nicht. Er lügt immer und ewig, nur in einem nicht: Er sagt nicht: Ich bin die Wahrheit, wie er auch nicht sagt, ich bin die Liebe oder: ich bin die Güte. Nein, der Teufel ist die Lüge, der Haß, die Bosheit, aber das bekennt er auch, während die Menschen sich immer besser stellen, als sie sind, und keiner ganz genau das ist, was er scheinen möchte. — Aber, um das einzusehen, bist du wirklich zu dumm, Rumbo, denn nicht einmal die Menschen, die doch im allgemeinen klüger sind, als du, wollen das einsehen. Gib dir weiter keine Mühe, das Rechenexempel zu fassen und nimm es einfach für richtig an. So hast du am wenigsten Schererei und darfst dabei die angenehme Empfindung haben, an eine große Wahrheit wenigstens zu glauben, wenn du sie auch nicht begreifst."

Von diesen Bemerkungen ward es dem Riesen in seinem dürftigen Gehirne schwindlig und er sagte, um nicht weiter nachdenken zu müssen: „Also ja, meinetwegen, lassen wir ihn für hundert gelten."

Am nächsten Sonntag machte Frechdachs aus dem Pfarrer ein schönes Ragout, das er, da er den Geschmack des Teufels kannte, sehr stark pfefferte. Rumbo aß nichts davon, weil er sich den Geschmack nicht verderben wollte, denn, sagte er sich, ein schlechter Pfarrer ist zwar auch ein Teufelsbraten, aber der Teufel selber ist doch noch eine größere Delikatesse.

Punkt zwölf Uhr kam der Teufel in einem feuerroten Automobil angefahren, das aber nicht mit Benzin betrieben wurde, sondern mit der Zanksucht verleumderischer Menschen, deren Seelen im Benzinbassin eingesperrt waren und einander gegenseitig zum Explodieren brachten. Infolgedessen lief das Automobil in der Stunde tausend Kilometer, doch stank es noch viel mehr als ein gewöhnlicher Motorwagen. — Es hatte vorn eine große und etwas weiter hinten an der Seite zwei etwas kleinere Laternen. Die vordere brannte so entsetzlich stechend grün und grell, daß alle Blumen, die ihr Schein traf, verwelkten. Es war nicht Azetylen, was darin brannte, sondern der Neid. Die rechte Seitenlaterne hatte ein rotes zuckendes Licht, das eine große, fressende Hitze ausstrahlte. Es war der Haß, der in ihr brannte. Die linke Seitenlaterne gab ein fahles, blaues, kaltes Licht, in dem alles tot, erbärmlich, winzig aussah. Dieses Licht war die Verkleinerungssucht. — Als Bremsleder hatte der Teufel unzählige übereinandergepreßte Häute von solchen Menschen verwendet, die, auf kein anderes Recht fußend, als das der Majorität der herrschsüchtigen Dummköpfe, Zeit ihres Lebens mit Erfolg bestrebt gewesen waren, die Arbeit heller und heiterer Köpfe zu

stören. Diese Bremsleder funktionierten mit unfehlbarer Sicherheit; doch hatten sie einen Nachteil: sie schnurrten und brummten entsetzlich, wenn sie in Tätigkeit waren. — Luftschläuche verwandte der Teufel an den Rädern seines Automobils nicht. Er hatte sich aus den Gehirnen von Höflingen und Demagogen eine Masse konstruiert, die so elastisch und nachgiebig war, daß sie jeden Stoß aufhob. — Die Laufmäntel aber waren aus einer Paste geknetet, die im wesentlichen aus dem Rückenmark von Menschen bestand, die während ihres Lebens keine höhere Wohllust gekannt hatten, als sich aus trotzigem Eigensinn beharrlich gegen jede bessere Einsicht zu sperren. Es war eine überaus zähe Paste, mit der man ruhig über Granitsplitter fahren konnte. — Als Polster auf den Sitzen seines Laufwagens verwandte der Teufel Luftkissen, die aber nicht mit gewöhnlicher Luft, sondern mit dem blauen Dunste utopistischer Ideen gefüllt waren. Besonders bequem saß sich auf dem einen Kissen, das der Teufel das Egalité-Kissen nannte.

Der höllische Baron sah in seinem Chauffeurkostüm sehr schick, also sehr scheußlich aus. Er trug, das Fell nach außen, einen zottigen, rostroten Gorillapelz als Joppe und schwarze Bockslederhosen, die unten von Elchledergamaschen umschnürt waren. Seine Fahrbrille hatte natürlich rote Gläser, und in seiner Mütze waren zwei Löcher für die Hörner angebracht, welche sich für das Automobilfahren als besonders praktisch erwiesen, weil sie ein Sturmband ersetzten. Statt der Hubbe benützte der Herr Baron von Pechheim auf Schwefelhausen eine der Posaunen des jüngsten Gerichtes, die bei ihm in Versatz gegeben sind bis zu dem Augenblick, wo man ihrer benötigt.

„All Unheil!“ rief der Teufel, als er angekommen war, „da bin ich! Ich komme direkt aus der Mandschurei, wo ich jetzt los bin. Viel Zeit habe ich nicht; da oben gibts jetzt alle Hände voll für mich zu tun. — Aber zuerst was zu essen, wenn ich bitten darf, dann will ich gleich den Menschendörrapparat aufstellen. Übrigens haben die Menschen schon selber genug solcher Apparate konstruiert, in Fabriken, Bureaux, Schulen u. s. f., aber ich sehe ein, sie brauchen einen, der schneller arbeitet. — Also schnell, schnell, einen Happenpappen!

Frechdachs rannte in die Küche und trug, die Serviette unterm Arm, das bewußte Ragout auf.

„Was ist das, wenn ich fragen darf?“ sagte der Teufel.

„Ein kleines Ragout fin aux fines herbes als Vorspeise,“ antwortete, die Schüssel präsentierend, Frechdachs, während Rumbo, auf dem Bauche liegend, den Teufel so mit seinen Blicken verschlang, als genösse er ihn in der Phantasie bereits leibhaft.

Die ganze Szene war von Frechdachs so arrangiert, daß Rumbo in der Tat bloß zuzuschnappen brauchte, — wohlgemerkt, wenn der Teufel

vorher gefesselt war und zwar kreuzweis, denn, solange der Teufel nicht das Zeichen des Kreuzes in fester Verknüpfung von hanfenen Seilen an sich spürt, ist er von niemand zu fassen und zu fangen. Ihn kreuzweise zu fesseln, dachte sich Frechdachs aber, wird nicht weiter schwer sein, wenn erst das Magenweh nach genossenem Filet de curé eingetreten ist. Der Teufel wird sich an den Leib fassen, sobald ihm von dem Fette übel wird, und in diesem Augenblick der Schwäche werde ich ihm kreuzweis die Schlinge über Hände und Bauch werfen. Und dann, hurrah! hinein mit dem Schwefelfritzen in den offenen Rumborachen. (Denn die Tafel stand direkt vor dem Maule Rumbos, mit der angenehmsten Aussicht auf das Dolomitenpanorama der Zähne des Riesen.) Man sieht, alles fußte auf der Voraussetzung, daß den Teufel, da er ja kirchlich Geweihtes durchaus nicht vertragen kann, vom Fleische des Pfarrers Übelkeit und Schwäche anwandeln werde. (Ist es ja doch bekannt, daß allein der Wind, der durch das Umblättern eines Meßbuches entsteht, ihn tausend Meilen weit wegzutreiben vermag, und wenn er sich gleich in einen zwei Zentner schweren Viehhändler verwandelt hätte.) Indessen: Frechdachs hatte eines vergessen, daß der von ihm erschlagene Pfarrer ein ganz gottloser und schlechter Pfarrer war, bei dem die Weihe lediglich am priesterlichen Gewande, nicht aber an der Person haftete. So kam es, daß der Teufel das Ragout bis auf den letzten Rest verspeiste, ohne die mindeste Übelkeit zu verspüren. Wischte sich mit Behagen den Mund und sprach: „Gut gewesen, das Ragoutchen; ein bischen weichlich zwar und mit einem ganz leisen, etwas widerlichen Geschmack wie Weihrauch, aber sonst: mein Kompliment! Nun, bitte, den nächsten Gang!"

Frechdachs stand fassungslos hinter des Teufels Stuhle, das Seil, zum Wurf bereit, in der Hand, und stammelte: „Gleich Herr, gleich, . . . ich . . .

„So wirf doch," brüllte Rumbo, „wirf doch! „Ich halt's nicht mehr aus." Und klappte seine Kiefer zu, daß es nur so krachte, riß sie aber gleich wieder auseinander in höchster Freßbegierde.

„Holla!" dachte sich der Teufel, „da ist etwas los!" drehte sich um, sah Frechdachs hinter sich mit dem Seile stehen, und lachte: „Gucke mal an! Das Bürschchen da wollte den Teufel fangen. Respekt! Und das große Maul da wollte ihn vermutlich fressen? Ausgezeichnete Idee! Ihr zweie gefallt mir. Ihr sollt der Ehre gewürdigt sein, auf eine noch nie dagewesene Manier von mir geholt zu werden. — Na? Ihr bettelt ja gar nicht?"

„Wenn es einige Aussicht auf Erfolg hätte, würde ich es gewiß tun," sagte Frechdachs, der schon wieder seine Fassung gewonnen hatte. „Aber so weit bin ich denn doch in die Geheimnisse der Dämonologie

vorgedrungen, daß ich weiß: Betteln hilft nicht bei seiner höllischen Majestät, es macht ihm zwar Vergnügen, es anzuhören, aber er steckt einen doch in seinen Wurstkessel. Bitte sich zu bedienen! Ich stehe dem Herrn Baron zur Verfügung. Bin neugierig, auf was für eine neumodische Manier er mich holen wird."

Diese Frechheit imponierte dem Teufel. — „Du gefällst mir, Hallunke!" sprach er. „Deine Seele ist so ausgepicht, daß es mir schwer fallen würde, dir höllische Überraschungen zu bereiten. Du hast ganz das Zeug dazu, ein subalterner Teufel zu werden. Ich mache dich zu meinem Leibchauffeur. Einige Unbequemlichkeiten sind mit dem Amte ja immerhin verbunden, denn mein verfluchter Seelen-Motor hat manchmal seine Mucken und du wirst beim Andrehen oft genug Gelegenheit haben, zu bereuen, daß du dich bei Lebzeiten zu schlecht aufgeführt hast, als daß du nach dem Tode der bequemen Ehre hättest gewürdigt werden können, als Jugendtenor in der himmlischen Vokalmusik mitzuwirken. — Damit gab er Frechdachs einen Tritt in die Magengegend. Frechdachs stöhnte: „Verdammt noch mal!" und war tot. Der Umstand, daß er nicht oben, sondern unten die Probe auf das Exempel der Unsterblichkeit machen sollte, äußerte sich darin, daß seine Seele ihren Ausweg nicht durch ein oberes, sondern durch ein unteres Körperventil suchte und fand, daß sie dementsprechend nicht nach Lilien duftete, wie es der Fall beim letzten Entweichen tugendhafter Seelen ist. Der Teufel machte eine Bewegung, als finge er eine Fliege in der Luft und da hatte er die Frechdachsische Seele auch schon. Statt sie aber in sein Portemonnaie zu stecken, wie er sonst zu tun pflegte, rieb er die Leiche des verschiedenen Frechdachs in der Nabelgegend damit ein, worauf dort wie in blauer Tätowierung das Monogramm des Teufels (er benutzt neuerdings eines in van de Veldescher Unleserlichkeit) erschien und Frechdachs als Dienstteufel zu einem neuen Leben erwachte. Es war ihm in den paar Minuten auch schon ein niedliches Hörnerpaar aus der Stirnwand gesprossen, was sich gar nicht übel ausnahm, und hinten wackelte dienstbeflissen schmeichlerisch ein kleines, recht artiges Schwänzchen, das den Hosenboden offenbar ohne viele Mühe perforiert hatte.

In einem Dialekte, der wie haidhauserisches Englisch klang, aber das Höllenvolapük war, sprach er: „Befehlen Eure Satanität, daß ich den Motor andrehe?"

„Ja, tu das, mein Sohn," antwortete der Teufel durchaus freundlich, „aber erst sag mir mal: was ist denn mit diesem Rumbo los, daß er immer noch mit offenem Maule daliegt?" Hat er etwa auch keine Angst?"

„Aber Meister!" sprach Frechdachs, „seid ihr wirklich ein so schlechter Psychologe? Ihr solltet euch doch auf Seelen von Berufs wegen

verstehen. So dumme Kerle haben natürlich nie Angst. Die Stupidität ist durch passive Kurasche vor allen anderen Lebewesen ausgezeichnet."

„Richtig! Das hatt' ich ganz vergessen," sagte der Teufel. „Er soll dafür aber keinen Orden kriegen, sondern in seinem letzten Stündchen doch noch lernen, daß Kreaturen nicht zum Vergnügen auf der Welt sind. Wir wollen in seinem Rachen ein bißchen Automobil fahren."

Rumbo hatte in der Tat durchaus nicht begriffen, was los war. Die Einbildung, daß er dazu auserlesen sei, den Teufel als Pille einzunehmen, hatte so fest von ihm Besitz ergriffen, daß ein anderer Gedanke jetzt unter keinen Umständen bei ihm Eingang finden wollte. Er lag also noch immer auf dem Bauche, das Maul weit aufgerissen, die Zunge lechzend lang heraushängend.

Diesen Umstand machte sich der Teufel zunutze.

„Jetzt paß auf," sagte er zu Frechdachs, der den Motor nach dreitausendsechshundertundfünfundachtzig Kurbelumdrehungen endlich zum Laufen gebracht hatte (nicht ohne gleichzeitig seinen Schweiß ins Laufen gebracht und mit der ganzen Geläufigkeit eines echten Chauffeurs geflucht zu haben); „jetzt paß auf: du sollst gleich das erstemal ein kleines Meisterstückchen im Fahren leisten dürfen. Du siehst diese von zu vegetarischer Kost etwas belegte und infolge von Appetitsphantasmagorien reichliche Feuchtigkeit absondernde Zunge des liebenswürdigen Giganten aus dem Rumbonischen Maule gleich einer Zugbrücke auf das Erdreich niederhängen. Diese glitschige, aber sonst keineswegs glatte, vielmehr von unzähligen Furchen durchzogene Brücke müssen wir hinauffahren. Es ist keine kleine Sache, Frechdachs, denn die Steigung ist beträchtlich; und sie wird, weil das Terrain, wie ich schon bemerkte, feucht und uneben ist, doppelt schwer zu nehmen sein. Es wird sich nur mit der kleinsten Geschwindigkeit machen lassen, und du darfst ja nicht vergessen, beide Rücklaufstreben hinunter zu tun, sonst rutschen wir womöglich rückwärts, und das wäre, Gott verdamme mich noch einmal, nicht bloß gefährlich, sondern auch blamabel."

„Machen wir!" rief Frechdachs, trat den Gehhebel nieder und, töff—töff, sauste die Explosionskarre los, scharf auf die Zungenspitze Rumbos zu. — „Ah! ich soll alle zweie haben?" dachte sich Rumbo und bekam vor unaussprechlicher Wohllust butterig glänzende und gleich riesigen Kirschen heraustretende Augen.

Indessen fuhr des Teufels Laufwagen unter angestrengtem Gekeuche des Motors, dem in der Tat ein bißchen sehr viel zugemutet wurde, die Zunge hinauf. Frechdachs hatte alle Hände und Füße voll zu tun, da er bald einer Furche auszuweichen, bald ein Ausglitschen zu parieren, bald eine andere Geschwindigkeit einzuschalten hatte, aber es ging ganz gut — bis zu dem Augenblicke, wo sie schon ganz nahe am Zäpfchen

Rumbos waren, das gleich einem umgekehrten Kirchturm herabhing und den Eingang zum Schlunde versperrte. Dort war der Motor am Ende seiner Kräfte angelangt. Er hustete, rasselte, rumpelte noch, vermochte aber den Wagen weder weiterzuziehen, noch auch nur auf der erreichten Höhe festzuhalten. Kein Zweifel, daß das höllische Automobil sofort zurückgerutscht wäre, wenn sich jetzt nicht die beiden riesigen eisernen Rücklaufstreben mit ihren pfeilspitzen Widerhaken tief ins Zungenfleisch des Riesen gebohrt hätten, der seinerseits bisher nur deshalb nicht zugeschnappt hatte, weil er felsenfest glaubte, das Automobil werde von selbst seine Insassen in seinen Magen abladen. Wie er aber die beiden eisernen Haken in seiner Zunge spürte, brüllte er wütend auf: „das kratzt ja!“ und schnappte zu.

Darauf hatte der Teufel nur gewartet. In diesem Augenblicke suggerierte er die im Bassin befindlichen Neider- und Verleumderseelen, das Reich Gottes sei auf der Welt etabliert und brachte sie dadurch in eine solche Wut, daß sie, einander überrasend, eine Gesamtexplosion aller Niedertrachtsgase erzeugten. Diesem Knalleffekte war auch das Interieur und die knochige Umwandung des Rumbomaules nicht gewachsen: es platzte. Gleichzeitig fuhren sämtliche schuftige Seelen in den Magen des Riesen und erfüllten ihn so mit Gift und Stank, daß auch er entzwei ging. — Rumbo war tot.

Seinem linken Nasenloche entstieg der Teufel, dem rechten Frechdachs. Sie waren über und über voll von Ruß und fanden, daß das ihnen sehr gut stünde.

„Schade, daß das Automobil hin ist,“ meinte der Teufel, „aber ein guter Spaß ist's doch gewesen. Ich werde mir jetzt eins mit einem Konfessionszankmotor konstruieren. Der wird noch rasender gehen. Fürs erste wollen wir nur noch schnell die Seele des großen Lümmels fangen. Da bei ihm alles langsam vonstatten gegangen ist, wird sie eine Weile zum Entweichen brauchen.“

Es dauerte auch noch richtig eine Viertelstunde, bis sich aus der Gegend von Rumbos Hinterquartier eine Art gelben Staubdunstes erhob, wie von einem zertretenen Bovist.

Der Teufel fing das Zeug in die hohle Hand, betrachtete es aufmerksam, roch daran und sprach: „Zu schlecht für meine Domäne.“ Dann blies er es von seiner Hand weg mit den Worten: „Nichts als Dummheit, Gefräßigkeit und blöder Dünkel, aber guter Kunstdünger für künftige Ernten an Bosheit und Niedertracht. Sie sind mir sicher.“

Der gelbe Dunst flog nach allen vier Windrichtungen auseinander.

Der Waldteufel.

Eine Grazer Stadtgestalt von **Peter Rosegger.**

In der Stadt Graz geht zeitweilig ein wunderlicher Mann um. Ein Mann mit klobigem, braunem Gesichte und einem großen roten Vollbart. Sein Lodenwams hat manchen Flicken, bisweilen sogar klaffende Nahte. Eine große Ledertasche an der Seite oder ein Bündel von Wurzeln und Kräutern. Über dem Bauch baumelt ein großes Bockshorn, mitunter auch manch andere seltsame Zier, deren Vorhandensein den Leuten nicht einleuchten will. Wozu an der Hüfte das Skelett eines Schafskopfes? Schafsköpfe trägt man doch sonst nur über dem Schlüsselbein. Das Merkwürdigste an dem Manne ist ein Riesenhut mit hohem Spitz, in der Art der alten Tiroler „Sternstecher", nur noch viel größer; die breiten Krempen beherbergen den ganzen breitschulterigen Kumpan auf das beste. Dieser Hut ist zumeist mit wilden Blumen geschmückt, besonders aber mit Hahnen- oder Geierfedern, die hoch und keck in den Himmel hineinstechen. Sehr langsam schleift er dahin, immer wieder stehen bleibend, um mit singendem Rufe sich bemerkbar zu machen. Ich habe manchmal bemerkt, wie der Mann nicht ganz sicher durch die Straßen schritt, das ging nicht immer gerade aus, so wie es wohl sein Wille gewesen wäre. Gerne singt er ein dreistes Liedel oder läßt gar einen „Juchezer" fahren. Bisweilen aber grollt und flucht er — und hat Grund dazu. Die Gassenjugend, die „liebe", tut ihn nämlich manchmal gern ein wenig „aushetzen", weshalb die Polizei ihn immer abschaffen will, anstatt die Gassenbuben abzuschaffen. Sie meint wohl, er solle nicht Ärgernis geben, und die gibt er auch nicht, so viel ich weiß. Es gibt viel ärgerlichere Dinge auf der Welt, als die absonderliche Tracht dieses lustigen Sonderlings, und werden doch nicht abgeschafft. Den Namen „Waldteufel" hat man ihm geschenkt, er hat ihn freundlich angenommen, erstens, weil er am Geierkogel eine alte Waldhütte bewohnte, zweitens, weil er im Walde Beeren, Pilze, Heilkräuter und Wachholderstauden sammelt, um sie den Stadtleuten zu verkaufen, und drittens, weil ja der Titel zu seiner äußeren Erscheinung nicht übel paßt. Wie andere Geschäftsleute ihre Orden und Ehrentitel, so benützt er den seinen zur Reklame und man kann manche Hauswirtin eilig über die Treppen herablaufen sehen, wenn sie nach dem Geschrei vernommen, daß der Waldteufel in der Nähe sei. Da lacht er dann gemütlich, bietet seine Wacholderstauden aus und meint, er möchte die „Kranabeten" gern in „Kranabetenen" umsetzen. Dieses Teufels einziges Höllenfeuer dürfte das Feuer des Wacholderbranntweins sein.

Wo der Mann sich zeigt, mit jemandem spricht, oder auch mit sich selber, oder mit einer Straßenlaterne, oder mit einer Statue, da sammelt sich um ihn bald ein Kreis von Zuhörern, die teils mit Neugierde, teils mit spöttischer oder mißtrauischer Geberde die Gestalt anstaunen, bis dann plötzlich irgend so ein Range hervorspringt, an seinen Kleidern zerrt oder ihn mit Staub bewirft.

Eines schönen Maimorgens sah ich den „Waldteufel“ — umringt wieder von Neugierigen — vor dem neuen Hamerlingdenkmal stehen. Er schien gerade vertieft zu sein in ein Gespräch mit dem Dichter. „Du bist ein gescheiter Mensch gewesen,“ hörte ich ihn noch sagen mit seiner rauhen Stimme, „hast ihnen schon immer einmal was gesagt, denen, was sie nit ins Hutbandel stecken. Ein gescheiter Mensch! So wie auch ich einer bin!“ Dabei verzerrte er sein klobiges Antlitz zu einer Fratze, als ob er seiner eigenen Gescheitheit ein Gesicht schneiden wollte. Der steinerne Dichter hat ihm nicht geantwortet; der lebendige Hamerling hätte für diesen Mann gewiß ein gutes Wort gehabt, obschon er solche Leute gerne mir überließ. „Die Waldteufel gehören Ihnen,“ sagte er einmal, „mit diesen wissen Sie besser umzugehen als unsereiner, dem die Stadtteufel so viel zu schaffen machen.“ Übrigens glaube ich, daß er das Wort „Stadtteufel“ gar nicht ausgesprochen hat; man verstand auch, wenn er in halben Sätzen redete. Nun aber mit diesem „Waldteufel“ wußte auch ich nichts anzufangen. So vor Leuten zu ihm hintreten und fragen: „Wie gehts euch! Wie lebt ihr? Was ist euch schon alles passiert? Was denkt ihr? Erzählt mir etwas! — das mag ich nicht, würde bei solchen Menschen auch nicht anschlagen. Oder man wird tüchtig gefoppt. Da heißt's möglichst gleichgiltig dreinschauen und warten, bis so einer selber anfängt. Und mein Waldteufel fing bald an.

Diesmal hatte er einen besonders merkwürdigen Hut auf. Auch der hatte die Form der Sternstecher, nur dünkt mich, er wäre noch wuchtiger und riesiger als seine sonstige Kopfbedeckung, die wohl aus derbem Filz gewesen. Manchmal war solcher Hut beklebt mit illustrierten Zeitungsannoncen, weiß aber nicht, ob zur selbstgewählten Zier oder ob schlaue Geschäftsleute sie ihm angeschwätzt hatten, so daß er für sie eine wandelnde Annoncensäule abgab. Ich vermute den Mann des Lesens unkundig und manchmal ein Opfer fremden Vorwitzes. Diesmal war der Hut aus Baumrinden gemacht, in doppelter Schichte, daß er besser halten sollte; die ungeheueren Krempen waren zierlich gezackt. Aber diese Krempen hatten ein paar Löcher. Der Hagel hatte ihn geschlagen. Er pflege — sagte der Mann in langsamer, gemütlicher Tonart — bei Ungewittern nie unter einen Baum zu gehen, er bleibe auf freiem Felde stehen und warte bis es vorüber sei. Das sei sonst schier am sichersten, aber diesmal habe ihm der Hagel die Löcher geschlagen.

Nun, es sei ja recht. Sonst hätte er doch auch nichts, was ihm der Hagel schlagen könne. Außer diesem Hut hätte er wohl einmal ein Haus gehabt, aber das sei ihm abgebrannt. Sei ihm immer noch leid um dieses Haus, seien ihm viel Altertümer mitverbrannt. Er meinte damit wahrscheinlich alte Kleider, besonders aber den weitbekannten Filzhut, den er sich vor vierzig Jahren selbst gebaut hatte. Um seine Angabe zu bezeugen, zog er ein Zeitungsblatt aus dem Sack; als er das abgegriffene Papier mit ungeschickten Fingern entfaltete, wollte es gleich auseinanderfallen, als ob auch diese letzte Erinnerung an seine Hütte zunichte werden sollte. Da stand denn in einer Notiz beiläufig erwähnt, daß am Geierkogel eine Hütte abgebrannt sei, in welcher der sogenannte Waldteufel sich manchmal aufgehalten habe. — So weit war auch dieser Naturmensch schon von der Kultur beleckt, daß er sich nun etwas Besonderes dünkte, „weil er in der Zeitung stand". — Ja, Alter, das hat man davon, wenn man in die Stadt geht, Pilze und Kranabetstauden zu verkaufen. In die Zeitung kommt man, gedruckt wird man, gerade so wie der Dichter, der dort in Stein auf dem Sockel sitzt. Da sagte er auf einmal: „Ihr Herren! Wenn ich alle Steine, die mir in Graz die Gassenbuben schon nachgeworfen haben, zusammengetragen hätte auf einen Haufen, es wäre auch ein Denkmal. Wäre auch eins! Nirgends so als wie da, daß mich die Kinder aushetzen."

Es steht zu vermuten, daß der Mann auch das Wort so übertreibt wie den Hut. Es gibt ja wohl böse Buben, hier wie dort. Der Unterschied, daß die Landkinder sich vor dem Waldteufel fürchten, während die Stadtjugend mit ihm ihren Spaß hat. Wie die löbliche Polizei sagt, Ursache daran wird doch wohl er selber sein mit seiner auffallenden Tracht. Ob er sich aus Eitelkeit so trägt? Oder ob er damit die Aufmerksamkeit der Leute aus praktischen Gründen auf sich lenken will? Vielleicht beides. Leicht ist sein Geschick sicherlich nicht. Wenigstens nicht in unseren Augen. Er selbst — wenn man ihn so sprechen hört — wüßte allerdings nicht, was ihm fehlt. Es müßten nur die „Altertümer" sein, die ihm verbrannt sind.

Als Beweis für die Schlauheit des Waldteufels wird ein Stücklein erzählt. Wandern da einige bergfrohe Herren aus der Stadt auf den Geierkogel. Der Weg ist weit und die Sonne brennt heiß. Nirgends im Kalkboden eine Quelle, nirgends ein Labsal! Endlich ein Haus, vor dem einige Knechte stehen, darunter der Grazer Waldteufel. Freundlich bitten die Ausflügler um einen Trunk Wasser, der ihnen gern und ohne Anspruch auf Bezahlung gewährt wird. Mit einem herzlichen „Gelt's Gott!" wollen sich die Städter wieder entfernen, da fängt der Waldteufel zu schreien an: „Ich muß das Wasser weit hertragen und ihr schenkt es den reichen Städtern. Holt euch von morgen ab selber das

Wasser herauf!“ Natürlich griffen die Herren sofort in die Tasche und legten Nickel auf Nickel in die nun demütig dargebotene Hand des Waldteufels. Kaum waren die Ausflügler außer Hörweite, da reichte der Fechtbruder seine Kollekte den Knechten mit den Worten: „Da habt's zwei Gulden fünfzig, und merkt's euch, wie leicht man bei den Städtern Geld verdienen kann!“ Es braucht nur noch erwähnt zu werden, daß sich der Waldteufel nie mit Wassertragen abgegeben hat.

So ist es ihm sein Lebtag gut gegangen. Sein Vater, ein Tiroler, hat seine Mutter, eine Kärntnerin geheiratet. Und das Kind nachher ist ein Steirer geworden. Also drei Heimländer. Wer hat mehr? Er ist sein Lebtag viel gereist. Nicht bloß in den drei Heimatländern, wohl auch in Italien, im Küstenland und weiter um. Sein Vater war Künstler, Holzschnitzler und ist dann mit seinen Waren, Holzschüsseln, Kornschaufeln, Kochlöffeln und dergleichen hausieren gegangen. Der Sohn ist überall mit ihm gewesen. Nicht jede Nacht haben sie ihr Quartier gefunden.

Nun, im Freien ist's auch bequemer, da hat man weit genug, hat frische Luft und wird nicht weiter geniert. Das Gras auf der Wiese ist auch ein Federbett, ein ganz frisches, und kein Königskind hat ein süßeres Schlaflied, als das die Grillen singen. Aber noch lieber ist der „Franz“ auf Steinhaufen gelegen, da kann man sich mit den Ellbogen das Bett graben wie man's gern hat. „San die Gliederlan wohl immer einmal a bissel steif worden; muß einer nachher halt wieder brav laufen, alsdann werden sie schon wieder gelenkig.“

„Und hat's euch nicht geschadet, bei Nacht und Wetter so im Freien schlafen?“

„Bis jetzt nit. Gesund, Gott sei Dank, bin ich alleweil gewest.“

„Wie alt seid ihr denn?“

„Im Achtunddreißigerjahr geboren.“

„Was? Und nicht ein graues Gran im Bart!“

„Aber da, lieber Herr!“

Er hob seinen Hut vom Kopf, da hatte er noch eine schwarze Haube auf, wohl zum Schutz vor dem drückenden Baumrindendach. Das verschwitzte Haar recht üppig, aber doch manch grauer Faden.

„Seht ihr, und so einen alten Herrn will die Polizei abschaffen!“ Er sagte es munter gegen einen Sicherheitswachmann hin, der den Waldteufel schon lange beobachtet hatte, ohne ein Arg an ihm zu finden. Dann hob er mit beiden Händen den Hut langsam und bedächtig wieder auf den Kopf. Einer, der diesen Hut vorwitzigerweise versucht, behauptete, er wiege wenigstens fünf Pfund. Dem Manne schien die Gefahr des Abgeschafftwerdens nicht aus dem Kopf zu gehen. Es schien ihm schon oft passiert zu sein, obwohl die Behörden nie recht wußten, wohin mit ihm. Von den drei schönen Alpenländern wollte jedes das bescheidenste

sein und auf den drolligen Vagabunden verzichten. Er wäre ja doch in keinem geblieben. „Ich tu' halt so viel gern reisen, so viel gern reisen! Und abgeschafft werden wir alle einmal!" lachte er laut, gegen den Wachmann hin. „Bis wir alt sind, werden wir alle abgeschafft. Aber ich bin decht noch jung."

„Ja, bloß sechsundsechzig Jahre!" redete ich drein.

„Was ist das, sechsundsechzig Jahr! Meine Mutter ist hundertvier Jahr alt geworden. Mein Vater ist hundertvierzehn Jahr alt geworden, weil er brav Schnaps getrunken hat. Heut' kunnten sie noch leben, wenn —". Er hielt ein mit irgend einer Anklage und setzte schmunzelnd bei: „Wenn sie nit gestorben wären."

„So habt auch ihr Aussicht, alt zu werden?"

„Ich werde zweiundachtzig Jahre alt," antwortete er fest und ruhig. „Damit wir zusammen dreihundert Jahr ausmachen, alle drei. Dreihundert ist kein Spott mehr. Mein Vater hat allemal gesagt, er möcht's gern derleben, daß die Leut' gescheiter werden. Hundertvierzehn Jahr ist er alt worden und hat's doch nit derwarten mögen. So lang mag ich nit leben, so lang nit. Nur das möcht' ich noch sehen, wie's ausschauen wird auf der Welt, bis die Leut' noch dümmer geworden sind."

Da hatten wir gleich seine Meinung über den Stand unserer Kultur. Er brauchte keine langen anarchistischen Reden zu halten, keine pessimistischen Bücher zu schreiben — das eine Wort sagte alles. Er, der keinen anderen Rock hat, als das in allen Nahten klaffende Lodenwams, kein anderes Dach, als den ungeheueren Rindenhut — von der Art seiner Nahrung war überhaupt nicht die Rede — er fühlte sich erhöht über die Millionen der Durchschnittsmenschen, die ihn erst dann interessieren werden, bis sie noch dümmer geworden sind.

Wie war nun diesem stolzen armen Manne beizukommen? „Waren" hatte er diesmal nicht bei sich, die ihm etwa abzukaufen gewesen wären. War man sicher, daß der hohe Herr, der bedürfnislose, freie König des Waldes, eine bescheidene Gabe nicht zurückweisen würde?

„Wie würdet ihr es halten?" fragte ich ihn tückisch, „wenn ein armer, braver und ganz zufriedener Mensch daſtände und jemand gäbe ihm ein Silberstück in die Hand. Wäre das gescheit oder dumm?"

„Das wäre gescheit, das wäre gescheit!" rief er aus.

„Und was glaubet ihr, daß der arme, brave und ganz zufriedene Mensch mit dem Silberstück anfangen würde?"

„Schnaps kaufen! Schnaps kaufen!"

So weit ging sein Freiheitsstolz — und nicht weiter. Alle Bande hatte er abgestreift oder gesprengt, aber der Schnaps war sein Herr und Gebieter geblieben. Doch ich sah ihn keinen trinken. Ich konstruiere mir diesen Mann nur nach den persönlichen Aussprüchen, die er damals im Stadt-

park vor dem Hamerlingdenkmal gemacht hat. Weiter weiß ich nichts von ihm. Vielleicht läßt sich gelegentlich mehr erfahren. Jedenfalls erreicht der Mann ein hohes Alter, besonders wenn er nach dem Grundsatz seines Vaters so lange leben will, bis die Leute gescheiter geworden sind.

Napoleon I. und die römische Kirche.[1])

Am 5. Juni 1800 hielt der Erste Konsul Napoleon Bonaparte an die Mailänder Pfarrer folgende Anrede:

„Es war mein Wunsch, Sie alle miteinander hier versammelt zu sehen, um die Genugtuung zu haben, Ihnen selbst meine Gesinnungen über die katholische, apostolische und römische Religion bekannt zu machen. Überzeugt, daß diese Religion die einzige sei, welche einer wohlgeordneten Gesellschaft das wahre Glück verschaffen und die Grundlagen einer guten Regierung befestigen könne, versichere ich Sie, daß ich mich bestreben werde, zu allen Zeiten und nach allen Kräften dieselbe zu beschützen und zu verteidigen. Sie, die Diener dieser Religion, welche gewiß auch die meinige ist, betrachte ich als meine teuersten Freunde und erkläre Ihnen, daß ich für einen Störer der öffentlichen Ruhe und einen Feind des allgemeinen Besten ansehen und als solchen auch mit der schärfsten und offenbarsten Strafe, ja wenn es sein muß selbst mit der Todesstrafe jeden züchtigen werde, der unserer gemeinsamen Religion die geringste Schmähung zufügt oder der es wagen sollte sich zu erlauben, Ihre geheiligte Person zu verletzen.

Es ist mein bestimmter Wille, daß die christliche römisch-katholische Religion im ganzen erhalten und in den vollen Besitz jener freien und öffentlichen Ausübung wie damals, als ich zum erstenmal diese glücklichen Gegenden betrat, gesetzt werde. Alle Abänderungen, welche seitdem, vornehmlich in der Kirchenzucht, vorgenommen wurden, geschahen gegen meinen Willen und meine Denkweise. Als bloßer Sachwalter einer Regierung, die sich keineswegs um die katholische Religion kümmerte, konnte ich damals nicht alle Unordnungen verhindern, welche sie (die Regierung) um jeden Preis zum Zwecke der Vernichtung (der katholischen Religion) hervorrufen wollte. Jetzt aber mit ganzer Vollmacht versehen, bin ich fest entschlossen, alle Mittel anzuwenden, welche ich für den Schutz und den Bestand dieser Religion am passendsten halte.

Die modernen Philosophen haben sich bestrebt, Frankreich zu überzeugen, daß die katholische Religion eine unversöhnliche Feindin jedes demokratischen Systems und jeder republikanischen Regierung sei. Daher

---

[1]) Aus Napoleon I. Dessen Lebens- und Charakterbild mit besonderer Rücksicht auf seine Stellung zur christlichen Religion von Dr. Engelbert Lorenz Fischer. Leipzig, Heinrich Schmidt und Karl Günther.

die Entstehung jener grausamen Verfolgung, welche die französische Republik gegen die Religion und ihre Diener ins Werk setzte; daher auch all jene Schreckensszenen, welchen diese unglückliche Nation viele Jahre hindurch preisgegeben war. An diesen Unfugen war nicht wenig die Verschiedenheit der Meinungen schuld, welche zur Zeit der Revolution in Frankreich in betreff der Religion herrschten. Die Erfahrung hat die Franzosen eines besseren belehrt und sie überzeugt, daß unter allen Religionen es keine gibt, welche sich so den verschiedenen Regierungsformen anpaßt wie die katholische, welche insbesondere die demokratisch-republikanische Regierung begünstigt, indem sie deren Gesetze aufrecht erhält und ihre Grundsätze anerkennt.

Auch ich bin Philosoph und weiß, daß in keiner Gesellschaft ein Mensch tugendhaft und gerecht ist, der nicht weiß, woher er komme und wohin er gehe. Die Vernunft ist nicht ausreichend, uns mit Sicherheit darüber zu belehren. Ohne die Religion wandelt man beständig in der Finsternis. Die katholische Religion ist es allein, welche dem Menschen bestimmten und unfehlbaren Aufschluß über seinen Ursprung und sein Ende bietet.

Keine Gesellschaft kann bestehen ohne Moral; es gibt aber auch keine gute Moral ohne Religion. Folglich gibt die Religion dem Staate eine feste und dauerhafte Stütze. Eine Gesellschaft ohne Religion gleicht einem Schiffe ohne Kompaß. Ein solches Schiff kann weder seinen Lauf sicher stellen, noch hoffen, in den Hafen einzulaufen. So wird auch eine Gesellschaft ohne Religion vom Wirbelwind der rasendsten Leidenschaften bewegt und herumgetrieben, erfährt in sich alle Schrecken eines inneren Krieges, der sie in einen Abgrund von Übeln stürzt und früh oder spät notwendigerweise in den Abgrund hineinzieht.

Frankreich, durch sein eigenes Elend belehrt, hat endlich die Augen geöffnet; es hat erkannt, daß die katholische Religion der einzige Rettungsanker sei, an dem es sich in seinen Stürmen festhalten und sich retten könne. Deshalb hat es sie von neuem in seinem Schoß aufgenommen. Ich kann nicht leugnen, daß ich meinerseits vieles zu diesem schönen Werke beigetragen habe. Ich versichere Sie, daß in Frankreich die Kirchen wieder geöffnet sind, daß die katholische Religion wieder ihren alten Glanz daselbst erlangt und daß das Volk mit Achtung seine geweihten Hirten zurückkommen sieht, voll des Eifers, in die Mitte ihrer verlassenen Herden. Die Ereignisse bezüglich des verstorbenen Papstes sollen Sie nicht im Zweifel lassen; das Unglück Pius VI. muß einerseits den Ränken jener Personen zugeschrieben werden, in welche er sein Vertrauen gesetzt hatte, und andererseits ebenfalls der grausamen Politik des französischen Direktoriums. Wenn ich mich mit dem neuen Papste werde unterreden können, so hoffe ich das Glück zu haben, alle jene Zwiste zu beseitigen,

welche der Wiederversöhnung Frankreichs mit dem obersten Hirten der Kirche noch im Wege stehen. Auch Ihre vergangenen Drangsale sind mir nicht unbekannt. Ich weiß, wie viel Sie in Ihrer Person gelitten und wie sehr Sie gedarbt haben. Ihre Person — ich wiederhole es noch einmal — soll in Zukunft geachtet und in Sicherheit sein. Was Ihre Güter betrifft, so werde ich, sobald die Umstände es erlauben, die nötigen Befehle erteilen, damit Ihnen wenigstens zum Teil dieselben zurückgestellt werden, und ich werde Sorge tragen, daß Ihnen im ganzen ein geziemendes Einkommen und ehrbarer Unterhalt zugesichert werde.

Dies sind die Gesinnungen, die ich Ihnen in betreff der christlichen, katholischen und römischen Religion mitteilen wollte. Ich wünsche, daß der Ausdruck dieser Gefühle in Ihrem Geiste bleibe und daß Sie das, was ich soeben gesagt habe, in Ordnung bringen; auch billige ich es, daß man davon in der Öffentlichkeit durch den Druck Gebrauch mache, damit meine Dispositionen nicht nur in Italien und Frankreich, sondern auch in ganz Europa bekannt werden."

Diese politisch kluge Rede Napoleons an die Mailänder Geistlichkeit hielt derselbe neun Tage vor dem berühmten Sieg von Marengo, den er am 14. Juni über die Österreicher errang. Schon fünf Tage darauf, nachdem er im Dome zu Mailand einem feierlichen Te deum beigewohnt hatte, tat er den ersten Schritt zur Verwirklichung seines religiös-kirchlichen Programmes, indem er dem Kardinal de Martiniana, damals Bischof von Vercelli, erklärte: „entschlossen zu sein, im Einverständnis mit dem hl. Stuhl zu leben, die französische Nation mit der Kirche zu versöhnen und die letztere selbst gegen ihre Feinde zu schützen, wenn der neue Papst zeige, daß er die jetzige Lage Frankreichs und der Welt begreife."

Dieser neue Papst war Pius VII., der am 14. März 1800 im Konklave auf der Insel San Giorgio bei Venedig zum Oberhaupt der Kirche erwählt wurde. Schon diese Wahl erfolgte mit Rücksicht auf Napoleon. Denn nachdem auch damals im Konklave die österreichische Regierung gegen den Kardinal Bellisomi, der anfangs die meisten Stimmen erhalten hatte, ein Veto eingelegt,[1]) infolgedessen sich dann die Stimmen zersplitterten, bemühte sich insbesondere der französische Kardinal Maury nebst dem Monsignore, späteren Kardinal Consalvi, der damals Sekretär des Konklave war, mit aller Umsicht die verschiedenen Ansichten der Wähler zu vereinigen, wobei dieser Prälat den versammelten fünfunddreißig Kardinälen nahelegte, daß, während man sich auf die katholischen Staaten nicht mehr verlassen könne, von Frankreich, obschon dieses seit zehn Jahren die Kirche so heftig verfolgt

[1]) Ganz ähnlich wie neuerdings im Konklave von 1903 nach dem Tode Leos XIII. dem Kardinal Rampolla gegenüber.

habe, Hilfe und Rettung kommen könne. Denn dort habe eben ein junger, ganz außerordentlicher Mann, Napoleon Bonaparte, die Macht in den Händen, der schon als General der Republik im Jahre 1797 die Priester beschützt und, kaum zur Gewalt gekommen, den verstorbenen Papst Pius VI. mit den Ehrenbezeugungen in Valence habe bestatten lassen, wie sie dem Oberhaupte der Kirche gebühren. Verschiedene Äußerungen dieses hervorragenden Machthabers ließen hoffen, daß er auf die Religion und die Ordnung der Kirche hohen Wert lege. Darum möchten die Kardinäle einen Mann erwählen, der nicht als feindseilig gegen Frankreich gelte, und dieses sei der Bischof von Imola, Kardinal Chiaramonti, der schon früher mit dem General Bonaparte in freundschaftliche Beziehungen getreten sei. Und in der Tat, sie folgten dem Rate Consalvis und wählten den Empfohlenen zum Papst, der sich den Namen Pius VII. gab.

Während dieser noch auf der Reise von Venedig nach Rom war, erhielt er ein Schreiben von dem genannten Bischof von Vercelli, worin ihm die Absicht Napoleon Bonapartes mitgeteilt wurde, mit dem Papste in gute Beziehungen zu treten und den katholischen Kultus in Frankreich wieder herzustellen. Pius VII. war natürlich über diese Mitteilung hocherfreut und ernannte zu den bevorstehenden Unterhandlungen mit Frankreich den Monsignore Spina, da dieser Prälat die hierzu nötigen Eigenschaften besitze und zugleich das Glück habe, dem Ersten Konsul bereits bekannt zu sein.

Aber nun kam, daß fast alle damaligen bedeutenderen Persönlichkeiten der französischen Regierung, da sie von ihrer Jugend her durchgängig Voltairianer und darum dem katholischen Christentum feindselig gesinnt waren, von einer Vereinbarung mit dem Papsttum und der Wiedereinführung des katholischen Gottesdienstes durchaus nichts wissen wollten. Napoleon hatte daher, um seine Absicht, den Abschluß eines Konkordates zu erreichen, einen harten Stand. Denn auf der einen Seite mußte er mit der durch die Revolution in Frankreich geschaffenen tatsächlichen Lage und der Gesinnung der damals in der französischen Regierung maßgebenden Personen rechnen, sowie auf der andern Seite auch den Papst und seine Ratgeber befriedigen.

Zu diesem Zweck entwarf er den Plan, durch eine Unterhandlung mit dem päpstlichen Stuhle unter Zugrundelegung der von der Revolution selbst aufgestellten Grundsätze die französische Republik mit der katholischen Kirche zu versöhnen mit folgenden Grundzügen: keine als politische Macht anerkannte Geistlichkeit und keine grundbesitzende Geistlichkeit wie im alten Regime; denn das waren infolge der Revolution im Jahre 1800 Unmöglichkeiten. Dagegen eine nur den Verrichtungen des Gottesdienstes gewidmete, von der Regierung ernannte und besoldete, vom Papste bestätigte Geistlichkeit; ferner eine Neueinteilung der Bistümer

mit sechzig, statt der ehemals auf dem Gebiete des alten und neuen Frankreichs vorhandenen hundertachtundfünfzig Bischofssitzen; die Polizei des Gottesdienstes der bürgerlichen Obrigkeit und die Gerichtsbarkeit über die Geistlichen statt der abgeschafften Parlamente dem Staatsrate übertragen.

Die große Frage war nur: was sollte mit den bisherigen noch lebenden französischen Bischöfen werden? — Napoleon vertrat die Ansicht: da mit dem Konkordat alle bisherigen Bistümer Frankreichs aufgehoben und durch andere ersetzt werden sollen, so möge der Papst die noch am Leben seienden Bischöfe um Niederlegung ihres Amtes ersuchen und wenn sie sich weigern würden, ihre Absetzung aussprechen. Dann könnte man die Neubesetzung der neuerrichteten Bistümer ohne Schwierigkeit vollziehen.

Das waren die prinzipiellen Vorschläge Napoleons als Ersten Konsuls rücksichtlich des abzuschließenden Konkordats. Dem päpstlichen Bevollmächtigten Monsignor Spina aber erschienen diese Bedingungen unannehmbar, weshalb er sich nicht für berechtigt hielt, auf Grund derselben ein Konkordat zu vereinbaren. Da man infolgedessen zu keinem Ergebnis gelangte, sandte der Erste Konsul im März 1801 den Diplomaten Cacault als bevollmächtigten Minister nach Rom, um durch ihn mit der päpstlichen Regierung über die religiösen Verhältnisse Frankreichs zu verhandeln. Dieser Gesandte, der schon unter dem vorhergehenden Pontifikat als diplomatischer Agent der französischen Regierung in Rom gewesen und deshalb die Gebräuche und Personen des päpstlichen Hofes wohl kannte, war ein Mann von großer Rechtschaffenheit, Weisheit und Mäßigung, und darum sowohl beim heil. Vater als bei dessen erstem Minister, dem Kardinal Consalvi, sehr beliebt, wie ihn auch Napoleon Bonaparte ungemein hochschätzte. Als er von diesem vor seiner Abreise nach Rom Abschied nahm und ihn fragte, wie er den Papst behandeln solle, antwortete ihm der Erste Konsul: „Behandeln Sie ihn, wie wenn er 200.000 Mann Soldaten hätte!“ und dann fügte er hinzu: „Sie wissen, daß ich Ihnen im Oktober 1796 schrieb, wie weit mehr ich nach der Ehre strebe, der Retter des heil. Stuhles zu sein als sein Zerstörer, und daß wir hierüber, Sie und ich, gleichförmige Grundsätze hatten.“

Aber auch Cacault konnte den Papst nicht bewegen, die Konkordatsvorschläge Napoleons anzunehmen. Da wurde der letztere der Verhandlungen müde und ließ seinem Gesandten in Rom den strikten Befehl zukommen, bei der päpstlichen Regierung die Erklärung abzugeben, daß, wenn der unlängst von der französischen Regierung übermittelte Konkordatsentwurf nicht ohne jede Abänderung binnen fünf Tagen nach geschehener Eröffnung von der Kurie unterzeichnet werde, dann die Beziehungen zwischen Frankreich und dem heil. Stuhl abgebrochen würden und er so-

fort Rom zu verlassen habe, um sich nach Florenz an die Seite des Generals Murat zu begeben.

Dieses Ultimatum brachte in Rom Bestürzung und große Verlegenheit hervor. Was war zu machen? —

Da gab der französische Gesandte Cacault dem päpstlichen Kardinalstaatssekretär Consalvi den Rat, er möge sich selbst so schnell als möglich zum Ersten Konsul nach Paris begeben und ihm die Sache persönlich vortragen. Dies geschah. Consalvi kam am 20. Juni 1801 in Paris an und nach langwierigen Debatten wurde endlich am 15. Juli desselben Jahres das berühmte Konkordat mit Frankreich abgeschlossen, das bis in unsere Tage Geltung hatte. Dasselbe war von der größten Wichtigkeit; denn dadurch wurde der katholische Kultus und überhaupt die katholische Religion, welche durch die große Revolution im öffentlichen Leben Frankreichs abgeschafft worden war, wieder hergestellt, die Kirchen wurden wieder geöffnet und die kirchlichen Verhältnisse geordnet.

Von jetzt an besuchte Napoleon mit seiner Gemahlin und dem ganzen Hofstaate jeden Sonntag regelmäßig die Messe in dem Palaste, in dem er sich gerade aufhielt.

Als Napoleon am 18. Mai 1804 die Kaiserwürde angenommen hatte, hegte er den lebhaten Wunsch, ähnlich wie Karl d. Gr., mit dem er sich gerne verglich, auch von der höchsten kirchlichen Stelle die Weihe zu erhalten und dadurch feierlich in seiner neuen Würde bestätigt zu werden. Darum ließ er zunächst durch den damaligen päpstlichen Botschafter in Paris, den Kardinal-Legaten Caprara, die Sache in Rom in Anregung bringen. Dieser schrieb daher an den Kardinal Consalvi: er wünsche sehr, daß der Wunsch Napoleons erfüllt werde in Rücksicht auf die großen Vorteile, die sich notwendig daraus sowohl für die Religion als für den Staat ergeben würden.

Wenn nun auch die Sache für den Papst wie für seinen Minister wegen ihrer Außerordentlichkeit anfangs sehr überraschend erschien, so war sie doch für beide nicht unsympathisch. Aber bevor eine entscheidende Antwort gegeben werden konnte, mußte sie nach allen Seiten reiflich überlegt werden. Es wurde daher das Gutachten von zwanzig Kardinälen darüber eingeholt. Die Mehrzahl von diesen war nur bedingungsweise dagegen. Als endlich die letzten Schwierigkeiten durch gegenseitiges Einvernehmen beseitigt waren, gab der Papst seine Einwilligung zur Reise, worauf Napoleon am 15. September 1804 folgendes eigenhändige Einladungsschreiben an ihn richtete:

„Heiligster Vater! Die glückliche Wirkung, welche die Moral und der Charakter meines Volkes durch die Wiederherstellung der christlichen Religion erfahren, bewegt mich, Eure Heiligkeit zu bitten, mir einen neuen Beweis des Anteils zu geben, den Sie an meinem Geschicke so-

wie an dem Geschicke dieses großen Volkes nehmen bei einem der wichtigsten Ereignisse, welche die Weltgeschichte darbietet. Ich bitte Sie, zu kommen und die höchste Weihe der Religion der Feier der Salbung und Krönung des ersten Kaisers der Franzosen zu geben. Diese Feier wird dann einen besonderen Glanz erhalten, wenn sie durch Eure Heiligkeit selbst vollzogen wird. Sie wird über uns und unsere Völker die Segnungen Gottes herabziehen, dessen Ratschlüsse nach seinem Willen das Schicksal der Reiche und der Familien leiten. Eure Heiligkeit kennen die liebevollen Gesinnungen, die ich seit langer Zeit für Sie hege, und daraus mögen Sie das Vergnügen erschließen, welches dieser Umstand mir darbieten wird, Ihnen neue Beweise meiner Gesinnung zu geben. Napoleon."

Am 2. November 1804 reiste Pius VII. mit seinem Gefolge von Kardinälen und Prälaten von Rom ab und kam am 25., an einem Sonntag, mittags um halb 1 Uhr in Fontainebleau, wo der Kaiser sein Quartier hatte, an. Der Kaiser, der eben auf der Jagd war, eilte auf die Kunde seiner Annäherung dem heil. Vater entgegen und traf ihn beim Kreuze St. Hérem. Beide stiegen zu gleicher Zeit ab und umarmten sich. Der Papst war dabei sehr bewegt. Dann fuhren sie miteinander in dem kaiserlichen Wagen, der Papst zur Rechten des Kaisers, nach dem Schlosse.

Nach dreitägigem Aufenthalte in Fontainebleau fuhren beide Souveräne, abermals zusammen in einem Wagen, nach Paris, wo sie in dem Tuilerienpalast wohnten. Napoleon hatte dabei die Aufmerksamkeit, die Zimmer des heil. Vaters im „Pavillon de Flore" mit denselben Möbeln zu versehen wie die seinigen im Quirinal, sodaß ihm seine neue Wohnung nicht so fremdartig erschien.

Am 2. Dezember 1804 fand sodann das große Fest der Kaiserkrönung in der Kathedrale von Notre Dame statt. Zu diesem Feste hatte Napoleon die Kaiserinsignien Karls des Großen aus Aachen kommen lassen, die von den Marschällen Frankreichs in feierlichem Zuge zur Kirche getragen wurden. Nachdem sie auf dem Altare niedergelegt waren, begannen die Zeremonien nach dem Pontifikale. Der Papst salbte den Kaiser auf der Stirne, den Armen und den Händen. Darauf segnete er dessen Degen, umgürtete ihn und sprach: „Gürte dein Schwert um deine Lenden, damit du durch dasselbe die Macht der Billigkeit ausübst, den Druck der Schlechtigkeit kräftig zerstörst und die heil. Kirche Gottes und die Gläubigen verteidigst und schützest, nicht minder die im Glauben Falschen wie die Feinde des christlichen Namens mißachtest und vernichtest, den Witwen und Waisen mit Milde hilfst und sie verteidigst, das Verlassene wieder aufrichtest, das Aufgerichtete bewahrst, das Unrecht rächest und das Wohlgeordnete bekräftigst, auf daß du also handelnd durch den Triumph der Tugenden ruhmvoll und durch den Dienst der

Gerechtigkeit erhaben, dereinst ohne Ende mit dem Erlöser der Welt, dessen Vorbild in deinem Namen liegt, zu herrschen würdig werden mögest."

Dann weihte der Papst das Szepter und überreichte es dem Kaiser mit den Worten: „Das Szepter deines Reiches sei ein Szepter der Gerechtigkeit und Billigkeit." Hierauf wurde die Krone gesegnet, die Napoleon aus der Hand des Papstes nahm und sich selber aufs Haupt setzte, um dadurch anzuzeigen, daß er sie von niemand als von sich selbst empfange. Dann ergriff der Kaiser auch die für die Kaiserin bestimmte Krone, und nachdem er sie einen Augenblick über seinem eigenen Haupte gehalten, setzte er sie ihr auf, während sie auf den Stufen des Altars kniete. Josephine war dabei so bewegt, daß sie weinte. Dann begab sie sich wieder zu ihrem Thron zurück — alles mit unnachahmlicher Grazie und zugleich mit Würde und Hoheit. Nachmittags um 3 Uhr war die glänzende Feier zu Ende und es kehrten der Papst und die Majestäten in ihren Galawagen in die Tuilerien zurück.

Pius VII. blieb im ganzen vier Monate in Paris und wurde dabei von Napoleon stets hochachtungsvoll und freundlich behandelt. Wenn er auch in kirchlich-politischer Hinsicht nicht alles erlangte, was er vom Kaiser wünschte, so kehrte er doch im allgemeinen befriedigt nach Rom zurück.

Aber das gute Einvernehmen zwischen Papst und Kaiser dauerte nicht lange. Zunächst wurde es gestört durch das von Napoleon am 24. Mai 1805 an Pius VII. gestellte Ansinnen, die mit einer protestantischen amerikanischen Kaufmannstochter, namens Patterson, von seinem jüngsten Bruder Jerome geschlossene Ehe für ungültig zu erklären, weil der Papst nach genauer Untersuchung der Sache, da die betreffende Ehe rechtsgiltig geschlossen war, darauf nicht einging. Das verletzte den Kaiser, der bereits gewohnt war, daß man in allem seinem Wunsche willfahre.

Dann folgte die durch Napoleon angeordnete Besetzung der päpstlichen Festung und des Hafens von Ancona, wogegen Pius VII. in einem Schreiben vom 13. November 1805 mit Recht Einsprache erhob. Aber vergebens. Der Kaiser erwiderte: „Ich habe mich als den Beschützer des heil. Stuhles betrachtet und aus diesem Rechtsanspruche habe ich Ancona besetzt." Er machte sich aus einem „Beschützer" im Handumdrehen zu einem „Besitzer".

Es dauerte nicht lange, so ging Napoleon in seinen Gewalttaten gegen den römischen Hof noch weiter, indem er auch Pesaro, Sinigaglia, Faro und andere Orte des Kirchenstaates, sowie die Festung Civitavecchia durch seine Soldaten besetzen ließ. Dann folgte seitens des französischen Gesandten in Rom, Alquier, im Namen des Kaisers ein Ultimatum an den Papst, in welchem klipp und klar die Forderungen Napoleons

formuliert wurden. Da aber die päpstliche Regierung nicht darauf einging, weil diese Forderungen ihren Grundsätzen widersprachen, so tat der Kaiser den letzten Schritt: es erfolgte am 2. Februar 1808 die Besetzung Roms und am 6. Juli 1809 die gewaltätige Wegführung des Papstes von der ewigen Stadt durch den General Radet, zuerst nach der Karthause bei Florenz, dann nach Savona und von da nach Fontainebleau. Hier blieb er bis zum 23. Januar 1814. Unterdessen hatte sich die politische Lage Napoleons sehr verschlimmert. Die bei Leipzig siegreich gewesenen Verbündeten waren bereits in Frankreich eingedrungen. Darum ließ er nun den Papst abermals nach Savona bringen, und erst als er fast sein ganzes Land verloren hatte, ließ er ihn durch Dekret vom 12. März frei und gab ihm die beiden Departements von Rom und Trasimen zurück.

Wie Nietzsche vom Weibe denkt.[1])

Wenn wir von allen boshaften Halbscherzen — von allen Zynismen und Tropenkoller-Anfällen, mit denen Nietzsche seine Weisheit über das Weib zu maskieren liebte, einmal absehen —: dann ergibt sich — auf einige Hauptpunkte zusammengezogen — ungefähr das folgende Idealbild, von dem Nietzsche sagen könnte: „so will ich das Weib; das Vollweib, das dem Vollmann in die Arme fliegt".

Ein kluges, anstelliges Wesen, von feiner Demut und List, womit es den Mann (den Ehemann) umgarnt und besiegt — anmutig, gesund und blühend: die Garantie einer kräftigen neuen Generation sichtbar in jeder Bewegung und in jedem Lächeln zur Schau stellend — in Liebe oder Haß unbedingt wie Gott und das Tier — von lebendiger, sprudelnder Oberflächlichkeit, die Geist, Herz und Sinne erheitert —: so dachte sich Nietzsche das Weib, dem er seine (philosophische) Huldigung schenkte.

Ob ein solches Weib-Ideal genüge oder ob es vollständig sei —: darnach fragen wir nicht; Nietzsche genügte es. Und es konnte ihm um so mehr genügen, als ja sein Weib nur ein ausgedachtes Weib —: ein hauptsächlich nur in Gedanken existierendes Weibsbild war, das übrigens den Vorzug hat, daß man sich darunter sehr verschiedene Individuen — auch sehr edle und zugleich sehr anziehende und reizende weibliche Wesen zu denken vermag.

Was uns aber vor allem interessiert, ist der Umstand, weshalb Nietzsche, der vollkommen keusche Jüngling, so oft er vom Weibe redet,

[1]) Aus Friedrich Nietzsche. Eine Gesamtschilderung von Rudolf Willy. Zürich, Schultheß & Komp.

gewöhnlich auch Grimassen schneidet oder Bocksprünge macht —: weshalb Nietzsche, der harmlose Einsiedler-Philosoph, wenn er auf das Weiberthema kommt, sogleich seine weißen Zähne zeigt, obschon ihm das Beißen ganz ferne liegt. Dies hängt damit zusammen, daß wir im Zeitalter der Demokratie — mit der Frauenbewegung im Gefolge — leben. Das emanzipierte Weib — er dachte dabei vor allem an das „Literaturweib" — brachte unsern Herrenrechtler, dem orientalisch-griechische Zustände der „klassischen" Zeit als Ideal vorschwebten, in die heftigste Erregung. Schon sieht er im Geiste unsere ganze Kultur bedroht —: denn schon „das Weib als Kommis" machte ihm Herzzerbrechen. Dabei schüttete er natürlich seinen Zorn in erster Linie über jene „männlichen Esel" aus, die sich alle Mühe geben, das Weib zu entweiben, um einen Halbmann in Weibskleidern aus ihm zu machen. Aber sagt doch selbst ihr Weiber — so apostrophiert der Philosoph die weibliche Hälfte der Kulturmenschheit — so sagt doch selbst —: seid nicht ihr es, soweit ihr noch Vollweiber geblieben seid, die dem „Weib-an-sich" —: der Emanzipationsdame, die größte Verachtung bezeigen, sehr viel mehr, als wir Männer dies tun? Hieraus also folgt —: „mulier taceat de muliere" —: „das Weib-an-sich" rede oder schreibe nicht über das Weib! Daher eben sprechen wir Philosophen — als die rechten Weiberfreunde — über das Weib. Braucht sich denn das Weib um Wahrheit — Vernunft — Wissenschaft so viel zu bekümmern? Sein eigener Instinkt sagt ihm, daß dies der reine Unsinn wäre. Denn im Geheimen — spricht der Philosoph weiter — hat das echte Weib sogar eine Abneigung und eine stille Verachtung gegen die Wahrheit. Das Weib will nichts von jenen Nachteulen- und Fledermaus-Gespenstern wissen, die wir Männer als Wahrheit — Wissenschaft — Vernunft — Philosophie hochschätzen. Es liebt sogar nicht einmal die Wahrheit über sich selbst — oder über den Mann — oder das Kind. Das Element des Weibes ist der schöne Schein —: der Putz und die frohmütige Lüge. Aber sollten wir Männer dem Weibe hieraus einen Vorwurf machen? Im Gegenteil meine Freunde —: gerade so ist uns das Weib recht; so ist es uns am liebsten — wie es sich selbst auch am liebsten ist. — „Der Mann soll zum Kriege erzogen werden und das Weib zur Erholung des Kriegers: alles andere ist Torheit" —: also sprach Zarathustra; und also — spricht nicht — aber denkt auch das Weib — insofern es noch ein Weib ist.

Aus dem Leben Rudolf Falbs.

Von seinem Sohne **Otto Falb.**

„Das Leben ist nichts als ein beständiger Kampf ums Dasein." Mit vollem Recht können diese Worte auf die Laufbahn Rudolf Falbs angewendet werden. War doch sein ganzes Dasein nichts als ein stetes Ringen: ein Kampf mit übermächtigen herrschenden Anschauungen, mit materiellen Sorgen und tückischem Siechtum des Körpers. Und bis zu seinem Ende hat der greise Forscher im Streite ausgeharrt, denn er kämpfte nicht für oberflächliche Thesen, sondern für seine innerste und heiligste Überzeugung. Die Lauterkeit seiner Gesinnung ist, von geringfügigen Ausnahmen, die sich selbst das Urteil sprachen, abgesehen, von allen seinen Gegnern anerkannt worden.

Man mag bezüglich seiner Hypothesen und Theorien verschiedener Ansicht sein, man mag dem Gelehrten in manchen Punkten widerstreiten, den Charakter des verstorbenen Forschers darf jedoch das Urteil nicht antasten.

„Ingenio magnus, pietate maior, vir priscus"[1]), das wären die Schlagworte, die ich als Charakterisierung für sein ganzes Leben wählen möchte, aber bei weitem sinniger ist der trotz aller Einfachheit so bedeutungsvolle Bibelspruch, der das schlichte Grabmal des Dahingeschiedenen ziert:

„Wenn unser Leben köstlich gewesen ist, ist es Mühe und Arbeit gewesen."

Im Kloster zu St. Lambrecht.

Das Dunkel des Winterabends hat sich auf die weiten Gefilde hinabgesenkt. Sternenklar breitet sich in unermeßlicher Höhe das Himmelszelt wie ein mit funkelndem Flitter besetzter Mantel aus.

Der Widerschein der weißen Schneedecke erhellt die Landschaft mit ungewissem Licht.

Es ist die Talweitung der Thaya, wohin ich dich führe, lieber Leser, und der Ort, den Du vor dir siehst, ist der Marktflecken St. Lambrecht.

Am Nordende des Ortes ragt der gewaltige Bau der Benediktiner-Abtei in die Höhe. Starr und düster erheben sich die Mauern des Klosters, hinter denen manch weltmüder Geist, manch junges, unruhig pochendes Herz ewige Ruhe und Frieden gefunden hat. Der eine ist dem hastenden Getriebe der Menschen entflohen, er hat das eitle Treiben

[1]) Groß an Geist, noch größer an Charakter und Gesinnung, ein Mann von alter Art.

der Welt erkannt und nunmehr in der Einsamkeit sich und den Glauben wiedergefunden. Der andere ist im Kloster aufgewachsen und sein unruhiges Blut, das heiß durch die Adern rollte, trieb ihn dazu, die stille Heimstätte zu verlassen und den Kampf des Lebens zu wagen. Wer wagt zu entscheiden, welcher von ihnen das bessere Los erwählt hat?

Einsam und düster liegt das Gebäude vor uns. Nur an einem der großen Bogenfenster glimmt ein schwaches Licht. Die im jähen Luftzuge flackernde Flamme erhellt eine auf dem Tische ausgebreitete Sternkarte und das darübergebeugte Haupt eines schlanken, dunkellockigen Knaben.

Sinnend haften die feurigen Augen des ungefähr neunjährigen Kindes auf den Zeichen der Gestirne. Augenscheinlich ist der Knabe bemüht, eine ihn am Himmel besonders interessierende Sterngruppe auf der Karte wiederzufinden. Seine unruhig auf den Tisch klopfende Hand deutet an, daß nicht alles nach Wunsch gelingt.

Seufzend schließt er das Fenster und macht sich daran, die auf dem Tisch zerstreut liegenden Bücher zu ordnen.

Die Abendandacht der Mönche ist vorüber. Durch den weiten Bogengang wandeln die schwarzen Gestalten, um sich in ihre Zellen zu begeben und sich nach kurzer Prüfung des am heutigen Tag Vollbrachten der erquickenden Ruhe zu überlassen. Ein ehrfurchtgebietender Greis mit weißem Haupthaar und milden, freundlichen Gesichtszügen schreitet ihnen voraus.

Als er an dem Knaben vorüber kommt, hemmt er den Schritt und fragt mit freundlichem Lächeln, ob Rudolf denn schon einige Sterne kenne?

Beschämt erwidert ihm der Angeredete, daß ein auf der Karte nicht verzeichneter großer Stern ihn bei der Bestimmung der ganzen Gruppe irre gemacht habe, so daß er zweifle, ob wohl die richtige gefunden sei.

Da spricht der greise Mönch: „Liebes Kind! Was du dort am Himmel so schön als Stern erster Größe glänzen siehst, ist kein feststehendes Gestirn, wie die in dieser und in den anderen Sternkarten und Himmelsgloben eingetragenen Sterne, kein Firstern, sondern ein Planet, der heute da steht und nach einiger Zeit wieder anderswo. Wenn es dir jedoch Freude macht, den ewigen Lauf jener strahlenden Himmelslichter zu beobachten und die Gesetze, nach denen sie ihre Bahnen wandeln, zu erkennen, so will ich dir gern dabei behilflich sein."

Und nun sind beide, der Greis, der mit dem Leben schon abgeschlossen hat, und der Knabe, der noch eine lange Laufbahn vor sich sieht, beschäftigt, die am Himmel funkelnden Sternbilder nach den Weisungen der Karte zu bestimmen . . . .

Auf dem Gipfel des Misti[1]).

In blendendem Glanz strahlt die Sonne vom blauen, durch kein Wölkchen getrübten Himmel herab. Aber ihre Strahlen leuchten nur, die Kraft der belebenden Wärme fehlt ihnen. Hier in einer Höhe von beinahe 6000 Metern über dem Meeresspiegel weht der Wind kalt und schneidend und obwohl wir uns im Sommer befinden, liegt doch auf der Spitze des Berges Schnee. Es wäre auch kein gutes Zeichen, wenn dieser fehlen würde, denn das würde für ein ungewöhnlich heißes Sommerklima sprechen, das Anlaß zu schlimmen Seuchen geben könnte. „Wenn der Misti keinen Schnee hat, so haben Ärzte und Geistliche eine gute Einnahme" lautet ein Sprichwort der Arequipenos.

Mit diesem Sprichwort habe ich schon verraten, daß wir uns auf dem Gipfel des Vulkans Misti bei Arequipa (Peru) befinden. Zu gewaltiger Höhe ragt der größtenteils jeglicher Vegetation bare Bergkegel empor und gewährt einen prächtigen Ausblick auf die an den Ufern des Chiri liegende Stadt.

Wie ein grünes Band dehnt sich längs des Flüßchens eine fruchtbare Oase mit prangenden Weizen-, Mais- und Luzerneklеefeldern aus. Hier hat Menschenhand tätig in den Gang der Natur eingegriffen, denn da, wo die künstliche Bewässerung aufhört, endet die Vegetation und es beginnt die Wüste. Hart an die wundervolle Campina von Arequipa schließen sich die eintönigen, jeglichen Pflanzenwuchses baren Sandfelder an.

Zu beiden Seiten des Vulkans trifft der Blick auf die Schneegebirge, Chacani und Pichu-Pichu.

Auf einer südlich vom Vulkan emporragenden Spitze ist ein eisernes Kreuz aufgerichtet. Im September 1787 wurden nämlich die Bewohner der Stadt durch eine starke aus dem Krater aufsteigende Rauchsäule erschreckt. Es wurde damals eine Expedition abgesandt, um den Krater zu untersuchen. Sie hat dies Kreuz aufgestellt, und außerdem soll der Tradition nach noch eine Spitze neben dem Krater mit einem eisernen Reif umgürtet worden sein, um den Vulkan zu bändigen.

Auf einer einigermaßen ebenen, durch aufragende Felsblöcke vor dem rauhen Südwind etwas geschützten Stelle ist das Zelt des deutschen Forschers aufgerichtet, der einsam auf schweigender Höhe, wohin ihm der Fuß des kundigen Führers kaum zu folgen wagte, wissenschaftlichen Beobachtungen obliegt, um dann späterhin die gesammelten Resultate praktischer Erfahrung in den Dienst der kühnen Theorie zu stellen.

An dem aufflackernden Feuer, das zuckende Lichter über die phantastisch geformten Felszacken wirft, sitzt der fremde Reisende und blickt

[1]) Vulkan in Peru.

träumerisch auf die weite, am Fuß des Bergstocks sich ausdehnende Ebene hinaus. Welches mögen wohl die Gedanken sein, die seinen Sinn bewegen? Steigt vor seinem geistigen Auge vergangene Pracht und Herrlichkeit empor, da noch die Inkas in der alten Königsstadt Cuzco residierten, bis die kleine Schar beutegieriger spanischer Abenteurer ihrem prunkvollen Glanz ein jähes Ende bereiten sollte! Oder zieht vielleicht sein vergangenes Leben in lichten Bildern vor ihm vorüber?

Aus dem einstigen Theologen ist ein Naturforscher geworden, der mit Feuereifer die astronomischen Studien seiner Jugendjahre wieder aufgenommen hat. Als Lehrer an der Grazer Handelsakademie hatte er schon früher in dem sogenannten Keplerturm, wo einst Johannes Kepler beobachtete, sein Fernrohr aufgestellt. 1868 trat er dann mit einer neugegründeten populär-astronomischen Zeitschrift „Sirius“ an die Öffentlichkeit. Hier sind seine geistreichen, von poetischem Hauch durchfluteten, in leuchtend klarer und verständlicher Sprache geschriebenen Feuilletons erschienen, welche die Bewunderung so vieler erregten. Der Ausbruch des Ätna im Jahre 1874 hat ihm den Nimbus eines Erdbebenpropheten verschafft und die Aufmerksamkeit ganz Europas auf seine Theorie gelenkt. In zahllosen Vorträgen hat er seine Meinungen vertreten und viele Freunde und Gegner gefunden. Die Begierde, seinen Behauptungen durch eingehende Beobachtungen erhöhten Wert zu verleihen, hat den unermüdlichen Forscher nach Südamerika geführt. Die Verteilung der Erdbeben der südlichen Hemisphäre nach den einzelnen Monaten des Jahres sollte erforscht und etwaige seismische und vulkanische Phänomene an Ort und Stelle beobachtet werden.

Und die Reise hat ihm unerhoffte Ausbeute gebracht. Nachdem mit dem halbjährigen Aufenthalt in Chile das Programm der hauptsächlichsten vulkanischen Studien erschöpft und hinreichendes Material zur Ausgestaltung der Theorie gesammelt war, hatte das Verweilen in Bolivien und Peru zur Folge, daß sich die Aufmerksamkeit des Gelehrten den Sprachstudien, die er vom 11. bis zum 20. Lebensjahr betrieben hatte, wieder zuwandte. Die rätselhaften unterirdischen Höhlen und künstlichen Gänge am Ufer des 3900 Meter über dem Meeresspiegel gelegenen Titicaca-Sees mit ihren Sagen von den ersten Inkas, die hier die große, das übrige Land verwüstende Flutepoche überdauert und dann von diesem Punkte aus ihre Herrschaft verbreitet haben sollten, der Anblick der alten Inkaresidenz Cuzco im Verein mit ihrer historisch und geologisch interessanten Umgebung, der Aufenthalt bei dem ältesten Indianerstamm — den Aimarà — alles dies trug dazu bei, auch sprachwissenschaftliche Studien in den Bereich der Untersuchungen zu ziehen.

Die Ergebnisse dieser Forschungen sind in den beiden Werken „Das Land der Inka in seiner Bedeutung für die Urgeschichte der

Sprache und Schrift" und „Die Andessprachen in ihrem Zusammenhange mit dem semitischen Sprachstamme" niedergelegt worden. Die Ausgestaltung dieser sprachwissenschaftlichen Resultate war und blieb die Lebensarbeit des Forschers. Doch sollte es ihm nicht vergönnt sein, ihre Vollendung zu erleben.

Ehe Rudolf Falb ein umfassendes Werk über diesen Gegenstand, ein Ergebnis 20jähriger Studien, herausgeben konnte, ereilte ihn der Tod.

Ein Auftrag Ismael Paschas.

„Mon cher Professeur!

J'avais chargé Monsieur Manuk de se rendre à Berlin pour vous entretenir en sujet de la construction d'une machine pouvant prévenir d'avance les secousses des tremblements de terre."

Mit diesen Worten beginnt ein Handschreiben, das der ehemalige Khedive Ismael Pascha im Jahre 1894 an Rudolf Falb richtete.

Wie schon die Eingangsworte erkennen lassen, handelte es sich um die Konstruktion einer Maschine, die eventuell eintretende Erderschütterungen im Voraus anzuzeigen im Stande sein sollte.

Rudolf Falb hatte nämlich in seinem Werke „Von den Umwälzungen im Weltall", dritte Auflage, Seite 314—315, die Möglichkeit der Konstruierung eines solchen Apparates besprochen und einen genau ausgearbeiteten Plan desselben nebst Anweisungen und mathematischen Formeln für die Benutzung gegeben.

Die weiteren gepflogenen Verhandlungen liefern nun einen glänzenden Beweis für die Uneigennützigkeit des dahingegangenen Forschers.

Ismael Pascha wünschte baldmöglichste Herstellung des Instrumentes.

Der mit der praktischen Verwirklichung der Idee beauftragte Präzisionsmechaniker forderte als Kostenvorschuß 2000 Mark, die ihm auch sofort ausbezahlt wurden. Dabei wurde an Rudolf Falb die Anfrage gerichtet, was man ihm als Honorar anbieten dürfe. Der Gelehrte lehnte jedoch jegliches Anerbieten ohne weiteres ab mit der Begründung, es entspräche nicht seinen Grundsätzen, für die Ausgestaltung einer Idee, der sich möglicherweise praktische Schwierigkeiten in den Weg stellen könnten, einen materiellen Lohn zu beanspruchen.

Der Bau des Instrumentes unterblieb leider, da Ismael Pascha schon im nächsten Jahre starb.

Bezeichnend ist übrigens der Umstand, daß, als der Verfasser vorliegender Zeilen sich in einem Artikel auf dieses Vorkommnis berief, ein populär-wissenschaftlicher Schriftsteller, Leo Brenner, die ganze Sache für ein Märchen erklärte.

Ganz abgesehen von den Aussagen der Freunde Falbs und den Berichten des betreffenden Mechanikers ist noch das eigenhändige Schreiben Ismael Paschas vorhanden. Herr Brenner hat dabei nicht einmal Gründe für seine seltsame Behauptung angeführt, was doch unbedingt hätte geschehen müssen. Aber „Calumniare audacter, semper aliquid haeret“ ist ja für derlei Herren das maßgebende Sprichwort. Gegen mich selber ist Herr Brenner deshalb so aufgebracht, weil ich ihm einige astronomische Irrtümer nachgewiesen und außerdem mehrere Beschuldigungen, die er gegen Rudolf Falb vorbrachte, als unwahr gegeißelt habe.[1])

Der angebliche Weltuntergang 1899.

Wir wollen hier einer Legende gedenken, die merkwürdigerweise aufs engste mit dem Namen Rudolf Falb verknüpft ist. Es handelt sich dabei um die angebliche Voraussage des Weltunterganges, veranlaßt durch den Kometen 1866 I.

Es ist allerdings sehr merkwürdig, daß man diese Behauptung mit dem Namen „Rudolf Falb“ in Verbindung brachte. Falb hat nämlich ganz im Gegenteil stets darauf hingewiesen, daß bei einem eventuellen Zusammentreffen unserer Erde mit einem Kometen für erstere durchaus nichts zu befürchten sei.

So heißt es beispielsweise in seinem schon oben erwähnten Werke „Von den Umwälzungen im Weltall“ auf Seite 79:

„Bei einem Zusammentreffen mit einem Kometen kann daher von einem Stoße, also auch von einer Zertrümmerung keine Rede sein. Und damit hat sich die Menschheit bisher getröstet.“

Und auf Seite 80 wird die Besorgnis, daß sich bei einer solchen Begegnung eventuell schädliche Gase unserer Erdatmosphäre beimengen könnten, folgendermaßen zurückgewiesen:

„Und im allgemeinen läßt sich sagen, daß bei der Unzahl von Kometen, die aus dem Weltenraume in unser Planetensystem gelangen, und in den vielen Tausenden von Jahren, seit welchen die Erde und ihre Atmosphäre existiert, gewiß viele Kometen schon Stoff in unserer Atmosphäre abgelagert haben. Kometenstoff kann daher unserer Atmosphäre nicht fremd sein. Da sich's nun, wie wir selbst wissen, in dieser Atmosphäre sehr gut leben läßt, so ist kein Grund vorhanden, weshalb wir in Zukunft von den Kometen etwas fürchten sollten.“

Angesichts dieser Stellen muß man sich allerdings fragen, wie es denn möglich gewesen ist, daß die Behauptung, Rudolf Falb habe den Weltuntergang vorausgesagt, überhaupt Verbreitung finden konnte.

---

[1]) Vgl. hierzu „Sirius“, Zeitschrift für populäre Astronomie, Jahrgang 1904, Heft 6 und 10. „Gäa“ 1904, Heft 12. Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ (München) 1904, Nr. 150 u. 186.

Dies erklärt sich folgendermaßen:

Im Jahre 1893 hielt Rudolf Falb zu Leipzig einen Vortrag über „Weltentstehung und Weltuntergang". Es war natürlich, daß hierbei auch die Möglichkeit des Zusammentreffens unserer Erde mit einem Kometen besprochen werden mußte. Trotzdem nun, wie bisher, ausdrücklich erklärt wurde, daß dabei an eine Gefahr nicht zu denken sei, hat der Berichterstatter einer Zeitung, der wahrscheinlich den Vortrag nicht vollständig angehört hatte, seinem Blatte berichtet, Rudolf Falb habe für den November 1899 den Weltuntergang vorausgesagt.

Diese Notiz wurde von vielen Zeitungen wiedergegeben. Brachte sie doch etwas, was dem Wunderglauben der großen Menge schmeichelte. Die Zufügung des Namens Falb verlieh dem für den ruhigen Beurteiler sehr unwahrscheinlich lautenden Bericht ja eine gewisse Geltung.

Diese Notiz haben nun Gegner Rudolf Falb's mehrfach ausgebeutet, um gegen ihn zu kämpfen. Bezeichnend ist dabei, daß mit Ausnahme eines einzigen holländischen Astronomen kein einziger dieser Herren es für nötig erachtete, eine persönliche Anfrage bezüglich dieses Gegenstandes an Rudolf Falb zu richten.

Man fürchtete wahrscheinlich, daß einem dann der pikante Stoff für ein Feuilleton verloren gehen könnte.

In einem 1903 erschienenen Werke wird Rudolf Falb sogar folgendes vorgeworfen:

1. Er habe den Weltuntergang vorausgesagt.
2. Er habe diese Behauptung niemals berichtigt.
3. Er sei schuld daran, daß infolge dieser Zeitungsnachrichten sich in Rußland mehrere unwissende Muziks aus Furcht vor dem Weltuntergang den Tod gegeben hätten.

Die unter 1. erwähnte Beschuldigung erledigt sich bereits mit dem, was wir oben erwähnt haben.

Bezüglich der zweiten ist darauf hinzuweisen, daß Rudolf Falb zunächst in mehreren öffentlichen Vorträgen berichtigt hat. Das melden die Zeitungen: „Frankfurter Zeitung und Handelsblatt", 23. Februar 1894 und „Frankfurter Generalanzeiger" 1894, Nr. 46. Ferner hat Rudolf Falb im Jahre 1898 nochmals in seinem „Wetterkalender" auf diesen Irrtum hingewiesen und schließlich im September 1899 in einem Brief an das „Berliner Tageblatt" sich gegen diese falsche Anschuldigung verwahrt.

Bezüglich des dritten Vorwurfs ist zu erwähnen, daß nach Nr. 256 des „Breslauer Generalanzeiger" 1899 die Aufregung der russischen Bauern durch eine kleine Schrift veranlaßt worden ist, welche die alte Lüge vom Weltuntergang, vorausgesagt von Professor Rudolf Falb, wieder aufwärmte.

Dies Schriftchen ist in Hunderttausenden von Exemplaren im Volke verbreitet worden, so daß die russische Regierung sich schließlich genötigt sah, dasselbe zu konfiszieren, um der abergläubischen Aufregung Einhalt zu gebieten.

Wie konnte aber Rudolf Falb gegen diesen Mißbrauch seines Namens vorgehen? Er veröffentlichte im „Berliner Tageblatt" einen Protest mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er niemals eine solche Voraussagung ausgesprochen habe. Das war das einzige, was er tun konnte.

Der Herr Verfasser des Werkes, welches die drei oben erwähnten Anschuldigungen bringt, hätte aber ehrlicher gehandelt, wenn er seine Behauptungen erst gewissenhaft auf ihre wahrheitsgemäße Grundlage hin geprüft hätte, ehe er sie auf's Geratewohl in die Welt posaunte.

Noch hie und da habe ich selber Leute getroffen, die tatsächlich davon überzeugt waren, Rudolf Falb habe den Weltuntergang vorausgesagt und sich über diese lächerliche Behauptung lustig machten.

Hoffentlich trägt dieser Aufsatz dazu bei, diese falsche Anschauung nun endlich einmal vollständig zu beseitigen und den Namen „Rudolf Falb" von dieser Legende zu befreien.

Rudolf Falb als Dichter.

Daß sich Rudolf Falb hauptsächlich mit sprachwissenschaftlichen Studien beschäftigt hat, wird wohl den meisten, die in ihm nur den Astronomen und Meteorologen sahen, fremd sein. Noch mehr wird es sie aber überraschen, wenn sie erfahren, daß er sich auch auf lyrischem, epischem und dramatischem Gebiet versucht hat. Allerdings sind hier nur Bruchstücke vorhanden. So beispielsweise der erste Akt einer Tragödie „Heinrich IV."

Anbei wollen wir einige kleinere lyrische Dichtungen, die sich in seinem Nachlasse vorfanden, anführen.

I.

Astrologen fragen
Nach dem Sternenlauf,
Deine Augen sagen:
„Blick' zu uns herauf!"
Aus den Blumen saugen
Bienen Honigseim,
Und aus deinen Augen
Ich den Lebenskeim.
Du verscheuchst die trübste,
Sorgenvollste Stund',
Du bist mir das Liebste
Auf dem Erdenrund.

II.

Lobt nur die goldene Sonne,
Lobt nur die Sterne der Nacht.
Singt von des Meeres Schimmer
Und von des Frühlings Pracht.

Ich aber singe vom Sterne,
Der durch die Liebe erglüht,
Und von dem goldenen Frühling,
Der durch mein Mädchen mir blüht.
Schön ist ihr Aug' wie die Sonne,
Schwarz ist ihr Haar wie die Nacht;
Unter den Blumen des Frühlings
Strahlt sie in leuchtender Pracht.

III.

Palmen grünen im Süden,
Im Norden Tanne und Ficht',
Wo aber grünet die Liebe?
Sie lachten und sagten es nicht.
Nun ist der Sommer gekommen,
Die Sonne strahlet und glüht . . . .
Und leise hab' ich vernommen,
Wo Liebe grünet und blüht.
Es kehren nun wieder die Freunde
Und einer von ihnen spricht:
„Warum bist jetzt du so fröhlich?"
Ich lachte und sagte es nicht.

Daß auch der Humor bei dem verstorbenen Forscher zu seinem Rechte kam, beweisen folgende launige Zeilen:

Dem kleinen Rat der Kölner Großen Karnevalsgesellschaft, der ihm 1894 das Diplom eines Ehrenmitgliedes übersandt hatte, antwortete Rudolf Falb:

Berlin, 20. Januar 1894.

Habt Dank, ihr Herren! viel tausendmal!
Von Zehen bis zum Wipfel.
Für mich ist diese eure Wahl
Der Ehren höchster Gipfel!
Kein Doktorhut
Steht mir so gut
Als dein Geschenk, Prinz Karneval!
Die Mütze mit dem Zipfel.

Rudolf Falb.

Und auf eine Anfrage, die das „Berliner Tageblatt" bezüglich der herrschenden Emanzipationslust der Frauen an mehrere Schriftsteller richtete, erwiderte Rudolf Falb:

Du kannst es durch Ochsen
Zum Wissen wohl bringen,
Und kannst auch durch Boxen
Dir Stärke erringen.
Das Auge wird stumpf
Und der Schenkel wird prall . . . .
Doch der Busen, der Busen,
Der Busen bleibt schal.

Die ausgedehnten Wissensgebiete, auf denen Rudolf Falb tätig gewesen ist, sowie die Kenntnis der lebenden und toten Sprachen, die er sich erworben hat, habe ich nicht erschöpfend aufgezählt, da ja schon die Mehrzahl der Zeitungen in ihren Nekrologen auf sie hingewiesen hat. Nur die Notiz der „Braunschweiger Landeszeitung" (1. Oktober 1903) möchte ich noch als Kuriosum erwähnen.

Es heißt da: „Rudolf Falb war früher katholischer Priester und Ordensbruder. In Argentinien und Brasilien, wo er als Abgesandter seines Ordens wirkte, warf er sich auf die Wetterkunde, von der er aber nur dilettantisches Wissen erlangte. Seine Voraussagungen und Theorien waren meist ganz unzuverlässig, da er keine astronomische und mathematische Bildung besaß."

Daß Rudolf Falb in Prag Mathematik, Physik, Astronomie, seit 1872 in Wien Geologie studiert hatte, daß er seine amerikanische Reise im Jahre 1877, längst nach seinem Austritt aus der katholischen Kirche, der 1872 stattfand, antrat; daß er, der angeblich keine astronomische Bildung besaß, der Entdecker des Sterns Nr. 44 im Orion, der Herausgeber der populär-astronomischen Zeitschrift „Sirius" und lebenslängliches Mitglied der „Astronomischen Gesellschaft" gewesen ist, davon hat natürlich die Redaktion der „Braunschweiger Landeszeitung" keine Ahnung, wie sollte sie auch zu dieser Kenntnis kommen?

Aber angesichts dieser horriblen Behauptung konnte ich doch nicht umhin, mich zu fragen, ob vielleicht in diesem Redaktionsbureau das sonst doch unentbehrliche Hilfsbuch eines Redakteurs, der „Brockhaus" oder „Meyer", am Ende zu finden wäre.

Dann erklärt sich die Sache freilich leicht.

Auf dem Friedhof.

Schlummert Ihr Seligen!
Noch sind verweht die Gräber und Grüfte
Noch streicht die Winternacht starr durch die Lüfte,
Stehen die Bäume entseelt und entlaubt.
Trauerklänge,
Sterbegesänge! —
Noch wird das Liebste den Lieben geraubt.
Noch stehn im Wandel Werden und Blühen,
Noch schleichen Elend, Sorgen und Mühen
Lauernd die Gassen der Irdischen ab! — —
— — — — — — — — —
Frühling und Sommer ziehn durch die Lande
Sanft küßt die Sonne die grünen Gefilde,
Stimmet die Herzen versöhnlich und milde,
Knüpfet der Liebe beglückende Bande,
Froh zieht der Spielmann durch Dörfer und Städte,
Grüßen die Blumen aus duftendem Beete,
Grüßen die Vöglein aus sonnigen Höh'n;
Die Welt ist so schön! — — —
Schlummert Ihr Seligen!
Noch stehen im Wandel Abend und Morgen,
Schlummert, Ihr Toten, in den Gräbern geborgen,
Bis der Frühling kommt!
Bis der Frühling kommt!
Bis unter lodernden Flammenzeichen
Einstens die Hügel der Gräber entweichen

Bis der Posaunen mächtige Klänge
Wecken Euch auf in der Grabesenge
Wecken Euch auf zu Licht und Leben,
Wecken Euch auf zu seliger Freude
Wahrheit und Klarheit, Liebe und Güte.
Daß Eurer Seelen himmlische Blüte
Blühe voll Segen auf göttlichen Auen
Wo Ihr das ewige Licht werdet schauen!!
— — — — — — — —
Schlummert Ihr Seligen
Bis Euer Frühling kommt!

M. Frühsorge

Tischreden.

Eine Plauderei.

Der gesunde Menschenleib kennt zwei Hochstimmungen, denen nichts anderes gleichkommt. Einmal, wenn er die Türklinke zum Brautgemach drückt, und einmal, wenn er eine wohlbesetzte Festtafel erblickt, an die er mit frischem Hunger sich zu frohen Festgenossen setzen kann. Ersterem wollen wir nicht nachgucken, hingegen das beneidenswerte Geschick des letzteren ein wenig betrachten. Was Speise und Trank angeht, mögen wir dem Geschmack der Gaumen nicht dreinreden, denn in solchen Dingen so zu schildern, daß der Leser auch etwas anderes davon hat als einen wässernden Mund, das haben wir Literaten noch nicht recht gelernt. Es wäre freilich sehr nett, wenn man sich an der Beschreibung einer opulenten Mahlzeit — satt lesen könnte. So wollen wir uns mehr an die geistigen oder — um nicht mißverstanden zu werden — an die seelischen Genüsse halten.

Ein Tischgenuß, der zwischen sinnlichem und seelischem steht, ist die Tafelmusik. Der kann unter Umständen aber zweifelhaft sein. Dort, wo Leute nebeneinandersitzen, die miteinander wenig zu sprechen wissen und sich nur in die Wonnen von Speise und Trank zu versenken lieben, ist Tafelmusik ein gutes Ding. In diesem Falle läßt sich Mahlzeit und Konzert recht gut miteinander vereinigen. In einer Gesellschaft jedoch, wobei man geistig regsam während des Essens und Trinkens sich auch mit froher Rede und Gegenrede befassen will, ist Tafelmusik nicht auszuhalten. Man kommt endlich einmal zusammen, um sich auszuplaudern, mit interessanten Leuten auf eine flüchtige Stunde ernsten und heiteren Wortes zu pflegen, und siehe, alles erstickt im Geräusch der Musik; diese mag an sich noch so schön sein, es ist eine Tortur. Einmal habe ich einen armen Menschen auf dem Schaffot gesehen, der noch ein Wort ans Volk reden wollte; Trommelwirbel hat's übertäubt. Das Gleichnis ist schlecht und doch muß ich mich bei Tafelmusiken immer daran erinnern.

Also mit der Tafelmusik wären wir fertig. Nun die Tischreden.

Gute Tischreden sind die höchste Würze einer Mahlzeit und schlechte sind die höchste Qual, für die Sprecher wie für die Zuhörer. Den Atem verschlägt's, das Blut pocht in den Schläfen, so starrt man hilflos vor sich hin, wenn einer in seiner Rede einen großen Blödsinn sagt oder Gefahr läuft, stecken zu bleiben, und endlich wirklich stecken bleibt. — Freilich gibt es auch Leute, die derlei Blamagen anderer zu den pikantesten Tafelgenüssen zählen. Jeder möge, ehe er aufsteht und mit dem Messerrücken ans Glas schlägt, sich besinnen, ob er's auch kann. Daß er „sich sonst leicht redet", daß er Zungenfertigkeit hat, das tut's nicht. Es ist etwas anderes, wenn hundert Augen an seinem Munde hängen, und hundert Ohren seiner Weisheit lauschen und fünfzig Zuhörer bei sich denken, jetzt wollen wir einmal sehen, ob der Mann nicht ein Tropf ist. Es genügt für Tischreden durchaus nicht, Gedanken zu haben. Solche laufen gerne davon, wenn der Redner sie offenbaren will. Während er nach Worten sucht, haben sich die Gedanken versteckt und ist einer oder der andere mühsam aufgebracht, dann sind wieder die richtigen Worte nicht vorhanden. Große Gedanken halten es aus, mit gewöhnlichen, schlichten Worten gesagt zu werden; alltägliche Gedanken müssen, um halbwegs genießbar zu sein, mit „der Rede Schwung" geschmückt werden, aber gerade dieser Rede Schwung kann aus einem einfachen, vernünftigen Gedanken den größten Unsinn machen. Seiner Stimme Klang, den mancher selbst so gerne hört, macht den Schaden nicht gut, die gewöhnlichen Phrasen und Wendungen langweilen die Zuhörer oft unsäglich und wenn sie zum Schlusse applaudieren, so tun sie's nicht, weil einer gesprochen hat, sondern weil er endlich aufgehört hat zu sprechen.

Es ist nicht überflüssig, an das Selbstverständliche zu erinnern, nämlich daß der Redner im vorhinein wissen muß, was er sagen will. Wenigstens — heißt es — des Schlußsatzes müsse man sich versichern; auf den kommt oft tatsächlich alles an. Ein guter Schlager und Sekt darauf gegossen, der macht manches Malheur, das dem Redner sonst passiert sein mag, wieder gut. Briefe sollen ernsthaft anfangen und heiter schließen; Tischreden hingegen sollen humoristisch beginnen und mit einem ernsten, gehaltvollen Gedanken enden.

Doch, wozu dieser Unterricht, die Tischrednerei ist eine eigene Gabe, wer sie nicht hat, dem ist sie schwer beizubringen. Er kann eine halbe Stunde lang faseln, oder in der Tat wirkliche Gedanken aussprechen, es wird keine Tischrede sein. Die Lehrlinge in der Redekunst zielen auf vollklingendes Pathos ab, die Gesellen befleißigen sich einer erkünstelten Schlichtheit, die Meister haben jene natürliche Schlichtheit erreicht, die ihre Wirkung selten verfehlt.

Ziemlich das Gefährlichste an der Sache ist eine auswendig gelernte Rede; es gehört die größte Übung und Sammlung dazu, um unter dem

Eindruck der kritischen, oft schadenfrohen Anwesenden nicht plötzlich stecken zu bleiben, umzuwerfen. Wer des Gegenstandes sicher ist, der soll die Sache nur nicht komplizieren, er soll nicht allzuviel sagen wollen, nicht Zwischensätze machen, nicht abschweifen, auf Kosten des Leitgedankens nicht witzig sein wollen. Weiß er erst genau was, dann erst mag er sich kümmern um das wie. Denn schließlich gehört zum Gehalte auch eine gefällige Form, sowie ein feines, geschmackvolles Tischgedecke die Speisen und Getränke erst köstlich macht. Und doch bekommt es in den seltensten Fällen wohl, wenn eine Rede vorwegs gut stilisiert und aufgeschrieben wird. Da sieht der Redner während des Sprechens mit dem geistigen Auge immer nur die Zeilen, die Papierseiten vor sich, von denen er sein Pensum innerlich abliest, kann also nichts anderes schauen. Seine Seele ist gefesselt an ein Blatt Papier und die Hörer haben sofort den fatalen Eindruck von einer Reproduktion, während der Rede Kraft darin besteht, daß sie unmittelbar wie ein Naturquell aus der Seele springt.

Geistreiche Reden ohne Inhalt sind nicht deutsche Art; wer ein ganzer Mensch ist, der wird zu seinem Geiste auch die richtige Herzhaftigkeit finden, die dem Zuhörer die Pulse rascher schlagen macht, so daß er mit Wärme das Glas erheben kann auf das Wohl der Person oder auf das Gedeihen der Sache, der die Rede gegolten hat.

Es wird doch wohl nicht wahr sein, daß die Deutschen deshalb so gerne Trinksprüche halten, um immer neuen Anlaß zum Trinken zu haben. Ein Festmahl ist ein feierlicher Kultus der Freude. Es soll dabei in gehobener Stimmung etwas Bedeutendes gesagt werden, jemand in schöner Form geehrt werden. Wegen der lieben Eitelkeit derer, so sich gerne selber sprechen hören und in der nächsten Zeitungsnummer ihren Speech gedruckt lesen möchten, sind die Tischreden nicht erfunden worden.

Allerdings steht es bisweilen so, daß mancher nur deshalb sein Sprüchlein aufsagen will, um im Leben auch einmal zu einem „Bravo" zu kommen. Ich sitze bei der Tafel nicht gerne neben solchen Leuten, die einen Toast vorhaben. Sie plaudern nicht, sie hören nicht, sind oft völlig geistesabwesend. Sie knuspern an ihrer Semmel, kauen an ihrem Braten, nippen an ihrem Glase und knobeln an ihrem Toast. Sie müssen immer auf der Lauer sein, daß ihnen von der eingelernten Rede nicht irgendwie ein großartiger Gedanke entschlüpft, daß die Übergänge gefügt bleiben und daß sie vor allem gleich bei Beginn richtig einsetzen. Die Mahlzeit mundet ihnen gar nicht, stumpfsinnig und mißgünstig hören sie den vorhergehenden Reden zu, die ihnen viel zu lange und zu nichtssagend sind, sie sehnen und bangen nur dem Augenblicke entgegen, da sie selbst aufstehen und ihre Rede halten werden. — Ist diese endlich ohne besondere Unfälle vorbei, dann schmeckt's, dann sind sie aufgelegt zu allem und je nach dem Erfolge, den ihr Toast gehabt, bejubeln sie

nun die Toaste anderer. Sie sind wie entladen und entbunden, nun erst freuen sie sich harmlos des Festes. Ähnlich geht es den meisten, die reden wollen und doch nicht das Zeug dazu haben. Wäre ich ein Tischredner, der auf Erfolg ausgeht, ich würde nicht der erste, sondern der letzte an der Reihe sein wollen. Alle Geladenen würde ich vor mir sprechen lassen, damit sie dann meiner Rede nicht ungeduldig beiwohnen müssen, sondern, auf eigenen Lorbeeren ruhend, mir mein Zweiglein freundlich gönnen. Allerdings, wer in der Rednerreihe der letzte ist, dem wird das beste weggeredet, alle dankbaren Toaste sind gesprochen, alle möglichen Schlager verbraucht. Aber er hilft sich am besten dadurch, daß er einfach erklärt, seine Herren Vorredner hätten so erschöpfend und so glänzend gesprochen, daß ihm in dieser illustren Gesellschaft nichts mehr übrig bleibe, als dazu feierlichst Ja und Amen zu sagen und die Redner, die alle anderen leben ließen, selbst leben zu lassen. — Derlei läßt sich mit geringen Kosten sehr liebenswürdig vorbringen und der Erfolg ist sicher.

Nun gibt es zwar auch solche, die keinen den letzten sein lassen wollen, die nach jedem „letzten“ aufstehen und immer wieder eine Rede halten. Sie halten humoristische Reden, da lachen die Zuhörer, aber oft des unfreiwilligen Humors wegen; sie halten sentimentale Reden, da stehen den Leuten die Tränen in den Augen vor Lachen, der Redner merkt nichts, er redet mit großem Pathos immer wieder den gleichen Stiefel, er ist entzückt über seinen Geist, über seines Wortes Gewalt — der Arme hat den Rederich. Nach Mitternacht, wenn der Saal sich leert, redet er noch immer.

Da erlebte ich einmal, wie nach fruchtlosen anderen Versuchen einer der mutigsten Festgäste es unternahm, einen solchen von heftigem Rederich befallenen Armen zu bändigen. Mit gefalteten Händen nahte er ihm: „Herr Doktor! Haben sie Erbarmen! Alles ist zu sehr schon erschüttert, von ihrer dämonischen Sprache hingerissen, das Gemüt kann's für die Länge nicht ertragen. Halten sie ein und schonen sie sich auch selbst!“ Gröhlend vor Wonne fiel der Redner dem Bittsteller um den Hals und erhob dann neuerdings das Wort, bis alles, was noch da war, die Flucht ergriff. — Eine treffende Parodie auf solche Reden ist der in manchen ulkigen Kreisen beliebte Bierschwefel. Nur ist es manchem Bierschwefler schon begegnet, daß später bei ernsten Anlässen seine pathetische Rede zu hören war wie ein schlecht gelungener Bierschwefel.

Tischreden sind ohne feuchte Unterlage und sich daraus ergebendes alkoholisches Fluidum kaum denkbar. Und doch habe ich auch bei Tafeln der Temperenzler Reden gehört, die von echter Begeisterung durchdrungen waren, und in welchem Geist und Humor ein weit feineres Spiel trieb, als das unter dem Zeichen von Bier und Wein der Fall zu sein pflegt.

Es ist überhaupt ganz unnötig, daß eine Tischrede mit dem eben vorhandenen Getränke in Verbindung gebracht wird, daß man nach einer solchen immer die Gläser anstoßt und trinkt. Ruhig betrachtet ist diese Sitte eigentlich höchst lächerlich. Insofern aber recht zweckmäßig, als das Unerfreuliche, das in mancher Tischrede aufgetischt wird, mit Sekt am leichtesten weggeschwemmt werden kann.

Unsere Dienstboten.

In einem Sommerfrischorte fand sich täglich eine Anzahl Familien zusammen. Sie waren aus der gleichen Stadt und obschon sie sich in der Stadt — so nahe sie auch seit Jahren beisammen wohnten — bisher fremd geblieben, hier auf dem Lande kamen sie sich noch näher und wurden miteinander vertraut. Schnurgerade zu Liebesgeschichten könnte das führen, doch wollen wir nach dieser Seite hin diskret sein, um so aufmerksamer aber den Hausfrauen zuhören, um von ihnen etwas zu lernen. Sie sitzen am Waldrande und stricken oder sticken, sie sitzen beim Kaffee und stricken oder sticken und ergehen sich redegewandt über ihre wirtschaftlichen Angelegenheiten und Sorgen. Besonders die Dienstboten, die geben einen unerschöpflichen Stoff für drastische Schilderungen, Klagen und Entrüstungen. Die Köchinnen, die Stubenmädchen! Das ist ein wahres Elend. Es ist schon bald so, daß die Frau ihre Magd bedienen soll und sie stets mit aller Ehrerbietigkeit behandeln, oder selbige „geht in vierzehn Tagen".

Das könnte mir einfallen. Wenn mir eine sagt, in vierzehn Tagen gehe sie, so sage ich: Meine Liebe, dann gehen Sie gleich heute noch!

Das wollte ich auch. Aber wissen Sie, Frau Schuster, was mir da einmal eine gesagt hat? Gnädige Frau, Sie können mich nicht gleich so fortschicken. Wir Dienstboten sind nach dem Gesetz verpflichtet, wenn's verlangt wird, nach der Kündigung noch vierzehn Tage zu bleiben und die Parteien dürfen uns vor dieser Zeit nicht fortschicken, wenn wir nicht damit einverstanden sind.

Sehen Sie! Eine solche Frechheit!

Ich habe gemeint, ich muß ihr eine ins Gesicht geben. Aber das will wieder mein Mann nicht.

Ach, diese Männer halten es immer mit den Dienstmädeln!

Das möchte ich bei dem meinen zwar nicht behaupten. Aber — unter uns — um die fünf Gulden tut's ihm leid, die er allemal zahlen muß, so oft mir bei einem Dienstboten die Hand auskommt.

Der meinige brummt über die viele Inseratengebühr, so oft man eine durch die Zeitung sucht. Er sagt, dreißig Gulden glängen nicht im Jahr. Ich sag's, wenn's nach so einem Mann ginge, hätte man jahrelang eine und dieselbe.

Ja warten Sie. Ein paar Jahre vielleicht, so lang eine noch jung ist. Wird sie älter oder ist sie schiech, dann sind die Männer die ersten, denen sie den Braten verbrennt oder die Stiefel nicht recht putzt. Ich sage das, Frau Nachbarin, sobald der Mann mit dem Dienstmädel zufrieden ist, tut man gut, sie wegzugeben.

Dann kommt in solchen Gesprächen die drastische Kennzeichnung der Fehler solcher Dienstboten. Es werden in lebhaftesten Farben gezeichnet der „Schmutzhammel", die „Schnadern", der „Trutzbock", die „Lachtaube", und der „Schimpfspatz". Mit jeder kommt eine andere Unart ins Haus und ein anderer Ärger. Die eine hat Nachtmahlgeld, kocht aber für die Herrschaft so viel, daß reichlich übrig bleibt für sie und ihren Korporal. Des Stubenmädels wegen muß die Hausfrau sich ihre Kleider ändern lassen, weil es doch nicht angeht, mit den Dienstboten gleichen Schnitt zu haben.

Zuerst — die neuen Besen kehren alle gut. In wenigen Tagen schon hebt die Schlamperei an. Auf den Möbeln liegt Staub, daß man mit dem Finger darauf das Entlassungszeugnis schreiben könnte. Dann das Tratschen mit der Hausmeisterin, mit dem Briefträger, mit dem Zeitungsmann, überall Hochverrat gegen die Herrschaft. Dann die zerschlagenen Gläser, die Unzufriedenheit mit Kost und Bett, plötzlich sogar Streik, „heut' haben wir Ausgehtag!" Die Köchin macht „Körbelgeld". Wird ihr die versalzene Suppe ausgestellt, so versalzt sie nächstens auch das Gemüse. Bestellt die Frau für Mittag Rahmstrudel, so backt sie Pfannenkuchen; zum Strudel habe sie keine Zeit gehabt. Bis Mitternacht lesen sie Romane oder schreiben Liebesbriefe, am nächsten Morgen muß der Mann ohne Frühstück ins Amt, weil „der Milchmann nicht gekommen ist"; in Wahrheit, weil die Köchin verschlafen hat. Und rügt man, dann kündigt sie. „Ich krieg' Plätze genug!" Natürlich Plätze genug, wenn überall der häufige Wechsel ist. Die Vermittlungsbureaux haben auch keine Ursache, Stabilität zu fördern; rascher Dienstbotenumsatz bedeutet für sie blühendes Geschäft. Es scheint, daß manchmal so etwas existiert, wie eine Dienstbotenbörse. Dort werden auch die Dienstplätze sortiert in gesuchte, mittelmäßige und schlechte. Es werden die Eigenschaften der Hausfrauen und Dienstherren, der Kinder und Hausfreunde erörtert, je nach Art der Berichterstatterin entstellt und übertrieben; es wird Buch geführt über „Geizkrägen" und „Bisguren" und manche Frau, die mehreren Dienstboten nicht angestanden, wird in Verschiß erklärt, so daß keine an den Platz will. Kommt heute eine gestern unter bestimmter

Zusage aufgenommene Magd und erklärt, sie habe sich's überlegt, sie werde doch nicht eintreten. — Ja und warum nicht? Nun, eben so. Sie wolle es nicht sagen, warum. — Über manche Hausfrau gibt es Lügengewebe, die durch die ganze Dienstbotenwelt der Stadt ausgebreitet zu sein scheinen, ohne daß es gelingt, die Urheberin zu fassen. Geht man den Fäden nach, so zerläuft alles zwischen den Fingern — und doch wirkt die unfaßbare Nachrede fort und zersetzt den guten Ruf eines Hauses. Schon mit Vorurteil und Abneigung kommt die Magd ins Haus, „ein paar Wochen werden mich nicht umbringen.“ Oder sie kann sich noch früher krank melden. Dann fühlt sich manche Familie in ihrem Hause von Feinden umgeben und der Dienstbote hinwiederum kommt sich vor, wie ein gefangener Spion in der Festung des Feindes, trachtet alles im Hause nur für sich und seinen Vorteil auszunützen. Das Wohl der Herrschaft ist ihm absolut gleichgiltig, daß heißt, wenn er nicht boshaft ist.

Dazu muß man diesen — Persönlichkeiten noch gute Zeugnisse ausstellen, wenn sie den Dienst verlassen. Jeder Zotte muß man „treu und ehrlich“ hineinschreiben. Ja, das können sie verlangen nach dem Gesetz, auch die diebischen. Stiehlt eine positiv, so kann man sie anzeigen, wenn nicht, so muß ins Zeugnis „treu und ehrlich“ kommen.

O, sie wissen sich auch bei schlechten Zeugnissen zu helfen. Ihr Büchel haben sie verloren, oder noch nicht ausgefolgt bekommen. Einmal versicherte mich auf meine Frage ein aufgenommenes Stubenmädchen, daß sie drei Jahre lang auf einem und demselben Platz gewesen sei. Nun, das ist schon was, drei Jahre lang auf einem Platz! Daß sie so lange im Zuchthause gesessen, habe ich erst später erfahren.

Wenn es auch nicht immer so arg ist, so kommt es doch auch selten vor, daß man einen Dienstboten heutzutage zur Zufriedenheit ein paar Jahre lang hat. Auch der Bescheidenen und Gutmütigen kommt plötzlich der Rappel, sie wolle sich einmal „verändern“.

Eine ländliche Weiblichkeit — besonders die deutsche — geht doch nicht in die Stadt, um dort wieder zu dienen, wieder der „Fußhadern“ anderer zu sein, sondern um frei zu werden, wo möglich einen Dienstmann oder einen Hausmeister, wenn nicht gar einen Geschäftsmann zu ergattern und so ein bißchen Stadtfrau zu werden. Dazu heißt's natürlich viel in den Häusern herumzukommen, verschiedene Leute und Verhältnisse kennen zu lernen. Das Dienen ist einer solchen Magd nicht Berufs- noch weniger Herzenssache, sondern ein notwendiges Übel. Und nichts demoralisiert einen Menschen mehr, als eine erzwungene Stellung innehalten zu müssen, anderer Wohlhabenheit und Genußleben zu sehen, daran mitwirken zu sollen, ohne selbst davon etwas zu haben. Selten noch findet man in der Stadt einen Dienstboten nach altem Schlag, treu und fleißig, Arbeit, Freud und Leid mit der Familie teilend, zur

Familie gehörend, die Sache der Familie zur seinen machend, aber nicht in dem Sinne, wie es die modernen Dienstleute manchmal halten. Ein wahrer Segen, so eine alte verläßliche Person für das ganze Haus, während die jetzigen dienstbaren Geister manchmal nicht bloß den Wohlstand des Hauses gefährden, sondern die Herrschaft mitsamt ihren Kindern demoralisieren, allerdings, nachdem sie eben auch von Herrschaften demoralisiert worden sind.

All derlei, und vieles, vieles andere noch wird besprochen von den Frauen auf der Sommerfrische und nicht genug loben können sie die Sorglosigkeit dieser Wochen, da sie einmal ohne Dienstbotenmisere in der Pension leben und sorglos an der Wirtstafel speisen können. In manchem übertreiben die Damen, oder schneiden Dinge in das Kerbholz der Dienstboten, woran sie selber schuld sind. Aber in sehr vielem haben sie recht. Unsere gegenwärtigen Dienstbotenverhältnisse sind für die Länge ganz und gar unmöglich.

Nun setzt sich ein alter Herr zu den kritischen Damen, hört ihnen lange zu. Er ist einer der wenigen Männer, die sich nicht lustig machen über die Dienstbotengespräche der Frauen, die vielmehr diese Sache für eine hochwichtige halten, aber sich nicht mit dem Besprechen und Klagen allein zufrieden geben mögen.

Meine Damen, sagte er, ich an Ihrer Stelle wäre nicht imstande, eine so unwürdige Abhängigkeit von solchen Leuten zu ertragen.

Mein, was kann man machen? Was würden Sie tun, Doktor?

Streiken, meine Damen. Gegen die Dienstboten streiken. Wieso? Einfach, indem ich keinen Dienst vergebe. Ich würde im äußersten Notfalle meine eigene Köchin und mein eigenes Stubenmädchen sein. Wenigstens würde ich mich auf diese Möglichkeit einrichten und auch meine Töchter dazu abrichten. Sie müßten alle häuslichen Arbeiten selbst machen können.

Lieber Gott, in gewissen gesellschaftlichen Stellungen geht das einfach nicht.

Was heißt das, es geht nicht? Ist der Hände Arbeit zum Wohle des Hauses entehrender, als Sklave solcher Dienerschaft zu sein? Wer wirklich und ganz Herr sein will, der muß sein eigener Diener sein können.

Wäre ich doch begierig, Herr Doktor, ob auch Sie sich selbst bedienen würden.

Aufzuwarten, meine Damen, ich bediene mich immer selbst. Ich mache mir das Bett, ich stelle das Zimmer in Ordnung, ich reinige mir die Kleider. Ich bin sozusagen ein freier Mann und wenn ich aus meiner Wohnung trete, kann ich hinter mir zuschließen.

Ja, gesagt ist das schön, doch in einer größeren Familie es ausführen? Wir Hausfrauen müssen praktisch vorgehen.

Wollt ihr das? Dann wüßte ich noch einen Ausweg. Eine Anzahl von Familien soll sich vereinigen zu einer Art von Pension. Wenn alle Familien eines großen Hauses oder einer Gasse ihre gemeinsame Küche hätten, die Köchinnenfrage wäre zum großen Teile gelöst. Ein gemeinsamer Speisesaal, oder man läßt sich durch gemeinsame Dienerschaft die Speisen in die Wohnung bringen. Statt Mägde Burschen, statt Köchinnen Köche. — Ja ja, Einwendungen genug dagegen, ich weiß es. Raisonieren kommt ja bei allen Neuerungsprojekten vor dem Probieren. Ich meine nur, daß gemeinsame Bedürfnisse auch gemeinsam besorgt werden könnten und sollten. Wozu braucht eine Familie von drei bis vier Köpfen ihre eigene Küche mit allem Zugehör; die Nachbarsparteien sind in demselben Fall. Warum nicht zusammenhalten? Eine Küche mit etwa dreiköpfigem Küchenpersonal versorgt, rationell betrieben, mit Leichtigkeit acht bis zehn Familien, vielleicht auch mehr. Selbst Aufräumpersonen könnten für mehrere Familien gemeinsam sein.

Ach, liebster Doktor, das ist ja ganz sozialdemokratisch!

Egal, wie man's nennt, es wird kommen. Die Vorschläge dafür werden immer zahlreicher, die Witze dagegen werden immer schlechter und endlich wird es eingeführt sein, verlassen Sie sich drauf. Gemeinsamer Haushalt. Denken Sie bloß einmal darüber nach, meine Damen. Es ist durchaus nicht so schlimm kasernenmäßig, wie es anfangs scheinen mag, jede Familie kann immerhin noch ihren individuellen Neigungen und Gewohnheiten nachkommen; selbst unter der Gemeinsamkeit im Ganzen wird sich das recht gut machen lassen.

Köche statt Köchinnen, Diener statt Stubenmädchen, das gefiele mir schon. Aber, was soll denn nachher mit den vielen Dienstmädchen geschehen.

Ja — das ist ihre Sache. Vielleicht werden sie dann ein wenig vernünftiger und man kann auf Umwegen zu dem älteren Systeme zurückkehren, daß das Verhältnis zwischen Herrschaften und Dienerschaft wieder ein mehr beständiges, ein herzlicheres und patriarchalisches werde. Das Beste wäre es. Aber dann allerdings — um Entschuldigung — müßten auch die Hausfrauen anders werden. Weniger Hochmut, mehr Freundlichkeit und Liebe.

Liebe! Ich lache auf. Freundlichkeit. Sie kennen unsere Dienstboten nicht, Herr. Freundlichkeit und Liebe ertragen sie nicht. Ist es nicht wahr, Frau Nachbarin?

Ganz buchstäblich. Die allermeisten unserer Hausdragoner sind nur zu dirigieren, wenn man sie kurz und barsch behandelt. Ich glaube, sie fühlen sich anders gar nicht wohl. Ich habe es oft versucht mit Güte, habe mit ihnen gemütlich über häusliche Arbeiten beratschlagt, habe ihre Fehler und Verkehrtheiten mit aller Freundlichkeit bemerkt oder gar

schweigend ertragen, habe teilnehmend und oft nur allzuvertraulich über ihre persönlichen Angelegenheiten geplaudert und es herzlich mit ihnen gemeint. Es taugt nicht. Gerade solche haben plötzlich gekündigt ohne Angabe des Grundes. Es sind halt doch Dienstseelen, trotz ihrer Aufgeblasenheit und Obenhinausgier, es sind Dienerseelen und da hilft alles nichts. Die Fuchtel wollen sie zwar nicht fühlen, aber pfeifen hören müssen sie sie, sonst verlieren sie die Dressur oder werden mager.

Ich habe derlei oft gehört, meine verehrten Damen, aber ich glaube es nicht. Ernst und Strenge muß ja freilich sein, um die häusliche Ordnung aufrecht zu halten, aber das schließt Güte gegen die Person nicht aus. Wenigstens dürfen Dienstboten nie das Gefühl haben, als geschehe ihnen Unrecht. Erlittenes Unrecht macht sogleich kopfscheu. Ich habe in meinem langen Leben durch Zank, Grobheit und Gewaltsamkeit nichts, aber schon gar nichts Gutes vollführt. Was ich ausgerichtet, besonders bei Untergebenen und Dienstvolk, das geschah durch Wohlwollen und Güte.

Ei ja, es ist nicht dasselbe, ob eine Frau mit dem Dienstmädchen gütig verkehrt, oder ob das ein Herr tut —

Ah, meine Gnädige! lachte der alte Herr, wenn Sie das Kapitel auf diese Seite hinüberspielen wollen, dann muß ich annehmen, daß Sie sich in der Sache selbst geschlagen fühlen. Es ist am besten, Sie geben es offen zu. Gestehen Sie im Namen vieler Ihrer Berufsgenossinnen nur ein, daß das Benehmen der gesellschaftlich weit überlegenen, bevorzugten Hausfrau zu ihrem Dienstmädchen sehr oft ein ganz verfehltes ist und daß Güte und gleichmäßiges Wohlwollen in den allermeisten Fällen eine gute Wirkung hat, indem sie die Zuneigung weckt, die Leistungsfähigkeit stärkt, die Treue nährt. Man braucht sich mit der Dienerschaft ja nicht in Zutraulichkeit einzulassen, das ist den Leuten schon instinktiv unheimlich; auch haben sie zumeist lieber den kurzgemessenen, strengen Befehl, als das unentschlossene, weichmütige Herumreden — aber all das schließt die Güte, die Sorge für das Wohl des Dienstboten nicht aus. Das Wohlwollen erweckt Gegenneigung. Und ein solches Band gegenseitigen Wohlwollens und Vertrauens muß geschlossen werden zwischen Herrschaft und Dienstboten, wenn die warme friedliche Heimlichkeit wieder zurückkehren soll ins deutsche Haus.

Ich wiederhole: Sollte das nicht mehr möglich sein, sollten auch Frau und Töchter zu „gut" sein, die häuslichen Arbeiten zu besorgen, so sehe ich kein anderes Mittel, als das Haus in seiner bisherigen Form mit dem „eigenen Herde" aufzulösen und sich mit anderen Familien zu einem gemeinsamen Herde zu vereinigen.

Mich dünkt, ich sehe es kommen.

Trostland.

Von **Sophie von Khuenberg.**

Jeder Mensch hat sein Trostland. In das flüchtet er sich, wenn's ihm im Leben eng und quälend wird. Dort wirft er sein Bündel Sorge ab und läßt den Frieden einziehen in sein Herz.

Es gibt mancherlei Trostland. Für den einen ist es die Arbeit, für andere die Kunst, das Gebet, die Liebe; für die meisten Menschen ist es die freie Natur, für einzelne Geselligkeit und Sport.

Aber das meine ich heute nicht eigentlich. Ich meine einen wirklichen Fleck Erde, auf dem uns wohl wird. Auch da hat jeder sein besonderes Trostland, wo er am liebsten sich von dem Staub der Großstadt und von dem schlimmeren Staub des Weltlebens reinigt.

Für so viele ist es nur Tirol, für andere Italien und die Schweiz, für eine Menge Menschen ist dies Land — die See. Es gibt aber auch solche, denen ein stilles Blumengärtlein an ihrem Hause genügt und hie und da mag sogar einer vorkommen, dem das sommerliche Bummeln in den menschenleeren Straßen, oder ein einsamer Fensterplatz in einem kühlen Café den ersehnten Trost bedeutet.

Auch ich habe mein Trostland. Das liegt irgendwo in den steirischen Bergen, in einem Seitental, das fast ein Graben ist. Dort finde ich alles, was meinen Geist in ruhevolle Klarheit wiegt, alles, was mein Herz frei macht von einengenden Fesseln.

Nach den Begriffen moderner Kulturmenschen ist es ein langweiliges Nest. Für mich ist es ein Königreich.

Seine Schönheit ist groß und wenn ich schildern wollte, wie sie mich zuweilen machtvoll ergreift, so müßt' ich mir einen Lärchenbaum zur Feder schneiden und sie eintauchen in den schimmernden grünen Fluß, der mein Trostland durchrauscht. Und ein weites, helles Blatt müßt' ich haben, unermeßlich wie der leuchtende Himmel, und auf dies Blatt müßt' ich einen der felsigen Bergriesen legen, damit es nicht hinweggeweht werde vom Atem der Zeit.

Ja, mein Trostland ist groß und unvergleichlich. Vielleicht sehen das nur meine Augen, ich weiß es nicht; aber eines weiß ich — mit so tiefer Zärtlichkeit haben noch keines Menschen Augen in dies Königreich geblickt. Darum bin ich hier Königin.

Ich sitze auf dem hundertjährigen Baumstrunk einer Riesenbuche. Das ist ein Thron, wie kein Herrscher der Welt ihn je besaß. Mit dicken samtenen Moospolstern bedeckt, eine Lehne aus verschnörkeltem Wurzelgeflecht, schimmernde Heidelbeeren als Zierat ringsum. Stolze Fichten stehen als Wächter um meinen Thron und neigen sich leicht im Frühwind.

Ich halte Heerschau über ungezählte Bäume und Bäumchen, über Farren und Gräser. Im grünen Teppich mir zu Füßen glänzen rubinrote Zyklamen und tiefblaue Genzianenglocken schlagen lautlos aneinander.

Es ist sommerliche Feierstunde und die Sänger der beschwingten Hofkapelle haben Urlaub, um ihren Vaterpflichten genügen zu können. Aber einer von ihnen — ein freier, unbeweibter Waldvogel — sitzt vor mir im Gezweige und singt. Es ist ein heimlicher, leiser Jubel in seinem Lied — ein verspätetes Locken, vielleicht auch ein Jauchzen über seine herrliche Poeteneinsamkeit. Ich, die Königin, verstehe ihn und lächle.

Dann verstummt der Vogel und ein sehnender Rehruf wird laut. Auch ihn verstehe ich und ich erhebe mich von dem grünen Thronsessel und schreite tiefer in die Einsamkeit, in das tiefste, allertiefste Heiligtum des Waldes hinein, wo das Wild sich auslebt und aus dem bräunlichen Dickicht mit girrendem Schrei die Wildtaube aufflattert.

Immer höher steig' ich empor, der feuchte Waldboden wird pelziger, blumendurchwirkter Almboden — es sind die schwellenden Perser, die sich der Königin zu Füßen breiten. Dort und da locken Mooskissen auf schimmerndem Gestein zur Rast, leuchtend schieben sich die Felswände, reiserbekränzt, zur festlichen Halle aneinander und der blaue Himmel überwölbt sie wie ein seidenes Zeltdach.

Und weil ich hier Königin bin, so muß ich mich auch schmücken, wie's einer Königin geziemt. Ich löse hellgrünes Hexenkraut vom Boden und schlinge mir die duftigen Ranken als Boa um den Hals, lasse sie niederrieseln an meinem weißen Kleide. Die brennenden Goldsterne der Arnika steck' ich mir ins dunkle Haar und den Zweig einer Edeltanne schwing' ich als Szepter in meiner rechten Hand.

So schreit' ich dahin durch die große, weltferne Einsamkeit, von tausend lautlosen Träumen geleitet — eine Königin, ein altes Kind, eine schwelgende Poetenseele!

Aber mein Trostland hat auch andere Freuden für mich, als das Wandern und Sinnen in heiligen Waldesgründen.

Meine besten Freunde habe ich dort — zweibeinige und vierbeinige. In allen Bauernhütten, in allen Ställen bin ich daheim. Die Kinder laufen mir zu und grüßen mich mit lachenden Kirschenaugen, die alten launigen Mandeln erzählen mir ihre Schnurren, die Runzelhände der gebückten alten Weiblein strecken sich mir entgegen, wenn ich vorbeikomme.

Lustige Jägerbursche lassen ihr schönstes Latein an mir aus, die Zitherschlager singen mir ihre kecksten Lieder vor und mit den Fuhrleuten halte ich eingehend Zwiesprache über ihre Pferde.

Zuweilen sitz' ich am Ufer des kleinen Flusses, der in übermütigem Schäumen seine Wellen wirft und sehe den glatten Forellen zu, die

regungslos rasten auf dem kühlen Grunde. Oder ich plaudre mit dem Steinklopfer Sepp, der Tag für Tag auf dem kleinen, schimmernden Strand seinen Hammer schwingt, die glattgeschwemmten Steine sortiert und den schönen feuchten Sand durchsiebt.

Der Sepp hat nur einen Arm, der zweite endigt in halber Länge in einem kläglichen, mit Fetzen umhüllten Stumpf. Trotzdem ist er „behördlich empfohlener Bergführer" und wer sich ihm anvertraut, ist gut behütet und gestützt.

Vom Sepp weg geh' ich die Straße entlang, wo die Kühe und Kalben weiden. Ich setze mich auf den niedern Zaun und rede mit ihnen. Sie kommen zutraulich herbei und ich streichle sie. Wenn ich just in der Stimmung bin, deklamiere ich ihnen auch was vor. Die meisten legen kein großes Gewicht auf diesen Kunstgenuß und wenden sich ab, den nährenden Kräutern zu. Eine oder die andere aber bleibt stehen, hebt den Kopf, lauscht zu mir herüber mit großen Augen und neugierig zuckenden Ohren — ganz wie das liebe Publikum es macht, dessen Mehrheit immer gleichgiltig bleibt, während einige wenige sich gefesselt fühlen . . .

An den leuchtenden Blumengärtlein des Pfarrhauses und Schulhauses geh' ich langsam vorbei, genieße die Symphonie dieser bunten Farben, dieses wohlgepflegte Durcheinander von tiefrotem Mohn, Rittersporn, Georginen, Astern und Rosen, dazwischen das mildernde Halbweiß des Blumenschleiers, die Stachelbeerstauden mit den blaßrosa Früchten, hochragende Sonnenblumen und dahinter die vegetarische Anlage des Gärtleins, — hellgrüner Salat, riesenhafte Kohlköpfe und weitausladende Rübenfamilien.

Das glänzt und glüht alles im Mittagsscheine des prangenden Septembertages. Ich schreite hinüber auf das angrenzende Feld, lege mich hin und schaue zum Himmel auf, der von Milliarden silberner Punkte durchflimmert ist.

Ein Zug Schwalben sammelt sich um den weißen Kirchturm. Er ist schwarz von ihren schlagenden Flügeln. Einige spätgeborene Schwalbenkinder sind noch unfähig, mitzuhalten. Die Eltern umflattern sie angstvoll und eine Schar von weltweisen Schwalbentanten gibt laut zwitschernd ihre erziehlichen Ratschläge.

Von der Kleewiese herüber kommt ein herber, süßer Honigduft geweht und die klugen Bienen kommen aus dem Pfarrgarten geflogen und summen über mich hinweg, den lockenden Blumen der Wiese zu.

Die „Kornmandln" stehen goldig in Reih' und Glied; wohl nicht mehr lange, denn die Tage sind heiß und alle Dorfhände damit beschäftigt, die Ernte einzuführen. Plötzlich kommt Leben in die goldenen Reihen. Ein „Mandl" nach dem andern beginnt sich zu regen und

wandelt der Scheune zu. Wie wandelnde Glocken sehen sie aus — es ist ein lustig Märchenschauspiel, wie sie so dahintorkeln hintereinander und nur ab und zu entschleiern ein Paar derbe Bauernstiefel, die unten sichtbar werden, den wundersamen Vorgang.

Eine tiefe Sonnenstille ist um mich her; nur vom Fluß herauf und vom Waldbach, der ihm zuschäumt, ein melodisch Plätschern und Rauschen. Ich dehne mich wohlig und denke einen Augenblick darüber nach, ob mein Trostland nicht vor Urzeiten das Paradies gewesen sei. Fast überkommt mich ein leises, weiches Evagefühl anschmiegender Liebe und ganz deutlich seh' ich die Versucherschlange der Sehnsucht auf mich zuzüngeln. Aber ich bin einsam im Paradies und so hat's keine Gefahr.

Sonntags, im alten Kirchlein, da hab' ich Zeit genug, mir das bißchen Sehnsucht von der Seele zu beten, denn der gute Herr Pfarrer ist ein gründlicher Mann und die Messe dauert nicht eben kurz. Ich sitze im vordersten Kirchenstuhl, der greisen Pfarrersmutter gegenüber, die mit ihren achtundneunzig Jahren an Wochentagen Kartoffel jätet und an Sonntagen weder Messe noch Predigt versäumt. „'s ischt halt besser, wenn eins nit müßig ischt!“ sagt sie als alte Tirolerin.

Von meinem Platze aus seh' ich die ganze kleine Gemeinde, den lustigen, alten Urban mit der Hornbrille, die stattliche, resche Latscherbäuerin, die Schuster-Resel mit den Enzianaugen, die flachshaarige Kunigund vom Wiesenbauer, alle, alle!

Auch mein kleiner Freund Sepp ist da und blinzelt zu mir herauf, denn wir sind gute Kameraden. Seines Vaters Häuschen steht am Ende eines engen Dorfgäßleins, das ich scherzweise „Boulevard de Schmierage“ nenne, und zuweilen gehen wir miteinander auf Schwammerlsuche, essen uns dabei an Schwarzbeeren krank und führen ernsthafte Zukunftsgespräche, denn der kleine Sepp ist ein „Kreuzköpfl“ und will studieren.

Und noch etwas seh' ich von meinem Platze aus. Ich sehe die schlichte, fast überschlichte Ausstattung des lieben, alten Kirchleins — den Teppich, der nicht da ist, die metallenen Leuchter, die Silber sein sollten, die verblaßten violetten Kissen auf dem Altar. Es ist so gar nichts hier zu sehen von den reichen Gütern der Kirche und es schmerzt mich einen Augenblick, daß ich solch eine arme Königin bin, sonst würde ich ihnen ihr Kirchlein schmücken — denn auch kunstfremde Bauernaugen wollen zuweilen in eine bescheidene Welt des Glanzes spähen . . .

Die Messe ist zu Ende, aber der unermüdliche alte Pfarrer kniet nochmals an den hölzernen Stufen nieder und verrichtet ein litaneiartiges Gebet.

„Vor Hagel und Ungewitter
Bewahre uns, o Herr,
Vor Sturm und bösen Blitzen
Bewahre uns, o Herr.“

Die kleine Gemeinde betet mit. Ein monotones Heben und Senken der Stimmen. Die kleinen Chorknaben, deren genagelte Schuhe unter dem roten Hemd hervorsehen, unterdrücken mühsam ein aufsteigendes Gähnen, denn die Hungerstunde naht. Ein leises Rücken und Räuspern der Unruhe geht durch die Reihen.

Da geschieht etwas Merkwürdiges. Durch die offene Kirchentür kommt des Herrn Pfarrers schwarzer Pudel Nero gelaufen. Gesittet, als wüßt' er, daß hier kein Bellen und Springen erlaubt sei, durchkreuzt er das kleine Schiff der Kirche, kommt bis dicht an den Altar und stupft seinen Herrn mahnend mit der feuchten Schnauze, als wollt' er sagen: „Komm' doch, 's ist Zeit zum Essen!“ Dann tritt er wedelnd, im Vollgefühl seiner Wichtigkeit, den Rückweg an.

Ein paar Kinder kichern leise, ein paar ungeduldige Beter werfen dem Pudel einen dankbaren Blick zu — es ist eine Idylle, wie sie lieblicher und launiger nicht gedacht werden kann . . .

Nachmittags geht's mit unserem ländlichen „Traber“, der vor ein vorsintflutliches Steirerwagl gespannt ist, irgendwo die Straße entlang in einen Seitengraben hinein, wo getafelt wird unter freiem Himmel.

Ich hab' ein Häuflein Jugend mit — das ist ein Lachen und Scherzen ohne Ende. Wir sind Kutscher, Pferdeknecht, stolze Insassen alles in einem.

Über die merklichen Schäden der Staatskutsche ist ein roter Kotzen gebreitet, der leuchtet wie Purpur in der Sonne; das Bräundl fühlt sich förmlich und macht bei jedem leisen Peitschenknall einen intensiven Ruck, der mit lautem Jubel begrüßt wird. Bergan wird ausgestiegen und mit vereinten Kräften tierfreundlich nachgeschoben, dafür wird dann sausend durch die Dorfgasse gefahren, wie sich's gebührt, wenn eine Königin im Wagen sitzt . . .

Übrigens hat mein Trostland sogar seine Eisenbahn. Freilich ist es ein recht zahmer, behaglicher Blitzzug, der da ein paarmal des Tages pustend und pfeifend seine Ladung an Holz, Touristen, Bauern und Sommerfrischlern hin und her befördert. Er hat eine gewisse Ähnlichkeit mit den Sekundärzügen der „Fliegenden Blätter“ und wenn's einen Abschied gibt, so kann man die Fortfahrenden bequem ein Stück Weges begleiten, noch einmal aufs Trittbrett sich schwingen und ein entflogenes Winktüchlein zurückerstatten.

Auch ist es lustig zu sehen, wie der Zugsführer und die beiden Kondukteure in aller Gemütsruhe das nächstgelegene Gasthaus aufsuchen,

dort behaglich ihr Krügel Bier leeren und noch immer zurechtkommen, um ihr „Einsteigen!“ hinauszuschmettern.

Ja, mein Trostland ist ein Land der Beschaulichkeit und der Ruhe. Und rast auch zuweilen (damit man nicht völlig auf Wahn und Ärger der Welt vergesse!) eine Jammerkiste, „Automobil“ genannt, verpestend und störend durch den goldenen Frieden — so ist's doch nur eine häßliche Brummfliege inmitten leuchtender Blumen. Eins, zwei ist sie fort und die heilige Landschaft blüht unbeirrt weiter . . .

Das Schönste im Trostland ist der Abend, wenn ich mich fortschleiche von Mensch und Tier, einsam auf der Brücke stehe, hinabblicke in das schäumende, blinkende Wasser und hinaufspähe zu den ewigen Sternen, die nirgends sonst so machtvoll leuchten, wie hier. Über den Bergriesen ein rötlicher, verdämmernder Schein, in der feuchtfrischen Luft eine gesunde Kraft und Würze. Und eine Stille ringsum, die alle irdischen Wünsche schlaftrunken macht, alle Himmelsträume wundersam auslöst . . .

Nun möchtet Ihr wohl gerne wissen, wo mein Trostland liegt und wie es heißt mit seinem wirklichen Namen? Aber das ist mein Geheimnis. Denn wenn Ihr es wüßtet — dann kommt Ihr vielleicht mit Putz und Komfort den heiligen Frieden zu verscheuchen — und dann gäb' es kein Trostland mehr für die arme Königin, die seiner bedarf!

A Liabsgschicht.

In oberösterreichischer Mundart von **Hans Mittendorfer.**

Dort beim Bergerl.

Dort beim Bergerl steht a Häuserl
Ganz vasteckt in lauta Bam;
Auf an Astl singt a Zeiserl
Hoamli, hoamli, herst as kam.
Und i schleich mi hin zum Hügerl,
Zuwi zu die Äpfelbam.
Aba 's Zeiserl hebt scha d' Flügerl —
Wanns na, wanns na wieder kam!

Dort beim Bergerl fliaßt a Bründerl,
Windt sie hoamli duri 's Tal
Und ön Staudnan rauscht a Winderl,
Singt so schön a Nachtigall.
Mecht mi schia zum Bründl blanga
Wan i abasteig ins Tal —
I laß 's bleibn vor lauta Banga,
I vatreibat d' Nachtigall.

An Engerl.

An Engerl is gschlossn
Wie d' Vögerl aus'n Oarn,
Hat d' Ostern grad troffn
Und a Dirndl is 's woarn.

Zwoa Fuaßerl zum hupfn
Und d' Flügerl zum fliagn?
Wohl drin nu im Schupfn,
In da goldaran Wiagn.

Blauäugerl zum Lachn,
Schier 's Woan nu nöt gwehnt;
Solang dö zwa wachn
Geht da Maitag nöt z' End.

Zwoa Handerl zum Drucken
Und 's Herzerl hoaß gnua —
Und 's Glück baut die Brucken
Davon und dazua.

Zwoa Feua.

Da stehngan zwoa so still beinand
Und warm und fest liegt Hand in Hand;
Im Herzen d' Liab, am Himmel d' Sunn,
Zwoa Feua sans, dö löscht koa Brunn.

Wann d' Sunn valöschat, wurdats bald
Stockfinstre Nacht und eisi kalt;
Koan Frühling gabs, koa Vogerl sang
Und alle Lust, alls Leben vagang.

Wann ausglöscht wurd im Herzen d'Liab,
Da schauat's trauri aus und trüab;
Koa Jauchza klingat hell im Gwänd.
Da hätt erst Lust und Leben an End.

Doch Gott sei Dank, uns wird nöt bang;
Bis alls vageht, so lang besteht
Im Herzen d' Liab, am Himmel d' Sunn,
Zwoa Feua sans, dö löscht koa Brunn.

Da Habi.

D' Liab is a Habi,
A Vogerl is 's Herz;
Und gach schiaßt er abi,
Er hat's schon, eahm gherts.

Dö Krallna, dö schlagt a
Tiaf ein, so weit 's geht
Und 's Vogerl, dös tragt a,
Wohin er's gern hätt.

Moant 's Dirndl, dös sauba,
Das stimt nit ba mir —
Und da Habi, der Rauba,
Steht grad obar ihr!

A Früahlingsab'nd.

A schena Abend is gwön im Moa.
An ötla Stern habn gfeangatzt grad,
Daweil — mir stehn beinand, mir zwoa —
Der Mondschein füra bleangatzt hat.

I han di zu mir zuwa druckt,
Hon gmoant, i laß di nimma aus,
Han tiaf in deine Äugerl guckt —
Es leucht a hella Schimma draus.

Es is, als wann a brunn, da Wald,
So rot, so schen, so herrli gwön.
Und unsa Liab is damals halt
Im Aufgehn und gar gfährli gwön.

„Mei Leben," hast hoamli gsagt, „dein gherts!"
Vom Himmel is a Sterndl gfalln. —
Is wiedar in a Menschenherz
Für d'Liab a Samenkerndl gfalln?

Auf da Sunnseit.

Grad af da Sunnseit blüaht,
Dirndl, dei heiters Gmüat;
Hüat da den Platz!
Gib auf koan Schattn acht,
Schau nöt gegen Mitternacht.
Dirndl, mei Schatz.

Rosn am Gartenzaun
Toan so liab außaschaun
Her übern Roan:
Rosn gibts allawärts,
Aber mei Liab im Herz
Blüaht ganz allon.

D' Welt in da Frühlingszeit
Steht volla Herrlichkeit,
Schimma und Pracht;
Dirndl, dei Liab valaugn,
Wanns da aus all zwoar Augn
Jublt und lacht!

Dirndl, mei Glück, mei Segn,
Dir schlagt mei Herz entgegn
Bis 's Lebn vablüaht.
Sing auf da Sunnseit gern;
Wirst as wohl oft nu hern,
Dirndl mei Liad.

Mei Freud.

Mei Freud is a Bah,
Der lauft allweil tal=a;
Und wann ih just Zeit hätt,
I rennat eahm nah.

Mit dö Kersch hats nu Zeit,
Aba Rosn gibts gnua;
Is a Rosn mei Freud,
Derfst nöt schmöda dazua.

Mei Freud is a Fink,
Der ma dort und da schreit;
Drum spring i so flink
Und drum lauf i so weit.

Mei Freud is a Schwalbn
Fliagt bald niada, bald hoh;
Und i juchz auf da Alm,
Eh i schlaf auf'n Stroh.

Mei Freud is a Kerschbam,
Is voll weißa Blüa;
Und wann ma wer d' Kersch nahm,
I passat eahm für!

Im Hirbst hängan Nusserl
Beinand oft drei, vier;
Mei Freud is a Busserl,
Liabs Dirndl von dir!

Zwoaloa Frucht.

Wer d' Kerschn gern ißt,
Der steigt aufi ön Bam,
Laßt si d' Müh nöt vadriaßn,
Denn aba fallns kam.

Sunst fressens eahm d' Wessn,
Sunst stiehlt eahms da Spatz —
Und so is's mit an Kerschbam
Und a mit an Schatz.

Wer d' Bussln gern mag,
Muaß si's a-zbrocka trau;
Ob gstohln oda gfundn,
Koa Katz schreit Miau.

Koa Katz schreit Miau
Und koa Haushund vameldts
Und koa Hahn kraht darnach
Und koa Dirndl vazählts.

Wanns d' Kerschn brockst a,
Steht der Bam lari da;
Bei an Dirndl dö Bussln,
Wia gschwind wachsns nah!

Sö wachsn so gschwind
Als wia d' Bleamal im Moa;
Und geht grad da recht Wind,
Blüahn da neuni für zwoa.

A Sünd.

Wann wer in sein Unglück
Schnurgrad und stockblind
Rennt drein, und ma warnt nöt
Begeht ma a Sünd.

Wann oana sein Glück,
Das viel gsuacht, amal findt
Und ma hilft eahms nöt fanga,
Begeht ma a Sünd.

Und wann ma an Schatz hat
Und heirat nöt gschwind,
Fein lusti, fein ledi,
Begeht ma a Sünd.

Willst a Liadl hern.

Willst a Liadl hern?
Du, i sing dar oans:
Siagst da drobn die Stern,
Leuchtn, leuchtn koans.

Willst a Liadl hern?
Du, da Fasching kimmt;
Wird zum Tanzn wern,
Is schon d'Zithern gstimmt.

Willst a Liadl hern,
Dirndl, heut von mir?
Schau, i han di gern,
Laß mi ein zu dir!

Hast mei Liadl ghert? —
Mach mar auf gschwind, geh,
Eh's ma d'Zehan gfrert
Da heraußt im Schnee!

Dort drobn auf'n Berg.

Dort drobn auf'n Berg
Steht a kloans, a kloans Haus
Und a wundaliabs Dirndl
Geht dort ein und aus.

Sie singt wiar a Zeiserl,
Springt um wiar a Reh;
Und i schau zu dem Häuserl
Z'tags oftmals in d'Heh.

Und üba dem Häuserl,
Da leucht jede Nacht
Da Liabsstern uns zwoan
Voll Schenheit und Pracht.

D' Steigerl.

Da Stock und da Stoa
Stehn an iada alloa;
Aba fahri, i kimm
Üba Stock, üba Stoa.

Und gehn i auf d'Nacht,
Wanns a Schneewerl hat gmacht,
In da Früah kennst mein Weg
Üba Stiegl und Steg.

Hoamli aus, hoamli ein
Üba Grabn, üba Zäun;
Mei Steigerl is kloa,
Finds auf d'Nacht i alloa.

Aba hoam wann i geh
In dem frischgfallna Schnee,
Gengan Steigerl daher
Üba kreuz, üba quer.

Alles schlaft. Koani Stern,
Koa Liacht, koa Latern.
Und d'Steig bei da Nacht?
Hau, da Teufl hat's gmacht!

Ön Attasee 's Wassa.

Ön Attasee 's Wassa
Is klar bis ön Grund
Und kloani und größani
Stoa siagt ma drunt.

Ön Attasee 's Wassa
Wirft Wellna haushoh;
Und wann i nöt untageh,
Bin i z'tot froh.

Ön Attasee 's Wassa,
Dös spiaglt und leucht;
Aba Sturm und schens Wöda
Währt alls nur an Eicht.

Ön Attasee 's Wassa
Is tiaf bis ön Grund;
Und ziagts di da abi,
So wirst nimma gsund.

Bal stürmisch, bal ruahwi,
Bal hell uud bal trüab —
Ön Attasee 's Wassa
Is netta wia d'Liab.

Dö Bam schlag'n aus.

Wann an End da Winta nimmt
Und da Früahling wieda kimmt
Kemman Bleamal liab und kloa,
Auf da Wies, auf Feld und Roa,
Kemman d' Vogerl übers Meer
Singadi daher.

Und dö Bam schlagn ar aft aus,
Blüah wern aus dö Boherl draus,
D'Veigerln guckan aus'n Gras
Nu vom Tau a bisserl naß;
Steht da guat, dös Sträußerl, schau,
San so frisch und blau!

Frisch und blau — is nu nöt lang,
Han i ghert von dir an Gsang;
Mecht das Liadl wieda hern:
Blau san meine Augnstern;
Blaua Himml, schena Mai,
Blau bedeut die Treu.

Und a Busserl kriag i heut!
Schau nöt abi nach der Seit,
Mir in d'Augn — was is denn das,
Lachst und san da d'Guckerl naß?
„. . . Blüah wern aus dö Boherl draus
Und dö Bam schlagn aus . . .“

Ma solls nöt glaubn.

Ma solls nöt moan, ma solls nöt glaubn,
Ma laßt si Glück und Friedn raubn
Und bhalt si 's schwari Herz und 's Woan,
Ma solls nöt glaub'n, ma solls nöt moan.

Das nennens d'Liab, dö große Liab,
Dö macht oan d'Augn vom Woana trüab
Himml und Erdn sperrts oan zua;
Das goldra Schlüsserl hat da Bua.

Da Bua, der laßt si nimma segn,
Denn 's Unglück is ja eh scha gschegn,
Es is scha gschegn, es is scha gfehlt,
Es schaffts koa Mensch mehr aus da Welt.

Da kimmts ma wiar a Tram in Sinn.
Dös Schlüsserl lag im Abgrund drin,
Und daß i's suacha müaßat drunt
Und daß i's nimma finda kunnt.

Vawoanti Aug'n.

Mei Dirndl hat vawoanti Augn
Und sagt, daß nimma lacha kann.
Was mag ihr denn so unguat taugn?
Und leicht ma da nix macha kann?

Sie hat ja früha glacht und gscherzt
Und nia an bösn Brumma gmacht;
Und han is bußt und han is gherzt,
So hat ihr nix an Kumma gmacht.

Sie is nöt harb, sie is nöt guat,
Sie sagt, daß 's Herz so schwar is worn,
Daß 's gschreckt is worn, ihr lustigs Bluat,
Und daß da Scherz so rar is worn.

„Mir is's,“ hat's gsagt, „vom Schicksal bstimmt,
Daß i mit Woan mi bring um d'Augn.“
Und ausschauts, daß ma schier dakimmt,
Sie hat so tiafi Ring um d'Augn.

Zwegn was i nimma aufi geh?
Ja, Dirndl, schau — i kann dar's sagen:
Ja, Dirndl, schau, du woaßt as eh —
I kunnt da gar nix anders sagen . . . .

Schad'nfreud.

's Dirndl woant drei ganze Nacht schon,
Schaut beim Tag so trüab ins Land;
Und da geht bei'n Leutn 's Gspracht schon
Volla Bosheit umanand:

Wann dö Sündflut bei dem Weiberl
Aufhert, derf ma gar nöt fragn,
Weil seit Noes Zeit dö Täuberl
Koanni Ölzweig nimma tragn.

Drum, drum, drum.

Drum, drum, drum laßt di nimma seha,
Drum, drum, drum bleibst so gern dahoam!
Was si krumm gwachsn hat, wird nöt leicht gre-a,
Was amal schreiat wird, bleibt halt nöt ghoam.

Drum, drum, drum wern a d'Leut nöt wenga
Drum, drum, drum stirbt a d'Welt nöt aus;
Was d' ön dein Gartl ziagst braucht da neamd schenka;
's Schlagl is zuagfalln und gfanga is d'Maus.

Drum, drum, drum tuast a Häuberl stricka,
Drum, drum, drum suachst fürs Nest a Strah;
Wan was von selba kimmt, brauchst nöt drum z'schicka;
Is wohl an Unmuaß — a Freud aber a!

Heimgärtners Tagebuch.

Die Helden von der Drachenhöhle.

Man soll den gleichen Spaß nicht öfter als einmal machen, sagte die Gallmeyer gern, wenn sie eine lustige Rolle jedesmal anders spielte. Sie hatte recht. Selbst der Herrgott, wenn er denselben Spaß zweimal macht, fällt das zweitemal gründlich ab.

Vor zehn Jahren hatte er etliche Personen ins Lurloch gesteckt und sie mehrere Tage drinnen gelassen. Das ganze Land, die halbe Welt war darüber aus Rand und Band. Jetzt wiederholt sich der Herrgott, dieweilen er fast in derselben Gegend einen Mann ins Drachenloch kriechen läßt. Der kommt nicht hervor, man weiß, daß er in der Höhle ist, vermutet, daß er sich darin verirrt hat, aber niemand kümmert sich weiter drum. Der Spaß ist abgebraucht, der Herrgott damit durchgefallen. Es vergeht der erste Tag, ohne daß der Mann aus der schauerlichen Höhle, die hoch im Gewände des Röthelsteins ist, wieder hervorkommt. Es vergeht der zweite Tag. Man liest ein paar Zeitungsnotizen, daß der Mann immer noch nicht vorhanden ist. Er hat Verwandte und Bekannte, die ihm gut sind, die um ihn bangen. Aber alles ist wie gelähmt. Überall hört man Männer sprechen von ihrer Tapferkeit. Touristenvereine sind im Land, Behörden, die sich sonst überall gerne hervortun — es rührt sich nichts. Der Besitzer der Drachenhöhle hält lustig Hochzeit, bei der die Männer der Gegend beisammen sind und tanzen müssen.

Es kommt der dritte Tag. Nun steigen zwei Frauenzimmer ins Gehänge hinan, kriechen in die Höhle und finden den Verirrten halb verschmachtet in der finsteren Grotte. Zwei Frauenzimmer!

In welchem Lande ist das geschehen? Ich mag's nicht sagen — aus Bescheidenheit. Man kann stolz sein auf ein Land, das solche — Frauen hat.

Eine Ansichtskarte.

Die bei mir einlangende Korrespondenz pflegen meine Leute zu ordnen. Wenn sie anonyme Briefe an mich nicht etwa unterschlagen, wozu sie sich vor Jahren einmal die Erlaubnis ausgebeten, so hat diese reizende Literatur ganz aufgehört. Sie wird sich nicht rentiert haben. Seit längerer Zeit ist kein Schimpfbrief mehr an mich gelangt, mit Ausnahme einer einzigen Postkarte, die zwischen einer Kreuzbandsendung sich bis zu mir durchgeschwindelt hatte. Diese aber ist so köstlich und verdunkelt so sehr die eintönige und langweilige Art dergleichen Erzeugnisse, daß ich sie einem Musterbriefsteller für Schusterln empfehle. Das Schriftstück, datiert: Graz, am 24. September 1904, lautet also:

„An den hochverachteten Herrn P. K. Rosegger, Gutsbesitzer, derzeit Dichterling in Krieglach. Du Urochs mit deinen Kirchen- und Schulhausbauten! Baue lieber einen Narrenturm, wo man dich einsperren kann, oder ein Zuchthauß für gewissenlose Volksverführer und Religionsschänder, wie du einer bist. Deutschnationaler Hund du!

Ein katholischer Padriot."

Ist das nicht von köstlicher Frische? Alles Banale fehlt, sogar die Landschaften und gemalten Figuren, mit denen heutzutage die Postkarte verdorben wird, so daß sie für den ursprünglichen Zweck der Mitteilungen fast unbrauchbar geworden. Und doch ist auch das eine — Ansichtskarte. Mehr Mühe als die schwunghafte Verleumdung scheint ihm die Handschrift gemacht zu haben, die er aus begreiflicher Furcht vor dem Entdecktwerden verstellen mußte. Er hat sonst eine ganz hübsche Schrift und schreibt korrekt, fast wie ein Gebildeter, aber diesmal hat er in seine Kratzfüße ein paar orthographische Fehler gesetzt, wie es dem „Mann aus dem Volke" gebührt, wenn er seine Entrüstung gegen Renegaten und Volksverräter in schlichtem Zorne Ausdruck verleiht.

Der Schäker hätte das einfacher machen und bei unserer nächsten Begegnung im Stadtpark mir seine Ansicht über mich mündlich anvertrauen können. Fünf Heller sind auch ein Geld und dann — offen gesagt — geniere ich mich ein wenig vor meinem Briefträger darob, daß ich Korrespondenten habe, welche zu — vorsichtig sind, um unter ihre Ansicht auch ihren Namen zu schreiben.

Von der Zeitungspresse.

Als ich vor etwa fünfunddreißig Jahren in die Zeitungsstube einer Großstadt kam, stand ich noch vor der Tür ehrerbietig still, wie vor einem Lehrsaal, in dem Erhabenes gelehrt wird, und dachte: Dahier nun ist die Quelle aller Wahrheit, aller Weisheit, alles Lichtes! — Na da hat sich einer ordentlich geschnitten. Ich fand in der lauten Zeitungsstube in Benehmen, Reden und Arbeiten die größte Frivolität, die mir bis zu jenem Tage überhaupt vorgekommen. Die zehn Herren etwa, die da rauchend und witzelnd herumsaßen und standen, waren frivol gegen das Volk, frivol gegen ihren eigenen Beruf, frivol gegen alles, was ich für heilig hielt. Ein ganz verfluchter Eindruck war es, den ich damals von der Journalistik erhielt und den ich bis heute nicht ganz überwunden habe.

Endlich scheint aber doch die Journalistik selber zum Bewußtsein ihrer Schäden zu kommen. Der internationale Preßkongreß, der vor kurzem in Wien tagte, hat wohl gezeigt, daß er nicht allein der glänzenden Festlichkeiten wegen zusammengekommen ist — er befaßte sich bei seinen Beratungen ziemlich energisch mit den moralischen Angelegenheiten der Journalistik. Man sprach von einer nötigen Vorbildung und Ausbildung zu diesem Beruf. Man sprach von der Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit im Nachrichtendienst. Man sprach von der Diskretion, mit der Privat- und Familienangelegenheiten öffentlich behandelt werden sollen. Man sprach von der Ehrenhaftigkeit der Journalisten untereinander, von der Ausstoßung schlechter und zweifelhafter Elemente. Man sprach von der Notwendigkeit einer größeren Redlichkeit und anständigeren Form in der Polemik. Man sprach begeistert von der großen sittlichen Aufgabe der Presse und meine Worte, daß die Zeitungen nicht den Launen und Neigungen der Menge nachlaufen sollten, sondern derselben vorangehen als ernste Führer auf allen Gebieten des Lebens, haben großen Beifall gefunden.

Nun werden wir halt sehen. Den Leitern des Kongresses ist es gewiß ernst um die Sache, für die sie unentwegt und selbstlos arbeiten seit manchem Jahr. Doch der Preßwagen hat zu tiefe Furchen gefahren, als daß er von heute auf morgen aus dem alten Geleise kommen könnte. — Bislang scheint die Bekehrung in der Tat bloß innerlich zu sein, denn auswendig ist noch nicht viel davon zu merken. Bei den letzten Wahlen hat man nicht die Streitaxt vergraben, was man ja auch nicht verlangen kann, man hat auch nicht die Hohn- und Schimpfspieße vergraben, und nicht den Giftbecher der Verleumdung, mit dem politische Gegner einander die persönliche Ehre vernichten; vergraben aber hat man die erst neu und stolz aufgehißte Fahne mit dem Leitspruch von der Wohlanständigkeit der Form in der Polemik. Und ich fürchte sehr,

diese Fahne wird so lange vergraben bleiben in der feuchten Erde, bis sie vermodert.

Als ich mit der Gallmeyer Komödie spielen sollte.

Die bevorstehende Aufführung meiner dramatischen Szene „Komödianten“ in Wien erinnert mich an die Ursache dieses Stückchens.

Sie kam nicht von innen, sie kam von außen. Es war im Jahre 1883, als eines Tages die unvergeßliche Pepi Gallmeyer an mich herantrat. Sie wohnte damals in Graz, war leidend und wollte sich vom Theater zurückziehen. Das ist beim Komödiantenblut nie so ernst gemeint, man gibt immer noch Gastrollen und wirkt bei Wohltätigkeitsvorstellungen mit, bis auf einmal wieder irgendwo ein Engagement zustande kommt. Vollends die Gallmeyer konnte man sich außerhalb der Theaterwelt nicht denken, so oft sie auch damals in die Kirche ging und nach Mariazell wallfahrtete, um sich — wie sie sagte — fürs Sterben zu schminken. Sie trug damals eine fuchsrote Perücke, sah gealtert aus und besprengte sich jeden Abend mit Weihwasser aus einem Gefäß, das sie in Mariazell gekauft hatte. Trotzdem trat sie auf dem Grazer Theater in Gastrollen auf und plante für Wien eine Wohltätigkeitsvorstellung, deren besonderer Zweck mir nicht mehr erinnerlich ist.

Für diese Wiener Wohltätigkeitsvorstellung nun wollte sie eine dramatische Szene aus dem steirischen Volksleben haben, die ich verfassen sollte. Aber nicht bloß das. Nach ihrer Idee sollten darin nur zwei Personen vorkommen, ein alter Bauer und ein Bauernmädel, das zum Theater geht und dann tief enttäuscht zurückkehrt zum Landleben. Es sollte gleichsam ein Epilog zum Bühnenleben der Gallmeyer sein. Diese Rolle des Bauerndirndels müßte der Gallmeyer „an den Leib geschrieben sein“, wie es in der Komödiantensprache heißt, während den alten Bauer niemand anderer als — ich spielen sollte. Ich Komödie spielen! Und mit der Gallmeyer auf dem Theater! „Pepi, das ist ein guter Spaß von dir!“

„Das ist kein Spaß, mein Herr! Ich weiß was ich will und Sie müssen wissen, was Sie können. Sie werden sich ja Ihre Rolle so schreiben, wie Sie sie am liebsten spielen. Die alten Bauern liegen Ihnen ja. Ich weiß es aus Ihrer letzten Vorlesung im Bösendorfersaal. Und mir schreiben Sie eine fesche Gallmeyerrolle. Tun's mir den Gefallen. Jesses, wenn ich schreiben könnt'!“

„Aber mein Gott, Frau, ich kanns doch auch nicht. Ich kann ja keine Komödie schreiben, noch weniger spielen.“

„Paperlapap, man kann alles. Bis in vierzehn Tagen muß das Stück fertig sein — punktum! Nicht widersprechen, das vertrage ich

nicht. Ich werde gewalttätig. Sie lesen es ja in der Zeitung, wie schlimm ich bin." — „Na gut, wenns sein muß."

In acht Tagen war das „Stück" fertig. „Komödianten" wurde es überschrieben und ich war selber einer geworden. Es ist schon Komödiantentum, wenn ein Dichter einen Stoff nimmt, der nicht seinem Wesen entsprang, eine Angelegenheit bearbeitet, die nichts mit seinem Herzen zu tun hat. Es ist Komödiantentum, wenn ein Bauer auf der Bühne einen Bauern spielt, das heißt wenn einer sich selber spielt. Sich selber muß man leben, nicht spielen. Es würde sich schon zeigen, was herauskommt, wenn ein einfältiger Dorfpoet sich öffentlich ausstellt neben einer der routiniertesten Schauspielerinnen, die man je gesehen. Ein ungeheures Gelächter!

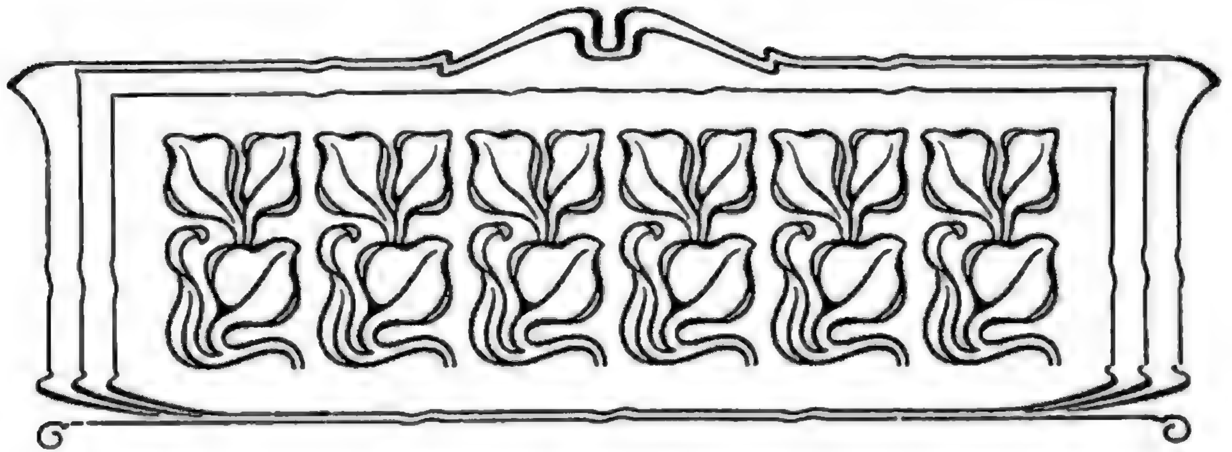
„Sein's froh, wenn man lacht!" — „Ich dank' schön. Belachen und Verlachen, das ist ein verdammter Unterschied. Dazu verstehe ich nicht, auf den Souffleur zu hören und auswendig sagen kann ich nicht zwei Zeilen, besonders wenn die Schlagworte dazwischen kommen. Kurz, es gibt eine abscheuliche Katastrophe."

All derlei Vorstellungen waren in den Wind gesprochen. Die Pepi zeigte sich entzückt über die Szene, besonders über ihre Rolle, in der ich bloß noch ein par steirische Mundartausdrücke ins Wienerische zu übersetzen hatte, dann war's „justament so, wie sie sich's gedacht" und „wir machen was! Kugeln müssen sich die Wiener! Aber ich bitt' Ihna, sein's doch ka so a Traumichnit! Glaubn's, ich lass' Ihna stecken, wenn's stecken bleiben? Spieln's so ungeschickt als möglich, falln's durch wie's wollen, — es ist halt so vorgeschrieben im Stuck, werden die Leut' glauben und kein Mensch merkt's. Ich sag's Ihnen, keck sein auf dem Theater, das is die ganze Hexerei."

Nun denn, ich versprach meine Mitwirkung in Wien, es wurde die Zeit und die Bühne für die Aufführung der „Komödianten" bestimmt. Da geschah etwas, das mich vor der Blamage bewahrte. Josefine Gallmeyer ging nach Wien, legte sich hin und starb.

Später sind die „Komödianten" in mein Buch „Stoansteirisch" hineingedruckt worden. Noch später hat sich ein Theateragent darum gekümmert und endlich hatte ich der flüchtigen Kleinigkeit ganz und gar vergessen. Nicht gering war daher meine Überraschung, als nun plötzlich in der Zeitung stand, in Wien würde ein „neues" Stück von mir aufgeführt und das hieße „Komödianten".

Das ganze „Stück" besteht aus einem zwanzig Minuten langen mehr oder weniger schalkhaften Dialog, den man höchstens einmal anhören kann und auch das nur zur Erinnerung an die Gallmeyer, zu deren unzähligen Launen auch diese „Komödianten" gehören.



Kleine Laube.

Der Sänger.

Er schritt durch's Leben auf düsterem Pfad,
Ihm ging zur Seite kein Kamerad.

Ihm schlug um's Herz des Sturmes Gebraus,
Er suchte singend sein Vaterhaus.

Wohl schmerzte ihn das harte Gestein
Und Dornen gruben ihm Wunden ein —

Wohl jagten Blitze über die Flur,
Doch pries er lächelnd die Liebe nur!

Otto Promber.

Philosophische Allotria.

Mathematik und Logik lieb' ich nicht. Mich geniert die gebundene Marschroute. Ich bin gewohnt, durchs Weltall — spazieren zu gehen.

* * *

Die Binsenwahrheit, daß man an einen Wandnagel den Hut hängen kann, ist tausendmal mehr wert, als alle von Philosophen mühsam ausgetüftelten Wahrheiten zusammen.

* * *

Jene Irrtümer, die sich noch als die praktisch zweckmäßigsten und brauchbarsten erwiesen haben, nennt man „Wahrheit".

* * *

„Man lebt nur einmal." Vielleicht ist das sehr gut gesagt. Denn, wenn man ewig lebt, so kann man nicht öfter als einmal leben.

* * *

Schon in meiner Jugend verfolgte mich oft ein überaus wunderlicher Gedanke: Mensch, Peter Rosegger aus Alpel bei Krieglach in Steiermark! Wenn du einmal gestorben bist, wirst du wieder auf die Welt kommen und genau in derselben Umgebung und als derselbe, wie jetzt, und wirst genau dasselbe erleben und tun, wie jetzt, und genau wieder so „sterben“ und immer wieder, durch alle Ewigkeit hin als der Peter Rosegger aus Alpel bei Krieglach in Steiermark anfangen zu sein und aufhören zu sein, und immer so fort. Es muß ein guter Glaube gewesen sein, denn er hat mich selig gemacht. Ich habe den Gedanken vor vielen Jahren mehrmals drucken lassen, das erstemal ausgesprochen in dem mundartlichen Gedicht: „Mei leßti Bitt'“, aber es ist mir nicht gelungen, bei anderen Leuten mehr damit zu erzielen, als ein mitleidiges Lächeln.

Da kam Friedrich Nietzsche und dem fiel an einem Augusttage des Jahres 1881 plötzlich dasselbe ein: Alles ist ein ewiges Werden und Vergehen in einem ewigen und ewig gleichen Kreislauf. Alles kehrt, nachdem es in einem langen, langen — Äonen langen Schlafe sich vollkommen ausgeruht und Vergessenheit getrunken hat, — wie neugeboren periodenweise genau so wieder zurück in das Leben, wie es früher schon einmal und unzähligemale da war. Jeder Mensch, jedes geringste Tier, jedes Staubkorn auf der Straße bewahrt seinen Bestand bis aufs kleinste hinaus. Es ist absolut unveränderlich, ist unendlichemal schon genau so dagewesen und wird unendlichemal wieder genau so kommen.

Mit Gier wurde diese Botschaft eingesogen von den Lebensdurstigen dieser Welt. Wer es einmal erträgt sein Leben ohne Überdruß, der erträgt es mit derselben Leichtigkeit millionenmal, unendlichemal, denn die Leben gleichen sich ja vollkommen und gleichen sich natürlich auch darin, daß sie, diese Leben, allergründlichst voneinander getrennt sind, daß kein Gedächtnis, keine Erinnerung sie verbindet.

Ich liebe diesen Glauben. Und wenn Gott mich einst fragen sollte, welchen Himmel ich mir von ihm wünsche, so würde ich unbedenklich antworten: „Herr, gib mir mein vergangenes Leben wieder.“

Nun kommt der große Denker Friedrich Nietzsche und bestärkt mich in diesem Hoffen. Ich verstehe nur eines nicht, nämlich, wozu Nietzsche zwischen den sich wiederholenden Leben die langen, langen Äonen braucht. Freilich, auf holperigem Wege kann man nur langsam fahren. Und sein Weg ist sehr holperig, denn er ist die Materie, er ist die ungeheuere wirkliche Welt, nämlich wie sie wirklich unseren Sinnen erscheint. Der Denker nimmt die Welt und den Menschen als durchaus real existierend an — na, damit läßt sich freilich dann so schnell nicht fertig werden. Um die erschöpfte Erde wieder keimfähig zu machen, braucht es lange Winter. Ich mache das einfacher. Wenn ich schon mit aller bisherigen Denkweise über Natur und Geist breche, so breche ich gründlich; wenn ich schon glaube an die ewige Wiederkunft, so verschmähe ich vor allem die langen Zwischenakte, es geht auch so. Und am allerbequemsten geht es auf die Weise, daß ich die Welt in mein Ich verlege, daß sie nur eine Vorstellung, eine Einbildung meines Ich ist. Ist es so weit, dann bin ich absoluter Souverän über alles, dann besteht alle Wesenheit und alles Geschehen einzig nur in der Form meines Denkens, mein Denken ist die Weltgeschichte. Und nun ist es ein Leichtes, die ewige Wiederkunft zu machen, mir vorzustellen, in langen oder kurzen Zwischenräumen, je nach Belieben. Hat der Menschengedanke sich nur einmal befreit von dem Vorurteile der sogenannten Tatsachen und Wissenschaften, dann ist er allmächtiger Alleinherrscher aller Reiche.

* * *

Die Welt, von der wir glauben, daß sie um uns da sei, weil wir sie sehen, hören, riechen und fühlen, ist in Wirklichkeit gar nicht da, sie ist nur ein Werk unserer Organe. Aber dann — so entgegnet uns Nietzsche — wären ja unsere Organe selbst, die wir noch im Bereiche der Außenwelt wahrnehmen, das Werk unserer Organe. Richtig. Wir machten nämlich einen Fehler im Ausdruck, als wir von Organen sprachen. Es gibt keine Organe. Unser eigener Leib, den wir sehen, gehört eben zu der uns umgebenden Welt, die überhaupt gar nicht vorhanden ist. Sie ist nur ein eingebildetes Werk unseres Ich. Und unser Ich ist gar nichts anderes, als ein Punkt, der sich weiß. Ein Ich, das sich unwillkürlich vorstellt, es hätte Hände und Füße, Kopf und Magen, Vater und Mutter, Haus und Familie und rings um sich sei eine endlose Zeit und eine unermeßliche Außenwelt.

Eine bequemere Philosophie als diese, gibt es nicht. Hast du die paar Zeilen inne, dann bist du fix und fertig, dann weißt du alles und hast noch das Gute, daß kein Kritiker der Welt deine Philosophie umstoßen kann. Denn der Kritiker existiert gar nicht, er ist nur eine Vorstellung des Punktes Ich.

* * *

Gedanken lassen mit sich nicht spaßen. Da nimmt man von irgendwoher so eine handvoll Gedanken, um damit zu spielen, sie zu kneten und zu formen, bis ein niedliches Popanzchen daraus wird. Allmählich bekommt das eine Art Menschennase, Augen und einen Mund und der flüstert einem zu: „Ich bin auch jemand! Ich bin dein Kamerad, du willst mit mir scherzen; ich bin dein Feind, du wirst mit mir ringen. Ich kralle mich in dein Gehirn, du wirst mich von dir schleudern wollen, aber ich sauge dir das Blut aus den Adern, ich trinke deine Seele. Du dachtest, ich sei dein, und nun bist du mein. Ich, der Gedanke, bin die Wesenheit und du, der leibliche Mensch, bist das Schemen. Einer vorwitzigen Laune halber hast du die Feder in dein Blut getaucht, nur spaßeshalber für einen Federstrich. Du hast mir deine Seele verschrieben, nun nehme ich dich mit mir. Frevelhaft lüstern hast du mich als einen paradoxen Einfall erzeugt, nun glaubst du an mich!"

So höre ich das Popanzchen raunen. Ich mache den philosophischen Allotrias rasch ein Ende. **R.**

Woher die Sehnsucht stammt.

Von Wolfgang Madjera.

Als von des ersten Wunsches Fluch beladen
Der Mensch das ihm bestimmte Paradies,
Den blumenreichen Garten aller Gnaden,
Am Stab des Heimatflüchtigen verließ,
Nahm in die Welt mit seinem ersten Schritt
Als Angedenken er die Sehnsucht mit.

Flog dann sein Blick nach schwüler Qual des Tages
Die sonnenbraune Ackerflur entlang,
Da bäumte sich sein Herz beschwingten Schlages,
Und eine Träne in sein Auge drang,
Das an des abendgelben Himmels Rand
Die gold'nen Tore suchte und nicht fand.

Uns aber, seinen Söhnen, ist geblieben
Das Los, ihm nachzuleiden, was er litt,
Nach kurzer Lust zu lassen, was wir lieben,
Und zu beweinen, was uns früh entglitt;
Und in den Tränen unserer Sehnsucht nur
Glänzt der verlor'nen Paradiese Spur.

Die Spieluhr.

Vor einigen Jahren besuchte ich eine junge Dame, die ich eine lange Zeit nicht gesehen hatte. In ihrem väterlichen Hause hatte ich manche frohe Stunde verlebt. Nun traf ich sie wieder als verheiratete Frau. Sie war nach dem Tode ihrer Eltern mit ihrem Gatten in das ererbte Haus gezogen. Dort machte sie mich mit ihrem liebenswürdigen Eheherrn bekannt. Wir unterhalten uns von dem, von diesem, wie's so geht. Als ich mich verabschieden will, tritt Frau de Wiele zu mir: „Sie müssen sich von der Gartensaaltür aus die Landschaft wieder betrachten. Ich erinnere mich, wie gerne Sie von dort in die Ferne schauten."

„Mit Vergnügen, gnädige Frau."

„Wir drei gehen an die Tür."

„Das ist Grönsen," sagt Herr de Wiele.

„Der rote kleine Turm?"

„Nein, etwas rechts; bitte über den Apfelbaum weg."

„Ah ja, ich sehe. Ich vermisse aber die hübsche Kirche von Kampen. Sie lag doch . . ."

„Die hat der Blitz im vorigen Jahre eingeäschert."

„Du bist — der bes—te Bru—der a—auch nicht," spielt plötzlich die alte Rokokouhr auf der Diele.

Frau de Wiele errötet leicht: „Aber, Herr Doktor, tausendmal um Verzeihung, daß ich meine Pflichten als Hausfrau vergaß. Sie müssen mit uns frühstücken."

. . . und die junge Frau ist verschwunden.

Mir fiel da, plumps wie der Stein in den Teich, eine kleine, hübsche, unschuldige Geschichte ein.

Bald saßen wir am Frühstückstisch. Frau de Wiele ist heiter wie vorhin. Die Röte ist längst verflogen.

Auf dem Nachhauseweg mußte ich einmal vor mich hinlächeln:

Frau de Wiele, wie sie noch ein junges Mädchen war, und ich hatten einmal in schwüler Mittagstunde in der Gartensaaltür gestanden. Ich entsann mich, daß aus der nun abgebrannten Kirche von Kampen just die Jahrmarktsfahne ausgehängt wurde, und daß wir das beobachteten.

Es war so still.

Das hübsche schlanke Mädchen lag, weiß der Kuckuck, wie's kam, an meiner Schulter.

Es war so still.

Meine rechte Hand umfaßte, weiß der Kuckuck, wie's kam, ihr Gürtelband.

Es war so still.

Wir küßten uns.

„Du bist — der bes—te Bru—der a—auch nicht," spielte plötzlich die alte Rokokouhr.

Detlev von Liliencron.

Vom geächteten Volksliede.

Es wanderte vor Zeiten ein halbwüchsig Büblein durch die deutschen Lande mit wundervollen Augen und strahlendem Angesicht, als wenn es aus einem Märchen auf die Erde gekommen wäre. Und alle wollten es beherbergen und überall war es wohl gelitten, denn es hatte ein trautes, tugendsames Betragen und eine süße zauberhafte Stimme, die einem jeden zu Herzen drang.

Unsere Großeltern sind diesem Musenkinde noch allenthalben begegnet in Feld und Wald, bei Festlichkeiten und auf der Landstraße. In unseren Tagen aber war es verschollen, oder es hielt sich versteckt in tiefer Einöde, denn es war ihm auch gar zu schlecht ergangen seit Großväter- und Urgroßväterzeiten. Manchmal noch versuchte es, in Herbergen oder am häuslichen Herde einen Platz zu finden, denn es weilte so gern im bunten Schwarme, doch überall wurde es fortgewiesen.

Trat es zu den Burschen in die Schenke, dann verlachten sie es wohl und riefen: „Was willst du, junger Fant? Störe uns nicht im Kartenspiel!“ Kam es wieder zu den Dirnen, wenn sie unter dem Haustor standen, so spotteten sie seines kindlichen Gehabens; und ging es zu den Männern, die am Tagwerke saßen, oder zu den Frauen, die sich in der Küche ermüdeten, so wurde es auch dort vor die Tür geschoben; für Müßiggänger, so hieß es, habe man keine Zeit in unsern Tagen.

Und so mengte es sich unter die Kinder, da es doch selber ein Kind war, und sang ihnen seine lieblichen Weisen vor, wenn sie auf der Wiese den Ringelreigen hüpften, wenn sie von den saftigen Weidenruten die Pfeifchen abdrehten oder wenn sie im Sommer die Marienkäferchen von der Hand fliegen ließen. Noch niemals waren den Kindern diese Spiele so schön vorgekommen, aber wenn eines dann zu Hause in süßer Erinnerung vor sich hinsummte:

Summerkalbel fliege, dei Vater ös an Kriege,
Deine Mutter ös ai Pummerland, Pummerland ös abgebrannt.
Summerkalbel fliege! Dei Vater ös an Kriege,

da eiferte die Mutter mit harten Worten: „Wo hast du denn die ordinären Reden wieder aufgelesen? Du willst gebildeter Leute Kind sein und treibst dich in solcher Gesellschaft herum?“ — Und nun gingen ihm auch die Kinder aus dem Wege.

Das mutige Büblein aber hegte noch immer eine Hoffnung. Es zog die Gassen und Straßen entlang an den schmucken Häusern vorüber, aus deren Fenstern ein Klimpern und Singen schallte von früh bis abends. Aber so oft es auch vorsprach, es wurde nirgends verstanden. Mit den Buben, die sonst wohl einen frischen Ton lieben, war nicht zu reden; sie warfen den Kopf zurück und schauten hochmütig herab auf das volkstümliche Kind; sie bestanden die Flegeljahre, das mag sie entschuldigen. Die Töchter aber, die so viel von ihrer Zeit am Klavier zubrachten, spielten aus dem „Vogelhändler“, wie es Mode war im Lande, oder sangen von der ersten Liebe und seufzten dazu.

Da wandte ihnen das Büblein lächelnd den Rücken und klopfte bei den Gesangvereinen an; doch die Sänger waren ganz abgespannt und hielten sich große Notenblätter vor das Gesicht. Sie hatten eben zum fünften Male eine schwierige Stelle durchgesungen, die immer noch nicht klappen wollte. Darum schauten sie mit grämlichen Mienen auf den seltsamen Gast und einer fragte unfreundlich: „Wo kommst du hergelaufen?“ „Ich komme aus deutschen Landen“, war die Antwort. „Wer sind deine Eltern?“ hieß es weiter. Da verklärten sich des Bübleins Augen und freudig erwiderte es: „Ich stamme aus demselben Blute wie ihr, geehrte Herren!“ Doch darüber ereiferte sich einer und greinte: „Eine saubere Verwandschaft wär' mir das! Mein Vater spielte die erste Geige und ich singe das hohe C, mußt du wissen.“ Mit diesen Worten öffnete er schon die Tür und das Büblein ging.

Da wurde es traurig darüber, daß es überall nur Spott und Hohn gefunden und schlich scheu und verlassen auf den Straßen umher. Es ließ noch ab und zu seine Wunderstimme erklingen, nur um selber zu hören, ob sie ihm nicht verloren gegangen sei in all der Kümmernis, aber wenn sich irgendwo die süße Stimme erhob, so wurde sie gleich durch die gröhlenden Töne eines Gassenhauers niedergeschrien.

Da wußte es das schöne Kind, daß es geächtet sei unter den Menschen. Es zog sich in einsame Bauernhöfe zurück, die weitab von der Heerstraße lagen und fristete ein freudloses Dasein. Nur zu besonderen Zeiten, in der Walpurgisnacht, im grünen Maien, zur Sonnwendzeit und zum heiligen Christ konnte man es noch singen hören, und wenn gelehrte Stadtherren zufällig die vollen Töne erlauschten, so zeichneten sie dieselben wohl ins Notizbuch ein, es wurde viel davon gesprochen und die Zeitungen schrieben darüber, aber die Herzen der Menschen wollten sich dennoch nicht öffnen und das arme Kind schmachtete weiter in der Verbannung.

Wahrhaftig, es war ein Glück, daß es nicht ganz verdorben und gestorben ist, denn eines Tages wurde es vor den König gerufen, der von dem verborgenen Aufenthalte des seltsamen Bübleins Kunde bekommen hatte. Wie es so dastand vor dem Mächtigen mit frischem, rotwangigem Antlitz und ihn aus zwei klaren Augen so treuherzig anschaute, da hatte er seine helle Freude an dem gesunden Kinde des Volkes. Sinnend lauschte er dem vollen Klange der weichen Stimme, dann sprach er: „Dich hat man unschuldig verstoßen, darum will ich, der König, dich aus Acht und Bann erheben. Von heute an sollst du wieder freies Bürgerrecht haben auf deutscher Erde!“

Kaum war dies prächtige Herrscherwort verklungen, so wurde das fröhliche Büblein überall mit hellem Jubel begrüßt, an tausend Orte wurde es gerufen und festlich empfangen — und so möge es auch wieder einziehen in das deutsche Heim mit seiner ganzen Schönheit, Frische und Reinheit, das zu neuem Leben erwachte deutsche Volkslied!

Jetzt wirft noch die Lohe rascher Begeisterung verklärend ihren Schimmer darauf, zum Gedeihen aber bedarf es vielmehr der gläubigen Liebe und der stillen währenden Treue des Volkes. Darum, ihr Deutschen, kann es seinen Platz nur an unserem Herzen haben!

Karl R. Fischer.

Singvögel.

Weher Gruß.

Die Mutter kommt vom Sonntags-Kirchengang. —
„Noch niemals ward mir doch der Weg so lang!
Mit siebzig Jahren wird das Wandern schwer,
Ich fühl' es nun, mein Kind: Bald geht's nicht mehr!“

Die gute, treue Mutter sagt es schlicht.
Welch banges Melden aus den Worten spricht!
Ein dunkler Schatten steigt vor mir empor,
Wie dumpfes Hämmern hallt es meinem Ohr.

Das tiefste Leid schickt mir den ersten Gruß.
Ich werd' es tragen, weil ich's tragen muß,
Allein ich hielt es noch so fern, so weit —
Und nun der erste Gruß: Es naht die Zeit!

Franz Floth.

Am Blöckensteiner See.

Es liegt auf duftiger Waldeshöh',
Umrahmt von bleichem Klippensaum,
In tiefer Einsamkeit ein See,
So still wie märchenhafter Traum,[1])
Und, wiederspiegelnd sich, erhebt
Die steile graue Felsenwand.
Vom milden Sonnenschein umwebt,
Weit schimmert sie hinaus in's Land.

Wie sinnender Gedanke ruht
Im Bett das Wasser regungslos
Und düster schaut's aus glatter Flut,
Als wäre in dem Felsenschoß
Versunken hier das Erdenweh.
Hoch schaut das ernste Waldesgrün
Zum finstern träumerischen See,
Der ruhig sich ergießet hin.

Was siehst du schwarzes Aug' mich an
Mit deinem feuchten dunklen Glanz?
Mich faßt geheimnisvoll dein Bann
Und hält mich stets gefangen ganz,
Den, der sich gern und oft dir naht
Und locket mit geheimer Macht
Mich Wanderer zum Seegestad
Herauf in deine Waldesnacht.

Am Berg die Muse weilt und sinnt
Und horcht des Waldes Herzschlag hier,
Horcht hier, wie duftig klar hinrinnt
Der Quell des Zaubers für und für.
Im hohen Gras es weht und rauscht,
Der Seebach zieht hin wie im Traum,
Es schweigt der weite Wald und lauscht,
Wie hehre Weih' geht durch den Raum.

J. Rothbauer.

Purpurträume.

In purpurnem Licht träume ich hin
Ich bin eine stolze Königin,
So unerreichbar
Der Flamme vergleichbar
Die vernichtet, was sie liebt.
Möve mit den Silberschwingen
Trug meine Sehnsucht
Weit übers Meer.
In den dunklen Rosen um mich her
Webt ein feines Klingen,
Ein sehnsuchtsvolles Singen.
Ein leises Klagen um verlornes Glück.
Selbst der Panther mit dem wilden Blick
Schmiegt sich sehnsuchtzitternd mir zu Füßen . . .
Und das purpurne Licht hüllt alles ein,
Als stünde die Welt in Flammen.

Es flammet der Himmel rot wie Blut
Leis zittert dunkler Rosen Glut.
Ich schreite durch düstere Herbstesruh
Und sehe der sterbenden Liebe zu.
Und ich sehe und sehe, wie sie verglüht
Und knisternd der letzte Funken zersprüht.
Es flammt der Himmel rot wie Blut
Über dunkler Rosenglut.

Friedl Zacharias.

Liebespfand.

Was dort so durstig Sonne trinkt,
Kann keine Herbstzeitlose sein.
Die Blume, die am Wegrand winkt,
Wird eine wilde Rose sein.

Sie hat den blütenreichen Strauch
Als letztes Sonnenkind geschmückt
Und ward, wie ihre Schwester auch,
Als Liebesangebind gepflückt.

Daß sie am Wegrand liegen blieb —
Sie mocht' dazu geboren sein.
Mag wie dies Pfand nicht auch die Lieb
Dereinst am Weg verloren sein!

Mittendorfer.

[1]) Im Volksmunde gehen allerhand Sagen und Märlein von verwunschenen Seelen im Grund des Wassers. Seetiefe 58 m, Höhenlage 1060 m.

Herbstabend.

Vergehen draußen, gedämpftes Licht
Im Zimmer; ein Mund, der leise spricht
Und gut wie immer.

Im Dämmern sitz ich und schweige still,
Geborgen vor Leid, nun nimmer will
Kennen ich Sorgen.

Den Vorhang nieder, welch' fahler Schein
Am Fenster! hinweg, nicht hier herein,
Verweht Gespenster!

Die Blätter rauschen im Sturm der Nacht —
Wie Sonnen in deinem Blick es lacht,
Wir ahnen Wonnen. — — —

Vergehen draußen, gedämpftes Licht
Im Zimmer; ein Mund, der leise spricht
Und gut wie immer....

Kurt Sonnemann.

Judas im Herrn.

Von Edith Gräfin Salburg. (Dresden. Karl Reißner, 1904.)

Ein Mann, armen jüdischen Eltern entsprossen, schlau und geschmeidig, aber voll gemeiner Geld- und Herrschgier, ist katholischer Priester geworden und wurde zum Bischof einer großen, reichen Diözese gewählt, wo er dann ungeheueres Unheil anrichtet. — Das ist der Hauptinhalt des neuesten Romans von Salburg.

Vor zehn Jahren wäre es noch nicht möglich gewesen, ein solches Buch zu schreiben, der Stoff wäre zu unwahrscheinlich, zu unerhört gewesen, die Leser hätten einer so ausschweifenden Phantasie nicht geglaubt. Seither haben wir wieder gesehen, das die Wirklichkeit alle Phantasie übertrumpfen kann, „Judas im Herrn" ist bestätigt.

Man muß es gleich sagen, „Judas im Herrn" ist das beste Werk, das diese talentierte Erzählerin uns bisher geschenkt. Von aller Kraßheit der Tendenz fern (sie hat mit künstlerischem Maße eher gemildert) stellt sie ein großartiges Bild aus dem Leben dar, von dem Unglück, das ein hoher Priester, wenn er danach ist, stiften kann. Ein glühender Zorn durchlodert das Buch, um im Namen der Menschheit und des Christentums einen Verräter zu richten, der von seinen Berufsrichtern straflos entlassen wird. Mit welcher Liebe anderseits ist in demselben Buche das katholische Priestertum, das im Zeichen der Liebe steht, behandelt in mehreren schlichten und treuen Priestergestalten, die der Bischof verfolgt und vernichten will. Wie überzeugend ist das Leid und die innere Wut der armen Menschen dargestellt, die unter der Tyrannei des hohen Gesalbten zerdrückt werden. Wie fein sind aber auch jene lächerlich bornierten, aristokratischen Kreise geschildert, die unter dem Banne des Adelswappens und des Krummstabes verlernt haben, vernünftige und wahrhaftige Menschen zu sein. Gerade auf diesem Gebiete ist Edith Gräfin Salburg unübertroffener Meister. Ferner bekundet das Buch wahre Religiosität, nicht bloß durch die mit aller warmen Freudigkeit dargestellten Taten der Liebe und Aufopferung, durch pietätvolle Behandlung des kirchlichen Lebens, soweit es im christlichen Geiste ist (was jeder Christ leicht kontrollieren kann), sondern auch durch das Verständnis und die Duldung, die es für den alten Glauben der Juden hat.

Alle Schlacken, die sonst an einem großen Talente besonders empfindlich sind, an diesem Werke sind sie abgefallen, so daß man unter wenigem Vorbehalte sagen kann, der Guß steht klar und rein vor uns da. Einige Charakterexzentritäten sind nicht Übertreibungen, vielmehr konsequente Steigerungen, die der Dichter an seinen Gestalten durchzuführen hat, weil es ihm darum zu tun ist, nicht das Banale, sondern stets das in seiner Art Hervorragende darzustellen. Was man vielleicht gerne gesehen hätte, das wäre stellenweise eine größere Offenbarung der seelischen Vorgänge an der Hauptgestalt, damit ihr seltsames Handeln verständlicher würde. Womit aber nicht gesagt sein soll, daß diese Gestalt einer inneren Motivierung entbehrte. Solche Menschen sind in sich konfliktlos, und da ist dann eben nicht viel zu zeigen.

Das Buch hat die Verfasserin mir, als einem Gesinnungsgenossen, zugeeignet. Die Auszeichnung freut mich, ist aber insofern unbequem, als daraufhin mancher meiner Leser diese Würdigung im Sinne einer Gegenartigkeit auffassen könnte. Nun, das ist sie nicht. Ich wäre dreist genug, Gutes mit Bösem zu vergelten, wenn es die Überzeugung verlangte. In diesem Falle bin ich doppelt glücklich, das Buch aufrichtig empfehlen zu können. R.

Lustige Zeitung.

Aus der höheren Töchterschule. Lehrer: „Was versteht man unter einem Ästhetiker?" (Schülerin schweigt) . . . „Nun, was ist denn Ästhetik?" — Elsa: „Die Lehre vom Schönen!" — Lehrer: „Und was ist dann ein Ästhetiker?" — Elsa (verschämt): „Ein schöner Lehrer!"

Abgewinkt. „Würden Sie wohl einer dringenden Bitte ein freundliches Ohr leihen?" — „Mein Ohr sehr gern, wenn es nur nichts anderes ist!"

Beteuerung. „Balduins Braut ist häßlich?!" — „Ich sage dir: So viel Geld gibt's ja gar nicht!"

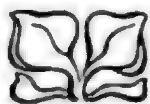
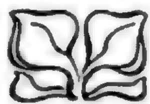
Tourist: „Sagen Sie doch, Herr Grenzgendarm, wird der Schmuggel hier wirklich mit solcher Dreistigkeit getrieben, wie man allgemein hört?" — Gendarm: „Das will ich meinen! Die Kerls paschen hier herum mit einer Frechheit — die alle Grenzen überschreitet."

Ausreden lassen. „Herr Wirt, für Ihr Bier sollten Sie öffentlich belobt werden." — „Sehr schmeichelhaft." — „Es ist das beste Mittel gegen Trunksucht."

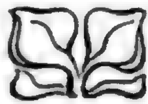
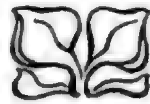
Der Kampf ums Dasein. Beamter (zu einem Arzt, der die Meldung von seiner Niederlassung in der Stadt erstattet): „Wir haben leider schon viel zu viel Ärzte in unserer Stadt!" — Arzt: „Ja, wir Ärzte wollen alle leben!" — Beamter: „Die andern aber auch!"

Woher kommt das Wort Kandidat? Die Gelehrten wissen's recht gut, woher es kommt, aber der holsteinische Bauer weiß es doch noch besser. „Allweg gut deutsch," meint der Holsteiner, „wozu erst fremde Sprachen zu Hilfe nehmen!" und erklärt das Wort folgendermaßen: Wenn da ein junger Mann hohe Schulen besucht und viel gelernt hat, so geht er zum Examen. Und dann fragen ihn die Herren in weißen Binden hin und her, und der junge Mann antwortet — wenn er kann. „Dor heit dat denn" (da heißt es dann), erklärt der Holsteiner weiter, „kann he dit und kann he dat? (kann er dies und kann er das?) Und kann he dat, so is hei en Kandedat!" (Und kann er das, so ist er ein Kandidat!)

Anmaßung. Er: „Warum bist du denn auf die Rätin so wütend; sie hat dich doch sehr freundlich gegrüßt?" — Sie: „Ja, aber diese neue Anmaßung: sie hat zuerst gegrüßt — als wenn sie jünger wäre als ich!"

Bücher.

Stöffele. Lebensbild eines tirolischen Heldenpriesters von Arthur Achleitner. (Wien. Heinrich Kirsch. 1904.) Zuhalb Biographie, zuhalb Roman. Das Ganze ein rührendes Volkspriesterleben. Das Stöffele, in den Tälern des oberen Inn, ein armer Dorfgeistlicher, der 92 Jahre alt wurde, und es nie bis zu einem gutbestallten Pfarrer gebracht hatte. In den Tiroler Befreiungskriegen war er Feldpater und sogar einmal Kommandant einer Schützenkompagnie, vor allem aber kluger Diplomat, immer bestrebt seiner Heimat zu dienen, die Kirche zu schützen und Gewalttaten zu verhindern. In späterem Alter gründete er aus wohltätigen Spenden Klöster für Barmherzige Schwestern und zur ewigen Anbetung. Auch für Schulbrüder hatte er ein Klösterlein zusammengebettelt, aber da wollte anfangs niemand hinein; dann wurde es von Faulenzern und allerhand zweifelhaften Gesellen mißbraucht, bis es von den Behörden aufgelöst werden mußte. In seinem Greisenalter war er „Messenleser" in einem Dörfchen bei Imst, und als solcher hat der kleine Bettelpriester einem sterbenden Könige die Sterbesakramente gereicht. Am 9. August 1854 fuhr Friedrich August von Sachsen durch das Inntal. Unweit Imst, an einer scharfen Biegung der Straße stürzte der Wagen, der König kam unter die Pferde und wurde durch einen Hufschlag an dem Kopf tötlich verletzt. — Im hohen Alter starb das „Stöffele" in einem von ihm gestifteten Kloster.

Als reiner Mensch, der sich ganz für seine heiligen Ideen hinopfert, ist dieser Leutpriester bewundernswert. Er war die Verkörperung jener Tiroler Dorfpriester, die im Jahre 1809 vorwiegend aus kirchlichen Gründen gegen die Fremdherrschaft das Volk aufriefen und zum Teil selbst führten. Die bayerische Regierung hatte mit an und für sich vielfach vernünftigen Maßregelungen zu rücksichtslos in kirchliche Gerechtsame eingegriffen, so war die Empörung in manchen Gegenden mehr eine kirchlich-religiöse, als eine politische.

Stephan Krismer, genannt das „Stöffele", war vor allem römisch-katholischer Priester, der auf kirchlichen Kult, auf Sakrament, Rosenkranz, Kloster u. s. w. sein Hauptaugenmerk richtete. Ein wahrhaft frommer Mann, obschon seine Lebensarbeit, so gut sie auch gemeint gewesen, nicht als allgemein humanitäres Wirken wird gelten können. Aber es darf nicht verschwiegen werden, daß der Dichter von diesem Priester auch Züge reinster Menschenliebe und heldenhafter Selbstbescheidung zu erzählen weiß. Und man merkt es dem Buche an, wie bei Schilderung gerade dieser Seite dem Erzähler das Herz warm wird. So ist der erste Teil des Buches, wo von dem selbstlosen Wirken als Seelsorger und Menschenfreund des näheren erzählt wird, auch viel bedeutender als der zweite Teil. In dem ersten Teil kommen auch Naturschilderungen vor, wie z. B. der Winter im Gebirge, die geradezu entzückend sind. Achleitner hat uns schon manches gute Buch geschrieben, der erste Teil des „Stöffele" aber gehört zu dem allerbesten seiner Muse. Später kommt eine drollige Episode — die gemeinsame Wagenfahrt Stöffeles und die Aussöhnung mit seinem größten Feind, dem bayerischen Hauptmann — die trotz ihrer etwas seichten Begründung den Beifall der Leser haben wird. Im ganzen ist es ein frisches, auch ethnographisch lehrreiches Buch voll innerer Lebenswahrheit. M.

Spiegelspiele. Erzählung aus dem Leben einer jungen Frau von M. J. Heldeberg. (Dresden. E. Pierson 1904.) Eine widerliche Ehegeschichte. Aber die Wahrheit! Gut, nur von einer Frau mag man solche Wahrheiten am wenigsten hören, da vergeht uns an ihr die Freude. Ihr Mann ist ein gemeiner Lump. Schön. Dann muß sie ihm aber nicht glauben, daß alle Männer so sind. Doch, man muß nicht vergessen, daß es gewiß eine tief unglückliche Frau ist, die das Buch geschrieben hat, ein so schlimmes Buch, das geeignet ist, auch anderen das Glück zu zerstören, sie unglücklich zu machen. Übrigens hat die Erzählung manche psychische Feinheiten, besonders gedenke ich eines prächtigen Ausspruches, den die Frau zu ihrem Manne sagt, da sie trotz allem bei ihm bleiben will: „Niemals von dir einen Sohn, der das tun würde, was du getan hast, niemals eine Tochter, die das leiden würde, was ich gelitten habe." M.

Morgendämmerung. Roman von Viktor Wall. (München-Leipzig. G. Müller.) Der Werdegang eines Menschen. Das Verhältnis der Eltern zu einander, das Kind als Produkt desselben, die Kinderjahre, die innere Entwicklung des jungen Mannes, Sturm und Drang, die Wahl eines Berufes und seine Enttäuschungen, seelische Kämpfe, Erkenntnis und Klärung, das sind die Hauptkapitel dieses Romanes, der gar nichts Sensationelles an sich hat und dennoch durch seine schlichte Wärme, Wahrheit und ethische Kraft zu fesseln vermag. In der Form ist noch viel Unbeholfen-

heit zu spüren, aber es finden sich auch zahlreiche Stellen von ergreifender unmittelbarer Innigkeit, Blicke in Tiefen, aus denen das Gold einer reichen psychologischen Begabung glänzt. Walls Roman bedeutet eine Gährung, die guten Wein verspricht. H. F.

Auf warmer Fährte. Jagd- und Jägerbilder aus Steiermarks Bergen von J. R. Franck. (Wien. Gerold & Co. 1904.) Dieses Büchlein kann man gar nicht genug loben, immer noch wird der Leser sagen: Ach, es ist noch besser! Besonders wenn dieser Leser ein Jäger ist. Der alpine Jägerhumor ist hier nachgerade kompressiert und hat in seiner ursprünglichen Frische wirklich etwas Bezauberndes. Es sind harmlos heitere Jagdgeschichten und Bilder, mehrere derselben in Volksmundart, die meisterhaft behandelt ist. Die Bezeichnung „Waldfrische", die so gerne für Dorf- und Gebirgsliteratur angewendet wird, hier ist sie durchaus am Platz. Allerdings muß der Leser zwei Dinge selber mitbringen: Die Jägerfreude und die Kunst, Jägerlatein zu lesen, dann wird er sich an der Sammlung köstlich unterhalten. M.

Peips Taschen-Atlas über alle Teile der Erde in 36 Haupt- und 70 Nebenkarten. Mit geographisch-statistischen Notizen von Otto Weber. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Gar häufig empfindet man beim Lesen der Zeitung den Wunsch, sich rasch über die Lage einer darin erwähnten Örtlichkeit zu unterrichten, auf der Karte nachzusehen, wie diese oder jene Grenze läuft u. dgl. mehr. Dann wieder wird in der Unterhaltung über irgend eine geographische oder statistische Frage gestritten, — kurzum in unzähligen Fällen empfindet der im Zeitalter des Verkehrs lebende Mensch das Bedürfnis, sich rasch und zuverlässig in solcher Richtung orientieren zu können. Bequemer läßt sich das nun wohl kaum ermöglichen, als durch diesen Taschen-Atlas, der im Raume eines handlichen Notizbuches, das man ganz bequem stets bei sich tragen kann, ein alle Teile der Erde umfassendes Kartenmaterial nebst den Plänen der wichtigsten Städte u. s. w. bietet und außerdem noch eine erstaunliche Menge von geographisch-statistischen und geschichtlichen Notizen. V.

St. Privat. Von Karl Bleibtreu. (Stuttgart. Erich Gußmann.) Nie ist dieser gewaltige Kampf so eingehend und anschaulich vor Augen geführt worden. Niemand wird diese Schlachtdichtung, die selbstverständlich auch dem Verhalten auf französischer Seite gerecht wird und hier zum erstenmal die Zustände beim Gegner gefechtsstatistisch klarlegt, ohne innere Ergriffenheit aus der Hand legen. V.

Ebbe und Flut. Hamburger Geschichten von Otto Erich Kiesel. (Leipzig. Friedrich Rothbarth.) Gustav Falke war es, dem Otto Erich Kiesel sein literarisches Werden verdankt, der Kiesels schriftstellerische und dichterische Begabung erkannte und seine Entwicklung förderte, so daß er seinen früheren Beruf — er war Schneider — aufgeben konnte. Auch Liliencron und Otto Ernst gehören zu Kiesels besonderen Förderern, das dürfte vorerst zur literarischen Rechtfertigung des neuen Autors genügen. V.

Seid Täter des Worts! Von Rob. Aeschbacher. Predigten über den Brief des Jakobus. (Bern. A. Francke.) So braucht's und versteht's unsere Zeit: lebendig, die Gewissen treffend, auf Erfahrungen und Zweifel eingehend, die Erscheinungen der Gegenwart berührend, anschauliche Bilder und überzeugende Beispiele, Gedanken in einer Weise zum Ausdruck gebracht, daß sie sofort haften. V.

Das Werden und Wachsen der deutschen Kunst und des Kunstgewerbes in allen Zweigen, von den kleinen Anfängen an, wird in volkstümlicher Sprache dargestellt, in der soeben im Verlage von Otto Maier in Ravensburg erschienenen **„Geschichte der deutschen Kunst"** von Dr. H. Schweitzer. Die Anordnung des reichen Stoffes gibt eine gute Übersicht, während gleichzeitig der Anhang das Nachschlagen von allen Einzelheiten ermöglicht. Die Illustrationen sind charakteristisch gewählt und bieten auch manches noch gar nicht oder doch selten Wiedergegebenes. V.

„Kind und Kunst". Illustrierte Monatshefte zur Pflege der Kunst im Leben des Kindes. Diese Monatshefte werden unter Mitwirkung der berufensten Schriftsteller aus dem Gebiete der Kunst, Pädagogik und Literatur, sowie der besten Illustratoren unserer Zeit durch Wort und Bild in vornehmer Darbietung und allgemein verständlicher Behandlung eine Niederlegung dessen sein, was in den letzten Jahren unter der Devise: **„Die Kunst im Leben des Kindes"** in die Öffentlichkeit gedrungen ist und besonders in den Kreisen der Lehrerschaft, sowie aller gebildeten Laien starken Wiederhall und herzlichste Aufnahme gefunden hat. Spiel und Arbeit, das Lied, der Reigen, turnerische Spiele, das Leben im Hause wie die Stunden in der Schule — alles wird in das Bereich gezogen. V.

Das Blatt der Hausfrau (Wien. Friedrich Schirmer.) bringt seinen Leserinnen im ersten Heft des neuen Jahrganges die neusten Herbst- und Wintermoden, praktische, kleidsame Kindergarderobe, sowie einfache und elegante Wäsche

für Kinder und Erwachsene, Vorlagen für Kunst im Hause u. v. A. und verspricht in ihrem Prospekt von jetzt ab in jedem wöchentlich erscheinenden Hefte praktisch verwendbare Moden, einfache und künstlerische Handarbeiten zu bringen: „Vom Neuen das Neueste. Aus dem Skizzenbuche ihres Modeberichterstatters aus aller Welt.“ Doch nicht der Mode und der Ausschmückung des Heims allein ist der Inhalt des Heftes gewidmet. Es bietet auch der tätigen Hausfrau und sorgenden Mutter eine Fülle belehrender und praktischer Artikel. Im unterhaltenden illustrierten Teil beginnen die beiden Romane: „Im Strudel“, von Emil Franz, „Die andere Seele“, Roman von C. v. Tornau. Von praktischem Wert ist gewiß vielen Leserinnen die Geld und Zeit ersparende Auskunftsecke und der Briefkasten.

Vogl-Wichners Volkskalender für 1905 (Verlag von Karl Fromme, Wien) ist soeben erschienen. Nicht weniger als 60 Bilder zieren das beliebte Buch und der literarische Teil bietet in Abwechslung spannende Erzählungen und Schwänke, Gedichte, Ratschläge für Haus und Hof, allerlei Spaß und Preisrätsel. V.

Büchereinlauf.

Die Erbgräfin. Erzählung von Georg Bormann. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 1904.)

Die Kentaurin. Roman von Bianca Bobertag. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt. 1904.)

Der Muttersohn. Roman eines Agrariers. von Johannes Dose. (Glückstadt. Max Hansens Verlag.)

Helles und Dunkles. Erzählungen von Eva Treu. (Glückstadt. Max Hansens Verlag.)

Ein gefährlicher Mann. Sein Kind. Novellen von A. von der Elbe. Mit Bildern von M. Hohneck. (Reutlingen. Enßlin & Laiblin.)

Der Vikar. Novelle in Versen von Adalbert von Haustein. Zweite Auflage. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Deutsche Humoristen. Dritter Band. Hausbücherei der deutschen Dichtergedächtnisstiftung. (Hamburg-Großborstel. 1904.) Dieser Band enthält Beiträge von Hans Hoffmann, Otto Ernst, Max Eyth, Helene Böhlau.

Meister Lampes lustige Streiche und Abenteuer. Für die Jugend bearbeitet von Martin Bonlitz. Mit Bildern von Maximilian Liebenwein. (Nürnberg. E. Nister.)

Leonatus. Ein Trauerspiel in fünf Akten von Wilhem Hille. (Braunschweig. E. Kallmeyer.)

Im Verlag „Der Barde“, Leipzig, erschien von Rudolph Braune-Roßla ein vieraktiges Drama **„Zum Regiment“**, das im Jahre 1806 spielt, den Übermut der preußischen Junker, aber auch den Opfermut und die Treue zum Vaterland schildert.

Der Teufelsschlosser. Dramatisches Gedicht in 4 Aufzügen von A. Gauß-Bachmann. (Stuttgart. Jos. Roth'sche Verlagshandlung.)

Dafnis. Lyrisches Porträt aus dem siebenzehnten Jahrhundert von Arno Holz. (München. R. Piper & Co. 1904.)

Wechselnde Sterne. Liebesleben und Leiden. Gedichte, Aphorismen von Karl Blietz. (Diessen, Baiern. J. C. Huber. 1904.)

Weisen des Lebens. Gedichte von Friedrich Beck. (Berlin. E. Ebering 1905.)

Gedichte von Elisabeth Lichatscheff. (Dresden. E. Pierson.)

Ottomar Zeh, der verschwiegene Registrator. Gereimtes von Rudolf Smolla. Illustriert von Martin Growald. (Dresden. E. Pierson.)

Schöne alte Kinderlieder. Ein deutsches Hausbuch, herausgegeben von Martin Boelitz. Mit Bildern von Adolf Jöhnssen. (Nürnberg. E. Nister.)

Hochschulvorträge für Jedermann. In losen Heften. (Leipzig. Dr. Seele & Comp.)

Hebbels Ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Richard Specht. Sechster und letzter Band. Inhalt: Aus Tagebüchern und Briefen. Mit einem Anhang bisher unveröffentlichter Briefe (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.)

Die Religion unserer Klassiker Lessing, Herder, Schiller, Goethe von Karl Sell. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1904.)

Lebensfragen. Schriften und Reden, herausgegeben von Heinrich Weinel. 1. Band: Naturalistische und religiöse Weltansicht, von Rudolf Otto. (Tübingen. J. C. B. Mohr.)

Die Greuel der Verwüstung. – Der Islam. Keine Rasse! Keine Klasse! — Brüder Alle! Von Muhammad Adil Schmitz du Moulin. (Leipzig. Kommissions-Verlag von Rudolf Uhlig.)

Der klägliche Versuch, Eugen Dühring totzuschweigen von Paul Pacher. (Salzburg. Selbstverlag. Auslieferung an den Buchhandel durch Eduard Höllrigl.)

Über die Notlage vieler verheirateter Frauen der besseren Stände und über den Zusammenhang mancher dieser Notlagefälle mit der Prostitution. Von Hans Anton. (Dresden. E. Pierson.)

Wie die Weiber lieben. Psychologische Momentaufnahmen von S. Altenberg. (Dresden. E. Pierson.)

Auf warmer Fährte. Jagd- und Jägerbilder von J. R. von Franck. (Wien. Gerold & Co. 1904.)

Hygiene und Moral! Eine zeitgemäße Studie über Gesundheits- und Sittenlehre von

Dr. Paul Good. (Straßburg. F. X. Le Roux & Co.)

Der Naturarzt am Krankenbette. Von W. Gotthardt. 2. verbesserte Auflage. Herausgegeben von Elisabeth Gotthardt. (Malsitz. Selbstverlag.)

Haushaltungsbuch für Hausfrauen. Von Tilly Hosch. (Neutitschein. Rainer Hosch.)

Eine deutsche Journalistenfahrt ins Ostland. Von Albert Herzog. (Karlsruhe. Ferdinand Thiergarten. 1904.)

Zuschrift an den Heimgärtner.

Ich stelle mich vor als Volksschullehrer und langjähriger Leser Ihres mir so lieb gewordenen Heimgartens. Das Juliheft enthält einen Artikel „Heimatsunterricht.“ Wir Lehrer sind Ihnen dankbar für Ihr Einstehen für die Volksschule, aber wir sind auch verpflichtet, Bemerkungen über unsere Arbeit in der Schule klarzustellen. Sie schreiben, daß der Religionsunterricht sich nicht über die ganze Schule erstrecken kann, wie einst, und daß der übrige Teil nicht frei wäre. Das ist Ansichtssache. Die längsten Haare des Zopfes finden Sie im „Deutsch“. Es wird uns vorgeworfen schlechte Auswahl aus der deutschen Literatur, dann schlechter Vortrag und gedankenloses Memorieren, Gebrauch technischer Fremdwörter, wissenschaftlich stilisierte Regeln, Haarspaltereien bei der Bezeichnung der Wörter, Mangel an praktischen Übungen. Dem sei gegenübergestellt, daß der Ausgangspunkt beim Unterrichte die lebendige Sprache selbst ist, daß die Sprachkenntnisse erworben werden an der Hand der sprachlichen Musterstücke des Lesebuches, daß ein verständiger Lehrer technische Fremdwörter meidet und sich nicht in Haarspalterei einläßt, weil er Zeitmangels wegen sich gar nicht darauf einlassen kann. In dieser Weise wird der Sprachunterricht erteilt. Ich weise bei dieser Gelegenheit mit Freuden hin auf die Musterbücher, die aus der deutschen Lehrerschaft hervorgegangen sind. Diese Bücher sind wahre Volksbücher und von Schulmännern geschaffen, die wohl Verständnis haben für die Bedürfnisse der Schule und des Unterrichtes sowie des späteren praktischen Lebens. Ich nenne nur die Namen: Rudolf, Reinelt, Heinrich. Diese Namen genügen. Und der Sprachunterricht stützt sich auf diese Bücher und andere, sorgfältig ausgewählte Werke der Lesebuchliteratur.

Sie verlangen auf Seite 769 verschiedene Lehrgegenstände und Schulbücher für Stadt- und Landschulen. Die Volksschule aber heißt mit Recht „allgemeine“ Volksschule und hat die allgemeine breite Grundlage der Bildung zu sein.

Sie verlangen, daß in den Realien, also im eigentlichen Sach-Unterrichte, vor allem das hervorgehoben werde, was zu der Heimat in Beziehung steht. Ja, geschieht denn das nicht? Wird nicht in der Heimatskunde vom Schulzimmer ausgegangen? Wird nicht im Geschichtsunterrichte mit Sage und Geschichte des Schulortes und seiner Umgegend angefangen? Beginnt nicht in der Naturgeschichte der Unterricht mit dem allernächsten, mit der Lehre vom menschlichen Körper und der Gesundheitslehre und der Anleitung zur ersten Hilfeleistung? Und wenn auf diese Weise und das ist die Regel, wenn in der Art der Erfahrungskreis des Kindes schrittweise erweitert wird, dann ist es ja kein Unglück, wenn auch von fremden Ländern gesprochen wird und von deren Tier- und Pflanzenwelt, weil wir ja (leider nur zuviel) in Berührung mit ihren Produkten kommen.

Daß die Volksschule die heimischen Tiere, Pflanzen und Mineralien „noch gar sehr“ vernachlässigt, ist ein Vorwurf, der erst bewiesen werden muß. Die Wochenbücher, die den vorgenommenen Lehrstoff enthalten, zeigen, daß im Realien-Unterrichte

die weitaus meiste Zeit für das Einheimische verwendet wird. Lehrbrücher der Grammatik in der Volksschule werden wohl selten, aber schon sehr selten sein.

Sie verlangen „Wirtschaftslehre“. Wir erteilen sie, soweit eben die Zeit es gestattet. Aber da schreit der Bauer nach Schulbesuchserleichterungen. Wenn diese Unterrichtserfolge nicht genügen sollten, ja dann gebe man uns nur mehr Unterrichtszeit! Der Junge besucht die Schule bis zum fünfzehnten Jahre, schreiben Sie. Ich möchte so einen Bauernjungen, der die Schule bis zum fünfzehnten Jahre besucht hat, gerne einmal sehen. Bei uns gibt es nämlich keine solchen, bei uns gibt es sehr wenig solche, die bis zum vierzehnten Jahre in die Schule gehen, freilich, fraget nur nicht „wie?“ Und wenn dann **der** Junge an einer Wechselschuld zugrunde geht, weil er nicht gelernt hat, daß das Unterschreiben eines Wechsels auch aus Gefälligkeit eine gefährliche Sache werden kann, so folgt daraus noch gar nicht, daß daran die Schule schuld ist. Es werden auf der Oberstufe Geschäftsaufsätze genug gelehrt und gelernt und geübt, aber man schaue einmal hinein in eine Dorfschule und man wird von denen, für welche eben diese Geschäftsaufsätze gelehrt werden, sehr viele sehen, die nicht zu sehen sind. Und dann ist natürlich die Schule schuld.

Betreffend die Belehrung über Verfassung, politische Pflichten und Rechte gilt dasselbe.

Es mangelt an tüchtigen Lehrern, schreiben Sie auf Seite 771. Dann machen Sie uns den Vorwurf, daß wir unsern Lehrerberuf wie ein Handwerk treiben und dabei schmerzlich an das kleine Gehalt denken. Dieser Vorwurf ist an eine andere Adresse zu richten. Wer ist denn schuld an dem kleinen Gehalt? Wer ist denn schuld an dem Zustande der Lehrerbildung?

Die Volksschule ist noch nicht vollkommen. Das ist richtig. Aber so, wie sie so oft und so gerne von ihren Freunden dargestellt wird, so schlecht ist sie auch nicht. Es fehlt ihr vornehmlich eines, sie kann vor lauter Reformern, Freunden und Verbesserern nicht zur Ruhe und zur gedeihlichen Entwicklung kommen. Alles will hineinreden. Sie soll aller Welt Narr sein, schreibt einer unserer besten Lehrer. Vom Lehrerstande gilt dasselbe.

In aller Hochachtung

Robert Pöschl, Volksschullehrer.

Zwodau b. Falkenau a. d. Eger, Böhmen.

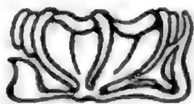
Schlußbemerkung: Es scheint, daß der Verfasser des „Heimatunterrichtes“ sowie auch der Verfasser dieser Entgegnung viel Richtiges gesagt haben. Nur hat letzterer an dem ersteren einiges mißdeutet und anders ausgelegt, als es gemeint ist. Selbst wenn die vom ersteren berührten Fehler und Mängel der Schule nur Ausnahmen sind, ist es nötig, sie zu besprechen. Daß bei Schulangelegenheiten außer den Fachleuten niemand mitreden soll, das ist eine sonderbare Zumutung. Die Schule kann Meinungen vertragen und besonders jeder, der Mißstände derselben am eigenen Fleische, an seinen Kindern fühlt, wird etwas sagen dürfen. Die Schule ist natürlich ebensowenig vollkommen, als irgend etwas anderes, aber sie wird, wie alles andere, trachten, vollkommener zu werden. Wer ihre Gebrechen und Schäden leugnet, alles an ihr rechtfertigen will, der erschwert die Reformen. Die Red.

Für die Wiedererbauung der Kirche St. Kathrein am Hauenstein

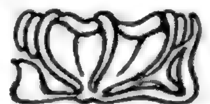
neuerdings eingegangen bei Rosegger: Landesgerichtsrätin Walther 10 K, Anton Marz 5, „Jeder Mensch hat seinen Stern“ 4, Hermann Koch 10, Ludwig Lusza 10, Leopoldine Schleck 5, Berta Kužel 5, Heimgartenleserin 3, S. G. W. Klagenfurt 10, Sophie Sywek 6, Dr. G. Hirsch 10, Wilhelm Kienzl 5, Franz Losert 6·40, Marie Pollack 4, ein „Singvogel“ 1, Julie Christiansen 20, Christian Reichel 10, v. Rieben 6, Th. Kleßl 10, Scherflein einer Witwe und Waise 10, Prof. Pleß 4, Otto Schatzmayer 5, Gerda Korber 3, Adam Albert 3·51, Friseur Turst, Sammlung 36, „Ein Freund der Waldheimat“ 4, Josefine Nitsche 4, Ernst Ryba 20, „Von mehreren Dienern“ 40.

In St. Kathrein eingelangt: Jos. Posch 4, Anton Roßmann 6, R. v. Matiegka 4. **Zusammen 3010 K.**

Graz, am 20. Oktober 1904.



Postkarten des „Heimgarten“.



F. W., Krieglach. Die Sammlung zur Wiedererbauung der abgebrannten Kirche in St. Kathrein am Hauenstein ist nicht, wie Sie glauben, von Rosegger „eigenmächtig“ veranstaltet worden. Vielmehr ist Rosegger vom Gemeindevorstand von St. Kathrein im Namen der Gemeinde dringend gebeten worden, eine Hilfsaktion für den Kirchenbau zu veranstalten. Merkwürdig genug, daß sich sonst nur wenige um diese brave Bauerngemeinde gekümmert haben.

K. L. L., Laibach. Das Theoretisieren im Sinne der Betrachtungen müssen Sie jenem alternden Manne schon zu gute halten. Das Theoretisieren ist die Lyrik des Alters; wie in der Jugend die Gefühle und Stimmungen, so verlangen im Alter die Gedanken nach Ausdruck. Wie der poetische Jüngling seine Liebe hinausruft in die Welt, als sei es die Offenbarung von etwas Unerhörtem, noch nie Dagewesenem, so sagt der Greis tausendmal schon Gesagtes mit einer Miene und einem Ernste, als sei er der erste, der's verkündet. — Es ist übrigens immer noch besser, als wenn der Jüngling Weisheiten sprechen und der Greis Liebesgedichte machen würde.

M. O., Linz. Warum man anstatt „das Wort Gottes“ nicht besser sage: „die Lehre Gottes“, fragen Sie. O Freund, zwischen der Bezeichnung „Wort“ und „Lehre“ ist ein himmelhoher Unterschied. Lehre heißt so viel, als Übertragung menschlichen Wissens von dem Lehrer auf den Schüler. Wort bedeutet in diesem Falle schlechthin Offenbarung.

D. P., Dresden. Denifle hat in der zweiten Auflage seines berüchtigten Lutherbuches sich wesentlich gebessert. Er hat die meisten Beschimpfungen gegen Luthers Person gestrichen, vor allem sind die pöbelhaften sexuellen Verdächtigungen und Verleumdungen bei den neuen Auflagen weggeblieben. Man sieht, der Mann ist ehrlich bestrebt, die Wahrheit zu suchen; daher dünkt uns Ihre Streitschrift gegen Denifle zu persönlich feindselig, als daß wir sie berücksichtigen könnten.

J. F., Wien. Wenn Sie in R.'s Waldheimatgeschichten die buchstäbliche Wahrheit suchen, dann sind Sie allerdings „dupiert“, aber von sich selbst. Diese Erzählungen gehören zu jenen Poesien, die Dichtung nach der Wahrheit, oder Wahrheit in der Dichtung sind. Sagen wir nicht „Wahrheit und Dichtung“, sondern Wahrheit in Dichtung. Der Verfasser hat das selbst oft genug angedeutet.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 20. Oktober 1904.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Peter Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Warme Feigen.

Ein Schwank von **Josef Wichner.** (Nachdruck verboten.)

Der alte Grabenbauer war mit seinem Zaun gar nicht mehr zufrieden. Da waren etliche Stecken ganz herausgerissen, andere abgebrochen, die meisten morsch und wackelig . . . . ein G'frett war's mit dem alten Zaun im alten Munde des alten Grabenbauern.

Ich meine nämlich das Gehege der Zähne, wie der alte Dichter Homer sagt, und ich meine, daß er, nicht der alte Dichter Homer, sondern der alte Grabenbauer, seine Mühe hatte, das Fleisch magengerecht zu verarbeiten, und ich meine schließlich, daß sich nicht selten ein Stück Fleisch in einen hohlen Zahn verschloff und Molesten machte und Wehtat verursachte.

In solchen Fällen schnitzelte sich der Grabenbauer in der Küche aus einem Span einen Zahnstocher, so lang wie eine Schreibfeder samt dem Halter, und mit diesem Bajonette durchsuchte er die Höhlen und förderte die Reste der Mahlzeit zu Tage.

Einmal aber hatte er seine Kraft unterschätzt, war bei seiner Höhlenforschung ausgeglitten und mit dem hölzernen Bajonette in die Wange gefahren und die hub nun, weil die Spitze abgebrochen und in der Wunde stecken geblieben war, an, zu schwären, so daß der alte Grabenbauer aussah, als habe er zwischen Wange und Zähnen einen Knödel, und daß ihn der bohrende Schmerz kaum mehr schlafen ließ.

Endlich wurde ihm die Geschichte zu dumm, und so schickte er seinen Knecht, den Dilldapp Sepp mit den Glotzaugen und den Hängelippen, in den nächsten Markt zum Bader, auf daß er ihn vom Übel, d. h. vom Knödel, erlöse und das politische Gleichgewicht rechts und links von der Nase wieder herstelle.

Ei ja, da hatte er den richtigen Boten auserwählt! Der Dilldapp Sepp war ein weitschichtiger Vetter des Damian Dumminger, von dem in meinen Volksbüchern allerlei rührende Geschichten zu finden sind, das Licht der Welt hatte er am 2. März erblickt, und so kann sich's der Leser leicht einbilden, was in der Geschichte kommen mag, die sich die Leute aus dem Waldlande zur Erhärtung des Spruches zu erzählen pflegen, daß manch ein Mensch mehr Glück als Verstand habe.

Der Sepp fand richtig den Weg in den nächsten Markt und zum Haus des Baders, und dieweil er neben der Türe die Handhabe einer Klingel erblickte, klingelte er nach Herzenslust und nach dem Gesetze der Trägheit, dem zufolge ein bewegter Körper so lange in seiner Bewegung zu verharren geneigt ist, bis ihm's ein Hindernis austreibt.

Das Hindernis war des Baders Magd. Die steckte, da die Klingelei kein Ende nehmen wollte, den zerzausten Kopf zum Fenster hinaus und schrie, als sie des Knechtes mit den Glotzaugen und den Hängelippen ansichtig wurde:

„Hörst nit auf, du Tepp?! 's ist ja eh offen!“

„Sepp heiß i', Dilldapp Sepp“, meinte der Knecht, „und anläuten muß man wohl, 's ist schicksam so. Ist der Dokter z' Haus?“

Nun, der Bader war zu Hause, und der Sepp vom Grabnerhof, der mit schweren Stiefeln über die Schwelle stolperte und dann, mit einem „Oha!“ seine Vergeßlichkeit entschuldigend, von innen an die Türe klopfte, war ihm kein Fremder .... mit dem konnte man sich schon einen Spaß erlauben.

Also erkundigte sich der Bader nach des Knechtes Begehren, und als er hörte, der Grabenbauer spiele den Geschwollenen, war er auch gleich mit einem Heilmittel bei der Hand, das nichts nützte und nichts schadete.

„Warme Feigen auflegen .... fest auflegen“, sagte er, und der Sepp wiederholte mit weit geöffnetem Munde:

„Fei .... Fei .... Fei ...., ja wa ... wa ... was ist das und wo ... wo ... wo kann i' 's kriegen?“

„Gehst zum Kaufmann auf dem Platz neben dem Prangerhansel, da kriegst 's!“

„Aber .... i' kann mir das nit merken — hab' mein Lebtag nix davon g'hört.“

Der Bader lächelte, ergriff Sepps rechte Hand und steckte den Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger.

„So . . . . das zeigst dem Kaufmann und sagst einen schönen Gruß vom Doktor und er soll dir geben, was das bedeutet.“

Der Sepp schmunzelte und hielt dem Bader die linke Hand unter die Nase:

„Gehen S', Herr Dokter, machen S' mir da auch eine; doppelt g'näht halt besser, hat mei' Mutter gesagt.“

„Gut“, erwiderte der Bader, „da hast auch eine; jetzt aber gib Obacht, daß du sie nicht verlierst!“

Er setzte dem Sepp, der genug zu tun hatte, seine Feigen festzuhalten, den Hut auf und öffnete ihm die Türe, und so torkelte der Sepp schön feierlich mit vorgehaltenen Händen und gesenktem Kopfe quer über den Marktplatz und zum Kaufmann mit den glänzenden Spiegelscheiben und den vielen seltsamen Dingen dahinter.

Aber . . . . fix Laudon noch einmal . . . . die Türe war zu und der Sepp mußte achtgeben, daß ihm die Daumen nicht ausrutschen. Also versuchte er es mit dem Ellbogen und drückte mit Gewalt, bis die Türe plötzlich nachgab und er, so lang er war, in das Verkaufsgewölbe hineinfiel.

„Na“, sagte der Gehilfe des Kaufmannes lachend, „so kommen unsere Kunden für gewöhnlich nicht herein . . . . was willst du denn eigentlich?“

„Au weh“, erwiderte der Sepp, indem er sich mühsam aufrichtete und dem Kommis alle zehn Finger ausgespreizt entgegenstreckte, „jetzt ist's mir kaput gangen und jetzt weiß i' nit, was i' will und was i' mei'm Bauern bringen soll!“

Da meinte der Kommis, der Sepp solle sich einmal umschauen unter all den hunderterlei Sachen, die da in Fächern, Truhen und Gläsern zu sehen waren; vielleicht falle ihm ein, was er brauche.

Aber da war nichts, was auch nur halbwegs einem zwischen Zeige- und Mittelfinger gesteckten Daumen glich, und als der Sepp auch die Auslage besichtigte und sich, um nur ja recht genau zu sehen, auf die Zehen stellte, rutschte er aus und schlug mit seinem Dilldapp-Kopfe gegen die Spiegescheibe.

Da riß dem jungen Kommis der Geduldsfaden und er hub an zu schimpfen:

„Was treibst denn, du . . . . du Dummerian? Ich hätt' gute Lust, dir ein paar Ohrfeigen zu geben!“

Hocherfreut schrie der Sepp:

„Ja, Pudelhupfer, das ist das Richtige, das gib mir, die muß ich dem Bauern bringen, daß er wieder g'sund wird!"

„Was", schrie der Kommis entgegen, „willst mich frozzeln?!"

Und augenblicklich hatte der Sepp eine rechts und eine links im Gesicht, daß ihm ordentlich warm wurde, und als er, mit der Ware sehr zufrieden, nach der Schuldigkeit fragte, erhielt er noch zwei darauf und brauchte keinen Heller dafür zu bezahlen.

Auf dem Heimwege beutelte er alleweil den Kopf und brummte vor sich hin:

„Spaßig .... daß der Dokter so was verschreibt! Aber er muß es wissen, was ihm gut tut, dem Bauern, und warm sind s' auch, das g'spür i' .... da fehlt si' nix!"

Indes saß der Bauer mit dem schmerzhaften Knödel im Gesicht vor der Haustüre und hielt Ausschau, ob der Sepp denn noch nicht komme und vom Doktor das Mittel bringe, das ihn von seinem Leiden befreie.

Richtig kam der Sepp ganz munter und mit absonderlich geröteten Wangen den Hügel herauf und schrie schon von weitem:

„I' hab's, Bauer, i' hab's!"

„Ist's was zum Einnehmen oder zum Auflegen?" fragte der Bauer.

„Zum Auflegen", meinte der Sepp, „fest auch noch, hat der Dokter g'sagt, und alsdann halt still, Bauer, es wird gleich vorbei sein!"

Da richtete der Grabenbauer Oberleib und Kopf so stramm in die Höhe, als sei er eine Rekrutenmaschine, und der Sepp spuckte nach alter Gewohnheit in die Hände und salbte seinem Herrn links und rechts eine warme Feige ins Gesicht, daß ihm Sehen und Hören verging und .... die Geschwulst aufbrach.

Na .... da bekam der Sepp eine Unmasse Titel aus dem Tierreiche .... dagegen half auch die gewiß triftige Entschuldigung nichts, er hab' s' nit anders bringen können, als er s' kriegt hab'.

Wie jedoch auf diese Roßkur hin nach einer tüchtigen Entleerung die Geschwulst abnahm und der Schmerz nachließ, war auch der Bauer zufrieden, nahm alle Vieher, die er seinem Knechte auf den Buckel geflucht hatte, großmütig zurück, kargte nicht mit einem ansehnlichen Trinkgelde und versprach, ihm, falls er auch einmal einen Knödel im Gesichte bekommen sollte, gleichfalls warme Feigen aufzulegen.

„Ja, der Bader", sagte er, „das ist halt unser Mann; der macht's kräftig, aber dafür hilft's auch!"

Hier ist ein Zimmer zu vermieten.

(Ein Stadtbildchen aus Hamburg von **Otto Erich Kiesel.**[1])

So! sagte Frau Warncke und hielt das auf Pappe geklebte Vermietungsangebot an das Licht, „das wär' denn ja so weit!"

„Ist es trocken?" fragte Klara, ihre Tochter, indem sie einen Augenblick das Paradehandtuch, an dem sie gerade arbeitete, in den Schoß sinken ließ und zu der Mutter aufsah.

„Trocken ist es all; aber das hat sich ganz verbogen," entgegnete ihre Mutter, indem sie versuchte, die Pappe gerade zu biegen.

„Das laß man! das ist immer so! das tut der Kleister!" belehrte die Tochter und nahm die Handarbeit wieder auf.

„Ja, ich will man das lassen, sonst reist mich das noch ganz entzwei, un das wär' nu noch so was; aber was meinst, Klara, wenn ich da noch aufschreibe: ‚bei eine Witwe', das zieht noch besser; meinst nich auch?" Dabei ließ sie sich auf den Küchenstuhl sacken, der unter der Fülle ihres Leibes knackend seine Obstruktion kundtat.

„Bei eine Witwe?" machte die Tochter ironisch; „bei einer Witwe heißt es!"

„Ach was, eine oder einer, das is mich puttegal, die Hauptsache is, daß 'ne Witwe bin; un in Ordnung is das auch nu grade nich von dir oder von dich, wie es wohl heißen tut, daß du mir auf meine alten Tage noch mit das püttscherige Deutsch kujonierst. Wenn du erst mit dem Kopf wackeln tust, scherst du dich auch den Teufel darum, ob er dich oder dir holt!" eiferte die Mutter erbost, wobei ihr Gesicht krebsrot wurde und ihre Augen leuchteten wie glühende Kohlen. „Nu ja," begütigte die Tochter, „aber richtig aufschreiben muß man das doch, sonst kommt kein gebüldeter Mann zu uns, und so'n Husch-Nusch woll'n wir doch auch nicht haben!"

„Also meinst, daß ich das aufschreib'?" meinte die Mutter schnell versöhnt.

„Laß mich das man; du schreibst schon so krittelig; hole mir man Tinte und Feder." Eilfertig erfüllte Mama Warncke den Wunsch ihrer Tochter, und im Augenblick saß diese am Tisch und malte mit vielen Schnörkeln, die sich ausnahmen wie verschiedenartig geringelte Schweineschwänzchen, auf das Plakat: „bei einer Witwe". Las man das Plakat nun der Reihenfolge nach, so lautete es so: „Hier ist ein Zimmer zu vermieten bei einer Witwe mit Mobilien". Stolzer konnte der liebe Herrgott nach den Erschaffungstagen nicht ausgesehen haben als die beiden

[1] Aus dessen „Ebbe und Flut." Hamburger Geschichten von Otto Erich Kiesel. Leipzig, Rothbarth. Das lebensfrische Büchlein sei den Freunden guter Unterhaltung nahegelegt.

Frauen, als sie ihr Werk ansahen, und wie weiland der beregte Herr fanden, daß es sehr gut sei! Dann schickte sich Frau Warncke an, das Plakat hinunterzubringen.

„Na!" meinte sie noch; „na Klara, wer weiß, der nächste ist vielleicht der richtige, und dann wohne ich bei dich!" Klara senkte schämig errötend die Stirn — —

Von dem Manne der Frau Warncke sagte man, er habe nichts Gescheiteres tun können, als er vor Jahren das Zeitliche segnete, denn die Frau sollte trotz ihrer äußerlichen Gemütlichkeit das sein, was man so gemeiniglich einen „Drachen" nennt. Ihr Mann war auch ihr allzeit gehorsamer Knecht gewesen, hatte Wasser geschleppt, Holz gehackt, und wenn, was nicht allzu selten vorkam, Mama Warncke „nicht so recht war", soll er auch die Wohnung gescheuert haben. Sintemal und alldieweil aber diese Behandlung ihres Mannes noch lange nicht hinreicht, um sie zu einem „Drachen" zu qualifizieren, muß man ein gut Teil der Gespräche über sie der Verleumdungsfreundlichkeit liebenswürdiger Nachbarn zugute halten. Seit also ihr Mann tot war, vermietete sie ein Zimmer, weniger des Geldes wegen, so nötig hatten sie es nicht, sondern um einen der Einlogierer mit ihrer Tochter zu beglücken. Die Tochter war den Absichten der Mama durchaus nicht abgeneigt, um so weniger als sie in dem Alter stand, wo unverheiratete Weiber einen Stich ins Lächerliche bekommen.

Ihre Aussteuer lag fix und fertig in den Schränken, alle Papiere waren in peinlichster Ordnung, aber „er" kam nicht. Allmählich war das Ideal ihrer sechzehn Jahre der Menschlichkeit näher gekommen, stufenweise, jetzt war sie resigniert geworden, wenn es nur ein Mann war.

Um den Mund lagerte sich der typische Altjungfernzug, ihre Schultern wurden eckig, und mit ihrer imposanten Länge hatte sie verzweifelte Ähnlichkeit mit der Pensionsvorsteherin aus den „Fliegenden Blättern". Daß sie daher bemüht war, die Nachlässigkeiten der Mutter Natur hier und da auszubessern, darf ihr kein rechtlich denkender Mensch verargen, und wieweit es eine Insolenz ihres Cousins war, der behauptete, ohne sie könne kein Bandagist Hamburgs existieren, muß dahingestellt bleiben. Mancher hatte schon das Feuer wohleinstudierter Blicke erdulden müssen; manch einer hatte schon das Malheur gehabt, Klärchen in einem Kostüm anzutreffen, dessen verfängliche Aufmachung nur zu sehr das Gepräge des Gemachten getragen hatte, um den erwünschten Erfolg zu haben. Sie war und blieb allein; allein wie das Heideröschen, aber kein unvorsichtiger Knabe kam, um Schön-Röschen zu pflücken. Mit dem Optimismus ihrer Natur hoffte sie jedoch auf des Schicksals gute Fügung. Einmal schien es auch zu schnappen, denn der derzeitige Einlogierer schien das notwendige Quantum Verständnis für die Vorzüge von Klärchens

Seele zu besitzen. Man lud ihn zum Mittagessen ein, noch einmal, und so weiter. Aber als man ihm näher rückte, rückte er aus, eine ziemliche Mieteschuld als wehmütige Erinnerung an verflossener Tage holdseliges Glück zurücklassend. — — — — — —

Nun harrten sie der Dinge, die da kommen sollten; der Nachmittag verging, ohne daß jemand nach dem Zimmer gefragt hätte; aber als es dunkelte, kam es an die Tür. Diensteifrig eilte Frau Warncke hinzu, ein junges Mädchen fragte nach dem Zimmer.

„Hm; kommen Sie man rein; was sind Sie denn?"

„Schneiderin!"

„Schneiderin?" meinte Frau Warncke und musterte das Mädchen von Kopf bis zu den Füßen; dann sah sie in das blasse Gesicht der vor ihr Stehenden, und da glaubte sie eine ganze Geschichte stehen zu sehen.

„Hm; wo arbeiten Sie denn?"

„Bei Hirsch, aufm Neesendamm!"

„In so'n feines Geschäft? Sünd Sie denn so fix?" meinte die Warncke ungläubig. Das Mädchen wußte nichts darauf zu erwidern. „Hm," machte Frau Warncke dann, „Mächens nimm ich nich ein, das is nie so was rechtes, meist so'n hergelaufenen Kram; gehn Sie man 'ne Treppe höger, die Schulzen, die nimmt immer so was!" Das Mädchen ward einen Ton bläſſer, als sie sich stumm abwandte und die Treppe hinaufging. Nun kam ein Arbeiter in Alltagskleidung an die Tür; kaum hatte der Mann seinen Begehr vorgebracht, als Frau Warncke auch schon erklärte, das Zimmer sei eben „vor'n büschen" vermietet, und sie wolle doch sofort das Plakat hereinnehmen.

„Das fehlte noch," sagte sie zu Klara, „'n Arbeiter, der sich mit seiner schmutzigen Kladasche auf unser gutes Plüschsofa rekelt; noch schöner!"

Nach einer Weile zog wieder jemand die Glocke; diesmal war es ein „Herr". Frau Warncke öffnete sofort und lud so freundlich wie möglich zur gefälligen Besichtigung des Zimmers ein; der Man schien kein Freund langen Parlamentierens zu sein, er fragte nach dem Preis, und man ward handelseinig. Als Frau Warncke den Herrn wieder hinausließ, stieg das junge Mädchen von vornhin, mit einem großen Packen beladen, die Treppe hinan; sie hatte den höhnisch gegebenen Rat der Frau Warncke befolgt und ein Logis nach ihrem Sinn und ihren Verhältnissen gemäß gefunden. Nach einer Weile brachte ein Dienstmann die Sachen des Herrn.

„Was ist er denn?" fragte Klara ihre Mutter.

„Ingenieur bei Blohm und Voß! Nu geh aber man und zieh dir 'n büschen an, dann kannst'n nachher gleich 'ne Tasse Tee hineinbringen!"

Als der neue Zimmerherr angelangt war, kam auch schon Klärchen, in einem Kostüm, das jeder Backfisch tragen konnte, und fragte, ob es dem Herrn beliebe, eine Tasse Tee zu trinken. Das Anerbieten wurde dankend abgelehnt; aber ob nicht einmal ihre Schwester hereinkommen wolle.

„Meine Schwester?" fragte Klara ganz konsterniert.

Ein unmerkliches Lächeln umspielte den bärtigen Mund des Mannes: „Verzeihung! Ihre Mutter!"

Klara lief mit puterrotem Gesicht in die Küche und schickte die Mutter hinein; der Herr bat nochmals um Verzeihung wegen des Mißverständnisses und meinte, es sei unverkennbar, daß Klara ihre Tochter sei, genau ihr Ebenbild, nur natürlich jugendlicher, frischer, reizender! Dann ohne die verzückte Miene der Mama weiter zu beachten, eröffnete er ihr, es sei seine Gewohnheit, monatlich zu bezahlen, und zwar im voraus, und er bitte sie, den Betrag in Empfang zu nehmen. Die Mutter fand sich mit Würde in die schöne Gewohnheit des Herrn und nahm das Geld schmunzelnd an sich. Man lebte sich ein, und Frau Warncke hätte keinen besseren Aftermieter wünschen können, wenn er nur Annäherungsversuchen nicht so durchaus abgeneigt schien. Ihren raffinierten Plänen setzte er eine kühle, höfliche Überlegenheit gegenüber; seit er einmal geäußert hatte, Tee zehre, war Klara nicht mehr zu bewegen, Tee zu trinken. Es versteht sich, daß alle Postsachen einer eingehenden, peinlichen Inspizierung unterzogen wurden, um zu ermitteln, ob etwa anderweitig schon ihn Hymens Bande hielten. Aber derartiges schien nicht vorzuliegen, ein Grund mehr, das Benehmen des Herrn nicht begreiflich zu finden.

Die Schneiderin, die sich eine Treppe über Warnckes eingemietet hatte, erregte das Ärgernis der tugendhaften Frauen, denn „das Mensch" hatte ein Kind, Grund genug, den stillfreundlichen Gruß des Mädchens nicht zu erwidern. Aber ihr Haß steigerte sich, als sie zu bemerken glaubten, daß ihr Herr das Mädchen, wenn er ihm zufällig begegnete, ganz besonders höflich grüßte. Das konnten auch die Frauen nicht leugnen, daß das Mädchen eine ungewöhnliche Erscheinung war und daher sehr geeignet schien, die Aufmerksamkeit der Männer zu erregen. Die schwarze Kleidung kontrastierte mit der kaum zu bändigenden Fülle des Haares lebhaft, das blasse Oval des Gesichtes mit den sehnsüchtig großen Augen, in denen ein verschleiertes Weh ruhte, hatte etwas Madonnenhaftes an sich. Ohne daß das Mädchen es ahnte, war es der Gegenstand häufiger lebhafter Diskussionen der beiden Frauen, bis sie übereinkamen, ihrem Herrn das, was sie von dem Mädchen wußten, so per Gelegenheit beizubringen. Aber der Erfolg war nicht der von ihnen erhoffte, allerdings schien ihr Herr eine Nuancierung bleicher zu werden, aber seine Stimme war doch ruhig, als er entgegnete:

„Liebe Frau Warncke, obwohl mich die Sache nichts angeht, so will ich doch die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, um Ihnen meine Ansicht über diesen strittigen Punkt darzulegen. In einer Zeit, wo jeder auf das Recht seiner Individualität pocht, wo sich die Überzeugung allmählich Bahn bricht, daß das Wohlergehen der Gesamtheit vom Wohlergehen, das heißt von der Zufriedenheit mit den ihn umgebenden Verhältnissen des einzelnen abhängt, muß auch das Recht auf Auslebung dem Weibe sowohl wie dem Manne zugestanden werden. Es ist durchaus nun nicht meine Sache, festzustellen, ob dieses Recht des Weibes dasjenige der unehelichen Mutterschaft mit sich bringt, weil es damit in schärfsten Widerspruch stellt mit all den Gesetzen, die schon zuzeiten, als der Großvater die Großmutter nahm, als unverbrüchlich und sanktioniert galten. Und dann kommen auch noch Umstände hinzu, die es nötig machen, ein Urteil von Fall zu Fall zu fällen. Errare humanum est. Irren ist menschlich, liebe Frau Warncke, es ist wirklich so viel unverschuldetes Elend in der Welt, daß wir uns hüten sollten, einen Unglücklichen kurzerhand zu strangulieren. Hinter der scheinbaren Schlechtigkeit steht manchmal unsichtbar eine Größe des Charakters, die uns, die wir vorher sagten: ‚Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jene Menschen,‘ die Röte der Beschämung in die Stirne treibt. Und damit wollen wir diesen Gegenstand ad acta legen; ich habe noch zu arbeiten. Ich wünsche Ihnen nebst Fräulein Tochter eine geruhsame Nacht!“

Dieser unzweideutigen Verabschiedung mußte Frau Warncke Folge geben; der leicht ironische, überlegene Ton, der seine Rede durchklungen hatte, gab ihr Veranlassung, gegen ihre Tochter zu äußern: Der Herr scheine auch einer von den neumodischen zu sein, denn seine Ansichten seien so „verschroben“, wie nur irgend möglich. Zu den Verschrobenheiten des Herrn schien auch der Begriff über „arbeiten“ zu zählen, denn seine Arbeit bestand diesen Abend darin, im Zimmer auf und ab zu wandeln und ein gelegentliches „Schade“ zu murmeln.

Die Mitteilung der Frau Warncke hatte ihn mehr ergriffen, als er sich eingestehen wollte, denn das Mädchen hatte auf ihn Eindruck gemacht. Daß etwas auf ihrer Seele lagere, hatte er sich schon gedacht; er hatte einen eigenen Blick, an einem Menschen das Bedeutende herauszufinden, und so hatte er sich gesagt, daß das Mädchen mit den Erscheinungen des Tages nicht im Einklang stand. Es lag etwas über ihr, das ihm sagte, daß sie Sturm kenne, ihrer Seele schlagende Wetter nicht erspart geblieben seien; aber sie hatte nichts Gedemütigtes an sich, der Sturm hatte das Kleinliche von ihr gerissen, sie stark gemacht, und so glich sie in ihrer herben Abgeschlossenheit einem blitzgetroffenen Eichenstamm, der stolz ragend allen Wettern trotzt. Das imponierte ihm, war er doch selber einer, der sich hatte durchringen

müssen, dem die Freude spärliche Rosen bisher gestreut; er liebte die Menschen, die das Leben anpackten, mit ihm rangen, wortlos, stumm. Das Mädchen schien ihm keiner jener Halbmenschen, denen die Meinung der Welt Gott und Richtschnur ist, sondern vielmehr ein Mensch, der alles gibt.

Immer mehr beschäftigten sich seine Gedanken mit dem Mädchen, und er wußte es einzurichten, daß er ihr auf der Treppe oder vor der Haustür begegnete. Über einen kurzen Gruß kam es jedoch nicht hinaus, das Mädchen schien das Absichtliche in den Begegnungen zu bemerken und verlegte ihre Tischzeit. Lange Tage sah er sie nicht, und eine quälende Unruhe marterte ihn. Aber eines Abends hatte er doch das Glück, sie zu treffen. Er zog seinen Hut und blieb vor ihr stehen. „Sie weichen mir aus, Fräulein!“ Sie sah ihn groß an; unter seinem ernsten Blick errötete sie, dann antwortete sie freimütig: „Bemerkten Sie es?“

„Und darf ich den Grund dieses für mich wenig schmeichelhaften Benehmens wissen, mein Fräulein?“

„Weil ... weil ... fragen Sie mich doch nicht!“ stammelte sie, indes ihr Auge von Tränen trübe wurde.

„Verzeihung!“ sprach er und gab den Weg frei; sie nickte nur leise mit dem Kopfe und lief eilig die Treppen hinauf. Als er langsam ihr nachstieg und in sein Zimmer trat, empfing ihn Frau Warncke mit einem süßlichen Lächeln; mit der naiven Unverschämtheit von Leuten ihres Standes glaubte sie das Recht zu haben, sich in die Angelegenheiten anderer zu drängen.

„Na, was wollte die denn?“

„Wer?“

„Die von hier oben, Sie sprachen doch mit sie!“

„Ah, Sie haben es gesehen?“ fragte er mit leisem Spott.

„Ich kuckte man grade aus, wissen Sie, und da sah ich Ihnen!“

Er wandte sich ab; dieses taktlose Frauenzimmer fing an, ihn zu ärgern.

„Na,“ fing sie dann wieder an, „die zieht ja Sonnabend aus, sie hat selber gekündigt, ihr sei der Weg zu weit von hier ins Geschäft; is man gut, so was gehört nicht zwischen anständige Leute!“

In ihm stieg es heiß auf, welch eine Meinung doch diese Art anständiger Menschen von sich hatten! „Sie haben recht, Frau Warncke, hierher gehört sie nicht!“ Sie spürte seinen Sarkasmus nicht und hielt ihren Heiratsplan für gesichert. Hätte sie aber eine Ahnung davon gehabt, daß am anderen Abend ihr Herr auf dem Reesendamm auf und

ab flanierte, um das Mädchen zu treffen, wäre sie weniger hoffnungsfroh gewesen. Das Mädchen kam allein die Treppe herab; sie erschrak, als er auf sie zutrat; seine Bitte, sie begleiten zu dürfen, konnte sie nicht abschlagen, denn sein Gesicht trug den Stempel bewußter, entschlossener Männlichkeit. Sie gingen die Alster entlang; endlich brach er das Schweigen: „Sie haben gekündigt, Fräulein?" Sie nickte nur.

„Ist es aufdringlich, wenn ich Sie frage, ob ich der Anlaß bin? Ich würde dann Sorge tragen, daß Sie nicht aus dem liebgewordenen Zimmer hinweg müßten." Sie wehrte hastig ab; ihr sei der Weg zu weit ins Geschäft, einen anderen Grund habe sie nicht. Langsam sank die Sonne; blutrote Wolkenstreifen durchflossen die tiefviolette Farbe des Himmels, der immer dunkler und dunkler ward, gemach ein Stern nach dem anderen aufblinkte. Das war ein Schimmern und Glitzern dort oben wie lauter ermunternde Sprüche eines erhabenen Geistes, alles Kleinliche abzuschütteln; auf der Alster regte sich ein lustiges Leben durcheinanderschießender Ruderbote, am Ufer promenierte die Menge; stumm hatte der Herr den Arm des Mädchens genommen. Dicht am Wasser stand eine Bank, fast netzten die verrinnenden Wogen die Füße der dort Sitzenden; hierin führte er sie, und dort fand sie Worte, ihm ihre Geschichte zu erzählen. Sie unterschied sich nicht wesentlich von den vielen anderen; eine Waise, war sie früh auf sich angewiesen, und wie es denn so kommt, wenn ein vertrauensvolles Mädchen einem gewissenlosen Manne in die Hände fällt.

„Nun lassen Sie mich gehen!" sagte sie, als sie geendigt hatte. „Mitleid will ich nicht und — — und Liebe darf ich ja nicht fordern!"

Er faßte ihre Hände und blickte warm in ihre Augen. „Fordern nicht, aber die angebotene annehmen, willst du das?" Sie schluchzte, als er sie an sich zog und im Schutze des Gestrüpps küßte.

Auf der Alster glitzerten tausend Lichter, am blauen Augusthimmel sauste eine Sternschnuppe entlang und verlor sich im unendlichen Himmelsraum.

Er zog sie an sich. „So wie die nie wiederkehrt, sei das Vergangene tot." — — —

Am nächsten Morgen machte er Frau Warncke die Mitteilung, daß er sich mit „der von da oben" verlobt habe, was eine Kündigung von ihrer Seite am nächsten Sonnabend zur Folge hatte; schließlich waren es doch „anständige Leute".

Mehr linkerhand.

Ein Schäferspiel von **Peter Rosegger.**

Schöner Antrod, ich frage dich: Wird dir die Zeit und Weil nicht lang, so allein in der Wildnis? Draußen die weite, lichte Welt, und hier stehen die schwarzen Bäume davor, und die hohen Berge machen eine Mauer zwischen dir und der weiten Welt, von der man dir lieber nichts sollte sagen. Doch denke — draußen leben sie, die Leute! Weißt du, was das heißt leben? — Atmen und Jauchzen, sagst du. O Gotteskind, wie hast du recht! Aber sie meinen was anderes. du versäumst ja. Sie haben Häuser, höher wie ein Baum. Sie trinken Wein, mehr wie du Wasser. Sie nehmen unterschiedliche Mädeln um die Mitten, und du wagst an das eine kaum zu denken. Sie machen Lärm und Musik allerlei, aber jauchzen, wie du, das können sie nicht.

Sie können nicht jauchzen. Oder recht gesagt, sie können nicht leben. Du liebst und lachst und lebst. Glaubst du das? Du weißt noch nichts, aber die Stunde kommt. Fühlst du nicht den Uhrenschlag in den Schläfen? Aus grünem Moos ist dir ein weicher Polster geflochten, ganz zarte rote Knöspelein sind hineingewoben, man sieht sie kaum, so tief hocken sie noch im Nestel, aber sie mögen sich sachte strecken, sie wollen heraus und sie kommen heraus, und in hellen Freuden wirst du erstaunen, wenn rings um dich auf langen Stengeln die Röselein stehen und schalkhaft die Köpfe schütteln und beistimmend die Köpfe neigen zu dem, was du dir denkst. — Junger, schöner Knabe, was denkst du dir denn?

Die schlanken Beine streckt er aus, die Arme hat er unters Haupt gelegt, und mit dem Steirerhütel hat er sich das Haupt zugedeckt. Als wollte er schlafen, so tut er, der Schelm, aber nur darum deckt er sein Gesicht zu, weil er fürchtet, die Finken könnten seine Gedanken erraten. Denn auf seinen Wangen blühen und in seinen Augen glühen sündhaft wundersame Gedanken. Daß er vor den Vöglein kein Geheimnis zu hüten braucht — weiß er denn das doch nicht? Er meint, was Leute nicht wissen dürfen, müsse aller Kreatur verborgen bleiben. Ein Eidechschen, leicht und lind wie ein Schatten, gleitet über seine Beine, über seine Brust, und huscht ins Heidekraut hinein und erzählt es munter seiner Familie, was es erfahren hat. Auf dem Moose liegt ein junger Menschenmann, der ist verliebt und weiß es nicht. Verliebt sein und es nicht wissen! Die kleine Krokodillenbrut lacht aus ihren breiten Mäulern, aber so leise, daß man's nicht hört.

Antrod schließt die Augen und sieht seine Schäflein im Pfränger, und wie sie sich selbander ergötzen. Mit offenen Augen hat er das noch

nie so schön gesehen, als jetzt mit geschlossenen. Aus der Ferne des Waldes gellt ein Schrei. So schreit ein Geschöpf in der Not. Es kommt näher, es ist ein schrilles Röhren, dem Schäfer wird angst und bang. Durch das Dickicht zuckt es, knistert es, eine Hirschkuh fliegt vorbei und hinterdrein der Hirsch mit hochgetragenem Gestämme. Unter seinen Füßen kracht dürres Gefälle, an die Bäume schlägt das Gestämme, daß es klingt; sein Röhren geht durch Mark und Bein.

Antrod kann nicht mehr liegen im schattigen Moose, er springt auf und schüttelt das Haupt, daß die blonde Mähne fliegt um die Achseln. Zu enge ist ihm sein Gewand, das Wams will er locker nesteln, es beben ihm zu sehr die Hände. — Bist du denn so krank geworden, schöner Antrod? — Er weiß im Wald ein Wasser, dort will er sich kühlen. Weiße Birken und grüne Lärchen necken ihn mit ihren Zweigen, als er dahinstreicht. Zwischen silberluftumwobenen Kronen fällt schwerer Sonnenschein auf ihn herab. In verborgener Schlucht ist ein Tümpel. Der ist mit dichtem Junggestämme umgeben, aus tiefem, glasklaren Wasser schimmert hellgrünes Pflanzengefilze und weißes Gestein. Kein Tierlein sieht man zucken in diesem Wasser, das man für klare Luft halten könnte, wenn am Ufer nicht die Ränder gezogen wären und die Oberfläche nicht manchmal leichte Kreise zöge. Zuweilen, Antrod, bist du davor gestanden und hast in die Tiefe geschaut, wie die Wasserpflanzen sich linde wiegen und wie zwischen den weißen Steinen kleine Silberperlen aufsteigen. In den kurzen, nebeldunklen Wintertagen, wenn alle Bäche und Tümpel sonst ihre Eisschollen haben, ruht dieses stille Waldauge offen da und schaut ins schneeschwere Gewipfel auf, das sich in ihm spiegelt. Und im Sommer, wie oft hast du dich in diese feuchte Wiege sinken lassen, und war dir doch nie so schwül wie jetzt! — Zu diesem Wasser, mein heißer Junge, willst du nun, um dich zu laben. Aber du kommst nicht ganz hin, denn es ist schon jemand da, vor dem du grausam erschrickst. Dort, wo das Wasser seicht im lichten Sand des Grundes verlauft, steht barfuß drin die Hirtin Mana und wäscht ein kohlschwarzes Zicklein. Mit einem zähen Graswisch reibt sie ihm Rücken und Köpflein, Bauch und Beine und alles, und zwar so flink und derb, daß das Böcklein meckern muß vor Schmerz oder vor Wohlbehagen — man weiß das nicht. Antrod duckt sich hinter einen Wachholderstrauch und ächzt, als ob ihm gleiche Unbill widerfahre. Durch seinen Leib kribbelt und krabbelt es und er denkt noch in seiner süßen Qual: Vielleicht ist es das, was man sterben heißt.

Als das Ziegenböcklein gewaschen ist, läßt sie es laufen. Aber es lauft nicht weit, es steht am Ufer und schaut munter auf die Hirtin hin, ob sie nicht vielleicht Lust hätte, den Spaß zu wiederholen. Sie

aber kümmert sich nicht weiter um das Tier. Sie lugt ringsum zwischen das Gestämme hin, ob wohl sonst kein Auge nahe sei, als das ihre und das des Zickleins und das glühende Sonnenauge am hohen Himmel. Wachholdersträuche sind dicht und haben blaue Beeren und gehören Unserer lieben Frau. Daß Schäfer dahinter stecken können, kommt der Maid nicht in den Sinn. Sie nestelt das Band ihres weißen Strohhutes auf und schleudert ihn lustig ins Moos. Da sieht man ihr braunes Rundgesicht, da blinkt es weiß in ihren Augen und weiß zwischen den kirschreifroten Lippen. Sie löst das leinene Busentuch ab und hängt es an den Ast eines Gräßings. Da glaubt Antrod, er sähe ihr schneeweißes Hemde — aber das ist es nicht, sie hat keins an. Da hat er immer gemeint, sie sei ein schwarzbraunes Mägdelein, und jetzt — er beginnt zu zittern am ganzen Leibe. Sie löst den Gürtel, um ins Wasser zu steigen; da springt er auf hinter den Büschen und springt davon mit großen, schweren Schritten, unter denen das Reisig knistert. Sie hat das Haupt in die Flut getaucht, hört und sieht nichts, empfindet nichts, als daß es eine Wonne ist, in diesem kühlen, weichen Bade sich zu wiegen.

Antrod kann nichts denken, nur fühlen, daß alle Seligkeiten der Erde sich plötzlich vereinigt hätten, um ihn zu verfolgen und zu erdrücken. Wonnig und schwer wie Föhn senken sich ihre Flügel über ihn nieder, daß der Atem stockt. Rechts ist der Waldsee, so trachtet er nach links; die einzige Rettung ist Flucht. Er wollte es gerne leiden, was zu leiden ist, aber sie stirbt, wenn sie ihn sieht am Ufer stehen, wenn sie untertaucht und nicht mehr heraufkommt. — Also linkerhand, immer linkerhand, weit ab von dem gefährlichen Wasser. Die Zweige der Jungkiefern fahren ihm wie unwirsche Pratzen ins Gesicht: Ein dummer Junge bist du! Buchenblätter streichen an sein Haar: Laufe, mein guter Knab, laufe, so schnell du kannst! Aber noch mehr linkerhand mußt du dich halten! Durch den jungen Fichtenwald, wo er am dichtesten ist, will er sich bohren, sie sollen ihn nur peitschen mit ihren scharfen Nadelzweigen, peitschen bis aufs Blut; es steht so mit ihm, daß aller Schmerz zur Lust ist. Ein Fußsteig zieht quer durch den Wald; am dürren Baumstrunk ist ein schlecht geschnitzter Pfeil genagelt, der ist schon verwittert und weist rechterhand gegen die Wallfahrtskirche zu den vierzig Märtyrern. Linkerhand, linkerhand! trällert ein Vöglein im Astwerk. Der Schäfer folgt ihm, ach ja, aus Angst, die Richtung nach rechts könne ihn wieder dem Tümpel zuführen. Oder hat er überhaupt ein anderes Denken, ein anderes Fühlen als: Linkerhand? — Im dunkelsten Dickicht schreckt er eine kleine Rehfamilie auf; die Tiere laufen nicht davon, dieser, meinen sie, sei heute nicht gefährlich. Aber mehr linkerhand, raten sie, mehr linkerhand. O Antrod! Wie kannst du die

Sprache des Rehes verstehen? Hörst du denn alle Tiere in dir sprechen? — Also noch mehr linkerhand. Immer durch dichtes Gestrüppe, wovon das Brombeerenstrauchgeschlinge Wunden reißt in sein linnenes Höslein. Talwärts kommt er in eine Schlucht, und das Dickicht mit strammen Armen durchbrechend sieht er: Vor ihm liegt ein See. Zwischen Gestämme ein kleiner, dunkler See — er hat nie von ihm gehört. Da will er hinab. Rasch wirft er die Kleider von sich und dort, wo es am tiefsten ist, stürzte er sich mit vorgestreckten, aneinandergehaltenen Händen kopfüber ins Wasser. Zischt es denn nicht, schöner Antrod, wenn eine solche Glut ins Wasser fällt? — Fast treibt er hinab, bis wo die Wasserpflanzen schaukeln, da hebt es ihn wieder sanft und hoch, da taucht sein mähniges Haupt wieder empor in die Luft, dann gellt ein Schrei dort mitten auf dem See. — Weißt du es nun, junger Schäfer, daß du linkerhand, immer linkerhand einen Kreis bist gelaufen bis wieder zurück zum schönen Tümpel, wo Mana sich badet? —

Vor Schreck darüber, daß nichts mehr zwischen ihnen ist als weiches Wasser, müssen sie wohl ohnmächtig geworden sein, denn sie sinken beide. Aber sie müssen sich gegenseitig vor dem Ertrinken gerettet haben — denn in den nächsten Tagen sah man den Schäfer und das Ziegenhirtenmädel nebeneinander dahingehen über die grüne Weide. Ganz ruhig sind sie gewesen und freundlich miteinander und unbefangen haben sie sich ergötzt an den munteren Scherzen ihrer Herden.

Fromme Lieder.

Von **Franz Karl Ginzkey.**

Stille Kirche.

Wandrer, suchst du Gott? — Du findest Gott allhie.
Ohne Gott zu suchen, findest du ihn nie.
Hier in dieser Stille, wehend um dich her,
Wird sein Hauch dich segnen, und was willst du mehr?

Suchst du aber, Wandrer, nur dich selbst allein,
Sollst nicht minder du willkommen sein.
Wer in eigne Tiefen lauscht, wie ihm geschah,
Ist ein frommer Beter und der Gottheit nah.

Suchst du aber Gott und auch dich selbst nicht mehr,
Bist des Suchens müd und alle Hoffnung leer —
Wandrer, tritt herein, hier hältst du gute Rast,
Bist für Gott ein Gast wie jeder andre Gast.

Gebet in tiefer Nacht.

Jüngst betete ich, o Nacht, zu dir!
Mein Weib lag schlummernd neben mir.
Sanft gingen unsre Atemzüge.
So ruhten wir aus von des Lebens Lüge.

Ich betete: Du stille Nacht,
O halt' ob unsern Tiefen Wacht,
Daß uns in Tages Lärm nicht fehle
Das heimliche Läuten von Seele zu Seele.

Ich betete: Du stille Nacht,
Halt' ob dem Glück der Armut Wacht!
Wir wußten kein irdisches Gut zu erbeuten,
O schütz' uns der Seelen heimliches Läuten.

Lied zweier Mönche vor dem Bild Mariens.

„Mir leuchtet, Maria, dein heiliger Stern.
Ich will für dich kämpfen, du Mutter des Herrn!"

„„Mir bist du die Stille, das schattige Tal,
Wo der Wandrer ruht nach unsäglicher Qual!""

„Ihr Blinden und Tauben in Nähe und Fern'
Sollt zitternd lobpreisen die Mutter des Herrn!"

„„Mir bist du die Schöne, die alles verschönt,
Die Gütige bist du, die alles versöhnt!""

„O gib mir, Maria, den Zorn und die Macht
Zum flammenden Sieg in der heiligen Schlacht!"

„„O gib mir, Maria, die liebliche Lust,
Deiner Güte zu werden im Tiefsten bewußt.""

— — Es lächelt Maria, vom Lämpchen erhellt,
Auf die kämpfende Welt und die sinnende Welt.

Erkenntnis in den Bergen.

Im Waldesdunkel weidet das Reh.
Das Lamm am sonnigen Rain.
Das Fischlein haust im kristallenen See,
Der Adler im wilden Gestein.
Auch du, o Seele, zu jeder Frist
Weißt wohl, wo du zu Hause bist!

Du bist zu Hause bei Lamm und Reh
Und Fisch und Adler zugleich!
Vom wilden Gebirg bis hinab in den See
Ist alles dein heiliges Reich!
Unendlich umströmt dich des Lebens Flut
Im Bruderblute von deinem Blut.

Wer hat mir die Augen geöffnet, so klar?
Nun weiß ich, wie reich ich bin!
Nun kann ich ermessen, wie arm ich war,
Als ich ging mit verschlossenem Sinn!
O du fröhliche Seele zu jeder Frist,
Die du allerorten zu Hause bist.

Wie Goethe gegen Fremde war.

Ueber einen bedeutenden Menschen ist es leicht, ein bedeutendes Buch zu schreiben. Aber freilich darf auch der Verfasser nicht gerade unbedeutend sein, wenn es ihm gelingen soll, das Bezeichnende und Besondere herauszugreifen und so gleichsam einen feinen und einheitlichen Auszug der großen Persönlichkeit zu geben. Ein solches hocherfreuliches Buch ist „Goethes Lebenskunst" von Dr. Wilhelm Bode (Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn). Wer Goethen persönlich nahe rücken will, der lese dieses Buch, der Nutzen wird so groß sein wie der Genuß. In abgeschlossenen Kapiteln wird er kurzweilig und schlicht unterrichtet über Goethes Wohnung und Besitz, äußere Erscheinung und Verhalten gegen Fremde, Verhältnis zu Höherstehenden und Untergebenen, bei Mahlzeiten, in Gesellschaften, mit Freunden und Frauen; über Goethes Lernen, Lehren und

Schaffen, Gesundheitspflege und Krankheiten, über Goethes Ehe, Kämpfe und Frömmigkeit.

Da weder der Heimgärtner, noch ein Heimgarten-Leser bei dem großen Dichter seine Aufwartung machen konnte, so wollen wir uns gegenwärtig halten, wie er uns etwa empfangen hätte, und sei dem Buch die Schilderung von seinem Verhalten gegen Fremde entnommen.

Goethe konnte im Umgang mit Menschen so verschieden sein, wie in den Augen Verschiedener sein Aussehen war, so daß sein Freund Felix Mendelssohn sagen konnte, in Zukunft werde man gar nicht an einen Goethe, sondern an eine Schar Goethiden glauben. Über seine Verkehrsformen gingen schon bei seinen Lebzeiten und selbst in Weimar die verschiedensten Gerüchte. Die einen erklärten ihn für stolz und patzig, steif und arrogant, und warnten die Neugierigen vor seinen „stummen Audienzen"; die andern wußten seine Liebenswürdigkeit nicht genug zu rühmen. Wir dürfen nicht erwarten, daß ein berühmter Mann, wenn wir ihn bei einer geliebten Arbeit stören, und wenn uns vielleicht schon hundert lästige Menschen als Räuber seiner Zeit zuvorgekommen sind, uns noch mit natürlicher Herzensgüte empfängt und aufrichtige Freude über unsern Besuch widerstrahlt. Wir dürfen auch nicht erwarten, daß sich uns der Fürst, dem wir uns als Fremde nahen, die etwas von ihm haben wollen, in seinem natürlichen Wesen zeigt. Goethe aber hat das nicht leichte Schicksal gehabt, sechzig Jahre einer der berühmtesten Europäer zu sein, den viele sehen und sprechen wollten, den Tausende aus Neugier oder Bewunderung oder zur Prahlerei belästigten. Er mußte wohl lernen, sich zu versteinern und einen Graben der Furcht um sich zu ziehen.

Gern aber entfloh er dieser eigenen hochgebauten Festung und lebte in den Tälern als Mensch unter Menschen. Gegen seinen böhmischen Freund Grüner klagte er, daß er in Weimar abstoßend sein müsse, weil sonst jeder etwas von ihm wolle. Deshalb verbrachte er gern ganze Monate im nahen Jena, wo er ungestört arbeiten konnte, oder in Bädern; deshalb reiste er auch gern unter fremdem Namen. Er hatte schon als Jüngling viel Lust zu Mummereien und hat oft in Verkleidungen seinen Scherz getrieben; später ward die Verkleidung eine Notwehr gegen seinen berühmten Namen und eine gelegentliche Absonderung von sich selbst, wie er sie in seiner Verehrung der Objektivität liebte. Am wohlsten fühlte er sich, wenn er unerkannt reisen und behaglich unter dem Volke sich bewegen konnte. Nach Italien fuhr er 1786 als der Kaufmann Philipp Möller aus Leipzig, und schon aus Bayern schreibt er ganz vergnügt über seinen neuen Zustand an Frau v. Stein: „Da ich ohne Diener bin, bin ich mit der ganzen Welt Freund. Jeder Bettler weist mich zurechte, und ich rede mit den Leuten, die mir begegnen, als wenn wir uns lange kennten. Es ist mir eine rechte Lust." Dann machte es ihm

Spaß, daß er einem alten Weibe für einen Kreuzer Birnen abkaufen und sie publice „wie ein anderer Schüler" verzehren konnte. „Herder hat wohl recht, daß ich ein großes Kind bin und bleibe, und jetzt ist mir so wohl, daß ich ungestraft meinem kindischen Wesen folgen kann." In Italien hielt er es ebenso. Er machte sich zum Italiener, trug die Kleidung der mittleren Bürger, gewöhnte sich ihre Geberden und Bewegungen an und lernte ihre Sprache so gut, daß er auf Märkten und Gassen unauffällig sich unter das Volk mischen, seine harmlose Fröhlichkeit, sein Leben und Lebenlassen teilen konnte. Jeden Tag genoß er es, daß er hier kein Geheimer Rat, sondern nur Mensch unter Menschen war, und oft hat er nachher diese zwei Jahre in Rom und Italien als die glücklichste Zeit seines Lebens bezeichnet. Es mag ein stillvergnügtes Treiben gewesen sein, als Filippo Miller, Georgio Zicci, Federico Bir und Tisben, d. h. Goethe, Schütz, Bury und Tischbein, bei dem Kutscher Collina und seiner Piera Giovanna wohnten, dem „redlichen alten Paar, die alles selbst machen und für uns wie die Kinder sorgen".[1]) Wenn es ging, mischte er sich auch in Deutschland unter die kleinen Leute und lebte mit ihnen. Seine Winterreisen in den Harz waren auch Ausflüge aus der offiziellen Welt, und die Briefe, die er im Dezember 1777 aus Goslar an die geliebte Frau v. Stein schrieb, durchleuchtet seine Liebe zum schlichten Menschentum und gemütlichen Verkehr: „Mir ist's eine sonderbare Empfindung, unbekannt in der Welt herumzuziehen; es ist mir, als wenn ich mein Verhältnis zu den Menschen und den Sachen weit wahrer fühlte. Ich heiße Weber, bin ein Maler, habe Jura studiert, oder ein Reisender überhaupt, betrage mich sehr höflich gegen jedermann und bin überall wohl aufgenommen. Eine reine Ruh und Sicherheit umgibt mich." — „Hier bin ich nun wieder in Mauern und Dächern des Altertums versenkt. Bei einem Wirte, der gar viel Väterlichs hat; es ist eine schöne Philisterei im Hause; es wird einem ganz wohl. — — Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Masse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! . . . Ich trockne nun jetzt an meinen Sachen! Sie hängen um den Ofen. Wie wenig der Mensch bedarf und wie lieb es ihm wird, wenn er fühlt, wie sehr er das Wenige bedarf." —

Diesen schlichten, gemütlichen Menschen, dem Frau v. Stein für die Reise Zwieback in Papier wickelte, der sie um dicke, warme Strümpfe bat, der in Italien oder im Harze mit armen Leuten fröhlich plauderte und lachte, ihn bekamen freilich die Fremden in Weimar nicht zu sehen. Für sie war er oft genug unzugänglich, selbst wenn sie die erste Mauer durchdrungen hatten und mit ihm auf seinem Sopha saßen. Er konnte

[1]) Zitat aus einem Briefe Goethes an den Herzog; sonst s. Frankf. Ztg. 27. April 1900.

ganz gründlich schweigsam sein und sich auf hm, hm! so! so! und dergleichen Interjektionen beschränken, die nicht gut als goldene Offenbarungen des unvergleichlichen Genies zu verbreiten waren. Zuweilen, wenn er viele überflüssige Besuche erwarten mußte, brauchte er auch wohl die Kriegslist, unwohl zu sein und im Bette zu liegen, von wo aus er ja doch auch dem Schreiber diktieren oder mit Eckermann plaudern konnte. Oder er wies die Besucher einfach ab. „Man muß den Leuten abgewöhnen, einen unangemeldet zu überfallen," sagte er 1824 zum Kanzler v. Müller, „man bekommt doch immer andre, fremde Gedanken durch solche Besuche, muß sich in ihre Zustände hineindenken. Ich will keine fremden Gedanken, ich habe an meinen eigenen genug, kann mit diesen nicht fertig werden." Bewundernswert ist aber doch, daß er so viele, so unbedeutende Menschen annahm, und oft erscheint er uns merkwürdig gutmütig. Einmal meldete ihm, dem Achtzigjährigen, der Gärtner auf der Dornburg, drei Studenten seien draußen, aber Goethe mochte nicht gestört sein: „Ich weiß nicht, was die jungen Leute immer von mir wollen." Der Gärtner verriet durch seine traurige Miene, daß er den Studenten Hoffnung auf gute Aufnahme gemacht hatte. „Nun, wenn es Ihnen lieb ist, lassen Sie sie immer herein!" und er entzückte die Jünglinge so, daß sie nachher auf sein Wohl einige Flaschen Wein begeistert leerten.

Gegen Plagegeister, die ihm seine Pläne durchkreuzten und die Zeit verdarben, konnte er recht deutlich sein, selbst wenn es Damen waren. Freilich wurde er gerade von weiblicher Bewunderungssucht arg belästigt.

Der Maler v. Kügelgen hat in seinen „Erinnerungen eines alten Mannes" eine drollige Geschichte erzählt. Es war in Dresden am 24. April 1813. Goethe trat bei seiner Mutter ein und bat sie, von ihrem Fenster aus den Einzug des russischen Kaisers und des preußischen Königs, ohne sie zu stören, ansehen zu dürfen. Frau v. Kügelgen, als innerlich vornehme Dame, verstand, daß er ungestört sein wolle, und so vermied sie es, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, während er mit Behagen am Fenster stand, nach seiner Art die Hände auf dem Rücken. Sie wußte, wie sehr ihn die schöngeistigen Damen sonst bedrängten, und schwieg deshalb. Da fing Goethe mit ihr und ihrem kleinen Knaben von selber freundlich zu plaudern an. Lassen wir diesen Knaben als alten Mann weiter erzählen!

„Indem ward heftig an der Klingel gerissen. Ich sprang fort, um die Tür zu öffnen, und herein drang eine unbekannte Dame, groß und stattlich wie ein Kachelofen und nicht weniger erhitzt. Mit Hast rief sie mich an: „Ist Goethe hier?" — „Goethe!" Das war kurz und gut. Die Fremde gab ihm gegen mich, den fremden Knaben, weiter kein Epitheton, und kaum hatte ich Zeit, mein einfaches Ja herauszubringen,

als sie auch schon, mich fast übersegelnd, unangemeldet und ohne üblichen Salutschuß wie ein majestätischer Dreidecker in dem Zimmer meiner Mutter einlief. Mit offenen Armen auf ihren Götzen zuschreitend, rief sie: „Goethe! ach Goethe! wie habe ich Sie gesucht! Und war denn das recht, mich so in Angst zu setzen!“ Sie überschüttete ihn nun mit Freudenbezeugungen und Vorwürfen.

Unterdessen hatte sich der Dichter langsam umgewendet. Alles Wohlwollen war aus seinem Gesichte verschwunden, er sah düster und verstimmt aus wie eine Rolandssäule. Auf meine Mutter zeigend, sagte er in sehr prägnanter Weise: „Da ist auch Frau v. Kügelgen!“ Die Dame machte eine leichte Verbeugung, wandte dann aber ihrem Freunde, dessen üble Laune sie nicht bemerkte, ihre Breitseiten wieder zu und gab ihm eine volle Ladung nach der andern von Freudenbezeugungen, daß sie ihn glücklich geentert, beteuernd, sie werde sich diesen Morgen nicht wieder von ihm lösen. Jener war in sichtliches Mißbehagen versetzt. — — Er knöpfte seinen Oberrock bis ans Kinn zu, und da mein Vater eintrat und die Aufmerksamkeit der Dame, die ihn kannte, für einen Augenblick in Anspruch nahm, war Goethe fort.“

Noch komischer ist, was die Frau Dutitre, eine Berliner Berühmtheit, manchesmal mit Stolz erzählte:[1])

„Ick hatte mir vorgenommen, den großen Goethe doch ooch mal zu besuchen, und wie ick mal durch Weimar fuhr, ging ick nach seinem Garten und gab dem Gärtner einen harten Taler, daß er mir in eine Laube verstechen und einen Wink geben sollte, wenn Goethe käme. Und wie er nun die Allee runter kam und der Gärtner mir gewunken hatte, da trat ich raus und sagte: „Angebeteter Mann!“

Da stand er stille, legte die Hände auf den Rücken, sah mir groß an und fragte: „Kennen Sie mir?“

Ich sagte: „Großer Mann, wer sollte Ihnen nicht kennen!“ und fing an zu deklamieren:

„Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.“

Darauf machte er mir einen Bückling, drehte sich um und ging weiter. So hatte ich denn meinen Willen gehabt und den großen Goethe gesehn.“

Daß er auch für eine schlichte Frau, wenn sie zur rechten Zeit kam, Zeit und Freundlichkeit hatte, war der Gattin des Homerübersetzers, der braven Ernestine Voß, nicht zweifelhaft, als er sie 1814 bei seinem Aufenthalt in Heidelberg besuchte. Willig ließ er sich von ihr das ganze Hauswesen zeigen und besah auch pflichtschuldigst den Gänsestall unter der Treppe. Schnell gewann er ihr ganzes Vertrauen.

---

[1]) Dr. G. Parthey. Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe.

„Sie sind ja nun einmal ein Mann, der in allen Dingen Bescheid weiß, und so mögen Sie einen Streit schlichten, der zwischen mir und meinem Mann über ein Stück Camelot entstanden ist.“

„Nun, so bringen Sie das Zeug her!“ rief Goethe.

„Mein Mann will einen Schlafrock davon haben und ich einen Vorhang für sein Büchergestell; ich halte das für nötiger, weil die Bücher durch den Staub zugrunde gehen.“

„Ei was!“ erwiderte Goethe, „was zanken Sie sich darum! Teilen Sie das Stück und machen Sie Ihrem Mann statt des Rockes nur ein Camelotjäckle und aus dem andern Stück können Sie ein Vorhängle für die Bücher machen.“

Viel ungnädiger wurde dagegen in diesen Tagen der Geheime Kirchenrat Schwarz bedient, der als Verfasser eines bekannten pädagogischen Werkes und als Würdenträger sich für berechtigt hielt, Goethes Gesetze zu durchbrechen. Goethe ging morgens ganz früh auf privaten Wegen zur Schloßruine, um den schönen Blick allein und ungestört zu genießen; als er eines Tages zu seinem geliebten Platze kam, saß dort Schwarz, und dieser redete ihn auch sogleich an: er preise sich glücklich, ihn zu sehen und ihn fragen zu können, was er denn eigentlich mit dem „Wilhelm Meister“ beabsichtigt habe; er habe ihn gewiß für ein Erziehungsinstitut geschrieben. Goethe sah ihn mit seinen großen Augen an: „Ja, das habe ich bisher selbst nicht gewußt, doch nun leuchtet es mir vollkommen ein. Ja, ja, ich habe den „Wilhelm Meister“ für ein Erziehungsinstitut geschrieben und bitte Sie, dies ja überall in der Welt bekannt zu machen.“

Aufgeschwollene, affektierte, unwahre Menschen und solche, die nur aus Egoismus zu ihm kamen, behandelte Goethe kurz und grob; auf gedrechselte Reden, Komplimente, nichtssagende Phrasen antwortete er nicht. Sobald er aber etwas Echtes und Gutes in seinem Gegenüber spürte, sobald er fühlte: der Mann möchte dir etwas geben und hat etwas zu geben, zeigte er sogleich seine natürliche Güte. Dann nahm sein Hm hm! nun nun! ja ja! einen eigentümlich gutmütigen Klang an, dann wurde der Stumme zum lebhaften Redner, dann endete er: „Pflege um Zwei zu essen, würde mich freuen, wenn Sie unser Gast sein wollten.“ Holtei hat erzählt, wie er anfangs abblitzte: „Je geistreicher ich zu sein mir Mühe gab, desto abgeschmackter mag ich ihm wohl geschienen haben.“ Und nachher: „Je mehr ich mich gehen ließ, meinem natürlichen Wesen getreu, ohne weitere Ansprüche auf zarten Ausdruck, desto lebendiger wurde der alte Herr.“ Sobald Goethe merkte, daß der Mann ihm gegenüber einen guten Kern hatte, daß er auf irgend einem Gebiete tüchtig beschlagen war, machte er schnell Freundschaft. So führte

ihm der Jenaer Buchhändler Frommann einst einen jungen Osnabrücker Advokaten zu und wunderte sich, wie rasch die beiden in einen herzlichen Disput kamen; Goethe erkannte eben schnell die solide Tüchtigkeit des jungen Gastes, des späteren Bürgermeisters und Ministers Stüve, den diejenigen, die ihn kennen, zu den großen Männern des Jahrhunderts rechnen. Namentlich die Leute, die sich durch seine anfängliche Kälte oder Schärfe nicht verblüffen ließen, flößten ihm ein gutes Vorurteil ein, da sie wahrscheinlich mehr als fahrige Phrasenmenschen sind. So gefiel ihm der Husarenrittmeister Franz von Schwanenfeld. Als dieser Ende Juni 1813 nach Teplitz kam, konnte er kein anderes Zimmer mehr bekommen als ein halb unterirdisches im Gartenhause der Töpferschenke. Eines Morgens sieht er auf einer Bank vor seinem Fenster einen schönen alten Mann sitzen. Ein Diener bringt einen Krug mit Wasser und ein Buch; der Alte trinkt und überläßt sich seinen Gedanken. Mehrere Tage wiederholt sich das, bis es dem Husaren lästig wird, daß der Alte ihm das wenige Licht in seiner Stube noch halb wegnimmt. Der schöne Kopf mit den edlen Zügen reizt ihn auch. Er macht sein Fenster auf und ruft dem Alten einen „Guten Morgen" zu. Ein ehrfurchtgebietender, streng verweisender, beinahe verächtlicher Blick war die Antwort auf die kühne Anrede des Schnauzbartes. Aber der ließ sich nicht ins Bockshorn jagen. „Sind Sie Hypochonder?" erscholl es abermals aus dem kleinen Fenster zu Füßen des Unbekannten, der aber wieder nicht antwortete. Der Husar schreit nochmals mit donnernder Stimme: „Sind Sie Hypochonder?" Nun endlich entfuhr den Lippen des alten Herrn ein Wort, „Sonderbar!" lautete es. — „Jawohl, sonderbar!" rief der Rittmeister. „Sie sind krank und sitzen hier im kalten Morgennebel, trinken Ihren Brunnen allein, still und stumm. Da wollte ich lieber Tinte in Gesellschaft saufen und würde eher gesunden. Wissen Sie wohl, daß ich große Lust hätte, mit Ihnen Händel anzufangen?"

Die Augen des Fremden gingen groß auf und durchbohrten fast den Redenden. „Wenn Sie mit Ihrem Heldengesicht mir nur nicht so ungeheuer gefielen!" Aber auch Goethen gefiel nun der offenherzige Soldat. Sie kamen ins Plaudern, spazierten bald im Garten zusammen und bald Arm in Arm, da der Rittmeister ein lahmes Bein hatte; sie sprachen auch von Schiller und Goethe und Karl August und dem Kriege, und da er immer noch nicht wußte, wen er vor sich hatte, erklärte der Husar sehr unbefangen, daß er für den Tasso schwärme, aber den Werther nicht möge. Der Alte nannte ihn seinen Doktor, weil er ihn von seiner Hypochondrie befreie. Er wolle am nächsten Tage einen Freund mitbringen, der auch gern von der Hypochondrie geheilt sein möchte. Das schien ein Forstmann oder Gutspächter zu sein, und der brave Rittmeister bemühte sich nun, den beiden Alten recht viel lustige Lebensauffassung

beizubringen — bis er nach einigen Tagen erfuhr, daß der eine Goethe, der andere Karl August war.

Einen ähnlichen Eindruck wie dieser Rittmeister machte in jungen Jahren der spätere russische General Klinger auf ihn, als er, der Landsmann Goethes und auch einer der „Stürmer und Dränger", ihn in Weimar aufsuchte. Klinger holte alsbald ein dickes Manuskript heraus und fing an es vorzulesen. Eine Weile hielt Goethe still, dann rief er aus: „Was für verfluchtes Zeug ist's, was du da wieder einmal geschrieben hast! Das halte der Teufel aus!" Klinger ließ sich nicht im geringsten aus der Fassung bringen, steckte ruhig sein Manuskript in die Tasche und meinte: „Kurios! Das ist nun schon der Zweite, mit dem mir das heute begegnet ist!" Da hatte Goethe Respekt vor ihm und prophezeite ihm eine große Zukunft.[1])

Im allgemeinen teilte Goethe die Fremden in solche ein, die etwas von ihm begehrten, und solche, die vielmehr ihm eine Freude machen wollten. Das war teils Notwehr, teils der gesunde Egoismus, den er auch theoretisch vertrat. Zum Kanzler v. Müller sprach er 1830 diese Maxime aus, als es sich um das Beantworten von Briefen handelte: „Wenn ich sehe, daß die Leute bloß ihretwegen an mich schreiben, etwas für ihr Individuum damit bezwecken, so geht mich das nichts an; schreiben sie aber meinetwegen, senden sie etwas mich Förderndes, Angehendes, dann muß ich antworten .... Ihr jungen Leute wißt freilich nicht, wie kostbar die Zeit ist."

Ehe man diesen Standpunkt allzu selbstsüchtig finde, bedenke man die Frage, die der eben genannte Friedrich v. Müller in seiner Gedächtnisrede 1832 aufwarf: „Wie hätte er aber auch, ohne sich selbst zu vernichten, all den unsäglichen, oft unsinnigen Anforderungen und Zumutungen genügen können, die so oft gleich einem Wogenschwall auf ihn eindrangen? Daß fast jeder deutsche Jüngling, der einige glückliche Verse oder vollends ein Trauerspiel geschaffen zu haben vermeinte, Rat oder Urteil von ihm begehrte, möchte noch für ganz natürlich gelten; daß aber auch seinem geistigen Kontakt wildfremde Personen sich oft in den wunderlichsten Fällen, z. B. um eine Heirat, die Wahl eines Lebensberufs, eine Kollekte, einen Hausbau zustande zu bringen, zuversichtlich an ihn wendeten, könnte in der Tat höchst komisch erscheinen, wenn es nicht zugleich bewiese, wie unbeschränktes Vertrauen man weit umher ihm zollte, ja für einen Universalhelfer in geistigen und leiblichen Nöten ihn zu halten geneigt war."

Besonders mußte sich Goethe gegen Bittsteller verhärten, die für sich oder andere etwas erbaten. Schon 1787 schrieb er an Kirms, der in der Leitung des Theaters seine rechte Hand war: „In meinem Leben

[1]) Die kleinen Geschichten von S. 32 an sind W. v. Biedermanns Sammlung der Gespräche nacherzählt.

habe ich so oft bemerkt, daß Menschen, die sonst zuverlässig sind, gegen jemand, der eine Stelle zu vergeben hat, gar kein Gewissen haben. Man will die Leute anbringen, und wir mögen nachher sehen, wie wir sie los werden." Und aus seinen letzten Lebensjahren erzählt sein Arzt Vogel: Die Schwäche, welche nichts abzuschlagen vermag, kannte er nicht. „Ich halte es doch länger aus", meinte er, „die Leute anzuhören, als sie, mich zu drängen. Merken sie nur erst, daß sie einem auf solche Weise etwas abzwingen können, so ist man ewig belagert." Wem aber Goethe trotz alledem zu hart und kalt erscheint, der möge lesen, was er 1809 zu Riemer äußerte: „Nur der am empfindlichsten gewesen ist, kann der kälteste und härteste werden; denn er muß sich mit einem harten Panzer umgeben, um sich vor den unsanften Berührungen zu sichern; und oft wird ihm selbst dieser Panzer zur Last." Goethe glich hierin seinem Vater, „der, weil er innerlich ein sehr zartes Gemüt hegte, äußerlich mit unglaublicher Konsequenz eine eherne Strenge vorbildete",[1]) und der Sohn stand auch in gleicher Gefahr wie der Vater, den er „nach so viel Studien, Bemühungen, Reisen und mannigfaltiger Bildung endlich zwischen seinen Brandmauern ein einsames Leben führen" sah. An Zelter aber schrieb unser Dichter, daß er doch der fremden Welt nicht ganz entraten könne, „denn wenn ich gleich meine Zugbrücken aufziehe und meine Fortifikationen immer weiter hinausschiebe, so muß man doch zuweilen auch wieder Kundschaft einziehen". Die Summe seiner Erfahrungen über den Umgang mit Menschen hat Goethe in zwei Ratschlägen gezogen, die er an seine Christiane und an junge Freunde richtete. Zu einem der letzteren sprach er 1809[2]): „Verschmäht nie, in euer Streben die Einwirkung von gleichgesinnten Freunden aufzunehmen, sowie ich auch auf der andern Seite angelegentlich rate, ebenfalls nach meinem Beispiele, keine Stunde mit Menschen zu verlieren, zu denen ihr nicht gehört, oder die nicht zu euch gehören; denn solches fördert wenig, kann uns aber im Leben gar manches Ärgernis zufügen, und am Ende ist denn doch alles vergeblich gewesen." An Christiane aber schreibt er einmal[3]): „Was die Menschen betrifft, so tu ihnen nur so viel Gefälligkeiten als du kannst, ohne Dank von ihnen zu erwarten. Im einzelnen hat man alsdann manchen Verdruß, im ganzen bleibt immer ein gutes Verhältnis . . . Behalte mich lieb, wie mein Herz immer an dir und dem Kinde hängt. Wenn man mit sich selbst einig ist und mit seinem Nächsten, das ist auf der Welt das beste."

[1]) Aus meinem Leben, II. T., 6. Buch. [2]) Zu Falk. [3]) Am 3. Oktober 1799.

Zur Gymnasialfrage.

Beobachtungen einer Mutter.

Vor einigen Monaten hat in Wien Marianne Hainisch — in jeder Beziehung eine der ersten Vorkämpferinnen auf dem Gebiete der Frauenbewegung — kürzlich in Berlin auch von der Deutschen Kaiserin empfangen — Einladungen zu ihrem Vortrage: „Aufwand und Erfolg der Mittelschule vom Standpunkte der Mutter,“ verschickt. Und das zahlreiche und freudige Erscheinen Gleichgesinnter, sowie der rege Anteil von Laien und Fachmännern, Damen und Herren an der sich anschließenden Debatte, bewies die tief einschneidende Bedeutung dieser Frage, für das Leben unzähliger Familien. Inzwischen wurde der Vortrag gedruckt, eifrig gelesen und friedlich und kriegerisch erörtert. Als bescheidener Beitrag zu der in Deutschland von Friedrich Paulsen so siegreich behandelten Frage der Gymnasialreform mögen folgende Erfahrungen und Betrachtungen einer Mutter aufgenommen werden. Im Gymnasium selbst mögen die Ansichten der Frauen über dasselbe wohl niedrig genug bewertet werden, denn die Professoren betrachten die Mütter meist als lästige Supplikantinnen, die für die Söhne gute Noten zu erflehen kommen, denen sie ihre Geringschätzung schon dadurch deutlich zeigen, daß in Fällen, in welchen der richtige Empfang von Schulnachrichten an die Eltern durch häusliche Unterschrift bestätigt werden soll, die Unterschrift der Mutter gar nicht oder nur widerstrebend gelten gelassen wird. Das heißt, man sieht sie als verbündet mit dem Sohne gegen die Schule an. Und doch ist niemand berufener dazu, Segen und Unsegen des Gymnasiums richtig zu beurteilen und die Bestrebungen wohlmeinender Lehrer zu unterstützen als die rechte Schulbubenmutter, die den ganzen Stundenplan so gut wie die Termine der gefürchteten Schularbeiten und der gefährlichen Zensuren kennt, die durch gelegentliches Prüfen Einblick in den Lehrstoff gewinnt — die alle Schulwitze und Lehrerstimmporträts auswendig weiß — die sich mit ihrem Jungen sorgt und mit ihm lacht! — Die modernen Frauen, die sich auf allen Lebensgebieten mit den kühnsten Umwälzungsplänen tummeln und nicht davor zurückschrecken, die häßlichsten und gemeinsten Seiten der sozialen Fragen aufzurollen, haben bisher gerade das am wenigsten zum Gegenstande ihrer Beobachtungen gemacht, was sie doch am nächsten anginge: die Wirkung des Schulwesens auf Geist, Gemüt und Charakter ihrer Söhne. Hätten sie das getan, wie könnten sie dann das Gymnasium in der gleichen Form, in der es jenen schon das Leben umdüstert und verengt, auch noch mit allen Kräften für ihre Töchter anstreben! Welche unter den vielen Schriftstellerinnen,

die alle Gebrechen der Gegenwart und vor allem das so aktuelle Arbeiterelend schildern, erzählen vom Gymnasiastenelend? — Marie Ebner, die kinderlose, steht einzig da mit ihrer meisterhaften Skizze „Der Vorzugsschüler“. Sie aber nimmt den falschen Ehrgeiz der Väter zum Ausgangspunkt ihrer Anklagen, wodurch nur eine wunde Stelle unter so vielen bloßgelegt wird. Im allgemeinen gilt die hergebrachte Weise, lustige Schülerstreiche brummig-gemütlichen Lehrern gegenüber als humoristische Arabesken einzuflechten. — — Und doch, wie viel Kummer, Bitterkeit, zerstörte Gesundheit und zerstörten Familienfrieden, welche gehässige Entfremdung zwischen Schule und Haus hat das Gymnasium auf dem Gewissen! — Es ist ein schlechtes Zeichen, wenn die Mutter, die ihr Kind Tag für Tag an der Arbeit sieht (falls der Knabe nicht durch seine Veranlagung zu dem geringen Prozentsatz gehört, der sich eines sorgenfreien Vorzugsdaseins erfreut) zu keinem besseren Resultate gelangt, als mit dem stereotypen zaghaft höflichen Lächeln auf den Lippen und einem latenten Ingrimm im Herzen, zur Sprechstunde der Professoren zu kommen, in blinder Angst niemals eine menschlich freie Aussprache wagend und nicht daran denkend, daß zwar die Lehrer für das gedeihliche Vorwärtskommen der Schüler — nicht aber die Schüler als Stufen für das Avancement der Lehrer da sind! — So daß die stille Gegnerschaft von Jahr zu Jahr nur wachsen kann.

Der Vater, wenn er auch größtenteils mehr Sachkenntnis für das Studienmaterial mitbringt als die nicht akademisch gebildete Mutter, ist durch seinen Beruf meist zu sehr in Anspruch genommen, oft auch zu rasch und zu ungeduldig, um die vielen kleinen Fragen des Tages richtig und ruhig abzuwägen, und gilt überdies als oberste Autorität, der sich das Kind nicht so rückhaltlos und kameradschaftlich anvertraut als der Mutter, die sich immer wieder erstaunt und kopfschüttelnd fragen muß, ob denn die hochweisen Schulmänner, die am grünen Konferenztisch über das Wohl und Wehe von Generationen entscheiden, nicht selber auch Söhne haben und — ob sie nicht wissen, was sie von diesen im Wachstume begriffenen, nach Freiheit und frischer Kraftäußerung dürstenden jungen Menschen in den Jahren, in denen sie noch einiges Anrecht an etwas Sorglosigkeit und Sonnenschein haben sollten, alles verlangen! — Ob diese es eigentlich nicht noch schlimmer haben als die Fabriksarbeiter mit ihrem Zehn- oder Elfstundentag, die um einen Acht- oder Neunstundentag wenigstens kämpfen dürfen. Der Gymnasiast, der rechtlos und wehrlos den Schulgesetzen unterworfen ist, hat oft 12 und mehr Stunden der Arbeit und — der Aufregung und Verantwortung dazu! — Der Stundenplan weist 3 bis 4 Stunden des Vormittags und meist 1 bis 3 Stunden des Nachmittags aus — moderner Sprach- und Musikunterricht fordert in gebildeten Kreisen natürlich daneben seine Rechte.

So beginnt, oft erst in den späten Nachmittags- oder Abendstunden, für den schon ermüdeten Schüler das Aufgabenmachen. Steht eine Schularbeit oder eine Zensurgefährdung bevor, so kann es leicht geschehen, daß solch ein Junge, dem der regelmäßige Schlaf notwendiger wäre als Algebra und griechische Grammatik, bis gegen Mitternacht über seinen Büchern und Heften sitzt, mit heißem Kopf, roten Augen und vor Müdigkeit in einem Zustande unnatürlicher Überreiztheit. Am nächsten Morgen, nach viel zu kurzer Nachtruhe mühsam geweckt, stürzt er eilig und verdrossen aus dem Hause, kaum zu bewegen, noch zu frühstücken. So beginnt er nur allzu oft physisch und seelisch deprimiert, sein Tagewerk und den Kampf mit dem Lehrstoff. Im Winter empfängt ihn ein bald überheiztes, bald noch nicht erwärmtes Schulzimmer, was die häufig auftretenden Kopfschmerzen in der Entwickelung befindlicher, bleichsüchtiger Stadtkinder nicht eben lindert. Auch die von den in bequemen Sesseln ruhenden Lehrern so oft gerügte schlechte und unruhige Haltung der Knaben wird leicht genug erklärt, wenn man die mit möglichster Platzersparnis gebauten Schulbänke, in denen die bewegungsbedürftige Jugend täglich so viele, viele Stunden ausharren muß, betrachtet. Nicht einmal die Winterfreude des Schneeballenwerfens soll sie dafür entschädigen dürfen, denn das Gebot des Gymnasiums reicht noch über seine Mauern hinaus und will in jenes uralte, angestammte Schulbubenrecht eingreifen und die Schneeschlachten untersagen — die gottlob nicht aussterben werden, so lange es noch frischen Schnee und frische Jungens geben wird!

Freilich, kommt der Tag der Schularbeit, so hat weder das dichteste Flockengestöber, noch der hellste Sonnenschein Macht über die Gemüter: das ist der Tag des Familienzitterns und der bleichen Furcht der Schüler. Denn, durch einen merkwürdig spitzfindigen Beschluß der Schulbehörden hängt von dem Gelingen dieser Aufgaben fast ausschließlich das Fortkommen der Schüler im Gymnasium ab. Trotzdem aber das ganze Gewicht des Unterrichtes auf diese folgenschweren Proben gelegt wird, ist den Schülern dennoch nur eine verhältnismäßig sehr beschränkte Spanne Zeit dafür eingeräumt. So daß in atemloser Hetze drauf losgearbeitet wird. Manche können kaum das Thema erschöpfen oder müssen bei mathematischen Aufgaben eine unerledigt lassen — andere können das Geschriebene vor dem Abliefern nicht mehr überprüfend durchlesen. — Welch ein Widerspruch also, daß eine Arbeit, die Zeugnis von den gesamten Kenntnissen des Schülers in dem betreffenden Gegenstande ablegen soll, bei der jeder Akzentfehler, jeder Dezimalpunkt ausschlaggebend sein kann, bei der sogar die äußere Form eine Note erhält, zitternd und zagend in fliegender Eile absolviert wird. Welch ein Zufallsresultat diese Postarbeit liefert, beweist der Umstand, daß fast jedesmal den Schülern schon auf dem Heimwege beim ruhigen Überdenken der Auf-

gabe Fehler einfallen, die sie in Hast und Aufregung gemacht, und die sie tagelang mit Besorgnis erfüllen. — Also ist die Schularbeit eigentlich mehr ein Prüfstein für Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit, als für die positiven Kenntnisse des einzelnen. — Wie deprimierend die Wirkung aber auf die Nerven ist, beweist die Tatsache, daß mancher Lehrer, dessen Lektion auf die Schularbeitsstunde folgt, sich darüber beklagt hat, daß die Klasse so wenig aufnahmsfähig, gleichsam geistig ausgepumpt sei! Dieser Vorgang wiederholt sich ungefähr vier- bis fünfmal mal in jedem Monate — und da wundert man sich noch über die Nervosität der heutigen Jugend! —

Die Herren Landesschulräte und Lehrer werden freilich behaupten, daß sie nur ganz wenig von den Schülern verlangen — und zwar werden sie das aus einem Grunde finden, den schon vor fünfzig Jahren Gottfried Keller richtig erkannt und in seinem „Grünen Heinrich" ausgesprochen hat, und der in dem halben Jahrhundert unverändert geblieben zu sein scheint:

„Die meisten Schulmänner haben ihr Leben lang nichts getrieben als das Fach, in welchem sie vierzehnjährige Knaben unterweisen sollen. Von frühester Jugend an haben sie besondere Neigung dafür gezeigt, dann studierten sie, hörten dasselbe Thema drei- bis viermal bei verschiedenen Lehrern, reisten und hörten es wieder, lasen nichts anderes, als was davon handelt, und nun treten sie vor die Jugend und verlangen von ihr, daß sie aus einigen trockenen grämlichen Einleitungsworten die ganze Einsicht und Begeisterung für eine lange Reihe von Unterrichtsstunden schöpfe und ebenso überzeugt sei von der Klarheit und Notwendigkeit jedes Punktes als sie selbst von ihrer Weisheit.

Die Lehrer der verschiedenen mathematischen Übungen begannen ihren Kursus mit wenigen Ausnahmen durch einige magere Worte über den Sinn des Titels und begannen dann unaufhaltsam die Sache selbst, vorwärts schreitend, ohne umzusehen, ob einer mit dem Verständnis zurückbleibe oder nicht. Daher gab es unter vierzig Schülern vielleicht höchstens drei, welche von dem Gegenstande am Schlusse eine wirkliche Rechenschaft geben konnten, solche, deren Neigungen und Fähigkeiten er entsprach. Die übrigen schleppten sich entweder mit mühseliger Aufmerksamkeit und angstvollem Fleiße von Stunde zu Stunde, ohne recht klar zu sein, oder ließen gleich im Anfang die Hoffnung sinken und sich regelmäßig bestrafen. Was ich selbst tat, weiß ich kaum mehr zu sagen; ich lebte fortwährend wie in einem Traume. Manchmal hatte ich den Faden einige Tage hindurch wieder erwischt, dann verlor ich ihn plötzlich wieder, freilich durch eigene Schuld; aber die Schuld der Alten war eben, daß ein Moment der Unaufmerksamkeit für dieses Alter unwiderbringlich und zu einer Todsünde werden konnte.

Überall war dieser unselige Zwiespalt zwischen klarem Zweck und scheinbarer Zwecklosigkeit, zwischen vorausgenommener Fertigkeit in diesem Ganzen und nachschleppendem Unverständnis jenes einzelnen. Und doch war die Anstalt gut und besser als viele andere; denn das Übel liegt oder lag in der ganzen Erziehungsweise, in den verwendeten Menschen."

Menschen in diesem Sinne, d. h. Wesen, die Milde, Wohlwollen, Verständnis und Liebe für ihren Beruf und Charakterstärke in allen Lebenslagen besitzen, sie sind immer und überall selten genug, also auch unter der Lehrerschaft nicht allzuhäufig. Findet sich jedoch mancher, der solche Eigenschaften besitzt, so sind ihm diese — wie es der Lauf der Welt ist — ein Hemmnis für seine Karriere, eine Gefahr für sein Brot. Darin liegt die Lösung so mancher Frage, und da wäre der Hebel von der obersten Behörde anzusetzen, sollte man überhaupt etwas ändern *wollen*. Jeder Druck, den man von oben ausübt, wird in zehnfacher Verstärkung an die Schüler weitergegeben. Ist das Losungswort ausgesprochen: wegen Raummangel und Überfüllung soll man in einer bestimmten Klasse auf Dezimierung hinarbeiten — so werden auch schon gehorsamst die Überzähligen hinausgequält.

Einerseits schafft man Volksbibliotheken und Volksbildungsstätten aller Art, anderseits wird dem daraus resultierenden, vielleicht allzu großen Zudrange zum Gymnasium in einer für den Einzelnen geradezu grausamen Weise gesteuert.

Diese in vielen Fällen ganz bewußte, ihnen zur Pflicht gemachte Unduldsamkeit der Lehrer veranlaßt jetzt häufiger denn je die Eltern dazu, ihre Söhne an auswärtigen Gymnasien lernen zu lassen, wo sie „leichter durchkommen!" — Man kann also, wie es scheint, den Lehrplan nach Bedarf auch auf eine bequemere Fasson einrichten, und es erhebt sich die Frage, ist das Unterrichtssystem nach der Leistungsfähigkeit der Schüler oder nach der geographischen Lage und der Bevölkerungsstatistik der einzelnen Orte aufgebaut? — Wie es auch sei, können die besten Fortgangszeugnisse solcher Freistätten keinem Knaben das Unglück wett machen, das für sein Gemütsleben — wenn er nämlich Gemüt besitzt! — die Trennung von seiner Familie bedeutet. Er wird den Seinen entfremdet, und die Erinnerungen seiner frühesten Jugendtage knüpfen nicht an sein Elternhaus an und nicht dieses drückt seinen Anschauungen und seinem Werdegang den Stempel für sein ganzes künftiges Leben auf, sondern die Lehrer und die Mitschüler, die der Zufall ihm auf seinen liebeleeren Weg gestellt, auf dem er oft vor Heimweh zu vergehen meint und bei zarter Konstitution, an häusliche Sorgfalt gewöhnt, an seiner Gesundheit Schaden nimmt. Ist er aber in jeder Beziehung aus derberem Stoff gefügt, so reißt er sich zwar ohne schweres Leid von der Familie los, aber nur Fremden und

sich selber überlassen, mag seine sittliche Entwickelung nicht selten fragwürdig genug ausfallen.

Und hat endlich nach acht-, manchmal auch mehrjährigem Ringen und Kämpfen die Stunde der Matura geschlagen, und die Jünglinge harren bleich und zitternd vor Angst und Überanstrengung der letzten gymnasialen Prüfungsqual, dann tritt irgend ein wohlwollender Landesschulrat als Großinquisitor mit den aufmunternden Worten unter die junge Schar: „Hilft nix! — A paar müass'n flieg'n!" und den paar „die flieg'n müass'n," die aber doch eines Maturazeugnisses für ihre künftigen Studien bedürfen, ist wieder ein halbes oder ein ganzes Jahr ihres Lebens geraubt, in dem sie büffeln, büffeln, nichts als büffeln müssen. — Es sieht jetzt überhaupt so aus, als wären die Schüler, während sie die Mittelschule besuchen, für nichts sonst als für diese auf der Welt. Es ist dem Durchschnitt der Professoren ein Greuel, sobald die Knaben künstlerische, literarische oder wissenschaftliche Interessen haben, die außerhalb des Gymnasiums liegen. Auf diese Weise gibt es nur zweierlei Arten guter Schüler. Die ersten sind: Die unentwegten Büffler; sie sind als Buchstabenreiter jenen Durchschnittslehrern am liebsten und bequemsten — meist markieren sie schon frühzeitig künftiges Strebertum, werden von ihren andersgesinnten Kollegen bald richtig erkannt und mit allerhand Ehrentiteln geschmückt! — Die zweiten sind, mit mehr oder weniger Geist und Überlegenheit, aber jedenfalls mit einem guten Gedächtnis und großer Kaltblütigkeit, um nicht zu sagen Frechheit, bewaffnet; so daß sie auch bei einer nur ungenügenden Beherrschung des Lehrstoffes, durch unaufhaltsamen „Schwefel" zu blenden wissen. Unter diesen, die ihren eigenen geistigen Interessen gegenüber den Gymnasialbalast als „quantité négligeable" betrachten, sind aufgeweckte Jungens genug, die oft gegen den Willen mancher Professoren ihre guten Noten und Vorzugsklassen erhalten müssen; denn mancher strenge Lehrer und schlechte Pädagog strebt danach, die Knaben, deren geistige Überlegenheit er bereits fühlt, deren Spott und Rankünе er mehr als einmal ahnt — zu demütigen. So entsteht nur allzu leicht und allzu oft ein Krieg zwischen Lehrern und Schülern, ein ungleicher Kampf, der auf den Charakter der Jugend die schädlichste Wirkung übt. — Diejenigen Schüler, die selbständig denkend künstlerisch begabte, phantasievolle und feinbesaitete Naturen sind, die sich leicht in ihrem Gemüte verletzt fühlen, die den Professoren erst mit dem ganzen naiven Zutrauen und der Arglosigkeit ihrer vollkommenen Weltunkenntnis entgegenkommen, und sich dann in ihrem Vertrauen getäuscht fühlen — die auch physisch unter der Last der Überanstrengung leiden, — die kämpfen gar bald nicht mehr, denn sie erkennen ihre eigene Ohnmacht der Übermacht der Stärkeren gegenüber — sie fügen sich zähneknirschend und hassen endlich das Gymna-

sium in Bausch und Bogen. — Das sind unter allen die traurigsten Erscheinungen! — Solchen Naturen wäre ein Studiengang homogen, wie er beglückend vielseitig und anregend einem seltenen Manne geworden ist, der in seiner autobiographischen Skizze „Für Kinder und Enkel“ — ein farbenreiches, lebendiges Bild seiner „Frohen Jugendtage“ entworfen, und eben in der Lage war, seine gymnasiale Studienzeit auch unter die „frohen Tage“ einzureihen! Es ist Freiherr Rochus von Liliencron, vielgenannt als Herausgeber der Allgemeinen Deutschen Biographie, der in seinem langen, segensreichen Leben Theologe und Germanist, Jurist und Diplomat, Musikhistoriker und Musiker, Essayist und Novellist, Universitätsprofessor, Kabinetsrat und Bibliothekar gewesen ist. Er hat ungefähr zur selben Zeit, da der „Grüne Heinrich“ in seiner freien Heimat durch ein ungesundes, unfreies Schulwesen dauernden Schaden genommen, im hohen Norden, in gesunder Freiheit, seine so reiche Früchte tragenden Studien absolviert. Zuerst mehrere Jahre im altmodischen Gymnasium von Plön, das er als Primus mit trefflichen Zeugnissen, kaum 18jährig verlassen, um noch ein Jahr, an dem nach den neuesten Reformen geleiteten Lübecker Gymnasium zu verbringen. Was er von dort — mit einem Rückblick auf die Plöner Tage zu berichten weiß, steht in einem so großen Gegensatz zu dem Arbeitssystem unserer Abiturienten, daß man nur mit neidvoller Wehmut von solch menschenwürdigen Zuständen lesen kann! — Er schreibt z. B.: Die Wahl des Lübecker Gymnasiums war ein sehr glücklicher Griff. So wenig man dort ein Abgangsexamen hatte, so wenig wurde von mir das Zeugnis über ein Plöner Abgangsexamen gefordert. Der Direktor unterzog mich einer kurzen Prüfung rc. . . . . . . Ferner: „Von griechischen Akzenten wußte meine Seele nichts . . . . doch in der Lektüre meines geliebten Plato war ich meinen neuen Mitschülern von Anfang überlegen“ . . . . und das in einem Gymnasium, aus dem zu jener Zeit Ernst und Georg Curtius, Emanuel Geibel und Wilhelm Wattenbach hervorgegangen sind. Man kann also in den Geist des Plato eindringen ohne die griechischen Akzente zu kennen? — Das ist haarsträubend!! — Die Akzente gehören doch heutzutage als Hauptrequisiten in die Folterkammer unseres modernen Unterrichtes. Die in Lübeck geforderte Gewandtheit des Lateinsprechens hatte sich Liliencron, wie er schreibt, bald erworben. Wie viele Obergymnasiasten finden sich aber in unseren Schulen, die fließend Latein sprechen? — Dafür wird über jedes Wort des gelesenen antiken Autors ein Protokoll aufgenommen und eine wahre Hetzjagd auf orthographische und grammatikalische Spitzfindigkeiten getrieben, die den Schüler in die Klemme bringen sollen, so daß man bei diesem hochnotpeinlichen Verfahren Vansens Theorie des Verhörs zu vernehmen

glaubt: „. . . . Und ich versichere euch, mit mehr Sorgfalt suchen die Bettelweiber nicht die Lumpen aus dem Kehricht, als so ein Schelmenfabrikant aus kleinen, schiefen, verschobenen, verrückten, verdrückten, geschlossenen, bekannten, geleugneten Anzeigen und Umständen sich endlich einen strohlumpenen Vogelscheu zusammenkünstelt, um wenigstens seinen Inquisiten in effigie hängen zu können. Und Gott mag der arme Teufel danken, wenn er sich noch kann hängen sehen, ..." d. h. wenn er mit einer kleinen Versetzungsprüfung oder größeren Nachprüfung zum „Versalzen der Ferien" — wie wohlwollende Professoren gern sagen — davon kommt!

Liliencron rühmte seinem Lehrer, der Philologe und Historiker war, u. a. nach, er war: „ein Mann von rastloser, sprudelnder Lebendigkeit, von feinster Geistesbildung, großer Herzensgüte, der sich auch gewöhnlich seiner Schüler sehr wohlwollend annahm." — Besonders die Güte, die ein junger Mensch erfahren hat, vergißt er seinem Lehrer nie! Bei allem ersprießlichen Studium wurden Liliencron in Lübeck in der Musik neue Welten aufgetan, er nahm teil an den berühmten norddeutschen Musikfesten, schwelgte in den klassischen Vorstellungen des dortigen trefflichen Theaters, schloß mit den hervorragendsten Familien der Stadt manche dauernde Freundschaft, . . „dazu kam aber dann neue Nahrung für den Kunstsinn im größeren Stil, durch eine Gemäldesammlung, in welcher das Bedeutendste der neuesten deutschen Kunst beisammen war. . . . . Es verging kaum ein Tag, an dem ich nicht zwischen Schulstunde und Mittagessen kürzere oder längere Zeit in der Ausstellung verweilte. Unsere Teilnahme daran wurde außerdem durch unsere einsichtigen Lehrer gefördert. — So nahte sich das Lübecker Übergangsjahr mit fruchtbringenden und bestimmenden Einflüssen aller Art seinem Ende. Ich habe schon erwähnt, daß am Lübecker Gymnasium gar kein Abgangsexamen stattfand. Es wurde von uns nur eine freie lateinische Arbeit von 40 bis 50 weit geschriebenen Seiten gefordert; die Wahl des Themas blieb uns völlig überlassen. . . . . Daß ich das Brouillon der Abhandlung selbst, zum guten Teil in der Schulstunde unter dem Tische schrieb, ist zwar kein besonderes Zeugnis für meine Korrektheit, wohl aber für die Leichtigkeit, mit der ich das Latein handhabte." — — — Könnte, angesichts der unsinnigen Anzahl der Lehrstunden und der erdrückenden Masse der Aufgaben, heute ein Gymnasiast ein geistig so reich bewegtes Leben führen, und sich solchen „fruchtbringenden und bestimmenden Einflüssen" überlassen! — Gewiß nicht! — Und doch verlangt es die moderne Lebenshetze, daß der Jüngling, der aus dem Gymnasium scheidet, sofort den richtigen Weg zu seinem Lebensberuf einschlägt, damit er ohne Zeitverlust nach dem Freiwilligenjahr und neuen Prüfungen und Rigorosen sein Ziel erreiche.

Sein Ziel? — Wenn er nur stets recht wüßte, was das eigentlich ist! — Man möchte auf manchen dieser Ratlosen das Witzwort anwenden, das ein geistreicher Gelehrter auf einen minder geistreichen Mann geprägt: „Er weiß zwar nicht, was er will, aber er will es bestimmt!“ — Diesen armen Jungen hat man im Einerlei der gymnasialen Tretmühle nie Zeit und Gelegenheit gegeben, sich auch nur selbst und die eigenen Fähigkeiten, geschweige denn die Außenwelt kennen zu lernen, und nun sollen sie plötzlich hinaus in die akademische oder eine andere Freiheit — und sollen über ihr ganzes künftiges Leben entscheiden! —

Und so gibt es leider nur allzu wenige Menschen, die mit Dankbarkeit und Freude an ihre Schulzeit zurückdenken. — Traurig genug — denn wie fest und unauslöschlich Jugendeindrücke haften bleiben, wissen wir alle, wie es scheint — mit Ausnahme mancher Schulmänner, die in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit auch nicht erkennen wollen, daß da, wo sie nicht als wohlwollende und fördernde Führer der Jugend, sondern als kleinliche Tyrannen, als engherzige oder notgedrungene Streber ihres Amtes walten, sie sich hunderte und aberhunderte von Feinden schaffen: alle Schüler, die sie ungerecht gequält, und deren Eltern, die von ihnen Rechenschaft verlangen über das geistige und körperliche Wohl ihrer Söhne, das sie geschädigt!

Helene Bettelheim-Gabillon.

Steirische Goldsagen.

Von **Karl Reiterer.**

In der nordwestlichen Steiermark kennt man noch viele Sagen über Goldsand, Goldwässer, Goldseen, Goldbrünnl u. s. w. Ich hatte Gelegenheit darüber verschiedene Gewährsmänner „auszunehmen,“ alle bestätigten nur, daß das Volk noch immer zäher als man meinen sollte an der Meinung festhält, das Gold sei nur so haufenweise zu kriegen, wenn man ein Neusonntagkind ist und in der rechten Stunde auf die Suche nach dem edlen Metall ausgeht.

Mein Freund Gabriel Schally, Dampfsägebesitzer in Wörschach, ein Mann, der sein Lebtag viel unterm Volke herumgekommen ist und ein reiches volkskundliches Wissen besitzt, erzählte mir am 23. Juli 1904, in der Kothüten-Alm bei Mitteregg sei seinerzeit eine Quelle gewesen, die man's Goldbrünnl nannte, auch unter dem Namen 's Butterwasserl war sie bekannt, weil Senninen von Kothütten dort ihr Wasser zum Butterwaschen geholt hatten. Ebenso war die Quelle den Almkühen von Kothütten zugänglich. Nun trug's sich zu, daß Rinder, welche aus jenem Wasserl tranken, krank wurden und verendeten. Der Bauer, dem die Kühe gehörten, wußte sich's nicht zu erklären, warum sein Vieh plötzlich

erkranke. Als wieder eine Kuh verendete, ging der Bauer daran, dem toten Tiere den „Leserling" zu öffnen. Und was fand er in diesem? Gediegenes Gold, das vom Goldwasserl in den Magen des Tieres gekommen war. Der Bauer ließ sich den Goldsand bewerten und als man ihn fragte, woher er das edle Metall hätte, war es ihm nicht schwer, eine Lüge zu finden. Das Gold wurde verkauft, so oft wieder eine Kuh auf der Alm verendete. Jene Kühe, die am Leben blieben, gaben wenig Milch und die Butter, welche man aus derselben bereitete, war ungesund. Die Leute, welche diese aßen, bekamen Magenbeschwerden, denn auch in der Butter war Gold. Sogar die Töpfe bekamen einen Goldbelag, in denen man mit dem „Butterwasserl" kochte. Später sind Venediger Männln gekommen und haben das Goldbrünnl ausgebeutet. Jener Bauer, dem die Kothütten-Alm gehörte, traf einst mit einem Venediger Mannl zusammen. Der Bauer hatte aber Schnaps bei sich und wurde redselig. Bald hatte es der Wällische herausbekommen, wo Gold zu finden sei; und es versiegte das „Butterwasserl," denn das Venediger Mannl hatte in dasselbe Quecksilber geschüttet.

Der Glaube, daß goldhältiges Wasser einen Belag bilde, zeigt auch jene Mitteilung vom 20. Juli 1904, die ich meinem Kollegen Herrn Lehrer und Schulleiter Josef Kotting in Johnsbach bei Admont verdanke. Nach dieser Mitteilung behauptet das Volk im unteren Ennstale, daß die Gemsen vom Gemsstoan des Wolfbauern in Johnsbach in der sogenannten Zeiringer Gabel eine Quelle gehabt hätten, aus der sie tranken und silberne Zähne bekamen. Herr Kotting überließ mir den Unterkiefer eines Tieres, welcher aus jener Gegend stammt und dessen Zähne einen glänzenden Metallbelag aufweisen. Das Volk sagt, der Metallbelag sei „Gold." In Anknüpfung daran, bemerkte ich, daß sich in der „Ehernen Mark," von H. Krauß, Band 2, Seite 51, eine Notiz befindet, und zwar von einer Maischgrube, aus der ein Goldgräber edles Metall geholt hatte, bis er von einem Besitzer des Zeiringerhofes erschlagen wurde.

Unterm Volke existierten seinerzeit viele Goldsucher, die man auch „Schatzgraber" nannte. Freund Schally erzählte mir, er habe in Pyhrn den Schmelzarbeiter Engelbert Pichler vulgo Grasberger Engel gekannt, der geradezu leidenschaftlich Gold grub, worüber ich an anderer Stelle erzählen werde.

Im vulgo Pötschgraben in Donnersbachwald vermutete man auch Gold. So mancher Schatzgraber kam, um dort edles Metall zu finden, aber jeder mußte unverrichteter Sache heimkehren. Meine Frau, eine Tochter des Gastwirtes und Realitätenbesitzers Joh. Höpflinger in Donnersbachwald, erzählte mir, sie habe in ihrer Jugend so manchen Schatzgräber im Vaterhause gesehen. Ein solcher sei ein kleines Männlein

gewesen, habe einen langen schwarzen Rock getragen und einen Hammer bei sich gehabt.

Die Einlegerin Maria Dekasta vulgo Schnauzen-Mirl in Donnersbachwald erzählte meiner Frau, im Goldbach, südöstlich von Donnersbachwald, sei einst auch Gold zu finden gewesen. Noch heute heißt jene Gegend Goldbachalm. Jene Maria Dekasta wußte aber auch, daß man eine Schwörruten „zubereiten" könne, und zwar auf folgende Weise: Wenn der Mond neu ist, muß an einem Sonntag eine Haselstaude geschnitten und dabei gesprochen werden:

Im Namen . . . . such' ich dich, Haselschüß,
Im Namen . . . . find' ich dich, Haselzweig',
Im Namen . . . . schneid' ich dich, Haselzweig.

Hernach macht man an jedem Ort mit der Hand drei Kreuze und spricht verschiedene Gebete. Ich traf solche Zaubergebete über das Schwörrutenschneiden im „Nigromantischen Kunst-Buch", das mir Herr Lehrer und Schulleiter Anton Wandratsch aus St. Nikolai bei Gröbming zusandte.

Meine Frau erzählte mir, die alte Pötschin in Donnersbachwald habe vor zirka 30 Jahren eine Schwörrute besessen, die dorthin zeigte, wo der Schatz, wie das Volk behauptete, lag, auch Goldlager zeigte sie an. Trotzdem starb die arme Pötschin als Auszüglerin — ohne Geld und Gut.

Die Mutter meiner Frau, die Gastwirtin Eva Höpflinger behauptete, im Waldlande sei einst ein Mann gewesen, der ein Venediger Mannl[1]) in einem Gläschen hatte.

Wenn ein Venediger Mannl, behauptet das Volk, dreimal verkauft wird, hat der dritte Besitzer zu gewärtigen, daß er vom Teufel geholt wird, denn in den Venediger Mannln, sagte mir einst ein Waldbauer, steckt niemand geringerer als der böas' Feind.

Heute, da ich dies schreibe, ist Jakobitag (25. Juli). Da fällt mir eben ein, daß es Jakobikerzen gibt, über die ich noch nichts mitgeteilt habe. Das Volk behauptet, mit den Jakobskerzen könne man Gold, Silber und Edelgestein in Bergwerken finden. Die Jakobikerze muß ein neugeborenes Kind in der Hand gehalten haben. Dazu gibt man Gaffer (Kampfer) und Morsus Diaboli (?). Auch aus Tauf- und Totenkerzen werden Kerzen bereitet, mit denen man Kerzen von „besonderer" Kraft erzeugen kann. Um Gold zu „vertun," nehme man das Herz einer Fledermaus, das linke Auge von einer Katze und einen jungen Rattenbalg. Diese drei „Stück" sind in einen Totenkopf zu geben und an dem Ort zu vergraben, wo Gold und dergleichen ist.

In Weißenbach erzählte man mir, in der Nähe der Sensenschmiedrealität sei ein Goldbrünnl gewesen. Der verstorbene Grundbesitzer vulgo

[1]) Es war wohl ein kartelianischer Taucher!

Kern bedeutete mir einst, daß bei jenem Brünnl ein „Stumpfsocken" eingehängt wurde, nach einem halben Jahre sei er voll Gold gewesen.

Herr Oberlehrer Heuberger aus Wildalpen erzählte mir, in Hinterwildalm seien Goldlöcher, an die sich so manche Sage knüpft und unterm Volke Verbreitung findet.

Auch im Torstein bei Admont soll ein Goldloch sein.

Weihnachten in der Oststeiermark.

Von **Rosa Fischer.**[1])

Ein heiliger Friede bereitet sich allmählich über die Gemüter — die Weihnachtszeit ist nahe.

Noch einmal geht ein reges Leben an im Bauernhaus; es wird gewaschen und gerieben, gekehrt und geputzt. Alles soll schön sein, alles in bester Ordnung. Keine grobe Arbeit darf auf die Feiertage gespart bleiben und das beste Essen soll aufgetischt werden.

Darum muß auch in fast jedem Hause ein Ferkel sein Leben lassen, auf daß es den Feiertagsbraten liefere, und zudem wird gebacken und gekocht so gut wie nur immer möglich — Gugelhupf und Krapfen und hie und da auch das weihnächtliche Kletzenbrot.

So kommt dann der heilige Abend. Noch gibt es Arbeit, viel Arbeit in den Ställen, im Hof, in Stuben und Küchen — ein Hasten, ein Schaffen — oftmals schier ein Verzagtwerden von Seite des Hausmütterleins, wenn sich die Arbeit, die verschiedenartigen Obliegenheiten gar so hoch türmen und die Zeit fortschreitet und es Nacht werden will.

Aber allmählich bereitet sich Küchenduft durch das Haus, so weihnächtlich traut, — und weiße, gebügelte Hemden hängen am Ofen und blitzblanke Schuhe stehen auf der Bank. In der Küche glänzt Blech- und Kupfergeschirr und weißgerieben sind die Wasserschaffel, weißgerieben auch Tisch und Bänke und der Fußboden im ganzen Haus. Die Küchenmagd hat „Rohnen"[2]) gekocht, schält und schneidet sie und stellt sie mit Essig und Kren für den nächsten Tag bereit. Die Hausmutter richtet das Bratenfleisch nur gleich zum Hineinstellen ins „Rohr"[3]) und gibt jedem Hausmitglied seine gebügelte und gerollte Wäsche. Dann, wenn gegessen ist und wenn die Kinder schlafen, gibt es noch eine wichtige und liebe Arbeit — Christbaum-Aufputzen.

Mitten im Zimmer steht das Fichtenbäumchen, — vergoldete Äpfel und Nüsse hängen daran, Backwerk und Zucker und schimmernder Flitter.

---

[1]) Aus dem Buche: „Oststeirisches Bauernleben" von Rosa Fischer. Österr. Verlagsanstalt. [2]) Rote Rüben. [3]) Herdröhre.

Kerzlein stecken an den Zweigen und ein heiliges Schattenspiel webt an der gegenüberliegenden Zimmerwand über den Betten der Eltern und Kinder.

Dann zündet man wohl die Lichter an und weckt die Kinder — sagt ihnen, das Christkinderl sei gekommen. Zitternd stehen die Kleinen; die Herzlein pochen, es blendet der Glanz. Dann erwachen sie und lächeln, und dann umjubeln sie ihr Bäumchen.[1])

Ein seliges Glück strömt von dem Christbaume aus, ein heiliger Friede, der auch die Großen umspinnet.

In manchen Häusern zündet man den Christbaum erst am Morgen an, in anderen wieder, insbesondere wo keine kleinen Kinder sind, gibt es überhaupt keine weihnachtliche Fichte oder Tanne daheim. Da gibt es keine Bescherung und keinen Lichterglanz und keinen weihnachtlichen Tannenduft, wohl aber zieht der Friede der heiligen Nacht auch hier in die Herzen ein.

Es ist ein heiliger Hauch, der in diesen Stunden durch die Räume und in die Herzen weht, ein heiliger Hauch gläubigen Glückes.

Weihnacht! — Wieder ist es eine „Rauchnacht," und der Hausvater, oder Frau oder Kind, geht andächtig durch alle Räume, in Scheunen und Ställe und sprengt, leise betend, Weihwasser hinein, auf Mensch und Tier, auf Betten und Tisch, auf Herdstatt und Brunnen und nach allen Richtungen hinaus auf die Weid, wo die Felder liegen — Weihwasser, auf daß es Gottes Segen bringen möge für Haus und Grund, für Mensch und Tier.

In manchen Häusern räuchert man mit geweihtem Rauch, anderseits aber geht die halb ernste, halb scherzhafte Rede, daß das Vieh reden kann in der heiligen Nacht, und ziemlich allgemein erzählt man von dem Bauern, der einmal an seiner Stalltüre gehorcht habe, was seine Rosse reden. Und wie dann das eine Pferd zu dem andern sagte: „Morgen haben wir eine harte Arbeit". — „„Ja was denn?"" — „Das Bloch müssen wir wegstreifen, das vor der Stalltür liegt," — worauf dann der Bauer wie ein Block umfiel und tot vor der Stalltür liegen blieb.

Ein anderer Aberglaube ist das Bleigießen oder Löseln in dieser heiligen Nacht, um die Zukunft zu erfahren. Dabei wird Blei geschmolzen und in kaltes Wasser gegossen, aus den gestockten, wunderlichen Formen aber dann die Zukunft gedeutet. — Beim Löseln werden verschiedene Sinnbilder, wie Erde, Geld, ein Ring, ein Kindlein, oder auch ein Kreuz als Zeichen des Todes und andere „Lose" verhüllt und sodann gezogen.

---

[1]) Zuweilen wird auch für jedes Kind ein Bäumchen am „Durchzuge" der Stube aufgehängt.

Allgemein sind diese Sitten nicht und sie werden auch dort, wo junge Leute sich damit vergnügen, nur scherzhaft genommen, von manchen anderen aber als Aberglauben verurteilt.[1])

Im großen ganzen herrscht doch nur ein rein christliches Gefühl in dieser heiligen Nacht, und zu jenen Kirchen, wo noch eine „Metten" gehalten wird mit viel weihnächtlicher Feierlichkeit und herzinnigem deutschen Gesang, gehen die Leute von fern und nah zusammen, viel mehr als dort, wo nur zum einfachen Amte der lateinische Gesang ertönt.

Man will in der heiligen Nacht so recht selig sein. — Die Glocken, die klingen den Frieden weithin in das Land und zu des Himmels Höhen empor, wo die Engel lobsingen. An der Kirche schimmern die Fenster und drinnen brennen die Lichter und am Kripplein stehen zwei heimatliche Waldbäumlein. Im Kripplein liegt das Jesuskind im Stall zu Bethlehem beim armen Vieh, und Josef und Maria halten Wacht. Und die Hirten kommen und beten das Kindlein an, und der Stern leuchtet vor dem Stalle. Der Engel hebt die Schwingen und der Gruß erklingt: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede den Menschen auf Erden".

Und diese Menschen singen; sie singen und hören und fühlen den Klang, den süßen, heiligen Weihnachtssang:

„Stille Nacht, heilige Nacht,
Alles schläft — einsam wacht
Das hochheilige Paar;
Holder Knabe im lockigen Haar
Schlafe, schlafe nur Du,
Schlafe in himmlischer Ruh" —

und dann wieder:

„So eilt zu Maria,
Zum Kripplein geschwind,
Kommet und grüßet
Das göttliche Kind."

Der Tag, der folgt auf diese heilige Nacht, der Christtag, ist ein Tag des Friedens, des Kirchengehens und des häuslichen Glückes. Drei Messen soll man hören am Weihnachtsmorgen als Entgelt für Karfreitag und Karsamstag, wo es kein heiliges Meßopfer gibt und gewissenhaft befolgt der größte Teil der Bevölkerung diese Satzungen. Nur jene, welche in der Nacht in der Kirche waren, bleiben meistens daheim und verrichten die Hausarbeit — die anderen alle trachten so früh wie möglich zum Gottesdienst und kehren so früh wie möglich wieder heim.

Die Wirtshäuser bleiben leer an diesem Tag. Wer eine Familie hat, geht ihr zu, wer ein Heim hat, sucht es auf, und im Bauernhaus liegt das Behagen über Kind und Gesinde. In der warmen Stube wird

[1]) Als Wetter- oder Bauernlos gilt die Rede: „Lichte Metten, finstere Stadl" — das heißt, eine lichte Christnacht bedeutet ein gutes Jahr, das alle Scheunen mit Ernte füllt.

gegessen und an die Vögel des Himmels und an die Elemente Wind, Wasser und Feuer mit einer Gabe gedacht. Kommt ein Armer, so wird er mit Speise und Trank beschenkt und wohl mit einer Geldgabe obendrein.

Nachmittags ist in der Kirche „Armenpredigt“ und darauf der „Opfergang“ und da sagt der Absammler wohl unaufhörlich „Vergelt's Gott“ für die vielen Gaben, die nach der Predigt von Liebe und Barmherzigkeit für die Armen in die Opferbüchse gespendet werden.

Mit Litanei und Tedeum schließt der Gottesdienst und im vielhundertstimmigen, brausenden Volksgesang ertönt das alte, heilige Lied:

„Großer Gott, wir loben Dich,
Herr, wir preisen Deine Stärke,
Vor Dir neigt die Erde sich
Und bewundert Deine Werke.“

Vor dem Kripplein neigen sich noch einmal die Leute — dann gehen sie heimzu und träumen bei friedlicher Arbeit und stiller Rast ihren Weihnachtstraum zu Ende.

Am nächsten Morgen, am Stephanietag, wird Salz und Wasser in der Kirche geweiht; von ersterem wird zum Kochen genommen und erhält ein jedes Haustier ein wenig auf einer Schnitte Brot, während der Rest aufbewahrt wird, insbesonders um damit neugeborene Tiere zu laben. Das Stephanie-Wasser aber wird als Weihwasser aufbewahrt, besonders auch, um in der Neujahrs- und Heiligen Dreikönigs-Nacht zum Besprengen genommen zu werden.

Am Nachmittag des Stephanietages kommen die „neuen Leute,“ die zu Neujahr einziehen werden, auf Besuch — „Brot kosten,“ wie man sagt. Anderseits aber ist an diesem Tage wieder der seit Katharina eingesperrten Tanzlust freie Bahn gegeben.

Am Johannitage wird Wein geweiht und davon aus einer Flasche etwas in jedes Faß im Keller gegeben. Der Rest wird ausgetrunken und dabei wohl das scherzhafte Wort gesprochen:

„Ich beschwöre Dich,
Du guter Geist,
Daß Du mich
Nicht hin und her reißt.“

Am „Unschuldigen Kindltag“ kommen auswärtige Kinder ins Haus „frisch und g'sund geben.“ Sie haben dabei Ruten in Händen und peitschen lachend jeden ihnen begegnenden Hausbewohner unter dem Spruche:

„Frisch und g'sund,
Frisch und g'sund,
's ganze Jahr
Rundum g'sund.“

Mit einer Gabe für ihren guten Wunsch ziehen sie weiter.

In den letzten Tagen vor Neujahr, insbesonders am „Alten Jahrtag“ (Silvester) geht das Wandern der Dienstboten an. Manchmal leichtmütig, oftmals weichherzig und betrübt, nehmen sie Abschied von

ihren Herrenleuten und vergessen ist wohl auf beiden Seiten manches, was sie ehedem zur Trennung getrieben. Ein Gefühl der Bangigkeit vor der Zukunft beschleicht die Scheidenden und dieses selbe bange Gefühl ist es, mit dem die Zurückbleibenden den neuen Leuten, ihren Sitten und Unsitten und dem nun kommenden Zusammenleben entgegenschauen. — Ein Glück, ein Gefühl der Beruhigung und des Behagens für jeden Teil, für Herrenleute und Dienstboten, wenn es ohne Wandern abgeht zu „Neujahr," wenn alles beim alten bleibt im Haus.

Indes, die junge Dirne, die mit Kasten und Kleiderbürde abgeholt und zu ihrem neuen Platz gefahren wird, sie heftet dem Fuhrmann, der sie holt, einen farbenbunten Buschen mit flatternden Bändern an den Hut, setzt sich dann zu ihm auf den Wagen und schaut schon wieder hoffnungsfreudig in die Zukunft.

Das arme Mädel, das, ein halbes Kind, mit seinem Bündel auf dem Kopf zu seinem neuen Platze wandert, es freut sich auf die paar Gulden Lohn, die es mehr verdienen wird als ehedem — und die Knechte? Nun, die sind nicht so weichherzig. Arbeiten muß man überall und ein Jahr ist keine Ewigkeit. Wenn's nicht zum Bleiben ist, angehängt ist man nicht und auch nicht verheiratet, und die Welt ist groß.

Die Herrenleute aber nehmen die Neuangekommenen in Empfang, zeigen ihnen den Platz für ihr Gewand und ihre Liegerstatt, und nachdem die Leute ihre Habe geordnet und sich arbeitbereit gemacht, wird ihnen Stall und Kammer, Keller und Scheune, Futter und Vieh gezeigt und ihnen ihre Arbeit angewiesen.

Manches stille Bangen, manches leise Seufzen, das sich aufdrängen will, wird hinuntergedrückt und in Gottes Namen dem neuen Jahr entgegengegangen.

Neujahr-Geiger aber ziehen mit ihren Musikinstrumenten von Haus zu Haus, spielen ihre Weisen und singen vor allem ein wohl altes, bei jeder Strophe von einem Tusch unterbrochenes Lied:

„Was sollen wir dem Hausherrn wünschen,
Zu diesem neuen Jahr?
Wir wünschen, daß alles gelingen soll,
Was seine Meinung war.
Gott soll ihm Glück und Segen geb'n
In diesem neuen Jahr,
Wir wünschen Fried' und Einigkeit,
Gesundheit immerdar.

Was sollen wir der Hausfrau wünschen
In diesem neuen Jahr?
Wir wünschen ihr das Jesukind
Wohl auf dem Hochaltar.
Maria soll ihr Beistand sein
In ihrem Lebenslauf
Und nehm' nach diesem Leben sie
Wohl in den Himmel auf.

Wir wünschen auch dem ganzen Haus
Ein frohes Wohlergeh'n,
Und was sich jedes wünschen will,
Soll in der Zukunft gescheh'n.
Wir wünschen Fried' und Frömmigkeit
Zu jedem seiner Ehr',
Und wenn dies Jahr vorüber ist,
Vielleicht kommt keines mehr."

Mit einer frohen Tanzweise schließen die Musikanten, sagen „Vergelt's Gott" für das Geldgeschenk und den Trunk Most und gehen mit dem Wunsche auf „Ein glücklich's neu's Jahr" wieder weiter. In der Ferne verklingen die Musiktöne, und dann wird es still und kommt der Abend. Vom Kirchturm tönen die Glocken — sie klingen zum „Tedeum":

„Großer Gott, wir loben Dich" —

und sie läuten das alte Jahr hinaus.

Im Bauernhause brennt das Herdfeuer, glüht es im Ofen und allmählich glimmen die Lichtlein auf.

Durch die Menschenherzen geht ein leises Regen: Andacht, Sehnsucht, Bangen und Ergeben — am Himmelssaume glüht das Abendrot und ein Stern glänzt auf, hell und rein, und wieder einer und viele, viele Sterne dem neuen Jahr entgegen. Oder auch es ist still, trist — Nebelschleier umhüllen das Bauernhaus, und wie aus großen, fragenden Augen schaut es mit seinen Giebeln und Fenstern in die dunkle Zukunft hinaus, ins still sich erschließende neue Jahr.

A kloani Liabsgschicht.

Gedichte in oberösterreichischer Mundart von **Hans Wittendorfer.**

II.

Da heili Nikola.

I han mi ehnda gar so gern
Zum Dirndl gschlicha bei da Nacht
Und han dabei die vielen Stern,
Den liabn Himmel oft betracht.

Da Herrgott is dahoam da droben
Und d' Engerl a — o je, o je,
Wanns aba schaun, dö wern mi lobn,
Daß i auf d'Nacht zum Dirndl geh!

Ja schau, da heili Nikola
Hat uns in d'Herzn d'Liab einglegt,
Zu dem is's Herz, das warme, da;
Und wie uns zwoan 's Gernhabn schmeckt;

Herrgott, du muaßt nöt finsta schaun
Und brauchst auf mi nöt granti wern;
Da Liab derfst nia und ninderscht traun;
Schau, d'Engerl selba habn sih gern

* * *

Da Liab derfst nia und ninderscht traun,
Denn Feur und Stroh zsamm tuat koa Guat.
Schau d'Vogerl an beim Gartenzaun:
Siagst, 's Gernhabn liegt gar tiaf im Bluat.

Auf oamal aft is's aus und gschegn.
Das brüatat Vogerl sitzt im Nest;
Und 's Dirndl laßt sie nimma sehgn
Und rundum wird ihr 's Miada z'fest.

Und langsam kimmts — und iazt is's da:
Das ganze Haus voll Kindagschroa!
Ja schau, da heili Nikola
Hat wieda einglegt bei uns zwoa!

Auf da Freit.

Koa Postknecht tuat blasn,
Alls ganz mäuserlstill;
's liegt nöt an da Straßn,
Wo i heut hin will.

Schen stad geht a Winderl
Vom Berg her ins Tal;
Schen stad gehn i heut
Zu mein Dirndl amal.

Wia bin i oft grennt,
Daß i nixi vasam,
In stockfinstern Nachtn
Dahi nach dö Bam.

Han gsunga und gjuchatzt
Und alls hat mi gfreut,
Mei brennhoaßi Liab
Und mei Kraft und mei Schneid.

Am Tanzbodn dar Erste,
Hätts andars nöt tan.
Dö Schönst is dö Meini!
Und 's Singa geht an:

Wer d'Dirndl nöt gern hat
Und d' Busseln nöt mag,
Der is aufn Kopf gfalln,
Bei dem is's nöt Tag. — —

Wo kimm i denn hi
Mit mein Ruckwärtssinnieren —
Vaflogn san dö Zeitn.
Muaß anda probiern.

Wia bin i oft glaufn
Dahi nach dö Bam!
Heut tapp i mein Weg
Wia im halbaten Tram.

Heut brauch i gegn sunst
Zwoa- und dreimal so lang:
Denn wer d' Freiheit vatragt,
Tuat an hoaklichen Gang.

Da Früahling is da.

Das oanmal liegt 's Lacha, das andamal 's Woan
Ön Augnan z' hechst drobn bei die Kinda, dö kloan.
Das oanmal sans granti, das andermal still,
A drittsmal voll Lust — wia da launisch April.

Da April bringt ön Moa und da Früahling is da
Voll lachadn Sunnschein talauf und tal-a.
Und wer koa schlechts Herz hat und is nöt stockblind,
Hat a narrische Freud, lacht'n an a kloans Kind.

Auf und nieda.

Auf und nieda,
Hin und wieda,
Und du sagst, es gibt koa Glück?
Muaß oan gratn;
Liacht und Schattn,
Dö vateilt dar Augenblick.

I han gfundn
Sunnhell Stundn,
I han gwacht in dunkla Nacht —
Augn von kloani
Kinda, moani,
Hat sie 's Glück zur Hoamat gmacht.

Mei Glück.

Und nennst ma all Neuni,
So sag i dars glei:
A Glück wia das meini
Is gwiß nöt dabei.

Da liegt mei kloans Gschöpferl
Im Betterl und lacht
Und is bis aufs Köpferl
Vastöckt und vamacht.

Und bin i vadroßn,
's kloa Weiberl bringts zwegn:
Ön Lebensernst, dem groß̈n,
I lach eahm entgegen!

Mei Schwalberl.

Es schaut nach da Decken,
Es siacht all vier Ecken;
Guat zua is dö Tür.
Und doch kimmts ma für,

Mei Dirnderl tuat eben,
Als möcht's d' Flügerl scha heben
Und im Aug liegts ihr drinn
Als hätts 's Wandern im Sinn.

Als brauchats nöt z'fragn,
Ob's denn d' Flügerl doch tragn
Und obs aushalten wern
Bis dahi üba d' Stern,
Als wissat sie 's gwiß,
Daß zum Ziel z' kemma is,
Wia's Schwalberl dös woaß
Zwegn seina Roas.

Ja, 's Schwalberl, dös kimmt,
Wann dö Kältn abnimmt,
Wieda z'ruck üba 's Meer,
Bringt ön Früahling daher;
Aba du bleibast drent
Und bei mir da herent
Liegat fortan eiskalt
Tiafa Schnee im Wald.

Dö Krankheit.

Da geht a Weiberl zua auf's Haus,
An Händ und Füaßn runzldürr,
Grad wiar a Spinnarin schauts aus
Und schiar unhoamli kimmts ma für.

Sie schleicht so scheu an mir vorbei,
Zum Betterl gehts im Zimmereck.
Drin tramt und ruaht und schlaft so guat
Mei Kind — du Hex von da geh weg!

Sie aba streckt den dürren Arm
Und richt auf's Bett den bösen Blick.
Da wird mei Kind, das nesterlwarm
So fiabahoaß, daß i daschrick.

Die Krankheit aba sitzt beim Bett,
Als möchts allweil dort sitzn bleibn.
Sie ruckt und weicht koan Dokta nöt
Und a koa Trankl kanns vatreibn.

Und 's Kinderl schreit vor Schmerz und Qual.
Is 's nu nöt gnua? Is 's nu nöt gnua?!
Jetzt kimmt scha d' Nacht das drittemal;
Dö Krankheit laßt koa Schlaf dazu.

Mei arms, arms Kind! I kann nix toa,
Das d'Schmerzn stillat für oan Nacht,
Viel leichta wurd da schwarsti Stoa,
Als wia dö Krankheit weggabracht.

Nach manchn langa, banga Tag —
Mei Herzerl wird so kloa, so still —
Da schauts mi an, a Klag, a Frag....
Mei Kind, mei oanzigs — wia Gott will!

Wer winkt dort hoamli bei da Tür?
Die Krankheit hebt si. Wills denn fort?
Sie muaß! Und 's arme Kind mit ihr.
Lar steht das blüahweiß Betterl dort.

Du bist von mir ganga.

Mei Kind, mei kloans Täuberl,
Bist still worn und ernst.
Daß d' 's Lacha, liabs Weiberl,
Gar nia nimma lernst.

Du bist von mir ganga,
Mei Lebensblüah fallt ab
Und mir kimmt da grean Anga
Traußt für wiar a Grab.

Rosn.

Im Friedhof is beim letzten Kreuz
A Rosn aufblüat üba d' Nacht:
Is 's denn so lang scha wieda, seit's
Mei Dirnderl haben da aufabracht?

A Rosnstock blüaht auf sein Grab —
So lang scha is mei Engerl tot;
So lang, daß i koa Kind mehr hab.
A Rosn blüaht so frisch und rot.

Am Grab von nun an alle Jahr
Wern Rosn blüahn und Blattln falln;
A kloani Welt — und wundabar
Sie spiaglt 's Schicksal von uns alln.

Liebe!

Von **Adolf Frankl.**

Im großen Hofe des Reichensteinerschen Palais steht ein ebenerdiges Häuschen, in welchem der Portier Gutmann mit Weib und Kind wohnten und hinter dieser unscheinbaren Behausung breitet sich ein wohlgepflegter Ziergarten aus, dessen Bäume und Sträucher in herbstlicher Farbenpracht prangen und dem auch die vielfarbigen Chrysanthemen, Georginen und Astern einen besonderen Schmuck verleihen.

Auf den weißen Kieswegen schreitet ein etwa sechsjähriges, fein gekleidetes Mädchen einher, welches so ernst, ja traurig vor sich hinblickt, als wenn es auf einem Kirchhof wandelte.

Nun sieht die kleine Irma nach einer lauschigen Ruhebank, auf welcher sich ihre Bonne, ein junges, hübsches Wesen niedergelassen hat und einen spannenden Liebesroman liest.

„Liebe! Liebe!" klingt es im Herzen der Bonne. „Wie glücklich sind doch die Menschen, welche lieben und geliebt werden!"

Irma aber war, da sie sich unbeachtet sah, zu dem Häuschen geschlichen und schaute, durch ein kleines Gesträuch gedeckt, zum Fenster hinein in das sauber gehaltene Zimmer der Frau Gutmann. Diese saß am Tische, hatte ihr dickes, vierjähriges Büblein auf dem Schoße, scherzte und schäkerte mit ihm und herzte und küßte es voll unaussprechlicher Liebe. Und der Kleine lachte glückselig und schlang seine runden Arme um den Hals der Mutter und jauchzte voll Vergnügen.

Als die kleine Irma dies sah, füllten sich ihre Augen plötzlich mit Tränen und schluchzend schlich sie vom Fenster hinweg. Sie bemühte sich aber sichtlich, ihrer Bewegung Herr zu werden, wischte mit dem Sacktuche die verräterischen Zähren hinweg und schritt nachdenklich auf ihre Bonne zu.

„Fräulein Berta! Warum habe ich nicht auch eine Mutter?" fragte sie ernst.

„Aber Kind, du hast doch eine Mutter!" sprach die Bonne erstaunt.

Irma schüttelte traurig ihr kleines Köpfchen und sagte: „O nein, ich habe nur — eine Mama!"

„Aber Mutter oder Mama ist doch ganz dasselbe!"

„Dasselbe? Ach nein! Eine Mutter, das ist doch eine Frau wie die Frau Gutmann, die ihr Hänschen so lieb hat und immer bei ihm ist, aber eine Mama . . ."

„Irma!" fiel ihr die Bonne erschrocken ins Wort. „Frau Gutmann ist arm und muß darum ihr Büblein selber pflegen; deine Mutter jedoch ist eine reiche, vornehme Dame und — und . . ." Sie stockte.

„Ich möchte auch ein armes Mädchen sein und auch eine Mutter haben wie Hänschen!" sprach das Mädchen leise. „Dann wäre ich gewiß auch so froh und glücklich wie er!"

„Kind, du weißt nicht, wie gut du es hast und wie schrecklich die Armut ist!"

„Aber das Hänschen hat es doch viel besser als ich!"

„Irma, so bedenke doch! Du kannst alles haben, was du wünschest! Du hast die schönsten Kleider, die kostbarsten Spielsachen, das schmackhafteste Essen und die beste Pflege . . ."

„Aber ich habe keine Mutter wie Hänschen und darf nicht wie Hänschen im Sande wühlen oder lustig herumtollen und zu ihm sagt seine Mutter nicht immer: Das schickt sich nicht, das darfst du nicht tun!“

Die Bonne machte keine weitere Einwendung. Sie hatte da eine „pädagogische Lektion“ erhalten, die sie zu ernstem Nachdenken veranlaßte. Dann ergriff sie plötzlich die Hand der armen Kleinen und führte sie ins Spielzimmer, damit sich Irma zerstreue und auf andere Gedanken komme. Sie selbst aber nahm eine Handarbeit und setzte sich in eine Fensternische, während die Kleine ihre überaus reichen Spielschätze musterte, ohne sich jedoch für ein bestimmtes Spiel zu entscheiden.

Da trat eine feingekleidete Dame ins Gemach, warf einen flüchtigen Blick auf das Kind und die Bonne und wollte sich wieder entfernen; aber Irma stürzte mit ausgebreiteten Ärmchen auf sie zu und rief: „Mama, Mama!“

Frau Reichensteiner wich abwehrend zurück und sprach: „Aber Kind! Was fällt dir ein! Du würdest ja mein seiden' Kleid zerdrücken!“

„Mama, bitte, hab' mich lieb!“ flehte die Kleine.

„Ei freilich habe ich dich lieb, du Närrchen; aber deswegen kann ich mir doch nicht meine teure Toilette verderben lassen! Und nun halte mich nicht länger auf; der Wagen wartet bereits auf mich! Adieu!“

Das Mädchen starrte lange nach der Tür, hinter welcher die Mama verschwunden war. Da eilte die Bonne mitleidig auf die Kleine zu und streichelte ihr liebkosend die blassen Wangen. „Komm', Irma!“ sagte sie weich. „Wir wollen jetzt zusammen spielen!“

Beide spielten eine Weile, aber die Gedanken des Kindes waren nur halb bei der Sache; dann stand es unversehens auf und flüsterte: „Darf ich noch ein bischen in den Garten gehen?“

Und bald darauf waren die beiden wieder im Garten. Die Bonne bemühte sich redlich, die Kleine aufzuheitern und ihre Aufmerksamkeit auf die Schönheit der einzelnen Blummengruppen und die bunte Farbenpracht der vergilbenden Blätter auf den Bäumen, Sträuchern und Hecken zu lenken; aber Irma war heute eine sehr zerstreute Zuhörerin und sagte plötzlich fast unwillig: „Fräulein Berta! Möchten Sie nicht wieder — lesen?“

Die Bonne verdroß diese Bemerkung und so nahm sie tatsächlich wieder auf einer der vielen Ruhebänke Platz und las ihren Roman zu Ende, während die Kleine wieder auf den Kieswegen auf- und niederwandelte und dann abermals zu Frau Gutmanns Fenster schlich und in das ärmliche und doch so trauliche Gemach guckte.

Die Portiersgattin flickte gerade das schadhafte Höslein ihres Bübleins und Hänschen saß in der blauen Unterhose zu Füßen der Mutter, baute aus Holzstückchen einen „babylonischen Turm“ und war ganz seelenver-

gnügt dabei. Aber auf einmal sprang er auf, begann heftig zu weinen und rief: „Mutter, i han an Spal[1]) im Finger!“

„Must nit weinen, Hanserl! Wart, den garstigen Spal wer'n wir gleich hab'n!“ sprach die Mutter begütigend, nahm ihr Taschenmesser zur Hand und zog den Splitter heraus. „Siehst, da ist er schon! So und jetzt ist wieder alles gut!“ Sie hob den Knaben zu sich empor, küßte ihm die Tränen von den Wangen und preßte ihn glücklich lächelnd an ihre Brust.

Irma hatte dies klopfenden Herzens mit angesehen; dann verließ sie rasch ihren Standort und den Garten und eilte in das Gemach der Portiersgattin, wo sie unentschlossen an der Tür stehen blieb.

„Was wünschest du, liebe Irma?“ fragte Frau Gutmann.

Das Mädchen trat langsam näher, sah mit einem unsäglich traurigen Blick zu der guten Frau empor und flehte mit verhaltenen Tränen: „Bitte, bitte, haben Sie mich auch ein bischen lieb!“

Hänschen sah ganz verwundert auf die arme Kleine; aber seine Mutter verstand sofort, was in der Seele des Kindes vorging, hob Irma, wie vorhin den Knaben, auf ihren Schoß, fuhr ihr sanft mit der flachen Hand über das dunkle Haar, drückte sie voll innigem Mitleid ans Herz und küßte ihr Stirn und Wangen. „O du armes — reiches Kind!“ dachte sie bei sich und dabei umflorte sich ihr Blick.

Irma hatte die Augen geschlossen und lispelte: „Das tut so wohl! Ach, wenn Sie doch — meine Mutter wären!—

In diesem Augenblicke trat die Bonne ins Zimmer und sah voll maßlosem Erstaunen die kleine Millionen-Erbin auf dem Schoße der armen Portiersfrau. Sie sprach kein Wort, um das selige Empfinden eines nach Liebe sich sehnenden Kinderherzens nicht zu stören.

Frau Gutmann preßte die Kleine nochmals so warm an sich, als wäre sie ihr eigenes Kind und sagte liebevoll: „Nicht wahr, Irma, jetzt gehst du wieder in den Garten? Ich habe mit Fräulein Berta was Dringendes zu reden.“

„Und darf ich — wieder kommen?“ fragte die Kleine leise.

„Ja, wenn es das Fräulein Berta erlaubt.“

Die Bonne nickte kaum merklich.

Als Irma fort war, erzählte Frau Gutmann haarklein den ganzen Vorfall und fragte das Fräulein, was es nun zu tun gedenke, worauf dieses meinte: „das Einfachste wäre wohl, die Gnädige selbst davon in Kenntnis zu setzen; aber — ich glaube nicht, daß es etwas nützt. Zudem ist Frau Reichensteiner eine überaus stolze und empfindliche Dame, die es niemals verwinden könnte, daß ihr einziges Kind — bei ihnen um Liebe gebettelt hat!“

[1]) Splitter.

Frau Gutmann mußte ihr leider Recht geben und Fräulein Berta ging nachdenklich zur Tür hinaus und zurück in den Garten . . . dort schlich ein armes Menschenkind dahin, das vor Sehnsucht nach Liebe schier verging.

Und in Bertas eigener Brust war dasselbe namenlose Sehnen nach Liebe; hatte doch auch sie von kleinauf das süße, innige Walten derselben entbehren müssen, da ihre Eltern in dem harten Kampf ums Dasein selbst hart und verbittert geworden waren . . .

Nun war sie seit kurzem die Erzieherin eines jungen Mädchens, aber nicht, weil sie einen inneren Beruf dazu fühlte, sondern weil sie wie so viele andere schon frühzeitig auf sich selbst angewiesen war und für ihren Lebensunterhalt sorgen mußte. Da lebte sie nun inmitten eines Reichtums, der sie ihre Armut nur doppelt herb empfinden ließ, inmitten von Menschen, die ihr Herz völlig kalt ließen . . . Wie sehnte sie sich nach einer treuen gleichgesinnten Seele, nach einem Herzen voll Sonnenschein und Liebe! — Ja „Liebe! Liebe!“ erklang es immer wieder wie Äolsharfenklang in ihrem Innern. „Lieben und geliebt werden!“ Nur dann erschien ihr dieses Leben keine Last und wahrhaft wert, gelebt zu sein . . . Liebe! Wer sollte sie ihr bieten? — Sie kannte das Leben gut genug, um zu wissen, daß der Sinn der meisten jungen Männer nur allzusehr nach Geld und Gut stand . . .

Die Liebessehnsucht der kleinen Irma hatte Bertas Gedanken auf ihr eigenes heimliches Sehnen gelenkt; doch als ihr Blick wieder auf die arme Kleine fiel, die so still und traurig durch den Garten schlich und als sie deren liebeleeres Dasein mit ihrem eigenen Leben verglich, da fühlte sie plötzlich das tiefste Mitleid mit dem armen Geschöpf und es war ihr so weh ums Herz, daß sie nur mühsam die Tränen zurückdrängte. Und dann kam es mit einemmale wie eine Erleuchtung über sie und was ihr bisher nur ein frommer Wunsch gewesen, das schien sich nun jählings erfüllen zu wollen, aber freilich in ganz anderer Weise, als sie es jemals sich träumen ließ.

Rasch schritt Berta auf das Mädchen zu, beugte sich liebevoll zu ihm nieder, und sagte leise:

„Irma! Ich will dich von heute an so lieb haben wie eine Mutter!“

Die Kleine schaute der Bonne überrascht in die Augen und als ihr aus denselben ein warmer seelenvoller Blick entgegenstrahlte, da öffnete sie glücklich lächelnd ihre Arme und fiel ihr jubelnd um den Hals.

Was beide so heiß ersehnten, das hatten sie nun ganz unverhofft gefunden — Liebe!

Aus Tagebuchblättern.

Von **Adolf Pichler.**

Bei Georg Müller in München sind vor kurzem unter obigem Titel Auszüge aus des berühmten Tiroler Dichters und Gelehrten Tagebüchern erschienen. Dieselben werfen, nebst Unbedeutendem, das sie enthalten, prächtige Streiflichter auf Pichler und seine Zeit und bieten manch bedeutsamen Ausspruch, manch köstliche Anekdote. Die gepfeffertsten derselben darf man kaum in den Heimgarten tun, sonst könnten unsere lieben Leserinnen sich „verkutzen". Aber eine liebliche Auswahl teilen wir doch mit:

Der 1. September 1870 war ein schöner Tag. Ich stieg mit meinen Kindern auf den Unuz, diese Hochwarte, von der man weit hinaus auf die bayerische Ebene sieht. Nach zwölf Uhr erreichten wir den Grat. Als wir uns gelabt, füllte ich ein Glas mit rotem Tirolerwein und brachte in Gesellschaft etlicher Fremden, welche von der Scholastika emporgeklettert waren, ein Hoch auf den Sieg der Deutschen aus. Dann schleuderte ich das leere Glas an den Felsen, daß die Splitter weithin flogen, und rief: „So mög' es allen Feinden des deutschen Volkes ergehen, im Osten wie im Westen!" Ich dachte dabei an die Russen.

Es war gerade ein Uhr, die Stunde, wo Napoleon zu Sedan die Waffen streckte.

Das erfuhr ich schon am nächsten Mittag, und ich werde stets des interessanten Zufalles auf dem Unuz gedenken.

*
* *

Gestern abends hörte ich im Vorbeigehen einen Soldaten: „Glaube mir, ich wäre glücklich, wenn ich einen gewissen Menschen nicht kennen gelernt hätte, und der — bin ich!"

*
* *

Hausspruch aus Mayrhofen im Zillertal:

„Ich achte meine Hasser
Nicht mehr als Regenwasser,
Das von dem Dache fließt.
Und ob sie mich beneiden,
Sie müssen's dennoch leiden,
Daß Gott mein Helfer ist."

Wohl von einem der geheimen Protestanten, welche unter Kaiser Franz aus Tirol vertrieben wurden.

*
* *

Freu' dich, wenn das Gute geschieht, und entsage dem Ehrgeiz, daß es durch dich geschehen soll.

*
* *

Man spricht so viel vom Recht auf Arbeit, warum so wenig von der Pflicht zur Arbeit?

* * *

Liberal, aber nicht mit den Liberalen.

* * *

Verzeih' die Sünde, aber nicht die Unsittlichkeit.

* * *

Ich habe mich wieder mit Adalbert Stifter beschäftigt. Seine Werke gehören zu den schönsten Erinnerungen meiner Jugend, ich komme aber auch im Alter gern darauf zurück. Wenn er auch von Jean Paul ausging, überragte er ihn doch als Künstler, und es kam ihm dabei zustatten, daß er Maler war. — Der „Hochwald“. Tiefe, reine, unschuldige Naturempfindung; seine Beschreibungen sind nicht äußerlich, sie sind aus der Seele und schaffen so den Eindruck der Gegenstände nach. Auf seinen Nachsommer ließe sich anwenden, was Herder über Geßner sagte: „Seine Gestalten beschäftigen sich, aber sie handeln nicht.“ Das gilt freilich nicht von der meisterhaften Episode: Risach und Mathilde. — Stifter ist klassisch. Er bietet aber auch eine Fülle von Weisheit. „Die Familie ist es, die unserer Zeit nottut; sie tut mehr not, als Kunst und Wissenschaft, als Verkehr, Handel und Aufschwung, Fortschritt oder wie alles heißt, was begehrenswert erscheint.“ — Oder: „Das Beste, was der Mensch für einen andern tun kann, ist doch immer das, was er für ihn ist.“ — Das könnte auch von Goethe sein.

* * *

Man wirkt oft mehr durch das, für was einen die Leute halten, als durch das, was man ist und kann. Das ist das Geheimnis der Aristokratie und der Titel.

* * *

Die Fischer Andel sagte mir auf meine Frage: „Ob die Buben viel fensterln gingen?“ — Ja, Herr, wenn's dabei so laut zuging wie beim Dreschen, könnt' im ganzen Dorf kein Mensch schlafen.“

* * *

An der Universität besorgt ein altes Weib das Reinigen der Böden. Als sie neulich im Gipskabinett die nackte Venus beschaute, sagte sie: „So sein mer a g'wöst, wia mer jung g'wöst sein!“

* * *

Die blöde Vielwisserei unserer Tage zerstreut nur, aber sie bildet weder Geist noch Herz.

* * *

Das Vaterunser ist ein Gebet des einzelnen für die ganze Menschheit und im Namen derselben. Darum heißt es immer „uns“ und nicht „mir“ und „mich“.

* * *

Das Deutschtum in Oesterreich könnte man mit dem Gold der Kaiserkrone vergleichen, das die mehrminderwertigen Steine trug und band! Der Reif liegt zersprungen auf dem Boden.

*
* *

Ein Lump kann sich bessern, ein Philister nie.

*
* *

Den Kopf warm und das Herz kalt! Das sind die größten Schufte.

*
* *

Eine drollige Geschichte. An einem Feiertag abends ging ich von Wiltau gegen die Triumphpforte. Der Gangsteig führt an einer Kneipe vorbei, wo zwei betrunkene Studenten standen. Als mich der eine sah, sagte er zum andern: Du, da kimmt der Pichler. Dieser glotzte mich aus den geschwollenen Augen an und rief, als ich vorüber war: „Woascht, der Pichler ischt a Viech, i sag' Dir's, der Pichler ist a Viech!" Ich konnte das Lachen kaum unterdrücken, vielleicht erinnern sich die zwei Jünglinge, wenn sie nüchtern sind, an den Vorfall. In vino veritas.

*
* *

Ein alter Geistlicher sagte: „Wie soll dich Gott emporziehen, wenn du nicht die Hände zum Himmel hebst!"

*
* *

Manche sind wohl deswegen gegen die Todesstrafe, weil sie den Galgen verdienen.

*
* *

„Wer reich werden will, braucht nur kein Herz zu haben!" sagte ein Wucherer, der viele von Haus und Hof an den Bettelstab gebracht hatte. Als Millionär genoß er allgemeine Achtung. —

*
* *

Das Schlechte ist oft erträglicher als das Mittelmäßige.

*
* *

„Nimm dein Kreuz auf dich!" das wäre der beste Text für eine Hochzeitpredigt.

*
* *

Ich lese das alte Testament. Je weiter ich komme, desto mehr verwundere ich mich, daß man dieses Buch noch immer als eine Grundlage der Religion betrachten kann.

*
* *

Einzusehen, daß man auf dieser Welt gar nichts ist, macht uns still, gelassen und ruhig.

*
* *

Der Beichtvater fragte ein Mädchen: „Hast du einen Liebhaber?" — „Noch nit, aber wenn i d'n nuien Kittel hab', so kann der Tuifel angehen."

*
* *

Der Kaplan Ruf erzählte mir einst folgende Geschichte: Ich fuhr nach Imst; im Stellwagen saß ein Pärchen, Schauspieler, die sich ohne Rücksicht auf mich küßten. Ich las in einem Brevier, ohne mich um sie zu kümmern. Als Geistlicher nahm ich vor dem Kruzifix am Wege den Hut ab. Dann kamen wir auch am Galgen vorüber. Das Herrlein wollte sich über mich lustig machen: „Warum nehmen Sie nur vor dem Kreuze und nicht auch vor dem Galgen den Hut ab? Es ist ja doch das gleiche Holz.“ Ich erwiderte: „Warum küssen Sie ihre Geliebte auf den Mund, nicht auf den H......? Es ist ja doch das gleiche Fleisch.“ Da mußte der Schauspieler verstummen.

* * *

Werden — sterben; sterben — werden! Schluß!

Im Gerichtssaal.

Wer sich einmal als Zuschauer in den Gerichtssaal setzt, der kann allerhand beobachten.

Vor allem sich selbst. An dem Angeklagten wird er nur selten Herz und Nieren erforschen können, aber sein eigenes Ich kann er ergründen, so daß er schließlich vielleicht die Empfindung hat, er verließe den Gerichtssaal als — Schuldiger. Denn der Staatsanwalt Gewissen hatte ihn angeklagt, der Verteidiger Sophist hatte ihn zu rechtfertigen gesucht, aber der Prozeß ist verschoben.

Mit Karten in der Hand, wie in ein Theater, tritt man in den Gerichtssaal. Man sucht sich die besten Plätze und meint so etwas, als sollte dem Publikum nun eine Vorstellung geboten werden. Man ist beinahe unangenehm berührt, wenn die Plätze und Stellungen der Geschworenen, der Staatsanwälte und Verteidiger nicht für die Zuschauer berechnet sind, so daß mancher schlecht zu sehen ist. Besonders unangenehm, daß der Angeklagte dem Auditorium immer den Rücken zukehrt. Das sind Regiefehler! Dann dieses Sprechen, die Leute haben nicht sprechen gelernt, man versteht nichts. Gerade die Hauptperson murmelt zumeist nur, auch die Zeugen säuseln so, daß sie bloß von den nächsten Richtern vernommen werden. Und dann in der Entwicklung diese toten Punkte, diese Wiederholungen, diese entsetzlichen Längen! Und vor dem letzten, dem Haupteffekte eine Kunstpause, die unerträglich ist. Es kam vor, daß die Beratung der Geschworenen in einem Nebensaal stundenlang gedauert hat. Das ist eine unverantwortliche Rücksichtslosigkeit gegen das Publikum! — Aber das Stück hat auch seine Glanzpunkte. Beim Verhör des Angeklagten, der Zeugen kommen bisweilen Szenen vor, die geradezu zu den besten gehören, was man in diesem Genre sehen kann. Auch

das wuchtige Plaidoyer des Staatsanwaltes, die idealistisch getragene, von Humanität triefende Rede des Verteidigers erzielen schöne Wirkungen. Ergötzlich ist auch die Polemik, die sich manchmal zwischen Staatsanwalt und Verteidiger entwickelt und die bisweilen pikant persönlich wird. Diese Szenen sind tatsächlich nur für das Publikum berechnet, während der Vorsitzende gar nicht aufblickt, sondern mit größter Gelassenheit noch an seinem „Resümee" arbeitet. Der Hauptgenuß, auf den sich alle Spannung der Zuschauer richtet, ist die Schlußszene — die Urteilsverkündung. Aller Augen richten sich auf den Helden — Angeklagten wollte ich sagen — wie der sich jetzt benehmen wird. Er ist zum Tode verurteilt. Wird er zusammenbrechen? Nein. Er steht da wie ein Stück Holz, er zuckt kaum. — Die Zuschauer sind enttäuscht. Mehrmals während der Verhandlung hatte der süße Haß gegen den Verbrecher in noch süßere Sentimentalität umschlagen wollen, aber dieses lederne, völlig ausdruckslose Gehaben des Verurteilten erregt neue Entrüstung. — Das Stück, das — wie manche Tragödie des Altertums — tagelang gedauert und bei dem man so viele und viele Stunden dagesessen ist, hat eigentlich keinen rechten Schluß. Der Verbrecher wird abgeführt. Richter und Geschworene verziehen sich langsam. Muß man jetzt fortgehen? — Ich weiß von einer alten Frau, die auf ihrem Platz ruhig sitzen blieb, bis die Gerichtsdiener sie zum Gehen aufforderten. Da sagte sie ganz betroffen, sie wolle doch noch die Hinrichtung abwarten. — Gerade so, wie jemand vor der letzten Szene nicht gerne aus dem Theater geht.

Jeder, der als Zuschauer im Gerichtssaale sitzt, möge sich fragen, wie weit sich seine Empfindungen unterscheiden, wenn er dem Prozesse eines Verbrechers beiwohnt, oder wenn er im Theater ist bei einer Tragödie. Und da kommt es vielleicht heraus, daß nicht die Tatsache, sondern die Vorstellung, die uns gemacht wird oder die wir uns selbst machen, auf uns wirkt. Wie man geneigt ist, bei einer Gerichtsverhandlung die Ansprüche wie an ein Theater zu machen, so wirken auf uns die Bühnenvorgänge wie wirkliches Leben. Ja, ein Theaterstück hat mit dem realen Leben mehr Ähnlichkeit, als die Gerichtsverhandlung, die einerseits zwar das reale Leben selbst, andererseits aber nur ein abstrakter Auszug aus dem Leben ist. „Zu viel Erzählung, zu wenig Handlung."

Der tatsächliche Unterschied zwischen dem Gerichtssaal und dem Theater ist aber so groß, daß die Ähnlichkeit der Wirkung uns nachgerade ungeheuerlich erscheint. Es ist ja ein wahrer Frevel, die beiden Räume zu vergleichen und tief beschämend für uns, wenn wir uns im Gerichtssaale bei einer Theaterstimmung ertappen. Die Stammgäste und -Gästinnen des Gerichtssaales haben wohl Interesse, vielleicht auch gerührte Teilnahme an dem armen Sünder, aber christliche Menschenliebe haben sie selten. Eher als die Liebe ist es die Rachgier, die manchen in den Ge-

richtssaal führt. Aber auch diese kommt nicht auf ihre Rechnung. Einmal sah ich einen Mann, dessen Schwester vergewaltigt und dann ermordet worden war. Er raste vor Wut, er wünschte nichts glühender, ja er hätte seiner Seele Seligkeit dafür hingeworfen, wenn er den Missetäter persönlich mit den ausgesuchtesten Qualen hätte peinigen und dann erdrosseln können. Nach einigen Monaten bei der Gerichtsverhandlung war er Zuschauer. Er sah des Verbrechers unglückseligen Lebenslauf sich entfalten, er sah die grause Tat neuerdings bis aufs kleinste vor sich aufsteigen, er sah das Bemühen des Mörders, sich zu rechtfertigen, und siehe, er fühlte keine Rache mehr, bloß Ekel. Das Todesurteil, nach dem er, der Ermordeten Bruder, gelechzt hatte wie ein Fiebernder nach dem Wasserschluck, es ließ ihn kühl und stumpf — übersättigt und doch ungesättigt verließ er den Gerichtssaal.

Bevor wir unser Verhältnis zum Angeklagten weiter betrachten, reizt es mich, einen kleinen Nebenblick zu tun auf einige Einrichtungen des Institutes selbst. Bedenken habe ich gegen Zeugenaussagen. Sie sind absolut nicht zu entraten, und doch erkennen wir ihre große Unverläßlichkeit. Was hilft alle Redlichkeit und aller Eid, wenn das menschliche Gedächtnis so mangelhaft, wenn die Suggestion und Autosuggestion so mächtig ist. Es kann sich ja kein Mensch auf seine Augen, seine Ohren, sein Erinnern ganz verlassen; jeder von uns weiß aus dem gewöhnlichen Leben, wo wir doch ganz unbefangen sein können, wie oft wir uns täuschen. Die Richter wissen es auch, wie unrichtig oft die Aussage des ehrlichsten Zeugen sein kann und sie rechnen damit. Aber die Geschworenen, die zumeist schlichte Männer aus dem Volke sind, legen auf einen unbescholtenen Zeugen größtes Gewicht. Wie oft mag das Geschick eines Angeklagten von dem schlechten Gedächtnis oder der lebhaften Phantasie eines fremden Menschen abhängen?

Bisweilen vielleicht auch von anderen Zufälligkeiten, als etwa von der Beredsamkeit des Staatsanwaltes oder des Verteidigers. Diese verlassen manchmal den Thron des Rechtes und steigen zu tief herab zu den menschlichen Schwächen der Geschworenen. Der Verteidiger darf freilich in manchem weiter gehen als der Staatsanwalt. Dieser hat es nur mit einer bestimmten Wahrheit zu tun, jener kann zur Entlastung auch alle denkbaren Möglichkeiten herbeiziehen. Für den Staatsanwalt ist es ein furchtbares Mißgeschick, wenn ein Unschuldiger verurteilt wird, für den Verteidiger ein glänzender Erfolg, wenn ein Schuldiger freigesprochen wird. So ungleich ist die Verantwortlichkeit verteilt. Solche Unvollkommenheiten und Unzulänglichkeiten des Gerichtes können uns schwer beunruhigen, aber wie sollen sie vermieden werden?

Ein weiteres Bedenken ist die Journalistenbank. Wer einmal einem größeren Prozeß beigewohnt hat, der weiß es, wie mangelhaft, lückenhaft

und schief so ein journalistischer Gerichtssaalbericht ist. Es kann auch kaum anders sein. Die wichtigsten Personen, als der Angeklagte, die Zeugen, sprechen gewöhnlich so leise, daß die Berichterstatter nur einzelnes aufschnappen, um dasselbe dann nach eigener Auffassung zu verarbeiten. Man lese just einmal verschiedene Blätter über die gleiche Verhandlung, jedes weiß es anders. Und wie soll auch eine 8- bis 10stündige Verhandlung auf wenige Spalten zusammengedrängt werden, ohne daß die Begründung, die Charakterisierung, die Entwicklung, die Plaidoyers u. s. w. bis zur Unverständlichkeit oder Mißverständlichkeit herabsinken! Solche Berichte sind oft nichts als Brocken für sensationslüsterne Leser. Und gesetzt den Fall, die Verhandlung könnte vollständig und korrekt wiedergebracht werden, so wüßte ich keine bessere — Verbrecherschule als solche Gerichtssaalberichte. Man kann wohl von manchem Spitzbuben das Geständnis hören, woher er seine Meisterschaft geholt hat! — Aber, so sagt man, der Gerichtssaal müsse doch seine öffentliche Kontrolle haben! Das ist gewiß! Allein die Berichterstattung, wie sie heute eingerichtet ist, kann nicht als Kontrolle gelten. Und bloß um das Prinzip zu wahren, genügt die Öffentlichkeit der Verhandlung, bei der jeder nach Maßgabe des Raumes Zutritt hat.

Ich bin allerdings nie in den Gerichtssaal getreten mit der Absicht, Kontrolle zu üben. Ich ging hin um zu lernen, den ganzen Menschen kennen zu lernen, der im Verbrecher und im Richter, im Ankläger und im Verteidiger und im Zuschauer allzusammen enthalten ist.

Sehen, begreifen und verzeihen! Das könne man, heißt es, auf dieser hohen Schule lernen. Ich habe gesehen aber nicht begriffen. Gesehen habe ich, wie oft die schwersten Verbrechen gerade von jungen Leuten verübt werden. Von Leuten, die fast noch Knaben sind; aber begriffen habe ich nicht, wie diese jugendlichen Verbrecher verschlagen und verstockt bleiben konnten, nicht die geringste Reue gezeigt hatten, wie sie das Todesurteil mit geradezu frivolem Gleichmute hingenommen haben. Das, was sie getan, womit sie das ganze Land in Schreck und Aufregung gebracht, dünkt ihnen als etwas Selbstverständliches, begriffen nicht, weshalb man wegen eines bischen Raubmordes so viel Umstände macht, und daß man ihnen deswegen gewaltsam das Leben nehmen wollte, befremdete sie einfach. Mit festen ruhigen Schritten, noch einen koketten Blick auf das Publikum werfend, verließen die dem Tod Geweihten den Gerichtssaal. Vor kurzem ist ein Jüngling eines Meuchel- und Raubmordes wegen gerichtet worden. Die Schuldbeweise waren erdrückend, die Tat war klar. Drei Dutzend Zeugen hatten eine unzerreißbare Beweiskette um ihn geschmiedet. Er leugnete. Er widersprach sich mit jedem Wort, aber er leugnete. Er gestand seine Lügen von gestern und heute log er weiter. Er wurde in allen Punkten aufs schlagendste überwiesen, er

leugnete. Denn er hatte gehört, daß der Leugner nicht gehängt werden könne. Dem Verteidiger blieb kaum etwas anderes übrig zu sagen, als daß die Ausübung des Mordes niemand gesehen habe und daß es im Falle des Zweifels besser sei, zehn Schuldige freizusprechen, als einen Unschuldigen zu verurteilen. Da hatte der grimme Staatsanwalt freilich leichtes Spiel zu sagen: Bei ihren Mordtaten pflegten die Mörder selten jemanden zuschauen zu lassen; bloß leugnen zu müssen, um nicht gehangen zu werden, das wäre für die Herren Mörder freilich bequem; wenn man die Todesstrafe abschaffen wolle, so müßten die P. T. Mordbeflissenen den Anfang machen. Und fragte schließlich, ob die zehn freigesprochenen Schuldigen nicht etwa mehr als einen Unschuldigen umbringen könnten? — Der Jüngling wurde zum Tode des Stranges verurteilt, und als der Richter ihn dann fragte, ob er noch etwas zu sagen habe, antwortete er mit einer wegwerfenden Miene: Nein. Quasi, schade um jedes Wort, das man an solche Leute verliert. — Stramm wie ein Held verließ er den Saal. — So hat auch die abgrundtiefe Verkommenheit, die absolute Verderbtheit ihre „Größe", vor der man schaudert.

Welche Gefühle mögen es sein, mit der solch ein Verurteilter aus dem Saale tritt? Keine andern, als die seinem Charakter entsprechen: stumpfe, tierische oder berechnende. Wer von herzlosen Verbrechern bei dem Todesurteil pathetische Schmerz- und Verzweiflungsausbrüche erwartet, der wird zumeist enttäuscht sein. Selbst einer, der durch die ganze Verhandlung mit Gemütsausbrüchen Komödie gespielt, vergißt in diesem Augenblick des Urteilsspruchs seines Talentes. Auch Haß vor den Richtern und Geschworenen, selbst vor dem Staatsanwalt, ebenso Dankbarkeit gegen den Verteidiger dürften die wenigsten empfinden. Das peinigendste Gefühl manches Angeklagten im Gerichtssaal dürfte wohl das des Schämens sein, so vor aller Welt der öffentlichen Verachtung ausgestellt dazustehen. Es wäre aber auch kein Wunder, wenn selbst der Verbrecher mit Verachtung hinblickte auf diese Versammlung von Pharisäern, die sich um so viel besser und höher dünken als er, während sie doch nur glücklicher sind. Wenn auf der Anklagebank ein Philosoph sitzt, und das kommt wohl vor, dann mögen sich in einer solchen Menschenseele wohl einmal auch hohe Dinge begeben, von denen das ehrsame Philisterium in den Zuschauerbänken keine Ahnung hat.

Einmal bin ich in der Lage gewesen, mit einem Delinquenten zu sprechen, eine halbe Stunde nach seiner Verurteilung zum Strange. Mit größter Leidenschaft und verzweifelten Wutausbrüchen hatte er während der zweitägigen Verhandlung das ihm zur Last gelegte Verbrechen, Mord an seinem Weibe, geleugnet. Ich hatte mich während des Prozesses von seiner Schuld nicht ganz überzeugen können. Den Urteilsspruch hörte er mit Fassung an, dann ward er ganz ruhig und gleich-

mütig, was mich schließlich an seine Schuld glauben machte. Als ich nachher in seine Zelle trat, lag er auf dem Stroh, reckte beide Knie auf und klammerte über den Unterschenkeln die Finger ineinander. Das ist die Stellung eines Faulenzers, der nicht aufrecht sein mag und dem das ausgestreckte Liegen zu fade ist. Mir verschlug's so das Wort, daß ich nicht fragen konnte, ob er etwas wünsche, ob ich vielleicht bei seinen Verwandten etwas ausrichten könne — denn er war aus meiner Heimatsgegend. Endlich kam mir die blöde Phrase aus, ich wolle schauen, wie es ihm gehe. „Dank der Nachfrag', so weit gut." Das war seine Antwort. Weiter wußten wir miteinander nicht viel anzufangen, ich schien ihm langweilig zu sein, habe ihn recht bald wieder verlassen. Und dieser Mann war unschuldig verurteilt worden. Nach einem halben Jahre stellte sich die Schwester der Ermordeten mit dem Eingeständnis, sie habe die Frau vergiftet, weil sie an deren Stelle treten wollte. Zum Glücke war der Verurteilte nicht schon stranguliert, sondern zu 20 Jahren begnadigt worden. Als an dem Morde gänzlich unbeteiligt, trat er nach dem neuerlichen Prozeß wieder frei ins Leben hinaus. Aber er war trübsinnig und blieb es. „Man kann sich auf nichts verlassen," sagte er einmal. Auch nicht auf die Gerechtigkeit, mochte er dazu gedacht haben. So war ihm alle Lebensfreude vergällt. — Daß, wie man etwa annehmen möchte, ein unschuldig Verurteilter im Gerichtssaale sich zu Tode rasen müßte, trifft selten zu. Die erste Stimmung des Verurteilten ist Resignation. „In Gottesnamen!" hörte ich einen sagen, als er abgeführt wurde. Von dem furchtbaren Prangerstehen, das stunden-, vielleicht auch tagelang gedauert hat, von den quälenden Verhörsfragen, die sein Gehirn peitschten und hetzten und brutal in die innersten Geheimnisse seines Wesens griffen, ist er nun erlöst. Jetzt wieder die Zelle, wo er noch sein eigen ist. Dann ein paar Minuten lang gewürgt werden und es ist aus. „In Gottesnamen." — Die grause Angst vor den „paar Minuten" kommt erst später.

Aus einer Welt, wo jeden Augenblick, und an jedem Orte Übervorteilung, Verdächtigung, Verleumdung, Gewalttat, Verbrechen jeder Art geschehen, flüchtet mancher gerne einmal in den ernsten Saal, wo das Unrecht bestraft und Recht gesprochen wird. Und wenn endlich auf das frevelnde, tückische, reulose Haupt der beleidigten Menschheit Rachestrahl niederfährt und das „Verurteilt!" durch den Saal donnert, so gibt das ein befreiendes Aufatmen.

Aber nur für den Augenblick. Schon der nächste Gedanke mahnt dich, bange an die eigene Brust zu schlagen: Mit denselben angeborenen Eigenschaften, unter denselben Verhältnissen wärest auch du den gleichen verhängnisvollen Weg gewandelt und an das gleiche Ziel gelangt. Und ein Richter hat mir einmal gesagt: Nie fühlt man sich so armselig zerschlagen, als wenn man über einen Mitmenschen das Urteil gesprochen hat.

Heimgärtners Tagebuch.

Von Form und Sitte.

Als junger Mensch bin ich mit meinem Vater oft im Streite gewesen über Formsachen. Mein Vater hielt viel auf die Form, sei es im Religionskultus, sei es im gesellschaftlichen Verkehr, sei es im persönlichen Benehmen überhaupt. Alles sollte sich in herkömmlicher Form und Sitte vollziehen. Dagegen lehnte ich mich gerne auf. Das Zeremonielle war mir zuwider, die gebundenen Umgangssitten waren mir lästig, die herkömmliche Form schien mir nur hinderlich zu sein für das Neue und Unbestimmte, dem der junge Mensch entgegenstrebt. — Mit meinem zunehmenden Alter, mit den reicheren Erfahrungen schwand die Abneigung gegen die Form, sie schien mir erträglich, das Aufrechthalten alter Sitte fand ich für gut und nötig und heute erscheint mir bei einer Sache die richtige Form überaus wichtig, ja ganz unerläßlich.

Und heute steht mir mein Sohn gegenüber, dem das Zeremonielle zuwider ist, dem gebundene Umgangssitten lästig sind und dem die herkömmlichen Formen hinderlich erscheinen auf dem Weg zu neuen Zielen. Ich wiederhole meinen Vater, mein Sohn wiederholt mich von dazumal und wird einst mich von heute wiederholen. So vollzieht es sich von Geschlecht zu Geschlecht, die Jugend ist revolutionär, das Alter ist konservativ.

Wer hat nun aber in bezug auf die Form tatsächlich recht? Sollte man die größere Weisheit nicht dem Alter zuteilen dürfen und damit die Notwendigkeit der Sitte und Form anerkennen? Kann es aber nicht die Gewohnheit sein, die alte Leute zu betören pflegt, so daß sie von alten Formen nicht lassen, einzig nur, weil sie dieselben gewohnt sind? Der Sachmensch sagt: Inhalt ist alles, Form ist nichts. Der Bilderstürmer sagt: Du sollst nur im Geiste leben. Gott ist Geist.

Aber siehe: *Gott denkt in Formen. Er spricht zu uns in Formen. Er wirkt in Formen.* Seine ganze Schöpfung besteht in Formen. Ohne Stoff und Form würden wir auch vom Geiste nichts wissen können.

„Gott ist eben auch ein alter Mann!“ entgegnete mir heute ein junger.

Ziffern und Zahlen.

Es gibt wohl rein geistige Berufe, aber es gibt nicht rein geistige Menschen. Jeder klebt an der Scholle und lebt vom Stoffe (wenn gerade nicht alle in der Art, wie die guten Münchner). Jeder muß sich also zeitweise auch mit dem Schema der Materie befassen — den Ziffern. Die Ziffern beherrschen uns, wenn nicht wir sie beherrschen. Ein Geheimnis

des wahren Menschenglückes ist es, die Ziffern und Zahlen nicht groß werden zu lassen. Das verstehen die Leute nicht. Die meisten und allermeisten haben es abgesehen auf möglichst große Ziffern, auf hohe Zahlen. Besonders an dem, was sie einnehmen und haben wollen. Die Gefahr dieser Neigung merkt man gewöhnlich viel zu spät oder gar nicht. Mir ist sie beizeiten bewußt geworden und da habe ich es in meinem Wirtschaftsleben so gemacht: Wenn z. B. das Budget fürs nächste Jahr zu bestimmen war, so habe ich nicht — wie es sonst üblich — kleine Ausgaben und große Einnahmen angenommen, wobei sich allerdings leicht eine herzerfreuende Rechnung ergibt, die nur den einen Fehler hat, daß sie schließlich nie stimmt. Nein, ich pflege allemal im vorhinein ein Maximum der Ausgaben und ein Minimum der Einnahmen anzunehmen. „Ich werde viel ausgeben und wenig einnehmen." Das stört die heitere Laune am Silvesterabend nicht um ein Wesentliches, das Defizit ist wirklich ja noch gar nicht vorhanden. Aber es hat das Gute, daß man vorsichtig wird. Man sucht in der Praxis die hohen Ausgaben zu mindern und die geringen Einnahmen zu steigern, um das Gleichgewicht herzustellen. Während die optimistischen Rechner mit den „kleinen Ausgaben und großen Einnahmen" Tag für Tag enttäuscht werden, weil gerade das Gegenteil einzutreten pflegt, erleben die Rechner mit ihrem hohen Ausgaben- und kleinen Einnahmen-Budget Tag für Tag das Vergnügen, daß sie bei den Auslagen ersparen und die gering eingeschätzten Einnahmen leicht erhöhen.

Mit anderen Worten, man soll sich wirtschaftlich nie ein zu hohes Ziel setzen. Sonst ist es mit dem heiteren Lebensfrieden vorbei und man kommt in ein geschäftliches Jagen und Hetzen hinein, das alle harmlosen und edleren Freuden verdrängt. Vorwegs festsetzen muß man sich bei Erwerb die kleinsten Zahlen. Natürlich darf das den Fleiß nicht hemmen, den ja ein rechter Mensch weniger des Erwerbes als des Schaffens wegen haben soll. Bei auch nur mäßigem Fleiß werden die gering gestellten Einnahmeziffern leicht überschritten und dann hat man ein Vergnügen. Wer gerne zählt, für den ist das Zählen von Kreuzern gerade ein so großer Spaß, wie das Zählen von Gulden, das heißt, wenn er sich letzteres oder gar das Zählen von Hundertern nicht schon angewöhnt hatte.

Wenn ich in meiner Jugend als ordentlicher Mensch die Monatsrechnung zusammenstellte, so war das ganz ergötzlich, die Zahlen waren klein und niedlich, man verrechnete sich nicht leicht, man übersah alles so bequem — es stimmte. Heute ist mir die Monatsrechnung ein Greuel, ich stehe nie ohne Mißmut und Kopfweh davon auf.

Dann — hat man heute zu viel, so ist's morgen zu wenig. Mein Gott, ist denn dieser große Apparat nötig zum Glücklichsein? Nein, er

ist hinderlich. Wer rechnen muß, der kann nicht freudig sein. Im Grunde aber hat man nicht mehr an wahren Gütern und Genüssen als früher, nur daß die Zahlen größer geworden sind. Kleinere Ausgaben, kleinere Einnahmen, ein Ziel, aufs innigste zu wünschen für den, der ein Feind von Ziffern ist. Wenn ich nicht den obigen Grundsatz vom bescheiden gesteckten Wirtschaftsziel festhielte, die Ziffern hätten den Poeten längst aufgezehrt, wie Ungeziefer ein verwahrlostes Kind.

Leute, die ihr ganzes Leben mit Geld und Ziffern zu tun haben, die können nach meiner Meinung dieses Schicksal nur ertragen, entweder, wenn sie sehr groß, oder wenn sie sehr klein sind. Aber solche Größe oder Kleinheit ist auch wieder nicht — ziffernmäßig nachzuweisen. Zur Schätzung wirklicher und erhabener Werte versagt die Zahl.

Am erträglichsten ist mir eine hohe Ziffer noch bei Bemessung meines Lebensalters. Da brauche ich sie nicht zu zählen, sie zählt sich selber. Obschon das Jungbleiben eine sehr gute Sache wäre, habe ich auch gar nichts gegen das Altwerden. Übrigens weiß man, glaube ich, auch hier mit der hohen Zahl Hundert nicht mehr viel anzufangen.

Frechheiten des Inserates.

Heute kommt ein Mensch zu mir, und ob ich ihm nicht die Schrift auslegen wollte? Er sei alt geworden, habe vieles gelesen und verstanden oder zu verstehen geglaubt, aber diesmal stehe der Ochs am Berg. Einen neuen Kalender zur Unterhaltung und Belehrung habe er sich gekauft und da drin stehe die Geschichte vom braven Mann, der bei einer großen Überschwemmung vierzehn Menschen vor dem sicheren Ertrinken gerettet habe mit Gefahr seines eigenen Lebens. Wunderschön zu lesen. Da stehe aber in den Zeilen, wo der brave Mann unter furchtbarer Anstrengung einen um den andern aus den Fluten hervorholt, etwas mitten hineingedruckt, daß doch gewiß dazu gehöre und das unmöglich zu verstehen sei. Er zeigte mir den Kalender und die betreffende Seite, auf welcher mitten in der Geschichte vom braven Mann ein Inserat gedruckt stand, genau wie hier. — Ja, mein Lieber, antwortete ich ihm, der Spaß ist nicht mehr neu, es ist eine Art von Spatzenfängerei. Ist Ihnen bei den Volkskalendern nie aufgefallen, daß manche derselben mehr Seiten für Inserate als für Text haben? Und welche Art von Inseraten! Zum Glücke verstehen sie viele Leser gar nicht, andere aber gehen doch auf den Leim oder auf den Speck, kaufen Pofel, kaufen Gesundheits-

Für Männer wichtig!
Der Versand des neuesten von wissenschaftlichen Autoritäten mit großem Erfolg angewandten Mittels gegen Schwäche erfolgt gegen vorherige Einsendung von 6 Mk. durch die
X-Apotheke
Himburg.

mittel, die sie krank machen, kaufen Schwindellose und lassen sich in aller Weise fangen. Nun wollen sich derlei Inserate auch schon in den Text drängen, wie dieser ihr Kalender zeigt. Da gehören Annoncen aber nicht hinein und selbst wenn es die anständigsten wären. Den Anfang haben die Zeitungen gemacht. In manchen Blättern ist alles durcheinander gemengt, Leitartikel, Türkenlose, Feuilleton, Modekleiderannoncen, Unglücksfälle, Gummiwarenanpreisungen, politische Depeschen, Motorräderanzeigen, Literatur, Bruchbänder u. s. w. Die Zeitung ist lediglich ein Inseratenblatt geworden; was daran noch Zeitung ist, das ist Nebensache, ist bloß Speck. Hauptsache ist den Herausgebern der Inseratenteil. Und das Inserat wird ihnen doppelt bezahlt, erstens vom Aufgeber, zweitens vom Leser. Dienstmänner an den Straßenecken bringen ihre Inseratenblättchen nicht mehr los, man nimmt sie nicht geschenkt. Gut, denkt der Geschäftsmann, so soll man sie kaufen und gibt eine Zeitung heraus oder ein erotisches Geschichtenbuch oder einen Kalender; nicht dem Geiste, dem Wissen, dem Herzen geweiht, sondern nur der Reklame. Mitten im Anzeigebuch, das sich größter Übersichtlichkeit befleißigen soll, mitten im amtlichen Text des Adreßkalenders finden sich störende und verwirrende Geschäftsinserate aller möglichen Gewerbs- und Handelsleute. Wie lange noch und auch das Amtsblatt der „Wiener Zeitung“ wird seine offiziellen Kundmachungen vermengen mit Strumpfwirkerei der Gebrüder Sterzl und Gummiwaren von Honigseim und Komp.! Und im Schulbüchlein für A B C-Schützen werden auf der zehnten Seite schon die besten und feinsten Malzbonbons und unzerreißbare Kautschukpuppen angekündigt werden.

In Amerika werden auf Bahnhöfen Löschpapierausgaben der deutschen Klassiker verschenkt. Das tut nicht etwa ein Verein zur Verbreitung von Volksbildung, sondern ein Stiefelwichsfabrikant, der auf jeder Seite des Textes, unten oder oben oder in der Mitte, sein ausgezeichnetes Produkt anpreist.

Das Inserat mag ja auf dem Umschlag des Buches, der Zeitschrift, seinen angestammten Platz behalten. Die Heftumschläge mögen gern den braven Erwerbsfirmen dienen, die Zeitungen mögen dem reellen Geschäfte so viele Beilagen als nötig einräumen. Hausherr aber ist und bleibt der Text. Der läßt sich auch nichts zwischen die Beine werfen und keine Reklametrompete in sein stilleres und höheres Bereich setzen.

Wir Literaten müssen uns dagegen auflehnen, daß unsere geistigen Produkte etwa nur als Lockmittel für allerlei Geschäftsleute dienen sollten, als Arabesken für ihre gewinnlüsternen Unternehmungen, als sekundierende Stimmen zu ihren Marktschreiereien.

Wieder einmal das Pulver erfunden.

Die österreichische Regierung hat einmal einer tüchtigen süddeutschen Köchin zugeschaut beim Kochen. Diese mengte Mehl, Wasser, Eier, Fett durcheinander, kochte — und das Resultat war ein schmackhafter Schmarn. Ah! dachte die Regierung, mengen muß man. Zusammen und durcheinander mengen muß man. Und mengte Deutsche, Polen, Tschechen, Bosniaken, Italiener durcheinander und kochte. Das Resultat war — ein Schmarn. Aber ein unschmackhafter. Denn es gab eine abscheuliche Explosion. Einen Augenblick dachte die Regierung schon, sie hätte das Pulver erfunden. Das heißt, ein neues Verfahren, um Pulver zu erzeugen. Kohle, Schwefel, Salpeter, das ist gut. Aber Deutsche, Slaven, Italiener, das ist besser — es kracht teufelmäßig und sprengt alles auseinander. Vor sieben Jahren Graz, vor drei Jahren Prag, jetzt Innsbruck haben glänzende Resultate ergeben.

Die väterliche Regierung will immer ihre Völker verbrüdern — mit Gewalt zur Liebe zwingen. Justament! sagt sie und justament! sagen die Völker — da knallen die Revolver. Jene will ein geschlossenes Österreich, diese wollen geschlossene Nationen. Daraus folgt die Geschlossenheit der Handschelle und des Gefängnisses. Aber das ist die Geschlossenheit der Kanonen — sie konzentriert die Kraft des Pulvers.

Nun — die Leitung dieses Staates ist anderer Ansicht, sie vermengt Kohle, Schwefel und Salpeter und erhofft — friedliche Vereinigung.

Doch wozu bei dem blutigen Ernst diese boshafte Schalkheit! Der Nationalismus ist bis zu dem Grade des Wahnsinns gediehen. Mein geliebtes Österreich, versäume die zwölfte Stunde nicht! Was sollst du tun? Gib den Völkern, was der Völker ist, damit sie dem Staate geben, was des Staates ist.

Der arme Sünder beim Verhör.

Eine Verteidigung.

Der literarische Rat sitzt am Tische, blättert in einer Schrift und sagt gemütlich: Vor mir liegt ein Buch, das den Titel führt: „I. N. R. I, Frohe Botschaft eines armen Sünders.“ — Sagen Sie mir, Freund Rosegger, wer hat dieses Buch verfaßt?

Der arme Sünder: Sollte der Name des Autors nicht auf dem Titel stehen? — Ich hab's getan.

Rat: In der Einleitung sagen Sie, daß es ein gewisser Konrad Ferleitner geschrieben hätte.

Verfasser: Dieser Konrad Ferleitner bin ich.

Rat: Wieso? Ferleitner ist ein Tischlergeselle und Sie sind ein vielbelesener Mann.

Verfasser: Die Belesenheit als solche bestimmt den Kern des Menschen nicht. Besonders in Religionssachen kann ein belesener Mann, der einmal Handwerker gewesen, gerade so empfinden und denken als ein Handwerker, der viel gelesen hat.

Rat: Aber Ihr Ferleitner ist Anarchist und Sie sind es nicht.

Verfasser: Wohl doch ein wenig, Herr Rat. Ich habe manches Bömbchen in verrottete Zwingburgen geworfen und bin gegen manchen Unterdrücker menschlicher Entwicklung losgegangen. Natürlich nur mit der Feder.

Rat: Aber Sie sind doch nicht zum Tode verurteilt wie jener Ferleitner.

Verfasser: O ja, ich bin's. Aber die Zeit ist unbestimmt. Die Vollstreckung kann nach Jahren geschehen und auch heute. Und das macht mich unruhig. Schuldig fühlt man sich auch. So wollte ich zu meiner Beruhigung in mir einen Heiland erwecken, der mich tröstet und mir das ewige Leben sichert. Die Beschäftigung mit dieser Himmelsgestalt hat mich beruhigt und beseligt.

Rat: Eine andere Absicht haben Sie bei Abfassung des Buches nicht gehabt?

Verfasser: Ei doch. Ich habe gedacht, was mir gut tut, kann auch anderen gut tun. Unsere Zeit braucht notwendiger als alles andere einen Heiland, aber einen, den sie fassen kann.

Rat: Ich habe mir diese Absicht ungefähr gedacht.

Verfasser: Es ist auch keine von mir geschaffene Gestalt, es ist die trautsame Gottmenschgestalt, die seit achtzehnhundert Jahren außer wie in der Kirche Millionen von Menschen selig gemacht hat, die seit jeher besonders die Dichter und Künstler beschäftigt hat, da sie sie darstellten, wie sie in ihnen war. Keinen schematischen Jesus, sondern einen lebendigen. Was so viele selbst im strengen dogmatischen Mittelalter getan haben in aller Welt, das habe auch ich versucht. Ich glaube es bei meiner Behandlung weder an Ehrerbietung noch an Herzenswärme fehlen gelassen zu haben. Aber ich weiß auch, daß von Dogmatikern aller Art mein Buch abgetan werden muß. Vielleicht gar erbarmungslos und schmachvoll. Nur auf schlichte, fromme Leser baue ich.

Rat: Aber in Ihrem Buche — Sie entschuldigen schon — gibt es haarsträubende Unrichtigkeiten, die leicht zu vermeiden gewesen wären, wenn Sie sich die Mühe gegeben hätten, in Büchern nachzulesen.

Verfasser: Ich wollte mein Buch nicht aus den Büchern, sondern aus dem Herzen schreiben. Es sollte nichts anderes sein, als ein religiöses Gedicht, ein einfältiges Bekenntnis, wie in mir das Jesubild lebt. Meine Schrift sollte auch sogar nicht aufdringlich sein. Eher ist in ihr der Fehler einer gewissen Ängstlichkeit, anderer Überzeugung und Gefühl nicht zu verletzen. Und ich möchte alle, die mit ihrem Heilande schon im reinen sind, bitten, nicht nach meinem Buche zu greifen. Wem jedoch die Heilandgestalt noch fremd ist, der dürfte ihr vielleicht durch dieses Buch näher kommen.

Rat: Ihr Buch weist ja hübsche Stellen auf. Doch sagen Sie, hatte Ferleitner mit seiner Aufschreibung nicht ein Buch für Schulbedarf im Sinn gehabt, wie andere Bearbeiter?

Verfasser: Ich wiederhole, er hat gar nichts im Sinn gehabt als sein Jesubild.

Rat: Mich würde es interessieren zu erfahren, in welchem Lande Ihre Geschichte von dem Delinquenten Konrad Ferleitner spielt. Wohl in Steiermark, nicht wahr? Denn der Kerkermeister spricht die steirische Mundart.

Verfasser: Seit wann? Er spricht gerade nur den Jargon unterer Volksschichten. Oder soll der alte Feldwebel-Profoß hochdeutsch sprechen oder gar lateinisch?

Rat: Sie lassen den deutschen Reichskanzler doch von einem Manne aus den österreichischen Alpen ermorden.

Verfasser: Den deutschen Reichskanzler? Von einem Manne aus den österreichischen Alpen? Wo steht denn das? Ich weiß davon kein Wort. Ich habe schon gesagt, daß die Rahmenerzählung vom Ferleitner symbolisch gemeint ist. Freilich, wenn man das erst sagen muß, so wird der Fehler in der Darstellung liegen.

Rat: Sie halten Jesus nicht für den selbständigen Stifter einer neuen Religion und wollen zeigen, woher er sein weites Wissen hat. Deshalb lassen Sie ihn in Ägypten zum Pharao kommen und zu einem buddhistischen Greis, der ihn mit großen Gedanken erfüllt, „die in der Wüste wohnen“.

Verfasser: Daß ich ihn deswegen nicht nach Ägypten kommen lasse, liegt auf der Hand. Am Hofe des Pharao fand Jesus alle Bibliotheken verschlossen, an dem alten Höhlenbewohner (wer sagt, daß es jener Buddhist sei, der aus der Wüste kommt, wo die großen Gedanken wohnen?!) findet er nur einen törichten Buchstabenreiter und Astrologen. Da hätte ich ihn die Weisheit finden lassen wollen? Eher hat Jesus an dem unglücklichen Pharao, der außen den Glanz und innen das Elend hatte, ein Beispiel gesehen von der Nichtigkeit irdischer Macht und Pracht. Übrigens, wenngleich Jesus alles aus sich selbst hat, so dürfte man

doch wohl auch bei ihm ein Lernen und Erfahren, eine geistige Entwickelung zugeben, denn von dem zwölfjährigen Jüngling sagt der Evangelist: Er nahm zu an Alter und Weisheit.

Rat: Sie lassen Ihren Jesus dem bösen Willen und der Verblendung des Volkes zum Opfer fallen, wie einen verunglückten Sozialistenführer. Und Pilatus, den Sie nebenbei als feige hinstellen, nennt das einen politischen Fall wie ein Bezirkshauptmann unserer Tage. Das sind unstatthafte Trivialitäten.

Verfasser: Vielleicht irre ich mich, Herr Rat, aber ich meine, die Menschen waren damals wie heute. Den Heiland werden seine Gegner gerade so mißtrauisch angesehen haben, wie etwa heute ein Polizeirat einen Arbeiterführer. Und der römische Bezirkshauptmann Pilatus wird nicht weniger politisch und nicht mehr poetisch gewesen sein wie ein heutiger, wenn er auch vielleicht ein gewähltes Römisch sprach und einen sehr malerischen Mantel trug.

Rat: Sie ziehen auch die Herrenworte manchmal ins Triviale.

Verfasser: Weil sie von trivialen Leuten verstanden werden sollen. Er stieg doch zu den Leuten herab. Die Apostel redeten die Sprache der Völker, zu denen sie kamen.

Rat: Sie bringen in Ihre Erzählung manchen widerwärtigen Zug moderner Sinnlichkeit.

Verfasser: Das ist nicht wahr. Im Gegenteil, ich habe alle für unsere Zeit anstößigen Geschlechtsangelegenheiten der Bibel ausgelassen oder, wo es nötig war, sie in argloseren Worten angedeutet. Ihre Anklage ist so schwer, daß Sie die betreffenden Stellen wohl hätten aufzeigen müssen. Wo finden Sie in diesem Buche den widerwärtigen Zug moderner Sinnlichkeit?

Rat: Sie meinen, Jesus sei vor allem zu den Armen gekommen, sind aber auch gegen die Reichen sehr nachsichtig geworden.

Verfasser: Wenn ich sagen wollte, Jesus hätte mit seiner schweren Verdammung nicht so sehr die Reichen an sich gemeint als vielmehr die durch Reichtum lieblos Gewordenen — würden Sie darüber sehr ungehalten sein? Übrigens, erinnern Sie sich doch an meine Erzählung vom reichen Bürger aus Jerusalem. Wie ist es dem ergangen?

Rat: Sie schreiben, er ließe die Reichen ins Himmelreich kommen wie ein Kamelhaar durch ein Nadelöhr? Das ist unwissenschaftlich. Es darf auch nicht heißen: Kamel. Es muß heißen: Wie ein Strick durch das Nadelöhr. Das haben Gelehrte doch längst richtig gestellt.

Verfasser: Gut, also wie ein Strick.

Rat: Zu dem verurteilten Ferleitner kommt ein Franziskaner, der dem armen Sünder das erbetene Evangeliumbuch verweigert, ihm dafür aber einen Haufen alter Gebetbücher bringt. Ein paar hundert Seiten

später freut sich der Franziskaner an der Evangeliumschrift des armen Sünders. Wie kommt das? Das kann doch nicht ein und derselbe Franziskaner sein.

Verfasser: Es ist doch derselbe, Herr Rat, Sie haben ihn bloß den Augenblick nicht erkannt in der dunklen Zelle. Anfangs hatte er als katholischer Priester, der überhaupt die Bibel nicht gern in den Händen der Laien sieht, gemeint, der arme bibelunkundige Mensch würde mit dem Evangelium nicht viel anzufangen wissen und hat ihm in seiner beschränkten Gutmütigkeit andere Erbauungsbücher gegeben. Später, als er sieht, wie nahe der arme Sünder dem Evangelium doch schon gekommen war, freut er sich darüber und sagt, hätte er gewußt, daß Ferleitner schon so weit sei, würde er ihm das Evangelium nicht vorenthalten haben. Das steht ja alles deutlich im Buche. Warum soll das nicht ein und derselbe Franziskaner sein?

Rat: Nicht wahr, lieber Rosegger, in Ihren Büchern war von allem Anfange an ein lehrhafter Zug? Sehen Sie, das ist schade, er verdirbt die Poesie, die ohnehin selten genug bei Ihnen zu Gaste ist. Sie werden eben alt. Aber ich rate Ihnen als guter Freund, seien Sie bloß Künstler. Sie würden viel berühmter werden als mit der Lehrhaftigkeit.

Verfasser: Sie haben gewiß recht, aber ich lasse, was ich nicht tun kann und tue, was ich nicht lassen kann.

Rat: Sagen Sie, weshalb haben Sie sich bei Ihrer Jesuerzählung nicht genau an die Evangelisten gehalten? Die bieten Ihnen einmal zu viel — Sie lassen aus, einmal zu wenig — Sie machen dazu. Sie haben uns da ja die evangelischen Überlieferungen förmlich erweitert! Sie füllen die Lücken aus, ganz nach eigenem. Warum haben Sie sich nicht an die knappe, unvergleichliche Sprache des Evangeliumtextes gehalten?

Verfasser: Sie meinen, ich hätte die Evangelisten wörtlich abschreiben sollen wie ein Mönch im Mittelalter?

Rat: Sie hätten eben gar nicht schreiben oder mehr Volksmythen und Legenden hineinnehmen sollen.

Verfasser: Aber Sie rügten es gerade, daß ich überhaupt dazugetan habe. Ich verstehe Sie nicht.

Rat: Sie wissen von zwei Seestürmen, die Jesus mitgemacht habe. Einer davon ist falsch, wenigstens wissenschaftlich nicht nachweisbar. — Wenn zu Kana Wasser in Wein verwandelt wurde, so erklären Sie sich das so: weil die betrunkenen Hochzeitsgäste Wasser von Wein nicht mehr zu unterscheiden wußten.

Verfasser: Ich bitte um Verzeihung, das ist eine Unterstellung. Auf jener Seite 118 steht deutlich: Jesus trinkt selbst davon und sieht, es ist Wein. „O Vater", spricht er, „wenn es nach Deinem Willen

ist, daß Wasser zu Wein wird!" Das haben Sie übersehen, haben nur an den Vers des Evangelisten Johannes gedacht: Jeder schänkt zuerst den besten Wein und erst dann, wenn sie trunken sind, den geringeren. — Ich wiederholte das in meinem Buche und Sie wenden es tadelnd so, als hätte ich gesagt: Weil die betrunkenen Hochzeitsgäste Wasser von Wein nicht mehr unterscheiden können! —

Rat: Die Wunder Jesu erklären Sie ganz rationalistisch!

Verfasser: Ich erkläre sie gar nicht. Lasse sie bloß erzählen nach der Auffassung derer, die sie erzählen. Die Evangelisten selbst lassen einen Spielraum. Ich für mich liebe die geistigen Wunder.

Rat: Aber die Auferstehung und Himmelfahrt bleibt bei Ihnen in mystischem Nebel!

Verfasser: Es ist ein rechtes Elend. Erst bedauern Sie, daß ich rationalistisch erkläre, und jetzt, daß ich das Geheimnisvolle in mystischem Nebel lasse.

Rat: Ihr Buch hat ja manches Schöne, doch ich sage Ihnen, von Menschen ist dieser erhabene Gegenstand nicht zu behandeln. Man sollte ihm ehrerbietig aus dem Wege gehen.

Verfasser: Nein, Herr, aus dem Wege gehen sollte man ihm nicht. Innig nähern müssen wir uns dem Heiland, mit allen unseren Mitteln und Fähigkeiten ihn zu erfassen streben. Eins müssen wir mit ihm werden.

Rat: Aber Sie nehmen die Herrenworte nicht buchstäblich, Sie schwächen ab.

Verfasser: Weil ich — offen gesagt — die ganze Wucht nicht zu ertragen vermag. Es wäre freilich bequemer, einen Zentner bewundernd einfach liegen zu lassen, als fünfzig Pfunde zu versuchen auf sich zu nehmen. Es war wohl Sache des Gottmenschen, das höchste Bild der Vollkommenheit aufzuzeigen; doch der Erdenmensch muß sein Teil so nehmen, wie er es tragen kann. Lädt man ihm zu viel auf, so wird er kopfscheu. Wird er im Tragen erst geübt sein, dann kann er ja schwerer aufladen, und das wird er auch tun. Nein, anstatt das höchste Anbild tatlos anzustaunen, wäre es doch vielleicht besser, nach derselben Richtung hin ein etwas weniger hochgestecktes Ziel praktisch zu erreichen.

Rat: Sie lassen Ihren Jesus sagen: Schlägt dich jemand auf die rechte Wange, so halte ihm in guter Laune auch die linke hin.

Verfasser: Ganz recht — vielleicht bricht solcher Humor seinen Grimm. Ich glaube, daß Jesus Humor gehabt hat. Im Ernst dürfte man es heute keinem gesunden Menschen zumuten, nach der einen Ohrfeige demütig auch die andere Wange hinzuhalten. Wir wissen, daß Jesus sich seinen Gegnern gegenüber tapfer gewehrt hat. Natürlich geistig.

Rat: Die fünfte Bitte des Vaterunsers denken Sie sich so: Man solle Gott um Verzeihung der Schuld bitten und auch sich vor-

nehmen, den Feinden zu verzeihen. Sich vornehmen! Wie meinen Sie das?

Verfasser: Eine Frage, Herr Rat. Können Sie verzeihen nach Belieben? Ich kann das nicht. Ich muß gar oft einen festen Vorsatz fassen und um Gnade bitten, bis es einmal gelingt. Zudem besteht das Verzeihen ja nicht in dem Gefühl: Ich will ihm nicht mehr böse sein, das wohl während des Vaterunsers entstehen kann, sondern vor allem in einer Liebestat, die man dem Gegner erweist. Der Vorsatz dazu wird im Gebete des Herrn gefaßt und das meine ich mit „Nimm dir vor."

Rat: Warum entstellen Sie altbiblische Worte? Warum sagen Sie anstatt Rabbi — Rabite, anstatt Pharisäer — Pharite?

Verfasser: Ich verstehe, daß man am trautgewohnten Wortklange hängt. Mir geht das selber so. Aber gerade das ist gefährlich. Der Wortklang genügt uns, man denkt nicht weiter nach. Um in den Sinn einzudringen, dazu sind neu gemachte Wörter gut, über die man stolpern muß. Nach dem Stolpern frägt man: Was liegt denn da? Und sieht es an. Das Wort Pharisäer hat seit Jesu Zeit einen andern, mindestens einen Doppelsinn bekommen. So habe ich ihm auch einen anderen Laut gegeben, der in mir ziemlich genau den heutigen Begriff deckt.

Rat: Aber es handelt sich bei der Geschichte Jesu doch nicht um heute.

Verfasser: Es handelt sich um heute. Das Leben Jesu ist nicht „gewesen," es ist und wird immer sein. Darum wird es nicht wie ein Geschehenes, sondern wie ein Geschehendes erzählt.

Rat: Warum haben Sie einen Abscheu vor den Worten Kreuz, kreuzigen?

Verfasser: Sie vermuten hierin eine Verwandtschaft mit jenem — dem Bewußten! Dem diese Dinge bekanntlich auch so zuwider sind.

Rat: Warum schreiben Sie statt Kreuz — Pfahl, statt kreuzigen — pfählen? Das ist ja ein großer Unterschied.

Verfasser: Den ich allerdings nicht bedacht habe. Der Ausdruck paßt nicht und soll geändert werden. Übrigens ließ ich mich in dieser Sache von einem besonderen Gedanken leiten. Ich wollte das Wort Kreuz vermeiden, so lange es nur Galgen oder Rad bedeutete. Ich wollte erst vom Kreuze sprechen, als es durch Jesu Tod geheiligt war.

Rat: Nun aber etwas Eigentümliches. Was treiben Sie mit den Kreuzesbuchstaben I. N. R. I.

Verfasser: Diese Buchstaben, die ein Spott auf Jesu waren! Der arme Sünder wollte ihnen einen tieferen Sinn geben. Er sucht Trost in der Deutung: Iesu Nähe Rettet Ihn (den Sünder). Ich empfinde nicht, daß diese Auslegung der Buchstaben die Stimmung stört.

Rat: Und der alte Inder mit seinem Im Nirwana Ruh' Ich —?

Verfasser: Sie erinnern sich vielleicht nicht, daß dieser Inder in der Erzählung wiederholt vorkommt. Er hat den Knaben in der Wüste, um den die fliehende Jesufamilie verraten wurde, und den herzlosen Schuster in Jerusalem zum Ewigen Juden verflucht. Er weiß keine größere Strafe, als die, ewig zu sein. Er ist ein Freund des ewigen Totseins und als solcher gegenübergestellt dem Verheißer des ewigen Lebens. Auch er ist von den Kreuzesbuchstaben angezogen und deutet sie im Sinne seiner Erlösung. — Den großen Augenblick, der uns Christen das ewige Leben verbürgte, hielt ich für geeignet, jenes entgegengesetzte Weltideal dem Kreuze gegenüber noch einmal aufseufzen zu lassen, ehe es eingeht in sein Nirwana. — Aber der Gegensatz zwischen den beiden Weltanschauungen ist in der Erzählung nicht genug herausgearbeitet und gestaltet. Darum wirkt er störend — das gebe ich zu.

Rat: Wie aus Ihrer Schrift zu ersehen, schätzen Sie bei Jesu seine Worte höher, als seinen Erlösungstod!

Verfasser: Immer war mir das Evangelium eine frohe Botschaft, die im Worte Gottes liegt. Ihre Heilkraft habe ich erprobt. Wo ich, soweit es dem entsetzlich schwachen Menschen möglich, nach dem Worte Jesu lebte, war ich im Frieden, in Freude und Glückseligkeit, auch wenn es Drangsal gab. Wo ich leichtsinnig oder in Leidenschaft von der Lehre abwich, mich gegen dieselbe verstockte, begann Unrast und inneres Elend. So wissen es viele und das ist Erfahrung. Die Heilkraft des Kreuztodes Jesu liegt für mich vorzüglich in der Besiegelung seines Wortes mit dem Tode, und in der Gewißheit seines Fortlebens nach demselben. Aber ich glaube, diese Heilkraft kann erst wirksam werden durch möglichste Befolgung des Wortes, wenigstens durch den ernstlichen Willen, es zu befolgen. Deshalb liegt mir die Göttlichkeit Jesu hauptsächlich in seinem Worte. Jesus ist mir in Lehre und Vorbild Erlöser, aber nur, wenn ich mich erlösen lassen will.

Rat: Und die Gnade leugnen Sie?

Verfasser: Es wäre doch vielleicht gut, Herr Rat, wenn Sie das Buch noch einmal lesen wollten. Es scheint Ihnen manches entgangen zu sein, besonders auch das innige Bitten Ferleitners um des Heilands Gnade.

Rat: Im ganzen ist mir Ihr Buch zu evangelisch gehalten. Evangelisch im Sinne der Protestanten.

Verfasser: Diese wieder bedauern, daß es zu katholisch gehalten sei. Das würde auf einen Mittelweg schließen lassen, der nach meiner Meinung nicht zu verachten wäre. Denn wir müssen uns doch allmählich näher kommen, wenn wir eine Gemeinde werden wollen. Heute sind die beiden Kirchen so geartet, daß es beinahe nötig wäre, sich außerhalb ihrer Bereiche zu stellen, um den christlichen Frieden zu finden.

Rat: Was glauben Sie, zu welcher Rasse gehörte Jesus?

Verfasser zuckt die Achseln.

Rat verbessert sich: Der Mutter nach natürlich. Zählen Sie ihn zu den Juden, oder zu den Ariern?

Verfasser: Darüber habe ich nicht nachgedacht. Das ist mir gleichgiltig.

Rat: Aber Ihr Jesus hat rötliches Haar und dunkelblaue Augen. Es scheint, Sie wollen einen Arier aus ihm machen.

Verfasser: Man kann Blumenfeld, oder Lilienthal, oder Schönbach heißen, ohne Jude zu sein und man kann rötliches Haar und dunkelblaue Augen haben, ohne Arier zu sein.

Rat strenge: Also weshalb haben Sie ihm rötliches Haar und dunkelblaue Augen gegeben?

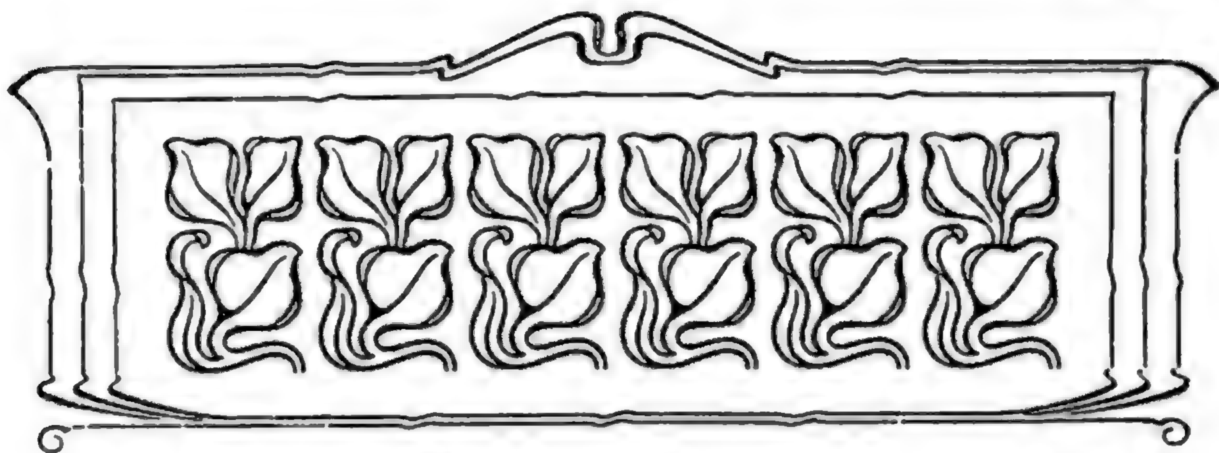
Verfasser: Weil ich mir ihn so am liebsten denke.

Rat: Einmal haben Sie gesagt, er hat rötliches Haar, das anderemal, es wäre nußbraun.

Verfasser endlich gereizt: Das kommt auf die Beleuchtung an. —

Rat ein wenig verblüfft: Lieber, Guter, Sie scheinen meine Bemerkungen als Tadel aufzufassen. Dieselben sollen das Buch doch nur charakterisieren.

Verfasser: Und meine Gegenbemerkungen sollen nur die Mißverständnisse schlichten, die aus der Art und Weise Ihrer und vielleicht auch anderer Charakterisierung hervorgehen. Nach dieser hätte ich da ein leichtfertiges, frivoles Buch geschrieben. Es ist meine Pflicht, dem entgegenzutreten. Im übrigen ist freilich alle Ursache zur Bescheidenheit vorhanden. Habe ich doch meine Unzulänglichkeit nie so schwer empfunden, als bei dieser Schrift. Trostlos groß ist der Abstand zwischen dem, was ich darstellen wollte und was ich darzustellen vermochte. Was da versucht wurde zu gestalten, es ist der Kern meiner Freude, meines Lebensmutes und meiner Kraft. So gering auch diese sei. Und so mißlungen es auch sein mag, mir ist jetzt leichter, dies Lied hat mich befreit. — Schon von meiner Natur gezwungen, alles was in mir ist, herauszusagen, herauszuschreiben, kam dazu noch der Gedanke: Vielleicht kann das, was dich froh macht, auch andere froh machen. Und so ist dieses Jesubuch entstanden. Die Behauptung, daß es ein Evangelium sein wolle, ist töricht. Vielleicht aber könnte das Buch solchen, die das Evangelium suchen und schwer finden, ein hölzerner Wegzeiger zu ihm sein. Prüfen muß man den Wegzeiger freilich, aber so, daß man an seinem Holze nicht die zahllosen Splitter richte, sondern untersuche, ob er nach der rechten Gegend weist, und wenn ja — ihn ruhig lasse stahn.



Kleine Laube.

Das Weltbuch.

An dem Konversationslexikon der Neuzeit hat sich alles verbessert, nur der Titel nicht. Ein Wörtererklärungsverzeichnis für Konversationen, ein flüchtiger Behelf in Plaudereien über dies und das. Nein, über diesen windigen Zweck, den die Bezeichnung „Konversationslexikon" andeutet, sind unsere Enzyklopädien doch unendlich weit hinausgewachsen. Sie sind ein so ernstes, gewissenhaftes, stellenweise trotz der engen Zusammenziehung sogar gründliches Nachschlage-, ja Lehrbuch geworden, daß der Titel „Die Weltbibel" gewiß zu pathetisch ist, der Titel „Weltfibel" bei einiger Zutrefflichkeit zu wenig sagt, aber die Bezeichnung „Das Weltbuch" das Richtige treffen dürfte.

Manche Leute, auch solche, die es täglich brauchen, sprechen etwas geringschätzig vom Konversationslexikon. (Einstweilen müssen wir's noch so nennen.) Das wäre etwas für Leute, die sich mit Halbwissen begnügen — ein Buch für Halbwisser. „Halbwisser!" Dieses Wort hat ein Wissensprotz erfunden, ein solcher, der sich als Ganzwisser fühlt. Es gibt aber auf der weiten Welt keine Ganzwisser, es gibt nicht einmal Halbwisser, und ein Gelehrter, der das größte menschliche Wissen hat, ist noch lang kein Viertelwisser. Natürlich hat die Enzyklopädie mehr Wissen und Geisteskeime unmittelbar ins Volk getragen, als die Gelehrten mit ihren gründlichen Werken. Die Lexika sind freilich nur Auszüge aus diesen Werken, aber praktische, populäre, zeitsparende und doch anregende und weisende. Wer über einen Gegenstand, der im Lexikon nur kurz gefaßt ist, sich gründlich unterrichten will, der findet eben in diesem Lexikon die Mittel und Quellen dazu angeführt, so daß es stets eine Einladung zur Vertiefung, zu gründlichem Selbstunterrichte ist.

Die Autodidakten mehren sich rasch und solche Selbstbildner leisten oft sehr viel, wenden sie sich doch stets den ihrer Artung entsprechenden Geistesrichtungen zu. Das Konversationslexikon ist ihr Wegweiser von der Oberflächlichkeit zur Tiefe, von der Erde bis zu den Sternen.

Die Väter dieses Weltbuches waren die französischen Enzyklopädisten im achtzehnten Jahrhundert. Die größten Geister der Zeit arbeiteten an einer umfassenden Enzyklopädie der Wissenschaften. Das Werk bereitete eine Revolution der Geister vor, der dann auch die große soziale Revolution gefolgt ist. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts begründete Brockhaus in Leipzig das deutsche Konversationslexikon, das bestimmt sein sollte, das Wissen und die Anregung zum Unterricht aus allen Kreisen des Lebens im Volke zu verbreiten. In der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts erschien in Leipzig das Meyerische Konversationslexikon, welches das musterhafte, mittlerweile stets modernisierte Brockhausische dadurch übertrifft, daß es überaus reich ausgestattet ist. Die 20 Bände des großen Meyerischen

Konversationslexikons enthalten mehr als 11.000 Abbildungen im Text, 1400 Bildertafeln mit Karten und Plänen, sowie 130 besondere Textbeilagen. Wie reich zum Beispiel einzelne Großstädte bedacht sind, beweist der Artikel Berlin. Derselbe hat 3 Kartenpläne und 24 Abbildungen von Gebäuden, Denkmälern u. s. w. Pläne und Karten, die korrekturbedürftig waren, wurden für die neue Auflage natürlich verbessert. Diese Auflage ist dazu noch mit vielen Bildern bereichert worden. In allem ist schon das Neueste berücksichtigt. Daß der Artikel „Graz", dem ein Stadtplan beigegeben ist, schon das neue Hamerlingdenkmal erwähnt, beweist, wie das Werk sich unseren Tagen knapp anschließt. Es sind dann Darstellungen aus allen Naturgebieten, aus Länderkunde und Völkerkunde, aus Kunst und Technik, lauter instruktive Bilder, prächtig, sehr viele farbig, ausgeführt. Wer dieses Lexikon besitzt, der braucht weiter keinen Bilderatlas, keinen Kartenatlas, er hat ein Großbild der Welt schon in Illustrationen, und vermöge der alphabetischen Einteilung ist jedes der Bilder, jede der Karten, jeder der Pläne leicht zu finden. Im Gebiete der Naturwissenschaften, der Volkskunde, der Technik, der Kunst unterrichtet ein gutes Bild für den ersten Blick oft besser als lange Beschreibungen, wie ja überhaupt die graphische Darstellung gegenüber dem Text zu immer größerem Rechte kommt. Aber auch im Texte steht Meyers Konversationslexikon keiner anderen Volks-Enzyklopädie nach. Es ist klar, phrasenlos, bündig, korrekt und in jedem Sinne gewissenhaft redigiert. Da während der fünf Jahre, als so eine Auflage läuft, sich manches in der Welt verändert, so wird schließlich wohl immer ein Ergänzungsband nötig. Von der jetzt laufenden sechsten Auflage des Meyerischen Konversationslexikons sind acht Bände bereits erschienen. Jährlich erscheinen vier Bände. In weniger als drei Jahren wird man das gewaltige Werk komplett haben und damit einen Hausschatz, der das oft mißbrauchte Wort auf das gediegenste rechtfertigt.

Das Konversationslexikon hat sich eingebürgert in das deutsche Haus, in die Familie wie in die Gelehrtenwelt, es ist ein Weiser und Ratgeber in allem. Sei es was immer für eine Frage, die man an dasselbe stellt, es läßt einen kaum einmal im Stich. Oft ist man augenblicklich in wichtigen Dingen nicht klar, oft auch wird im häuslichen Kreise hin- und hergeredet über dieses und jenes, das Lexikon entscheidet. Es entscheidet Meinungen, Differenzen und Wetten, und was das Lexikon sagt, das wird nicht mehr angefochten.

Man muß das Lexikon aber auch richtig ausnützen können. Man muß, wenn man etwas Besonderes wissen, über etwas allgemein Wesentliches klar sein will, nicht vergessen, daß man das Konversationslexikon im Hause hat. O ja, ich kenne Leute, die bei jeder besonderen Sache fragend herumlaufen in der Nachbarschaft, allerlei in Bewegung setzen, um Auskunft zu erlangen — und daheim in der guten Stube stehen in Reih und Glied, aber verstaubt, die Bände des Konversationslexikons, das bündigen und verläßlichen Bescheid wüßte, oder freundlich angäbe, wo der Bescheid zu erfahren ist, wenn man es nur zu Rate ziehen wollte. Doch auch als Lektüre für die Mußestunden eignet sich vieles in dem Werke — dazu die Bilderfreude!

Aber es ist wegen seines außerordentlichen Umfangs (20 Bände zu je 900 Seiten, die Beilagen nicht gerechnet) ein kostspieliges Werk, trotzdem es im Verhältnisse billiger ist, als jedes andere Buch. 240 Kronen, das ist ein schweres Geld. Doch das Lexikon kann in Raten bezahlt werden. Ich habe noch immer davon abgeraten, sich bei Hausiererware auf Ratenzahlungen einzulassen. Man kauft oft besonders in der Kolportageliteratur den größten und verderblichsten Schund um teures Geld und läuft schließlich — wenn man die eingegangenen Verpflichtungen nicht zu halten vermag — Gefahr, gerichtlich geklagt und gepfändet zu werden. Wenn es sich jedoch um Erwerbung eines Konversationslexikons handelt, da möchte ich, falls die Mittel

nur halbwegs reichen, ohne Bedenken zum Ankauf, und sei es auch mit Ratenzahlung, raten. Der geistige oder ich sage noch lieber der praktische Vorteil ist zu groß.

Mir besonders lieb ist dieses Werk, weil es das Flüchtige ausscheidet, das unsicher Werdende nicht festlegt, sondern nur das Wesentliche, das Gewordene und Beständige berichtet. Deshalb schließt es auch die Politik aus. Selbst das Nationale als solches wird nicht betont, wohl aber ist das ganze Werk vom nationalen Standpunkte aus redigiert und aufgebaut.

Es gibt wohl kein unterhaltenderes Lehrbuch und kein lehrreicheres Unterhaltungsbuch, als Meyers Konversationslexikon mit seiner unermeßlichen Reichhaltigkeit und seiner einzigartigen Ausstattung. Es ist der Schlüssel zu allem, was Gott erschaffen und der Mensch erdacht und gemacht hat. R.

Singvögel.

Wanderlied.

Hinein in's Land gewandert
Beim hellen Sonnenschein!
Bergauf, bergab, durch blüh'nde Au'n,
Als ging's zum Himmel ein!
Herzbruder komm', jetzt mag ein Lied
Hinschmettern über Feld und Ried:
„Hinein in's Land gewandert
Beim hellen Sonnenschein!"

Und trifft man wo ein Mädchen —
Ein herzliches „Grüß Gott!"
Geliebt, geküßt, geherzt, gelacht,
Der ganzen Welt zum Spott!
Beim Sprudelquell, beim Becher Wein,
Soll jeder uns willkommen sein,
Und trifft man wo ein Mädchen —
Ein herzliches „Grüß Gott!"

Es kann nichts Schön'res geben
Als einen Marsch durch's Land,
Den Blick gradaus — den Knotenstock
In fester Burschenhand!
Mit Sturm und Wetter längst vertraut —
Ein Fest, so weit der Himmel blaut:
's kann wohl nichts Schön'res geben
Als einen Marsch durch's Land.

Otto Promber.

November.

Ein Liebesgruß! Aus wald'gen Höhn,
Vom letzten Stand erscholl er. —
Ein Kuß noch vor dem Schlafengehn,
Ein zarter, liebevoller . . .

Das war des muntern Jägers Gruß,
Galt seinem Schatz im Tale.
Den Blumen galt der Sonnenkuß;
Vielleicht — zum letzten Male!

Vor nächtlichem Novemberfrost
Kein Blümlein bleibt geborgen. —
Blüh, junge Maid, und sei getrost,
Du blühst im Frühlingsmorgen!

Hans Mittendorfer.

* * *

Liebeglühende
Schönheitsprühende
Rosenbestreute
Erde du.
Auf deinen Schooß,
An deine Brust
Lasse, o lasse mich schmiegen,
Träumen in süßer Ruh,
Allumfangende
Mutter du.

Friedl Zacharias.

Laß mich in deine Augen sehen — —

Laß mich in deine Augen seh'n!
Sie blicken scheu an mir vorbei.
Ach, allzurasch in Kampf und Not
Verblühte uns'rer Liebe Mai.

Laß mich in deine Augen seh'n, —
Sie sind vom Weinen matt und trüb!
Zu rauh war uns'res Lebens Pfad
Für dich, mein armes, zartes Lieb.

Laß mich in deine Augen seh'n, —
Sie schweifen sehnsuchtsvoll hinaus,
Sie suchen in der Ferne wohl
Die Eltern und das Vaterhaus.

Laß mich in deine Augen seh'n!
Und ob ich niemals drüber sprach,
Gebüßt hab' ich in Sorg' und Qual
Wohl tausendmal, was ich verbrach.

Laß mich in deine Augen seh'n,
Zu lesen, ob dein Herz vergibt
Dem Manne, dessen Schuld nur war,
Daß er dich allzusehr geliebt!

Herna v. Stoda.

Klosterreform.

Sagt, was soll die Karosse, die glänzende, dort vor dem Kloster?
Wer stieg aus? Hell blinkt Silber an Wagen und Roß;
Armut predigt den Mönchen der reich begüterte Bischof,
Predigt Demut, er, der nur zu befehlen gewohnt.
Wieder zu alten Regeln und längst vergess'nen Bräuchen
Will die Mönche zurückführen der Episcopat;
Umsonst ist solches Bemühen. Zur apostolischen Einfalt
Kehre zuerst du selbst, katholische Kirche, zurück.

Ein Mönch.

Friedrich von Hausegger, „Gedanken eines Schauenden".

(München. Bruckmann. 1903.)

Der Sohn des auch den „Heimgarten"-Lesern durch seine edlen Briefe an den Herausgeber wohlbekannten hervorragenden Kunstphilosophen Friedrich von Hausegger hat es als eine seiner schönsten Sohnespflichten betrachtet, die Fülle der zum Teile bedeutenden schriftstellerischen Kleinarbeit seines Vaters, welcher dieser im Dienste des Aufblühens und Fortschreitens des musikalischen Lebens der Stadt Graz geleistet, in der er die meisten und besten Jahre seines Lebens verbracht hat, zu sichten und in einer sorgsamen und wohlgelungenen Auswahl einem ausgebreiteteren Leserkreise zur Kenntnis zu bringen. Hausegger, der uns zu früh Entrissene, hatt sich noch zu seinen Lebzeiten mit seiner für die Musikästhetik der Gegenwart grundlegenden Schrift „Die Musik als Ausdruck", sowie mit der nicht minder ausgezeichneten „Das Jenseits des Künstlers" und mit dem seine Lebensarbeit abschließenden herrlichen Buche „Unsere deutschen Meister" (Bach, Mozart, Beethoven, Wagner) und anderen Schriften kleineren Umfanges einen klangvollen Namen gemacht, der — wie das ja immer der Fall zu sein pflegt — erst nach seinem Tode das volle Gewicht erlangt hat. Der vornehme Münchener Kunstverlag Bruckmann vereinigte kürzlich alle selbständigen Publikationen Hauseggers in einer Ausgabe. Die Erwägung, daß diese allein kein vollständiges Bild des Hauseggerschen Schaffens geben würden, wenn der Tagesschriftsteller und Musikreferent ganz fehlte, führte zur Herausgabe des vorliegenden 550 Seiten starken, mit einem gelungenen Bildnisse des Verfassers geschmückten Bandes. Hauseggers kunstphilosophische Entwicklung stellt sich darin in nuce dar, wodurch das Buch mehr als eine lose Aneinanderreihung verschiedener Zeitungsaufsätze ohne inneren Zusammenhang geworden ist. Es zerfällt in zwei Hauptteile, deren erster sich mit lebendiger Kunst (Besprechung älterer und

neuerer Kunstwerke) befaßt, deren zweiter kunsttheoretischen Abhandlungen Raum bietet. Mehr als die Hälfte des ersten Teiles ist der Betrachtung der Wagnerschen Kunst gewidmet, für die bekanntlich der Verfasser, in voller Erkenntnis ihrer Bedeutung, als einer der ersten und mutigsten eingetreten ist, welcher einstigen, ziemlich isolierten Vorkämpferstellung er sich auch mit Recht freudig rühmt. Eine Fülle tiefer Gedanken ist in den Aufsätzen über Wagner und über die Kunst von Bayreuth niedergelegt. Aber auch andere moderne Meister (wie Liszt, Berlioz, Brahms, Bruckner, Richard Strauß, Wolf, Plüddemann) beurteilt Hausegger mit liebevollem Eingehen auf ihre Individualität in treffender Weise; er zeichnet mit wenigen sicheren Strichen ein Bild ihrer künstlerischen Persönlichkeit, wie es ihm denn überhaupt stets um das Betonen des Persönlichen in der Kunst zu tun war. Diesem seinem Lieblingsgegenstande widmet er im zweiten Teile des Buches, der dessen dauernde Werte in sich schließt, meisterhafte Ausführungen. So wird beispielsweise in den für jeden Gebildeten verständlichen „Unmusikalischen Betrachtungen" der innere Zusammenhang der Kunst mit dem Leben überzeugend dargetan. Hausegger hält nämlich die wahre Kunst für eine durch keinen äußeren Zweck beirrte Lebensäußerung. In dem Aufsatze „Kunst und Wissenschaft" zieht er scharfe Grenzen zwischen diesen beiden Betätigungen des Menschengeistes. Das Mittel der Kunst (in der Musik der Ton) bezeichnet er als der Forschung zugänglich, nicht aber deren Wesen. Von hervorragender Bedeutung sind auch die Aufsätze „Das Jenseits des Künstlers", „Der Automat im Menschen" und „Künstlerisches Schaffen". Die Krone der kunstphilosophischen Ausführungen Hauseggers bildet jedoch das Kapitel „Ästhetik von innen". Keiner, der sich ernstlich in die Gedankenwelt des geistvollen Autors vertieft, wird sein in Rede stehendes Buch aus der Hand legen, ohne durch dasselbe starke geistige Anregungen empfangen zu haben. W. K.

Lustige Zeitung.

Ein Vorgesetzter wünscht einen geistvollen Beamten, der ihm nicht unterwürfig genug erscheint, zu demütigen und sagt: „Sie scheinen sich sehr hoch zu schätzen." — „Je nachdem," erwiderte der Angeredete, „ich achte mich sehr gering, wenn ich mich genau betrachte, sehr hoch, wenn ich mich vergleiche."

Zwangslage. Erster Gauner: „Was, bei dem Rechtsanwalt Quaßler willst du einbrechen, der eben durch seine glänzende Verteidigung deine Freisprechung erwirkt hat?" — Zweiter Gauner: „Gerade deshalb. Der hat mich als ein so unschuldiges Wesen hingestellt, daß er keine Anzeige erstatten wird, um sich nicht zu blamieren."

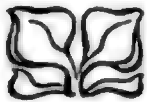
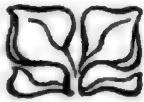
Aus einem Anwaltsschriftsatz. „Der beklagtische Hund verfolgte die klagerische Katze bis ans Ende des Dorfes und dort zerriß er dieselbe ohne jeglichen Rechtsgrund."

Ein Gemütsmensch. Zauberkünstler (auf einen großen Schrank zeigend): „Meine Damen und Herren! Ick Sie mach' jetzt aufmerksam auf die kroße Auptnummer des Abends. Ick bitt' eine Dame aus das Publikum, auf die Bühne zu komm' und in die Schrank zu treten. Dann ick werd' schließen das Tür von die Schrank. Wenn ick dann wieder öffne das Tür von die Schrank, die Dame wird sein verschwunden, ohne irgend eine Spur zu hinterlassen. — Herr Grämlich (zu seiner Gattin): „Liebe Matilde, tu dem Mann den Gefallen und geh' in den Schrank!"

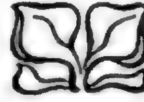
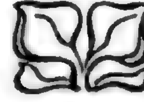
Der Ursprung der Sprache hat bekanntlich schon zu recht gelehrten Forschungen Anlaß gegeben. Aber der alte Satz vom Verstand der Verständigen bewahr-

beitet sich auch hier wieder einmal, ein „kindlich Gemüt" hat es gefunden, was die Weisen der Völker nicht herausgebracht. Ein kleines Mädchen plagte sich mit dem Lesepensum und fragte bekümmert den Bruder: „Paul, wo ist nur diese fürchterliche Menge Worte hergekommen?" — „Siehst du, Lieschen, vom Zanken unter den Menschen. Du weißt, dann gibt ein Wort das andere."

Ein Diplomat. Minister: „. . . . . Und dann wollt ich Ihnen noch etwas sagen, kann mich aber im Augenblick nicht darauf besinnen." — Schreiber: „Exzellenz wollten mich wahrscheinlich fragen, wie es mir möglich ist, mit meinem kleinen Gehalte bei meiner großen Familie auszukommen?"

Bücher.

Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke von Alois Raimund Hain. Mit bisher ungedruckten Briefen und Handschriften u. s. w. (Prag. Selbstverlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 1904.)

Endlich eine ausführliche Stifterbiographie. Sie füllt 664 engbedruckte Seiten und enthält alles sich auf Adalbert Stifter Beziehende, was dem Verfasser gelungen war, aufzufinden. Der Lebensbeschreibung, der Schilderung des literarischen Schaffens schließt sich die Beurteilung seiner Werke an, die ein großes Verständnis bekundet, mit wohltuender Wärme und doch mit kritischer Ojektivität durchgeführt ist. Das erstemal hier wird auch dem Maler Adalbert Stifter volle Würdigung zu Teil. Überaus reich ist der Bilderschmuck des Werkes. Eine große Anzahl Stifterporträts aus verschiedenen Lebensepochen, viele Baulichkeiten, in denen er gelebt und gewirkt, Landschaften aus seiner Böhmerwaldheimat (vom Verfasser des des Werkes aufgenommen) und andere Gegenstände, die zum Dichter in Beziehung gestanden. Dann ein Faksimile, ein Bild seines Freundes und Verlegers Gustav Heckenast u. s. w. Besonders aber zahlreiche Wiedergaben Stifter'scher Gemälde und Zeichnungen, wovon viele eine vollendete Meisterschaft zeigen. Wie alle gründlichen Monographien ist das Werk zugleich ein Bild der Zeit, in der der Mann gelebt und gewirkt hat; besonders auch ein Bild des literarischen Geschmacks im Volke. Der in den Vierziger Jahren auftauchende helle Stern der Stifterschen Dichtung, die nicht ihresgleichen hat, hatte in den damaligen Literaturkreisen wahres Entzücken erweckt. Das „Volk" las damals noch nicht, am wenigsten Schriften von so wunderbarer Feinheit und Reinheit, wie die Stifters. Aber auch die Mode der Literatur wendete sich in den folgenden Jahrzehnten ab von dieser Richtung. Um die Zeit, als 1868 Adalbert Stifter starb, schien es, als habe er seinen Ruhm überlebt, obschon er nur 63 Jahre alt geworden war. Erst dreißig Jahre später, als seine Schriften Gemeingut der Verleger und damit billiger wurden, stieg ihre Verbreitung aufs neue und zwar zu einer bisher ungeahnten Höhe. Heute, nachdem freilich in der Literatur das Elend der Decadence durchzumachen gewesen, zählt Adalbert Stifter zu den beliebtesten Dichtern des deutschen Volkes. Und jetzt war es auch möglich, dieses Werk über ihn, an dem der Verfasser viele Jahre lang gearbeitet hatte, herauszugeben. Allerdings unter dem Protektorate des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen und anderer Mäzene. Das Werk ist dem feinsinnigen und opferfrohen Stifterfreunde, Herrn K. Adolf Bachofen von Echt zugeeignet. M.

Dürer. Des Meisters Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte in 447 Abbildungen. (Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. IV. Bd. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1904.)

Das schätzenswerte Unternehmen, dessen an dieser Stelle schon gedacht wurde, und das es sich zur Aufgabe gestellt, die künstlerischen Schöpfungen unserer berühmtesten Meister vollständig in getreuen Abbildungen vorzuführen, wird in dem eben gebotenen Bande über Dürer fortgesetzt. Wer nur einzelne der hervorragendsten Bilder dieses echt deutschen berühmten Künstlers kennt, wird erstaunt sein über die Fülle dessen was er geschaffen, und was nun in diesem stattlichen Bande vereinigt, einen Begriff gibt von der Vielseitigkeit und eifrigen Tätigkeit. Nicht nur alle Gemälde des Meisters, sondern in eigenen Gruppen auch dessen feine Kupferstiche und prächtigen Holzschnitte, durch welche er ja unerreicht dasteht, erscheinen in dem Werke gut reproduziert, erfreuen das Auge und liefern einen Schatz von Belehrung über den gepriesenen Nürnberger. Die ausgezeichneten Passionsbilder, die Darstellungen von Heiligen, von Christus und Maria, aber auch die weltlichen Gemälde und Holzschnitte bis auf die charakteristischen Porträts von Erasmus von Rotter-

dam und Erbamus Hesse weisen auf den Erfindungsreichtum ebenso wie die Auffassung des Künstlers hin. In der bei diesem Unternehmen üblichen Weise ist als Einleitung eine Biographie und Charakteristik der Arbeiten Dürers von Dr. Val. Scherer vorangestellt, welche alles Wissenswerte enthält und zur guten Einführung in die nachfolgenden Abbildungen dient. Auch dieser Band wird dem Zwecke, berühmte Werke der Kunst dem Volke zu vermitteln, aufs Beste entsprechen. Dr. A. S.

Feuertaufe. Neues Novellenbuch von Emil Ertl. (Leipzig. L. Stackmann. 1905.)

Dieses Buch ist nicht leicht zu kennzeichnen. Es gehört zu jenen Dingen, die man nicht beschreiben, nur genießen kann. Ein starker Geist waltet ob seiner, ein kluger zielbewußter Geist, der stets die Form bezwingt, die Form dem Inhalte — und wie verschiedenartig ist dieser — anpaßt. Und auch im Inhalte herrscht der Geist über das Fleisch, über die Leidenschaft; das gilt besonders von den Liebesnovellen, den liebenden Menschen, die ob einer frühen Sünde Meidende werden müssen, wenngleich nicht Äußeres mehr zwischen ihnen ist. Seelenprobleme sind es, die der Dichter mit Vorliebe aufrollt und die schließlich im Sinne des Lebens nicht lösbar sind. Daß der echte Dichter nicht bloß das Tierische der Menschenseele, sondern auch das Menschliche der Tierseele kennt, beweist die Skizze „Schicksal", die uns die Seelenvorgänge eines dem Vivisektor verfallenen Hundes enthüllt. Und zur höchsten Klage des Menschenlebens erhebt sich „Christl", ein schlichtes, wunderbar ergreifendes Kindesbild — eine Tragik, zu der die richtige Lösung gefunden ist. Großartig besonders an Milieuschilderung ist die Novelle „Flammenschrift". Und ein Juwel, wie die moderne Literatur wohl nicht ihresgleichen hat, ist „Die grüne Tasche". Der Mann mit der geheimnisvollen Tasche, in der etwas ganz besonderes enthalten ist — der Leser möge gerade einmal heimlich nachsehen. Ein großer, tiefer Gedanke, der kaum je so künstlerisch fein, wie hier zum Ausdrucke gekommen sein dürfte. Mein besonderer Liebling in dem Buche ist die kleine Skizze „Die Rose". In anspruchsloser und künstlerischer Einfachheit die Mahnung: Versäume die Liebe der Deinen nicht! Die Sammlung trägt den Leitspruch Georg Elliots: „Sicher kann ein tiefes Leid das Werk von Jahren tun, und es mag geschehen, daß wir aus dieser Feuertaufe mit reiner Seele hervorgehen, die voll neuer Ehrfurcht und neuen Erbarmens ist." Der Inhalt des Buches rechtfertigt den Titel in vielfachem Sinne. Das ganze Buch steht mitten im Gegenwartsleben. Naturbeschreibungen, Menschenbeobachtungen und Dialoge fesseln derart, daß man dem Erzähler überallhin mit Genuß und Spannung folgt, selbst wenn das Ziel nicht immer zu unserer Freude ist. Die pikante Erfindungsgabe, die Tiefe des Gehaltes, die Feinsinnigkeit in Form und Kunsttendenz sind Dinge, die man bei diesem Autor schon längst gewohnt sein müßte und doch überrascht jedes neue Buch mit einer Steigerung dieser Vorzüge. R.

Novellen aus Italien und der Heimat von Hans Grasberger. Mit einem Geleitworte des Herausgebers und einer Einleitung von Peter Rosegger. (München. Georg Müller. 1905.)

Der Heimgarten hat Hans Grasberger als Menschen und Dichter schon zu charakterisieren Gelegenheit gehabt. Er äußert seine Freude darüber, daß es endlich gelungen ist, die Ausgewählten Werke, wovon dieser erste Band eben erschienen ist, flott zu machen. Die Einleitung des ersten Bandes schließt mit den Worten: Was seine Freunde persönlich an Hans Grasberger verloren haben, darüber ist wehes Schweigen beredteste Kunde. Nun wollen sie ihm ein Denkmal stiften, indem sie das Seine ihm geben und — der Literatur das Ihre. So ist nach manchen äußerlichen Widerwärtigkeiten, die zu überwinden waren, diese ausgewählte Ausgabe von Hans Grasbergers Werken zustande gekommen. Wohlgemut legen wir sie in die Hände des deutschen Volkes, und zwar ohne kritische Deutung und Erläuterung. Ohne daß ein Dritter dazwischen tritt, unmittelbar und unbefangen sollen Dichter und Leser sich nahe treten. So wie von allen, die diesen Mann gekannt, keiner je wieder von ihm loskam, so wird auch die warme freundliche Dichtergestalt ihre Leser festhalten, und sie nie mehr ganz entlassen. R.

Das goldene Kegelspiel. Neue Tiroler Geschichten von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann. 1905.)

Der Freund Tiroler Volkstums — und solcher gibt es viele — wird an diesen Erzählungen, wovon „Das Dreikönigsorakel" ernsthaft, „Das goldene Kegelspiel" und „Der Stiegel-Bader" kreuzlustig sind, Gefallen finden. Ein trauliches Lesen für lange Winterabende. Und schon auch der hübschen Ausstattung wegen eine passende Spende für das Fest. M.

Zeitvertreib. Ein Geschichtenbuch von Josef Wichner. (Wien. Heinrich Kirsch. 1904.)

Ein neues Wichnerbuch — das ist für volkstümliche Literaturkreise immer ein freudiges Ereignis. Den Heimgartenlesern braucht man diesen ausgezeichneten Volksschriftsteller längst nicht mehr vorzustellen. Das neueste Buch ist, wie seine Vorgänger durchaus trefflich. Mit Ausnahme des Titels, der ist nicht trefflich. Zeitvertreib! Totschlagen der Zeit! Im Gegenteil, das gediegene Büchlein, wenn man es liest, ist eine gute Zeitbenützung. Nun, dar-

über spricht ja das Vorwort. Vor allem ist es größtenteils ein sehr lustiges Buch und das ist viel wert. Wir haben stets nur auf diesen Volksdichter hinzuweisen, bis er endlich so populär sein wird, wie er es verdient. M.

Kraut und Rueben. Geschichten aus Tirol. Von Anton Renk. (Linz. Oberöster. Buchdruckerei und Verlagsgesellschaft. 1904.)

Der tyrolische Lyriker begrüßt uns diesmal mit einem Band Prosa — urfrische Geschichtchen und Schwänke aus dem Volkstum seines Landes. Ein Humor, in dem heitere Milde mit scharfem Sarkasmus abwechseln, und der den Tiroler trefflich charakterisiert, sind die besonderen Merkmale dieser Sammlung, von anderen Vorzügen nicht zu reden. Es gibt überaus viele Menschen, denen solche Bücher gefallen — wenn sie nur auch allemal zusammen kämen, das feine Buch und der rechte Leser. M.

Wald. Vier Erzählungen von F. Hugin. (Berlin. Martin Warnek. 1904.)

Naturstimmungsbilder und Märchen nach der Schule Carmen Silva's — so dichten Fürstinnen. — Eine sehr poetische Weinachtsgabe. Der Randschmuck auf allen Druckseiten wird vielen gefallen, uns stört er beim lesen. M.

Portiunkula. Erzählung aus dem Hochland von Arthur Achleitner. (Mainz. Kirchheim & Co. 1904.)

Ein ernster Zug durchweht das Werk, ein Hymnus auf menschliche Selbstüberwindung, umrahmt von herrlichen Naturschilderungen. Man muß die Vielseitigkeit und geistige Spannkraft des Autors bewundern, dessen Phantasie jedesmal Ton und Stimmung gelingt. V.

Aus Tagebüchern 1849–1900 von Adolf Pichler. (Der Gesammelten Werke Band III.) (München. Georg Müller. 1905.)

Was in Österreich die Reaktionszeit der fünfziger Jahre bedeutete und wie in den jüngsten Jahrzehnten der deutsch-nationale Gedanke sich durchringt, das ist der historische Hintergrund, auf dem sich diese Selbstbiographie Adolf Pichlers, die hier zum ersten Male veröffentlicht wird, aufbaut. In Adolf Pichler, der als Naturforscher, Literaturhistoriker und Kunstkenner eine seltene Wissensfülle, als Dichter eine lebendige Gestaltungskraft besaß, vereinten sich alle Vorbedingungen, um diese Halbvergangenheit wahrheitsgetreu und kräftigst zu schildern. Aufgewachsen als patriotischer Tiroler in frischer Erinnerung an Andreas Hofer, treu kaiserlicher Waffengefährte Haspingers im Jahre 1848, geritterт wegen seiner Verdienste auf dem Schlachtfelde, wurde Adolf Pichler in den fünfziger Jahren wegen seiner freien Denkweise unter polizeiliche Überwachung gestellt, schrieb 1870 flammende Verse für die deutsche Sache und war am Ende seines Lebens (1900) der geistige Führer der völkischen Studenschaft in Innsbruck. Durchaus tritt uns in diesem Buche eine originelle Persönlichkeit entgegen, ein starker Sohn der Berge mit seiner kosmopolitischer Bildung, ein Kenner seines Volkes wie des italienischen Lebens und der englischen Literatur, ein Kämpfer in der Politik der Gegenwart und ein Gelehrter in der Wissenschaft des Altertums, ein Temperament, das sich allmählich zur Reinheit abklärt. V.

Aus Kunst und Leben. Gesammelte Aufsätze von Dr. Wilhelm Kienzl. (Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1904.)

Den Verehrern unseres hervorragenden Tonkünstlers wird dieses Buch hochwillkommen sein. Ein tiefdenkender Plauderer! Seine allgemeinen Betrachtungen über Kunst und Kunstschaffen, seine Künstlermonographien, seine Erinnerungen und Erlebnisse greifen ins Weite aus, während die kritischen Gänge über ältere und neuere Opern voll gründlicher Sachlichkeit, hohen Ideals und entzückenden Freimuts sind. Man betrachte alles, was dieses Buch enthält, nicht als Äußerung des Kritikers, der sich als oberherrlicher Richter und erhaben über die von ihm besprochenen Kunstwerke und künstlerischen Persönlichkeiten fühlt, sondern durchaus als subjektive Kundgebungen eines Künstlerherzens, das seine Eindrücke Anderen mitteilen will, also denselben Impulsen entsprungen, wie dessen künstlerische Äußerungen. Diesen Leitwink gibt der Verfasser seinen Lesern. M.

Eislandblüten. Ein Sammelbuch neuisländischer Lyrik von J. C. Poestion. Mit einer kultur- und literarhistorischen Einleitung und erläuternden Glossen. (München. Georg Müller. 1904.) Eine reiche Auswahl aus der isländischen Lyrik des vorigen Jahrhunderts in eigenen Übersetzungen oder vielmehr Nachdichtungen, zumeist genau in den Versmaßen der Originale. V.

Österreichische Rundschau. Eine Wochenschrift, herausgegeben von Dr. Alfred Freiherrn v. Berger und Dr. Karl Glossy. (Wien. Karl Konegen.)

Zwei gewiegte Literaten und ein kühner Verleger haben sich mit gutem Mute zusammengetan zur Herausgabe einer Zeitschrift, die vaterländische Interessen, besonders geistige, fördern will. Das erste Heft ist vielversprechend. Eduard Sueß schreibt über Fortbildung außerhalb der Schule und Heinrich Lammasch über ein neues Strafgesetz in einer klaren, sehr instruktiven Weise. Über „Roseggers Leben Jesu" bietet Anton E. Schönbach einen län-

geren Aufsatz, der gelehrt und geistreich ist und dem nichts fehlt als ein besseres Verhältnis zu dem Buche, das er bespricht. Dann folgen Memoiren von Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder und eine überaus feine Novelle von Ferdinand v. Saar. Eine Rubrik „Chronik“ enthält das Wesentlichste der Tagesgeschichte aller Gebiete.

In dieser Chronik vermißten wir gerne jene Notiz, die wegwerfend, geradezu mißgünstig über das bevorstehende Schiller-Jubiläum und Schillers „Wilhelm Tell“ spricht. Die Bemerkung zu Schillers Dichtungen, „darüber die Sonne wahrhaft niemals untergehen wird“, wirkt auf solchem Hintergrunde nicht gut. Wenn man durch Unterschlagung von Dichtergedenkfesten im Volk die Sonne niemals aufgehen läßt, so kann sie natürlich niemals untergehen.

Es steht zu hoffen, daß die „Österreichische Rundschau“ sich hält, wenn sie von einer Warte aus rundschaut, die wesentlich höher ist als z. B. unser lieber Stefansturm. R.

Anleitung zur Dichtkunst. Ein allgemein verständlicher Leitfaden, die Kunst der Poesie in bezug auf Form, Versmaß und Reim durch Selbstunterricht zu erlernen. Von Otto Müller. Der „Heimgarten“ verzichtet übrigens auf Beiträge von „Dichtern“, die das Dichten aus Büchern gelernt haben. M.

Die Zeitschrift „Hessenland“ vom 1. September 1904 (Kassel) bringt unter dem Titel **„Theodor Vernaleken, ein hessischer Kämpfer für Deutschtum und Schule in der Ostmark“** eine Würdigung des unter uns lebenden verehrten Schulmannes. Der Aufsatz rührt aus der Feder A. Gild in Kassel. R.

Büchereinlauf.

Feldblumen. Von Adalbert Stifter. (Leipzig. C. F. Amelang. 1904.)

Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend von Edward Stilgebauer. In vier Romanbänden. Zweiter Band: **Im Strom der Welt.** (Berlin. Rich. Bong.)

Aus Tagen deutscher Not. Eine geschichtliche Erzählung von Anton Ohorn. Mit Abbildungen von Professor Hans W. Schmidt in Weimar. Zweite Auflage. (München. J. F. Lehmanns Verlag.)

Der Raub Straßburgs. Geschichtliche Erzählung von Fritz Lienhard. Mit Abbildungen von Fritz Bergen und W. Weimar. Zweite Auflage. (München. J. F. Lehmanns Verlag.)

Der verlorene Sohn. Roman von Th. H. Hall Caine. (Leipzig. H. A. Ludwig Degener.)

I. N. R. I. En Fattig Syndares glada Budskap. Af Peter Rosegger. Öfversättning Från Tyskan af H. Flygare. (Stockholm. Aktiebolaet Hiertas Bokförlag.)

Die Einwanderer. Historischer Roman von Fr. Wilh. Seraphin. (Hermannstadt. G. A. Seraphin.)

Aus einem stillen Hause und andere Geschichten für besinnliche Leute. Von E. Müllenhoff. (Leipzig. C. F. Amelangs Verlag.)

Der Sohn. Erzählung von Karin Michaelis. Aus dem Dänischen. (Berlin. Albert Köhler. 1904.)

Die Clari-Marie. Roman von Ernst Zahn. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Araber in Spanien. Fünf Bilder von Dr. A. Deninger. (Dresden. E. Pierson.)

Clemens Brentanos Leben und Werke. Von Dr. Max Morris. (Leipzig. Max Hesses Verlag.)

Annette von Droste-Hülshoffs Leben und Werke. Von Dr. Eduard Arens. (Leipzig. Max Hesses Verlag.)

Die Geschichte meines Lebens. Von Helen Keller. Mit einem Vorwort von Felix Holländer. Die Selbstbiographie einer blinden und taubstummen Studentin. (Stuttgart. Rob. Lutz.)

Knigge im Kaffersalon und andere heitere Kleinigkeiten. Von Gustav Hochstetter. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Ilita. (Die Blüte und die Frucht.) Wahre Geschichte einer schwarzen Magierin. Von Mabel Collins. (Jugenheim a. d. Bergstraße. Suevia-Verlag.)

Frauen. Novellen von Helene Christaller. (Jugenheim a. d. Bergstraße. Suevia-Verlag. 1904.)

Osterbrief einer Malerin an ihren Freund und andere Novellen. Von Maria Schade. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Tillenberg. Ein Sagenschatz aus dem Egerlande von Ernst Freimut. (Wien. Karl Fromme.)

Das kleine Dummerle und andere Erzählungen zum Vorlesen im Familienkreise, von Agnes Sapper. (Stuttgart. F. Gundert.) Gemütliche anspruchslose Geschichten aus dem Leben, für Familienkreise recht geeignet. M.

Schlummerstunde. Bilder und Gestalten aus der Lüneburger Haide von Karl Söhle. (Berlin. B. Behr. 1905.)

Die Königsdirne. Von J. de la Hire. (Berlin. Dr. P. Langenscheidt.)

Die Korera. Von J. de la Hire. (Berlin. Dr. P. Langenscheidt.)

Renoard Schönau. Novelle von Alfred Niedermann. (Frauenfeld. Huber & Co.)

Drei Liebesnächte. Der Roman Delilas. Von Gustav Adolf Müller. (Budapest. Fritz Sachs.)

Freiheit. Drei Einalter von Friedrich Adler. (Stuttgart. J. G. Cotta's Verlag. 1904.)

Bei Arthur Georg in Leipzig sind von Dr. A. Rauber folgende Werke erschienen:

Die Medea des Euripides im Lichte biologischer Forschung. **Die Don Juan-Sage** im Lichte biologischer Forschung.

Die Khevenhüller. Epische Dichtung aus der Zeit der Gegenreformation Österreichs. Von Ludwig Jahne. (Klagenfurt Ferdinand v. Kleinmayr. 1905.)

Sonnwendbuch. Dichtungen von Anton Renk. (Innsbruck. Verlag des Sonnwendfeier-Ausschusses. 1904.)

Deutscher Balladenborn. (Düsseldorf. Fischer & Franke.)

Das Schwert hoch, Germanensproß! Lieder und Gedanken eines Deutschvölklichen von Richard Blum. (Stuttgart. Deutschvölklich-sozialer Verlag. 1904.)

Die Aztekenblume. Von Ernst Henrici. (Dresden. E. Pierson. 1904).

Also sprach —? Dichtungen von Satiricus. (Dresden. E. Pierson.)

Eines Lebens Morgen, Mittag und Abend. Gedichte von C. Haine. (Dresden. E. Pierson.)

Gedichte. Von Maximilian Arndt. (Dresden. E. Pierson.)

Den Vereinsamten. Von *,* (Dresden. E. Pierson.)

Frauenliebe. Gedichte von Marianne Noltry. (Dresden. E. Pierson.)

Kosmoslieder. Von Heinrich Vierordt. (Heidelberg. Karl Winter. 1905.)

Georg Scherer's **Deutsches Kinderbuch.** Alte und neue Lieder. Märchen, Geschichten, Fabeln, Sprüche und Rätsel. Reich illustriert. Siebente vermehrte Auflage. (Leipzig. Alphons Dürr. 1905.)

Was der Jugend gefällt. Deutsche Gedichte aus neuerer und neuester Zeit. Von Alwin Freudenberg. (Dresden. Alexander Köhler.)

Bilder aus dem Kinderleben des Pestalozzi-Fröbel-Hauses in Berlin. (Hamburg. Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze.)

Im Kinderparadiese. Kinderlieder und Reime von Viktor Blüthgen. Mit Porträt, zwölf Zeichnungen von Oskar Pletsch und faksimiliertem Text. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1905.) Zu dem prächtigen Inhalt des Buches kommt eine gediegene und geschmackvolle innere und äußere Ausstattung. Es paßt für jede Zeit, für jede Stufe im Kindesleben. V.

Weihnachten im Dichtermunde. Gesammelt von August Thiemann. (Düsseldorf. C. Schaffnit.)

Stunden mit Goethe. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. (Berlin. E. S. Mittler & Sohn. 1904.)

Goethes kleinere Aufsätze, herausgegeben von Woldemar von Seidlitz. (München. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.)

Mozarts letzte Lebensjahre. Eine Künstlertragödie in drei Bildern von L. Mirow. (Leipzig. Richard Wöpke.)

Napoleon I. nach den Memoiren seines Kammerdieners Constant. Übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. 3 Bände. (Leipzig. Heinrich Schmidt & Karl Günther.)

Das Leben eines Priesters in unseren Tagen. Selbstbiographie von Dr. Josef Müller. Mit dem Porträt des Verfassers. (Augsburg. Kom. Langerst.)

Städtisches Leben im achtzehnten Jahrhundert. Kulturbilder aus der freien Bergstadt Schlackenwald. Von E. Reyer. (Leipzig. W. Engelmann.)

Das Wunder. Von F. Vetter. (Stuttgart. J. F. Steinkopf.)

Der Syllabus. Seine Autorität und Tragweite von Paul Graf von Hoensbroech. (München. Lehmanns Verlag.)

Das Jenseits im Lichte der modernen Politik und der modernen Weltanschauung. Von Prof. Dr. Max Haushofer. (München. J. F. Lehmanns Verlag. 1905.)

Beiträge zur Weiterentwickelung der christlichen Religion. (München. J. F. Lehmann. 1905.)

Mene Tekel. Eine Strafpredigt an die Kirche. Von E. G. Christaller. (Jugenheim a. d. Bergstraße. Suevia-Verlag. 1904.)

Ein kleiner Kulturkampf. Akten und Erlebtes. (Jugenheim a. d. Bergstraße. Suevia-Verlag. 1903.)

Antisexualismus und die Kirche. Von E. G. Christaller. (Jugenheim a. d. Bergstraße. Suevia-Verlag. 1904.)

Rätsel aus Naturgeschichte und Geographie. Von Dr. B. Plüß. (Regensburg. G. J. Manz. 1905.)

§ 111 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches für das Kaisertum Österreich **und seine Folgen.** (Graz. Leykam 1904.)

Wandbilder von Adolph von Menzel. **Friedrich der Große.** Vergrößerung nach dem Holzschnitt von Albert Vogel in J. Scherr: „Schiller und seine Zeit“. (Leipzig. Otto Wigand.)

Kind und Kunst. Eine neue Familien-Zeitschrift. Monatsschrift für die Pflege der Kunst im Leben des Kindes. Herausgeber Hofrat Alexander Koch. (Darmstadt. Verlagsanstalt Alexander Koch.)

Tiefbrand-Arbeiten. Anleitung zur Ausführung des Tiefbrandes von Adolf Richter. (Ravensburg. Verlag Otto Maier.)

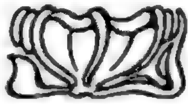
Hübners Geographisch-statistische Tabellen. Ausgabe 1904. Herausgegeben von Hofrat Prof. Dr. Fr. v. Juraschek. (Frankfurt a. M. Heinrich Keller.)

Lebensheimer Kalender für 1905. (Elberfeld. Heubruch 5.)

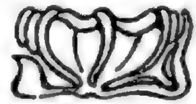
Für die Wiedererbauung der Kirche St. Kathrein am Hauenstein

neuerdings bei Rosegger in Graz eingegangen in Kronen: Von der „Tagespost" übermittelt 1·—, Benno Hraba 3·—. Artur Stackler durch eine Sammlung 14·—, Friseur Dunst neuerdings durch Sammlung 32·—, Johanna Kolar 1·—, durch zwei Vorlesungen eingegangen 1477·—. **Zusammen 4538 Kronen.**

Graz, am 15. November 1904.



Postkarten des „Heimgarten".



* Am 6. November d. J. ist der verdienstvolle Präsident des Österreichischen Touristenklubs, Dr. Rudolf Spannagel, auf der Rax bei einer Kletterpartie ums Leben gekommen. Diesem Manne, der in seinem großen Vereine auch gemeinnützige Leistungen anregte und förderte, die besonders vielen armen Kindern im Gebirge zugute kamen, habe auch ich dankbar eine Schaufel Erde auf den Sarg zu werfen. Dr. Spannagel war ein Gönner der Waldheimat. Unter seiner Leitung und Gegenwart hat der Österreichische Touristenklub den Kindern der Waldschule daselbst im vorigen Jahre ein überaus reiches, ganz einzigartiges Christbaumfest bereitet. Als die Kunde ins Waldschulhaus kam, daß jener Herr aus Wien, der bei dem Christfeste so reiche Gaben ausgeteilt und so liebe Worte gesprochen, auf einem hohen wilden Berg in den Abgrund gestürzt und gestorben sei, war tiefe Betrübnis und manches der Kinder hat schluchzend gebetet. Ehre seinem Andenken! R.

* Den Bürgermeister von Wien, Doktor Lueger, der mir bei verschiedenen Gelegenheiten Aufmerksamkeiten erwiesen, habe ich zu seinem 60. Geburtstag beglückwünscht. Ich habe ihn begrüßt als wirtschaftlichen Reformer Wiens und in der Voraussetzung seiner guten Absichten ihn artig erinnert an die Achtung vor allem, was Mensch heißt. Letzteres wurde ignoriert; der Gratulation wegen haben mir viele, auch solche, die sonst ganz vernünftig sind, ihre helle Entrüstung ausgedrückt. Man wird nun noch bei allen Parteien um Bewilligung einkommen müssen, wenn man jemandem zu Neujahr oder zu Geburts- und Namenstagen einen Glückwunsch senden will. Ist doch die Welt ein Narrenhaus. R.

* Der Verfasser des Buches I. N. R. I. stellt hiermit ein- für allemal fest, daß er dieses Werk nie einen Roman genannt hat, und zwar aus dem einen Grund, weil es keiner ist und sein kann.

* Ein Freund des „Heimgartens" schreibt: Im sogenannten „Soldaten-Friedhof" zu St. Jakob, zwischen Bozen und Leifers, deckt die Erde manch' Tapferen aus dem Jahre 1866. Inschriften bekunden es. Unter einem Marmorkreuze auf steinerner Tafel liest man folgendes:

Auf ferner, fremder Aue,
Da liegt ein toter Soldat,
Ein Ungezählter, Vergeßner,
So brav er gekämpft auch hat.

Es reiten Generale
Mit Kreuzen und Orden vorbei.
Denkt keiner, daß der da lieget,
Auch wert eines Kreuzleins sei? . . .

„Dorfschulmeister." Schön Dank für Ihr uns beistimmendes Schreiben in Sachen des Heimatunterricht-Aufsatzes. Doch wollen wir die Polemik nicht weiterspinnen.

A. L., Graz. Form der Gedichte stellenweise nicht gerade schlecht, aber Inhalt durchgehends zu banal. Können in der Expedition abgeholt werden.

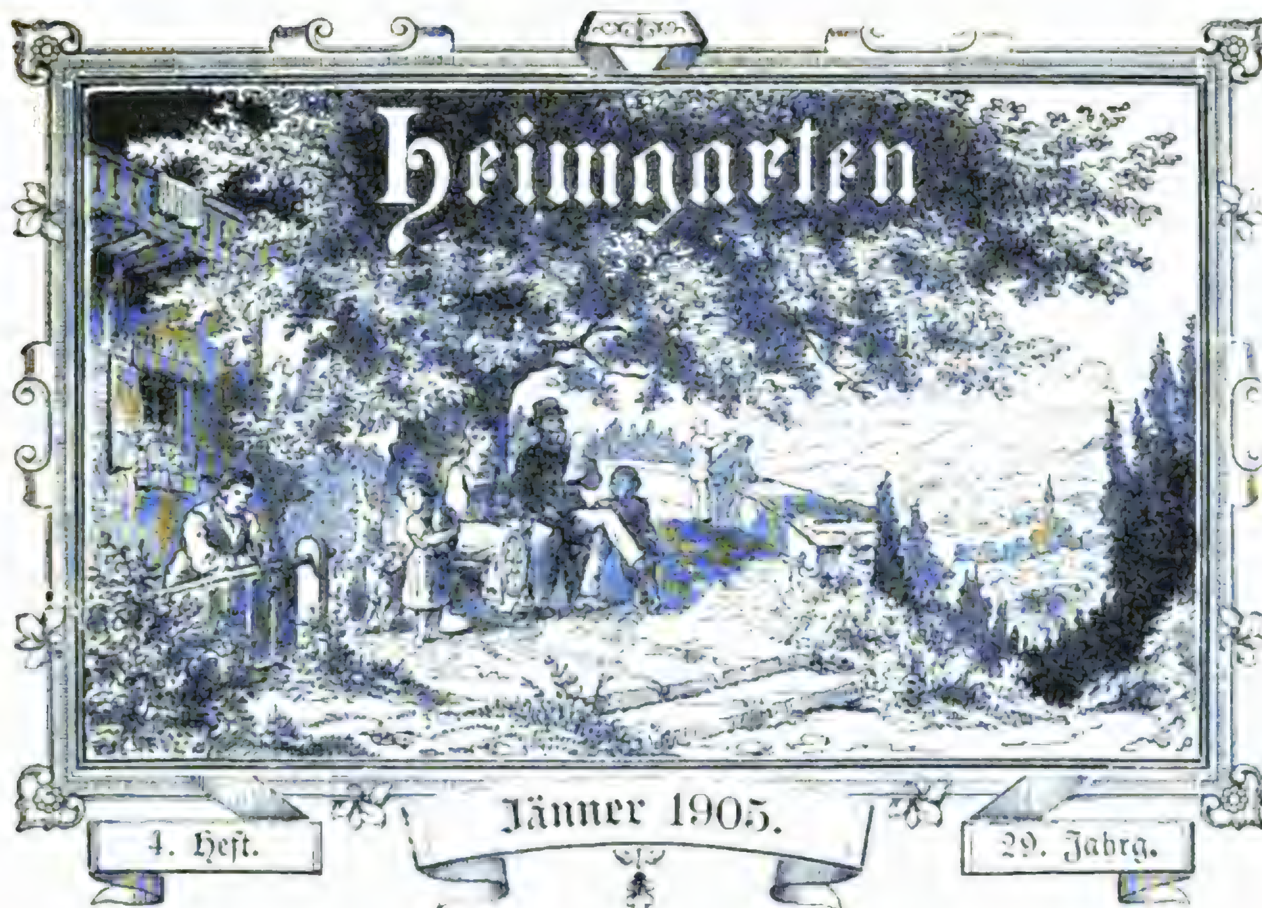
A. S., Graz. Sie wundern sich über die vielen Papierkörbe im Grazer Stadtpark. Denken Sie doch: Die Stadt der Dichter!

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 20. November 1904.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Peter Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.



In der Regennacht.

Von **Franz Karl Ginzkey.**

Hauptmann Mörich ritt an der Spitze seiner Kompagnie, die mühselig den steilen Karrenweg hinaufmarschierte, durch den hohen Wald, in dem bereits die Abenddämmerung rasch hereinzubrechen begann. Es war kein Kriegsmarsch, denn es herrschte Friede im Lande, es war nur ein Manövermarsch, aber einer von der heißesten Sorte. In aller Frühe waren die Truppen schon aufgebrochen, dann kam nach stundenlangem Marsche ein Gefecht mit der gegnerischen Division, dann hieß es wieder stundenlang marschieren, bis endlich vor einem Marktflecken eine kurze Mittagsrast gehalten wurde. Die Leute hatten gehofft, sich nun einer dauernden Ruhe hingeben zu können; das war wohl einem Teile von ihnen vergönnt, aber einige Kompagnien, darunter jene des Hauptmanns Mörich, waren befohlen worden, auf den steilen Waldbergen, die morgen der Schauplatz eines neuen Gefechtes sein sollten, sich schon heute bereit zu halten, um morgen in frühester Frühe die Vorposten zu beziehen.

Das war keine gute Nachricht für die müden Leute; sie schleppten sich nun, wenn auch ohne ersichtliche Verbitterung, so doch auch ohne jeglichen Frohsinn, den steinigen Waldpfad hinauf. Man hörte kein Singen mehr und keine Späße.

Schwere Wolken, die über den Abendhimmel jagten, beschleunigten den Einbruch der Dunkelheit — es mochte ein Gewitter im Anzug sein.

In den hohen Wipfeln rauschte es drohend, schon ließ sich fernes Donnerrollen vernehmen — es war die Verkündung einer ungemütlichen Nacht.

Hauptmann Mörich sah auf die Uhr — in einer halben Stunde dürfte seine Kompagnie den Waldrücken erklommen haben; wie die Karte zeigte, stand ein winziges Dörfchen, aus vier bis fünf Häusern bestehend, dort oben, wo er die heutige Nacht zu verbringen hatte. Das war sein Ziel.

Plötzlich hörte er lautes Schreien und Schelten von rückwärts, aus der Mitte seiner Truppe. Schon kam auch ein junger Leutnant in aller Eile herbei, einen bärtigen Soldaten, den er am Arm gefaßt hielt, mit sich ziehend.

„Herr Hauptmann“ rief der junge Offizier, „ich habe soeben gehört, wie dieser Mann, Reservemann Nedbal, den ich schon seit längerer Zeit seines störrischen Wesens wegen beobachtete, sich plötzlich ganz laut äußerte: Er wolle nicht weiter marschieren, und werde sein Gewehr und seinen Tornister abwerfen.“

Der Hauptmann streckte sich auf seinem Pferde in die Höhe.

„Infanterist Nedbal eintreten,“ rief er mit lauter, schriller Stimme nach rückwärts, jedes Wort aufs schärfste betonend; „wird nach unserer Ankunft angebunden, verstanden Feldwebel Meyer?“

„Ja wohl, Herr Hauptmann,“ rief der Feldwebel.

Nun aber folgte tiefes Schweigen. Man hörte nur das Keuchen der Leute, den scharfen Hufschlag des Pferdes auf den Steinen, das Sausen und Brausen in den Wipfeln. — Es wurde kein Wort mehr gesprochen; auf den Seelen aller schien die Strafe zu lasten, welche diesen einen erwartete.

Der Hauptmann sah mit düsterer Miene vor sich auf den Weg. Seit drei Jahren war er schon Kompagnie-Kommandant und er hatte noch niemals einen Mann zur Strafe des „Anbindens“ verurteilt. Er war überhaupt immer in Güte ausgekommen mit den Leuten. Es war immer sein Stolz gewesen, in seiner Kompagnie die wenigsten Strafen im Regimente zu haben. Es geht auch so, pflegte er zu sagen, ich weiß mir meine Leute zu erziehen.

Und nun war dieser Reservemann Nedbal zur Waffenübung eingerückt. Ein störrischer, bösartiger Gesell, der auf gute Worte nicht hörte. Er hatte ihn bereits mehrmals zu bestrafen gehabt; auch heute früh war der Mann bereits leicht betrunken gewesen. Und nun war das Äußerste geschehen, was überhaupt zu denken war — er wollte hier mitten im Walde auf dem Marsche den Gehorsam versagen! Da gab es eben nur eines — die schärfste Strafe, die da zulässig und möglich war — das Anbinden. Nachsicht wäre hier Schwäche — und er verhehlte sich das nicht, sie wäre vielleicht auch eine Gefahr.

„Das Anbinden," wiederholte er im Geiste das ihm wohlbekannte Reglement, „geschieht, indem beide Vorderarme oberhalb der Handgelenke auf dem Rücken des Straffälligen derart gekreuzt und mit Spangen gefesselt werden, daß die Handteller nach rückwärts sehen, dann beide Unterschenkel oberhalb des Sprunggelenkes ebenfalls mit Spangen gefesselt werden. Sodann wird der Mann in aufrechter Stellung, den Rücken nach einer Wand. . . ."

Nein — die Sache war ihm nicht angenehm! Er war kein Freund solcher körperlicher Strafen. Selbst Arreststrafen diktierte er nicht gerne. Und hatte er einmal einen besonders Rückfälligen nach langer Überlegung eingesperrt, so pflegte er ihn im Arrestlokale zu besuchen, nachzusehen wie es ihm gehe und ihm oft auch den Rest der Strafe zu schenken. Er genoß dafür die Anhänglichkeit seiner Leute, die ihm förmlich Bedürfnis geworden war. Zur Mittagsstunde ging er stets in die Mannschaftsküche und sah nach, wie die Suppe gediehen sei und ob die Fleischstücke auch gerecht verteilt seien. Und dann freute er sich, wenn die Leute ihr Essen lobten und sein eigenes Essen schmeckte ihm dann doppelt so gut.

Er liebte diese armen, von ihrer Heimatscholle losgerissenen Burschen, die mit dem Wenigen immer zufrieden waren und immer dankbar für ein gutes Wort und eine freundliche Miene. Und wenn er beim Exerzieren von der Höhe seines Pferdes seine hundert Leute befehligte und wenn er fühlte, wie sein Wille diese Masse bis ins kleinste lenkte, wenn er die hundert Gesichter auf sich gerichtet sah, hundert Männerkräfte, die er sich selbst erzogen, wie mit hundert Fäden mit sich verbunden, seine eigene Kraft förmlich verhundertfachend, dann fühlte er in seinem schlichten Dasein sich stets beglückt und zufrieden und sein bescheidenes und doch stolzes Leben lag ruhig und abgeschlossen da.

Nun war es schon völlig finster im Walde und es tobte immer ungestümmer in den Wipfeln. Schwere Tropfen begannen zu fallen. Da sah der Hauptmann ein Licht zwischen den Stämmen. — Er hatte sein Ziel noch früher erreicht, als er gehofft hatte.

Bald stand die Kompagnie vor dem kleinen Orte, in dem sie Schutz zu suchen hatte für diese Regennacht. Es waren drei Häuschen, eine längliche Scheune und eine kleine, baufällige Holzhütte. An einem der Häuschen schwankte ein Reisigbündel über der Tür im Winde. Es war die richtige Waldschenke. Der Hauptmann verteilte seine Leute in die Scheune und in die beiden anderen Häuschen. In der Schenke gedachte er für sich und seine Offiziere Unterkunft zu finden.

In schweren Strömen rauschte jetzt der Regen herab und der Himmel war völlig verdunkelt.

Als der Hauptmann in die Wirtsstube trat und seinen nassen Mantel eben abschüttelte, meldete der Feldwebel, daß er den Infanteristen Nedbal in der kleinen Holzhütte angebunden habe, die seitwärts unter den Bäumen stand.

„Da wir keine Spangen mithaben, Herr Hauptmann, so mußte ich ihn mit Leibriemen binden."

„Haben Sie ihn auch vorschriftsmäßig angebunden?" fragte der Hauptmann.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

„Dann ist's gut — ich werde mich schon selbst noch überzeugen. Nach einer Stunde wird er wieder losgebunden, verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Nun saßen die drei Offiziere beisammen an einem rohgefügten Eichentisch. Eine kleine Hängelampe gab spärlichen Schimmer. Ein alter Mann hatte einen Krug trüben Weines vor sie hingesetzt, ein weißhaariges verhutzeltes Mütterlein blies mit der armseligen Kraft ihrer müden Lungen in die Herdglut, um das Feuer für einen Eierkuchen zu schüren.

Draußen rauschte unaufhörlich der Regen. Der Wind hatte nachgelassen, man hörte nichts als das Plätschern des Regens. Er fiel schwer auf das Schindeldach des Häuschens, er rann von den Schindeln in Strömen herab, er hüllte alles in sein dichtes, undurchdringliches Gespinst.

Die Offiziere saßen schweigend beisammen; ihre Kleider waren stark durchnäßt, sie sehnten sich nach Ruhe und waren nichts weniger als guter Laune.

Vor allem ihr Hauptmann saß mit düsterer, nachdenklicher Miene da. Zeitweise trat er ans Fenster und starrte in die Finsternis und in den Regen hinaus. Es war ihm nicht wohl zu Mute, und er wußte nicht recht warum. Weil er den Nedbal hatte anbinden lassen? Das wäre doch lächerlich — das war doch einfach seine Pflicht. Also warum?

Er sah auf die Uhr — nun war es eine halbe Stunde, daß er den Nedbal hatte anbinden lassen. Der Mann war dort in der Hütte angebunden, in der tiefen Finsternis, ganz allein, im Rauschen des Regens, in den Unheimlichkeiten der Nacht.

War's denn nicht genug an dieser halben Stunde?

Er wollte nun selbst sehen, was mit dem Manne sei. Er freute sich zwar nicht auf dieses Wiedersehen. Der Nedbal, der gefiel ihm nicht. Und — das hatte der Hauptmann schon lange heraus — auch er gefiel nicht dem Nedbal. Das wußte er von der ersten Minute an. Zwischen ihm und diesem Manne herrschte eine seltsame Abstoßung, ein böser Geist des Unverständnisses, ja des Hasses, den er sich nicht zu erklären

wußte, wie es ja auch sonst nicht seine Art war, den Dunkelheiten des Lebens nachzusinnen.

Der Hauptmann nahm eine kleine Laterne, die er in der Küche gefunden hatte, hing seinen Mantel um, stülpte den Kragen hinauf und zog seine Kappe fest in die Stirne.

„Ich komme gleich, meine Herren."

Er trat rasch, wie einem plötzlichen Entschlusse folgend, in die Finsternis und das Unwetter hinaus.

Die Offiziere saßen mißmutig vor ihren geleerten Gläsern. Der Regen rauschte ohne Unterlaß, er plätscherte vom Dache in die Pfützen vor dem Hause, es gurgelte und quirlte rings um das Haus herum, als sollten die alten Mauern aufgeweicht und zum Einsturz gebracht werden.

Kaum waren zwei Minuten vergangen, als die Tür heftig aufgerissen wurde. Der Hauptmann stürzte herein. Das Laternchen war erloschen, sein Gesicht war leichenblaß.

„Meine Herren," stieß er hastig hervor, „der Nedbal ist tot!"

Die Offiziere waren aufgesprungen und starrten sich an.

„Er ist tot," wiederholte der Hauptmann mit zitternder Stimme, „es muß ihn ein Schlaganfall getroffen haben."

„Vielleicht ist er noch zu retten," rief einer der Offiziere.

Und nun stürzten sie alle aufs neue in die Dunkelheit hinaus, unbekümmert um Mantel und Kappe, und der eine suchte den Weg mit dem wieder angezündeten Laternchen. Sie stolperten über Steine und niedriges Gestrüp, traten tief in den sumpfigen Waldboden und der Regen schlug ihnen heftig ins Gesicht. Da stand auch schon die kleine Hütte — die Tür war offen — ein menschlicher Körper war rückwärts aufrecht in der Ecke sichtbar. Der Kopf war schwer vornüber gesunken, die Kappe war zu Boden gefallen, die Haare hingen wirr hinab, so daß vom Gesicht nichts zu sehen war.

Nun hoben sie sein Haupt in die Höhe — — — sie sahen das Antlitz eines Toten.

Sie schnürten ihm Hände und Füße los und legten den Körper auf den feuchten Boden der Hütte.

Der Feldwebel kam herbeigestürzt, beteuernd, es treffe ihn keine Schuld.

„Es trifft Sie auch keine Schuld" sagte der Hauptmann mit bleichen Lippen.

Sie ließen den Toten durch die beiden Inspektionschargen in die Wirtsstube tragen; dort lagerten sie ihn auf die schmale Bank, auf der sie noch vor wenigen Augenblicken vor ihren Gläsern gesessen waren.

Noch einmal öffneten sie seine Bluse, bewegten seine Arme, horchten an seiner Brust — der Mann blieb leblos.

So war der Tod in die kleine Waldschenke eingezogen in dieser Regennacht.

Der Hauptmann saß dann in der kleinen Kammer, die der Wirt ihm abgetreten hatte. Er saß in der Finsternis auf seinem Bette, den Kopf tief gesenkt, die Hände zwischen die Knie gepreßt. Er dachte gar nicht daran, den Schlaf zu suchen, der ihn floh. Er saß ganz still und ohne sich zu rühren, die eigenen Gedanken meidend, hinauslauschend in das eintönige Geriesel des unaufhörlichen Regens, den er förmlich an sich selbst herunterströmen fühlte; er saß fröstelnd unter den Ewigkeiten der Nacht und der Einsamkeit, ganz im Bann dieser dunklen Stunden, wie losgelöst von seiner Vergangenheit und ohne Fühlung mit seiner Zukunft, die ihm plötzlich dunkel und drohend erschien wie die Schauer dieser Regennacht.

Die kommenden Tage waren wieder voll heißer Manöverarbeit, das Wetter hatte sich dauernd erheitert, den Toten hatte man, nachdem die „kommissionelle Tatbestandaufnahme" wirklich Herzschlag konstatiert hatte, unten auf dem Friedhof des Marktes begraben, und der düstere Vorfall war bald von allen vergessen. Nur Hauptmann Mörich konnte ihn nicht vergessen.

Er mußte immer an das blasse, aufgedunsene Antlitz des Toten denken, wie er es beim Flackern der Laterne in der kleinen Holzhütte erblickt hatte und wie sein Arm wie gelähmt das schwere Haupt des Toten hatte sinken lassen, nachdem er es vergeblich in die Höhe zu heben versucht hatte.

Aber nicht nur dieses erloschene Leben war es, was ihn so beunruhigte und ihm die gesunde Freudigkeit seines eigenen Daseins zerquälte: es hatte sich in den Taschen des Toten ein Brief gefunden, der mit der unbehilflichen Zärtlichkeit armer Leute von der Sehnsucht einer Mutter und eines Kindes erzählte. Dieser Brief wurde mit den übrigen Habseligkeiten, die sich vorgefunden hatten, der Witwe des Toten zurückgesandt. Nach Wien, in eine der Vorstädte der Armut, die Ottakring genannt wird.

Die Offiziere des Regiments, die von dem Vorfall gehört hatten, suchten, jeder auf seine Weise, ihren Kameraden zu trösten, den sie alle gern hatten und dessen frühere Fröhlichkeit sie ungern vermißten. Hinter seinem Rücken bedauerten sie zwar ebenfalls den Vorfall, aber sie meinten untereinander, es wäre doch nicht nötig, sich dieses Malheur, das ja nicht er, der Hauptmann Mörich, sondern unglückliche Umstände verschuldet hätten, auf solche Weise zu Herzen zu nehmen. Übrigens werde ihn die schöne Reise, die er vorhabe, schon ordentlich zerstreuen.

Hauptmann Mörich hatte nämlich schon seit einiger Zeit „einen zweimonatlichen Urlaub in der Tasche." Es handelte sich da um Befriedigung

einer Sehnsucht vieler Jahre, die für einen auf seine Bezüge angewiesenen Offizier nichts Gewöhnliches war — er wollte eine Reise durch Frankreich und England unternehmen und seinen zweimonatlichen Urlaub dazu benützen. Einige hundert Kronen, die Ersparnisse zahlreicher Jahre, sollten ihm diese Reise ermöglichen.

Auch die Vorfreude auf diese Reise war ihm nun fast ganz vergällt; was nützte es ihm, wenn er seine Unrast mit über die Grenze nahm und über das Meer? Er hatte das ruhige Gleichgewicht seiner vormals so zufriedenen Seele völlig verloren. Und da er niemals an Unrast gewöhnt war, bedrückte sie ihn doppelt schwer. Sein Lebenslauf war bisher so glatt und ruhig dahingezogen, wie ein friedlicher Strom in einer heiteren Landschaft, so wenig dieses Gleichnis auch sonst zu dem Lebenslauf eines Kriegsmannes passen mag. Er hatte niemals die Not und das Bangen des Lebens am eigenen Leibe kennen gelernt. Als Sohn eines Generals war er in die Theresianische Akademie gekommen, war Leutnant und dann, ohne von Ehrgeiz gequält zu werden, in gemächlicher Beschaulichkeit, auf der Leiter des Avancements, endlich zum Hauptmann emporgestiegen, geachtet als gutherziger Kamerad, angenehm als Vorgesetzter, und nicht arm an Frauenliebe.

Es war nun wie ein Fluch für dieses heitere und wohlgeordnete Leben, daß das Unglück jener Regennacht seine ruhige Oberfläche förmlich durchschlug und sein Innerstes zu schmerzlicher Erregung emporriß.

Die Manöver hatten nun nach einer letzten großen Übung mit dem silbernen Hornruf des abblasenden Stabstrompeters ihr Ende gefunden und schon zwei Tage später marschierte das Regiment „mit klingendem Spiele“ in seine neue, langersehnte Garnison, in die schöne Haupt- und Residenzstadt Wien. Besonders die ledigen Offiziere, eines langjährigen öden Aufenthaltes in einem kleinen Landstädtchen müde, waren nun voll ungeduldiger Erwartung, daß das Leben sich ihnen mit vielen lang versagten Genüssen und geheimnisvollen Abenteuern eröffnen werde.

Auch Hauptmann Mörich genoß in den ersten Tagen, in Gesellschaft seiner Kameraden, was die Großstadt an öffentlichen und diskreten Freuden zu bieten hatte.

Einer Reihe prächtiger, kühler Herbsttage folgte aber bald ein frostiges, nicht endenwollendes Regenwetter. Eine einförmig graue, triefende Nebeldecke hatte sich düster und schwer über die Stadt gelagert. Der Gemütszustand des Hauptmanns Mörich hatte sich wieder sehr verschlechtert, besonders die Abende begannen ihm unerträglich zu werden.

An einem solchen Abend war es nun, daß Hauptmann Mörich, schon stundenlang ruhelos in seinem verdunkelten Zimmer umherwandelnd, aus der Lade seines Schreibtisches ein Päckchen Hundertkronennoten nahm,

die er sich für seine Reise erspart hatte, dieselben in seiner Brieftasche versorgte und sich aufmachte, um nach Ottakring zu gehen und dort die Witwe des Nedbal zu suchen. Er hatte die Gasse und das Haus zu ermitteln gewußt, wo sie wohnte. Von ihren sonstigen Verhältnissen wußte er nichts, als daß Nedbal Tischler gewesen war.

Er ging nun mit großen, eiligen Schritten durch das Gedränge hell erleuchteter Straßen, in deren triefendem Pflaster sich die tausend blendenden Lichter der Großstadt spiegelten. Aber wie er weiter und weiter hinausschritt, wurden die Gassen immer dunkler und einsamer, und schließlich konnte er sich nur noch mit Hilfe der Wachleute zurechtfinden, die dicht an den Häusern dahinschlichen, oder in den Toreinfahrten standen, um dem strömenden Regen nach Möglichkeit zu entgehen.

Der Hauptmann kümmerte sich nicht viel um den Regen, der seinen Mantel schon ganz durchnäßt hatte; er schritt in Gedanken versunken, aber sicher und unentwegt, wie einem unverfehlbaren Ziel entgegen.

So kam er endlich in die Gasse, die er suchte — eine noch ungepflasterte, breite, kotige Gasse, in welcher teils alte baufällige Häuschen standen, teils neue hohe Zinskasernen, abwechselnd mit finsteren offenen oder von Bretterzäunen begrenzten Bauplätzen.

Das Haus, welches die gesuchte Nummer trug, war ein neuer, hochstöckiger Bau, aber der schmutzige Eingang, an dessen Wänden der Mörtel in großen Flächen abgefallen war, die völlig beschmutzten Stiegen und die trübe Beleuchtung ließen über die Armut seiner Bewohner nicht im Zweifel.

Er trat, ohne zu zögern, in den Hausflur und fragte ein kleines Mädchen, das eben mit einem Kruge die Stiege herabkam, nach der Frau Nedbal. Die Kleine wies ihn nach rückwärts, einige Stufen hinab, da unten sagte sie, sei die Tischlerei. Er folgte der angedeuteten Richtung und kam an eine Tür, die offen stand. Er sah in einen großen, durch eine Hängelampe matt erleuchteten Raum, welcher Werkstatt, Küche und Wohnraum zugleich schien. Mitten darin gewahrte er eine ältliche, untersetzte, starkbeleibte Frau, welche eben beschäftigt war, mit einem Besen Hobelspäne und allerlei sonstige Abfälle der Werkstatt zusammenzukehren.

Sein Säbel stieß mit leichtem Klirren an die Türschwelle. Die Frau kehrte sich erschrocken um. Er sah in ein breites, fettes, durch ein Doppelkinn umrahmtes Gesicht, das ihn aus kleinen wimperlosen Augen neugierig anstarrte.

„Ich möchte die Frau Nedbal sprechen,“ sagte der Hauptmann, unangenehm berührt.

„Was wollen S' denn? Ich bin's schon!“ antwortete die Frau in einem unfreundlichen, fast barschen Tone. Sie hatte den Besen weggelegt und sich mit schweren, schleppenden Schritten ihrem seltsamen Gast genähert.

Hauptmann Mörich hatte plötzlich das Gefühl einer peinlichen Enttäuschung. Das war nicht die Frau, die er in den langen bangen Stunden des Grübelns und der Reue und besonders in den Phantasien der letzten Stunden immer vor sich gesehen hatte. Die Frau, wie er sie immer vor sich gesehen, war schlank und blaß, kränklich und verweint, mit der Gebärde tiefen Unglücks über die Wiege ihres Kindes gebeugt. Er hatte sie sich nicht als schön gedacht, gewiß nicht, aber in seiner Phantasie hatte er sie allmählich mit jenen Annehmlichkeiten ausgestattet, welche seinem Geschmack und seinem ästhetischen Bedürfnisse entsprachen und gewissermaßen Bedingungen seines Mitleids waren. Besonders in letzterer Zeit hatte sich dieses Bild so eingelebt in seine melancholischen Träume, daß er ihm mit einer gewissen Ruhe, wie etwas sicher zu Erwartendem, entgegengegangen war.

Und nun fand er diese Frau — ausgestattet mit allen Attributen, die ihm die Schattenseite des Weibes bildeten — klein und dick, förmlich aufgedunsen, mit rohen, männlichen, unschönen Zügen.

„Sie haben auch ein Kind, nicht wahr?" fragte er, um nur etwas zu sagen.

„Mein Mädl is oben bei der Tant'," sagte die Frau, mit dem Kopf hinaufdeutend. „Aber womit kann ich Ihnen dienen? Sie müssen schon entschuldigen, daß 's da so ausschaut — und der Staub — es is bis jetzt hier g'arbeit worden."

„Ich möchte Sie fragen, ob Sie nichts brauchen und ob ich Ihnen nicht irgendwie helfen kann," meinte der Hauptmann nicht ohne Verlegenheit.

„Ihr Mann ist nämlich bei meiner Kompagnie gewesen und ich wollte schau'n, wie es Ihnen geht," setzte er rasch hinzu.

Das Antlitz der Frau hatte sich plötzlich verändert. Ihr Blick war stechend und gehässig geworden. Sie schien zu erraten, wer dieser Mann in dem feinen Offizierskleide sei und wozu er gekommen war.

Aber sie sagte nichts.

Zwei feindliche Welten standen sich plötzlich gegenüber.

Man verstand sich.

„Sie brauchen also nichts?" fragte der Hauptmann kurz und ungeduldig.

Die Frau verneinte finster mit dem Kopfe.

„Nun, dann kann ich ja wieder gehen, leben Sie wohl!" sagte der Hauptmann hastig und verschwand durch die Tür.

Als er wieder auf die Gasse hinaustrat, rauschte der Regen noch immer unvermindert hernieder. Es war aber nicht mehr der trübe, ihn mit unendlicher Melancholie erfüllende Regen von früher.

Der ganze böse Zauber dieses Regens war gebrochen. Es war ein ganz gewöhnlicher Regen, ein Regen, der ihm nichts mehr zu sagen hatte. Er war nur kalt und lästig, brutal ins Gesicht schneidend, wenn ein Windstoß um die Ecke kam. Da hieß es die Augen fest schließen und die Muskeln des Gesichtes anspannen. Das tun wir alle, denn dann spürt man ihn weniger. Im übrigen — fest ausschreiten und sich nicht viel bekümmern um diese Brutalitäten des Wetters wie des Lebens — —

Zwei Tage später trat er seinen Urlaub an nach Paris und London.

Christl.

Von **Emil Ertl.**[1])

Christl war das Kind einer Bauerntochter, die eine glänzende Karriere gemacht hatte. Sie war nämlich nicht bei den Schweinen und Kühen geblieben, zwischen denen sie aufgewachsen war, sondern durch Vermittlung des Pfarrers rechtzeitig in die Stadt gekommen, um bei den Domherren das Kochen zu erlernen. Bald stellte sich heraus, daß sie ein Küchengenie war, und als sie, der hohen Schule entwachsen, ins Leben und in die große Armee der Küchendragoner eintrat, durcheilte sie im Fluge die niederen Ränge des Extra- und Für-alles-Mädels und brachte es in der weiblichen Dienstbotenhierarchie rasch bis zur „Perfekten“. Denn wenn es zur Sage geworden ist, daß jeder Soldat den Feldherrenstab im Tornister trage, so entscheidet im Wirkungsfelde des Herdes und der „Anricht“ noch ausschließlich das Können, und keine Anziennität, keine Protektion, nur Erfolg und Verdienst allein verleihen den dirigierenden Kochlöffel des Oberbefehles und der absoluten Herrschergewalt.

Wie absolut diese Gewalt ist, davon können Leute, die mit den Gesetzen der Küche nur oberflächlich vertraut sind, kaum eine blasse Ahnung haben. Was eine richtige „Perfekte“ ist, die läßt sich nichts dreinreden, aber auch schon von gar niemandem; alle sind ihr untertan, das ganze Haus zittert vor ihr. Und Resi war eine richtige, im Guten wie im Schlimmen. Jede ihrer Dienstgeberinnen nannte sie während der ersten vierzehn Tage eine „Perle“. Aber nur während der ersten vierzehn Tage. Nach Ablauf dieser Frist kam es gewöhnlich zu einem Auftritt, und der süße Wahn riß entzwei. Die energische Arbeitskraft, mit der Resi die Dinge anfaßte, enthüllte ihre Kehrseite, einen rücksichtslosen bösen Humor. Wehe ihrer „Gnädigen“, wenn sie sich an einem kritischen Tage in ihre Nähe wagte! Wehe den Häfen, Tellern und Töpfen, falls sie

[1]) Aus „Feuertaufe“. Neues Novellenbuch von Emil Ertl. Leipzig, L. Staackmann. 1905. Siehe „Heimgarten“ S. 236.

nicht aus Eisen oder ähnlichem Stoffe waren, die sie an solchen Tagen anfaßte!

Eine Dame sagte einmal: „Resi, möchten Sie nicht wenigstens ein schönes langjähriges Zeugnis besitzen, wenn Sie einmal heiraten?"

Sofort sprang die gewappnete Antwort über Resis Lippen: „Vielleicht, daß der Meinige sich von vornherein einbild't, daß ich ein dummer Patsch bin, der sich alles gefallen laßt?"

Sie schien sich's in den Kopf gesetzt zu haben, eine möglichst reichhaltige Sammlung von Abgangszeugnissen mit in die Ehe zu bringen, die ihr Gendarm ihr versprochen hatte. Mit gesetzmäßiger Stetigkeit vermehrte sich diese Sammlung wohlgestempelter Papiere, auf denen durchwegs mit der gleichen Herzenskühle bescheinigt stand, daß Resi treu und redlich gedient habe und gesund entlassen worden sei. Von einer „Perle" war nirgends mehr die Rede.

Es gibt Naturen, die nichts weniger zu ertragen imstande sind, als das Einerlei des Alltags. Können sie sich keine Feste bereiten, so bereiten sie sich wenigstens Ungelegenheiten. Auch Resi liebte es, die Einförmigkeit des Daseins durch kleine Katastrophen zu beleben. Drückte die betreffende „Gnädige" ein oder mehrere Augen zu und ließ sich durch die ersten Eruptionen den Perlenwahn noch nicht ganz zerstören, sondern versuchte, das Unvermeidliche mit Sanftmut zu ertragen, so steigerten sich die Szenen wie in einem gut gebauten Drama. Wenn dann schließlich auch der bestgedrehte Geduldsfaden riß und die Dame sich schweren Herzens entschloß, einer so tüchtigen Person den Dienst aufzusagen, so fing die Resi gar zu toben an, nahm die Priorität, gekündigt zu haben, für sich in Anspruch und setzte eine Ehre darein, wie ein gestürzter Minister ihre Entlassung „über eigenes Ansuchen" erhalten zu haben. So hatte sie sich eine bestimmte, eigenartige Technik des Platzwechselns ausgebildet, die sie mit Virtuosität handhabte.

Allmählich war es ihr rein zum Bedürfnis geworden, das Elend der Dienstbarkeit durch einen regen Situationswechsel und den Reiz neuer, wenn auch nicht immer besserer Verhältnisse erträglicher, oder auch unerträglicher zu gestalten. Und nur ein einzigesmal wurde sie durch eine Kündigung unangenehm überrascht und machte sogar einen leisen Versuch, sich an ihr Amt zu klammern. Denn zu diesem Zeitpunkte hätte sie aus bestimmten, deutlich mahnenden Gründen gewünscht, sich ein paar Gulden zurückzulegen, was ihr früher nicht im Traume eingefallen war. Die mittelbare Ursache dieses plötzlich erwachten Spartriebes war der schon einmal erwähnte Gendarm, der ihr gerade in dieser für sie so kritischen Zeit mit besonderer Beflissenheit zu verstehen gab, daß seine Löhnung eben hinreiche für seinen „standesgemäßen" Unterhalt. Erübrigen könne er nichts.

Das klang nun nicht eben ermunternd, und von diesem Augenblicke war sie mit sich einig darüber, daß er ein „Haderlump“ sei. Aber sie fand, daß jetzt nicht der richtige Moment war, es ihm zu sagen. Wahrscheinlich lauerte er ohnedies schon auf einen Anlaß, mit ihr zu brechen. Aber so leicht würde sie's ihm nicht machen. Möglich, daß später sein Gewissen sich doch regen und er mit einigem Geld herausrücken würde? Und schließlich gab es ja auch ein Gericht ... Sie wußte, daß er zahlen mußte, wenn sie ihn verklagte; aber eine „Perfekte“ fürchtet sich vor dem Gerichte wie vor dem Spital und macht nur im äußersten Falle Gebrauch davon. Auch untergrub sie sich ja die Eheaussichten, wenn sie sich den Erwählten verfeindete oder seine Konduitenliste belastete. Darum sah sie sich genötigt, für die Unkosten ihrer Unvorsichtigkeit vorderhand aus Eigenem aufzukommen und sich in der Küche eine Zeitlang ganz als „Perle“ zu benehmen. Aber die Hofrätin, bei der sie damals bedienstet war, nahm Ärgernis an ihrer äußeren Erscheinung und erklärte, daß sie sie in ihrem ehrbaren Hause nicht länger dulden könne.

Die Resi war anfangs ein wenig betroffen, bald aber gab ihr der Ärger, daß sie ihren Grundsätzen untreu geworden, ihre Fassung wieder. Sie suchte jetzt von den üblichen Szenen so viel wie möglich nachzuholen, sagte der Hofrätin tüchtig ihre Meinung und erklärte es für eine Lächerlichkeit, von einem Ärgernis zu sprechen. Ein Kind zu bekommen, sei das gute Recht jeder Dienstmagd, und in der Hoffnung zu sein, das Privilegium jeder angehenden Mutter. Übrigens könnte sie ja gleich gehen, wenn sie der Hofrätin nicht anstehe, sie habe schon längst kündigen wollen und reiße sich nicht darum, ihre vierzehn Tage zu machen in einem Hause, wo man nicht einmal in Kupfer koche.

Damit packte sie ihre Siebensachen zusammen, ließ durch einen Dienstmann ihren Koffer fortschaffen und verließ, während der Braten in der Herdröhre anbrannte, angetan mit ihrem schönen Federhute, in dem sie selbst aussah wie eine „Gnädige“, stolzen Schrittes diese schnöde Stätte.

* * *

Christl erblickte das Licht der Welt in jenem gewissen großen, düsteren Gebäude, wohin in ihrer schweren Stunde alle Mütter flüchten, die kein eigenes Heim und auch nicht die nötigen Mittel besitzen, sich wenigstens den Schein eines solchen vorübergehend zu erkaufen.

Niemand sehnte sich nach der Ankunft des jungen Weltbürgers, niemand freute sich darauf. Im Gegenteil: Wenn ein bloßer Wunsch ein werdendes Lebewesen hätte aus der Welt schaffen, sein Dasein in aller Stille austilgen können, so hätte es überhaupt keinen Christl gegeben,

und das für ihn recht zweifelhafte Vergnügen, geboren zu werden, wäre ihm für immer erspart geblieben. Vielleicht war es eine beschämende Vorahnung dieser seiner Entbehrlichkeit, die ihn veranlaßte, sogleich bei seinem Eintritt in die Welt sich nach besten Kräften darin nützlich zu machen. Er hielt nämlich seinen Einzug ins irdische Jammertal unter so seltenen und erschwerenden Umständen, daß eine ganze Anzahl bebrillter Herren sich versammelt hatte, um von ihm zu lernen. Und als er nun endlich zum Vorschein kam, da sah sich der älteste dieser Herren, der ein Professor war, veranlaßt, ihn mit einer besonderen Ansprache zu begrüßen und seinem Auditorium vorzustellen, gewissermaßen unter lobender Anerkennung seiner schon in so zartem Alter um die Wissenschaft erworbenen Verdienste.

„Hier haben Sie endlich," sagte er ungefähr, „das Kind, dessen geringer Lebenskraft in Zusammenhang mit den vorerwähnten Komplikationen wir diesen äußerst instruktiven schönen Fall verdanken. Sie sehen, ich habe mich nicht getäuscht, — ich sagte Ihnen vorher, daß es nicht atmen wird, und ich lege Wert darauf, festzustellen, daß dies wirklich nicht der Fall ist. Meine vorhin ausgesprochene Hypothese findet hierdurch eine nicht gering anzuschlagende Unterstützung. Ich bin überzeugt, daß auch die üblichen Belebungsversuche, die wir unserer bewährten Schulhebamme überlassen wollen, ohne jedes Resultat bleiben werden."

Christl aber schien es sich in den Kopf gesetzt zu haben, interessante Fälle zu schaffen. Aller Voraussicht zum Trotz widerstand er den unsanften Liebkosungen nicht, mit denen die wuchtige Hand der „Madam" seinen schmalen roten Rücken bearbeitete. Vielmehr ließ er sich nach einer kurzen Weile zu ein paar kleinen Atemzügen herbei, dann zu einigen etwas ausgiebigeren, und schließlich begann er tatsächlich zu atmen, anfangs freilich nur unregelmäßig und mit gelegentlichen Unterbrechungen, allmählich aber ganz ordnungsgemäß, wie es sich für ein hoffnungsvolles Säugetierchen schickt.

Kaum spürte er genügend Luft in seinen winzigen Blasebälgen, so trieb ihn auch schon der menschliche Ehrgeiz, hinter seinen Altersgenossen nicht zurückzustehen und sein Dasein auf dieselbe Art zu beweisen wie sie. Mutig setzte er an und machte einen ersten Versuch zu greinen. Und siehe, es gelang, gelang mit jedem neuen Versuche besser, so daß bald kein Zweifel mehr sein konnte: Christl schrie, vielleicht mit einem kläglicheren und fadenscheinigeren Stimmchen, als nötig gewesen wäre — aber er schrie.

Die Mutter in ihrem Bette, obgleich fast sterbend und in ihrer Schwäche kaum imstande, die Lippen zu bewegen, seufzte leise auf, mit geschlossenen Lidern, und flüsterte enttäuscht: „Lebt er wirklich?"

Und der Professor, der inzwischen am entgegengesetzten Ende des Saales mit seinen Hörern um ein anderes Krankenbett beschäftigt war, richtete sich auf und blickte erstaunt herüber, daß die Brillengläser gleichsam drohend blitzten und funkelten. Er schüttelte fast wie ungehalten den Kopf und schien ebenso wie die Mutter zu fragen: „Lebt er denn wirklich?“

Ja, er lebte, und da er schrie, mußte die ganze Welt daran glauben. Er lebte und unterschied sich nicht sonderlich von anderen Altersgenossen; höchstens, daß er vielleicht ein bißchen schwer von Begriffen war. Denn die Kunst des Weinens, die man sonst eigentlich als selbstverständlich voraussetzt, hatte er erst erlernen müssen.

Das Lachen aber sollte er niemals lernen.

* * *

Für eine Dienstmagd mit 14 Gulden Monatslohn ist es keine Kleinigkeit, 7 Gulden monatlich an Kostgeld für ihr Kind zu entrichten. Aber Mutter bleibt Mutter, und was sollte sie schließlich tun? Der Vater zeigte sich andauernd als „Haderlump“ und wollte nichts zahlen. Er weigerte sich zwar nicht geradezu, hielt sich aber feige im Hintergrund — der Dienst nahm ihn angeblich so sehr in Anspruch. Früher, als es galt, sie „herumzukriegen“, da hatte er freilich mehr freie Zeit gehabt. Jetzt ließ er sich nur schwer finden, und wenn sie seiner einmal habhaft wurde, gebrauchte er faule Ausflüchte.

Nach Resis Ansichten wäre es das Vernünftigste gewesen, hätte „unser Herrgott den Christl zu sich genommen“. Da er aber hierzu ebensowenig geneigt schien wie der Gendarm zu einer Beitragsleistung, so sollten die Leute sehen, daß eine „Perfekte“ auch noch allein etwas vermag. Darum sollte der Christl nicht nur einen Kostplatz, er sollte sogar einen „besseren“ Kostplatz haben.

Ein „besserer“ Kostplatz, wie ihn die Mutter sich vorstellte, mußte vor allem in der Stadt sein, denn auf dem Lande verbauert man, und für den Bauerndienst war Christl doch zu gut. Es sollte etwas „Besseres“ aus ihm werden, etwa ein Hausbesorger, oder ein „Greisler“, oder vielleicht gar ein Amtsdiener. Ein pensionsfähiger Amtsdiener! Mit einem Worte etwas „Besseres“. Darum mußte er natürlich gleich von vorneherein bei „besseren“ Leuten untergebracht werden, damit er auch eine Bildung lernte.

Der Dr. Schaffer, bei dem die Resi jetzt bedienstet war, wollte dies durchaus nicht verstehen. Er redete ihr zu, den Kleinen aufs Land zu geben, auf das Bauerngütl ihres Vaters. Dort ißt so ein Kind mit, ohne daß man's merkt, hat gute Luft und seine gesunde Kost. Und ein Bauer werden ist doch hundertmal gescheiter als ein Hausmeister!

Ja, so ein Herr hatte gut reden; was wußte der vom Bauerndienst und von der Bauernkost? Satt zu essen haben sie schon auf dem Lande, das ist wahr — aber was! Fast das ganze Jahr kein Fleisch, nichts als Brod, Gemüse und Milch. Und von solcher Nahrung sollte ein Kind groß und stark werden? Nein, da zahlte sie lieber die Hälfte ihres Lohnes für einen Kostplatz bei Leuten, die sich selbst etwas vergönnten und das Kind gutherzig mitessen und mittrinken ließen, was es bei ihnen gab: Fleisch, Kaffee und Bier, an Sonntagen sogar einen Wein.

Und dann blieb noch eines zu bedenken. Es war doch das gute Recht jeder „Perfekten“, wenn sie Ausgang hatte, ihr Kind zu besuchen. Auch darum mußte Christl ein Städter werden.

Seine Zieheltern waren Hausmeistersleute und wohnten eine Treppe tief auf einen engen Hof hinaus, der durch hohe Feuermauern gegen die Sonne geschützt war. Durch die knapp über dem Erdboden gelegene Fensterluke drang freilich nicht viel Luft in das kellerartige Wohnzimmer, das zugleich als Küche diente. Aber das ist gesund für ein Kind; die Luft ist ohnedies im Winter zu kalt, im Sommer zu heiß, im Frühjahr und Herbst „giftig“. Die Hauptsache blieb doch die Kost. Und wie gut hatte es Christl da! Die braven Leute schauten auf seine Ernährung, als ob er ihr eigenes Kind gewesen wäre. Seine Ziehmutter stopfte in ihn hinein, was möglich war. Jeder Ton des Unbehagens wurde für ein Anzeichen von Hunger genommen. Und am Feierabend, wenn der Ziehvater bei seinem Biere saß, versäumte er selten, dem Kinde etwas davon einzuflößen. „Damit er recht stark wird,“ sagte er in seiner gutmütigen Art.

Der kleine Christl sah aber vorderhand nicht danach aus, als sollte jemals ein Kraftmaier aus ihm werden. Mit sechs Monaten steckte er noch ebenso schmächtig und verhutzelt in seinem Kissen wie am ersten Tage. Und als er ein Jahr alt geworden war, konnte er noch kaum aufrecht sitzen, geschweige auf seinen dünnen Beinchen stehen.

Die Baronin, die im ersten Stock wohnte und sich in alles mischte, was sie nichts anging, sagte: „Was macht Ihr denn mit dem Kinde, gute Frau, daß es sich nicht erholen kann? Wird es denn ordentlich genährt?“

„O, der kriegt g'nug z' essen,“ erwiderte die Ziehmutter etwas gekränkt. „Wir vergunnen ihm alles, was wir selber haben: Knödel und Salat, Fleisch, Bier, Kaffee . . .“

Die Baronin bemerkte, daß für dieses Alter Milch die angemessenere Nahrung sein möchte. Aber die gute Frau fiel ihr ins Wort: „Ja, seh'n S', Frau Baronin, es sind nicht alle Kinder gleich. Der Christl, der ist gar ein g'scheiter Bub', der weiß schon, was gut ist.

Wurst und Speckgrammeln sind ihm das Allerliebste. Aber g'rad Milli mag er halt keine."

Daß Christl keine „Milli" mochte, erfüllte seine Mutter mit Stolz. Milch war das einzige, was zu Hause in der Bauernwirtschaft stets im Überfluß vorhanden war; folglich schätzte sie es gering von Kindesbeinen auf. Sie stimmte mit der Hausmeisterin überein: der Christl war viel zu gescheit, um Milch zu trinken; der wußte, was gut ist.

Blaß und mager freilich sah das Kind dabei aus und schrie oft wie am Spieß, ohne daß man gewußt hätte, warum? Das war einmal bei Kindern nicht anders. Vielleicht bekam er schon Zähne! Oder sollte er noch immer Hunger haben? Resi gewöhnte sich, an Sonntagen, wenn sie ihn besuchen kam, ihm etwas mitzubringen, ein Stück kalten Braten oder eine Schokoladetorte, oder was sonst vom Herrschaftstisch abfiel. Und wenn sie um Monatsanfang das Kostgeld brachte, legte sie manchmal noch einen Gulden extra darauf, den sie bei besonderen Anlässen erhalten hatte, als Trinkgeld zu Neujahr, oder von Tischgästen des Hauses.

„Damit der Christl manchmal ein warmes Nachtmahl haben kann — vielleicht ein Goulasch oder ein Beuschel."

Die Hausmeistersleute machten einige Umstände: „Aber was glauben S' denn, wir lassen ihm so nichts abgehen."

Schließlich nahmen sie das Geld doch gerne: „Na ja, wenn S' glauben — besser ist besser, Essen und Trinken halt Leib und Seel' zusammen."

*
* *

Die Baronin aus dem ersten Stocke ließ es sich nicht ausreden, daß das blasse, schwächliche Geschöpf, das unten im Keller vegetierte, seiner widersinnigen Ernährungsweise zum Opfer fallen müsse. Aber Christl war nun einmal der Mann der Unwahrscheinlichkeiten. Auch hatte er auf dem Gebiet der „schönen Fälle" schon genug geleistet und fühlte sich vorderhand nicht verpflichtet, die Aufmerksamkeit lernbegieriger Äskulape neuerdings auf sich zu lenken. Er hielt also den Kopf hoch und mauste sich immer wieder heraus, so oft er auch am Verlöschen war. Freilich demonstrierte er auch hierdurch eine bemerkenswerte Tatsache, nämlich daß die menschliche Seele mit dem Leibe zäher verwachsen ist, als man gemeiniglich annimmt, und daß es manchmal recht schwer fällt, sie auszutreiben.

Als Christl endlich auf die Beine gekommen war, begann er sich im Hause nützlich zu machen. Der Ziehmutter half er das Grünzeug putzen und das Kochgeschirr säubern. Wenn sie die Stiege rieb, schleppte er Schaff und Zuber, wenn sie in der Waschküche hantierte, überwachte

er die Feuerung und schleifte Kohlen herzu. Gab es nichts Dringenderes zu tun, so beschäftigte er sich damit, im Hofe die Katzen zu scheuchen, welche die Sperlingsnester beschleichen wollten.

Im Sommer mußte der Gehsteig vor dem Hause besprengt werden, bevor er vom Staube gereinigt wurde. Christl trug die gefüllte Gießkanne, die beinahe so groß war wie er selbst, vom Brunnen auf die Straße. Sie war ungeheuer schwer im Verhältnis zu seinen Kräften. Er brachte sie immer nur ruckweise ein paar Schritte weit vorwärts, dann mußte er wieder Atem schöpfen und rasten. Aber mit unendlicher Geduld und Beharrlichkeit zog und schob er so lange daran, bis er sie an Ort und Stelle hatte. Es gewährte ihm eine gewisse innere Befriedigung, sich zu rackern. Ganz als empfände er seine Überflüssigkeit auf dieser Welt und fühlte das Bedürfnis, sein Vorhandensein durch Arbeit zu rechtfertigen.

Lachen und springen, wie andere Kinder es treiben, lag nicht in seiner Natur. Alles strebte nach einem Zweck, schien wie eine ernste Pflichterfüllung. Ein Zug von Resignation beherrschte sein Wesen. Freudlos war er wie ein Alter und anscheinend gleichgültig gegen alles. Aus sich heraus ging er fast nie. Nur wenn seine „Muatta" nach ihrem alle vierzehn Tage erneuten Besuch wieder Abschied von ihm nahm, da kam es vor, daß mit einemmale seine ganze Art sich veränderte. Da konnte es geschehen, daß er sie plötzlich überfiel und stürmisch umhalste; daß er sich an sie klammerte, sie nicht fortlassen wollte, oder inständig bat, ihn mitzunehmen. Bei solchen Gelegenheiten konnte man sehen, daß in dem kleinen, lichtlosen Arbeitstierchen mit den alten, faltigen Gesichtszügen doch kindliche Gefühle und Leidenschaften lebten.

Einigemale, als sie ihm Gutenacht sagte und ihn küßte, brach er sogar in bittere Tränen aus.

„Muatta, warum därf i' denn net bei der Muatta bleiben?"

Die „Perfekte" wurde beinahe gerührt.

„Weißt Christl, mir hamm halt kein' Vattern. Dein Vatter is ein ... Na, laß gut sein, wenn i' einmal ein' Terno g'winn, nacher ziehn wir uns z'samm, gell?"

Frau Pölzl nahm es sehr krumm, daß Christl solche Szenen machte. Bekam er vielleicht nicht genug zu essen? Die Resi mußte ja auf den Gedanken kommen, als ob sie ihm etwas abgehen ließen. Und sie zahlen doch eher drauf aufs Kostgeld. Keine Spur, daß sie was davon einsteckten. Sie behandelte Christl, als hätte er sie „verzunden".

„Rein als ob da eine Höll' wär'! Bin i' net zu ihm wie die leibliche Muatta? Undankbarer Bankert! Wenn S' wollen, können S' ihn mitnehmen, mir stehn net an auf die sieben Gulden!"

Die Resi mußte begütigen.

„Er mant's net so, er is halt a dalketer Bua. Hör jetzt auf mit deiner Heulerei, raunzeter Fratz!“

Im Winter, als der erste Schnee gefallen war, trug Christl dem Ziehvater die nötigen Geräte auf die Straße, den Gehsteig zu säubern. Dazu ein schweres Kistchen mit Sand, Kohlenmüll und Sägespänen; denn nach Beseitigung der Schneekruste mußten die Pflastersteine bestreut werden, wegen des Glatteises. Die Baronin aus dem ersten Stock, die beobachtete, mit welchem Ernst und Eifer das blasse Männchen mit den dünnen O-Beinen dem Hausmeister an die Hand ging, schenkte ihm zum Heiligen Abend alle Geräte in verkleinerter Ausgabe, Hacke, Reisigbesen und dergleichen und auch eine nette kleine Schiebkarre dazu. Die gute Dame hatte gedacht, ihm Spielzeug zu schenken; aber sie hatte ihm Arbeitswerkzeuge geschenkt. Denn jedes Ding gewinnt seine Bedeutung, die es für seinen Eigentümer hat, erst durch den Gebrauch, den er davon macht. Und Christl ging mit seinen Geräten sogleich an die Arbeit. Es fielen in dieser Christnacht ungeheuere Massen Schnee vom Himmel, immerzu, immerzu. Christl mochte scharren und kehren, so viel er wollte, jedesmal mußte er, sobald er ans Ende gelangt war, wieder von vorne anfangen. Aber er ließ es sich nicht verdrießen, so sehr er auch fror in seiner durchnäßten Hausjacke. Er dachte gar nicht daran, in der warmen Stube unterzuschlupfen, und fand es ganz in der Ordnung, daß die Pflegeeltern sich willig entlasten ließen und in Festkleidern in die Mette zogen. Für ihn hatte, da er sich im Besitz der Geräte wußte, die Pflicht begonnen, sie zu gebrauchen und sich damit nützlich zu machen.

Einmal, an einem reinen, kalten Wintermorgen, als Christl wieder mit seinem Nährvater auf dem Bürgersteige arbeitete, sah er am Nachbarhause eine glänzende Kutsche vorfahren und anhalten. Der Wagen war schwarz lackiert, die Speichen der Räder leuchteten kirschrot, das Geschirr der glattgestriegelten Rappen blitzte, so blank war es gescheuert, und auf dem Bock saß ein feiner Kutscher mit Zylinder und Pelzkragen. Ein vornehm aussehender Herr stieg aus der Kutsche, warf den Wagenschlag zu und verschwand im Hausflur.

Der Hausmeister hatte ehrerbietig seine Kappe gelüftet, während Christl mit offenem Mund zur Seite stand.

„Herr Pölzl,“ sagte er schüchtern; „Herr Pölzl? . . .“

„Na, was willst denn?“

„Der hat aber eine schöne Eklipasch!“

„Ja, das ist der Herr von Wolf, der neuli' ein'zogen is. Du, der is dir reich!“

„Hat er mehr als — tausend Gulden?“

„Ui je! Hunderttausend!“

„Hat er ein' Terno g'macht?“

„Nein, es heißt, er hat si' aufig'arbeit'. Jetzt wohnt er im ersten Stock mit seiner alten Muatta, die soll eine ganz arme Person g'west sein. Aber der Bua, das heißt der Herr von Wolf, wie er ein Bua war, der war immer der Erste in der Schul, und nachher is er halt Baumeister worden und hat's auch richti' zu was 'bracht."

Christl schwieg und überlegte. „Kann's jeder zu was bringen, wenn er viel lernen tut?" fragte er endlich.

„Freili'! Kannst 's auch einmal zu was bringen, wennst fleißig lernen tust."

Herr Pölzl sagte dies im Scherz, mehr obenhin, ohne viel dabei zu denken. Er nahm seinen Pfeifenkopf vom Rohre, ließ das Wasser heraustränfeln und steckte ihn wieder an. Dann setzte er gemächlich seine Arbeit fort.

In Christls Seele aber war ein Samenkorn gefallen.

* * *

Die Baronin aus dem ersten Stock hatte Christl einen Schulranzen geschenkt und einiges Geld für Bücher und Hefte. Er war überglücklich, daß er nun zur Schule gehen durfte, und wachte jeden Morgen vor fünf Uhr auf, aus Angst, zu spät zu kommen. Jede Viertelstunde, die er sich von seinen häuslichen Geschäften absparen konnte, benutzte er für seine Aufgaben, und abends mußte man ihn regelmäßig zwingen, zu Bette zu gehn, er fand immer noch einen Buchstaben, den er nicht genügend geübt, ein Wort, das er nicht oft genug in sein Heft gemalt hatte.

Das Lernen wurde ihm furchtbar sauer. Die einfachsten Dinge, die seine Kameraden sofort begriffen, wollten ihm durchaus nicht in den Kopf. Aber an Fleiß und Eifer übertraf er alle. Trotzdem wurde der Lehrer oft ungeduldig mit ihm.

„Du hast ja guten Willen, Christl, bist ein braver Bursch; aber halt rein mit Brettern verschlagen! Was ist denn dein Vater?"

„I' weiß net, Herr Lehrer."

Die ganze Klasse lachte. Der Lehrer bereute seine Frage. Er hätte sich doch erinnern sollen ...

„Na," sagte er gutmütig, „ist der Vater wahrscheinlich schon gestorben ... Ein Professor wird er kaum gewesen sein."

Zu Hause saß Christl oft in einem dunklen Winkel und weinte. Er wollte so gerne recht viel lernen, es sollte etwas Rechtes aus ihm werden. Dann brauchte seine Mutter nicht mehr bei anderen Leuten in Dienst gehen. Dann würde er ihr ein eigenes Zimmer nehmen und bei ihr wohnen. Sie würden immer beisammen sein, und sie würde ihn lieben und herzen, wie sie manchmal konnte, wenn sie wollte. Daß sie

es jetzt so selten tat, vermißte er wie ein Dürstender einen Trunk Wasser. Aber er machte sich's eigentlich nicht klar. Es war nur eine stumpfe, unausgesprochene Sehnsucht nach Liebe in ihm. Und dabei ein beklemmendes Gefühl, als ob er doch nichts Gutes verdiene. Er war ihr zu Last, er kostet ihr beständig Geld, er spürte es aus mancher ihrer Reden, daß er ihr zur Last war. Und wenn er auch keine Worte dafür hatte und keine rechten Begriffe von all diesen Dingen — es drückte ihn doch aufs kleine Herz. Es lebte so ein leises, dunkles Bewußtsein in ihm, als ob er eigentlich kein Recht hätte da zu sein. Einer, der nicht einmal einen „Vattern“ besaß... Und dessen Mutter bei fremden Leuten dienen mußte, um das Kostgeld aufzubringen, das beinahe unerschwinglich war — sie gab es ihm jedesmal gewissermaßen vorwurfsvoll zu verstehen, so oft sie es erlegte.

Nur lernen, etwas werden, etwas verdienen — das schwebte ihm als einziges großes Ziel vor Augen. Und nun ging es so spießig, nun war er so begriffstützig und dumm! Das machte ihn oft ganz elend. Sein kindliches Liebesbedürfnis hatte einen maßlosen Ehrgeiz in dem kleinen verkümmerten Körper geweckt. Er wollte alle Kameraden in Schatten stellen durch seine Leistungen. Wollte der Erste sein unter ihnen, daß er es vor allen anderen zu etwas brächte. Und nun ließen die Fähigkeiten den Willen in Stich. Er fühlte es auf Schritt und Tritt, daß er hinter den andern zurückblieb, daß er der Ungeschickteste war von allen. Er war mit Freuden bereit, sich zu plagen, zu rackern, zu schinden, wenn es nur auch was nützt? Einstweilen merkte man nicht viel davon.

Auch im Sommer, als es Ferien gab, gönnte er sich keine Erholung. Er mußte immer nachholen, Lücken ausfüllen, die ungeschickte, widerstrebende Hand geschmeidiger machen, den unendlichen Kampf mit den Tintenpatzen führen, mit den Federn, die sich spießten und einen Streukegel schwarzer Tupfen über das Papier warfen oder schmierende Fasern nachzogen.

Oftmals des Nachts lag er in Sorgen wach und machte sich seine Gedanken. Wie, wenn alles nichts nützte und ewig nichts aus ihm würde? Endlich eingeschlummert, träumte er dann nicht selten von Fehlern, die er begangen, von Strafen, die er dafür eingeheimst hatte. Des Morgens erwachte er dann mit demselben sorgenvollen Gesichtchen, mit dem er zu Bette gegangen war. Aber pflichtschuldig betete er Tag für Tag sein Morgengebet, das der Katechet ihm eingelernt hatte:

„Wie fröhlich bin ich aufgewacht,
Wie hab' ich geschlafen so sanft die Nacht,
Hab Dank im Himmel, du Vater mein,
Daß du hast wollen bei mir sein...“

Während des folgenden Schuljahres war ein Ereignis eingetreten, das ihm einen ungeheuren Eindruck machte. Der Lehrer hatte ihn einmal beiseite genommen und ihm wohlwollend auf die Schulter geklopft. Er möge die Kurage nicht verlieren, durch Eifer und Ausdauer lasse sich vieles wettmachen. Er wolle ein Auge zudrücken und ihn aufsteigen lassen.

„Aber nur so fortfahren, nicht locker lassen!“

Nein, von Lockerlassen war keine Rede. Christl wollte ganz sicher „so fortfahren“, aber nun trat allmählich die Rechtschreibung hinzu, und im Rechnen drohte das Bestimmen des Stellenwertes. Waren das Probleme! Wie sollte er sich dies alles merken? Er verzehrte sich förmlich in Lerneifer, verlor alle Eßlust und blieb völlig stecken in seiner ohnedies unzulänglichen körperlichen Entwicklung.

„So ein Krispinderl!“ sagte seine Gönnerin, die Baronin. „Er soll doch eine Klasse repetieren, was liegt denn daran?“

Ihn traf es wie eine bange Drohung. Repetieren! Da würde er um ein volles Jahr später sein Ziel erreichen.

„Geh, Christl,“ sagte der gutmütige Pölzl, „plag' dich net so. Du hast halt kein' Kopf zum Lernen. Das macht ja nix. Ich bin auch immer mehr fürs Praktische g'west, und es is doch was 'worden aus mir.“

Er ahnte nichts von den ehrgeizigen Plänen Christls, oder unterschätzte seine hochfliegenden Absichten. Auch hätte ja Christl selbst kaum ausreichende Auskunft erteilen können, wäre er geradezu gefragt worden, was er sich eigentlich vorstellte. Es war alles dunkel in ihm, triebartig. Er hing an seiner Mutter mit einer halb unbewußten heißen Liebe, die er durch kein Wort sich selbst oder andern auszudrücken vermocht hätte, nur durch schüchternes Anschmiegen, durch heftiges Umarmen, wenn sie gut zu ihm war, und durch bittere Tränen, die er jetzt ängstlich geheim hielt, wenn sie ihn wieder verlassen hatte. Und da war nun so ein verschwommener Vorstellungs- und Hoffnungsknäul hinzugekommen, den keine Vernunft entwirren konnte. Aber es waren lockende Schönheiten darein gewickelt: Ein freundliches Beisammensein in Liebe und Licht, ein gutes Los, der alternden Mutter durch den herangewachsenen Sohn bereitet . . .

Und dieses dämmernde Feenreich, dieser halbe Traum des sehnsüchtigen Kindergemüts, diese Fata Morgana einer möglichen Zukunft, die in seiner Einbildungskraft webte, stand immer in einer gewissen unklaren, aber doch unlöslichen Verbindung mit dem im Nachbarhause wohnenden Baumeister Wolf.

Er hatte ihn öfters wiedergesehen seit jenem Tage und beobachtete ihn jetzt mit großen, sehnsüchtigen Augen. Einmal, als er aus der Schule

nach Hause ging, sah er auch die alte Dame aus dem Tore treten, am Arm des Baumeisters. Herr Wolf führte sie gewissermaßen behutsam, wie etwas Heikles, wie etwas Zerbrechliches und sehr Wertvolles, und geleitete sie an den Wagen, der bereit stand, half ihr hinein und hüllte sie liebevoll in weiche, warme Decken. Das war also die Mutter, von der es hieß, daß sie einst arm gewesen, und daß sie jetzt behaglich und sorglos bei ihrem reichen Sohn lebe! Wie fein und vornehm sie aussah! Die Begegnung machte auf Christl einen tiefen Eindruck. Es war für ihn ein Erlebnis.

Ganz verstört kam er heim, da fiel ihm ein, daß er für Nachmittag eine Strafaufgabe zu liefern habe. Sogleich setzte er sich hinter seine Schreiberei und fing entmutigt an zu rechnen. Aber es wollte durchaus nicht stimmen, und Frau Pölzl erleichterte ihm nicht eben die Arbeit. Sie klapperte an ihrem Herd, mehr als nötig gewesen wäre, und plötzlich herrschte sie ihn an:

„Hast denn schon wieder Aufgaben? Deck jetzt einmal den Tisch auf!“

Sie war überhaupt keine Freundin der Gelehrsamkeit und ärgerte sich insbesondere, daß Christl, welchen sie früher wie eine Magd verwendet hatte, diesem Dienste immer mehr durch Pflichten entzogen wurde, die sie doch als dringlichere anerkennen mußte.

„Eine Rechnung muß ich machen, als Strafaufgab',“ sagte Christl ehrlich.

„So? Eine Straff! Hast wieder net aufgepaßt! Oder hast g'schwätzt?“

„I' hab's halt net verstanden,“ sagte Christl kläglich.

Frau Pölzl war nun einmal gereizt. Sie lachte höhnisch auf und sagte zu ihrem Mann: „Den Buben haben s' ganz verdraht. Mir kommt vor, je mehr er lernt, je dümmer wird er!“

Der Ziehvater bemerkte, wie der Knabe zusammenzuckte, er fühlte, wie das rasche Wort seinem Ehrgeiz wehe tat. Gutmütig stand er auf und strich dem armseligen kleinen Menschen über das glattgeschorene Haupt.

„Laß gut sein, Christl, ein Gelehrter brauchst net werden, wennst nur ein braver Kerl bleibst.“

Christl beugte sich tief über seine Arbeit, und seine Tränen tropften auf das Papier herab.

* * *

Eines Abends, als die Pölzls sich eben zum Abendbrot hinsetzen wollten, erklärte Christl, er könne nichts zu sich nehmen, es sei ihm übel. Seine Wangen glühten, während ein eisiger Fieberschauer seinen schmächtigen Körper schüttelte.

Die Schule war an eben diesem Tage wegen einer ausgebrochenen Scharlachepidemie in behördlichem Auftrag geschlossen worden. Schwer zu erraten war es also nicht, was dem Christl fehlte.

Kaum war er zu Bett gebracht, so begann er auch schon zu delirieren. Er rief und weinte nach seiner „Muatta“ und hatte es beständig mit einem Brief zu tun, den er an sie geschrieben haben wollte. Man beruhigte ihn mit der Vorspiegelung, Pölzl habe den Brief bereits zugestellt. Dann glaubte er wieder in der Schule zu sein und bekam eine Strafaufgabe nach der anderen, so sehr er den Lehrer um Nachsicht bat, so eifrig er auch beteuerte, seine Lektion fleißig gelernt zu haben. Schließlich verfiel er in einen unruhigen Schlummer, und auch die Zieheltern glaubten, sich zur Ruhe legen zu können. Aber es dauerte nicht lange, so fuhr Christl wieder empor. Sie beschlossen, die Nacht über abwechselnd an seinem Bette zu wachen. Er phantasierte jetzt fortwährend, nur mit kurzen Unterbrechungen, und hatte es beständig mit Herrn Wolf zu tun und mit einem Wagen, in den die „Muatta“ einsteigen sollte.

In aller Frühe eilte Pölzl ins Spital, um zu bitten, daß man das kranke Kind abhole. Auf dem Rückweg begab er sich in das Haus, wo Resi bedienstet war, und berichtete ihr von der Erkrankung Christls.

Sie nahm die Nachricht ziemlich gelassen hin. Ohnedies war sie längst eine Halbgebrochene. Keine Stürmerin mehr, aber auch keine „Perle“. Unaufmerksam und lässig im Dienst, von mürrischer Passivität und froh, wenn sie auf einem halbwegs erträglichen Platz in Ruhe bleiben konnte. Die Sorge, die Freudlosigkeit hatten ihr Temperament aufgezehrt. Eine stumpfe Gleichgültigkeit war zurückgeblieben.

Also der Christl war krank! Und schon im Spital!

„Wär' eh' am besten, wenn ihn unser Herrgott glei' zu sich nehmet ... Na ja, was kann ma' machen? I' wer'n halt besuchen ... Gehn S' nur wieder, Herr Pölzl, daß Ihnen unser Herr net sieht, er hat immer glei' so eine Angst für unsere Kinder, wegen der Ansteckung, wissen S'.“

Gegen die Ansteckungsgefahr war übrigens schon gesorgt. Der Desinfektionswagen stand bereits vor dem Hause, als Pölzl heimkehrte. Und als Resi nächsten Sonntag ihren Christl im Spital besuchen wollte, erfuhr sie, daß er sich auf der Infektionsabteilung befinde, deren Besuch den Angehörigen der Kranken verwehrt sei. Sie mußte sich also nicht nur für dieses, sondern auch für die nächsten Male damit begnügen, beim Torwart Erkundigungen einzuziehen, der die Freundlichkeit hatte, die Anfrage telephonisch weiterzugeben.

Die Antwort lautet fürs erste nicht eben günstig, aber auch nicht geradezu beunruhigend. Vierzehn Tage später klang sie schon zweifelhafter. Die Konstitution des Kleinen sei eben sehr untergraben gewesen, sonst hätte sich schon etwas machen lassen. Jedenfalls dürfe er längere Zeit keine Schule besuchen, wenn er wieder herauskäme. Nach weiteren

vierzehn Tagen hieß es, es sei keine Hoffnung mehr. Als Resi das nächste Mal vorsprach, war sie darauf gefaßt zu hören, daß Christl im Sterben liege. Es wurde ihr aber gesagt, er habe sich wieder erholt, vielleicht, daß seine zähe Natur ihn herausreiße. Der Scharlach sei nun ganz vorüber, nur eine gefährliche Nachkrankheit habe sich eingestellt: das nächste Mal könne sie ihn besuchen, er werde in einigen Tagen aus der Infektions- in die chirurgische Abteilung übertragen werden.

Sie erbat sich an einem der nächsten Tage von ihrer Herrschaft eine freie Stunde, machte im Vorbeigehen in einer Spielwarenhandlung einen kleinen Einkauf und begab sich bangen Herzens ins Spital. Als sie den weißgetünchten Saal betrat, erhob sich eine barmherzige Schwester von der Seite eines Krankenbettes und ging ihr mit fragendem Blick entgegen. Resi nannte den Namen, die Schwester wies sie mit stummer Geberde nach einer seitlichen Fortsetzung des Saales, wo etwas abseits von den übrigen zwei kleine Betten standen.

„Sie sind abgesondert," bemerkte sie leise, „weil sie von drüben kommen."

„Kann ich ihn sehen?" fragte die Mutter.

„Er schläft jetzt, und ich möchte ihn nicht gerne wecken; er kann ohnedies so wenig Schlaf finden."

„Auch nicht in der Nacht?"

„Gerade des Nachts kommen die ärgsten Schmerzen. Da wälzt er sich oft stundenlang von einer Seite auf die andere. Erst heute früh bat er mich, ihn ein anderes Morgengebet zu lehren."

„Warum denn das?"

„Das seinige, das was er immer gebetet hatte, passe nicht mehr auf ihn, sagte er."

„Was ist denn das für ein Gebet, das nicht mehr auf ihn paßt?" fragte die Mutter.

„Kennen Sie es nicht? Es beginnt mit den Worten:

Wie fröhlich bin ich aufgewacht,
Wie hab' ich geschlafen so sanft die Nacht ..."

Resi weinte. Inzwischen begann etwas sich zu rühren in der Ecke, wo die beiden kleinen Betten standen. Die Krankenschwester entfernte sich auf leisen Sohlen, um nachzusehen. Gleich darauf winkte sie der wartenden Frau, sie möge näher treten.

„Sie können ihn sehen," flüsterte sie. „Er ist aufgewacht."

Die Mutter erblickte zwei Gerippiein mit matten, traurigen Augen und erschreckend wächsernen Wangen. Sie zweifelte, daß eines davon ihr Christl sein sollte, und wußte jedenfalls nicht welches. Schon wendete sie sich an die Schwester, in der Meinung, diese habe den Namen falsch

verstanden, und wollte ihr ihn wiederholen, da ertönte aus einem der Bette ein schwaches: „Muatta!"

Sie schrak förmlich zusammen, daß Gerippleín auch reden sollten können, im nächsten Augenblicke aber lag sie schon an der Seite des Bettes auf den Knien und hielt ihr Kind in den Armen, seine fahlen Wangen mit Küssen und Tränen bedeckend. Es war, als wollte sie in dieser einzigen Minute alles wieder einbringen und gut machen, was das Leben, was widrige Verhältnisse, was der Vater, was sie selbst verabsäumt und gesündigt hatten an diesem liebedurstigen kleinen Kinderherzen.

Die barmherzige Schwester, die zur Seite stand, berührte sie leise an der Schulter und bedeutete ihr mit wenigen geflüsterten Worten, daß sie sich fassen und an sich halten möge, im Interesse des Kindes und der übrigen Kranken. Sie erhob sich, ihre Tränen trocknend, und reichte Christl das Spielzeug, das sie ihm mitgebracht hatte. Es war ein „Werkl", eine kleine runde Dose, die, wenn man drehte, eine niedliche Melodie orgelte. Die Töne perlten hervor, gleich fallenden Tropfen, es klang fein und gemessen wie ein winziges Glockenspiel.

„Geh', spiel was, Christl," ermunterte die Krankenschwester.

Er drehte ein paarmal die Kurbel, ließ aber bald wieder davon ab. Die Töne, so zart sie waren, schienen ihm weh zu tun. Ein kleiner Seufzer hob seine eingefallene Brust. Er blickte traurig und teilnahmslos vor sich hin, die kleine Drehorgel gleichsam pflichtschuldig in den abgemagerten Händen haltend.

„Freut di' die Musi' net, Christl?" fragte die Mutter sanft. „Willst vielleicht was anderes? Soll i' dir was anders bringen, Christl?"

„Bitschen, Muatta?"

„Was willst denn, Christl, sag' was d' willst! Was soll dir denn die Muatta bringen?"

„Bittschen, mei' Rechenbuch?"

„Aber geh', Tschapperl, wirst do' net lerna wollen?"

Er sah ihr traurig in die Augen, als hätte er sie nicht verstanden.

„Bittschen, Muatta, mei' Rechenbuach?" wiederholte er.

Sie konnte der Bitte nicht widerstehen. „Ja freili', Christl, wennst willst, bring' i' dir's schon. Soll i' 's gleich holen geh'n?"

Er nickte stumm.

Sie dachte an nichts anderes mehr, als daß sie ihm einen Wunsch erfüllen konnte. Und da er nun einmal sein Rechenbuch verlangte ... es war ja das einzige, was sie noch für ihn zu tun vermochte ...

„Wart' nur ein bissel, Christl, glei' bin i' wieder da, i' bring' dir's g'schwind!"

Sie gab ihm noch einen Kuß und eilte fort. Mit fliegendem Atem jagte sie durch die Straßen, um nur ja rechtzeitig wieder zurück zu sein, bevor die Stunde zu Ende ging, während welcher Besuche der Angehörigen im Spital gestattet waren. Sie traf Frau Pölzl zu Hause, suchte und fand das gewünschte Buch und kehrte zurück, mehr laufend als gehend. Es fehlten fünf Minuten auf drei Uhr. Man ließ sie noch ein.

An der Tür des Krankensaales trat ihr die Schwester entgegen, ruhig wie immer, aber mit einer gewissermaßen feierlichen Miene. Sprachlos vor Schreck hing die Mutter an ihrem Mund.

„Unser Herrgott hat ihn zu sich genommen.“

* * *

Als Herr Pölzl nach den Leichenbegängnis die wenigen Siebensachen Christls zusammenkramte, um sie seiner Mutter zu bringen, fand er in einem Schulhefte den Brief, von dem der Knabe am Abend seiner Erkrankung phantasiert, und den er, wie sich jetzt herausstellte, wirklich geschrieben hatte.

Er lautete:

„Liebe Mutter ich bin sehr grang bittschen kumm und bring mir eine Medicin ich mus bald wieder g'sund werden weil ich lernen mus und zu etwas bringen wihl das ich Dir nacher ein sebrates Zimmer nimm und mich zu Dir ziech Christoph.“

Der Kettenhund.

Eine Geschichte aus den Waldbergen von **Peter Rosegger.**

Die Menschheit ist entzückt über die Treue des Hundes. Sie stellt diese Treue dem Menschen zum Vorbilde hin und bestraft sie am Hunde mit lebenslänglichen Ketten.

Diese Grabrede wird, wenn sie hinter dem Schachen die Kettenhunde verscharren, nicht gehalten. Schade drum. Sonst täte die Hausmutter zwei Tränen der Rührung vergießen, ehe sie sich um einen neuen Kettenhund umsieht.

Vielleicht müßte ich für manchen Leser weit ausholen, wenn er verstehen soll, was das ist — ein Kettenhund. Denn ich weiß nicht, wie weit über die Alpen hinaus sich die Sitte erstreckt, den Hund, der Hüter des Hauses sein soll, an die Kette zu legen. Ließe man ihn frei um den Hof laufen, so risse er dem nahenden Fremden die Kleider oder gar die Haut vom Leibe, oder er spränge ihn schmeichelnd an, beleckte ihn wie einen willkommenen Freund, gleichwohl er leicht ein Feind des Hauses sein könnte. Je nach dem Charakter des Tieres. Da macht

man's denn gerne so, daß in die Nähe des Haustores ein Kobel gestellt wird, und daneben der Hund. Am ledernen Halsband hängt eine Kette, deren anderes Ende in einer Eisenklammer an der Wand befestigt ist. Die Kette ist so lang, daß das Tier einen Spielraum von etwa zwanzig Geviertklaftern hat und beinahe das Haustor erreichen kann. Ganz darf es an den Eintretenden nicht herankommen können, dagegen ist eine Verordnung. Der Hund hat auch nicht die Aufgabe, Fremden den Eintritt zu verwehren, vielmehr durch das Anschlagen (Bellen) die Hausbewohner auf den nahenden Ankömmling aufmerksam zu machen, was besonders zur Abend- und Nachtzeit wichtig ist. Ich weiß zwar nicht, weshalb Haushunde bellen, wenn Fremde kommen; aus Feindseligkeit geschieht's nicht immer. Ich sah Hunde, die bei Herantreten oder Vorübergehen von Fremden sich so wütend und rasend benahmen, daß ihnen beim Zerren und Reißen an der Kette der Atem verschnürt wurde, daß sie gar nicht mehr bellen, nur noch röcheln konnten. „Wehe, wenn sie losgelassen!“ fiel einem da ein. Aber wenn dann bei so einem rasenden Tier die Kette einmal entzweiriß, sprang es dem Fremden an die Brust und beleckte ihn liebkosend. Weshalb einmal ein nachdenksames Kreuzköpfel die Weisheit aussprach: Das Anschlagen des Kettenhundes ist nur eine Klage über seine Gefangenschaft. Bei den Hausbewohnern nützt es nichts, das weiß er. Bei jedem vorübergehenden Fremden aber versucht er, durch lautes Klagen ein fühlend Herz zu erweichen, um von der Kette befreit zu werden. Das ist sehr rührend gedacht, nur schade, daß gerade diesem Kreuzköpfel nachher einmal ein losgekommener Kettenhund ein Stück Fleisch aus der Wade gerissen hat.

Jedenfalls erfüllt der Kettenhund seine Pflicht als Haushüter, wenn er beim Nahen fremder Leute tüchtig lautet; er bekommt dann auch dreimal täglich von der Hausmutter seinen Trank in den Trog, zusammengeschüttete Überreste, manchmal sogar ein Stück verdorbenes Fleisch, jedenfalls oft ein paar Knochen. Die Buben schäkern mit ihm, wobei er recht lustig schnappen kann, aber so, daß es nicht wehtut. Er kann das recht gut. Die Dirndln lassen freilich ihr gewohntes Kreischen los, wenn der Vierfüßer flink an ihren Busen springt und mit der warmen weichen Zunge ihren roten Mund beleckt. Wenn sie bei ähnlichen Erlebnissen allemal kreischten, die Dirnlein, dann wäre der Kettenhund in der Nacht bisweilen überflüssig. — Ich will nichts gesagt haben. Ich will nur die Geschichte erzählen von einem schlimmen Kettenhund, von einem braven Dirndl, von einem unternehmenden Liebhaber und von einem blitzdummen Jungen.

Daheim im Waldbauernhause hatten wir einen Kettenhund, ein großes schönes Tier. Seine fuchsbraune glatte Haut glänzte wie Seide, seinen Kopf mit den guten treuen Schwarzaugen und den breiten Ohr-

lappen trug er hoch und wohlgemut, ebenso auch den kühn geschwungenen Schweif, den er nur einzog, wenn ihn heimlicher Groll beschlich. Die Kette machte ihm nicht viel. Sie war ziemlich lang, so daß er einerseits fast bis zur Haustür, andererseits bis zum Brunnentrog gelangen konnte, und auch auf die Wandbank hüpfen, und wieder herab, wenn er Bewegung machen wollte. Kam jemand Ungewohnter, so lautete er zwar, regte sich aber weiter nicht auf. Er riß nicht an der Kette, dafür tat ihm seine Gurgel leid. Hingegen aber, wenn er losgelassen wurde, dann schoß er wie eine Bestie auf fremde Leute los, so daß mein Vater einmal einem klaghaften Nachbar ein Stückchen Hinterteilhaut mit fünf Gulden zu vergüten hatte. Das war der „Waldl“. Er war so gefürchtet von der Umgebung, daß manche Kirchengeher nicht den kürzeren Weg durch unseren Hof nahmen, sondern hinter dem Krautgartenzaun vorbeihuschten. Wir waren ordentlich stolz auf den wachsamen und strengen Hund, das einzige Wesen, was uns gefürchtet machte. Obschon nun zwar der Waldbauer lieber geliebt als gefürchtet war, tat so ein wenig Mußrespekt dem Vorteil des Hofes keinen Eintrag. Im Gegenteil, die Bettler wurden von dem aller Vagabundiererei abgeneigten Waldl derart verscheucht, daß es der Hausmutter bedenklich schien und sie manchem Armen das Almosen in ihre Hütten zutrug.

In jenen Jahren war es, daß bisweilen ein Fremdling in unser Haus kam, der allmählich kein Fremdling mehr war, weil er uns traut wurde. Eine schlanke Gestalt in grauem langem Mantel, mit brauner Pelzmütze, mit schwarzem Bart und rotem Gesicht. Sein Auge hielt er immer weit offen; war es dunkel oder hell, er schaute gerade vor sich hin, den Kopf ein wenig nach rückwärts gelegt. Er schaute mit offenem Auge in die Sonne hinein, er blinzelte nicht. Mit den schmalen Händen machte er gerne vor sich in der Luft Bewegungen und Gesten, langsam, fast feierlich, wie ein Priester, wenn er das Volk segnet. Am Rücken trug er ein viereckiges Holzkästlein, dessen Anblick mancher tanzlustigen Magd in die Nerven fuhr. Aber es war kein Musikkasten, es war ein Werkzeugtrüchlein, in welchem der Mann Hämmerchen, Zänglein, Feilen, kleine Stech- und Stemmeisen und andere Messerchen hatte. Dieser Mensch führte immer ein Mädchen mit sich, das er stets an der Hand hielt. Als ich es das erstemal sah, war es ein kümmerlich kleberes Geschöpflein gewesen, mager und blaß und mit seinen schreckigen Rehaugen unstet dreinschauend. Aber von Jahr zu Jahr wurde sie größer, schöner und freundlicher. Ihr Gewändlein war schütter und gar verwaschen, aber stets reinlich gehalten. Einmal, als diese beiden langsam über die Weide gingen, wo ich meine Schafherde weidete, und als das Mädchen ernsthaft, fast traurig auf mich herschaute, war mir zu Mute, als müßte ich ihm was schenken. Einige Schlüsselblumen pflückte ich ab und legte

sie in ihre Hand. Sie nahm das Sträußlein an, nickte ein wenig mit dem Kopf, aber wie mir schien, nicht auf und ab, sondern hin und her. Dann ging sie mit ihrem Vater fürbaß und später fand ich das Schlüsselblumensträußlein auf der Weide liegen. Man sah nie, daß sie mit dem Schmucke der Armen, mit einer Blume geziert war. Das Veilchen schmückt sich ja auch nicht, weil es selber eine Blume ist.

Diese beiden Menschen waren der „Häfenbinder Faltl“ und sein mutterloses Töchterlein. Betteln taten sie nicht. Er verstand es, in den Häusern, wo sie zusprachen, über Tontöpfe und Krüge ein eisernes Drahtnetz zu flechten, damit solches Geschirr dauerhafter sei. Dafür gab man ihnen zu essen und manchmal ein paar Kreuzer Lohn. Auch Wanduhren, die schadhaft geworden, nahm der Faltl in Arbeit, wobei ihm das Mädchen Handlangerdienste leistete. Solche Arbeiten schienen ihm so geläufig, daß er gar nicht darauf hinzuschauen brauchte, sondern sein Antlitz immer geradeaus, wenn nicht gar ein wenig himmelwärts hielt.

Wenn diese zwei Leutchen gegangen kamen, schlug unser Kettenhund zwei oder dreimal an, dann reizelte er ein wenig mit der Kette und schaute treuherzig auf sie hin, wie sie ins Haus gingen. Wo die Leute wohnten, oder ob sie überhaupt irgendwo wohnten, daran dachte ich nicht. Mir wurde die Sache erst bedenklich, als eines Tages der Ortsrichter an unser Haus herankam und das Mädchen des „Häfenbinders“ mit sich führte. Und eine schreckliche Mähr erzählte. Der blinde Faltl habe mit seiner Tochter auf einem Heustadl übernachtet. Da sei in der nachbarlichen Köhlerei ein Brand ausgebrochen, er eilte, um löschen zu helfen, kam dem Feuer zu nahe, erhielt schwere Brandwunden, an denen er nach einigen Stunden starb. — Der „blinde Faltl!“ Ja, war der Mann denn blind gewesen? — Der Ortsrichter fragte bei meinen Eltern an, ob sie nicht das verwaiste Dirndl ins Haus nehmen wollten? Sie sei fleißig, anschicksam zur Arbeit und könne wohl in Haus und Stall Dienst leisten. Mein Vater hatte immer zu wenig Dienstboten für die große Wirtschaft und sprach oft davon, wie hart er darauf warte, bis wir Kinder zur Arbeit herangewachsen sein würden. Ich, der ältere, war erst im fünfzehnten Jahr. Vielleicht doch, daß mehrere Schwache so viel ausrichteten als ein Starker, dachte sich mein Vater, und nahm die Faltl-Dirn auf, die wohl schon um zwei oder drei Jahre älter gewesen sein wird. Sie war schon erwachsen und hatte einen schlanken weißen Hals, den selten jemand zu sehen bekam, weil er immer bis dicht unters Kinn mit einem braunen Tuche bedeckt war. In ihrem Aug' lag eine stille Nacht. Ich hatte mich damals in den Nächten noch gefürchtet, und wenn ich nun manchmal verstohlen dieses große Nachtauge betrachtete, da fürchtete ich mich auch. Und doch schaute sie mich immer friedsam an, friedsam und freundlich, wie ihr Benehmen war gegen alle.

Lachen tat sie selten, höchstens lächeln, wenn sie scherzenden Lämmern zuschaute. Selbst wenn sie von der Hausmutter ihrer Emsigkeit wegen gelobt wurde, sah sie ernsthaft drein. Aber nicht traurig, es war eine frohe, fast behagliche Ernsthaftigkeit. Von ihrem Vater sprach sie nie ein Wort, aber einmal hatte ich's durch die Türfuge belugt, wie sie aus ihrem Busen das blaue Bändchen hervorzog und den Ring, der daran hing, betrachtete. Es war der Ring, den man dem toten „Häfenbinder" vom Finger gezogen hatte. Heiter wurde die Traude nur bei der Arbeit im Stall oder auf der Wiese beim Grasrechen. Da hörte man sie sogar singen, da warf sie ihr Wollentuch fort, so daß über ihrer Brust nichts war, als das Hemde. Keine von den anderen Mägden hatte so feine, so blühend weiße Hemden und da geschah es einmal, daß der schalkhafte Jungknecht beim Heuen, als er ganz in die Nähe des Dirndels zu stehen kam, wissen wollte, wie lind sich denn wohl ihre Leinwand anfühle. Mir stand der Atem und der Herzschlag still, sie wendete sich rasch und unwillig ab und war den ganzen Tag in sich gekehrt. Zu jener Stunde nahm ich mir vor, darauf zu achten, daß die Traude nicht ungebührlich behandelt werde. Mir waren sie nicht mehr fremd, die Zweideutigkeiten und Anspielungen, in denen sich unsere Knechte und die Nachbarsbuben gefielen, sowohl wenn sie unter sich waren, als auch wenn sie ledigen Weibsbildern in die Nähe kamen. Die älteren Mägde taten kecklich mit in schnippischer, scheinbar abweisender Art, die eher ermutigte als verneinte. Jüngere Mägde wurden bei derlei Reden rot, horchten wohl doch so ein wenig hin und stellten sich harmlos. Aber die schlanke Traude wurde noch nicht einmal rot, sie wich den dreisten Mannsleuten nur aus, wie einer lästigen Sache und kehrte sich weiter nicht drum. Der Vater hielt strenge Zucht; doch wenn er nicht zugegen war, manchmal bei Tische, da huben die Knechte gerne an, ganz gelassen und unbefangen in einer Bildersprache zu reden, die mit Ausnahme der einen alle verstanden und viele bekicherten. Aus Angst um die Traude, die still und bescheiden da saß, habe ich in solchen Augenblicken mehrmals ein lautes, ganz unsinniges Gespräch angestiftet, um die verfängliche Unterhaltung abzulenken, obschon der Großknecht mich allemal gleich zurechtwies, kleine Buben sollten bei Tische still sein! Einmal, als im Walde junges Dickicht zu säubern war, ordnete der Großknecht an, daß ihrer drei Knechte hinausgehen sollten und auch die Traude mitnehmen, damit ihnen jemand das dürre Reisig wegräume. Da stellte ich mich hin: „Reisig wegräumen ist meine Sach!"

„Du hast heut' in der Mühl zu tun, es muß der Haber fertig gemahlen werden," entschied der Großknecht, dem ich — obschon der Sohn des Hauses — in Arbeitsangelegenheiten manchmal untergeordnet war. Gut, ich habe in der Mühle zu tun. Also zu meinem Vater. Da ich

bei ihm die Knechte nicht geradezu verdächtigen konnte, ohne zu verraten, wie weit ich selbst schon war, so bat ich ihn, daß er die Traude mit mir gehen lasse; wir wollten zwei Bündel machen, denn allein vermöge ich den Haber nicht zu tragen. Mit den Knechten in den Wald ging der alte Einleger Michel, mit mir in die Mühle ging das stille, schlanke Dirndel. Ich dachte, nun würden wir einmal recht mitsammen plaudern können. Ich wollte sie ausfragen nach ihrer Kindheit, nach ihrer Mutter, nach ihrem blinden Vater, der Häfen mit Draht gebunden und Wanduhren hergerichtet hatte. Aber wir hatten bald ausgeplaudert. Sie gab zwar freundliche, doch so kurz gefaßte Antworten, daß mir keine rechte Frage mehr einfiel und wir mit unseren Bündeln auf schmalem Steige schweigend hintereinander hergingen. Als wir aber zur Grabelhütte kamen, wo vor der Tür in der Sonne die junge Grablerin ihr Kind säugte, wurde die Traude auf einmal lebendig. Sie plauderte heiter mit dem Weibe, schäkerte mit dem Kleinen und schaute zu, wie es an der weißen Mutterbrust mit der Lebhaftigkeit eines jungen Kälbchens saugte. Als wir dann hinab in die Mühle kamen, als ich mit dem Holzhaken das Türschloß aufsperrte und wir in den dunklen Raum traten, als ich die Fensterläden aufmachte, dann aus meinem und ihrem Bündel den Hafer in den Trichter schüttete und als ich endlich mit dem Niederdrücken eines Hebels das Mühlwerk in Gang brachte, war die Traude stets neben meiner, um zuzugreifen, wo es zu tun gab. Wir sprachen das bei der Arbeit Notwendige, nicht mehr und nicht weniger. Als ich dann neben dem Mühlsteinmartel auf meiner Bank saß, um nun bis zum Abend das Mahlen zu überwachen, sagte sie ruhig: „Brauchst mich noch?“

„Nein, Traude, ich brauch' dich nicht mehr. Du kannst heimgehen.“

Aber als sie fort war und ich allein bei dem klappernden Räderwerk, da hatte ich bange. Ich glaube, nach dem Mädchen, und von jetzt an vermeinte ich sie so gern zu haben wie meine Schwester. Und da nahm ich mir heilig vor, zu achten und zu wachen, daß diesem Dirndel nichts geschehe.

Da war es noch an demselben Abend spät. Ich ging von der Mühle heim, durch den Wald hinauf. Es war ganz dunkel. Vor mir auf dem glatten Waldsteig gingen zwei Nachbarsbuben, der Ernest und der Jonsel, die, obschon älter als ich, meine guten Kameraden waren. Wir hatten miteinander manche Possenreißerei angestellt, und derlei schließt freundschaftlicher aneinander als etwa gemeinsam ausgeübte Tugenden. Besonders war ich Jonsels Geheimschreiber. Der Jonsel war etwas säbelbeinig und hatte beständig entzündete Augen, was zwar bei Hühneraugen schmerzhafter, aber bei Gesichtsaugen unschöner ist. Er war bestrebt, den Weibsleuten gegenüber seine körperlichen Mängel mit Poesie

auszugleichen. Ich war der Verfasser gereimter Liebesbriefe, die an eine Schöne in Fischbach gingen. Darauf hatte sie ihm einmal schreiben lassen, er möchte einmal kommen. Eine halbe Nacht lang waren sie spazieren gegangen im Baumgarten, aber als es tagte und sie wieder einmal sein „Ausgeschau" sah, soll sie schnell davongelaufen sein. Der Jonsel ließ aber nicht nach, sie von seiner Schönheit zu überzeugen. In den nächsten Liebesbrief mußte ich sein Porträt zeichnen, und zwar mit einem schwarzen, aufgewirbelten Schnurrbart, während das Original nur ein strohbraunes Fetzchen hatte, das noch dazu an der linken Oberlippe kümmerlicher war, als an der rechten. „Wenn's Haus einmal brennt," sagte er, „dann sind alle Wasser gut". — Was geschah? Am darauffolgenden Sonntag sah man seine Schöne mit einem Schustergesellen gehen, der just einen solchen Schnurrbart trug. So hat mein künstlerisches Bemühen um den Jonsel eher geschadet als genützt, weil die Wirklichkeit nicht dem Ideal entsprach. Der Jonsel hatte dann — wie er erzählte — die falsche Katz abgedankt und wollte es nun mit der „Häfenbinderischen" probieren.

Sagte nun sein Bruder, der Ernest: „Mein Lieber, die Häfenbinderische laß nur mit Fried. Die geht dich nix an. Aber wenn du mir bei der die Leiter halten willst, so helf ich nachher für dich eine suchen."

„Wegen meiner," gab der Jonsel bei, „mir ist sie eh ein bissel zu jung. Allemal fahrt man besser mit dem Rößel, wenn es schon abgerichtet ist."

Derlei bekam ich zu hören auf dem glatten Waldsteig, als ich in der Dunkelheit geräuschlos und knapp hinter den beiden Burschen einherschritt. Dann verabredeten sie für die nächste Samstagnacht ein erstes Fensterln bei der Traude.

Sie hatte in der rückwärtigen Bodenkammer ihr Bett. Da wollte nun der Ernest eine Leiter anlehnen bis zu ihrem Fenster hinauf, um — weil es kein Gitter hatte — bequem Kopf und Achseln hineinzustecken und um ihr Herzlein zu werben. Der Jonsel sollte ihm derweil unten die Leiter halten. Dieser fragte nun den Unternehmer, ob er auch genügend mit Gassel- oder Fensterlsprücheln versehen sei, um sie anmutig aufzuwecken, über sein Vorhaben aufzuklären und sie dafür zu erwärmen. Dann wurden Übungen in Gasselsprüchen gehalten. Das geschah halblaut, in gemurmeltem Gebettone. — Na, gute Nacht, wenn das die Traude alles zu hören bekommen soll?! — Mir wurde heiß bis in die Finger- und Zehenspitzen. — Mit allen Vieren hätte ich sie rücklings überfallen und ermorden mögen. Aber was wirst du machen, wenn du ein kleberer Junge bist und ihrer sind zwei baumstarke Lümmel! Das Fensterln bei der Traude muß auf andere Weise verhindert werden.

Es kam der Samstag. Zum Vater wollte ich nicht gehen. Verschergen soll ein Kamerad den andern nicht, er muß sich selber zu helfen wissen. Fürs erste versteckte ich die Leiter, die gewöhnlich an der Hauswand wagrecht hing und fünfzehn Sprosseln hatte. Hernach am Abend, als das Nachtmahl vorüber war und die Leute ihre Betten aufsuchten, ging ich hinaus zum Waldl, streichelte ihn, ließ mir von ihm Hand und Gesicht belecken und hakte am Halsband die Kette aus. Dann ging ich aber noch nicht schlafen, sondern setzte mich in den Strohschoppen, von wo aus man recht bequem auf das Fenster sehen konnte, hinter dem die Traude schlief. Es war halber Mond, das Fenster stand wie eine schwarze Tafel in der Wand, die Traude pflegte die Flügel offen zu lassen. Wie mir einmal fast vor ihrem Auge gegraut hatte, so graute mir jetzt vor diesem Fenster. Denn es kam mir ein unerhörter Gedanke, wie ähnlich früher noch nie. Mit dem Gedanken allein hätte sich vielleicht noch fertig werden lassen, aber es zog mich hin. Die versteckte Leiter mußte ich selber nehmen. Als ob in meinem Innern ein schwingender Haspel das Blut peitschte, so sprang es heiß durch alle Adern, so wirbelte es durch alle Glieder. Ähnlich hatte ich's noch nie gehabt. Wo ist die Leiter?

Sie war schon da. Zwei Gestalten hatten sich hinter dem Hofe, wo es der Kettenhund nicht bemerken konnte, herangeschlichen, richtig aus dem Reisighaufen die Leiter hervorgeholt und sie leise aber hastig an die Wand gelehnt. Ganz deutlich sah ich, daß es der Ernest war, der jetzt flink die Sprosseln hinanstieg. — Wo ist denn der Hund, daß man ihn nicht hört? Bist du nicht gelöst? Ich rüttelte an einem lockeren Schoppenbrett, da nahm er's wahr, schlug an, kam um die Ecke und schoß lechzend auf den Mann los, der die Leiter festhielt; dieser floh, sich kaum vor dem Hunde erwehrend. Und als ich nach dem andern ausschaute, der schon hoch an der Leiter gestanden war — sah ich nichts. Er war verschwunden. Zu Boden gesprungen war er nicht, der rasende Hund hatte ihn verscheucht — zum Fenster hinein.

O Unglücksmensch, was hast du jetzt angestellt? schrie es in mir zum Wahnsinnigwerden. Durch den losgelassenen Hund hast du ihn hineingejagt. Und er hat nur fensterln wollen. Ein Nachtgrüßen, wie es der Brauch ist! Und du hast ihn über sie gesetzt! — Ich lief ums Haus herum und schlug Lärm, so viel, als von der Lunge ging: „In der Hinterkammer ist ein Dieb!"

„Den werden wir gleich haben!" sagte der Großknecht und war auch schon bei der Leiter, die er wegzog. In den nächsten Augenblicken ist die Hinterkammer voller Leute gewesen, die meisten in mangelhaftem Nachtgewand. Inmitten stand mein Vater, hoch gehoben wie ein flammendes Schwert das Talglicht. Am Fenster stand trotzig Ernest, der

Nachbarssohn, die Hände in den Taschen. Das Bett war leer, die rote Decke lag über dem Fußboden hin — die Traude war nicht da. In der Vorkammer, wo wir Flachs, Garn und Schafwolle aufzubewahren pflegten, hockte sie in einer großen Holzkiste auf schwarzer Wolle. Im weißen Hemde, die Ellbogen an die Brust, die flachen Hände ins Gesicht gedrückt, so hockte sie da und zitterte wie ein junges Vögelchen, das man in der hohlen Hand hält.

Mein Vater erhob seinen Unmuth gegen den Ernest: „Ist euch die auch schon im Weg? Soll man denn gar schon die Kinderstuben vergittern lassen vor den Rangen?"

„Na geh, Bauer", antwortete der Ernest in gemütlichem Ton, „die ist schon zeitig."

„Mir scheint, dir gibt dein Vater nicht genug Arbeit, weil du bei der Nacht nicht rasten kannst!"

„Derspar dir's, Bauer, derspar dir's!" sagte der Ernest dreist wie ein Sieger, da er doch ein Gefangener war. „Bauer, du wirst es auch nit viel anders gemacht haben, wie du dir die Deinige hast ausgesucht."

„Wenn's dir Ernst wär, das wär' eine Red'!"

Trat der Bursche einen Schritt hervor gegen die Traude und sagte ernsthaft: „Weil ich schon so weit bin, jetzt red' ich. Aufs Jahr übergibt mir mein Vater den Hof. Da ist's zum Heiraten. Traude, wenn du mich magst, so sind wir handelseins." Er hielt ihr die Hand hin, sie duckte sich nieder und vergrub sich immer mehr in die Wolle. Und sie tat erbärmlich weinen. So schluchzt und wimmert ein Kind, das sich in fremdem Land ausgesetzt und die Rede der Wilden zu hören glaubt. Da wies mein Vater die Leute zur Tür hinaus und befahl dem Mädchen, ins Bett zu gehen.

Ich pfiff dem Waldl, streichelte ihn und hing ihn wieder an die Kette.

Zwei Jahre später ist Hochzeit gewesen. Die Traude war eine andere geworden. Sie war entwickelt zur schwellenden Knospe, die über Nacht aufbricht. Sie hatte noch ihre stille Heiterkeit, aber wenn sie vor dem Ernest stand, wenn diese zwei schönen Menschen sich gegenüber standen und sie ihn anschaute, da war in ihrem Auge freilich noch jene Nacht — aber es flimmerten Sterne, es strichen Meteore, es zuckten Blitze in dieser Nacht. Es war ihr ein heißes Licht aufgegangen, daß er der Mann ist und sie das Weib. Der Ernest versicherte seine Freunde, persönlich zu dieser Erkenntnis nicht viel beigetragen zu haben und pries sich als einen der wenigen in der Gegend, die mit stolzer Glückseligkeit auf den grünen Kranz ihrer Braut blicken dürfen.

An jenem Morgen, als er seine Braut in unserem Hof abholte und meine Mutter den versammelten Hochzeitsgästen ein üppiges Früh-

mahl vorsetzte, wollte ich dem Bräutigam spaßeshalber etwas sagen. „Viele Gäste, die dazugehören, hast du heute geladen. Aber einen hast du doch vergessen, der auch dazugehört und dem du mehr verdankst, als was du ihm wirst abstatten können.“

„Geh du, schreck' mich nit, daß ich wen Wichtigen hätt' vergessen! Wer soll's denn lauter sein?“

„Der Waldl, unser Kettenhund.“

Balladen in Prosa.

Von **Alphonse Daudet.**[1])

Der Tod des Kronprinzen.

Der kleine Kronprinz ist krank, der kleine Kronprinz wird sterben ... In allen Kirchen des Königreichs ist das heilige Sakrament Tag und Nacht ausgestellt und große Wachskerzen brennen zu den Gebeten für die Genesung des Königskindes. Die Straßen der alten Residenz sind traurig und still, die Glocken läuten nicht mehr, die Wagen fahren im Schritt ... an den Zugängen zum Palaste stehen die neugierigen Bürger und schauen durch die Eisengitter, goldbetreßte Bediente im Hofe plaudern mit wichtiger Miene.

Das ganze Schloß ist in Aufregung, Kammerherren eilen die Marmortreppen auf und nieder ... In den Galerien drängen sich die Pagen, Hofleute in seidenen Kleidern gehen von einer Gruppe zur andern, um mit leiser Stimme nach Neuigkeiten zu fragen ... Auf den breiten Freitreppen machen die Ehrendamen, in Tränen zerfließend, sich tiefe Knixe und trocknen sich die Augen mit feinen gestickten Taschentüchern.

In der Orangerie ist eine große Versammlung von Ärzten im Standesornat. Durch die Scheiben sieht man die heftigen Bewegungen ihrer langen schwarzen Ärmel und die doktoralen Verneigungen ihrer gewaltigen Perrücken ... Der Gouverneur und der Stallmeister des kleinen Kronprinzen gehen vor dem Portale auf und ab, sie warten auf die Entscheidung der versammelten Fakultät. Küchenjungen schlendern an ihnen vorüber, ohne zu grüßen. Der Herr Stallmeister flucht wie ein Türke, der Herr Gouverneur rezitiert horazische Verse ... Und während der ganzen Zeit läßt sich drunten in den Ställen ein langes klagendes Gewieher vernehmen. Es ist der Goldfuchs des kleinen Kronprinzen, den die Knechte vergessen haben und der sie traurig herbeiruft an seine leere Krippe.

[1]) Deutsch von Stephan Born. Provençalische Geschichten. Basel, B. Schwabe.

Und der König? Wo ist der hochmächtige König? ... Der König hat sich eingeschlossen in ein einsames Gemach des Schlosses ... Die Majestäten wünschen nicht, daß man sie weinen sehe! ... Die Königin? O die Königin sitzt am Kopfende des Bettes ihres kleinen Prinzen, ihre Tränen fließen über sein schönes Gesicht und sie schluchzt ganz laut vor allen, als wäre sie eine einfache Bürgersfrau.

In seinem ganz mit Spitzen umhüllten Bettchen liegt der kleine Kronprinz, er hat die Augen geschlossen und ist weißer als die Kissen, auf denen er ruht. Man möchte meinen, er schlafe; aber nein! Der kleine Kronprinz schläft nicht ... Er wendet sich um zu seiner Mutter und da er sie weinen sieht, sagt er: „Frau Königin, warum weinet Ihr? Glaubt Ihr wirklich wie die andern, daß ich sterben werde?" Die Königin will antworten. Sie kann nicht reden vor Schluchzen.

„Weinet doch nicht, Frau Königin; Ihr vergesset, daß ich der Kronprinz bin und daß die Kronprinzen nicht so wegsterben können ..." Die Königin schluchzt noch lauter und dem kleinen Kronprinzen wird mit einemmal so bange: „Hollah!" sagt er „ich will nicht, daß der Tod herkomme, mich zu holen; ich will ihn schon hindern, mir zu nahen ... Man rufe sofort vierzig starke Landsknechte, die an unserem Bette die Wache halten sollen! ... Hundert große Geschütze mit brennender Lunte sollen Tag und Nacht vor meinen Fenstern stehen! Und wehe dem Tode, wenn er es wagt, mir nahe zu kommen! ...

Dem Königskinde zuliebe gab die Königin einen Wink. Sogleich hört man die schweren Kanonen in den Hof rollen und vierzig große Landsknechte, die Partisane in der Faust, stellen sich an den Wänden des Gemaches auf. Es sind alte Haudegen mit grauen Knasterbärten. Der kleine Kronprinz klatscht bei ihrem Eintritt in die Hände. Er erkennt einen und ruft ihn zu sich: „Lothringer! Lothringer! Der Krieger tritt einen Schritt vor. „Ich habe dich gern, alter Lothringer ... Laß mich einmal deinen großen Säbel sehen ... Wenn der Tod kommt, um mich mitzunehmen, dann mußt du ihn erschlagen; hörst du?" Der Lothringer antwortet: „Zu Befehl, Euer Gnaden ..." Und zwei dicke Tränen rollen ihm über die wettergebräunten Wangen.

In diesem Augenblick nähert sich der Almosenier dem Bette des kleinen Kronprinzen und redet lange und flüsternd zu ihm und weist ihm das Kruzifix. Der kleine Kronprinz hört ihm sehr erstaunt zu, dann unterbricht er ihn plötzlich: „Ich begreife, was Ihr sagt, Herr Abt; aber könnte nicht mein kleiner Freund Beppo an meinerstatt sterben, wenn man ihm viel, viel Geld gäbe? ..." Der Almosenier fährt fort, leise zu ihm zu reden und der kleine Kronprinz ist immer verwunderter.

Als nun der Almosenier zu Ende ist, beginnt der kleine Kronprinz mit einem tiefen Seufzer: „Alles, was Ihr mir da sagt, ist sehr traurig, Herr Abt; aber eines tröstet mich, daß ich da droben, im Sternenparadies, auch wieder der Kronprinz sein werde . . . Ich weiß, der liebe Gott ist mein Vetter und er kann nicht anders, er muß mich nach meinem Range behandeln.“ Dann setzte er hinzu, zu seiner Mutter gewendet: „Man bringe mir meine schönsten Kleider, mein Wamms aus weißem Hermelin und meine Sammetschuhe; ich will mich putzen für die Engel und in kronprinzlichem Gewand ins Paradies einziehen.“

Ein drittesmal neigt der Almosenier sich zum kleinen Kronprinzen hernieder und spricht lange und leise zu ihm . . . Mitten in seiner Rede unterbricht das Königskind ihn heftig: „Dann nützt es also nichts, ein Kronprinz zu sein?“ Und ohne weiter etwas hören zu wollen, kehrt der kleine Kronprinz sein Gesicht der Wand zu und weint bitterlich.

Der Souspräfekt im Grase.

Der Herr Souspräfekt macht seine Rundreise. Kutscher vorn, Lakai hintenauf, so führt der Wagen der Souspräfektur ihn zum landwirtschaftlichen Fest nach Combe-aux-Fées. An diesem denkwürdigen Tage hat der Herr Souspräfekt seinen schönen gestickten Frack, seinen kleinen Klapphut, sein enganliegendes Beinkleid mit Silberstreifen und seinen Galadegen mit Perlmuttergriff angelegt . . . Auf seinen Knien ruht eine Mappe aus gepreßtem Saffian, auf die er trübselig niederschaut.

Der Herr Souspräfekt betrachtet trübselig seine Mappe aus gepreßtem Saffian, er denkt an die famose Rede, die er heute vor den Einwohnern von Combe-aux-Fées halten soll . . . „Meine Herren und teuren Amtsbefohlenen . . .“ Aber er mag sich noch so lange am blonden Backenbart zerren und zwanzig Mal wiederholen . . . „Meine Herren und teuren Amtsbefohlenen . . .“ Die Fortsetzung seiner Rede will durchaus nicht kommen.

Die Fortsetzung der Rede will nicht kommen . . . Es ist so unerträglich schwül in der Kalesche! . . . So weit das Auge reicht, nichts als Staub auf der sonnendurchglühten Straße . . . Die Luft ist brennend heiß und auf den weiß bestäubten Ulmen am Wegesrande zirpen tausende von Grillen sich Frage und Antwort zu . . . Plötzlich erzittert der Herr Souspräfekt vor Freude, er hat ein Wäldchen immergrüner Eichen entdeckt, das ihm zuzuwinken scheint.

Das Wäldchen immergrüner Eichen scheint ihm zu winken: „So kommen Sie doch hieher, Herr Souspräfekt, um Ihre Rede fertig zu bringen; unter diesen Bäumen wird es Ihnen gewiß wohler sein . . .“ Der Herr Souspräfekt giebt der Verführung nach, er springt aus der

Kalesche, und befiehlt seinen Leuten, zu warten; er wolle in dem Wäldchen immergrüner Eichen seine Rede fertig bringen.

Im kleinen Eichenwäldchen sind Vögel und Veilchen und rieseln Quellen unter dem stillen Rasen . . . Wie sie den Herrn Souspräfekten in seinem schönen Beinkleid und mit der Mappe aus gepreßtem Saffian erblicken, erschrecken plötzlich die Vögel und hören auf zu singen; die Quellen halten mit ihrem Gemurmel inne und die Veilchen verkriechen sich unter dem dichtesten Grase . . . Diese ganze kleine Welt hat noch niemals einen Souspräfekten gesehen und frägt sich leise, wer ist der schöne Herr, der da in silbernen Hosen umherspaziert?

Leise, leise frägt man sich unter dem Laube; wer ist nur der schöne Herr in silbernen Hosen? . . . Der Herr Souspräfekt aber, entzückt von der Stille und der Frische des Wäldchen, nimmt die Zipfel seines Fracks auseinander, legt seinen Klapphut auf's Gras und setzt sich in's Moos an den Fuß einer jungen Eiche; dann öffnet er auf seinen Knieen die große Mappe aus gepreßtem Saffian und zieht ein Blatt prachtvollen Papiers hervor. „Es ist ein Künstler!“ sagt die Grasmücke. „Nein,“ sagt der Dompfaff, „es ist kein Künstler, da er silberne Hosen anhat; es ist eher ein Prinz.“

„Es ist eher ein Prinz,“ sagt der Dompfaff. — „Weder ein Künstler, noch ein Prinz,“ flötet eine alte Nachtigall, die einen ganzen Sommer in den Gärten der Souspräfektur gesungen . . . Ich weiß, wer es ist; „es ist ein Souspräfekt.“ Und im ganzen Wäldchen flüstert es jetzt: „Es ist ein Souspräfekt, ein Souspräfekt!“ „O der Kahlkopf!“ bemerkt eine Haubenlerche. „Ist er böse?“ fragen die Veilchen.

„Ist er böse?“ fragen die Veilchen. „Ganz und gar nicht!“ erwidert die alte Nachtigall. Und darauf hin beginnen die Vögel wiederum zu singen, die Quellen zu murmeln, die Veilchen zu duften, als ob der schöne Herr gar nicht da wäre . . . Unempfindlich für alle diese herrlichen Dinge, ruft der Herr Souspräfekt in seinem Herzen die Muse der landwirtschaftlichen Ausstellungen an und, den Bleistift hoch erhebend, beginnt er mit feierlicher Stimme zu deklamieren: „Meine Herren und teuren Amtsbefohlenen . . .“

„Meine Herren und theuren Amtsbefohlenen,“ sagt der Souspräfekt mit seiner zeremoniösesten Stimme . . . Ein leises Gekicher macht ihn stutzig, er wendet sich um und bemerkt nichts als einen großen Grünspecht, der auf seinem Klapphut Platz genommen und ihn lachend anschaut. Der Souspräfekt zuckt verächtlich mit den Achseln und will in seiner Rede fortfahren; der Grünspecht aber unterbricht ihn noch einmal und ruft ihm von weitem zu: „Wozu nützt es?“ — „Was? wozu es nützt?“ antwortet der Souspräfekt, dunkelrot vor Aufregung; und den

unverschämten Vogel fortgestikulierend, fängt er wieder von vorne an: „Meine Herren und teuren Amtsbefohlenen!“

„Meine Herren und teuren Amtsbefohlenen,“ hat der Souspräfekt von neuem begonnen; aber sieh, da strecken die kleinen Veilchen ihr Haupt aus dem dichten Rasen empor und fragen ihn leise: „Herr Souspräfekt, merken Sie es auch, wie lieblich wir duften?“ Und die Quellen murmeln unter dem Moose eine himmlische Musik und auf den Zweigen über seinem Haupte stimmen die Grasmücken ihre schönsten Lieder an und das ganze Wäldchen hat sich verschworen, ihn an der Abfassung seiner Rede zu hindern.

Das ganze Wäldchen hat sich verschworen, ihn an der Abfassung seiner Rede zu hindern ... Der Herr Souspräfekt, berauscht von Veilchenduft und süßen Tönen, versucht es vergebens, dem Reize zu widerstehen, der ihn überwältigt. Er stützt die Ellenbogen aufs Gras, knöpft sein schönes Festkleid auf, stammelt noch zwei- oder dreimal: „Meine Herren und teuren Amtsbefohlenen ... meine Herren und teuren Amtsbe ... meine Herren und teuren ...“ Dann befiehlt er seine Amtsbefohlenen dem Teufel und die Muse der landwirtschaftlichen Ausstellungen verhüllt ihr Angesicht.

Verhülle dein Angesicht, o Muse der landwirtschaftlichen Ausstellungen! ... Als nach Verlauf einer Stunde die Diener der Souspräfektur, um ihren Herrn besorgt, in das Wäldchen eintreten, sind sie Zeugen eines Schauspieles, vor dem sie entsetzt zurückweichen ... Der Herr Souspräfekt liegt auf seinem Bauche im Grase ausgestreckt, mit nackter Brust wie ein Zigeuner. Er hat seinen gestickten Frack ausgezogen und Veilchen zwischen den Lippen zerknetend, hört er von Gott und Welt nichts mehr ... Ja, weiß der Himmel, der Herr Souspräfekt macht — Verse!

Lieder eines armen Teufels.

Von **Karl Wilhelm Eichenberg.**

I.

Trost.

Mich Armen, den grausam das Schicksal gekränkt,
Hat freundlich getröstet es wieder.
Für den Schmerz ward mir heilender Balsam geschenkt,
Es gab meinem Herzen die Lieder.

Denn ich, den die Liebe so tödlich verletzt,
Leg' mich auf die andere Seiten;
Mit den Liedern kann ich, deß' tröst' ich mich jetzt,
Den andern — auch Schmerzen bereiten!

II.

Nichts für arme Leute.

Hochzeit feiert heut' mein Schatz,
Doch mit einem andern.
Mich, den einst sie lieb gehabt,
Ließ sie weiter wandern.

Zu mir sprach sie: „Armer Wicht,
Kannst mich doch nicht freien,
Wenn ich drum 'nen andern nehm',
Mußt du mir verzeihen."

Und ich kann der schlimmen Maid
Gar nicht Unrecht geben,
Denn von Liebe nur allein
Kann der Mensch nicht leben.

Ach, des Daseins ganze Qual
Packt mich grausam heute;
Ja, die Liebe ist fürwahr
Nichts für arme Leute!

III.

Wasser ist das Beste?

Lichterglanz und Fiedelklang
Fluten aus der Schänke,
Jeder fragt mich, ob ich heut'
Nicht ein Gläschen tränke.

Jeder fragt mich, ob die Maid
Heut' zum Tanz ich führe,
Aber ich, voll Traurigkeit,
Stehe vor der Türe.

Ach, in meiner Tasche hab'
Heut' ich keinen Heller
Und der Wirt schrieb niemals an
Seinen Muskateller!

Einsam steh' ich, während drinn'
Hell die Fiedeln locken,
Hungernd, frierend, voller Pein
Und die Kehle trocken.

Nur der Brunnen hell und klar,
Quillt zu meinem Feste:
„Guter Pindar, ist es wahr,
Wasser ist das Beste?"

IV.

Ausweg.

Heute sprach der Pfarr' zu mir:
„Freund, hör' auf zu trinken,
Denn sonst mußt du, sag' ich dir,
Einst zur Hölle sinken."

In der Hölle, dachte ich,
Da ist's nicht geheuer,
Denn da brennt, so lehrt man mich,
Stets ein großes Feuer.

Und an solchem heißen Ort
Ist's auch immer trocken,
Das wär' bitter, auf mein Wort,
Müßt' ich dort einst hocken.

Aber ach, der Wein ist gut,
Mag ohn' ihn nicht leben,
Hat mir neuen Lebensmut,
Trost im Leid gegeben.

Daß ich in der Hölle noch
Durstesqual muß leiden,
Möcht' ich armer Teufel doch
Gar zu gern vermeiden.

Darum werd' ich, lieber Mann,
Trinken bis zum Grabe,
Daß ich in der Hölle dann
Keinen Durst mehr habe.

Der Schutzengel.

Eine Glaubensgestalt aus dem Volke von **Peter Rosegger.**

Daß von den vielen hundert Millionen Menschen Gott gleichzeitig jeden einzelnen persönlich schützt und leitet — das ist schwer zu denken. Wie sollen die einfachen Leute, die überhaupt nicht abstrakt denken können, geschweige eine Idee denken können, die so ganz und gar gegen alle Wirklichkeit und Erfahrung geht, sich das vorstellen? Einerseits

wird ihnen Gott als eine Person dargestellt, die ganz einem Menschen ähnlich sieht, anderseits soll Gott etwas sein, das überall gegenwärtig ist, ausgestattet mit den höchsten Eigenschaften eines wirklichen, eines körperlichen Wesens, und das man doch nirgends sieht. Und dieser Gott, der das Weltall und die Himmel zu versorgen hat, soll sich zu dem einzelnen Menschenkinde so stellen, als sei er nur für dieses allein vorhanden, als habe er alle seine Fürsorge nur diesem einen Menschen zuzuwenden? Wie soll ein kindliches Menschengemüt damit ins reine kommen? Unsinnlich denkende Leute und solche, die danach ihr Herzensleben einrichten, sind nicht viele zu finden. Der Mensch im großen und ganzen ist ein Kind und das Volk ist ein Kind.

Niemand weiß das besser als die katholische Kirche; sie behandelt das Volk, wie man ein zehnjähriges Kind behandelt. Das Geistige übersetzt sie ins Sinnliche und nun kann es das Volk sehen, hören, fühlen und glauben. So hat die Kirche aus der alten Judenreligion den Schutzengel herübergenommen und als eine sinnliche Gestalt in den christlichen Kreis gestellt. Freilich wird aus dem Sinnbild nur allzuleicht ein Zerrbild.

Nach der Kirchenlehre hat jeder Mensch seinen besonderen Schutzengel, der ihm von Gott beigegeben ist als Beschützer und Führer in allen Gefahren des Leibes und der Seele. Dazu ist, so meint das Volk, der Engel von Gott ausgestattet mit Allmacht, Güte und Weisheit, er ist gleichsam der persönliche Vertreter Gottes, der göttliche Anwalt des hilflosen Menschen auf dieser wüsten, dunklen, feindlichen Welt.

Dieser Schutzengel wird dargestellt als Jüngling in langem, weißem Kleide, mit langen Locken und großen, weißen Fittichen. Die Bilder, wie sie im katholischen Volke überall verbreitet sind, zeigen den Schutzengel, wie er hinter der Wiege des Kindes steht und darüber schützend seine Hand hält; wie er auf schmalem Steg einen Knaben über den Abgrund führt; wie er ein arglos lächelndes Kind über ringelnde Schlangen hinweg leitet; wie er über einen verfolgten Flüchtling schirmend die Palme hält. Auf Martertafeln steht im Hintergrunde des von Gefahr und Tod Bedrohten der Schutzengel. Manche Kapelle, mancher Bildstock an den Straßen ist dem Schutzengel geweiht und die Kirche begeht einmal im Jahre das Schutzengelfest.

Der Gebete zum heiligen Schutzengel gibt es unzählige und viele weihen des Morgens den ersten Gedanken dem Schutzengel:

„O heiliger Schutzengel mein,
Laß mich dir befohlen sein,
Führe mich mit Gottes Gnade
Immerdar auf deinem Pfade,
Und zu Gott im Himmel ein!“

Oder eine beliebtere Variation:

„Heiliger Schutzengel mein,
Laß mich dir empfohlen sein,
Alle Tag und alle Stund',
Bis mein' Seel in Himmel kummt."

„O heiliger Schutzengel mein,
O laß mich dir befohlen sein;
In allen Nöten steh mir bei
Und halte mich von Sünden frei.
Bei Tag und Nacht, ich bitte dich,
Beschütze und bewahre mich."

Es wird wenige katholische Mütter geben, die am Abend nicht vor das Bettlein ihres Kindes hinknien, dem Kleinen die Händchen falten und das Sprüchlein lehren:

„In Gottes Namen schlafen,
Sechs Engel werden mir wachen,
Zwei zu Haupten, zwei zu Füßen,
Zwei zur Seiten mein,
Unsere liebe Frau wird auch dabei sein."

Ein argloses Kind, das noch keine Gefahr kennt und keiner ausweichen kann, braucht also nach der Volksmeinung mehr als einen Schutzengel, braucht deren sechs. Und daß gerade Kinder ihre Engel haben, das fällt mir immer ein, wenn ich ein Kind auf dem Dache klettern sehe, oder mit dem Feuer spielen, oder mit einem scharfen Werkzeug hantieren, oder am Bache springen, oder unter oft halbwilden Rindern umherlaufen, oder mit bissigen Hunden schäkern, vor denen Erwachsene sich ängstlich hüten. Tatsächlich verhalten sich viele Tiere freundlicher gegen wehrlose Kinder, als gegen Erwachsene mit Stock und Peitsche. Mehr als die Gewalt schützt die Liebe.

Eine Mutter entläßt am Morgen ihre Kinder, um sie für den Tag der gefahrvollen, falschen Welt anzuvertrauen. Da sagt sie zum Schulkind: „Bete nur fleißig zum heiligen Schutzengel, daß dir unterwegs nichts geschieht!" Und zum halberwachsenen Töchterlein, das in die Fabrik geht: „Tu' nur auf den Schutzengel nit vergessen, mein Kind, daß er dich beschützt vor Sünd' und Versuchung!" Und zum erwachsenen Sohn, der ins Bergwerk muß: „Vergiß nit, wenn du einfahrst, befiel dein Leib und Seel dem heiligen Schutzengel. Ich will auch zu ihm für dich beten." Und selbst ihrem Manne, wenn er bange zum strengen Arbeitsgeber muß, oder zur Behörde, oder sonst einen schweren Weg zu machen hat, ruft sie zu: „Der heilige Schutzengel wird dich begleiten, daß es gut ausgeht!"

Am Bette der Kranken und Sterbenden steht der Schutzengel. Ich weiß von einer alten Krankenwärterin, die stellte sich nie an die linke Hauptseite des Krankenbettes. „Dort ist dem Schutzengel sein Platz. Dort steht der Schutzengel!" Er steht so, daß er den Kranken rechterhand hat,

am Ehrenplatz, als sei er nur der Diener und als stehe der leidende, irrende Mensch vor Gott höher als der selige Geist. Wenn es dann zum Sterben kommt, wird der Wache haltende Engel gedacht als Cherub mit dem flammenden Schwerte. Denn nun schleicht der „böse Feind" heran, der Teufel, um die ausfahrende Seele abzufangen. Der Engel scheucht ihn zurück. Der Teufel braucht allerhand List, um an den Sterbenden heranzukommen, die Seele zu erhaschen. Da schlägt der Engel mit den langen Flügeln aus, daß die Sterbekerze flackert, und ringt mit dem Teufel, um die arme Seele ihm wieder zu entreißen. Der Teufel hat eine Wage und wirft die Sünden des Sterbenden in die eine Schale; sie sinkt schrecklich nieder. Der Engel sucht die Tugenden und Verdienste des Sterbenden hervor und legt sie in die andere Schale. Sie rührt sich nicht. Er legt die guten Werke der Verwandten hinein, die Gebete, die Almosen, die Bußübungen — die Schale bleibt hoch in der Luft. Der Teufel triumphiert. Nun hebt der Engel einen goldenen Kelch und läßt daraus einen Tropfen in die Schale fließen — es ist ein Blutstropfen vom Kreuze Christi. Die Wagschale sinkt schwer und tief, die Sündenschale schnellt empor, so scharf, daß dem Teufel die Sünden ins Gesicht geschleudert werden. Unter schauerlichem Ächzen verschwindet er und der Engel hat die Menschenseele gewonnen.

Ungefähr so habe ich mir als Kind den Vorgang an einem Sterbebette gedacht. Ich glaube nicht, daß es meiner Phantasie entsprang, mußte die Darstellung wohl einmal von anderen gehört haben, so daß zu sagen ist, sie stammt aus der Glaubensquelle des Volkes.

Wenn der Tote dann aufgebahrt wird, so belegt man in der Bauernschaft seine Brust mit Heiligenbildchen. Darunter der Namenspatron des Verstorbenen, die Sterbehelfer St. Joseph und Barbara, besonders aber auch das Bild des Schutzengels — dessen Tagewerk nun vorüber ist. Was aus einem solchen Engel wird, wenn er seinen Pflegling der Hand Gottes glücklich zurückgegeben hat, darüber ist nichts zu erfahren. Ob er wieder ein anderes Erdenkind übernimmt, oder ob er — wie ein fürwitziger Phantast vermutet hat, seinem Schützling im Himmel als Kammerdiener beigegeben wird — das müßte einem katholischen Scholastiker zur Entscheidung vorgelegt werden.

Freilich wohl wird der Schutzengel nach einer höheren Einsicht und Weisung handeln als der menschlichen. Da war ein Hochtourist, der mit seinem Sporte eine gar edle Neigung verband. Wo er im Hochgebirge arme Leute fand, da war er liebreich und tat ihnen Gutes. Armen Schulen in entlegenen Gebirgsdörfern vermittelte er Lehrmittel, armen Kindern stiftete er zu Weihnachten Christbäume. Von solchen Liebestaten gerührt, schrieb ich eines Tages dem Manne einen Brief, in welchem ihm Dank gesagt wurde besonders für das, was er armen, sonst ver-

lassenen Kindern tue, und der Brief schloß damit: Wenn der Tourist einsam an gefahrvoller Felswand klettert, da wird der Schutzengel eines armen beglückten Kindes über ihm schweben in treuer Wacht! — Wenige Tage nach diesem Schreiben, als der Mann wieder mitten in den Vorbereitungen zur Weihnachtsbescherung armer Kinder war, machte er eine Klettertour, stürzte ab und war tot. Allerdings ein plötzlicher Tod ohne Schmerz und Qual und Sterbensbewußtsein, ein Tod, wie der Naturfreund ihn nicht besser wünschen kann. Dem kurzsichtigen Menschenwunsch ist der Schutzengel nicht nachgekommen — doch hat er's wohl viel besser gemacht, als wir es meinen und ahnen können. Manchmal schützt die Vorsehung den Menschen am besten, indem sie ihn — nicht schützt.

Die Sache hat nun aber noch eine andere Seite. So wie dem Erdenpilger ein guter Geist zu Schutz und Schirm beigegeben ist, so ist ihm auch ein böser Geist zur Seite gestellt. Der kommt vom Teufel und seines Amtes ist, daß er den Menschen schlecht berate, betöre, verführe und zu Grunde richte. Wenn einer nicht fleißig zu seinem Schutzengel betet, so kann es leicht sein, daß der Schutzengel sich zurückzieht und er in die Gewalt des anderen fällt. Man sähe es ja wohl an der Tatsache, sagen die Anhänger dieser Lehre, daß die Menschen von verschiedenen Geistern regiert werden — die einen von guten, die anderen von bösen. Die einen bleiben trotz Anfechtungen und menschlicher Schwächen gut; die anderen werden trotz sorgfältiger Erziehung, vorteilhafter Naturanlage und günstiger Lebensbedingungen schlecht. Dem einen fällt ohne Mühe Gut und Freude in den Schoß, dem andern mißlingt alles trotz Fleiß und Anstrengung. Auf den einen fällt immer das Gute, auf den andern immer das Schlimme, und was man Zufall oder Geschick, Glück oder Unglück nennt, das kommt von dem guten oder von dem bösen Geiste, die jeden begleiten. Nach alter verhängnisvoller Lehre bringt jedes Menschenkind schon bei seiner Geburt Segen oder Fluch mit auf die Welt. Den Segen hat der Schutzengel auszuführen, den Fluch der böse Geist.

So verpersönlichen, versinnlichen die Menschen das, was einzelne besser wissen wollend Fatum, Schicksal, Vorsehung oder gar Zufall nennen. So sind zu allen Zeiten die Götter entstanden. Diese Gestalten unserer Stimmungen, Ahnungen, Sehnsuchten und Wünsche — man möchte sie nicht gerne missen, sie befriedigen nicht allein künstlerisches Verlangen, sie stärken im einfältigen Gemüte auch die seelische Kraft. Aber — es hat sein arg Bedenkliches. Die Vorstellungen werden allmählich zu Wesenheiten, die so wirklich sind, wie irgend etwas Reales nur wirklich und wirksam sein kann, die so mächtig und gewalttätig werden, daß sie Besitz ergreifen vom ganzen Menschen und nichts anderes mehr neben sich dulden. So können die heraufbeschworenen Geister zu Dämonen

werden, die mit Schleiern und immer dichteren Schleiern das Gute und Wahre verhüllen und in die dunkelsten Irrtümer führen. Das ist die Gefahr bei so vielen Gestalten der Kirche für das kindliche Volk.

Viele gibt es, bei denen der Schutzengel eine größere Rolle spielt als Gott. Sie denken nicht, daß er nur der Gesandte Gottes sein soll, der zu jeder Zeit abberufen werden kann, sie messen ihm alle Eigenschaften Gottes bei, mit Ausnahme etwa der Gerechtigkeit. Sie verlangen von ihrem Schutzengel, daß er ihr guter Kamerad sei für jeden Fall, auch wenn sie was Schlechtes wollen, auch wenn sie Unrecht haben. Es gibt Diebe, die den Schutzengel anrufen, bevor sie in dunkler Nacht an den Einbruch gehen. Mancher, der das Messer einsteckt, in der Absicht, bei der Kirchweih mit einem Nebenbuhler zusammenzugeraten, ruft für sich den Schutzengel an. Und von einer jungen Sennin wußte jemand zu erzählen, die Woche um Woche ihren Liebsten in die Hütte ließ. Und als die Folgen davon nicht mehr zu verbergen waren, weinte sie und meinte, „es habe sie halt der Schutzengel verlassen."

In meiner Waldheimat hatte — das war vor vielen Jahren — nach schwersten Stunden eine Bäuerin ein schwächliches Kind zur Welt gebracht. Sie schickte es sofort durch die Patin und die Hebamme zur Taufe in den drei Stunden weit entfernten Pfarrort. „O du armes Kindel", sagte sie zum Abschied, „du hast noch gar keinen Schutzengel vor der Tauf'. Daß dir nichts geschieht unterwegs, so will ich dir *meinen* Schutzengel mitschicken." — Als das Kind von der Taufe zurückkam, war die Mutter tot. „Weil sie ihren Schutzengel fortgeschickt hat!" sagten die Weiber.

So sind die Leute. Durch Täuschung und Torheit tasten sie im dunklen Leben dahin. Und doch geht keiner fehl, dem das rote Licht der Liebe scheint.

Adalbert Stifters Tod.

Das tragische Ende des großen Erzählers ist kein Geheimnis mehr. Nur malt das Gerücht schwärzer als die Wirklichkeit, die zwar furchtbar hart, aber stets in sich begründet ist. Wer bei Adalbert Stifter, diesem tief sittlich veranlagten Menschen, die Wahrheit kennt, der denkt nicht an Schuld, nur an Krankheit und Geistestrübung. Unter dieser Voraussetzung verlangt es uns, dem neuen Werke „Adalbert Stifter, sein Leben und seine Werke" von Alois Raimund *Hein* (Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 1904) das Kapitel über Stifters schmerzvolles Ende auszugsweise zu entnehmen.

Der Dichter war schon längere Zeit leidend gewesen und hatte im Jahre 1867 in Karlsbad und dann in Kirchschlag bei Linz Heilung gesucht. Er kehrte gestärkt in seinen Wohnort Linz zurück.

Je gesünder er werde, so sagte er nach der Rückkehr zu seinen Freunden, desto weniger fühle er das Bedürfnis nach Höhen, zu denen es ihn während seines Krankseins immer hinzog, und desto mehr empfinde er den Mangel des gemütlichen Behagens, dem er doch überall ausgesetzt sei. — Wenn es der Herr des Himmels gütig fügen wolle, so werde ihm doch noch ein heiterer, milder Nachsommer beschieden sein. — „Wir leben still und zurückgezogen. Meine Gattin ihrem Hauswesen, ich meinen Arbeiten. Als Vergnügen habe ich manchen lieben Brief eines Freundes, manches liebe Buch, manchen Spaziergang und etwas Malen, das ich mir erlaube. So lösen sich die Tage, die Wochen ab. Meine Wohnung ist mein Königreich.... Ich bin jetzt fast völlig gesund und fühle mich am wohlsten zu Hause, unter dem, was mein ist, und am allerwohlsten bei der Arbeit, die ja mehr als alles andere mein ist. Witiko, gottlob, ist fertig, und schenkt mir der Herr noch ein paar Jahre, so werde ich diese Zeit der Krankheit segnen als eine Wohltat und Gnade, und es wird sich auch in meinen Arbeiten die größte Reife und Läuterung zeigen."

Aber dieser letzte matte Flug des Hoffens war eitle Täuschung. Denn schon hielt der Todesengel mit schwarzem Fittich an der Seite des müden, siechen Mannes Wacht, bereit, ihn zur ewigen Ruhe zu geleiten.

Der dem hohen und reinen Geiste Stifters wie kein zweiter verwandte Dichter R., den die Verehrung des erhabenen Vorgängers im Dienste der Musen trieb, zu Fuß von Graz nach Linz zu wandern, um den Großmeister von Angesicht zu Angesicht zu sehen, kam gerade noch in letzter Stunde.

„Über der Donaustadt," so erzählte R. von der Begegnung, „lag der sonnigste Vormittag; Stifter saß in seiner Wohnung. — Das erste von seiner Seite war nur die Entschuldigung, daß er mich im Hauskleide — er stak in einem dichtgefütterten Schlafrocke — empfangen müsse, er sei leidend. Dann warf er einen wehmütigen Blick hinaus in den Sommertag. — — Ich sah die Blässe und die feinen Furchen und eine Art von Harm auf seinem Antlitze; das war nicht das heiter behäbige, volle Gesicht, welches den „Studien" als Titelkupfer beigegeben ist. Ich sah die Silberfäden in seinem Backenbarte und in den Locken des Hauptes, auf welches eben die Sonnenstrahlen fielen. — Aber die Strahlen taugten ihm nicht, er ließ die Fensterrollen nieder. Und nun wir eingehüllt waren und keinen Sommer mehr sahen, hub er an, recht von dem Sommer zu sprechen."

Stifters letzter Ausflug war ein Gräberbesuch. Zum Allerseelenfeste sollte die Ruhestätte der unvergeßlichen Mutter in seiner Heimat Oberplan nicht ungeschmückt sein. Einer Anregung des Dichters folgend, hatten die Geschwister in Linz eine marmorne Gedenktafel anfertigen lassen, deren Aufstellung in Oberplan an der äußeren Kirchenmauer zu Häupten des Grabes nun zu besorgen war. Stifter reiste im Oktober nach seinem Heimatsorte und befehligte, eine letzte, stille Freude im Herzen, die Arbeiten der Werkleute. Nach seiner Rückkehr fand er seine Gattin an einer bösartigen Grippe erkrankt, die so heftig war, wie er „nie eine gesehen“ hatte. Er erschrak, und da er fürchtete, es möchte etwa „ein tödlicher Keim“ in diesem Leiden verborgen sein, so war er im Gemüte „unsäglich ergriffen“. Aber sie genas nach zwei Wochen, und obschon sie, da er sie das erste Mal ausführen durfte, „wie ein Schatten“ war, erholte sie sich doch schnell und sichtlich.

Aber nun wurde der Dichter anfangs November selbst von dem Übel erfaßt. Die Krankheit zunächst nicht weiter beachtend, pflegte er teilnehmenden Freunden gegenüber scherzweise zu äußern: „Sie ist höchst ungeschickt, diese Grippe, aber in ein paar Wochen ist's wieder gut. Es ist doch ganz anders als früher; ich behalte diesmal meine Eßlust.“ — Da jedoch einige Zeit vergangen war, ohne daß eine Besserung eintrat, da ihn zudem eine große Heiserkeit befiel und sein Körper kein Verlangen nach Nahrung zeigte, wurde er sehr ängstlich; wenn man ihn trösten wollte, erwiderte er klagend: „Ich bin auf ein Jahr zurückgeworfen; es ist ein Unglück, es ist ein Unglück!“ Gegen Weihnachten trat eine ungünstige Wendung in seinem Befinden ein; der behandelnde Arzt verlangte, daß er für einige Tage zu Bette gebracht werde. Aber aus den Tagen wurden Wochen, und sein Zustand gestaltete sich immer bedenklicher. Fieber und Nachtschweiße zehrten in kurzer Zeit seine letzten Kräfte auf.

Aprent, der in den Leidenstagen sein bester und aufopferndster Freund war, weilte oft an seinem Krankenlager. Mit den wenigen Zeilen, die er in den Weihnachtstagen an seinen stillen Tröster richtete, hat der Dichter den Griffel für immer aus der Hand gelegt: „Meine Leute sagen mir, daß Du in diesen Tagen schon zweimal bei mir warst, und daß sie Dich nicht hereingelassen haben, weil der Arzt es verboten hat. Ich weiß nicht, haben sie es vergessen, daß ich gesagt habe, daß man Dich immer hereinlasse, oder habe ich vergessen, es zu sagen, aber es ist mir sehr peinlich, daß es geschehen ist. Ich bitte Dich also, laß Dir den Gang nicht zu viel werden und komme sehr bald. Ich bin zwar so heiser, daß ich fast nichts reden kann; aber ein Weilchen kannst Du doch bei meinem Bette sitzen, wir reden ein Weniges, und dann gehst Du wieder. Der Arzt sagt, es geht zu Ende, und dann ist alles auf einmal gut . . .“

Es ging zu Ende. Aber das Schicksal hatte für den unglücklichen Dichter noch vier Wochen des grausamsten Martyriums aufgespart. Die Störungen in den Atmungswegen waren nur einleitende Nebenerscheinungen gewesen. Das langjährige, rätselhafte Leiden Stifters, das von den Ärzten als Magenkatarrh mit Gallenstörung bezeichnet worden war, und das durch die Karlsbader Heilquellen wohl vorübergehend gelindert, aber nicht dauernd geheilt werden konnte, bestand in einer krebsartigen Wucherung der Leber. Die innere Zersetzung griff nun mit unheimlicher Schnelligkeit um sich, von wütenden Schmerzanfällen begleitet.

Sobald dem Dichter ein kurzer Augenblick der Ruhe geschenkt war, ließ er sich das Manuskript der „Mappe" reichen, an deren Umarbeitung und Vollendung ihm so viel gelegen war, um darin zu blättern und den Text um einige Sätze weiter zu führen. Die Anfälle steigerten sich jedoch, und die Pein ging endlich in eine einzige, ununterbrochene, überwältigende Schmerzempfindung zusammen. — Von schwarzen Todesahnungen erfüllt, legte Stifter eines Tages mit tränenumflortem Auge sein letztes, unfertiges Manuskript müde aus der Hand, indem er die kaum hörbaren Worte hauchte: „An diese Stelle wird man schreiben: Hier ist der Dichter gestorben."

Aber es war ihm ein größeres Maß des Duldens zugedacht. Noch ging eine schreckliche Zeit dahin, und an jedem folgenden Tage schien die ausgesuchte Grausamkeit sich zu steigern, womit ein unerbittliches Verhängnis diesen erbarmungswürdigen Körper heimsuchte. Der Dichter wälzte sich Tag und Nacht wimmernd und stöhnend auf seinem Schmerzenslager und betete inbrünstig zu Gott um die Erlösung von seinen Leiden.

In der Nacht vom 27. auf den 28. Jänner 1868 stiegen die grauenvollen Qualen zu so betäubender Macht an, daß die rasende Folter des Dichters Sinne verwirrte. Wie von plötzlichem Wahnsinn erfaßt, tastete er — die Uhr hatte eben die erste Stunde nach Mitternacht verkündet — in einem unbewachten Augenblicke mit zitternden Händen nach dem Tischchen, in welchem sein Rasiermesser verwahrt lag, ergriff es und brachte sich in der Raserei des unerträglichen Schmerzes einen furchtbaren Schnitt am Halse bei. Ein dunkler Blutstrom quoll hervor und ergoß sich über das Linnen des Bettes und über die Kissen. Als Frau Stifter nach wenigen Augenblicken das Leidensgemach wieder betrat, fand sie ihren Gatten röchelnd und mit dem nahen Tode ringend. — Mit einem gräßlichen Aufschrei stürzte sie ohnmächtig zu Boden.

Es entstand nun eine entsetzliche Verwirrung in dem Hause. Die Nichte Katharina und die Magd eilten jammernd herbei, und da sie völlig ratlos waren, riefen sie die Hausbesorgerin, Frau Göbel, zu Hilfe, indes der Mann derselben rasch in die Kleider schlüpfte, um einen Arzt und einen Priester aufzusuchen. — Der Lärm des Umherlaufens brachte

auch die Familie des Inspektors der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, Gerbert von Hornau, in der Wohnung des unteren Stockwerkes zum Erwachen, wo sogleich der Gedanke rege wurde, der schwerkranke Hofrat liege im Verscheiden.

Nach wenigen bangen Minuten erschien hastig der dem Stifterschen Hause seit vielen Jahren eng befreundete Domherr Josef Schropp, welcher von der nahen Pfarrkirche nur ein kurzes Wegstück zurückzulegen hatte; er konnte dem Verscheidenden noch die erhabenen Tröstungen der Religion bringen; in der Darreichung der heiligen Sterbesakramente spendeten seine Hände dem langsam erkaltenden Körper des unglücklichen Dulders die letzte Ölung.

Der voll Entsetzen herbeigeeilte Arzt aber fand nichts mehr zu helfen und konnte dem Freunde nur noch die Augen zudrücken. —

Wie über alle Vorstellung gräßlich muß die Pein gewesen sein, unter welcher dieser stets so glaubensstarke Geist zerrüttet und selbstvergessen zusammenbrach, unfähig der eigenen, oft verkündeten Lehre zu gedenken, die das Ausmaß des Duldens dem unerforschlichen Ratschlusse Gottes anvertraut . . .

Als am nächsten Morgen der Sohn des Bildhauers Rint erschien, um die Gesichtsmaske des dahingeschiedenen Dichters abzunehmen, mußte er einen starken Papierstreifen um die blutstarrende Halswunde legen, ehe er daran gehen konnte, sein trauriges Werk zu beenden.

Am 30. Jänner 1868, um 10 Uhr vormittags, wurde die entseelte Hülle des Dichters zu Grabe getragen. Die Schuljugend der k. k. Normalschule, des Gymnasiums und der Realschule schritt in Begleitung der Lehrer und der Professoren dem Sarge voran; ein großer Teil seiner einstigen Amtsgenossen gab dem verblichenen Schulrat das Geleite bis zum Orte des ewigen Friedens.

„Lasset die Kleinen zu mir kommen", hatte er einst gesagt, als er freudig daran gehen wollte, seine Träume von höherer Menschenbildung in heiß erstrebter Wirksamkeit lebendig zu gestalten, und einige der letzten Worte, die er auf dem Sterbebette niederschrieb, drückten die Hoffnung aus, daß mit der Jugend wieder Begeisterung für Edles in die Menschheit kommen werde. „Die Jugend hat die heilige Pflicht, die reinere Flamme wieder anzufachen und in sich fortzunähren." Seine letzten Empfindungen, seine letzten Gedanken, ehe die an Wahnsinn grenzende Raserei des Schmerzes sein verwirrtes Haupt erfüllte, gehörten dem werdenden Geschlechte, von denen nun so viele tränenden Auges seinen Sarg umstanden.

Als sich die unabsehbare Kinderschar, welche der entseelten Hülle des verehrten Schulrates voranschritt, der die Jugend so sehr geliebt und ihr in seinen Schriften das herrlichste Vermächtnis hinterlassen hatte, den Friedhofsmauern näherte, fielen leise und dicht unendliche Schneemassen

vom Himmel nieder und umhüllten den Sarg mit einem weißen Schleier; die feinen Flöckchen kamen in tausendfacher Menge und legten sich eilfertig, geräuschlos und sanft auf das schwarze Bahrtuch, wie als wollte die Natur von ihrem Liebling und getreuen Sänger mit zahllosen zarten Küssen den letzten Abschied nehmen.

So berührten sich der Anfang und das Ende in der gleichen Erscheinung. Da Stifter (63 Jahre früher) in dem stillen Orte des deutschen Böhmerwaldes eben zur Welt gekommen war, begrüßte ihn ein unendlicher, wirbelnder Flockentanz, und im dichtesten Schneetreiben hatte man nun den unerreichten Schilderer der winterlichen Gewalten in die frosterstarrte Erde gesenkt.

Zwei Jahre nach dem Begräbnisse pilgerte R. wieder nach Linz, um die letzte Ruhestätte des verehrten Toten aufzusuchen. Der am Eingange des Leichenhofes stehende Totengräber wußte jedoch nichts von dem Grabe des Dichters. Nach langem Suchen wurde endlich der Platz gefunden, wo der Schöpfer der „Studien“ beerdigt worden war. „Ein hölzernes Kreuz, wie sie auf Dorfkirchhöfen stehen, ragte über dem kahlen Hügel; auf demselben stand, daß Stifter Schulrat gewesen, und daß Gott seiner Seele gnädig sein möge ....“

In jenen Tagen war der Dichter völlig vergessen; verschwunden und verschollen war das Geschlecht, das die „Studien“ vergötterte und sie von Hand zu Hand gehen ließ. Die Lärmpropheten des Augenblicksgenusses hatten den bescheidenen, sinnigen Sänger aus der Gunst der Herzen verdrängt, und R. konnte mit Recht wehmutsvoll ausrufen: „Seine Dichtungen wehen hin durch die wildbewegten Zeiten, wie ein vereinsamter weißer Schmetterling in der Dämmerung des Sturmes.“

Auf der Jagd nach Jugend.

Eines frühen Julimorgens trat ich mit Rock und Stock vor die Meinen hin: „Lebet wohl! Ich gehe fort.“

„Mein Gott, wohin denn schon wieder?“

„Das weiß ich nicht. Mit dem nächsten Zuge fahre ich, wie weit, wohin, das wird sich geben. Einige Tage bleibe ich aus und werde manchmal drahten, wo ich bin.“

„Aber, Mann, das ist unheimlich!“

Köstlich ist das. Wenn man sonst so Tag für Tag auf Stunde und Minute in gespannter Ordnung dahinlebt, dann ist einmal die völlige Ungebundenheit ein köstlich Ding. Man fährt im schönen Land dahin. Jede Gegend, jeder Ort, jedes Seitental, jeder Berg gehört mir, ich brauche nur zuzugreifen oder liegen zu lassen — ganz nach Belieben.

Es erwartet mich niemand und nirgends hält man mich. Ein grauer Fremdling, wie deren hunderte auf der Straße wandern, auf dem Rasen ruhen, im Heu liegen oder im Wirtshaus sitzen: „Frau Mutter! Mir ein Stück Rindfleisch und ein Glas Wein!"

Und wenn sie fragen: „Wer san mer? Woher und wohin?" so ist das Sprüchel: „Ich bin und weiß nicht wer, ich komm' und weiß nicht woher, ich geh und weiß nicht wohin, drum ich auch so lustig bin!" eine Antwort, mit der sich zwar nicht die Polizei, wohl aber zumeist der Wirt zufrieden gibt. Und wenn ich mich selbst frage: Du kennst ja das Bergland, wozu die Mühen und Beschwerden, von denen du fast allemal ganz „matsch" nach Hause kommst? „Was willst du, was suchest du?" so komme ich mir vor wie ein Mondsüchtiger, der plötzlich geweckt wird und sieht, daß er auf dem Dache sitzt. — Und doch hat auf dieser Welt nichts so viel Zweck als gerade das Zwecklose. Das ist das Leben an sich. Aber ich mühe mich doch ab, um zu ergründen, weshalb es mich immer wieder so mit unerbittlicher Gewalt in die Alpen zieht, und mit jedem alternden Jahr noch heftiger. Ob das nicht eine Krankheit ist? Ich suche nicht gerade dieselben Täler und Berge, wo ich schon gewesen, ich suche andere, aber womöglich ähnliche, die dasselbe Licht und dieselbe Stimmung haben, wie ich sie in jungen Tagen erfahren. Die Almen, die ich jetzt suche, sollen von mir bisher nicht erstiegen sein, sie sollen gerade so erobert werden müssen, wie jene in der Jugend. Aber sie sollen so grünen wie einst, und die Felsen sollen so drohen, und die Wasser sollen so rauschen, und die Gemsen sollen so springen, und die Holzer und die Jäger und die Halter und die Sennerinen sollen so gemütlich und so einfältig sein wie einst, und ich will ihnen gerade so einfältig gut sein können, wie einst in jungen Tagen. Ja warum denn so, warum will ich nicht etwas Neuartiges erfahren? Ich weiß keine Antwort. Ich will die Stimmungen, die Empfindungen wieder haben, in denen ich einst so jung und froh gewesen bin. Ich will die Wiederholung des Lebens. Und auf das wird's endlich hinauskommen, meine Bergwanderungen sind ein Plangen und Suchen nach dem Jungsein. So sehnt, so lacht, so weint man seiner Jugend, seiner Vergangenheit nach, wie ich immer wieder ins Gebirge muß eilen mit Mantel und Stecken, mit der Bedürfnislosigkeit und dem unbegrenzten Vertrauen des jungen Menschen von dazumal. Die Jagd nach der Jugend.

Mancher Bergwanderer möge sich fragen, ob es nicht auch bei ihm so ist. Ein halb unbewußtes Verlangen, das Naturgefühl, die Freuden junger Tage auf den Bergen wieder nachzuempfinden?

Als ich nun so einen halben Tag lang planlos durch das Land gefahren war, auch mehrmals umgestiegen von einer Bahnstrecke auf die

andere, mehrmals auf dem Absprung war und doch weiter gefahren bin, stieg ich endlich in einem breiten Alpental aus, neunhundert Meter über dem Meere. Der Zug rollte davon, ich stand auf stillen sonnigen Matten. In breiter Runde sanfte Waldhöhen und in der Ferne ein hohes Gebirge. In Neumarkt war ich, an der kärntnerischen Grenze. Ein Hügelrücken, auf dem eine schöne Ruine steht, verdeckte noch den Ort, durch dessen Platzallee ich bald dahinschritt, um ein gutes Gasthaus zu suchen. Ich nenne nicht gern die Gasthausschilder, das ist Sache des Bädeker; doch macht man, wo es einem gut gefällt, gerne die zwei Sternchen im Gedächtnis. In Neumarkt, der Gasthof am Platze links, ist leicht zu erraten. Im Vorhause wies mir der Wirt zur beliebigen Wahl zwei Eingangstüren zu zwei Gaststuben, eine links, die andere rechts. Wie es oft geht, daß ein einziger zufälliger Schritt, eine an sich völlig unbedeutende Kleinigkeit über den ganzen Lebensweg entscheidet, so entschied für meine Bergwanderung die Wahl dieser Türen. Hätte ich die zur rechten gewählt, so würde die bevorstehende Partie einen ganz andern Lauf genommen haben, denn ich dachte schon nach Kärnten hinab. Aber ich trat zur linken Tür hinein, setzte mich dort an einen Tisch, an dem eine Familie saß, die mir zwar ganz fremd war, mit der sich aber ein Gespräch ergab. Sie war mit einem schönen großen Wagen aus St. Lambrecht da und lud mich ein, nach dem Mittagsmahl mit ihr nach dem genannten Orte zu fahren, wo noch an demselben Tage ein lohnender Berg bestiegen werden konnte. Noch ging ich jetzt zur Ruine hinauf, um das Neumarkter-Tal anzuschauen. Das ist mit seinen sonnigen Matten, mit seinen sanften Höhungen, mit seinen freundlichen Wegen und Sträßlein und malerischen Bauernhöfen, mit seinen weithinliegenden Wäldern und mit dem hohen Gebirgsstock der dreigiebeligen Seetaler Alpen zu einer Sommerfrische wie gemacht. Dazu der heimliche Ort und die Kuranstalt am geschützten Waldhange, für solche, die eine besondere Anstalt brauchen, um zu gesunden. Der Vergleich solcher Kuranstalten mit Wallfahrtsorten ist nicht uneben, hier macht der Glaube selig, dort gesund. Verachtet mir deshalb den Glauben nicht, er hat seine großen Wirkungen. Übrigens gebe ich gerne zu, daß in vielen Kurorten, so wie auch in Neumarkt, der Glaube es nicht allein zu tun braucht.

Die Wagenfahrt ging dann über die Hochebene an dem schön gelegenen Dörfchen Mariahof und an Schauerfeld vorüber und bog westwärts ins Tal zwischen mäßigen Waldbergen. Mein Wagenherr war der Verwalter der Dynamitfabrik in St. Lambrecht, der unterwegs manches Interessante von seinem unheimlichen Beruf zu erzählen wußte. Zur besonderen Illustration begegnete uns an der abschüssigen Straße mit steilem Abhang in die Schlucht, wo das Wasser rauschte, eine Anzahl Wägen, von feurigen Pferden gezogen. Jeder dieser Wägen mit

flacher schwerer Verpackung hatte eine schwarze Blechfahne, um anzuzeigen, daß hier der Tod vorüberfährt. Es war Dynamittransport, dem Bahnhof in Schauerfeld zu. Nun wurden, als wir mitten in dieser Wagenburg waren, ein paar Pferde wild und fingen mit den unseren Händel an. Die Dynamitwägen erhielten Stöße, einer und der andere schien auch bereit, über den Hang zu stürzen, wenn nicht durch Erschütterung lieber der ganze Wagenknäuel in die Luft flog. Aber die Fuhrleute hatten die streitenden Parteien auseinandergerissen, der Tod fuhr schwerfällig ächzend vorüber und wir rollten dem Tale von St. Lambrecht zu.

Die Dynamitfabrik birgt sich, teilweise unter Gebüsch versteckt, in einem Nebentale. Hoch über der Schlucht aus dem Walde ragt der blinkende Turm der Wallfahrtskirche Schönanger. Dort oben Himmelsfriede, hier Krieg und Zerstörung, unversöhnliche Gegensätze nachbarlich wohnend in dieser Alpenidylle. Dieses Dynamitwerk gehört jener internationalen Gesellschaft an, deren Haupt Nobel, wohl als Sühne für das gewalttätige Produkt, die großen Nobelpreise für Kunst und Wissenschaft gestiftet hat, wovon jeder Künstler, Gelehrte und Schriftsteller, also auch ich, einmal einen Brocken zu bekommen hofft. Daß ich wegen Dynamit einmal ein wenig in Lebensgefahr war, gibt mir doch wohl Anspruch darauf?

Nach einer kurzen Einkehr ins freundliche Verwalterhaus machte ich mich an meinen Berg. Es ist die Grebenz, die südlich von St. Lambrecht, anfangs in Wald und dann in Almblößen aufsteigt. St. Lambrecht liegt 1073 Meter über dem Meere, so ist es noch an 800 Meter zu steigen bis zum Gipfel der Grebenz. Von St. Lambrecht, dessen weitläufiges Stiftsgebäude aus der Talung hervorschimmert, waren mehrere Herren gekommen, die von meinem beabsichtigten Bergstieg schon erfahren hatten und denselben mit mir machen wollten. Diese freundliche Fürsorge ist denn auch prächtig zu statten gekommen, um so mehr, als ich daheim mir meinem Töchterlein Martha das Versprechen hatte geben müssen, ganz allein unter keinen Umständen Bergbesteigungen zu unternehmen. Ich hatte auf den förmlichen Schwur schon beinahe vergessen gehabt, voller Gier nach einsamer Wanderung, wie ich sie in längst vergangenen Tagen so oft und glückselig gemacht hatte. Zudem verlangt es auch meine Lunge, beim Bergstieg kein Wort zu sprechen, nicht schnell zu gehen, nie stehen zu bleiben, weder links noch rechts zu schauen, sondern die heilige Bergfreude still und feierlich hinaufzutragen zu den Alpenhäuptern. Die neuen Wandergenossen ließen diese meine Absonderlichkeit gelten und so schritt ich ihnen auf Sehweite voraus durch die Wälder hinan. Am Wege stehen von Strecke zu Strecke gemauerte Bildstöcke mit den üblichen Kreuzwegstationen. Die zwölfte dieser Stationen ist das Kirchlein, das

hoch oben in einem Waldanger steht und an der Vorderwand nach außen die drei Kalvarienkreuze zeigt. Eine Schenke und ein paar Krämerbuden stehen da für die Wallfahrtsfeste an jedem Donnerstag; sie waren jetzt verschlossen und der Tourist muß sich andere Raststätten suchen, und andere Altäre.

Wie bisher folgen wir der roten Markierung, immer durch Wald empor, manchmal gemächlich, manchmal steiler, beschwerlich nirgends. Hie und da hindern Schneebrüche, Zäune sind zu übersteigen, die Waldbäume werden schütterer und verwitterter, endlich nach ein paar Stunden liegt vor uns eine sachte ansteigende Hochmatte, an deren Rand die Hütte steht. Halb Halterhütte, halb Schutzhaus, teils vom Stifte, teils vom österreichischen Touristenklub, der in St. Lambrecht eine rührige Sektion hat, verwaltet. Bei Brot, Butter, Schafkäse und Wein hätte es sich gut anwachsen lassen auf den Sitzbänken um den Tisch, aber wir waren noch nicht auf der Bergspitze, und das kann ein ernsthaftes Touristenherz schwer ertragen. Wir hatten noch eine kleine Stunde zu steigen, wieder durch Baumbestände und endlich über die Almkuppe hinan, bis zu den höchsten fast 1900 Meter hohen Punkten, wo nach Westen und Süden hin die felsigen Abstürze sind. Nach dieser Seite hin sieht man in einige Täler Kärtens hinab. Im Norden hinter dem Murgebiete ragen in langer Reihe die blaudunklen Kuppen und Spitzen der Tauern, hinter welchen auch einige Ennstalerzacken herüberleuchten. Im Osten jenseits des Neumarktertales steht die breite Masse der Seetaler Alpen mit dem Zirbitzkogel, der diese Gegend beherrscht und von dem lange Bergzüge nach Kärnten auslaufen. Im Süden, tief unten ruht das Städtchen Friesach mit seinen alten Burgen und aus dem Hintergrunde des Kärntnerlandes steigen wüst die Karawanken auf. Das ist der Rundblick auf der Grebenz. Aber an diesem Abend sah man nicht alles. Grauer Höhenäther verschleierte selbst nähere Berge, auch der Sonnenuntergang änderte nicht viel. Es war ein in Grau gedämpftes Bild ohne besondere Lichtwirkungen, das Touristenherz wurde nicht ganz gesättigt, blieb aber auch nicht nüchtern. Es stand auf einem Hochaltare, und so wie in den Kirchen gibt es auch im Tempel der Natur Zeiten, da die Bilder verhüllt sind mit grauen Tüchern.

Ein weiches Lüftchen zog vom Zirbitzkogel herüber, das immer mehr Dämmerung zu bringen schien. Wir stiegen lustig zur Hütte nieder, wo bei Kaffee und Sterz ein Plauderstündchen stattfand. Dann suchten wir die Betten auf im Dachraum. Hernach lag jeder mäuschenstill und ich vermute, daß sich keiner zu schlafen getraute aus Besorgnis, durch Schnarchen die Kameraden zu stören. Da war um die Mitternachtsstunde plötzlich auf dem Bretterdache ein heftiges Gepolter. Steinwürfe! Eine weitere Gesellschaft aus St. Lambrecht war angekommen und heischte

Einlaß. Wir hörten sie lange unten in der Stube lachen und johlen, dann verzogen die Nachtschwärmer sich ins Freie, wo sie bei einem großen Feldfeuer die ganze Nacht schrieen und jauchzten, bis die aufgehende Sonne ihren lodernden Brand und die Heiserkeit ihr Singen und Jauchzen zu Schanden machte. Sie werden halt auch betrunken gewesen sein von der Bergluft, und da muß man ein Auge zudrücken. Aber ich hätte lieber alle beide zugedrückt, wenigstens auf ein paar Stunden, um den Herrlichkeiten des folgenden Tages nicht ganz erschöpft entgegenzutreten. — Mancher Tourist hat keine Ahnung, was sein nächtliches Lärmen anderen entreißt — nicht bloß die Nachtruhe, sondern auch die Frische des nächsten Tages, die volle Fähigkeit zum köstlichen Genießen. Und wenn ich weiter denken wollte — kann es nicht eine schlaflose Nacht gewesen sein, die den Mann im Hochgebirge erschöpft liegen bleiben oder vor Müdigkeit straucheln und in den Abgrund stürzen läßt?

Als der über Waldwipfeln aufsteigende Sonnenstern durchs Dachfenster die glühend rote Tafel an die Holzwand warf, ein frohes „Guten Morgen!" vom Himmel, standen wir auf. Nach dem kalten Glase Wasser und der heißen Schale Kaffee waren unsere Nerven in die rechte Stimmung versetzt für den Gebirgsmorgen, der draußen an den Gräsern funkelte und in den Bergen leuchtete. In den Gründen lag noch blauendes Dunkel, auf der Höhe glühten die Wipfel im grünlichen Sonnengolde. Doch wir verließen den frischen Bergmorgen, bevor er zu welken begann, und stiegen, duftende Kohlröserln im Knopfloch, talwärts, und zwar nordwestlich gegen den Auerlingsee, der düster in einer hochgelegenen Waldklamm ruht. Vor uns im grünen Talkessel lag das friedliche St. Lambrecht, in das wir nach einer Stunde munteren Abstieges einzogen. Dort habe ich mich trennen müssen von meinen Kameraden, die mir lieb geworden waren. Besonders zwei Schulmänner darunter, die mußten an ihren Beruf, während der alte „Waldschulmeister" sich ein wenig in die kühle Stiftskirche setzte und nachsann darüber, wie es denn gewesen sein mochte in jenen fernen Zeiten, als in von Barbaren bewohnter Alpenwildnis dieses Kloster gegründet wurde. Die Kirche ist eine der größten in Steiermark, aber ich war nicht hereingekommen, um ihre Architektur zu studieren oder ihre Kunstwerke zu beschreiben; ein paar Augenblicke mit Ewigkeitsgedanken, dann bin ich wieder ins Freie getreten. Noch ein Besuch in der nahen, uralten Peterskirche. Die alten, neu vergoldeten Schnitzereien sind köstlich. Über dem Hochaltar ist ein geschnitztes Abendmahl, dessen fromme Einfalt gleichzeitig zur Rührung und zum Lachen reizt. Jesus reicht über den Tisch her einem Jünger ein wohlgeflochtenes steirisches Bretzel, aber nicht in die Hand, sondern gerade an den Mund hin, so daß der Jünger gleich dreinbeißt. Gleichzeitig gießt ein nächster Jünger Wein in den Krug, damit der Bretzelesser den Bissen ordentlich hinab-

schwemmen kann. Die Alten haben noch so viel Humor gehabt, daß sie das steirische Bretzel als „Leib des Herrn“ nicht genierte.

Der Vormittag war heiß geworden. Was nun? Soll ich hinabfahren nach dem Wörthersee oder ins Gailtal, oder gar nach Tirol hinein? Der Erfolg meines Nachdenkens war, daß ich von alledem nichts tat, sondern ein Wäglein mietete und nach Murau fuhr. Wieder so durchs wald- und mattenreiche Alpental im Sonnenschein! Hie und hie schmucke Einzelhöfe und kleine Dörfer, munter rieselnde Bächlein und ein paar kleine Seen. Einige Minuten lang fuhren wir durch Kärntnerland, das hier eine scharfe Spitze ins Steirische bohrt, ohne übrigens den steirischen Patriotismus zu verletzen. Eine Weile hatten wir außer der vor uns stehenden Frauenalpe, aus deren grünen Almen braune Felsknorpeln hervorquellen, keine hohen Berge um uns; als sich dann aber das Tal zu senken beginnt und sein Wasser, anstatt uns entgegen, mit uns gegen Norden strebt, steigen in der Ferne einzelne Spitzen der Tauern auf. Und siehe, diese winkten. „Du weißt nicht recht wohin. Komm zu uns. Hast uns ja doch so gern gehabt vor vielen Jahren, hast ja manche der Volksgestalten, die du aufgeschrieben, bei uns gefunden. Wir haben jetzt bessere Wege als damals, und wasserdichtere Hütten, und wenn die Wurzler und Köhler und Halter dir jetzt ihre Lebensgeschichten erzählen, so brauchst du nichts mehr hinzuzudichten, das tun sie schon selber. Und die frischen Dirnlein, hörst du, die dir einmal so gefallen haben, sie sind freilich längst welk oder nimmermehr da, aber Nachwuchs ist vorhanden, gerade so rosig und süß wie die Kohlröselein auf dem Birg. Komm zu uns.“ — Was war denn das? Können sie sprechen, die kegelförmigen Berge dort in der blauen Ferne? Wenn ja, dann sollen sie schweigen.

Steil geht der Rest des Weges nieder ins Murtal, und in der Talenge liegt das malerische Nest mit dem vieläugigen Würfel seines Bergschlosses. Murau. Hier Mittagsstation. Dann schickte ich den Wagen nach St. Lambrecht zurück und nahm einen andern auf. Und mit diesem fuhr ich nachmittags ins breite und lange Seitental hinein, das von der Mur sich in nordwestlicher Richtung hinzieht — das Rantental. Unterwegs die erste Begegnung ist unerfreulich. Links an der Straße stehen aneinander drei viereckige Steinsäulen, umwuchert von wildem Buschwerk. Einheimische Wanderer bekreuzen sich oder beten ein Vaterunser für die armen Seelen derer, die an diesen Säulen gestorben sind. Nicht jeder brave Mann hat ein so ständiges Denkmal als die armen Sünder, die hier hingerichtet worden sind. Nun — Friede auch ihnen, sie haben ihre Sache bar bezahlt.

Bei dem kleinen Orte Tratten könnte ich recht gut in das schöne Schöder hineingehen, das mir schon in früheren Jahren so lieb geworden

ist. Doch heute geht's den rauschenden Rantenbach entlang in das uralte Pfarrdorf Ranten und bald darauf zur Stelle, wo von der Straße rechts ein Weg abzweigt und über die Anhöhe in eine der schönsten Alpengegenden unseres Landes führt. Die Krakau. In einem weiten Hochtalkessel, schon von den kahlen Vorbergen der Tauern bestanden, sonnen und schatten sich mehrere Bauerndörfer, in welchen noch alte Lebensart und Sitte herrscht wie vielleicht nirgends sonst im Lande. Ganz rückwärts ist der weitbekannte „Tauernwirt in der Klausen", wo sich gar noch Sommerfrischler niederlassen, die einmal gründliche Ruhe vor gewissen „Segnungen der Kultur" haben wollen. Dann wird's ernst. Das Hochgebirge baut sich auf, und als König desselben der 2741 Meter hohe Preber, der als Grenzstock zwischen Steiermark und Salzburg steht, seine tiefen Seen hegt und seine Bäche niedergießt in die grünen Täler. Wie der Großglockner auf Heiligenblut, so schaut aus dem Hintergrunde der Preber mit seinen Schneefeldern herab auf das Krakautal.

Von der Eisenbahnstation Murau ist ein weiter, ziemlich umständlicher Weg in diese entlegenen Landschaften hinauf. Ich habe ihn diesmal nicht gemacht, wie hold die klaren Berge und die sonnigen Himmel auch gelockt haben. Es kommt ja alles wieder und immer wieder, was gewesen ist . . . . Ich ließ mein Pferd auf dem Sträßlein weiter traben, das südlich den Seebach entlang und am Gstoder vorüber ins Lungau führt. Das geht nun gegen Westen, Wald und Wiesen wechseln im engen Tale, das manchmal zur Schlucht wird. Hin und hin an den steilen Lehnen Bauernwirtschaften und Almhütten. Bei dem Dorfe Seetal, wo links am bewaldeten Fuß des Gstoder die rostbraune Ruine Klauseck ragt, überschreiten wir die Landesgrenze und sind im Salzburgerlande. An einer Kapelle im Waldschachen haben wir den Höhepunkt von 1246 Metern. Nun beginnt das Tal sich zu weiten und der Weg sachte abzufallen. Wir fahren in ein langes, breites Tal, aus dessen fernstem Hintergrunde in der Nachmittagssonne Gletscher glänzen. Ich kann es nicht bestimmen, ob es der Sonnblick ist oder das Hafnereck oder das Hochalmkees. Jedenfalls beginnt dort das Allerheiligste der Hohentauern — das Großglocknergebiet. In jenen Hochwüsten ist auch der Ursprung unserer Mur zu suchen, der man's in ihrem ruhigen Lauf durch das Steirerland nicht anmerkt, von welch hoher Abkunft sie ist und welch eine bewegte Jugend sie hat.

Nachdem wir in großer Sommerhitze an drei Stunden gefahren waren, verlangte es Pferd, Kutscher und Passagier nach erfrischendem Imbiß. Aber diese lungauischen Dörfer haben keine Wirtshäuser. Nachdem wir in drei Dörfern vergeblich nach dergleichen ausgelugt hatten, fand sich endlich im vierten eins mit dem dürren Reisigbüschel über der Haustür. Durch die Fenster grüßten uns Gasttische und Gläserkasten

aber — der Eingang war abgeschlossen. Das Wirtshaus und das ganze Dorf war wie ausgestorben. Alles mochte im Heuen sein oben auf den Almen. Was in den Rebenländern die Weinlese ist, das bedeutet in den Alpenländern das Heuen. Da stehen alle anderen Lebensinteressen zurück und selbst der Pfarrer auf der Kanzel erlaubt unter Umständen auch an Sonntagen das Ernten des Heues.

Dann noch eine Stunde Fahrt durch die Gegend, die von Minute zu Minute sich freier und großartiger gestaltet, bis wir in Tamsweg sind und der unbeschreiblich schöne Bergkranz des Lungaues ausgebreitet da liegt. — Von hier aus konnte ich am nächsten Tage über Mauterndorf und über den Radstädter Tauern gehen oder über den Katschberg nach Gmünd und Spittal in Kärnten oder gar ins Hochgebirge zu den Gletschern. Derlei ist nicht geschehen. Das Maß meiner Bergfreude war wieder einmal voll. Nach all den Bewegungen des solch schöner Strapazen ungewohnten Körpers, nach den Erregungen der überglücklichen Seele kam in der Nacht das wohlvertraute Übel, die Atemnot. Am nächsten Frühmorgen mußte ich froh sein, die zweihundert Schritte nach dem Bahnhof bewältigen zu können. Nach siebenstündiger Eisenbahnfahrt war ich daheim und empfand, daß ich auf der Jagd nach Jugend wieder um einige Tage älter geworden war. Bei Niederschrift dieser Zeilen habe ich alles noch einmal gesehen, erlebt und genossen, aber unvergleichlich köstlicher, als die ungefügen Worte ahnen lassen. Und es war doch nur eine gewöhnliche Fahrt durchs Land gewesen.

Bild'ln von der Roas.

In Volksmundart von **Leopold Hörmann.**

Wanderlust.

Außi aus der staubign Stadt
Mit der Bahn in d' Weit,
Über Stock und Stoan dahin,
Das is 's, was mi gfreut!

Faula Knotzer bleib dahoam,
Wäg und zähl dein Geld —
Mi lockt's volla Lust und Gwalt
Außi weit in d' Welt!

Wald und Hügeln, Berg und Tal,
Meßt d' nöt mit der Elln —
Wer a weite Roas hat tan,
Kann a was dazähln!

Admont.

Z' Admont im Stift
Gibts' a guats Tröpferl Wein;
Wannst d' ebba vorbeikimmst,
Steig' ab und kehr' ein.
Du brauchst di' belei'
Nöt lang aufhalten dort —:
Ehwennst d' as vasiachst,
Geht's per Dampf wieder fort!

's golda Dachl z' Innsbruck.

Da Herzog Friedrich mit der „leern Taschen“,
Der hat, weil d' Leut so redn und waschen,
Amal, wia 's hoaßt, dös golda Dachl baut —
Da ham d' Tiroler Knöpf nöt weni' gschaut!
A heunt no' nach a so vierhundert Jahrn
Toan z' Bruck dö Fremden auf dös Dachl starrn.
Nur mancher macht verdutzt a zwiders Gfriß,
Daß unterthalm a — Kramerladn is! —

Am Tummelplatz.

(Innsbruck.)

A Tod, an ehrenvoller!
Mitten drinn ön Wald
Liegn tausend brav Tiroler
Ön Gräbern still und kalt.

Im Liabn stark und im Hassen,
Jan Schwur erhob'n die Hand —
Gern ham s' eah Leben lassen
Für 's teure Vaterland!

's Batzenhäusl z' Bozen.

Im Batzenhäusl red'n die Wänd,
Da nimmt die Weisheit gar koan End:
Der Preuß, der Boar, der Sachs, der Schwab,
Laßt da an' Spruch, a Bild, a Gab.
Va Wean und Linz, va Graz und Brünn —
Im Batzenhäusl herrscht oan Sinn!
Da gibt 's koan' Hader, gibt 's koan' Streit,
Denn da herrscht nur die Gmüatlichkeit.
Viel Köpf' deckt da an oanziger Huat,
Regiert oan Wort: der Wein is guat! —

Am Luschariberg.

Am Luschariberg
Bin i aufikrailt —
Wegn der Beicht und Buaß
Hät i nöt so g'eilt.

Gehngan Tausend' hin
Mit 'n schwarn Gmüat —
I hab gsunga drobn
Froh mein Wanderliad.

Hab i bet zan Herrn,
Is 's nur döstwegn gschehgn:
Schenk' mir guate Füaß,
Daß i d' Welt kann sehgn!

Heimgärtners Tagebuch.

Vom innerst persönlichen Leben.

Das Wort Erinnerung ist eine gangbare Münze, die sehr klein ist und die doch nicht jeder wechseln kann.

Was ist denn Erinnerung? Landläufig gilt sie als die geistige Wiedervergegenwärtigung von etwas, das vergangen ist. Wenn jemand „Erinnerungen aus seinem Leben“ schreibt, so glaubt alles, er biete Darstellungen aus seiner Vergangenheit, so weit diese ihm etwa noch im

Gedächtnisse ist. Mit welchem Rechte glaubt man das? Mit dem bedenklichen Rechte des Sprachgebrauchs. Man sollte sich doch einmal das Wort und seine unmittelbare, ganz offenliegende Bedeutung ansehen. Heißt es denn Vergegenwärtigung, Wiederinnewerden, Wiederdenken der Vergangenheit? Heißt es Gedächtniserweckung, heißt es Wiederkäuen längst verdauter Zeiten und Begebenheiten? Nein. Es heißt Erinnerung. Einkehr in sein Inneres. Nicht in die Vergangenheit dieses Inneren, sondern in dessen Gegenwart. Es heißt sich besinnen auf sich selbst. Es heißt Wahrnehmung, Bewußtwerdung der inneren Wesenheit, nicht wie sie einmal lebte und webte, sondern wie sie zur Zeit lebt und webt.

Aus dem mißverstandenen Worte kommt das Mißverstehen der Sache. Also gilt es für müßig und zumeist überflüssig, seinen „Erinnerungen nachzuhängen.“ Man meint, so jemand lebe nur in der Vergangenheit, sei ein Träumer, der sich von der fruchtbaren Gegenwart abgewendet halte, für die Zukunft weder Empfindung noch Verständnis habe, also eigentlich ein unbrauchbarer Mensch sei.

Und gerade dem tüchtigen, tatkräftigen Menschen ist vor allem Erinnerung nötig. Das Erinnern auf sich selbst, das Innewerden dessen, was er will, was er kann, das Aufwecken der Kräfte. Alle äußeren Taten, wenn sie richtig sein und bedeutsam werden sollen, müssen so dem Inneren entspringen. Das ist Erinnerung.

Ein Erinnern ist es freilich auch, wenn man in seinem Gedächtnisse Eindrücke der Vergangenheit zusammensucht und wieder belebt. Aber das sind nur Wiederbelebungsversuche, die zumeist mißlingen. Die meisten Menschen trauen so viel ihrem Gedächtnisse zu und haben keine Ahnung, wie unverläßlich, wie falsch es ist, wie es Dinge und Erlebnisse absolut anders erzählt, als sie gewesen sind, oder sich zugetragen haben. Die Vergangenheit unterliegt der Gegenwart, das Tote dem Lebendigen, das Gedächtnis der Phantasie. Die Vergangenheit wird unwillkürlich der Gegenwart angepaßt, in die Gegenwart übersetzt und die Dinge kommen dir nicht zum Bewußtsein, wie sie einst gewesen, sondern, wie du sie heute einbildest. Folglich ist auch in diesem Sinne die Erinnerung nicht ein Zurückgreifen in die Vergangenheit, sondern eine Einschau in die gegenwärtigen Zustände deines inneren Wesens.

Wie oft habe ich selbst Erinnerungen geschrieben. Darf man deshalb annehmen, daß vergangene Zustände und Ereignisse mit buchstäblicher Genauigkeit in meinem Gehirne eingegraben waren und dieselben bloß abgeschrieben zu werden brauchten? Das, was man so „aus der Erinnerung schreibt, ist nicht Reproduktion, vielmehr Produktion. Es ist inneres Erlebnis der Gegenwart, das zwar an Gedächtnisreste aus der Vergangenheit anknüpfen, sich dann aber wie organisches Leben weiter-

entwickeln und — wie der heutige Tag in das Morgen — befruchtend in die Zukunft hineinwachsen kann. Wir hörten es ja: Was nie und nimmer sich begab, veraltet nie. Solche inneren Erlebnisse sind für den, der sie erlebt, so wichtig wie die äußeren. Ja, noch weit wichtiger. Sie sind kein Zufall, sie sind sein wahres Selbst. Sie sind ein lebhaftes Empfinden seines Ich, sie sind ein neues Geschehen. Die äußeren Geschehnisse können zwar oft Anlaß zu den inneren geben, noch öfter jedoch wird inneres Erleben die Quelle des äußeren Erlebens, so daß der Dichter sagen kann: Alles Schicksal steigt allein aus deinem Herzen. Äußere Zufälligkeiten mögen noch so gewaltig an dein Inneres schlagen und zeitweilig es erschüttern. Sie sind gering an Bedeutung gegenüber dem inneren Leben. Die Phantasie, die Freude, die Seelenqual — sie sind fast unabhängig von den äußeren Umständen, sie weben und wehen in ihrer Art fort, so daß der glücklich geartete Mensch von keinem äußeren Schicksalsschlage unterzukriegen ist, während ein unglücklich veranlagtes Innenleben durch kein äußeres Glück selig gemacht werden kann.

Welch seltsame und bedeutsame Dinge ich nach außenhin je erlebt haben mag, sie reichen an Intensität des Eindruckes und der Empfindung nicht heran an die der Ereignisse des inneren Lebens, wie sie schon in der kleinen Herzenswelt des Kindes vor sich gegangen sind. Vieles, was ich so in meine Bücher hinein*gedichtet* habe, ist persönliches Erlebnis von reinstem Blute, sind Ereignisse, die zwar niemand außer mir geschehen sah, die sich in die reale Kette von Ursache und Wirkung nirgends einfügen ließen, und die sich doch zugetragen haben und doch erlebt worden sind.

Darum, wenn Dichter „aus dem Leben" erzählen, ist es nicht immer wohlgetan, Zeit und Ort des Geschehnisses auskundschaften zu wollen, es sei denn, man steige wohlgemut in sein Herz hinein.

Darf der Dichter um gute Rezensionen betteln?

Die Reklame für Kunst und Literatur, die früher nur durch Hintertüren in die Häuser schlich, ist salonfähig geworden. Aber man unterhält sich nicht gerne mit ihr. Man hört der Aufdringlichen bei ihren Großsprechereien manchmal ein wenig zu, man lächelt und foppt sie ein bißchen und wendet sich dann gelangweilt ab.

Wenn der Verleger zu den Buchhändlern geht, ihnen seine Ware anpreist und sie bittet, sich recht dafür zu verwenden, so ist das Kaufmannsbrauch. Wenn der Verleger an Zeitungen und Kritiker Rezensionsexemplare verschickt, damit sie ihre unbeeinflußte Meinung darüber sagen sollen, so ist das auch in Ordnung. Aber wenn der Verleger solchen Rezensionsexemplaren Privatbriefe beigibt, in denen er voll tiefster Er-

gebenheit und zu Gegendiensten bereit um eine gute Rezension bittet, so ist das zum mindesten eine Geringschätzung des Charakters des Kritikers. Wenn aber der Autor selbst bei Erscheinen seines Buches Briefe an die Zeitungen und Kritiker schreibt und um Gotteswillen bittet, das Buch zu loben, wie das jetzt oft geschieht und immer mehr aufkommt — so muß einmal erklärt werden, daß diese Art, berühmt zu werden, ganz und gar unstatthaft ist.

Das geht nicht an. Junge Poeten versuchen's gern und Dilettanten, die es natürlich nicht wissen können, daß sich so was nicht gehört. Und deshalb muß man's ihnen einmal sagen.

Der Künstler und Dichter hat seine ganze Kraft und Wesenheit an sein Werk aufzuwenden, dann aber soll er schweigend hinter demselben stehen bleiben und warten, wie es aus sich wirkt. Er mag wohl auch einen Anwalt suchen, der die führenden Geister auf das Werk des noch Unbekannten aufmerksam macht, er persönlich aber darf die Kritik nicht anders zu Anerkennung und Lob zu beeinflussen suchen, als er es durch den Wert seines Werkes getan.

Der vornehme Mensch läßt nur sein Werk sprechen, er selber schweigt. Ja, schweigt am liebsten auch dann, wenn ihm von einer unverständigen oder mißgünstigen Kritik Unrecht geschieht. Doch meine ich, er solle nicht unter allen Umständen schweigen. Er hat wohl das Recht, an seinem schon veröffentlichten Werke Fehler zu korrigieren, Mißverständnisse zu schlichten oder absichtlichen Verzerrungen und Bosheiten, die sein Werk schädigen können, entgegenzutreten.

Der Dichter soll sein Werk schützen, aber nicht poussieren.

Vornehme Menschen und ein — anderer.

Das klingt wie eine Botschaft aus einer anderen Welt. Aus einer besseren Welt. Eben lese ich's in der Zeitung und fürchte nichts, als ein Dementi.

Ein Maschinen-Werksarbeiter in Fiume, der das Hauptsächliche zur Ergreifung einer großen Defraudationsbande beigetragen hat, verzichtet auf die Ergreiferprämie. Dieselbe beträgt 10.000 Kronen. Der Arbeiter verzichtet darauf freiwillig zu Gunsten der Armen von Wien. Es durchzuckt einen, wie ein elektrischer Freudenstrom. Dem Manne müßte man ein Denkmal setzen, wenn es nicht zu befürchten wäre, daß er's ablehnt. Denn das ist keiner von denen, die für Geld und Ehre brave Leute sind. Das ist einer von denen, die es unter allen Umständen sind.

Aber schon zieht mich aus dieser schönen Menschenhöhe ein anderes Geschehen in den schmutzigen Lehm herab. Wie jener Bauer seinen „glücklichen Tag" gelebt hat. An einem der letztvergangenen Herbsttage war's,

daß ein Großbauer in die Stadt kam, um einen Ertrag für verkauftes Holz und Vieh in die Sparkasse zu legen. Es waren über 2000 Kronen. Auf dem Marktplatz kaufte er sich Trauben, kontrollierte bei dieser Gelegenheit seine Brieftasche und steckte sie wieder in den Rock. Aber dann — vor dem Sparkassagebäude angelangt, tat er einen Schrei, stürzte lärmend und mit den Armen ausschlagend zurück auf den Platz und war leichenblaß im Gesicht. Sein Geld war weg. Beim Einstecken fehlgeschoben. Da torkelte ihm ein altes Weiblein zu; es ging an der Krücke vor sich hingebeugt, weshalb es leicht sehen konnte, was auf der Erde lag. Sie hielt die Brieftasche in der Hand: „Habn's vielleicht was verloren, Vaterl?"

Die Brieftasche an sich reißend, sprudelte er Worte der Wonne hervor. „Tausend Gulden san drin!" rief er triumphierend. „So a Geld verlieren! Das wär' a Bissel was. Frei ins Wasser müßt ma gehn!" Und da er merkte, daß das Weiblein völlig außer Atem war, so eilends hatte es ihm zugesteuert, öffnete er die Tasche und reichte der Finderin einen Zehnkronenschein: „Das g'hört Ihnen, Frauerl, weil's gar a so g'laufen san. Gunnens Ihnen a Glasel Wein. B'hüt Ihna Gott!"

Die Alte stand krumm da, schaute ihm nach, und zeigte einem Wachmann, der herbeigekommen war, den Geldschein.

„Wie viel, sagte er, wär' in der Taschen gewesen?" fragte der Wachmann.

„Tausend Gulden, sagt er."

Rief der Wachmann dem Bauer, der noch nicht um die Ecke war, nach: „Vetter! Stehen bleiben! Kommen S' her! Sie haben dieser Frau zehn Kronen als Finderlohn gegeben!"

„Aber mei, ist ja gern geschehen. Wenn ein Mensch so ehrlich ist, da gibt man gern was. Hat mich recht g'freut."

„Sagen Sie, wie viel Geld war in der verlorenen Brieftasche?"

„Hisch eins, hisch eins, Herr" antwortete der Bauer, der nun zu merken begann, um was es sich handelte. „Mein Viehgeld. Bei dreihundert Gulden wirds machen."

„Zeigen Sie einmal her!"

Er zauderte, tat es endlich aber doch und unter der Zeugenschaft eines zweiten Wachmannes wurde nachgewiesen, daß sich 2020 Kronen in der Tasche befanden.

„Sie wollen diese arme redliche Frau mit zehn Kronen abfertigen. Wissen Sie, daß sie gesetzlich 202 Kronen Finderlohn zu fordern hat?"

„Wa nit aus!" sagte der Bauer und machte ein langes Gesicht.

„Wenn Sie der Finderin diesen Betrag nicht auf der Stelle auszahlen, so müssen Sie mit ins Polizeiamt!"

Klagend und jammernd über ein solches Unglück kribbelte der Großbauer den Betrag mit aller Umständlichkeit aus der Tasche. Konnte es aber nicht begreifen, daß ein Mensch wegen eines kleinen Versehens, die Brieftasche neben die Tasche zu stecken, so hart gestraft werden soll. Und daß ein anderer fürs Aufheben und Wiederhergeben so einen Haufen Geld kriegen soll.

Da krümmte das alte Frauchen sich noch tiefer, und als ob sie es in den Erdboden hinein sagen wollte: „Wenn's Ihnen gar so hart ankommt, Mann! Ich brauch' sein Geld nicht. Wenn's bisher ohne das gegangen ist, wirds es fürder auch tun. Wachmann, lassen S' ihn aus. Ich schenk' ihm's. Da haben's auch das. — Behüt Ihna Gott!"

Sie schob ihm hastig den Zehnkronenschein in die Hand, der Bauer nahm ihn wirklich an, bedankte sich und eilte der Sparkasse zu. — Nachher daheim seinen Bekannten erzählte er das selbst und nannte es einen „glücklichen Tag!"

Der tote Soldat.

The most precious tears are those, with which Heaven bedews the unburied head of a soldier.

O. Goldsmith.

Auf ferner fremder Aue,
Da liegt ein toter Soldat,
Ein ungezählter, vergess'ner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei,
Denkt keiner, daß, der da lieget,
Auch wert eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefall'nen
Viel Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Träne noch Wort. —

Doch ferne wo er zuhause,
Da sitzt beim Abendrot
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: „Gewiß, er ist tot!"

Da sitzt eine weinende Mutter
Und schluchzet laut: „Gott helf'!
„Er hat sich angemeldet:
„Die Uhr blieb steh'n um Elf!"

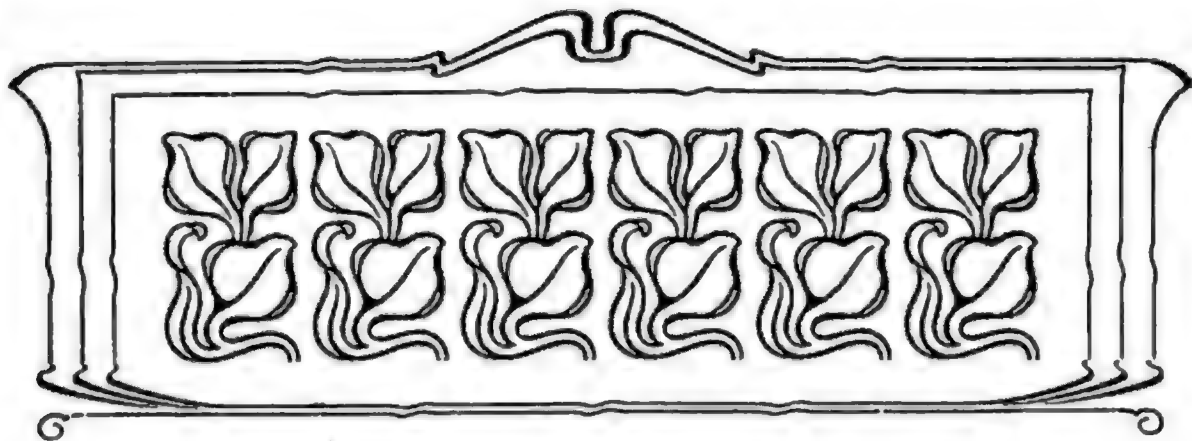
Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus ins Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
„Meinem Herzen stirbt er nicht!" —

Drei Augenpaare schicken
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen, toten Soldaten
Ihre Tränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Tränen
In einem Wölkchen auf
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber im raschen Lauf;

Und gießt aus der Wolke die Tränen
Aufs Haupt des Toten als Tau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner fremder Au.

Aus Joh. Gabriel Seidls „Bifolien" (1. Aufl. 1836).



Kleine Laube.

Wie Schiller begraben wurde.

Bevor in dem nun beginnenden Schillerjahr die Lichtgestalt aufsteigt, wollen wir den dunklen Hintergrund betrachten, der des Dichters Erdenwallen begleitete und mit dem es abschloß.

In einem dünnen einfachen Tannensarge wurde seine Leiche in dem Landschaftskassen-Leichengewölbe auf dem Friedhof zu Weimar beigesetzt — standesgemäß wie eine gleichzeitige Chronik meldet, nämlich als Fürstlich Sachsen-Meiningenscher Hofrat. In letzter Stunde noch verhinderte es der Bürgermeister Schwabe, daß der große Tote nach Ortssitte wie irgend ein beliebiger Sterblicher durch eine der Zünfte zu Grabe getragen wurde. Elf Freunde des Verstorbenen übernahmen auf Schwabes Ansuchen diese Ehrenpflicht. Mit Hülfe des Totengräbers wurde auf dem Kirchhofe der Sarg Schillers zu den anderen zehn bereits früher dort eingesenkten Särgen gestellt.

Als nach Verlauf zweier Jahrzehnte der obengenannte Hofrat Schwabe sich das Gewölbe öffnen ließ „um den Schädel Schillers als teure Reliquie sich herauszuholen", bot sich ihm ein trauriger Anblick. Die Särge — es waren mittlerweile 13 geworden, die zum teil über einander gestellt worden — waren zerquetscht und auseinandergefallen und vor dem Beschauer lag ein wüstes Durcheinander von Schädeln, Knochen und Moder. Hofrat Schwabe ließ sich nun die vorgefundenen Schädel in seine Wohnung bringen, stellte sie nebeneinander auf und lud eine große Anzahl von Männern ein, die Schiller noch persönlich gekannt hatten. Das Ergebnis war überraschend. Vor die Frage gestellt, welches Schillers Schädel sei, deuteten alle ohne Ausnahme auf einen und denselben Schädel; er war durch seinen charakteristischen Bau unverkennbar. Schließlich meldete sich auch ein ehemaliger Diener Schillers aus Jena, der kundgab, Schillers Haupt müsse alle Zähne besitzen bis auf einen, den sich der Dichter in des Dieners Gegenwart habe ziehen lassen. Auch dieses Merkmal stimmte. Bekannt ist, daß auch Goethe den Schädel seines Freundes mit Bestimmtheit erkannte.

Auch die übrigen Gebeine Schillers wurden von dem hiermit betrauten Professor Schröter aus Jena aus dem Chaos wieder aufgefunden, bis auf einen einzigen Armknochen. Dann wurde der Schädel Schillers mehrere Jahre lang in der Bibliothek aufgebahrt, getrennt von den übrigen Gebeinen, bis König Ludwig I. von Bayern auf das Unnatürliche dieses Zustandes nachdrücklich hinwies. Er erwirkte von Karl August den Befehl, daß des großen Schiller sterbliche Überreste endlich vereinigt wurden. Seit 1827 ruhen sie in der Fürstengruft; von dem Schädel wurde ein Gypsabguß genommen, der jetzt in der weimarischen Bibliothek aufbewahrt wird.

Aber der arme Schiller sollte immer noch nicht zur Ruhe kommen. Seine sterblichen Überreste sind allerdings nicht wieder von Ort zu Ort gewandert und seine unsterblichen Werke sind auch unverrückbar im Gedächtnis seines Volkes. Nun aber fangen die Denkmäler, die man ihm gesetzt hat, zu wandern an.

Ein Leser aus Wiesbaden erzählt der „Jenaischen Zeitung": Dort zierte einen großen mit prächtigen Anlagen geschmückten Platz die Büste Schillers und ihm zu Ehren wurde der Platz Schillerplatz benannt. Da ereignete es sich, daß Wiesbaden auch dem Kaiser Friedrich ein Denkmal setzen wollte. Auf Wunsch der Kaiserin Friedrich, so erzählt man sich, wurde nun gerade der Platz ausgewählt, dem bisher Friedrich Schiller seinen Namen gegeben hat. Der Dichter mußte dem Kaiser weichen. In den Grundstein aber, unter des Dichterdenkmals Sockel, hatte man wie üblich Münzen und Urkunden eingelassen. Diesen Grundstein gedachte man gleichfalls auszuheben und mit dem Schillerdenkmal zu verpflanzen. Aber es wurden Bedenken laut, man fürchtete dabei eine neue Quelle anzuschlagen — kurz der Grundstein des Schillerdenkmals blieb, auf ihm erhebt sich jetzt das Denkmal des Kaisers Friedrich und der Platz heißt nun Kaiser Friedrichsplatz. Die Büste Schillers aber harrt in irgend einem geschützten Bodenwinkel der Auferstehung, sie hat noch keinen Platz wieder gefunden.

Es wird einem schwer, solche Dinge in der Öffentlichkeit zur Sprache zu bringen, setzt genanntes Blatt bei. Wir Deutschen verehren in Kaiser Friedrich einen Herrscher, der tief im Herzen seines Volkes lebt, sowohl als der tapfere und beliebte Heerführer wie auch als der „edle Dulder" auf dem Throne. Ferne sei es von uns, seinem Andenken nahetreten zu wollen. Aber selbst der glühendste Monarchist kann eine Handlungsweise nicht verstehen, wie sie in Wiesbaden beliebt worden ist. Kaiser Friedrich ist ein Nationalheld, ein großer Mann seines Volkes, der Dichter Schiller aber ist ein Weltbürger in des Wortes edelster Bedeutung. Sein Lebenswerk ragt hinaus über die räumlichen Grenzen seines Vaterlandes und über die zeitlichen Grenzen der Jahrhunderte. Kein anderes Volk der Welt würde es über sich gebracht haben, das Denkmal von einem seiner größten Geister in den Winkel zu stellen, um an seinen Platz ein Kaiser- oder Königsdenkmal zu setzen.

Das blieb dem „Volke der Dichter und Denker" vorbehalten.

Die Tanne.

Ein Märchen von Elisabeth Gnauck-Kühne.[1])

Es war eine steile Straße, die am Fuß des Schieferberges stracks hinanstieg. Erst auf halber Höhe wurde es besser: da zog sich der Weg an der dünn bewaldeten Berglehne hin, rechts ein lückenhafter Tannensaum, durch den die Böschung von schwarzblauem Schiefer hindurchschimmerte, links ein leichtes Geländer, über das man in ein enges Tal hinabsah, auf dessen schmaler grüner Sohle ein kleiner Wasserlauf wie ein Silberfaden glänzte. Wer aufmerksam genug war, entdeckte zur Rechten zwischen den Tannen am Wegrande einen schmalen, versteckten Pfad, der in kurzer Windung zu einer höher gelegenen Baumgruppe mit buschigem Unterholz führte, in dessen Schatten eine roh gezimmerte Bank stand. Von hier hatte man eine herrliche Aussicht über bewaldete Höhen, grüne Wiesen und fruchtbare Felder in die weite, lachende Welt hinein bis zu dem fernen Höhenzuge, der sich im Blauen verlor.

[1]) Aus „Goldene Früchte aus Märchenland." Märchen für jung und alt von Elisabeth Gnauck-Kühne. Bremen. G. A. v. Halem. Dieses reizende Büchlein ist empfehlenswert, nicht bloß des in wahrer Bedeutung sinnigen Textes willen, sondern auch seiner ganz außerordentlich wirksamen Bilder von Franz Stassen wegen, die an Kraft und Schönheit so viele Märchenillustrationen übertreffen. Die Red.

Vor der Bank stand eine kleine Tanne; sie hatte erst drei kurze Zweige und konnte noch nicht über die Pechnelken hinwegsehen, die ringsum geblüht hatten und nun dürr und braun dastanden. Aber das runde kleine Ding hatte einen so kräftigen Mitteltrieb, daß die anmutige Birke, die in der Nähe wuchs, zu ihrer Nachbarin, der großen alten Kiefer, bemerkte: „Gib acht, Nachbarin, aus der Kleinen wird was, der Herztrieb ist gut."

„Ja, ja, ich sehe es," entgegnete bedächtig die Kiefer, „die Krone ist gesund, — und das ist die Hauptsache; aber ich meine doch, das Dingelchen sieht recht zart aus. Wenn es nur nicht einen innerlichen Fehler hat!"

„Ich hab's gar nicht eilig, groß zu werden," lachte die kleine Tanne dazwischen, „es gefällt mir gerade so, wie es ist. Im Winter deckt das fallende Laub mich zu und im Sommer beschatten mich eure Zweige. Übrigens bin ich in diesem Jahre schon so gewachsen, daß ich die Pechnelken fast eingeholt habe."

„Das ist was Rechtes," kicherte ein Haselnußstrauch, „da kannst du stolz sein!"

„Ich fürchte, wenn ich so groß werde wie ihr," fuhr das Bäumchen unbeirrt fort, „dann bin ich nicht mehr dabei, wenn der Thymian duftet und die Immortellen blühen und der gelbe Steinklee freundlich nickt, dann sehe ich auch nicht mehr, wie die fleißigen Bienen Honig schaufeln. Wißt ihr Alten noch, wie der Thymian duftet, oder seid ihr zu groß dazu? Und nach der Blüte die Beerenzeit! Ich habe blaue und rote und schwarze Beeren gesehen und weiß kaum, was schöner ist: wenn die Blüte sich öffnet oder wenn die Früchte sich runden und färben. Freut ihr Großen euch noch über die Beeren?"

„Das ist wirklich ein kindisches Geschwätz," gähnte die Kiefer und wandte sich ab, „aber man kann ja nicht mehr verlangen!" Die Birke dagegen streckte einen zarten Arm, so tief sie konnte, zu der kleinen Schwätzerin hinunter und liebkoste sie.

„Ich will dir auch noch etwas sagen, liebe Birke," flüsterte die Tanne, „aber auch nur dir . . . Weißt du: ich höre auch die Erde singen."

„Was ist das, du Närrchen?" fragte die Birke.

„Ja," bekräftigte die Tanne, „die Erde singt, und ich höre ihr zu. In der Nacht friert es jetzt schon und der Rauhfrost liegt wie eine feine weiße Decke über der Erde, und wenn dann die liebe Sonne kommt und so heiß scheint, daß einem ganz wohlig wird und man sich nach ihr reckt und streckt, dann schwindet der Rauhfrost und dann höre ich ein liebliches Klingen in dem schwarzblauen Gestein, bisweilen leiser, bisweilen lauter; je kälter es aber in der Nacht war, desto kräftiger höre ich den Gesang. Das ist das Lied der Erde an die Sonne."

„Hm," meinte zweifelnd die Birke, „ich bin so alt und stehe hier schon so lange, aber davon weiß ich nichts. Doch mag es wahr sein. Wenn du morgen das Lied wieder hörst, dann mache mir ein Zeichen."

„Ja, das will ich," versprach das Bäumchen, „aber du darfst dich dann nicht bewegen, nicht einmal Herzklopfen darfst du haben."

Die Birke lächelte vor sich hin.

„Am schönsten ist es aber doch, die Menschen hier auf der Bank zu sehen und sprechen zu hören," begann die Tanne noch einmal; „ein alter Mann mit weißem Barte klettert oft herauf, stützt die Hände auf den Stock und sieht lange, lange in die Weite, während ein kleiner Hund zu seinen Füßen liegt und mit den Augen blinzelt. Dann kommt auch eine alte Frau, die sich auf der Bank ausruht und den Staub vom Saume ihres verschossenen Kleides ängstlich abschüttelt. Vor einigen Tagen kamen auch zwei junge Menschenkinder, die hielten einander bei der Hand und ließen sich erst los, als sie sich auf die Bank setzten, er an das eine Ende, sie ans andere. So saßen sie lange und sprachen kein Wort. „Die drei Jahre gehen

auch herum," sagte er endlich, „dann bin ich wieder da"; und er brach von jener Eiche dort einen Zweig ab, den reichte er ihr und sie nahm ihn und hielt ihn so sonderbar fest. Dann gingen sie wieder. Weißt du nicht, Birke, was aus den beiden geworden ist?"

„Nein," antwortete die Nachbarin, „aber sie werden schon wiederkommen, mir ist nicht bang."

Die kleine Tanne war still geworden; sie konnte den Gedanken an die beiden nicht los werden. Und als der Abend kam, da ging sie nicht mit der Sonne zur Ruhe, sondern sah den letzten Strahl verglimmen und das Abendrot am Himmel verblassen, — sie schlief nicht ein. Als sie so stand und nach oben schaute, da sah sie hoch über sich an der blauen Himmelsdecke ein glänzendes Licht, das kam ihr vor wie ein leuchtendes Auge. Es funkelte und strahlte und glitzerte und schien sie geradeaus anzusehen. Der kleinen Tanne wurde ganz eigen zu Mut, sie vergaß alles ringsum und sich selbst und sah wie verzaubert nach oben, bis der nächtliche Himmel im Osten verblaßte, rote Streifen als Boten der Sonne erschienen, und der Morgenwind die funkelnden Himmelslichter ausblies . . . Traumverloren stand die kleine Tanne da, bis das Haar der Birke sie berührte. Da sah sie ernst zu ihr auf und fragte: „Hast du gestern abend das große, strahlende Licht am Himmel gesehen? Sage mir, was ist das?"

„Das ist ein Stern," sagte die Birke.

„Ein Stern? O, wie herrlich ist ein Stern! Ich wollte, er käme heute abend wieder und sähe zu mir herunter."

„Das wird er schon," tröstete die Birke, „er wird heute und noch manchen anderen Abend wiederkommen."

Die Tanne verbrachte sinnend den Tag. Gegen Abend reckte und streckte sie sich, um den Stern kommen zu sehen, — und wirklich: da stand er am Himmel, groß und klar, und sah sie an. Das Bäumchen meinte, es müsse stracks hinaufwachsen, so fühlte es die Sehnsucht in sich schwellen, aber am andern Morgen war es noch so klein wie vorher und der Stern verschwand. Da faßte die Tanne den Wunsch, zu wachsen und dem Sterne näher zu kommen: sie wurde still und in sich gekehrt, so daß es ihren Nachbarinnen bald auffiel.

„Warum bist du so schweigsam, Kleine?" fragte die freundliche Birke.

„Ach, ich habe so viel zu denken, daß ich nicht sprechen kann," meinte die Tanne, „und dann nehme ich alle Kraft zusammen, um zu wachsen."

„Da hast du ja deinen Sinn recht geändert," bemerkte die alte Kiefer trocken, „früher ducktest du dich am liebsten in dein behagliches Nest."

„Ja, das tat ich," bekannte das Bäumchen, „aber seit ich den Stern gesehen, ist alles anders. Nun will ich groß werden, um ihn zu erreichen."

„Den Stern," rief die Kiefer, „ich glaube, du bist verschroben. Aber habe ich's nicht immer gesagt," mit diesen Worten wandte sie sich triumphierend zu der Birke, „daß das kleine Ding innerlich nicht gesund ist? Nun höre doch: den Stern will es erreichen!"

„Sei doch nicht so hart," meinte tadelnd die Birke, „das Bäumchen weiß noch nichts vom Leben, es redet, wie es klug ist. Mit Hohn besserst du nichts. Ich habe das kleine Ding doch gern." Und sie streichelte es freundlich.

Die kleine Tanne hörte nur mit halbem Ohre zu; sie hatte keinen Augenblick zu verlieren, denn es trieb sie mächtig hinauf, dem Stern entgegen. Nach und nach gewöhnten die Nachbarn sich an ihr verändertes Wesen, selten nur stach die alte Kiefer mit spitzen Worten nach ihr, und die gute Birke wurde es müde, immer zu ermahnen und zu warnen: „Du gehst zu weit, halte Maß, verachte dein Los nicht."

„Das tue ich nicht, wirklich nicht,“ verteidigte sich dann bekümmert die Tanne, „aber der Stern liegt mir im Sinn und deshalb spute ich mich, groß zu werden und ihm entgegenzuwachsen.“

Und sie wuchs und dehnte sich kraftvoll aus. So sehr durchdrang und beseelte die Sehnsucht ihr ganzes Sein, daß selbst die Zweige sich nach oben bogen, als ob das Licht sie hinanzöge. Der Herztrieb stand kraftvoll und aufrecht, und die Knospen künftiger Zweige bildeten eine kleine Krone auf seiner Spitze. Nach drei Jahren war sie weit über die Bank hinausgewachsen, und als die beiden jungen Menschenkinder wiederkamen, da war der Baum ebenso groß wie sie.

„Wie ist der Baum gewachsen!“ rief der Jüngling erstaunt.

„Nächstes Jahr wird er uns die Aussicht nehmen,“ meinte das Mädchen.

Da sprang er von der Bank auf, faßte den Baum mit starker Hand und brach ihm das Herz aus.

Die Tanne ächzte und stöhnte, das Jungfräulein sprang erschreckt auf, — und der Mann stand da und sah den zerstümmelten Baum an, und es ging wie Mitleid über sein männliches Antlitz.

Lange kränkelte die Tanne; Blutstropfen und Tränen rannen an ihrem Stamme herunter und sie wünschte sich den Tod. Die Birke tröstete sie, so gut sie nur konnte: „Fasse Mut! Wenn du auch nicht wieder in die Höhe wächst, so wirst du in die Breite gehen, und dein Stamm wird stark und holzreich werden, du erfreust dich wieder an dem Duft des Thymian, an den Blüten und Beeren und hörst zu, wenn Frau Sonne auf der großen Erdenharfe spielt.“

„Liebe, gute Birke,“ erwiderte die Tanne wehmütig, „sieh mich doch an! Bis in den kleinsten Zweig hinein ist mir die Sehnsucht nach dem Stern gedrungen . . . Streben nicht alle meine Äste nach oben? Nun soll ich sie wieder nach unten biegen, der dunklen Erde zu, soll meinen Stern vergessen? Nein, das kann ich nicht. Ein Leben ohne Licht: Das ist der Tod.“

„Was hast du denn nun eigentlich von deinem Stern gehabt?“ Mit dieser Frage mischte sich jetzt die Kiefer ein. „Was hast du erreicht? Ist er etwa heruntergekommen und hat dich beschützt? Oder hat er dich hinaufgezogen? Ich dächte doch, jetzt müßtest du geheilt sein und vernünftiger denken. Du hast ja gesehen, daß nichts dabei herauskommt. Im Gegenteil. Wärest du nicht wild emporgeschossen, dann wäre dein überschlanker Stamm nicht gebrochen. Du selbst bist an deinem Schicksal schuld. Übrigens glaube mir: der Stern ist so hoch über dir, daß es einfach Narrheit ist, zu ihm emporzustreben.“

Da war's, als ob eine Windsbraut durch die Tanne fuhr; ihre Kraft schwoll wie eine Meereswoge, stolz und fest richteten rings um den verstümmelten Stamm die Zweige sich auf; eine kurze Weile stand sie still, als schöpfe sie tief, tief Atem, dann rief sie zornig: „Und doch! Ich strebe weiter zu meinem Stern empor! Der Schlag hat mir den Stamm, aber nicht den Mut gebrochen: ich komme doch ans Ziel!“ Sie rief es so laut, daß die Kiefer sich gekränkt zu der Birke wandte und bemerkte: „Es ist einmal nicht richtig mit ihr, man muß Geduld haben.“ Die Tanne aber reckte und streckte sich, und der jüngste kleine Seitentrieb richtete sich auf und bog sich nach der Mitte zu, wo die Krone fehlte, und wuchs an Stelle des Herztriebes stolz und frei in die Lüfte, und die Zweige alle folgten der Führung und wiesen grüßend mit der Spitze nach oben.

Die jungen Menschenkinder sah die Tanne nicht mehr Hand in Hand. Nach zehn Jahren kam der Mann allein, setzte sich auf die Bank und betrachtete lange den schlanken, hochgewachsenen Baum, dem er einst das Herz ausgebrochen hatte. Dann legte er in trübem Sinnen die Hand auf die längst vernarbte Wunde und

ließ die Finger sanft über die Biegung des Seitenzweiges gleiten, der die Führung übernommen hatte. Aber plötzlich hob er den Kopf, richtete sich straff auf und stieß den Stock fest auf die Erde. „Und doch strebst du mutig hinan!“ rief er in den Wald hinein.

„Und doch!“

Dann ging er mit festen Schritten in die weite Welt hinein.

Singvögel.

Weltgeschichte.

Den Schneestaub durch die Gassen fegt
Ein eisigkalter Wind,
Und wer einen warmen Mantel trägt,
Sieht nicht das arme Kind.

Ein hoher Karren schwankt heran:
Kuh, Kalb und Schweinsgesind',
Und wer den Metzger zahlen kann,
Der frißt das arme Rind.

Füg' einem nur ein kleines Leid,
Er fällt dich wütend an,
Vielleicht auch nur aus blindem Neid
Und nur um eitlen Wahn.

Was heißt „der Weltgeschichte Lauf“?
Ein großes, hohles Wort!
Der Harte zehrt den Schwachen auf,
So war's und währet fort.

Hermann Hango.

Heuduft.

Ein Knabe war ich, der das Haus gepflegt,
Vom lieben Mütterlein hinausgesendet,
Und als die Schwaden all ich umgewendet,
Hab' ich mich in das duftige Heu gelegt.

Und aus der Tasche zog ein Buch ich vor,
Von deutschen Dichtern auserlesene Proben.
Bald war mein Geist dem Wiesental enthoben
Und schwebte in der Dichtung höherm Chor.

Wie riß da Schillers Feuergeist mich hin!
Mich rührte Lenaus Schwermut fast zu Tränen
Und hin nach Hellas weckte mächtig Sehnen
Der sanfte, träumerische Hölderlin.

Ich schwelgte in des Schönen Überfluß,
Mir schwoll das Herz vor seligem Vergnügen,
Ich sog die Poesie in vollen Zügen
Und ward berauscht vom göttlichen Genuß.

Seitdem oft, wenn an einer Wiese Rand
Süß zu mir dringt des Heudufts zarte Schwele,
Spür' wieder ich den Wonnerausch der Seele,
Den ich als Knabe dazumal empfand.

Wilhelm Idel.

Frohes Wandern.

Talaus die Straße nun entlang,
Jetzt geht es an das Wandern;
Was mir das Herz macht trüb und bang,
Daheim laß ich's den andern.
Ich nehme kleines Ränzel mit,
Schneid' mir 'nen festen Stecken,
Als Zehrgeld geb' ich heitres Lied
Und suche Drach' und Recken.

Den hohen Bergen geht es zu
Und dann den reichen Auen,
Mich treibt es sonder Rast und Ruh'
Die Lust der Welt zu schauen.
Daheim beschlich mich Gram und Neid,
Die Trauer tat mich drücken;
Nun aber flieht der Menschen Leid
Vor meinen hellen Blicken.

An Gräbern geht es auch vorbei,
Die ernste Mahnung sprechen
Und an Ruinen vielerlei,
Die sich im Sonngold brechen.
Dann lüpfe ich den Hut und fromm
Sprech' ich der Mutter Segen;
Mit Burg und Schlössern wallt Willkomm
In neuem Bild entgegen.

Der Wald rauscht mir von alter Zeit
Geheimnisvolle Kunde,
Der Bach gibt mir ein lieb Geleit
Und plauscht mit vollem Munde.
Wie kleiner Vögel Freudenruf,
So jubelt meine Kehle;
Und den, der Lust und Wandern schuf,
Den preist auch meine Seele.

Karl Krobath.

Spätherbst.

Sonnige Novembertage,
Laubfall in den Wäldern,
Herden auf den Feldern,
Stille Freude, keine Klage.

Keine süßen Frühlingsdüfte,
Keine Blumensterne,
Aber nah und ferne
Reine blaukristallne Lüfte.

Keine schicksalsbange Frage
In dem Aug' des Greises,
Lächeln nur ein leises —
Sonnige Novembertage!

Hans Mittendorfer.

Zur Frage der religiösen Duldung.

Eine Zuschrift.

Sehr verehrter Heimgärtner!

Ihre kleine Geschichte im Heimgarten[1]) habe ich mit Bewegung gelesen. Ich teile Ihnen ein Gegenstück mit. Wollen Sie das Geschichtchen benutzen, so soll's mich freuen.

's war in Buch, einem Vorort der Millionenstadt Berlin. Noch hatte der Riesenpolyp seine Fangarme nicht nach dem kleinen Dorf unter den Buchen ausgestreckt, anfangs der Neunzigerjahre war's noch Idyll. Ein katholisches Ehepaar lebte hier unter lauter Evangelischen. Alle wußten's, aber keiner sah scheel auf die beiden braven Leute. Plötzlich stirbt der Mann an einem Schlaganfall. Die Tochter kommt zum Pastor, den Tod zu melden und zugleich zu bitten, daß der Herr Kurat aus Eberswalde den Vater beerdigen dürfe. Der Pastor spricht sein Bedauern aus, am Tage des Begräbnisses nicht am Ort sein zu können, da er dienstlich verhindert ist. Am andern Morgen von 8 bis 9 Uhr läuten die evangelischen Glocken um den Toten wie um ein Gemeindeglied. Am dritten Tage schaufeln sie für Vater Karst auf dem der evangelischen Gemeinde gehörenden Friedhof, auf den die mächtige Kirche niederschaut, in der Reihe sein Grab. Um 4 Uhr nachmittags soll die Beerdigung sein. Um 2 Uhr klingelt der Herr Kurat am Pfarrhaus, die Frau Pastorin öffnet ihm. Er stellt sich vor. Sie nötigt ihn herein, er solle sich die zwei Stunden in der Studierstube ihres Mannes aufhalten, der verreist ist. Dankbar nimmt er die Einladung an. In stattlichen Reihen blicken die Bücher des evangelischen Amtsbruders auf den einsamen Gast hernieder: „Hases Polemik", Warnecks protestantische Beleuchtung römischer Angriffe auf die evangelische Heidenmission, „Luthers Werke", eine Autographie Melanchtons prangt unter Glas und Rahmen an der Wand. Die Frau Pastorin

[1]) Jahrg. XXVI, S. 94.

hat ihn allein gelassen. Plötzlich klopft er an die Tür der benachbarten Küche. Er bittet um eine Schale mit Wasser, um den Weihwedel zu reinigen. Die Amtsschwester bringt's und ist ihm behülflich. Nach einer kleinen Erquickung kleidet er sich an, die Glocken fangen an zu läuten, die ganze Gemeinde ist auf dem Kirchhof vor der Leichenhalle schon versammelt. Der Herr Kurat segnet die Leiche ein und hält am Grabe eine schlichte ergreifende Rede.

Nach einem Jahre stirbt die Witwe. Diesmal ist der evangelische Pfarrer am Tage des Begräbnisses zu Hause. Als die Glocken rufen, verlassen zwei Geistliche im Ornat das Pfarrhaus, ein evangelischer und ein katholischer. Der Herr Kurat (derselbe wie vorm Jahre) vollzieht die Beerdigung, aber die Leichenrede hält der evangelische Pastor in der Kirche vor versammelter Gemeinde und vor den katholischen Gästen. Unmittelbar vorm Betreten der Kirche verabschiedet sich der Herr Kurat vom Pastor. „Kommen Sie denn nicht mit in die Kirche?" so fragt der Pastor. „Ach nein, das darf ich nicht", lautet die Antwort. Nach einigen Wochen kam eine Verfügung des königlichen Konsistoriums, in welcher der evangelische Pfarrer daran erinnert wurde, daß das Gesetz es nicht erlaube, bei der Beerdigung von Katholiken mit evangelischen Glocken zu läuten . . . .

Der Pastor lächelte. Er war größer als das Gesetz.

Ein Weniges von heimischer Herzensbildung.

Unser sonst so stilles, bedächtiges Alpenland hat ein fast großweltisches Sensationsjahr gehabt. Hat sich aus demselben aber nicht besonders vornehm herausgezogen. Das Ereignis im Mürztal war eigentlich doch nur für eine Weltstadt angetan, wo es am ersten Tage ein gewisses Aufsehen, am zweiten Tage ein spöttisches Lächeln hervorgerufen hätte und am dritten Tage vergessen gewesen wäre. Für eine Gebirgsprovinz ist so was nichts, sie findet hierzu das richtige Verhältnis nicht. Wenn man sich das einemal etwas viel um Privatangelegenheiten gekümmert hatte, das anderemal kümmerte man sich etwas wenig darum, wie jener Tourist, der sich in der Drachenhöhle verirrt hat, zu erzählen weiß. Man muß fleißig wachen über die Eheverhältnisse des Nächsten, aber wenn einer sich im Gefelse versteigt und tief in den Berghöhlungen in Todesgefahr ist — wen geht das was an?

Im Gebirge brennt nächtlich ein Bauernhof nieder. Das Vieh wird gerettet, während im Hause vier Personen verbrennen. Mit Recht entrüsten sich die Städter über solche Vorkommnisse und einer oder der andere sagt: Wir Gebildeten sind doch bessere Menschen als diese Wilden! — Aber in der Hauptstadt geschieht bei einem großen Konzerte ein schaudervoller Mord. Die Leiche, wenige Minuten zuvor noch ein junges, blühendes Wesen, wird im Vorsaal auf einen Tisch gelegt, die Mutter der Ermordeten fällt von einer Ohnmacht in die andere, das Blut fließt in einem langen Bache auf dem Parkett dahin, aber die Kapelle spielt heitere Weisen, das Konzert nimmt seinen programmäßigen Verlauf und das Publikum ergötzt sich. Musik — bildet ja das Gemüt! Und so gab es unter den Kunstbegeisterten nicht einen, der so herzlos gewesen wäre, aufzustehen und laut das Abbrechen des Konzertes zu verlangen. Die Leute haben ihren Eintritt gezahlt und wollen sich doch unterhalten.

Um so viel sind „wir gebildeten Menschen besser als die Wilden".

Ein Dutzend Soldatensprüchel.

Aus dem Marchfelde und dem angrenzenden Hügellande Niederösterreichs in der Mundart aufgeschrieben und der Zeitschrift „Volkslied“ mitgeteilt von **Koloman Kaiser.**

1. I bin a jungs Bürschel,
Zwanzg Jahrl erscht alt,
Und iatzt schreibt ma da Kaiser,
Er brauchat mi bald.

2. Schatzerl, hörst, mirk da den Baam,
Wo ma zsammkemma san;
Wenn in Winter in Schnee
Wachst a Bleamel in d' Höh.

3. A kreuzlustigs Büabel
Kimmt allweil in Himmel,
Drum sing und versauf i
Mein Vadern sein Schimmel.

4. Bfüat di Gott, mein liabs Dirndel,
Bfüat Eng Gott, liabe Moahm:
Jetzt fahr i zu da Stelling,
Wer woaß's, kimm i hoam.

5. Fix! iatzt habn's mi ghalten
Zu dö Elferjäga —
Jatzt hock i mi hinter d' Stauan
Und tui füraspächa!

6. Fix! iatzt habn's mi ghalten
Zu dar Artüllerie,
Jetzt därf aa mein Muider
Nix kocha für mi,
Nix kocha, nix wascha,
Nix flicka für mi,
Denn i bin Soldat iatzt
Bei der Artüllerie!

7. I bin a Soldat
Und mein Schatz woant si z'tod,
I bin a lustiger Bui
Und lach' nur dazui.

8. Aber Schatzerl, sei gscheit,
Woaßt, da Kaiser braucht Leut;
Wann i zruckkimm retur,
Bin i wieder dein Bua.

9. A guits Glasel Wein,
Dös will austrunka sein,
Und mein Schatzerl ihr Gsundheit
Muiß aa dabei sein.

10. Musikanten, spielts langsamer
Auf da großen Soaten,
Sunst kann i mei Trampeltier
Nimmer derloaten!

11. Um an Gulden an Durscht
Und zween Kreuzer in Sack:
Mi macht däs so trauri,
Soll lacha, wer mag.

12. Da Kaiser in Wean
Nimmt d' Stirksten zun eahm;
Nur dö Krumpen und Kloan
Laßt er für d' Mentscher dahoam.

Lustige Zeitung.

Auf der Promenade. Freundin: „Dort geht der Rechtsanwalt Meier; dem habe ich auch mal einen Korb gegeben!“ — „Warum?“ — „Ich habe ihm wohl zu wenig Geld gehabt!“

Der Ängstliche. „Deine Frau sagt mir, du seiest um vier Uhr nach Hause gekommen. Wie ist das möglich, du gingst doch schon um 2 Uhr von der Kneipe weg?“ — „Hm ja, aber um drei getraute ich mir erst zu klingeln und um vier hat sie mir erst aufgemacht.“

Gedankensplitter. „Eins hat die Häßlichkeit vor der Schönheit voraus, daß sie sich nämlich leichter konservieren läßt.“

Großartige Naturerscheinung. Professor: „Was ist das für ein eigentümlich knisterndes Geräusch, das ich schon die ganze Stunde höre?“ — Gymnasiast: „Entschuldigen Sie, Herr Professor, mein Bart bricht sich Bahn.“

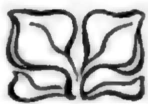
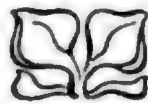
Abwarten! Richter: „Bekennen Sie sich schuldig, Angeklagter?“ — Angeklagter: „Bitt' schön, Herr Richter — nit zu schnell! Erst müss'n mer doch hören, was die Zeugen wissen!“

Gekrönte Mühe. Eine Dame, die ihr ganzes Leben lang jeden Abend aus Furcht vor Dieben und Mördern unter ihr Bett geleuchtet hatte, entdeckte einen Handwerksburschen, der sich eingeschlichen, darunter und ruft aus: „Ah, da sind Sie ja endlich!"

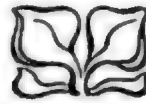
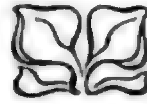
Wer hält's mit den Russen, wer mit den Japanern? (Knüttelverse.)

Russen:	Japaner:
Es lebe hoch und weit	Der Japanesen Macht,
Der Russen Tapferkeit	Wird überall verlacht,
Es hebt sich immer mehr	Der Japanesen Glück
Der Russen Ruhm und Ehr'	Ist eitel Mißgeschick;
Es siegt in stolzer Pracht	Japanervolk im Krieg
Der Russen Heeresmacht	Ist gänzlich ohne Sieg!

Wer nun ein echter Russenfreund überhaupt ist, der möge beruhigt beide Strophen von oben' nach unten lesen; wer aber die „gelbe Gefahr" nicht zu sehr fürchtet und ein gewisses Wohlbehagen darüber empfindet, wenn die Russen ordentlich Hiebe kriegen, der möge als Japanerfreund obige Strophen quer durchlesen, wodurch er sicherlich auch befriedigt wird.

Bücher.

Asmus Sempers Jugendland. Der Roman einer Kindheit von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann. 1905.) Wenn man sagen wollte, daß dieses Buch ein Schatzkästlein für Pädagogen ist, so stünde zu befürchten, daß es kein Mensch lesen würde. Denn Pädagogen gibt es nicht gar viele, und manche, die sich dafür halten, die glauben schon alles fix und fertig in sich zu haben und es nicht erst aus Büchern lesen zu müssen. Und mich dünkt, sie haben recht, aus Büchern kann man das Kind nicht kennen lernen, aus dem Leben muß man es kennen lernen.

Wenn nun aber in einem Buche das Leben ist, wenn es ganz aus dem Leben geschöpft ist mit einer Kunst, als lebten wir die Gestalten und Begebenheiten und Entwickelungen wirklich mit — dann kann man auch aus dem Buche etwas lernen. Und lernen ohne es eigentlich zu wissen, ohne die geringste Mühe zu spüren und wo es einem dabei so leicht und froh zu Mute ist, als sei man bei der feinsten Unterhaltung.

So ein Buch ist „Asmus Sempers Jugendland". Wir wissen schon, es ist der Dichter der kleinen Appelschnut, wir kennen ihn schon als Kinderkenner. Nun erzählt er in diesem Romane die Geschichte seiner eigenen Kindheit — ich glaube mich nicht zu irren. Die äußeren Geschicke sind einfach. Armer Leute Kind, das es nach Not und Widerwärtigkeiten durch gute Menschen bis zum Volksschullehrer gebracht hat. Aber dieses innere Leben! Diese Herzenswelt des Kindes! Ich weiß keinen Dichter, der, mitten im lauten Lebenskampfe stehend, die Welt, die Menschen, den Himmel so rein durchs Kindesauge schauen kann. Dazu diese unabgebrauchten stilistischen Mittel, diese gestaltenden Einfälle, die uns selbst die feinsten Seelenregungen sinnlich zum Ausdruck bringen. Und der Humor! Soll man ihn Jean Paulisch nennen? Er erinnert ein wenig dran, ist aber reichlich eigenartig genug, um Otto Ernstisch zu sein. Über dieses entzückende, germanisch wahrhaftige Buch könnten Abhandlungen geschrieben werden, was wohl auch geschehen wird. Der „Heimgarten" hat einstweilen die Pflicht, es anzuzeigen — gewiß zudanke Vieler, die es daraufhin lesen werden. M.

Eine empfindsame Seele im Automobil. Von Otto Julius Bierbaum. (Berlin. Julius Bard. 1904.) Der Verlag hat zwar vieles getan, um dieses Buch unleserlich zu machen. Da die sezessionistischen Buchstaben schon veraltet sind, so hat er nach noch älterer Schrift nach rückwärts oder besser nach vorwärts gegriffen, denn wie beim Ringelreih für Kinder kommt alles immer wieder im Kreise herum. So ist hier eine Lateinschrift verwendet, bei der man beständig den Kopf schief halten muß, um sie lesen zu können. Da vergehen einem die Augen und man wird schwindelig. Aber es nutzt nichts, die Bierbaumischen Bücher mögen noch so verzwickt gedruckt sein, man liest sie. Das vorliegende ist noch dazu etwas Besonderes. Der Mann

hat mit seiner Frau auf einem Automobil, das ihm August Scherl, der Zeitungskönig, zur Verfügung stellte, eine große Reise gemacht. Er fuhr von Berlin nach Italien und zurück nach dem Rhein. Diese Reise beschreibt er mehreren Freunden in Briefen, und diese Briefe sind das Buch. Hauptsache der Reise sind aber eigentlich nicht die Länder und Städte und Menschen und Kunstwerke, obschon auch von diesen sehr zierlich und possierlich zu lesen steht. Hauptsache ist das Automobil. Bierbaum reist den Automobilbesitzern eine Reise vor, er zeigt, wie man mit diesem Höllenhunde reisen müsse, damit es vernünftig und angenehm sei. Und es gelingt ihm, auch den automobilschrickigen Leser so weit zu bringen, daß er sagt: Na, denn man los! M.

Die Prinzessin von Banalien. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Mit Buchschmuck von Hanns Anker. (Berlin. Konkordia Deutsche Verlags-Anstalt.) Gleich manchen ihrer anderen Werke hat Marie von Ebner-Eschenbach auch dieser Erzählung, die sie „Ein Märchen" nennt, ein Motiv zugrunde gelegt, das unsere neue und neueste Literatur oft und viel beschäftigt. Vor vielen Jahren lag diese Arbeit, die die greise Dichterin jetzt einer Durchsicht unterzogen hat, schon vor, doch war Marie von Ebner-Eschenbach der damaligen Zeit weit vorausgeeilt. Sie wurde nicht verstanden. Nur in ganz wenig Hände kam das Werk, ja es verschwand bald wieder ganz! Voll von Romantik, Poesie, Innigkeit und Wirkung ist diese Schöpfung. V.

Urväterhort, die Heldensagen der Germanen. Von Professor Max Koch und Professor Andr. Heusler. (Berlin. Martin Oldenbourg.) Das Werk umspannt den ganzen Umkreis des germanischen Gebietes, den Süden wie den Norden, neben den altvertrauten Sagen von Siegfried, von Gudrun, von Hildebrand stellt es die weniger bekannten, darunter die der Dänen und bietet damit eine nahezu vollständige Sammlung unserer Heldenpoesie, soweit sie in der heroischen, heidnischen Vorzeit wurzelt. Die Ausstattung des Werkes mit den künstlerischen Bildern ist geradezu prachtvoll, ganz einzig schön. V.

Goethes Briefe. Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. Vierter Band (1797—1806). (J. G. Cottasche Buchhandlung in Stuttgart.) Wie Goethes Leben selbst ein organisches Gebilde war und doch ein Kunstwerk, so baut es sich hier vor den Augen des Lesers auf, und eben darin liegt der unvergleichliche Reiz dieser Biographie, daß ihr Held selber, naiv, ohne an ein lesendes Publikum zu denken, sie geschrieben hat. Die in der Form von Fußnoten gegebenen Anmerkungen lassen trotz ihrer Kürze wohl kaum eine Frage unbeantwortet, die ein aufmerksamer Leser bei Lektüre der Briefe stellen möchte. V.

Jesus von Nazareth. Bilder aus dem Evangelium von Adalbert Stier. Mit Bildern nach Zeichnungen von A. Zick. (Leipzig. Jakobi & Zocher. 1905.) Ein liebliches deutsches Festbuch. Die bedeutungsvollsten Ereignisse im Leben des Heilandes sind durch formschöne Gedichte in sich abgerundet. Wenige aber ausgezeichnete Bilder zieren das Buch. M.

Das Evangelium Matthäus. Für Bibelfreunde erklärt von Dr. E. A. Witz-Oberlin. (Stuttgart. Max Kielmann. 1905.) Wie unendlich verschieden und verschiedenartig sind doch die Auslegungen der Evangelien! Unter den Hunderten von Exegesebüchern weicht fast jedes von anderen ab, wenigstens in nebensächlicheren Dingen. Und wer viele Predigten hört, der muß staunen, wie leichthin und willkürlich ein evangelischer Ausspruch, ein Jesuwort auf unsere Denk- und Anschauungsweise, auf unser heutiges Leben bezogen wird. Fast bei jedem Prediger und bei jeder Predigt ist Jesus ein anderer, je nach dem Charakter des Redners, nach Standpunkt der Beleuchtung, nach Gelegenheit und Bedürfnis der Zuhörer. Er muß allen nahegerückt werden und auf alles passen. Vielleicht ist es gut so. Denn mit dem Bibelbuchstaben als solchem wissen viele nichts anzufangen.

So werden mit besonderem Interesse Bibelfreunde an das neue Buch herantreten, in welchem Dr. E. A. Witz-Oberlin das Evangelium des Matthäus erklärt. Es ist selbstverständlich, daß man sich einem solchen Werke gegenüber als Laie nicht kritisch verhalten kann. Selbst wenn eine Auslegung der unseren noch so sehr entgegenstünde (was von diesem Buche nicht zu sagen ist), würden wir dem Ausleger das Recht zugestehen, den Heiland nach seiner Weise aufzufassen. Das Wissenschaftliche muß bei diesem Gegenstande dem subjektiv Religiösen weichen. Aber das muß gesagt werden, jeder, der für das Evangelium sich interessiert, wird aus diesem umfangreichen, tiefgründigen Werke eine Fülle von Anregung und Erbauung schöpfen. Und auch Überraschung. Denn manche Bibelsätze sind so schlicht und wieder so geistvoll erklärt, daß einem über bisher Nichtverstandenem oder Mißverstandenem ein neues Licht aufgeht. Da sieht man oft erst, wie tiefgründig und unerschöpflich dieses wunderbare Matthäusbuch ist. T. S.

Ludwig Richter-Buch. Für Kinder und Kinderfreunde. 62 Zeichnungen von Ludwig

Richter, mit Geschichten und Reimen von Josephine Siebe. (Leipzig. Georg Wiegand.) So viele oft farbenprächtige Bilderbücher der Kinderwelt dargebracht worden sind, noch kein Künstler hat es verstanden, einen so unnennbaren Zauber auf Groß und Klein auszuüben, wie Meister Ludwig. Das vorliegende Buch bringt uns, von dem bekannten Verlag in vornehmer Weise ausgestattet, eine stattliche Anzahl Ludwig Richter'scher Bilder, zu denen neue Geschichten, Märchen und Reime geschrieben sind. Im ersten Augenblick will dies als ein kühnes Unternehmen gelten, vertieft man sich aber hinein in diese einfachen und doch so poesievollen kleinen Geschichten, so fühlt man, daß die Verfasserin den Meister Ludwig mit dem Herzen verstanden hat; sie geht mit ihm Hand in Hand und weiß das Eigenartige, Gemütvolle seiner Bilder in Worte zu kleiden. V.

Hochdeutsche Ausgabe von Fritz Reuters Stromtid. (Wismar. Hinstorffsche Hofbuchhandlung.) Mit dieser hochdeutschen Ausgabe, für die besonders wir Österreicher Dank wissen, werden wir uns noch näher zu befassen haben. M.

Wolkenschatten und Höhenglanz. Dichtungen von Gottfried Schwab. (Augsburg. Lampert.) Ein edelgedachtes, feinsinnig geformtes und geschmackvoll ausgestattetes Dichterbuch. M.

Die überhandnehmende Verrohung von Jugend und Volk. Von Fritz Frenzel. (Pößneck. Fr. Geroldsche Druckerei. 1904.) In sieben Kapiteln läßt der Verfasser die Jetztzeit mit ihrem Leben und Streben, mit ihrem Irren und mit ihren Wirren an uns vorüberziehen und übt in hochpoetischer Sprache scharfe Kritik an den Krebsschäden unserer Zeit. V.

Geht's mit auf d' Rax! Von Leopold Hörmann. Mit farbigem Titelbild und Buchschmuck von G. Jahn und Textillustrationen nach photographischen Aufnahmen. (R. Lechner [Wilh. Müller], Wien.)

Die Rax, dieser ausgesprochene Lieblingsberg der Wiener, das Ziel Tausender an Sonn- und Feiertagen, hat nun auch ihren Sänger gefunden! In munterer Weise hat der bekannte Dialektdichter Leopold Hörmann, selbst Tourist mit Leib und Seele, die ganze Bergschönheit der Rax in bald ernsten, noch öfter aber launigen Bildern festgehalten. Fast jeder Steig und jeder wichtige Punkt der Rax gab dem Verfasser Stoff zu bergfrohen G'sangl'n und man kann daher dieses Büchlein fast einen Raxführer in Versen nennen.

Natürlich fehlt es an Anspielungen auf die Gefährlichkeit so mancher Raxwege nicht; Hörmann vergleicht die Rax mit einem verführerischen Weibe, das den Mann in seine Netze zu locken weiß:

„Wiar a Dirn, a verhexte,
Di oan' 's Grüaberl kann grab'n,
Aso is 's mit der Rax:
Ihre Opfer will s' hab'n!

Und je mehr als s' oan' lockt
Und ihr Gernhab'n verspricht,
Um so größer is d' G'fahr,
Daß si' 's Gnack oaner bricht!"

Doch nicht für Raxtouristen allein ist das ein Leckerbissen. Auch für andere Leute. In der „Drausgab", die auch vom Land- und Almleben handelt, ist der Verfasser ein ebenso lustiger Kamerad. Hört ihr's, wie er singt?

D' Freud' am Leb'n.

Wann's koan' Bräuer nöt gab'
Und koa Wirtshaus danebn,
I führet enk eh alt
A lamperlfrumm's Lebn!

Wann's koa Dirndl nöt gab'
Und koan' Tanz und koa G'spiel,
I hätt' a Geld schon dafpart,
Woaß der Teuxl wia viel!

Aber d' Kellnerin steht just
Mit'n Kruog bei der Tüar —:
„Na, Hiasl, was is's denn,
Kimm eina zu mir!"

Und so schön woaß s' ma z' toan,
Daß 's mi lockt und vadraht,
Daß i juchaz und spiel —
Von den oan' san ma stad.[1])

Drum sag i allweil:
Koane Weiber soll'n sein,
Koane Karten laßt's mal'n,
D' Musikanten grabt's ein!

Zwoa Stund' rund im Kroas
Soll's koan' Bräuer mehr geb'n —
Aber halt'! wann dös wahr wurd',
I möcht neama leb'n!

Aber hinter der harmlosen Schalkheit steckt manchmal ein bischen bittere Ernsthaftigkeit, die auch nicht schadet.

In der Summerfrisch'.

Warum treibt's d' Stadtleut so in d' Summerfrisch'?!
Daß s' umschwimma kinnan ön Bach wia dö Fisch'?
Daß s' hoch auf'n Bergnan, auf'n Alman drob'n
Luft schnappen kinnan und ön Herrgott lob'n?
Daß s' umspringa kinnan ön Wald wia dö Reh??
Ah — gar koan Idee!
D' Stadtleut treibt's döstwögn so aufs Land,
Daß s' anziagn kinnan a bäurisch' G'wand,
Und wann oana heunt als „Tourist" umageht,
Daß morign sein Nam' in der Zeitung drinn steht.
Dö älter'n Herrn, dö schon sichara zieln,
Dö fahr'n aufs Land und — koan Karten spieln.
Und dö Weiberleut?
O du mei' liabe Zeit!
Dö rennan ön Summer nur umma wia d' Narrn,
Daß s' ön Winter dazöhln kinnan, wo s' überall war'n!

Ein recht herziges und herzhaftes Büchlein, aus dem manches Lied Flügel des Gesanges verdiente, um fröhlich durchs Alpenland fliegen zu können. M.

[1]) Von den Liebschaften, den Weibern.

Der deutsche Spielmann, herausgegeben von Ernst Weber, verlegt von Georg D. W. Callwey-München, nennt sich ein dichterisches Sammelwerk für Jugend und Volk. Das Beste der gesamten deutschen Literatur in Poesie und Prosa, insoferne die Stücke kindlich und volkstümlich genannt werden können, will er geben. Die Sammlung gliedert sich in Einzelbände, von denen jeder ein in sich geschlossenes Ganzes bildet und von einem Künstler illustriert erscheint, dessen Eigenart dem Charakter des jeweiligen Stoffgebietes ungezwungenen Ausdruck verleiht. Der deutsche Spielmann huldigt ja nicht einer vorübergehenden Mode des Tages. Er schöpft aus dem aufgespeicherten Schatz der Jahrhunderte. Erschienen sind bisher die Bände: I „Kindheit", illustriert von Ernst Kreidolf; II „Wanderer", illustriert von J. V. Cissarz; III „Wald", illustriert von W. Weingärtner; IV „Hochland", illustriert von Franz Hoch; V „Meer", illustriert von J. V. Cissarz; VI „Helden", illustriert von W. Weingärtner; VII „Schalk", illustriert von Julius Diez; VIII „Legenden", illustriert von G. Ad. Stroedel; IX „Arbeiter", illustriert von Georg Osk. Erler; X „Soldaten", illustriert von Georg Osk. Erler; XI „Sänger", illustriert von Hans Röhm; XII „Frühling", illustriert von Hans v. Volkmann; XIII „Sommer", illustriert von Edm. Steppes; XIV „Herbst", illustriert von Karl Biese; XV „Winter", illustriert von Karl Biese. V.

Max Hesses Volksbücherei (Leipzig) bringt in ihren neueren Bändchen Erzählungen, Romane, Biographien von Adolf Stern, Bertha Suttner, E. T. A. Hoffmann, J. G. Voß, Herzmann, Kurz, Balduin Groller, Ludwig Tieck, Marie Bernhard, Clara Viebig, J. F. v. Eichendorff, M. v. Sydow, Melchior Meyr, Novalis, Detlev v. Liliencron, Hans Benzmann u. a. Die einzelnen Bändchen sind gut ausgestattet, haben leicht leserlichen Druck und sind äußerst billig. V.

Wir machen darauf aufmerksam, daß **Karl Frommes Kalender für 1905** erschienen sind. Uns liegt vor der Taschenkalender, der Abreißkalender, der Blatt-Kalender, der Wochen-Notizblock, der Universal-Wandkalender, der Schreibtischunterlage-Kalender, der Portemonnaie-Kalender, der Geschäfts-Notizkalender und der große Auskunftskalender.

Meyers Historisch-geographischer Kalender 1905. IX. Jahrgang. (Leipzig. Bibliograph. Institut.) Der vorliegende längst als praktisch bewährte Abreißkalender hat sich schon als ein guter Hausfreund in der Familien- und Schreibstube eingebürgert und auch dieser neue Jahrgang wird ihm neue Freunde zuführen. Die Vorzüge des Kalenders sind dieselben wie früher. Eine hübsche Ansicht, eine Porträt oder die Wiedergabe eines seltenen alten Holzschnittes zieren jedes Blatt, welches auch Gedenktage, einen sinnigen Spruch und mannigfaltige kalendarische Angaben enthält. Zumeist erscheinen Beziehungen zwischen Datum und Bild wie Tagesspruch hergestellt. Die Anführung der Gedenktage bietet eine vortreffliche Übersicht der Geburts- und Sterbedaten hervorragender Persönlichkeiten auf allen kulturellen Gebieten sowie bedeutender wichtiger Ereignisse. Die Sprüche mögen manchen, welcher sie an dem betreffenden Tage liest, zum weiteren Denken und zu Betrachtungen anregen. Die hübschen Illustrationen in der von der Verlagsbuchhandlung rühmlichst bekannten vorzüglichen Herstellung liefern auch nach dem Abreißen des Blattes eine gute Bildersammlung, welche für alle möglichen Zwecke dienen kann. Dazu ist der Kalender selbst für alle Konfessionen passend. Er braucht wohl nicht weiter empfohlen zu werden, denn er empfiehlt sich wegen seiner ganzen praktischen Anlage und netten Ausführung selbst. Schl.

Kalender. Auch heuer erschienen wieder im Verlage „Leykam" in Graz eine ganze Reihe von Zeitweisern für das Jahr 1905, welche sich wegen ihrer praktischen Einrichtung und schönen Ausstattung mit Recht allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Wir finden da den illustrierten Grazer Schreibkalender, der bereits 121 Jahrgänge zählt, den Schreibkalender für Advokaten und Notare im 114. Jahrgang. Eine reizende Zimmerzierde bildet der sehr geschmackvoll ausgeführte Farbendruck-Wandkalender; derselbe zeigt eine Ansicht von Schladming mit dem Dachstein. Auch die niedlichen Portemonnaie-Kalender in ihren verschiedenen Ausgaben (broschiert, in Leder und Metall gebunden) werden wieder vielen willkommen sein. Nennen wir noch den Tagesblock- und Wochenblock-Notizkalender, den kleinen und großen Wandkalender, den eleganten Taschenkalender mit der Abbildung des Hamerling-Denkmales im Grazer Stadtpark, den Brieftaschenkalender, den Schreibtischkalender, den Almanach sowie den allbekannten Bauern-(Mandl-)Kalender, so haben wir ein Kalendersortiment, in welchem kaum jemand das für ihn Passende vergeblich suchen wird. V.

Die Buchhandlung Paul Cieslar in Graz hat durch die Herausgabe ihres neuesten Verlagswerkes **„Ausflugskarte im Hochlantschgebiet"** einen Wunsch nicht nur der Grazer Bevölkerung, sondern der Touristen Steiermarks und Niederösterreichs überhaupt erfüllt und das herrliche Lantschgebiet mit seinen vielen Aufstiegen auch für Nichttouristen erschlossen.

Die neue Karte wurde vom k. u. k. Obersten d. R. Eugen Blaschke auf Grund der Spezialkarte des militär-geographischen Institutes auf das Maß von 1:50.000 erhöht und in mustergiltiger Weise ausgeführt. V.

Wir verweisen auf Prof. W. Marshalls populäres Prachtwerk **„Die Tiere der Erde"** (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt), von dem soeben die Lieferungen 39 bis 44 ausgegeben worden sind. Das höchst fesselnd geschriebene und mit mehr als 1000 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen lebender Tiere ausgestattete Werk ist auf 50 Lieferungen berechnet und wird in kurzem vollständig vorliegen. V.

Büchereinlauf.

Das Beichtsiegel. Roman von Hans Kirchsteiger. 2 Bände. (Wiener Verlag. 1905.)

Caritas. Von K. Schönherr. (Wiener Verlag. 1905.)

Clara Vere. Von Friedrich Spielhagen. Illustriert von René Reinicke. (Stuttgart. Karl Krabbe, Verlag Erich Gußmann.)

Der Eiskaplan. Eine Geschichte aus dem Hochgebirge von Arthur Achleitner. Erste und zweite Auflage. (Mainz. Kirchheim & Ko. 1904.)

Les papiers du maître D'école. Pierre Rosegger. (Neuchâtel. Delachaux Niestlé, editeurs.)

Frische Brise. Zwei Novellen von G. F. Haspels. Aus dem Holländischen von Martha Sommer. (Berlin. Hermann Krüger.)

Unter den Coroados. Eine Geschichte von deutschen Bauern und brasilianischen Indianern. Von Dr. Alfred Funke. Mit Bildern. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Liebeswunder. Novelle von Gust. Ad. Müller. (Leipzig. G. Müller-Mann'sche Buchhandlung.)

König Haß. Roman von Luise Westkirch. (Berlin. Konkordia Deutsche Verlags-Anstalt.)

Schimmelchen und andere Novellen. Von Fritz Döring. (Berlin. Konkordia Deutsche Verlags-Anstalt.)

Die Maus Lula. Komisches und Tragikomisches von Henry F. Urban. (Berlin. Konkordia Deutsche Verlagsanstalt.)

Jung Wanda als Dorfschulmeisterin. Eine einfache Erzählung aus den Bergen von Meta Bergen. (Dresden. E. Pierson. 1905.

Schicksalssterne am Glaubenshimmel. Drei Erzählungen von Käthe Dorn. (Dresden. Sturm & Ko.)

Italienisches Reiterleben. Satirischer Roman von Luciano Zuccoli. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1904.)

Novellen und Novelleten von Alexander L. Kielland. Deutsch von W. Lange. (Berlin. Franz Wunder. 1904.)

Am Ellwurth. Roman von Thusnelda Kühl. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Schlaraffenland. Neapolitanischer Sittenroman von Mathilde Serao. Deutsch von K. Manfred. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1905.)

Rebekka vom Sonnenbachhof. Von Kate Douglas Wiggin. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Natalie Rümelin. (Stuttgart. J. Engelhorn.)

Seifenblasen. Scherzhafte Erzählungen von Ricarda Huch. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1905.)

Gräfin Langeweile. — Ihr Bild. Von Hanns von Zobeltitz. Illustriert von F. von Reznicek. (Stuttgart. Karl Krabbe, Verlag Erich Gußmann.)

Gespenster. — Sie muß ihr Glück machen. Zwei Novellen von C. Viebig. Illustriert von Ed. Cucuel. (Stuttgart. Karl Krabbe. Verlag Erich Gußmann.)

Rebellen. Sozialer Roman von Karl Morburger. (Wien. Moderner Verlag.)

Im Verlage Robert Mohr, Wien, erschienen: **Zeitgenossen.** Satiren und Skizzen aus Wien. Von Eduard Pötzl. — **Das Durchhaus.** Wiener Skizzen. Von Fritz Stüber-Gunther. — **Benimm dich anständig, und andere anständige Sachen.** Von Paul von Schönthan.

Drei gute Kameraden. Von Sophie von Niebelschütz. (Altenburg, S.-A. St. Geibel.)

Deutsche Seebücherei. II. Bd. Wismar, Rostock und Stralsund. Von Prof. Dr. F. W. Otto Richter. (Altenburg, S.-A. St. Geibel.)

Deutsche Seebücherei. Band IV. Vom Schiffsjungen bis zum Kommandanten eines modernen Schnelldampfers. Von Prof. Dr. F. W. Otto Richter. (Altenburg, S.-A. St. Geibel.)

Vom Forsthaus zum Grafenschloß. Von Paul Meder. (Altenburg, S.-A. St. Geibel.)

Fontes Melusinae. Ein Menschheitsmärchen von Karl Ernst Knodt, mit Bildern von G. Kampmann. (Altenburg, S.-A. S. Geibel.)

Naturgeschichtliche Volksmärchen. Herausgegeben von Dr. Oskar Dähnhardt. Mit Bildern. Zweite verbesserte Auflage. (Leipzig B. G. Teubner.)

Die Tragödie des Gedankens. Drama in 5 Aufzügen von Alfred Nossig. (Berlin. Konkordia Deutsche Verlags-Anstalt.)

Deutsche Heldensagen, dem deutschen Volke und seiner Jugend wiedererzählt. Von Karl Heinr. Keck. Zweiter Band: Dietrich von Bern. (Leipzig. G. B. Teubner.)

Deutsche Göttergeschichte der Jugend erzählt von E. Falch. — **Die Sage von den**

Wölsungen und Niflungen der Jugend erzählt von E. Falch. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Jordans Nibelungensage. Erstes und zweites Lied. (Frankfurt a. M. W. Jordans Selbstverlag. 1904.)

Dante Alighieris **Göttliche Komödie.** Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes (König Johann von Sachsen.) 5. unveränd. Abdruck der berichtigten Ausgabe. Mit drei Bildnissen, einem Plane von Florenz, drei Karten und vier Grundrissen auf Doppeltafeln. (Leipzig. B. G. Teubner. 1904.)

Alte Lieder. Ausgewählte Dichtungen von Franz Haymerle. Neue Auflage. (Wien. Österr. Verlagsanstalt.)

Ausfahrt. Gedichte von Friedrich Wiegershaus. (Bremen. Karl Schönemann.)

Irmgard von Berg. Dramatisches Gedicht von Wilhelm Idel. (Elberfeld. Bädeker'sche Buchhandlung.)

Aus meiner Waldecke. Von Karl Ernst Knodt, mit Zeichnungen von G. Kampmann. (Altenburg. Stephan Geibel.)

Lyriker und Volksgesang. Deutsch von Paul Heyse. Neue Folge. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung. 1905.)

Aus Gottes Garten. Gedichte von Stephanie von Bockelberg. (Dresden. Franz Sturm & Ko. 1904.)

Gipfel und Gründe. Von Karl Henckell. (Leipzig. K. Henckell & Ko.)

Was der Jugend gefällt. Deutsche Gedichte aus neuerer und neuester Zeit. Für die Jugend vom 10. Lebensjahre an ausgewählt und zusammengestellt von Alwin Freudenberg. Mit vielen Abbildungen. (Dresden. Alexander Köhler.)

Schnick-Schnack. Allerhand Verslein für kleine und große Kinder von Franz Mäding. (Leipzig Otto Borggold. 1904.)

Naturstudien Von Karl Kraepelin. Volksausgabe. Ausgewählt vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Ausflüge in das Reich des Geistes und der Seele. Von Dr. M. Ascher. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlags-Anstalt.)

In Harmonie mit dem Unendlichen. Von Waldo Trine. Deutsch von Dr. Max Christlieb. (Stuttgart. J. Engelhorn.)

Das Alte Testament im Lichte der modernen Forschung. Von Hermann Gunkel. (München. J. F. Lehmann.)

Weiteres zur Lösung der Abendmahlsfrage. Von Dr. med. W. Winsch, Halensee. (Berlin. Max Breitkreuz. 1904.)

Eine sehr notwendige Reform auf dem Gebiete der katholischen Lehre und Praxis. Von Dr. Stephan Lederer, kathol. Stadtpfarrer. (Augsburg. Theodor Lampart. 1905.)

Heilsarmee und Gesellschaft. Von Karl von Schmidtz-Hofmann. (Ascona, Kant. Tessin. Karl von Schmidtz. 1904.)

Wie denkt das Volk über die Sprache. Plaudereien über die Eigenart der Ausdrucks- und Anschauungsweise des Volkes von Prof. Dr. Friedrich Polle. Dritte, verbesserte Auflage von Prof. Dr. Oskar Weise.

Kind und Kunst. 2. Heft (Darmstadt. Alexander Koch.)

David, Ratgeber für Anfänger im Photographieren. (Halle a. d. S. Wilhelm Knapp.)

Elektromotor für Knaben. Leichtverständliche Anleitung, nach welcher unsere Knaben sich einen kleinen Elektromotor selbständig herstellen können. Von Otto Mayer. (Ravensburg. Otto Maier.)

Zeichenschule. Zum Selbstunterricht mit vielen Vorlagen. Von G. Conz, Professor am kgl. Katharinenstift Stuttgart. (Ravensburg. Otto Maier.)

☞ Vorstehend besprochene Werke rc. können durch die Buchhandlung „Leykam" Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Aufruf für die Schillergabe der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Bei der hundertsten Wiederkehr des Schillerschen Todestages am 9. Mai 1905 werden viele deutsche Männer und Frauen das Gefühl haben, daß es ihre Schuldigkeit wäre, an diesem Tage des Dichters noch anders zu gedenken als durch die flüchtige Teilnahme an einer vorübergehenden Feier. Denn was hilft es, unsere Geisteshelden zu feiern, wenn wir nicht in ihrem Geiste leben und weiterschaffen? . . .

An alle, die so empfinden, wendet sich die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung mit einer Bitte. Sie ermöglicht es Ihnen, mit einem geringen Opfer sich an einem Werke zu beteiligen, das ganz zweifellos im Sinne Schillers ist.

Die Stiftung stellt sich die Aufgabe, die Werke unserer besten Dichter und Schriftsteller, die so oft auf einen Kreis der Hochgebildeten beschränkt bleiben, in die weitesten Kreise unseres Volkes zu bringen und womöglich die schlechten Bücher, an denen es sich vergiftet, durch sie ganz zu verdrängen. Dies ist das Gedächtnis und die Unsterblichkeit, die die großen Geister

sich wünschen. Unser Volk soll seine Erholung und seinen Unterricht aus den besten Quellen schöpfen und an den hohen Gedanken der großen Literatur Stählung und Freude für sein Leben gewinnen. Zu dem, was wir wollen, brauchen wir große Mittel.

Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung tritt mit der Bitte um eine Schillergabe heran. Sie soll zunächst zur Verbreitung Schillerscher Werke, dann auch für die allgemeinen Zwecke der Stiftung dienen, die im letzten Jahre 10.000 literarisch wertvolle, schön gedruckte und gut gebundene Bücher an arme Volksbibliotheken in Deutschland, Österreich und der Schweiz und in deutschen Gemeinden im Ausland verteilt hat und jetzt abermals 15.000 Bände zur Verteilung bringen will. Jede Spende wird also dazu beitragen, die Werke Schillers und seiner Mitstreiter und Nachfolger in schönen und würdigen Bändchen weithin im Volke zu verbreiten. Und diese schöne Ehrung Schillers würde nicht mit dem Tage vergehen!

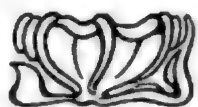
Diesen Aufruf unterstützen unter vielen anderen: Dr. Studt, kgl. preußischer Staatsminister, Berlin, Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel, k. k. Minister für Kultus und Unterricht, Wien, Gustav Frenssen, Dr. phil. hon. c., Meldorf, Dr. Harnack, Professor an der Technischen Hochschule, Darmstadt, Professor Dr. Lichtwark, Direktor der Kunsthalle, Hamburg, Bürgermeister Dr Georg Reicke, Berlin, Peter Rosegger, Dr. phil. hon. c., Graz, Universitätsprofessor Dr. phil. August Sauer, Prag-Smichov, Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, Haseldorf i. H., Adolf v. Sonnenthal, Oberregisseur des Hofburgtheaters, Wien, Friedrich Spielhagen, Berlin, Hofkapellmeister Felix Weingartner, München, Dr. phil. Adolf Wilbrandt, Rostock, Geheimer Legationsrat a. D. Ernst v. Wildenbruch, Dr. c., Berlin, Otto v. Leixner, Groß-Lichterfelde bei Berlin, Verlagsbuchhändler A. Staackmann, Leipzig.

Beiträge zur Schillergabe nehmen (in jeder Höhe) entgegen: Die Kanzlei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel; die k. k. Postsparkasse, Wien, auf Konto Nr. 859.112 (Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung).

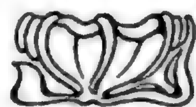
Für die Wiedererbauung der Kirche St. Kathrein am Hauenstein

neuerdings bei Rosegger in Graz eingegangen in Kronen: Prof. Latzke 14·—, W. Fickeis 6·—, Dr. Rullmann 5·—, Prof. Brandstetter 4·—, Feldbach Tischgesellschaft, Gasthaus „Wurm" 9·—, durch die „Tagespost" übermittelt 10·—, Hermine Myśliwicz 5·66. **Zusammen 4591·66 Kronen.**

Graz, am 15. Dezember 1904.



Postkarten des „Heimgarten".



Dr. **F. G., Laibach.** Dr. Josef Müllers Zeitschrift „Renaissance" abonnieren Sie am besten beim Herausgeber, München, Holzstraße II/IV. Dieses reformkatholische Blatt mit seinen vielen, oft überaus beherzigenswerten Anregungen verdiente überhaupt eine größere Verbreitung, als sie bisher gefunden hat. Vielleicht sind an letzterer Tatsache die „Schrullen" des Herausgebers mit dran schuld. Geistige Absonderlichkeiten, die uns widerhaarig sind an einem Menschen, den man sonst gern hat, nennt man „Schrullen".

P. A. Graz. Steirische Sagen und Lieder finden Sie hübsch gesammelt in der steirischen Monatsschrift „'s Nullerl". „Neue" Sagen werden Sie wohl kaum erwarten, die finden Sie in der Welt nicht, oder es wären unechte.

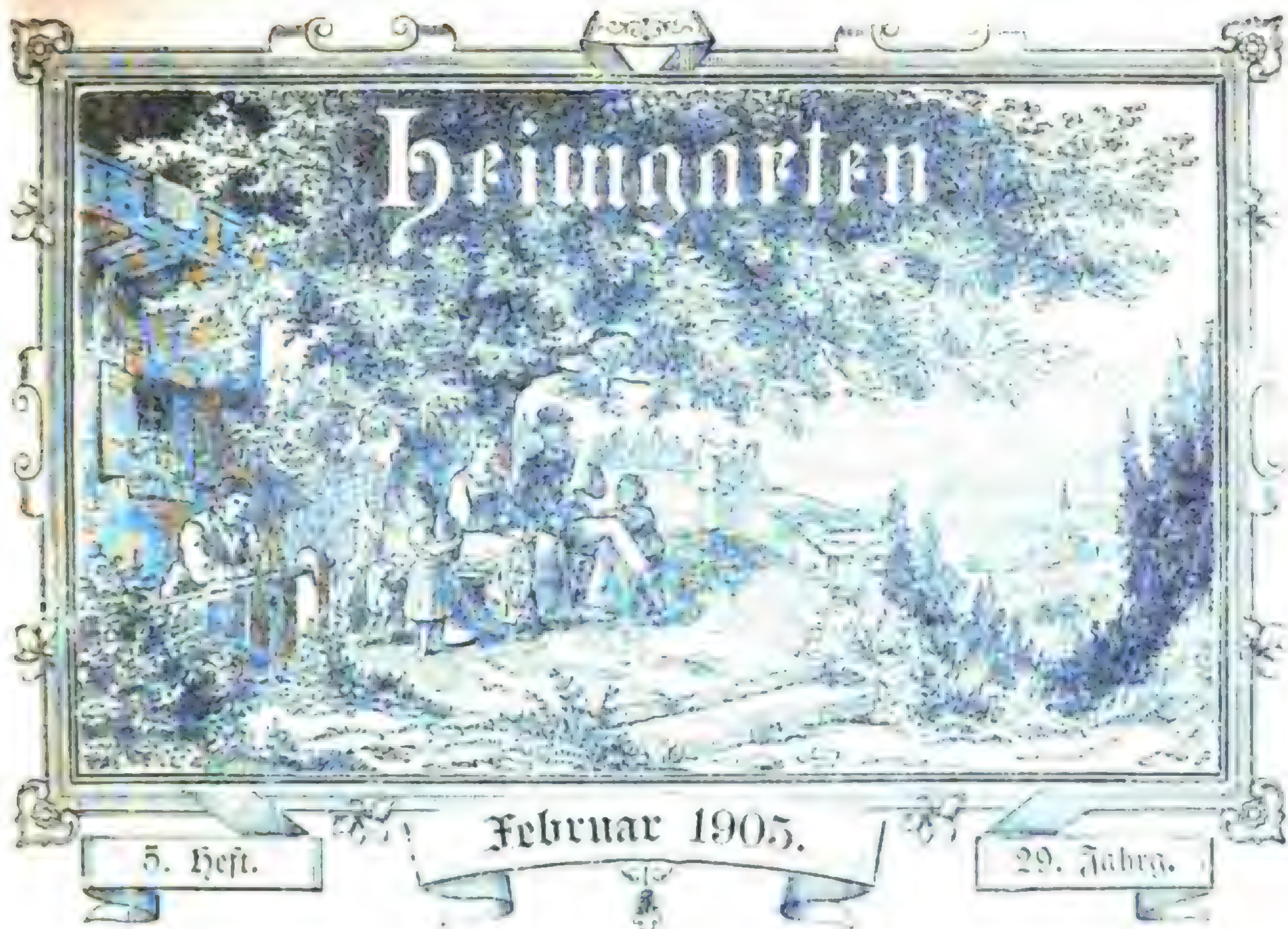
H. V. an der Mur. Dem sinnigen Weihnachtsgedicht mangelt es noch an ursprünglicher Form und an jener Eigenart, die für einen Erfolg nötig wäre. Besten Dank.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. Dezember 1904.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Peter Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.



Der Geistbrenner.

Eine Gestalt von **Peter Rosegger.**

Wer einmal so fünfzig Jahre lang Zeuge des Weltlaufes gewesen, bei dem müßte sich — so sollte man meinen — der ganze innere Mensch geändert haben. Es ist ja alles so unerhört anders, als wie man's in der Jugend gesehen, geträumt hat. Die lange Reihe von Hoffnungen, Überraschungen und Enttäuschungen, von Freuden und Qualen, von Entwicklungen und Verwicklungen und Lösungen, bei denen immer wieder alles erwartet wird und immer nichts herauskommt — diese Reihe von großartig aufgedonnerten Nichtigkeiten müßte ein denkendes Wesen doch endlich gleichgiltig machen, in den Zustand jenes Träumenden versetzen, der bei keiner Feuersbrunst mehr aufschreit, bei keinem Sturze mehr zusammenzuckt, weil er in seinem Halbschlummer weiß, es ist doch nur ein Traum.

Wer fünfzig Jahre lang am sausenden Webstuhl der Zeit steht, der müßte es endlich weg haben, wie die Fäden geknüpft, verschlungen und die Knoten wieder gelöst oder zerhauen werden. Er müßte sehen, daß jeder, der da mit hinein gewoben wird, eigentlich gleich gut dran ist, ob sein Faden nun geradeaus oder querüber läuft. Ein Kreuz bildet's immer. Der Sehende kommt ruhig darüber hinweg; der mit den übrigen Fäden ringende und sich verklemmende, auf andere Fäden sich stützende, in andere Fäden sich bergende und doch für sich ein freier

selbstsüchtiger Ichfaden sein wollende Hascher und Haber leidet ganz verzweifelt. Der ruhig Schauende ändert sich im Laufe seines Lebens. Der Haschende und Habende ändert sich nicht. Dieser ist lediglich Stoff, der nach gemeinen Naturgesetzen steigt und fällt, sich physisch ausdehnt, chemisch verbindet und nicht anders wie ein Klumpen Erde mittun muß in dem ewigen Kessel, aus dem die Blasen steigen, in dem der Bodensatz zur Tiefe sinkt. Die Haschenden und Habenden, sie sind es, die den Kampf ums Dasein mit demselben trostlosen Stumpfsinn ringen, wie der Wurm und die Milbe und die Eintagsfliege. Die Haschenden und Habenden, sie sind für sich nichts, erst wenn sie sich mit Gleichwertigem, mit der Stoffmasse verbinden, scheinen sie etwas zu sein, wenigstens so viel, daß sie sich selbst und gleichgearteten genügen. Sie schauen nicht, sie denken nicht, sie sind bloß wie der Lehm ist. Diese rein materiellen Menschen sind eigentlich das Unschuldigste, was es geben kann, sie sind ja halb sich unbewußte Wesen, sie dämmern so hin im Verdauungsschlummer, als ob sie zu viel gegessen hätten, oder sie greifen instinktiv immer und immer mit ihren Fängern aus wie Seetiere, die alles, was sie erhaschen können, einmal an sich ziehen, wenn sie auch längst übersättigt, alles wieder fallen lassen müssen. Die Hascher und Haber, diese Ärmsten! Und doch, diese Glücklichen! Weil sie ja so kurzsichtig sind und so tief in ihren Tag hineingebettet, daß sie keine Ahnung haben von jenen ewigen, glühenden, göttlichen Dingen, die den Schauenden nimmer zur Ruhe kommen lassen.

Der reine Stoffmensch ändert sich nicht durch ein Erleben, er ist als Greis innerlich derselbe, der er als Kind gewesen, wenn auch nicht immer ein Habender, wohl aber ein Haschender. Er denkt nicht so weit, wie er die erhaschte Beute nutzen werde, er denkt kaum so weit, welchen Wert sie für ihn hat, er lebt in der dämmernden Vorstellung dahin, die Habe werde schon zu etwas gut sein. Es ist ein Versunkensein in die Stoffwelt, es ist ein friedlicher Schlaf. — Aber der Schauende ändert sich in seinen Tagen. Er mag in der Jugend von den Sinnen zum Stoffe hingezogen worden sein, aber als ihm das Auge aufging, trat er ein wenig zurück von dem sausenden Webstuhl, um nicht in das grobe Tuch der Menge mitverwoben zu werden. Er beobachtete, wie das alles vor sich ging, betrachtete seinen Standpunkt gegenüber dem Tuche und seinem Weber — war eben ein Schauender geworden.

Was da aufsteht, das wird von der Menge mit Jubel begrüßt, was hinfällt, mit Schreck und Klage bestattet. Der Schauende jubelt nicht, erschrickt nicht und klagt nicht. Er weiß, diese Schürzungen und Lösungen sind selbstverständliche Vorgänge des Webstuhles. Er sieht den Wandel und Wechsel im Kleinen, er sieht, wie die einzelne Kreatur vergehend aufschreit: Ich sterbe, jetzt ist alles aus! Und doch ist nichts

aus, alles flutet im gleichen mächtigen Lebensstrome weiter dahin und der Lebensstrom ist und bleibt so urfrisch wie am ersten Schöpfungstage. — Also fühlt der Schauende sich verwandelt. Er war Stoffwesen und ist ein vergeistigter Mensch geworden; er steht außerhalb des Schlagbalkens, der die Fäden aneinanderstößt, er schaut vergnüglich dem Weber zu. Aber wenn er diesen frägt: Meister, wozu das viele Tuch, das du webest und auf die Rolle windest? — so bekommt er keine Antwort.

Vor etlichen Jahren war ich eines Tages an der Reichsstraße in eine Hütte eingekehrt. Eine ziemlich armselige Hütte, in deren Mauerspalten Gras keimte. An der schiefwinkeligen Tür, deren Fugen mit Moos verstopft waren, klebte ein Blatt Papier, auf dem in ungefüger Handschrift die Worte standen: „Hotel zum Napoleon.“ In der Hütte saß ein alter Mann im Zwilchkittel, aber barfuß. Er trug einen schönen, weißen Bart. Er hatte einen Holzblock zwischen den Händen und stampfte im Bottich Vogelbeeren ein. Meine Anfrage, ob ich während des Gewitterregens in seinem Hause Unterstand halten dürfe, wurde damit beantwortet, daß der Alte Körbe und Stiefel von der Wandbank wegräumte, auf daß der Gast sich behaglich niederlassen könne. Sogar einen Lodenmantel rollte er zusammen zu einem Hauptkissen, falls ich mich ein wenig hinlegen wollte. Ich sei, meinte er, gewiß schon weit gegangen und hingestreckter Weise ruhe sich der Wandersmann am besten aus. Auch in der ewigen Ruh verlege sich der Mensch aufs Liegen.

„Hab mir's gleich gedacht, daß das ein vornehmes Hotel ist, das Hotel Napoleon,“ sagte ich spaßeshalber.

„Das wohl, das wohl, nobel sind wir schon!“ lachte der Alte und goß aus einer großen Flasche eine wasserklare Flüssigkeit ins kleine Kelchgläschen, das er vor mich auf die Tischecke stellte.

Auf meine nähere Erkundigung nach der Geschichte dieser Firma antwortete er: „Will der Herr die zwei Dukaten sehen, die der Napoleon meinem Vater, Gott tröst seine Seel, hat auszahlen lassen?“ Und mit dem dürren Finger durchs Fensterchen zeigend: „Dort, wo jetzt der Brennofen steht, beim Hollerbuschen, ist die Schmiede gestanden. Von gestern und vorgestern rede ich nit. Ist ja mein Vater noch ein junger Bursch gewest. Hufschmied an der Straßen. Ein gutes Geschäft dazumal. Wenn auch nit gerade jeder fürs Pferdbeschlagen drei Dukaten hat gegeben, wie der Franzosenkaiser, als er vorbei ist geritten gegen Graz. Später, als es mein Vater erfahren, wer der kleine Reiter ist gewesen, hat er freilich die Dukaten auf den Steinhaufen geschleudert. Und noch später, viel später, wie es geheißen hat, der große Napoleon sei auf eine Insel im Weltmeer verstoßen worden, hat's die Leut' umgewendet und mein Vater hat den Steinhaufen abgetragen. Zwei

hat er richtig wieder gefunden von den Goldstücken und die sind in der Familie verblieben zum ewigen Andenken."

Es wollte mir nicht übel gefallen, daß dieser Hufschmied, entgegen dem Weltbrauch, den Mächtigen gehaßt und den Unglücklichen geehrt hat. Ich nahm einen Schluck von der klaren Flüssigkeit. Das war Feuer, eines Hotels Napoleon würdig. Es regnete Stunden lang, der Weg bis zum nächsten Bahnhof war nachher immer noch leicht zu machen, und so verlor ich mich mit dem frohen alten Mann in ein anmutiges Gespräch, während er mit dem Kolben immer seine Vogelbeeren stampfte. Dort wo angeknüpft war, erzählte er weiter. Sein Vater hatte neben der Schmiede eine Schenke aufgetan, damit den Fuhrleuten, die etwa in der Reihe auf das Pferdebeschlagen zu warten hatten, die Zeit nicht lang werde. Aus der Schenke sei allmählich ein Wirtshaus geworden und aus diesem ein großer Gasthof, wo alle Fuhrwerke und Herrschaftskutschen Einkehr gehalten. Um diese Zeit sei er — mein jetzt so weißbärtiger Mann — ans Licht gekommen, gehegt und erzogen und von „den Leuten verhunzt wie ein Prinz." Der einzige Sohn des reichen Napoleonwirtes! Denn so hat der Gasthof geheißen und die Deutschen haben lieber beim „Napoleon" eingekehrt als beim „Kaiser Rotbart" auf der nächsten Poststation, weil beim Napoleon eben der Wein besser gewesen. Dann kamen die Eisenbahner ins Land, da gab es Fuhrwerk über die Massen und ungeheuer viel Geld. Die Leute hatten nur so gelacht dazu, gleichwohl den Strick schon um den Hals. Aber er war noch locker.

Der Napoleonwirt selbst hatte Tag für Tag vierundzwanzig schwere Pferde auf der Straße und am Tage der Eisenbahneröffnung saß er bei der Ehrentafel fast ganz oben in der Nähe der hohen Herren und einer derselben feierte ihn durch einen Trinkspruch als den König der Straße. Das war vielleicht ein unbeabsichtigter Spott, aber ein großer. König der Straße hieß in diesem Falle König vom grünen Wasen; denn wenige Jahre später und auf der Straße konnten sich Schafe satt weiden. Der alte Napoleonwirt kränkte sich sehr darüber, daß die Eisenbahn, die er emsig miterbauen geholfen, so treulos war. Kein Mensch, sagte er, sei noch so grob betrogen worden als er, der Napoleonwirt. Der Eisenbahnzug, der oben am Berghang hinrollte, pfiff auf ihn herab und kein Gesetz kümmerte sich um die Straße. Ohne viele andere Gäste zu haben als manchmal einen durstigen Nachbar, wirtschaftete er in seiner Weise noch eine Weile fort und als er endlich Haus und Hof verkaufte, geschah es gerade so, daß die Gläubiger keinen Schaden hatten. Da meinte der alte Napoleonwirt, für ihn sei es nun die höchste Zeit zu sterben, denn ein paar Jahre später und es hätte nicht einmal für einen Grabstein gereicht. Ein Leben ohne Nachlaß und ohne Grabstein hätte er für die überflüssigste Arbeit von der Welt gehalten.

Und der junge Mensch, der Sohn, stand nun allein an der Straße. Manchmal saß er auch auf der Bank vor der verfallenden Schmiede und beobachtete die Leute, wie deren doch wieder bisweilen vorüberkamen. Und wenn er sich so ins Schauen verlor, da war es ihm manchmal, er vermöge den Insassen des Viergespanns und den hinkenden Handwerksburschen nicht zu unterscheiden. Es sei denn, daß dieser einen munteren Marsch pfiff und jener ein gelangweiltes Gesicht machte. Und dann wieder zu sich kommend fragte er: Was tue ich jetzt? Am vollen Trog bin ich schon gesessen. Nichts war davon übrig geblieben als der Nachteil, daß ihn nun der leere doppelt verdrießen konnte. Doch er verdroß ihn nicht eigentlich. Er war gegen alle weiteren Unfälle gut versichert bei der Assekuranzgesellschaft Habenichts & Komp. Der Pfarrer seines Ortes hatte einmal gepredigt, der Christ solle dem Geiste leben. Und weil er das nicht weiter erklärte, so legte der Zuhörer es sich selber zurecht. Es wird auch am besten sein, das braucht kein großes Betriebskapital, ich will dem Geiste leben. Und gründete eine kleine Branntweinbrennerei. Die Wurzeln, Beeren und Abfälle, aus denen er den Geist zog, hatte er umsonst, er brauchte sie nur zu sammeln, manchmal ein Vergeltsgott zu sagen und ein „Stamperl Branntwein" zu versprechen. Wenn dann der Nachbar kam, um ihn zu trinken, griff er doch in den Sack, denn man hatte den fröhlichen Burschen nicht ungern und vermutete, daß er doch auch ein bischen leben wolle. Er scheint auch in seiner Unterhaltung Geist geschenkt zu haben und nicht etwa Fusel, wie mancher zünftige Ritter vom Geiste zu destillieren pflegt. Da das große Einkehrhaus an der grünen Straße keine rechte Verwendung mehr finden konnte, so wurde es abgetragen und aus seinen Ziegeln am Bahnhof eine Waggonhalle erbaut. Nur die alte kleine Schmiede blieb stehen, um dem einzigen Übriggebliebenen zur Werkstatt zu dienen. Das Wohnhaus dazu hatte er sich aus dem Dachgebälke des abgetragenen Gasthofes selbst gezimmert. Und hier lebte der Mann nun gelassen dahin, länger als fünfzig Jahre. Er war Zeuge, wie sich in dieser Zeit alles mehrmals umstürzte. Die Menschheit machte Purzelbäume. Stand sie auf den Füßen, so behauptete sie, die einzig richtige Grundlage für den Fortschritt sei der Kopf; und stand sie auf dem Kopfe, so klagte sie, daß alles in der Welt verkehrt sei. Der Schauende stand abseits und war ein wenig verblüfft. Nicht der Wandel befremdete ihn, sondern die Stetigkeit der Kreatur. Trotz allen unbegreiflichen Wandels blieben die Leute sich gleich. Bauten diese Leute Häuser, so tranken sie Branntwein, um Kraft zu gewinnen. Brannten die Häuser nieder, so tranken sie Branntwein, um sich zu trösten. Die Felder wurden zu Wald, die Leute tranken Branntwein und wanderten aus. In den Wildnissen streiften Jäger und tranken Branntwein. Und der

Alte brannte seinen Branntwein gerade so, wie man ihn vor so viel hundert Jahren gebrannt haben mag. Und auch wo sie es anders machen, ist's im Grunde dasselbe. Alles kreist und es rührt sich nichts vom Fleck. Zur Zeit der Ritter war es Mode geworden, in Kutschen zu fahren; zur Kutschenzeit ist es Sitte geworden, auf der Eisenbahn zu reisen; in der Eisenbahnzeit wurde es nobel, den Motorwagen zu hetzen; zur Zeit des Motorwagens wird es vornehm sein, im Luftballon zu fliegen und zur Zeit des Luftballons werden die Herren plötzlich finden, das Vornehmste, das Stolzeste, das Ritterlichste sei das Reiten auf dem Pferd. Ein Ringelspiel wie auf Jahrmärkten. Feine Kräfte und doch Rohstoff. An einzelnen Stellen wurde wieder gerodet, wurde wieder gebaut und immer tranken sie Branntwein und haschten nach Habe, nach grobem Genuß und waren stumpfsinnig für alles andere. So war die Masse immer gewesen und das Erdbeben der jungen Welt hatte wenig geändert. Die Masse ist Rohstoff, an dem die Wetter der Zeiten formen und zerstören. So streute die Natur ihren Menschenstaub auch wieder einmal auf die Straße. Es kam eines Tages der närrisch gewordene Scheerenschleifer und der sausende Teufel. Ersterer ein Reiter ohne Roß, letzterer ein Roß ohne Reiter. So der wörtliche Ausdruck des Alten, den ich mir nicht anders zu deuten weiß, als daß damit die Radfahrer und Automobilisten gemeint sind. Und so, fuhr er fort zu sagen, habe sich seit fünfzig Jahren allerlei hingeändert und zurückgeändert, im Weltkasten sei alles ganz toll durcheinandergerüttelt. Aber die Zwetschken, seien sie braun oder blau, süß oder herb, frisch oder faul: der Kern ist gleichgeblieben. Es sei derselbe harte Kern mit etwas Gift im Innern. Der Mensch turne und bade, „doktere" und schneide an sich grausam herum, sei aber inwendig ganz der alte geblieben. Vor Zeiten sei eines Tages ein armes Weib verschmachtend an der Straße gelegen, ein vornehmer Vierspänner sei lustig vorübergefahren. Vor einigen Wochen habe da unten bei der Telegraphenstange Nr. 321 der Blitzschlag einen alten Hausierer betäubt, ein Automobiler sei lustig an ihm vorübergefahren. Jemanden aufheben und laben, das kann man von so einem nicht verlangen. Muß noch froh sein, wenn er selber niemanden niederrennt. — Ja, der Kern ist hart und ein wenig giftig. Aber abgewöhnen mag man sich's doch nicht, das Zwetschkenessen. Das Auswendige nascht man und auf den Kern läßt man sich nicht ein. Dann bleibt man halt abseits stehen und schaut zu. — Und brennt Geist!

Während solcher Darlegungen hatte der alte Schnapsbrenner mir einen angeschnittenen Laib Weißbrot vorgelegt und mich eingeladen, die Stiefel auszuziehen, damit sich die Füße besser ausrasten könnten. Ja, er stellte sich ausgespreizt hin und wollte sie mir von den Beinen reiten.

Ich lachte und sagte es ihm offen, was mich wunderte. Daß er bei seiner Weltverachtung noch so gut sein könne. Ich sei in seinen Augen ja auch nichts anderes als ein Körnchen des Menschenstaubes auf der Straße.

Da fuhr er munter in die Höhe: „Ja, glaubt Ihr denn, Ihr bekommt das alles geschenkt? Oh, das Hotel Napoleon ist ein gar teures Hotel!"

„Ich hoffe, daß Ihr euch die Sachen bezahlen lassen werdet."

„Bezahlen! Geht mir weg mit dem Wort bezahlen! Allerlei Geist habe ich Euch vorgesetzt. Guten Geist!" setzte er mit gar ernsthafter Miene bei. „Und seit wann tut man den Geist mit Ziffern und Zahlen ab, seit wann? Ich denk', Ihr werdet Euch selber dalassen müssen. Ich denk' wohl."

Der Gewitterregen war vorüber, die Straße hatte kalkgraue Tümpel und es schien wieder die Sonne drein. Als ich zu Dank und Abschied dem Alten die Hand reichen wollte, nahm er sie nicht an. „Bleiben wir nit beisammen?" sagte er, „wir bleiben ja beisammen".

Damals dachte ich, er spreche doch Unsinn manchmal. Heute denke ich das nicht. Über zwei Jahre sind seither dahin gegangen, in jene Gegend kam ich nicht mehr, den Alten habe ich nicht mehr gesehen und doch muß ich oft, sehr oft an ihn denken. Ja, so oft ich selbst mich als Weltbeschauer empfinde, muß ich an jenen Schauenden denken. Wir bleiben beisammen! hatte er gesagt. Es dürfte stimmen. Ich war an seiner Weisheit hängen geblieben.

Aber mein lieber, alter Geistbrenner, es wird uns nicht viel helfen. Wenn wir zwei uns auch außerhalb des sausenden Webstuhles stellen, einer links und der andere rechts und dem Weber mit Fadenknüpfen Handlangerdienste zu leisten vermeinen, wir sind doch mitten im Gewebe, nur daß wir als Fäden vielleicht widerhaariger sind als andere und häßliche Knochen bilden. All' miteinander machen wir das liederliche Tuch aus und sind lappiges Zeug. Es gibt nur e i n e n Wachenden, Webenden und Schauenden. In Kirchen und Kapellen unseres bilderfrohen Volkes findet man oft ein Dreieck und in demselben ein Auge gemalt. Das sagt es. Der ist es.

Der kleine Sozi in der Schule.

Von **Otto Ernst**.[1])

Es kam ein Tag, da durfte der kleine Asmus mit in eine Versammlung! Es war keine „politische" Versammlung, es war „Lassalles Totenfeier". Als der Knabe mit seinen Eltern und Geschwistern den langen, dämmerigen Saal betrat, stand er sogleich still, gebannt von

[1]) Aus „Asmus Sempers Jugendland" von Otto Ernst. Leipzig. L. Staackmann.

einem Anblick am anderen Ende des Saales. Die ganze Breite der gegenüberliegenden Wand war eingenommen von einem seltsamen Bilde. Es war ein transparentes Bild: ein schöner Mann mit einem Schnurrbart und in weißem Hemde lag in den Kissen eines Bettes, die Arme auf die Decke gelegt, die Augen geschlossen, ein Sterbender oder Toter. Das war Lassalle. Überall im Saale herrschte nur halbes Licht; Säulen und Decken waren mit Girlanden und Fahnen geschmückt; aber alles war mit Floren umwickelt. Hier und da hingen rechteckige Transparente, die in leuchtenden Lettern Kernsätze der neuen Lehre verkündeten. Auch eine weiße, von Lorbeer umschattete Büste stand auf dem Podium; aber Asmus mußte immer wieder nach dem toten Manne blicken, der nach seiner Meinung für die Armen gestorben war, und sein Herz war voll Mitleid, Trauer, Ehrfurcht, Dankbarkeit und Begeisterung. Dann begannen die Vorträge: Lieder, meistens schlecht gesungen, Gedichte, noch schlechter deklamiert, und Reden, und immer wieder Lieder, Gedichte und Reden, drei Festreden, jede mindestens eine Stunde lang; es währte bis über die Mitternacht hinaus. Immer öfter mußte „Ganz Deitschland“ auf die Tribüne steigen und rufen: „Geährte Anwäsende! Ich mechte um Ruhe bitten!“ aber sobald er unter allgemeinem Bravo das Podium verlassen hatte, hub der Lärm am Büffet wieder an. Dort hatten sich die meisten Männer versammelt, um Bier zu trinken und sich zu unterhalten; im eigentlichen Saal saßen fast nur noch Frauen und Kinder. Asmus blickte zuletzt durch all diesen Wirrwarr und Qualm und Lärm nur noch still nach dem stillen Mann auf dem Totenbette: das war das Schönste an diesem Abend. Dieses Bild folgte ihm in die Tage und Nächte, und endlich konnte er's nicht mehr in sich bewältigen und bergen; er nahm, da er kein anderes Papier hatte, seine Schulkladde her und schrieb dahinein nach seinem Gedächtnis mit zitternder Erregung das Leben und Sterben Ferdinand Lassalles.

Nun war aber Asmus in Dingen der Ordnung nie in seinem Leben ein Pedant gewesen, und so geschah es ein paar Monate nachher, daß er seine Kladde in der Schule vergaß und liegen ließ. Ein Mitschüler fand sie am andern Morgen und zeigte sie herum. Man fand die Lassalle-Biographie. Ungeheures Gaudium! Das mußte man Herrn Lehrer Cremer zeigen, der von Zeit zu Zeit in seinen Religionsunterricht wuchtige Reden gegen ungläubige und demokratische Menschen verflocht!

Zu jener Zeit hatte der Sozialismus selbst unter der Arbeiterbevölkerung nur noch geringen Anhang, und besonders waren die Kinder noch von keiner Politik angesteckt.

Herr Cremer also nahm das Heft, las die begeisterte Monographie und steckte dann das Ganze in den Ofen. Gleich darauf trat Asmus ein. Er spürte sofort, daß die Aufmerksamkeit der ganzen Klasse auf

ihn gerichtet war, eine spitzige, lauernde, nicht eben liebevolle Aufmerksamkeit: stechende Augen und gespannte Mundwinkel. Aber es geschah etwas Unerhörtes: Herr Cremer erwähnte die ganze Angelegenheit mit keinem Worte, hielt seinen Unterricht wie immer und fragte Asmus Semper so oft und so freundlich wie je. Für diese bittere Enttäuschung mußten sie Entschädigung haben. Und schon in der nächsten Pause ging es los. Er hieß jetzt nicht mehr Trudel, sondern Lassalle. „Hurra, kiek, Lassalle mit'm Überzieher!" riefen sie. „Lassalle, halt mal 'ne Rede!" „Lassalle, bist du 'n Jud', Lassalle?" Freilich, so rohe Mißhandlungen wie ehemals hatte er nicht zu dulden; Herr Cremer hielt seine feste Hand schützend über jeden Schüler. Es waren feinere Qualen, die er litt. Er hatte das Gefühl, ein Einsamer, Gemiedener zu sein, wie ein schlechter Kerl von ihnen angesehen zu werden.

„Nehmt jo man in acht", sagte ein Bauernsohn, „hee will allens deelen! Paßt man op joer Botterbrot! Min Vadder seggt: De Dezimalkroaten wüllt ni arbei'n, ober fix verdeenen!" Am schwersten aber litt er, wenn Herr Cremer, wie er das von Zeit zu Zeit für seine Pflicht hielt, gegen die Ungläubigen, die Unzufriedenen und die Volksverführer sprach und sie verächtlich oder lächerlich machte. Dann wußte Asmus: Jetzt denken sie alle an dich, und ihre Blicke schlichen, wo es möglich war, zu ihm hin und verweilten schadenfroh auf seinem Gesichte, daß er nicht wußte, wohin mit seiner Scham. „He glövt ook nich an Gott", sagten sie von ihm und ließen ihn allein stehen wie einen Aussätzigen.

Der gute Herr Cremer hatte für solche Kampf- und Streitreden eine ganz bestimmte Schlußformel. Wenn er mit schlagenden, gar nicht zu widerlegenden Gründen das Dasein Gottes oder die Notwendigkeit der Monarchie oder der bestehenden Gesellschaftsordnung bewiesen hatte, dann schloß er:

„Wissen denn das alles die Volksverführer nicht? — Wissen sie sehr gut! — Warum handeln sie denn nicht darnach? — Paßt ihnen nicht in ihren Kram."

Und dann war die Sache erledigt.

Obwohl nun aber Herr Cremer ganz genau wußte, welch ein Geist im Hause des kleinen Semper geschäftig war und dieses Kind unverkennbar beeinflußte, so dauerte es doch nicht lange, bis Asmus auf der ersten Bank saß und der dritte in der Klasse war. Dann freilich hieß es: Bis hierher und nicht weiter; hier sollen sich legen deine stolzen Wellen. Höher konnte Asmus nun und nimmermehr steigen; die beiden über ihm waren nicht zu bewältigen.

Der Erste nämlich war ihm überlegen in der Ordnung und in der Religion. Der war immer tadellos angezogen, hatte tadellose Hefte, machte tadellose Striche, gab tadellose Antworten, war überhaupt tadel-

los und dabei doch ein guter Junge. Und von der Religion glaubte er alles, ohne Abzug. Herr Cremer mochte fordern, welches Dogma er wollte, Julius Tipp bekannte sich dazu. Asmus betrachtete ihn oft mit Staunen. Er dachte so oft: Auf diese Frage könnte man doch alles mögliche antworten; aber nein: Julius Tipp präsentierte Herrn Cremer genau die eine Antwort, die er wollte, und immer genau mit den Worten des Herrn Cremer. Wenn Herr Cremer fragte:

„Wissen denn das die Volksverführer nicht?“ dann antwortete Julius:

„Wissen sie sehr gut.“

und wenn Herr Cremer dann fragte:

„Warum handeln sie denn nicht danach?“

dann sagte der Primus:

„Paßt ihnen nicht in ihren Kram.“

Der war nicht wegzubringen, das war klar. Der saß fest. Das war der primus omnium. Er ist auch später Stationsvorsteher geworden.

Und der Zweite war Asmussen überlegen im Rechnen und in der Sittlichkeit. Im Rechnen war es noch nicht so schlimm, da hätte ihn Asmus mit einiger Mühe vielleicht eingeholt; aber in der Sittlichkeit war es schlimm. Der secundus omnium besaß nämlich eine unglaubliche Geschicklichkeit darin, während des unmittelbarsten Unterrichtes zu schwatzen und zu frühstücken. Er konnte unsichtbar kauen und schlucken, und wenn er seinem Nachbar Asmus etwas mitzuteilen hatte, dann wußte er mit Zähigkeit und Schlauheit den Augenblick abzupassen, da Herr Cremer nach einer anderen Richtung blickte. Asmus aber war viel zu temperamentvoll, um erst auf einen gleich günstigen Zeitpunkt zu warten; er antwortete frei von der Leber weg oder er steckte gerade eine Kirsche in den Mund, wenn ihn Herr Cremer nach den Funktionen des heiligen Geistes fragte, und dann rief Herr Cremer mit finsterem Adlerblick:

„Asmus Semper — hierher!!!“

Dann mußte Asmus herausklettern aus der Bank, sich neben dem Pult des Herzogs von Alba aufstellen und gegen die Wand blicken. In den mehr als tausend Religionsstunden, die Asmus zu den Füßen Cremers genoß, mußte er manche hundertmal neben dem Pulte stehen und gegen die Wand blicken. An der Wand aber hing eine große Karte von Europa, und die war seine Freundin. Auf dieser Karte war auch Kleinasien mit Palästina, und Asmus machte nun zunächst etwa einen Spaziergang ums Tote Meer. Er blickte langsam empor an dem schroffen Felsengestade, um dessen Wände das öde Grauen hing, und starrte hin über die Flut, die in schauriger Stille floß, wo Sodom und Gomorrha einst gelebt und gelärmt. Dann war er in Pniel, wo Jakob mit dem

Herrn rang, bis er „hinkte an seiner Hüfte“. Dann in Kirjath Jearim, wo die Bundeslade aufbewahrt wurde. Dann in Sichar, wo Jesus mit einem Weibe am Brunnen saß. Dann in Nain — da hörte er ganz deutlich, wie Christus zu der Witwe, deren einziger Sohn gestorben war, herantrat und sprach: „Weine nicht“. Wenn er das sagte, dann weinte man nicht mehr. Dann kam Asmus nach Kana in Galiläa, wo eine Hochzeit war und der Herr fröhlich und menschlich unter den Menschen saß und lächelte zu ihrer Freude. Es war auch ein Plan von Jerusalem auf der Karte, und Asmus verweilte mit bangem Blick auf dem Berg des Ärgernisses und dem Berg des bösen Rates, dann aber eilte er hinauf an den von ewiger Freude umgrünten See von Tiberias und zum Berg der Seligkeiten, der lächelnd in ihn hinabschaute. Und von Antiochien machte Asmus sich auf und ging mit Saul von Tarsus auf die Reise und machte mit ihm drei große Missionsreisen, lange, weite Reisen durch Sonnenbrand und Staub, durch Einsamkeit und Not, durch Leiden und Verfolgung, und doch Reisen durch lauter Licht. Alles ein einziger Gang nach Emmaus, breite Sonne auf Weg und Höhen, geheimes Himmelslicht im Herzen. Es war dem kleinen Semper, als wäre eine große, köstliche Festlichkeit in dieser ganzen Frühzeit des Christentums. Sie glaubten alles, was sie lehrten und wofür sie starben; sie waren ganz mit sich eins, und wo das ist, da ist Allgegenwart des Lichtes, Allgegenwart Gottes. Licht und Freude ist überall in diesen Jahrhunderten der Kindheit: in den Krypten der geheimen Gemeinden wie in Kerkern und Arenen, auch im Martyrium und im Tode. „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!“ — das klang durch die Jahrhunderte unter Domitian bis Diokletian. Nicht schrecklich und grauenvoll erschienen ihm die Christenverfolgungen; er sah nur auf der Stirn der Märtyrer den Glanz des Morgenlichtes, dem die Seligen entgegenstarben. Auch Asmus Semper war bereit zu sterben; für seinen Vater wollte er sterben. Er wünschte, es möchte doch eines Tages heißen: „Du mußt sterben oder dein Vater!“ Dann wollte Asmus sagen: „Ich will sterben; laßt meinen Vater leben.“ Einstweilen aber zog er noch mit Paulus gen Paphos und Ikonia, gen Lystra und Derbe, gen Thessalonich und Ephesus. Er sah den Aufruhr sich durch die Straßen wälzen, den der Goldschmied erregt hatte, und hörte die Menge schreien: „Groß ist die Diana der Epheser!“ — und plötzlich hörte er eine Stimme aus dem Haufen fragen:

„Welches sind also die fünf Stücke der christlichen Heilsordnung, Asmus Semper?“

Es war Herr Cremer, der ihn aus Ephesus abberief. Aber Asmus konnte nicht antworten; er konnte nicht so schnell zurückkommen; da zog ihn denn Herr Cremer an einem Ohr von Ephesus nach Oldensund

und rief: „Paßt du noch immer nicht auf, du Schlingel?“ und gab ihm eine Maulschelle wegen seiner mangelhaften Religion. Und doch war es alles Religion gewesen, was er soeben in Syrien und Kleinasien, in Mazedonien und Hellas getrieben hatte: lautere, klare Religion, nur freilich eine andere als Herr Cremer lehrte. Die Religion liebte er nicht, die glaubte er nicht, für die konnte er nicht sterben, nein.

Und Herr Cremer war ein ausgezeichneter, lebendiger Lehrer, der das Menschenmögliche tat, die Knochen der Dogmatik mit Fleisch zu umkleiden. Und Asmus horchte und horchte, straffte seine Stirnhaut und drängte alle seine Aufmerksamkeit nach vorn, als wenn das Gehirn zu den Augen hinaussollte — aber er verstand Herrn Cremer nicht. Merkwürdig: Julius Tipp, der Erste, schien ihn zu verstehen, Ewald Knapp, der Zweite, auch, und noch viele, viele andere, die weit dümmer waren als er. Er hatte immer das Gefühl: Er muß gar nicht das sagen, was er sagt, er könnte auch irgend etwas anderes sagen. Wenn Herr Cremer etwas bewies, dann dachte Asmus: mit diesen Worten könnte er alles andere auch beweisen; es war ihm überhaupt, Herr Cremer spräche dann nur irgend etwas Beliebiges — so wenig verstand er ihn, so wenig überzeugte ihn der treue, ehrliche, kluge Herr Cremer. Daß Gott eins sei und auch wieder drei und auch wieder eins, das verstand Asmus nicht. Daß Jesus Mensch sei und doch auch nicht Mensch, Gott und auch nicht Gott — er verstand es nicht. Daß man aus Liebe für die Menschen sterben könne — ja, das begriff er, das hatte er im Tiefsten seines Herzens gefühlt, als der armselige Herr Rösing das Leiden Christi vorlas. O, Asmus Semper kannte sie alle sehr wohl, die Antworten, die der Lehrer erwartete und die Julius Tipp und die anderen ihm gaben; er wußte sehr wohl, daß er, wenn Herr Cremer fragte:

„Warum ist Christus zur Hölle niedergefahren?“, zu antworten hatte:

„Um den Seelen der Ungetauften das Evangelium zu bringen und dem Teufel die Macht zu nehmen; aber Asmus antwortete nicht. Er hatte die ganze Katechismuslehre am Schnürchen; aber er antwortete nicht. Einmal im Jahre kam der Schulinspektor, ein Pastor, und prüfte vierzig Minuten in der Dogmatik und fünf Minuten in den Wissenschaften. Asmus antwortete nicht. Einmal kam sogar der Generalsuperintendent der Provinz, ein Patriarch, dessen rundes Gesicht ein Präsentierbrett voll himmlischer Süßigkeiten war — aber Asmus antwortete nicht. Er wollte lieber für dogmendumm, faul oder unaufmerksam gelten, als Antworten geben, die ihm Bekenntnisse schienen.

„Asmus Semper, hieher!!!“ und dann machte er wieder Missionsreisen und wurde am Ölberg oder am See Genezareth wieder ein Christ.

Herzverhärtung.

Als arme Kohle warst du so zart,
Als Diamant bist du so hart.
Wärest du arme Kohle geblieben,
Könntest du heute noch brennen und lieben.

Die Quelle des Argwohns.

Von **Hans Walser.**

„Bezähme deine Phantasie, Ludwig," sagte ich zu ihm, „und laß den unwürdigen Argwohn!"

„Phantasie! Unwürdigen Argwohn nennst du das!" rief er aus. „Gut, so höre. Höre einmal."

„Da bin ich doch begierig, was du deiner braven Eglanta anfärbeln wirst."

„Heute vor acht Tagen, am Ostersonntag", so begann er zu erzählen, „vormittags von elf bis zwölf Uhr waren wir auf der Promenade vor dem Stadttheater. Ich liebe sie nicht, diese Herdenbewegung, aber meine Frau — da fühlt sie sich in ihrem Element. Ich gehe mit Mama, Eglanta hintennach, mit ihrer Cousine glaube ich. Es war ein Leutegemenge gegeneinander — wie eine wilde Quadrille; nur alles hundertfach. Da ist es mir plötzlich, im Gegenschwarm sei der Baron Hammerspach gewesen. Gesehen hat er mich nicht, wenigstens nicht gegrüßt. Habe mich aber doch umgewendet, um zu schauen, wie die gegeneinander kommen würden. Sie tat einen kurzen Blick nach ihm, ein flackernder Blick war's, möchte ich sagen, dann streiften sie im Gedränge aneinander und waren vorüber. Eglanta hatte meine flüchtige Beobachtung gemerkt und drängte sich rasch voran zu mir.

Denke dir, flüsterte sie mir zu, der Baron Hammerspach. Und ganz dreist angestreift hat er mich.

Mir scheint, du streiftest ihn an, wollte ich sagen, tat es aber nicht, sondern schwieg und war verstimmt. Sie ging nicht mehr hintendrein mit der Cousine, sondern knapp neben mir und hing sich in meinen Arm. Ich kann mir nicht helfen; aber ihr Benehmen war mir verdächtig. Nicht daß es anders gewesen wäre als sonst — eben das war verdächtig. Beim Diner nachher war's so weit ganz gemütlich. Nach demselben ging ich wie immer ins Café Kaiserhof. Noch war ich in meine Witzblätter vertieft, als sich ein Bekannter an mein Tischchen setzte und mir so nebenhin mitteilte, daß ich zu Hause wahrscheinlich

Besuch bekommen hätte. Als er an meinem Hause vorübergegangen, sei gerade Baron Hammerspach zum Tore hineingetreten.

Baron Hammerspach? fragte ich, mich dumm verstellend, der ist ja in Wien.

Hat über Ostern wahrscheinlich eine kleine Vergnügungsfahrt nach Graz gemacht, um seine Freunde zu besuchen. Ihr kennt ihn ja von früher her.

Teufel, denke ich, was kommt er denn plötzlich mit dem „Ihr"! Er bezieht meine Frau mit ein.

Glaubst du, daß er zu mir kommen wollte?

Ich vermute es nur, weil er in dein Haustor eintrat.

Hast du dich auch nicht getäuscht? War es der Baron?

Aber ich bitte dich, wer wird den Hammerspach nicht kennen! Er hat auch noch seinen zweispännigen Zylinder.

Wir hatten diesen Hut immer den zweispännigen Zylinder genannt, weil er zwei Spannen hoch wäre. Ich habe ihn übrigens nie gemessen. Aber wenn du glaubst, daß er's wirklich war, dann muß ich nach Hause. Vermutlich ist gar niemand zu Hause, sagte ich. Die Mägde haben Ausgehtag und meine Frau ist sicher bei ihrer Mama.

Zehn Minuten später — ich war ja gelaufen wie verrückt — bin ich in der Grabenstraße und im dritten Stock vor meiner Tür. Ich schelle. Es kommt niemand. Ich schelle das zweitemal. Es bleibt still. Zum Donner, die Mägde sind freilich ausgegangen, aber Eglanta muß doch zu Hause sein. Sie hatte nach Tisch über Migräne geklagt und wollte einige Stunden Ruhe haben. Ich schelle das drittemal und heftig, und anhaltend. Da hörte ich, wie sich drinnen stark ein Fenster schloß. Gleich darauf kam sie zur Türe und öffnete. — Jes Maria, du bist es, Ludwig? rief sie lachend. Jetzt wußte ich doch nicht, wer da läuten kann. Hast du schon lang geläutet? Ich blickte zum Fenster hinab und hörte es wohl nicht gleich.

Rasch trete ich in die Wohnung, ins Empfangszimmer und zum Fenster.

Was war denn unten?

Mein Gott, gewesen ist nichts. Man beschaut sich so die Vorübergehenden.

Ich wollte ins Nebenzimmer eilen.

Ach, Ludwig, laß doch einmal schauen! sagte sie mit ihrer hellen Stimme, ganz unbefangen, mir scheint an deinem Rock will sich ein Knopf lösen, da vorn, oben. Willst du ausziehen, so kann ich ihn gleich festheften. Die Johanna vergißt doch wieder darauf.

Oho! denke ich, ins Nebenzimmer soll ich nicht! Was ist denn im Nebenzimmer, daß ich nicht hinein soll? Und trete rasch hinein. Ich

sehe niemanden. Ich durchspähe die Winkel, den Schrank, ich gucke unter Tisch und Sofa. Ich finde niemanden. Wie ich wieder ins Empfangszimmer trete, kommt sie vom Vorzimmer herein, hat ein echauffiertes Gesicht.

War jemand da? fragte ich.

Ach Gott, mir war, als hätte wieder jemand geläutet. Man wird wirklich ganz nervös. Man hat doch wirklich nicht eine Stunde mehr Ruhe.

Aber die Migräne ist gut? frage ich.

Gut, sagst du? gab sie etwas gereizt zurück. Da möchte ich schon wissen, wie bei diesem fortwährenden Gelaufe der Kopf gut werden könnte.

Ich öffnete das Fenster, um auf die Gasse zu schauen.

Bitte dich! rief sie, tu' mir den einzigen Gefallen und schließe das Fenster. Glaubst du, daß bei diesem schrecklichen Luftzug —

Aber du hast doch erst selbst zum Fenster hinabgeschaut. Siehe doch, wer da unten geht! Das ist doch wahrhaftig der Baron Hammerspach. Der ist ja aus unserem Haustore getreten. Eglanta, der war da!

Wer, der Baron? fragte sie.

Der war da! Er war bei dir da!

Aber natürlich war er da, antwortete sie ganz ruhig und unbefangen. Er wollte mit dir sprechen. Eine Angelegenheit, er wollte anfangs nicht heraus damit. Endlich hat er's auch mir gesagt. Denke dir, Ludwig, dieser Mensch muß nicht schlecht herabgekommen sein. Ein Anlehen will er von dir.

Der Baron Hammerspach?

Ich habe es ihm offen ins Gesicht gesagt, da wäre er vor der unrechten Tür. So wird er nun wohl bei anderen Türen herumklopfen.

Eglanta, warum hast du mir's verschweigen wollen, daß der Baron da war!

Verschweigen? Ich dir? Ja, warum sollte ich dir den Baron verschweigen! Dieses Geheimnis wäre mir wirklich nicht interessant genug. Sie lachte wieder.

Nun stand ich da und beobachtete sie. Gott strafe mich, wenn ich auch nur das geringste verdächtige Zeichen an ihr bemerkt habe. Die Verstellung der Weiber ist fabelhaft.

Eglanta, sage ich hernach. Ich habe es gesehen, wie du am Vormittag auf der Promenade den Baron am Ellbogen gestreift hast.

Ich? Den Baron am Ellbogen? Wie meinst du das? — Hörst du, Ludwig, das ist arg, das ist gemein. Wenn ich einen anstreifen will, wie du dich auszudrücken beliebst, so streife ich einen anderen an und nicht den Baron Hammerspach.

Das ist von ihr in einem so ehrlichen Zorn gesagt, daß ich ganz unsicher werde. So pflegen sich sonst Halbentlarvte nicht zu gebärden.

Ich will schon irgend eine begütigende Form des Rückzugs antreten, da sehe ich auf dem Sofa in der Falte zwischen Sitz und Lehne ein Taschenmesser mit Perlmutterschale.

Was ist nur das für ein Messer? Ich hebe es auf.

Das wird wohl dein Taschenmesser sein, sagt sie gelassen.

Ein Herrenmesser ist es, aber das meine nicht. Siehe, da auf dem Silberblättchen sind drei Buchstaben eingraviert. B. R. H. — Was mag denn das etwa heißen, Eglanta?

Das wird wohl Baron Richard Hammerspach heißen, sagt sie. Ich habe ihn einen Augenblick Platz zu nehmen heißen. Da wird's ihm wohl aus der Tasche gerutscht sein. Oder denkst du, daß er mich mit diesem Messer ermorden wollte?! Sie lacht.

Du hast wohl sehr Angst gehabt vor dem Jugendfreund.

Aber mein Gott, rappelst du denn heute? Ich weiß gar nicht was du willst. Wie diese Jugendfreundschaft beschaffen war, davon hast du dich doch selbst überzeugt. Sonst hättest du ihn später wohl nicht in unser Haus geladen.

Aber nicht während meiner Abwesenheit. Sage, Eglanta, hat er auch an zehn Minuten schellen müssen, wie ich?

Er hat gar nicht zu schellen gebraucht, weil ich eben in der offenen Türe stand, um vom Briefträger die Post in Empfang zu nehmen. Deshalb konnte ich mich auch nicht verleugnen. —

Das schien mir alles ganz glaubwürdig. Und doch habe ich kein Wort geglaubt. Wäre es weniger glaubwürdig gewesen, so hätte ich es lieber geglaubt. Als sie in das Nebenzimmer tritt und die Tür heftig hinter sich zuwirft, beginne ich das Sofa zu untersuchen, ob der Gast nicht etwa auch sonst noch etwas verloren hätte. Ich finde gar nichts. Ei doch, ich finde einen langen Haarfaden. Er schimmert wie Gold. Der Baron hat falbes Haar, aber — die Eglanta . . . Mir wird ganz heiß, als ich an ihr weiches güldenes Haar denke.

Entschieden und gemessen trete ich zu ihr ins Zimmer. Das ist schon Verstellung, ich verliere mich bereits. Eglanta, sage ich, da die Sache jetzt einmal angebrochen ist, so müssen wir sie gründlich austragen. Ich wünsche, daß ich dir Unrecht getan habe. Sehr Unrecht. Und ich hoffe es. Du bist ja mein liebes Weibchen!

Ich nehme ihr Köpfchen zwischen die Hände, aber ich will ja schlau sein. Ich tue es doch nur, um meinen Haarfaden mit ihrem Haare zu vergleichen. Und Freund — es ist schrecklich. Da läßt sich nichts mehr beschönigen, es ist ihr Haar. — Ich habe ihr's auch sofort gesagt. Da springt sie auf, wütet durchs Zimmer und schreit wie von einer dritten Person: Ist er denn plötzlich wahnsinnig geworden? In meinem Zimmer einen Haarfaden von mir zu finden? Was will er denn damit sagen?

Oh, Eglanta, das weißt du recht gut. Sonst würdest du jetzt nicht so rasend sein. Schlechtes Weib, ich will dir etwas sagen: Du hast mich betrogen! — So habe ich es ihr ins Gesicht gespien.

Da ist sie ruhig geworden, unheimlich ruhig. Hinter der offenen Tür ihres Kleiderkastens hat sie sich angezogen, hat ihr Handtäschchen gefüllt und ist fortgegangen. Ich vermute, zu ihrer Mutter. Gesagt hat sie nichts mehr. — So, nun weißt du, wie es steht." —

Mich hatte diese Erzählung Ludwigs fast gelähmt.

Nach einer Weile erst konnte ich sagen: „Du hast dein Haus zerstört."

Er zuckte die Achseln und schritt, die Hände auf dem Rücken, mit großen Schritten über die Diele. Einmal blieb er stehen und stampfte den Fuß in den Boden. Dann schritt er wieder aus.

„Was wirst du jetzt machen?" fragte ich zagend.

„Gibt es eine Wahl?" stieß er heftig hervor. „Es ist aus. Sie hat mich entehrt."

„Aber, Mensch, woher weißt du denn das? Du hast keinen Anhaltspunkt."

„So! Keinen Anhaltspunkt. Als ob sie 's nicht eingestanden hätte!"

„Eingestanden? Wieso?"

„Ihr Leugnen ist so viel als eingestanden. Er war bei ihr. Das ist doch eklatant, nicht? Nein, so leugnet nur die Schuldige. Ich kenne die Finessen."

„Ja, Ludwig, das ist das richtige Wort. Du kennst die Finessen. Du kennst sie an dir. Aber nur an dir. Wie der Schelm von anderen denkt und so weiter. Du hast in deinen Fällen geradeso geleugnet. Oder würdest so geleugnet haben, wenn sie dich zur Rede gestellt hätte. Und würdest so leugnen, wenn sie dich zur Rede stellte. Dein ausgezeichnetes Verständnis für die Situation, die du ihr bei diesem Auftritte verrietest, hat dich entlarvt, während du glaubtest, sie zu entlarven."

Ludwig stellte sich ernst, fast feierlich vor mich hin und sagte: „Ich dachte, das, was man einem Freunde auf Diskretion gelegentlich mitgeteilt, wäre begraben . . ."

„Ich wollte dich bloß daran erinnern, stolzer Richter."

Wann wird kommen die goldene Zeit?

Von August Püringer.

Bin in Sommermorgenprangen
Heut über die Felder gangen;
Vor der Lust all im Gottesplan
War mir das Herz weit aufgetan!
Auch das Aug' mir groß offen stund
Vor der Wonne, die ihm ward kund:
Wälder, Felder, Busch, Baum und Garben,
Alles in leuchtend klaren Farben,
Kräftig gezeichnet ins tiefe Blau;
Recht wie ein Tag unserer lieben Frau!

Auf den Feldern gings zu gar heiß:
Knecht' und Mägde im Erntefleiß!
Das rührte sich, bückte sich, schnitt und band
Und lachte und scherzte und kost' miteinand!
Am Waldrand bin ich jetzt stehen blieben
Und hör's, wie's der Lufthauch grad zu mir 'trieben ...

Wie leuchtet der Mohn so rot im Feld!
Die Kornblume blaut wie das Himmelszelt!
Und, hoch über alles, ins Äthergebiet
Wirbelt die Lerch' mit ihrem Lied.

— Ei! Was ist das? ein Harfenklang??...
Und dazu gar wohl auch ein Sang?
— Nicht von den Feldern; dort, am Rain,
Unterm Holzkreuz, im Sonnenschein
Sitzt einer — singt und schlägt die Harf'.
Schleich mich hinzu, daß ich hören darf ...

Guter Gott! der Spielmann ist blind ..!
Aber er lächelt gar lieb und lind:
Auch durch geschloss'ne Fensterlein
Dringt wohl der gold'ne Sonnenschein.
Und heut gar ist wohl keine Seele so arm,
Daß ihr nicht wohlig wär und warm!

Was er singt zu schlichtem Begleiten,
Also klang es von Lippen und Saiten:

„Hört, ihr Männer und ihr Frau'n,
Laßt mein Lied euch baß erbau'n!
Ihr auch, Mädel, prall und rund,
Burschen ihr, die Nell' im Mund,
Kommt und hört, was ich euch bereit':
‚Wann wird kommen die goldene Zeit'?
Ist ein Engel mir zugeflogen,
Hat mir's gemeld't und nicht gelogen.

„Wann mit dem Hinz der wilde Hans
Z'weg'n einem Haar im Ochsenschwanz
Nit prozessiert und nimmer nit streit't,
Wär die gold'ne Zeit nit weit.

„Wann der Wetterprophet nicht lügt
Und kein Kramer mehr betrügt,
Kein Kind Gottes im Zorn mehr schreit —
Dann kann kommen die gold'ne Zeit.

„Kommen möcht' die gold'ne Zeit,
Wann's Dukaten regnet und schneit;
Wann die Mädel und die Frau'n
Sich nicht mehr in 'n Spiegel schau'n,
Wann kein Wildschütz nimmer wär,
Weil's auch gäb' keine Jäger mehr:
Wollt keiner mehr schießen aufs liebe Vieh,
Wie gold'ne Zeit wär kommen allhie!

„Wenn bei der Predigt der Herr Kaplan
Nicht mehr rufet' den Teufel an
Über die Aufklärung weit und breit —
Nachher käm bald die gold'ne Zeit.

„Gäb's einen Sonnenschein ohne Tausch
Und einen Kirchtag ohne Rausch,
Ein Eh'gespons, die den Klatsch nicht leid't —
Das wär halt die goldene Zeit!

„Kommen möcht die goldene Zeit,
Wann kein Bader mehr Gift verschreibt,
Nur mit Luft kuriert und Licht —,
Gäb's auch mehr kein Apothekerg'wicht;
Wär kein Wucher mehr auf die Not
Und nimmer nötig das sechste Gebot —
Hört ihr's? ihr Manns- und Weiberleut?
Dann wär s' da die goldene Zeit!

„Rufet' der Kaiser: es ist schon gut!
Kommen braucht mehr kein Rekrut,
's gibt kein'n Krieg mehr und kein'n Streit —
Dann könnt' kommen die goldene Zeit!

„Doch, wie rings von Adam her,
Alles in Not ist und Beschwer,
All' in Wirr und Bangigkeit —
Wird sie kommen die gold'ne Zeit?

„Und der Engel hat mir's 'klagt:
Unser Herrgott ist ganz verzagt!
Die Herzen all' z' eng, die Mäuler all' z' weit —
Wie sollt' da kommen die goldene Zeit?

„Leut', ihr Leute! Mein, o mein!
Wollt doch nit so lässig sein!
Wozu starb uns Jesus Christ,
Wenn die gold'ne Zeit noch immer nicht kommen ist?“ —

Jetzt verstummte leise der Harfe Schlag.
Der Spielmann lauscht lächelnd dem Tone nach —
Nickt vor sich hin und seufzet tief. —
Eine Träne mir über die Wange lief.

Warum, in solcher Sommerpracht,
Hatt' mich dies Bild so traurig gemacht?
Weil Blinde sehen, wir Sehende blind,
Die Wahrheit so einsam singt in 'n Wind?
Indes der Haufe, dem sie not,
Jetzt liebt, jetzt haßt, jetzt rot, jetzt tot —
Stets spielend hascht und gierig heischt
Nach farb'gem Scheine, der ihn täuscht?
Warum so sehnend schwoll mein Blut? —
Ein Silberstück warf ich dem Spielmann in 'n Hut,
Und, im Herzen viel hundert herbstbange Fragen,
Hab ich mich tief in den Wald geschlagen.

Was habe ich davon?

Mit dem Himmel auf Erden, den die Sozialdemokratie verspricht, hat es noch seine guten Wege. Immerhin mögen jene Millionen von Arbeitern, die heute der Sozialdemokratie angehören, weil sie von ihr eine Verminderung der Arbeitslast und eine beträchtliche Steigerung ihrer Lebenshaltung erhoffen, damit Zielen nachgehen, die als erreichbare bezeichnet werden müssen. Nur wird die Entfernung dieser Ziele stark unterschätzt. Wie August Bebel diese Entfernung unterschätzte, als er den

großen Kladderadatsch schon für das Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Aussicht stellte, so haben auch sicherlich unzählige seiner Anhänger diese Entfernung zu gering angeschlagen. Und wie er seitdem — hoffentlich — zur Erkenntnis gekommen ist, daß der irdische Himmel etwas längere Zeit zu seiner Konstruktion in Anspruch nimmt, als anfänglich zu hoffen war: so werden auch seine Anhänger, ob sie mögen oder nicht, zu dieser Einsicht kommen müssen. Mit jedem Jahrzehnt, um welches sich die Erreichung des irdischen Himmels länger hinauszieht, muß derselbe den Sozialdemokraten selbst problematischer erscheinen.

So ist es denn ziemlich zweifellos, daß früher oder später jeder Sozialdemokrat sich einmal die Frage vorlegen muß: Was habe ich davon?

Ja — was habe ich davon, daß ich dieser Partei angehöre, daß ich ihre Versammlungen besuche, sauer erspartes Kleingeld in die Parteikasse zahle und nach dem Winke der Partei meine Wahlstimme abgebe?

Ist das Bewußtsein, am Klassenkampfe tätigen Anteil zu nehmen, einer starken und gefürchteten Partei anzugehören, ein ausreichender Lohn für die Parteitreue? Oder soll der Sozialdemokrat mit der Hoffnung sich trösten, daß seinen Enkeln oder Urenkeln der irdische Himmel sich erschließen wird, der ihm noch mit dem Vorhängschlosse des Kapitalismus versperrt ist? Mit Hoffnungen vertrösten — das kann ja die Kirche auch; und ihre Hoffnungen sind doch viel größere und schönere, als die Hoffnungen auf die sieben- oder sechsstündige Arbeitszeit und die Arbeitszertifikate des Bebelschen Erdenparadieses!

Heute besteht die deutsche Sozialdemokratie seit mehr als vierzig Jahren. Was hat sie ihren treuen und mutigen Anhängern gebracht? Versammlungen und Reden, Maifeiern und Wahlstimmen und Programme, flammende Proteste und tönende, krachende Phrasen; seit vierzig Jahren die gleichen Eruptionen, nur immer wieder mit etwas anderen Wendungen!

Bewunderungswürdig in der Tat ist der Opfermut und die Geduld dieser braven Anhängerschaft, die während einer vierzigjährigen Wanderung durch die Wüste der Parteiagitation viel weniger vom Vertrauen zu ihren Führern verlor, als seinerzeit das auserwählte Volk Israel!

Wenn es nun dieser Anhängerschaft, diesen Millionen sozialdemokratischer Wähler, wirklich einmal einfallen sollte, ihre Führer zu fragen: Vierzig Jahre sind wir euch gefolgt; wenn wir euch weiter folgen, was haben wir davon?

Was dann?

Nun — um eine tönende Antwort auf diese Frage werden die Herren Bebel und Singer, Stadthagen und Auer und andere hervorragende Genossen nicht verlegen sein. Die Antwort wird ebenso klangvoll ausfallen, wie die Reden bei den Maifeiern und im Reichstage und bei den Parteitagen.

Aber es könnte doch einmal die Stunde schlagen, wo diese klangvollen Redensarten nicht mehr ziehen. Eine Stunde, wo aus der sozialdemokratischen Wählerschar klar und scharf der Ruf erschallt: Seit Jahrzehnten haben wir eure Phrasen gehört und haben sie satt! Vom ehernen Lohngesetz haben wir gehört, vom gemästeten Bourgeois, von der Verelendung des Proletariats und vom Brotwucher! Es kommen immer nur neue Schlagwörter, wenn die alten ihre Zugkraft verloren haben! Gift und Galle habt ihr gesäet und freudenlosen Haß, während wir Glück und Menschenwürde verlangten! Einen grenzenlosen Schatz von Sehnsucht und Hoffnung habt ihr hingehalten und vertrocknen lassen beim Klang eurer Phrasen! Betäubt habt ihr unser Bestes mit dem wüsten Lärm eurer Agitation! Gebt uns endlich Besseres oder wir hören euch nicht mehr und wollen eure Genossen nimmer sein!

Es ist kaum anzunehmen, daß diese Frage schon bald erhoben wird. Die Geduld von Völkern, denen etwas versprochen ward, kann eine schier endlose und unerschütterliche sein, wenn sie auch unter Umständen rasch zu Ende gehen kann. Wie lang und wie geduldig haben die orthodoxen Juden auf ihren Messias geharrt!"

Mit dieser Einleitung beginnt eine zeitgemäße Broschüre: „Das Jenseits im Lichte der Politik und der modernen Weltanschauung" von Professor Dr. Max Haushofer (München, J. F. Lehmann. 1905). Daran knüpft sie ihre Betrachtungen über all das, was die Sozialisten, die Politiker, die Gelehrten, die Priester der Menschheit in dieser oder jener Welt für Glück und Seligkeiten versprechen und über das, was der einzelne darüber glaubt und sich wünscht.

Die Sozialdemokratie ist oben berührt worden. Die Politik wird durch folgende Äußerungen gekennzeichnet: Die Politik wirkt veredelnd, indem sie stets die Aufklärung über alle politischen Ziele und über das, was hinter denselben steht, verbreitet: indem sie den Menschen veranlaßt, Rechte und Pflichten abwägen zu lernen, indem sie ihm unaufhörlich einprägt, daß die Ziele und Wünsche des einzelnen sich den Interessen kleinerer und größerer Gemeinschaften unterzuordnen haben.

Aber verschlechternd wirkt sie, indem sie Leidenschaften weckt, die ohne sie schlummernd blieben; den Parteihaß, die Herrschsucht, die politische Eitelkeit.

„Ob im einzelnen Falle die veredelnden oder die verschlechternden Einflüsse das Übergewicht erlangen: das hängt von den mannigfachsten Umständen ab.

Alle politische Tätigkeit besteht in Kämpfen. In Kämpfen, die zwischen einzelnen und einzelnen, zwischen einzelnen und Massen, und von Massen gegen Massen geführt werden können. In Kämpfen zwischen Erfahrung und Unwissenheit, zwischen Leidenschaft und weiser Mäßigung,

zwischen Freiheitsdrang und Ordnungssinn, zwischen Veraltendem und Neuauftretendem, zwischen Treue und Wechsel. Und bei allen diesen Kämpfen vermögen Lüge und Eigennutz die Waffen der Kämpfer zu vergiften, den klaren Blick zu trüben, Unberechtigtes aufzubauschen und Berechtigtes verächtlich zu machen.

Den Gegner schlechter zu machen, als er ist; Zustände zu übertreiben: öffentliche Meinung zu fälschen; Berechtigtes zu verhöhnen; Massen zu verführen; Unschuldige zu opfern; das sind politische Taten, die wohl in den Augenblicken, in denen sie geschehen, vom besseren Teile der Menschheit verurteilt, später aber als Geschehenes und Vollendetes hingenommen werden, ohne einen Rächer zu finden. Und werden sie auch von der Geschichte verurteilt: ihre Ergebnisse bleiben. Immer hat die Politik den bösen Charakterzug, die feinsten und edelsten Regungen der Menschenseele zu mißachten. In ihr gibt es das nicht, was man Gemüt nennt. Und jeder, der nicht einen überdurchschnittlichen Schatz von Charakter, Herzensgüte und Urteilsfähigkeit mitbringt, läuft Gefahr, daß er, sobald er anfängt sich mit Politik zu beschäftigen, entweder zum rücksichtslosen Tyrannen oder zum heuchlerischen Streber wird; oder — falls es an hervorragender Begabung fehlt — zum lärmenden Mitgliede einer Herde Stimmviehs. Und diese Schäden können sich nur steigern, je stärker die demokratischen Züge werden, die in die Politik der Kulturvölker kommen. In den politischen Kämpfen muß die Feinheit der Einzelpersönlichkeit sterben; edelstes Menschentum wird unpraktisch; wahres Recht ein Losungswort, das man im passenden Augenblicke hervorschreit, um es gleich darauf zu verlachen." Wer hat was davon?

Im weiteren ist in dem Buche die Rede von Sozialdemokratie und Christentum und von den Verschuldungen der Kirche daran, daß in der Menschheit der Glaube und die Freude an Unsterblichkeit immer mehr erlischt. Dann kommen Gedanken über Herdentrieb in religiösen Dingen, über Gewissensfreiheit, über Volksphantasie vom Jenseits, über das Himmelsbild der Gläubigen, über dichterische Darstellungen des Himmels und darüber, wie die Naturerkenntnis mit dem kirchlichen Jenseits stimmt. Ferner über die kindischen (nicht kindlichen) Vorstellungen der Spiritisten vom Jenseits; über neue Fleischwerdung und über Weltwanderung.

Der Glaube an die persönliche Fortdauer sowie die Leugnung derselben wird des näheren berührt. Die Schrift ist rationalistisch gehalten, was bei solchem Gegenstande, der ganz dem Gemüte und dem Glauben gehört, natürlich ein negatives Resultat gibt. Doch erhebt sich der Verfasser stellenweise über sein Feld und singt dem Jenseitsglauben, der Unsterblichkeit ein hohes Lied. Er spricht von der Macht des Willens zur Unsterblichkeit und sieht darin eine Bürgschaft für dieselbe. Er spricht von den Schrecken des Unsterblichkeitsglaubens: „Ob es auch Menschen

gibt, die den Glauben an eine persönliche Unsterblichkeit haben, aber ihn verwünschen und ihn abzustreifen suchen, ohne es zu können? Menschen, die vernichtet sein möchten für immerdar, ohne die Hoffnung auf Vernichtung zu haben? Es ist schwer, das zu denken. Denn das wäre ja der fürchterlichste Fluch, der auf der menschlichen Seele lasten kann."

Unter allen Umständen aber hält der Verfasser das Nachdenken über diese gleichwohl nicht lösbaren Dinge für bedeutsam und wichtig: „Ob man aber auf dem Wege religiösen Aufschwungs, ob man durch angestrengte nüchterne Gedankenarbeit oder durch freies Spiel schöpferischer Phantasie zu einem Ergebnisse über die dunklen Fragen des Jenseits zu kommen sucht; ob dieses Ergebnis ein mehr bejahendes oder verneinendes, ein klares und feststehendes oder schwankendes und zweifelvolles ist; jedes dieser Ergebnisse steht weit, weit höher, als jene stumpfe Gleichgiltigkeit, die bezüglich dieser Dinge in den breiten Massen lastet. Der urteilslose Massenglaube und der urteilslose Massenunglaube: sie sind beide gleich unfruchtbar für die Lösung der letzten Fragen." Wer hat was davon?

„Das größte Verbrechen an der Menschheit begeht, wer ihr das Nachdenken über das Jenseits völlig verekeln möchte, dadurch, daß er jene, die seinem Einflusse zugänglich sind, mit ihrer ganzen Tatkraft, mit ihrer Phantasie und ihren Daseinszielen ausschließlich für die irdischen Zwecke in Anspruch nimmt. Er würdigt die Menschheit herab; er schließt von ihrem Leben jene Anregungen aus, die in allen Jahrhunderten das Höchste geschaffen haben.

Ein Verbrechen ist es aber auch, dieses Nachdenken über das Jenseits dergestalt in die Schablone eines Glaubensbekenntnisses einpressen zu wollen, daß es überhaupt aufhören muß, weil ihm überall, wo es in das Unbekannte vordringen möchte, die drohende Mahnung entgegenprallt: Halt ein! Du gerätst in das Gebiet des Aberglaubens oder des Unglaubens! Beides hast du zu vermeiden, sonst erwartet dich ewige Verdammnis!"

Wir können uns von der interessanten Schrift nicht trennen, ohne der persönlichen Unsterblichkeit, die doch schließlich das für uns einzig Wichtige ist, einen Stein ins Brett zu legen. Wir behaupten, daß das persönliche Ichbewußtsein, das jeder von uns heute hat, immer war und immer sein wird. Wir „glauben" nicht an persönliches Immersein, wir wissen es wie eine absolute Gewißheit. Alles scheinbare Geborenwerden und Sterben, das wir um uns sehen, macht uns nicht irre. Daß wir keine Erinnerung haben an unsere vergangene Ewigkeit, macht uns nicht irre, im Gegenteil, das bestärkt uns eher in der Empfindung beständiger Jugend. Wir haben keinen Beweis für unsere persönliche Nichtexistenz und haben einen unendlichen Beweis für unser Sein.

Wir sind, folglich waren wir und werden wir sein. Ob „Diesseits“ oder „Jenseits“, das ist einerlei.

Aus diesem Bewußtsein geht die praktische Lehre hervor, daß es sich wohl auszahlt, sich besser, vollkommener, glücksfähiger zu machen. Und dann — haben wir was davon.

Wie ich den Heiligen Vater gesehen habe.

Von **Josef Wichner.** [1])

„Wenn jemand eine Reise tut,
So nimmt er nicht den schönsten Hut,
Und auch das übrige Gewand
Ist nicht besonders elegant.“

So war ich zu Ostern 1901 nach Rom gekommen und hatte trotz meines unscheinbaren Gewandes durch die Güte des hochwürdigen Herrn Direktors Monsignore Dr. Nagl, nunmehrigen Bischofes von Triest, im Institute „dell' Anima“ eine Stätte gefunden, wo ich nach des Tages Mühen mein Haupt niederlegen und von all den gewaltigen und eigenartigen Eindrücken träumen konnte, die in der Ewigen Stadt auf jeden Fremdling einstürmen.

In den Ruinen der Kaiserstadt durfte ich mich auch im Lodenhütlein sehen lassen, in den Kirchen der Papststadt nahm ich das Hütlein ab, und dem neuen Könige von Italien war, so sehr er sich auch darauf freuen mochte, kein Besuch zugedacht.

So kam der Ostersonntag heran und mit ihm die Pflicht des Gastes, den Hausherrn nach römischer Sitte zu beglückwünschen und mit dem Glückwunsche die Ankündigung meiner baldigen Abreise zu verbinden.

Und der Hausherr meinte: „Aber, Herr Professor, Sie werden doch Rom nicht verlassen, ohne den Heiligen Vater gesehen zu haben? Dazu ist eben Gelegenheit; denn am Osterdienstag findet in der Sixtinischen Kapelle eine öffentliche Audienz und Segenserteilung statt, und für eine Eintrittskarte werde ich schon sorgen.“

Nun . . . dieweil der Herr Direktor seine kurze Rede mit einem „Aber“ eingeleitet hatte, so glaubte ich, auch mit einem „Aber“ antworten zu dürfen, und also erwiderte ich:

„Aber . . . Ihre freundlichen Worte überraschen mich, und ich würde es als das schönste Glück meines Lebens und die Krone meines Aufenthaltes in Rom betrachten, wenn es mir vergönnt wäre, das Oberhaupt der katholischen Christenheit zu sehen; aber . . . in dieser „Kluft“, will sagen, in diesem Reiseanzuge kann ich dem Papst doch unmöglich unter die Augen treten!“

[1]) Aus dem köstlichen Büchlein „Zeitvertreib“. Ein Geschichtenbuch von Josef Wichner. Wien. Heinrich Kirsch. 1904.

Der erfahrene Mann lachte gutmütig über meine Naivität und sprach:

„Morgen wird Ihnen die Eintrittskarte zugestellt werden, und im übrigen wenden Sie sich an meinen Kammerdiener; der kennt den Brauch und wird Ihnen alles nötige sagen.“

Richtig klopfte es am Abend des folgenden Tages an die Türe meines Zimmers, und herein trat, mit einem roten Zettel in der Hand, ein etwas dicker, aber äußerst lebhafter Priester, dessen rosiges Antlitz gesunde Heiterkeit, dessen Augen einen sprühenden Geist ausstrahlten und der sich mir als „Bruder Williram“ vorstellte. Er sei gekommen, um mir im Auftrage des Monsignore den Permesso zu überreichen und zugleich meine Bekanntschaft zu machen.

Das also war der begabte Tiroler Poet, der Dichter von „Kiesel und Kristalle“, der „Wanderweisen und Heimatlieder“, dessen Künstlerschaft unter dem Schatten der Palmen und Pinien der Vollendung entgegenreifte.

Wir schlossen bald Freundschaft und begossen sie, anstatt Salz zu essen, noch am selbigen Tage mit etlichen Glas Rotwein und nach einigen Tagen auf dem Vesuv mit Lacrimae Christi; einstweilen aber war mir der Heilige Vater denn doch wichtiger als Bruder Williram mitsamt seinem geplanten Heldenepos, und so suchte ich mit Beihilfe des Herrn Kammerdieners bezüglich meines äußeren Menschen den Anforderungen zu entsprechen, die da auf dem roten Permesso an mich gestellt wurden, um für eine Stunde höfisch oder hoffähig zu sein.

„Die Damen“, so hieß es da in gewählter italienischer Sprache, deren ich immerhin soweit mächtig war, um Käse und Brot zu unterscheiden, „die Damen erscheinen im schwarzen Kleide und mit einem Schleier auf dem Haupte, die Herren in Frack und weißer Krawatte.“

Gott sei Dank, der Kammerdiener war auch ein Tiroler, ein altes, treues, etwas derbes und knorriges Hausmöbel, der trotz seines langjährigen Aufenthaltes in Rom sein Tiroler Deutsch nicht völlig verlernt hatte. Mit dem Manne konnte ich mich schon verständigen, und also trug ich ihm mein Anliegen vor:

„Sie, Herr Johann Kapistran oder wie Sie sonst heißen, ich brauche eine schwarze Hose, eine Weste, einen Frack, einen Zylinder, taubengraue Glacéhandschuhe und eine weiße Krawatte . . . ich bitte, borgen Sie mir diese schönen Dinge bei irgendeinem Schneider oder Pfaidler aus . . . ich will dem Heiligen Vater einen Besuch abstatten, und Monsignore Nagl hat mich, carissimo Giovanne, Ihrer Weisheit anempfohlen.“

Die wenigen italienischen Brocken warf ich dazwischen, um mich in der Sprache Italiens zu üben; andere Worte waren, da ich schon oft von der Allmacht der Kammerdiener gelesen hatte, darauf berechnet,

dem Manne um den struppigen Bart zu gehen und mir seine Dienstwilligkeit und sein Wohlwollen zu sichern.

Beides gelang mir vortrefflich; denn der Johann meinte, indem er mich mit Kennerblicken vom Scheitel bis zur Zehe betrachtete:

„Habt's Es 's Geld zum außischmeißen?"

Diese Frage konnte ich ohne jedes Bedenken sogar angesichts der Steuerbehörde verneinen.

Nacher tun wir's billiger . . . lest's epper amal, was auf dem Zettel steht!"

„Die Herren haben in Frack und weißer Krawatte zu erscheinen."

„Ischt guet! Nacher werden wir epper decht folgen müssen . . . Es braucht's halt an' Frack und a weiße Halsbinden . . . selle wird wohl gnue sein, weil sunst nix drauf steht, auf dem Zettel da!"

„Aber . . . mein lieber Cameriere, ich kann doch nicht in diesen blauen, staubigen Hosen . ."

„O mei', die seind hübsch dunkel, und den Staub werden wir scho' ausklopfen."

„Und ohne Zylinder . . ."

„Den Huet habt's Es so nit auf'm Kopf in der Sixtina . . ."

„Und ohne Handschuhe . . ."

„Ischt nit der Brauch; wer mit Handschuhen kimmt, wird gar nit einig'lassen."

„Nun . . . Eure Weisheit ist ungeheuer praktisch, und Euer Einsehen in die Leere meiner Geldtasche ist bewundernswert, carrissimo: aber . . . wo nehmen wir einen Frack her?"

„Den könnt's Es von mir haben. I' trag' ihn freili scho' etli' zwanz'g Jahr . . . aber nur beim Servieren . . ."

Mir wurde grün und gelb vor den Augen, als er das ehrwürdige Ungetüm, auf dem deutliche Reste verschütteter Tunke zu sehen waren, aus dem nach Schimmelpilzen riechenden Kasten hervorholte und mir unter die Nase hielt.

„Um Gottes willen", protestierte ich, „das verstößt doch gegen die dem Oberhaupte der Kirche gebührende Achtung, wenn ich in diesem Frack . . ."

„Ach was", fiel mir der unverbesserliche alte Knabe in die Rede, „Frack ischt Frack! Steht epper auf'm Zettel, was für an' Frack Es haben sollt's? Und nacher seind heut' in der Sixtina so viel Leut', daß ma ein' gar nit anschaut. Wenn's einifahrt's auf der Elektrischen, hängt's halt den Lodenmantel um, und . . . die Ehrfurcht vorm Heiligen Vater, die tragt's halt im Herzen . . . ischt eh g'scheiter als im Rock!"

„Nun gut, ich gehorche Ihnen . . . auf Ihre Verantwortung! Also her mit dem Frack, und die Krawatte, die kaufe ich, da sie deutsch und italienisch gleich heißt, im nächsten Kramladen."

So pilgerte ich denn, um nur ja einen recht guten Platz zu bekommen, zwei Stunden vor Beginn der Feierlichkeit, den Mantel umgeworfen, in den Vatikan, an dessen Eingangstor Schweizersoldaten in ihrer malerischen Tracht Wache hielten und die Scheine der Ankömmlinge prüften.

Mein Schein war richtig, ich wurde eingelassen und zur Garderobe gewiesen, auf daß ich mich meines Überkleides entledige.

Es geschah, und nun stand der geschundene Raubritter da ... inmitten einer unzählbaren Menge der vornehmsten Herren in tadellosem, nagelneuem Salonanzuge, in tief ausgeschnittener Weste, viele die Brust mit Ordenssternen besät, inmitten einer holdseligen Schar von Damen, die in ihrer vornehmen Einfachheit das Auge entzückten.

Wie froh war ich, dessen Wangen sich vor Verlegenheit purpurn färbten, daß meine gute Frau nicht dabei war! Sie wäre trotz des felsenfesten Mosaikbodens in die Erde versunken; denn sie hält mit Recht auf saubere Gewandung und hat darum an ihrem vergeßlichen Gatten jeden Tag zu nörgeln. Na ... und wenn sie auch nicht in die Erde versunken wäre und so mich zum Witwer gemacht hätte, so hätte sie doch schleunigst den Rückweg angetreten und hätte mir auf dem Petersplatze im Schatten des großen Obelisken eine gar wirksame Predigt gehalten!

Aber ich war zum guten Glücke allein, und das gab mir meine Fassung wieder. Ich verwünschte in meinem Innern den carissimo Giovanne, entschloß mich aber zugleich, alle auf mich gerichteten Augen nicht zu beachten, sondern mutig vorwärts zu dringen ... kehrte ja die Gelegenheit, den greisen Heiligen Vater zu sehen, nie wieder in meinem Leben.

Das Lodenhütlein, in dem ich tags zuvor das Wasser der Fontana Trevi aufgefangen hatte, ließ ich wohlweislich bei meinem Lodenmantel und schritt die herrliche Scala regia, Berninis Meisterwerk, empor, in dessen Marmorsäulen sich meine liebliche Gestalt und das errötende Antlitz verzerrt und wie zum Hohne spiegelten.

Auf dem ersten Absatze fragte mich ein höflicher Diener in italienischer Sprache, wohin ich wolle. Als ich meine Absicht kundgetan hatte, schupfte er die Achseln in die Höhe und ließ mich meiner Wege gehen.

Ich gelangte in einen herrlichen Vorsaal, die Scala regia, und hatte das Vergnügen, durch eine dichtgedrängte Menge bis zur Türe der Sixtinischen Kapelle Spießruten laufen zu dürfen. Immerhin gewann ich die Überzeugung, der Heilige Vater und ich seien heute die angesehensten Männer in Rom, und der Gedanke gab mir meinen Mut wieder.

Vor dem Tore aber gebot ein Engel mit flammendem Schwerte oder, beim Lichte des herannahenden Mittags betrachtet, ein Wachoffizier Halt. Dieser gestrenge Mann war nicht so leicht zu befriedigen, wie die

Soldaten vor dem vatikanischen Palaste. Er musterte mich mit einem Blicke, der sowohl Mitleid als Verachtung oder auch Entrüstung ausdrücken mochte, von oben bis unten, streckte sodann gebieterisch seine Rechte gegen mich und sprach, italienisch natürlich, aber auch für mich verständlich und weithin vernehmbar:

„Zurück!“

Ei, das ging mir denn doch über die Hutschnur, daß ich an der Schwelle des Heiligtumes zurückgewiesen werden sollte!

Ich ließ mich also, jede Scheu beiseite setzend, mit dem wackeren Manne, alle meine italienischen Sprachkünste aufbietend, in eine Unterhaltung ein und fragte wie einer, der in seinem Rechte schwer gekränkt ist:

Perchè, Signore Officiore ... ich sehe absolut nicht ein, warum ich erst umkehren und dann vorwärts gehen soll!“

Nochmals traf mich der Blick des Mannes vom Kopf bis zum Fuße. „Weil Sie“, herrschte er mich an, „kein geziemendes Kleid haben!“

So ... da hatte ich jetzt die Bescherung! Wäre nur der carissimo Giovanne dagewesen ... ich glaube, ich hätte ihn vor allen Leuten gebeutelt! Der Herr Offizier hat vollkommen recht ... mein Kleid war wirklich nicht schicksam; aber jetzt durfte ich nicht nachgeben. Ich steigerte also, um ja alles zu versuchen, meine Entrüstung und erwiderte, indem ich mit der flachen Rechten auf die Karte schlug, daß sie knisterte:

Scusi, Signore Officiore — da muß ich schon recht bitten ... was steht denn da auf dieser Karte — he? Da steht — wollen Sie gütigst lesen — ‚Die Herren haben zu erscheinen im Frack.‘ — Und ... was ist das, was ich da anhabe und was nach rückwärts einem Schwalbenschwanze gleich sieht? Doch wohl ein Frack! Va bene ... das ist denn doch in Ordnung, wenn auch der Frack gerade kein Staatsfrack ist. Und was steht ferner noch auf dieser Karte? ‚Die Herren erscheinen in weißer Krawatte?‘ Ist diese Krawatte da, die ich vor kaum einer Stunde gekauft und ehrlich bezahlt habe, etwa nicht weiß? Nun alsdann ... basta ... das dürfte wohl genügen, und ich werde eintreten!“

Jetzt weiß ich nicht, habe ich so schlecht italienisch gesprochen, daß mich der Herr Offizier nicht verstand, oder wollte er mich überhaupt nicht verstehen. Genug ... wie ich in all meiner Würde an ihm vorbei in die Kapelle treten wollte, packte er mich mit eisernem Griffe am Arme, und wenn ich nicht gar so ein friedfertiger Mensch wäre, hätte es eine Rauferei abgesetzt, die gewiß ebenso verdammenswürdig gewesen wäre, als da Torquato Tasso am Hofe zu Ferrara gegen Antonio den Degen zog.

Ich aber erwog in meinem Herzen: Sollst du als der Gescheitere nachgeben, oder sollst du mit dem Manne einmal deutsch sprechen? Und ich entschloß mich, da ich mit meinen italienischen Sprachkenntnissen nicht weiter oder nur dorthin kam, wohin ich nicht wollte, zu meiner Mutter-

sprache meine Zuflucht zu nehmen. Vielleicht war der Mann da wirklich ein Schweizer, und dann mochte es ihn immerhin rühren, wenn er wieder einmal heimatliche Laute hörte. Und der Schweizer Mundart war ich halbwegs mächtig, und so versuchte ich's halt und sprach in bitterem Harme:

„No ... lieber Fründ, das hätt i' bim Bluest nit denkt, daß d' Landslüt do so behandlet wären, wenn sie zum Heilige Vater chönd! Jetzt chan i' wieder hei' und hä nünt usg'richt und chum miner Läbteg nümme doher! Aber das chan i' scho' säge ... in alle Zitege lo-n-i-s drucke ..."

Ich brachte meine Rede und die eines Revolverjournalisten würdige Drohung nicht zu Ende; denn der Blick des Mannes wurde immer milder, der Druck seiner Hand immer schwächer und schwächer. Schließlich ließ er mich ganz los und meinte gutmütig:

„Warum händ Ihr nit glei' dütsch g'schwätzt ... no ... so göhnd!"

So ist es mir gelungen, trotz meines zweifellos unschicksamen Kleides in die Sixtinische Kapelle zu kommen.

Die lange Wartezeit konnte mir nicht zu lange werden, bot ja dieser in seiner Art einzige Raum der Welt mit seinem herrlichen Freskenschmuck der Wände und der Decke dem Betrachter unerschöpflichen Stoff. Auch die um mich sich bewegende Gesellschaft, die da gekommen war, den Vater der Christenheit zu sehen und ihm ihre Verehrung zu bezeigen, mochte allerlei Gedanken wachrufen. Sie war tatsächlich international und erweckte so unwillkürlich die Vorstellung der Kirche als einer katholischen, die sich ausbreitet über den ganzen Erdkreis. Das sollte ich zu einiger Demütigung gleich selbst erfahren.

Denn da redete mich ein junger Priester neben mir in englischer Sprache an, um mir, ich weiß nicht was, zu sagen. Ich erklärte ihm mit dem Aufgebote meiner tschechischen Sprachkenntnisse, daß ich ihn leider nicht verstehe, und so verstand er mich auch nicht. Gleich darauf versuchte ein Franzose sein Glück mit mir und ich erwiderte ihm zur Abwechslung ... griechisch. Ein Spanier bekam eine italienische, ein Grieche eine Antwort in echt schwäbischer Mundart.

Na, dachte ich, die Herren müssen dich für riesig gescheit halten, da sich alle an dich wenden und du auf einmal der Mittelpunkt eines Kreises wirst, der sich immer mehr vergrößert.

Da fiel mir ein, es sei doch die lateinische Sprache unter den Gelehrten wenigstens noch alleweil die internationalste, und so forderte ich die Herren Kollegen aus England, Spanien, Frankreich u. s. w. in einem allerdings etwas holprigen Latein auf, sich dieses altherkömmlichen Volapük zu bedienen, das immerhin eine größere Verbreitung habe, als die Weltsprache Martin Schleyers, und siehe da, bald war eine recht

anregende Unterhaltung im Gange, und ich erfuhr auch, daß die guten Leute nicht in mich verliebt waren, aber um alles in der Welt gern gewußt hätten, wie es mir gelungen sei, in dem schäbigen Anzuge die Wachen zu passieren. Ich gab ihnen mit etwelcher Bosheit zu verstehen, ich sei ein scriptor popularis, ein Volksschriftsteller, und demnach sei auch meine Kleidung ... volkstümlich.

Zum Glücke schnitten aus dem Vorsaale ertönende Jubelrufe, die das Kommen des Papstes verkündeten, jede weitere Auseinandersetzung ab und lenkten die Aufmerksamkeit auf den ehrwürdigsten Greis der Welt, der eben an uns vorbei und zum Altare der Kapelle getragen wurde, ob dem Michelangelos „Jüngstes Gericht“ beängstigend auf die Lebenden herabdrohte.

Gestatte mir der Leser, daß ich den Eindruck, den ich da gewann, möglichst wahrheitsgetreu und unbefangen in Worte zu kleiden versuche.

Als der Heilige Vater in der Toröffnung der Kapelle erschien, war er einen Augenblick, wie erschöpft, in seinen Sessel zurückgesunken.

Regungslos, einer Statue vergleichbar, etwa wie man ihn in Wachsfigurenkabinetten sehen kann, saß er da... schier unheimlich war es... ob nicht der starke Geist die schwache Hülle urplötzlich verlassen hatte?

Ein schneeweißer Talar umhüllte die hageren Glieder, ein breites, rotes Band gürtete den Leib, den Scheitel deckte ein rotes Käppchen, unter dem spärliche, schneeweiße Locken hervorquollen. So war er im Hauskleide zu uns gekommen, nicht in feierlichem Pomp, sondern wie der Vater seinen Kindern sich zeigt.

Aber ... lebte der Vater noch? So fragte ängstlich jedes Herz.

Das scharfgeschnittene Antlitz schien durchsichtig, schier aus Alabaster gemeißelt ... kein Tropfen Blutes in ihm!

Doch siehe, wie auch in der Kapelle von tausend Lippen die begeisterten Rufe: „Hoch lebe der Papst, hoch lebe der Papstkönig!“ ertönten, da drang Leben in die Gestalt, da öffnete er die Augen, und Blicke voll unbeschreiblichen Feuers und Geistes, voll inniger Liebe und ergreifender Milde schweiften über die Versammlung. Mit der zitternden Linken, die ein farbiges Sacktuch geballt hielt, stützte er sich auf des Stuhles Lehne, er erhob sich zur Hälfte, die segnende Rechte schlug des Kreuzes heiliges Zeichen über alle, die da guten Willens waren, im Kreuze das Heil zu suchen ... Es war ein ergreifender Moment, den ich Zeit meines Lebens nicht vergessen werde!

Bruder Williram hat mir tags zuvor gesagt: „Sie werden in Rom, wie überall auf der Welt, auch Schatten finden, Sie werden vielleicht die Erwartungen, mit denen Sie gekommen sind, nicht in allem erfüllt sehen, aber der Anblick des Heiligen Vaters, dieser schier übermenschlichen Lichtgestalt, wird Sie für alles entschädigen!“

Und so war es auch. In diesem gebrechlichen Greise, der von seiner göttlichen Mission ganz erfüllt war, sah ich die großartige Idee des Papsttums auf die schönste Weise verkörpert . . . Wer diesen Mann gesehen hat, der muß ihn lieben und bewundern, und selbst auf den Lippen des Ungläubigen muß beim Anblick dieser rührenden und erhabenen Erscheinung das Wort des Spottes verstummen.

Ich habe es wahrlich nicht bereut, daß ich die Hindernisse, die mir den Weg in die Sixtina versperren wollten, mannhaft und klug besiegte, denn ich rechne es als Gewinn für mein Leben, daß ich Leo XIII. in seinem hohen Alter, kurz vor seinem seligen Scheiden, gesehen habe.

Der carissimo Giovanne, der Kammerdiener des Direktors der Anima, der bekam zum Nachtisch allerdings einen ordentlichen Brummer, aber dann, was ihm lieber gewesen sein dürfte, auch ein ordentliches Trinkgeld.

Briefe von Friedrich Hebbel.

Der sechste Band der in dem J. G. Cottaschen Verlage erscheinenden Ausgewählten Werke von Hebbel bezeichnet sich „Aus Tagebüchern und Briefen“. Diese Stücke werfen starke Lichter auf die so ausgeprägte Persönlichkeit des Dichters. Solche Schlaglichter, besonders die der Briefe bedeutender Menschen über ihr Liebes-, Freundschafts- und Künstlerleben fesseln immer und sind auch geeignet, zu näherem Studium solcher Persönlichkeiten und ihrer Werke anzuregen.

Vielleicht sind dafür besonders auch die wenigen hier folgenden beziehungsweise sehr vielsagenden Briefe Hebbels geeignet. Freimütigste Einblicke in sein Herzens- und Liebesleben. Zuvor sollte man freilich des Dichters Biographie lesen.

An Elise Lensing.

Rom, den 30. März 1845.

In mir hat dieser italienische Frühling ein Gedicht angeregt, das ich beischließe, und worin ich, einer so schönen Welt gegenüber zu leisten suchte, was in deutscher Sprache möglich ist.[1]) Ich habe dies Gedicht bis ins einzelnste und kleinste durchkomponiert und mir darin nicht bloß die Aufgabe gesetzt, auf dem Instrument unserer Sprache zu spielen, sondern dies Instrument selbst reiner zu stimmen. Mit dem Resultat glaube ich zufrieden sein zu dürfen, denn ich zweifle, ob unsere gesamte Literatur ein lyrisches Stück aufzuzeigen hat, worin die äußerste Reinheit und Grazie des Verses und der höchstmögliche sprachliche Wohlklang mit so vollkommenem Ausdruck der Idee und so viel Tiefe und Zartheit der letzteren verbunden ist. Man wird es sehr oft lesen müssen, um alle seine Verdienste zu erkennen, um gewahr zu werden, wie hier ein Bild immer aus dem anderen, wie aus der Knospe hervorgeht und wie ich hier nicht bloß Wort gegen Wort und Silbe gegen Silbe, sondern Vokal gegen Vokal abgewogen und die Verse wie im Kontertanz gegeneinander geordnet habe. Von seiten

[1]) „Das Opfer des Frühlings“ (siehe Bd. I, S. 162).

des Wohlklanges sind, soviel ich weiß, nur Bürgers Nachtfeier der Venus und sein hohes Lied von der Einzigen damit zusammenzustellen; von seiten der Versreinheit einiges von Platen. Aber ich glaube nicht, daß diese Produktionen, die doch mehr rhetorischer Natur sind, meine Idee aufwägen. Ich sage ehrlich, was ich meine; es wird mich nicht verdrießen, wenn ich eines Besseren belehrt werde. Es ist dies ein Seitenstück zu meinem Liebeszauber.[2]) Ob es sich aber in Deutschland hinter dem Ofen genießen läßt, ist die Frage. Mir sind diese beiden Stücke ein Zeichen, daß die Natur, wenn das Glück mich nur einigermaßen begünstigt und mich nicht in Sorge und Not, die ich durchaus nicht ertragen kann, ersticken läßt, mir vielleicht noch eine höchste, nie von mir geahnte oder gar gehoffte Gunst bewilligen, daß sie mich würdigen wird, durch meinen Mund nicht bloß das Bedeutende, sondern auch noch das Schöne auszusprechen. Aber fürchterlich ist auch wieder das Ringen meines Geistes, ich bin nicht umsonst nach Italien gekommen, mir ist, als ob ich wieder in die Elemente zerfallen und als ob die Natur beschäftigt wäre, mich wieder neu zusammenzusetzen. Das ist kein Spiel in mir, wie in den übrigen dummen Jungen, die der deutsche Janhagel bekränzt, das geht anders her, wie beim Kränzewinden oder beim Schmetterlingsfang; aber deswegen eben, weil ich mich dieses tiefen Ernstes und meiner Schmerzen bewußt bin, weiß ich auch, daß ich, wenn ich mich um andere Dinge nur so weit kümmere, als meine Kunst es mir gestattet, nicht unsittlich handle. — — — — — —

Du hast das auf den Kopf gestellt, was ich über Dein Benehmen während der Münchener Zeit sagte. Ich habe das Faktum ausgesprochen, aber nicht, ohne Deine Rechtfertigung hinzuzufügen, denn der ist doch wohl gerechtfertigt, der etwas tut, was kein Mensch lassen kann. Man muß besitzen wollen, wenn man liebt, es ist nicht anders möglich; dieser Naturnotwendigkeit warst auch Du unterworfen; kann das Verbrechen sein (Du behauptest ja, Deine Liebe sei in meinen Augen ein Verbrechen!), was nicht vom Willen des Menschen abhängt? So wenig als es Tugend ist, wenn er dem, was sein höchstes Gut ausmacht, alles übrige opfert. Ist in diesem allen etwas Falsches? etwas Bitteres? auch nur, aus meinem Munde, etwas Neues? Wozu denn solche Exaggerationen, wie der Heiratsvorschlag mit einer Italienerin, um die Mylords und Marquis, Grafen und Barone sich drängen? Wenn die Freude eines eben vom Fieber Genesenen über eine Rose, die ihm eine Viertelstunde duftete, zu laut war, mußtest du ihn so hart dafür bestrafen? Du mußt ja selbst empfinden, teuerste Elise, daß solche Erfahrungen mich scheu machen könnten, Dir die wenigen Augenblicke meines Lebens, in denen ich froh bin, noch zu malen! Kannst Du es denn noch immer nicht lernen, Dir aus allen meinen Briefen mein Bild zusammenzusetzen, die guten nicht zu gut, die schlimmen nicht zu schlimm zu nehmen? Es ist schon ein Zusammenhang in all dem scheinbaren Widerspruch. Ich bin ein Mensch, der nie etwas zurückhält, dabei wird denn aber auch vieles ausgesprochen, was nur für den Moment gilt. Deine Gefühle für mich kann ich nicht erwidern, das hast Du immer wissen müssen und immer gewußt, und es ist doch wohl so wenig bei mir eine Sünde, wie bei Dir, daß ich über mein Herz nicht gebieten kann. Aber desungeachtet bist Du mir das Teuerste auf der Welt, und wenn das entsetzliche Schicksal mich treffen sollte, Dich zu überleben, so würde mir die Brust zerspringen und das Gehirn bersten. Mein Gott, ich dächte, die Briefe aus Paris zur Zeit der Not wären ein Zeugnis, das mich neuer Versicherung dieser Gefühle für ewig überhöbe. Siehst Du's denn nicht? Wendet sich nicht meine ganze Seele nach Dir? Teil ich Dir nicht jeden meiner Gedanken mit? Hab' ich Ruhe, ehe ich meine besten Gedichte in Deinen Händen weiß? Fühle und erkenne Dich

[2]) Vgl. Bd. I, S. 148.

selbst! Du hast keinen einzigen Zug von denen, die Du Dir in der Verzweiflung selbst andichtest. Du hast mehr Geist, als die meisten Deiner Mitschwestern, und ein Herz, wie nie ein edleres geschlagen hat. Du bist eins der herrlichsten Weiber, die je über die Erde geschritten sind, und es ist mein höchster Schmerz, Dich nicht so lieben zu können, wie Du es verdienst. Alles dies solltest Du wissen, und wenn Du es weißt, wie kannst Du irre werden an Dir und mir? Naturnotwendigkeiten können wir alle beide nicht ändern, man kann sich so wenig ein anderes Herz geben, als ein anderes Gesicht. Ich schaudere vor der Rückkehr, es ist wahr, aber nicht, weil mich hier ein Frätzchen oder auch nur die Natur gefesselt hält, sondern weil mich in Deutschland alle Schrecknisse erwarten, die ich am meisten scheue. Hättest Du mir ein Asyl zu bieten, wie gern wollt' ich kommen. Aber ich fühle in mir nicht die Fähigkeit, mir selbst eins zu gründen. Manchen anderen mag der Kampf mit der Not stählen; bei mir ist das Gegenteil der Fall. Der Dichter muß eine behagliche Existenz haben, ehe er arbeiten kann; andere arbeiten, um eine solche Existenz zu erlangen.[1]) Ohnehin sind meine Bedürfnisse gestiegen, ich kann manches nicht mehr so leicht entbehren, wie wohl früher. Vor Hamburg habe ich eine Angst wie vor dem Grabe; habe ich sie darum vor Dir? Denke Dir die Menschen, die ich dort treffe, denke Dir alles, und dann frag Dich, ob Du, wenn Du fünfzehn Jahr wärst und mir Gefühle eingeflößt hättest, wie Laura dem Petrark, imstande sein würdest, es aufzuwägen. Mein Gott, wenn Du einen Brief empfängst, der Dir nicht gefällt, so gib Dir doch die Mühe, Dich ein wenig in meine Lage zu versetzen und bleibe nicht immer bloß bei Deinem persönlichen Verhältnis zu mir stehen. Ist es wohl recht, mir zu schreiben: „es wäre besser, ich und das Kind ꝛc." und ähnliches? Wie sollt' ich mich freuen, Dich wieder zu sehen, aber ist ein Wiedersehen wie das der drei Männer im feurigen Ofen zu wünschen? Lies einmal diesen Brief mit dem vorigen zusammen und Du wirst finden, daß dieser schon in jenem steckte. Lies alle Briefe nacheinander, die Du seit meiner Abreise empfangen hast, und Dir wird das Bild eines Mannes entgegentreten, der im ersten Moment des überströmenden Gefühls das Unmögliche wollte und dann durch den Verstand, der ihm zeigte, daß er im Begriff stand, Dich und sich selbst zu vernichten, zurückgehalten wurde. Eins gereicht ihm so wenig zur Schande als das andere. Auch darin hast Du mich durchaus gemißdeutet, wenn Du glaubst, ich werfe Dir die Annahme meines Namens vor, oder auch nur, ich hätte Dir aus Paris über diesen Punkt meine wahren Gedanken verhehlt. Keines von beiden, ich dachte damals nur an Dich, nicht an die Folgen. Ganz natürlich denke ich jetzt auch an diese und da muß ich ein Faktum beklagen, was mir die Rückkehr nach Hamburg, wenn ich nicht gleich heiraten will, kaum erlaubt. — — — —

An L. Gurlitt in Rom.[2])

Wien, den 25. Februar 1846.

Lieber Gurlitt!

Was wirst Du von mir denken, daß ich Deinen Brief nicht längst beantwortet habe! Zu meiner Entschuldigung kann ich nichts anführen, als den Wirbel von Zerstreuungen, in den ich hier hineingerissen worden bin. Es ist ein wenig arg gewesen und noch jetzt ein wenig arg! Es ist mir hier seltsam ergangen, die ersten vierzehn Tage verlebte ich wie in der Wüste, und dann wurde ich auf einmal der „Lion" der Stadt Wien. Ich hätte große Lust, Dir einige der vielen Aufsätze, die über mich

[1]) Vgl. das Epigramm „Die Situation des Dichters". Bd. I, S. 185.

[2]) Vorzüglicher Landschaftsmaler, der Vater des bekannten Kunsthistorikers Kornelius Gurlitt (vgl. biogr. Einleitung Bd. I, S. 35 ff.).

erschienen sind und fortwährend erscheinen, mit beizulegen, damit Du endlich erfahrst, wer ich eigentlich bin. Es wurde zuletzt ordentlich Mode, mich „den großen Dichter" zu nennen, und weil ich das nicht gut vertragen kann, so wendete ich mich an meinen guten Freund Deinhardstein, der Regierungsrat und Zensor ist, und ersuchte ihn, jedes Epitheton, das über „bedeutend" hinausgeht, mit seinem Rotstift zu guillotinieren. Ich hoffe, daß er es tun wird. Übrigens darf ich Dir wohl eingestehen, daß mir nach so vielen mageren dies fette Jahr schmeckt. Ich habe hier wirklich außerordentlich viel Liebe und Freundlichkeit erfahren und den Beweis erhalten, daß es sich denn doch wirklich der Mühe verlohnt, Werke wie „Judith" und „Genoveva" zu schreiben. Überhaupt scheint meine Zeit jetzt zu kommen, denn auch in dem übrigen Deutschland fangen meine Arbeiten an durchzudringen. Zwar wirkt die „Marie Magdalena", die mir eigentlich erst die Bahn gebrochen hat, mehr durch den Stoff, als durch die Form, wie ich mir nicht verhehlen darf. Aber man muß zufrieden sein, wenn man nur überhaupt Wirkungen sieht. Es ist nun einmal Menschenschicksal, daß man auf den Adler schießt und den Geier erlegt.

Ich habe hier Verhältnisse angeknüpft, die für mein ganzes Leben von Bedeutung und von entscheidendem Einfluß sein werden. Ich werde deshalb auch noch lange in Wien verweilen; vorderhand bis Juni, dann werde ich eine Reise nach Berlin und Hamburg machen, und darauf wieder hierher zurückkehren. Nicht leugnen will ich's, daß ein schönes weibliches Wesen mich fesselt und möglich ist es — dies bleibt aber unter uns! — daß ich heirate. Du wirst staunen, da Du meine Verhältnisse kennst! Ich kann's nicht ändern. Alles Unwahre, Fundamentlose muß einmal ein Ende nehmen und so auch diese[1]) Verbindung ohne Liebe! Wie ein Todesschleier hat sie nun fast zehn Jahre über meinem Leben geruht, es ist genug. Ich habe Dir oft über das Mädchen gesprochen, hundertmal hat sie mir gesagt und geschrieben, daß sie nur mein Glück wolle und daß sie vor einer Geliebteren freudig und ruhig zurücktreten werde, aber sie besteht schlecht in der Probe; doch mir gilt es gleich, mein Entschluß steht fest. Wäre sie im Stande, das Opfer einer liebeleeren Ehe anzunehmen, so wäre sie eines solchen Opfers nicht wert und hätte nur das zu ertragen, was ein Weib den doch wohl verdient, welches weiß, daß ein Mann sie nicht liebt und den Mann doch nicht fahren läßt. Auch müßte ich jedenfalls, um in Hamburg ein Herz zu schonen, in Wien ein Herz brechen.

Welche ist es denn, wirst Du fragen? Es ist eine Dame vom Hofburgtheater, Christine Enghaus, die früher in Hamburg war. Sag's aber noch niemandem. Ihr großes Talent hat mich anfangs zu ihr hingezogen, aber welch ein Weib ich in ihr gefunden habe, kann ich Dir nicht sagen. Ihre Liebe macht mich namenlos glücklich und ich muß sie besitzen. An Vorurteilen, es sind hier manche zu berücksichtigen, kehre ich mich nicht, ich weiß, was ich tu'. Sprechen könnte ich Dir stundenlang über sie, schreiben kann ich nicht mehr. Aber antworte mir bald! Diese Mitteilung ist Dir gewiß so wichtig als unerwartet.

Große Angst hatte ich wegen Deiner Handverletzung, da Du Deine Werke nicht, wie ich, diktieren könntest, wenn Du selbst am Arbeiten verhindert wärest. Ich erfuhr den bösen Zufall zuerst aus Hettners Brief und freute mich schon als der Deinige ihm so schnell nachfolgte, denn der bloße Anblick Deiner Schriftzüge beruhigte mich wieder. Hettners Brief hat mir sehr wohl getan, ich wollte ihm, wie Dir, auf der Stelle antworten, dennoch geschieht es erst heute. Ich bin hier wirklich zu sehr in Anspruch genommen, empfange des Morgens zuweilen zehn Visiten und habe des Abends mitunter drei bis vier Einladungen zu berücksichtigen, so zum Beispiel heute eine bei dem Bankier Biedermann, eine andere bei dem Regisseur Löwe und

[1]) Siehe vorgehenden Brief. Die Red.

eine dritte bei Fürst Schwarzenberg.[1]) Neulich traf ich bei einem Diner bei dem dänischen Gesandten eine Gräfin Baudissin, eine Schwester Deines Freundes, mit der ich mich natürlich über Dich unterhielt. Bei Campe erscheint nächstens ein Buch über mich, und ein Brief, den ich gestern aus Paris erhielt, benachrichtigte mich, daß die Revue des deux mondes bald über mich einen großen Artikel bringen werde. Es geht eben vorwärts.

Ich wechsle in diesen Tagen mein Logis, deshalb bitte ich Dich, Deine Briefe an Fräulein Enghaus, Kaiserlich Königliche Hofschauspielerin, Alservorstadt, Quergasse Nr. 217, zu adressieren. Wir haben hier Tage wie in Italien, bis auf den blauen Himmel! Mit vielen Grüßen an meine römischen Freunde Dein

Fr. Hebbel.

An H. Th. Rötscher.

Wien, den 17. Mai 1848.

Verehrtester Freund!

Ich verschob die Antwort auf Ihren lieben Brief und meinen Dank nur deshalb so lange, weil auch hier die Aufführung meiner „Maria Magdalena" nahe bevorstand und weil ich Ihnen über das Resultat Bericht erstatten wollte. Die Aufführung samt den ersten beiden Wiederholungen ist nun vorüber, die vierte Repräsentation findet morgen statt und das Schicksal des Stücks auf dem Hofburgtheater ist dahin entschieden, daß es sich ohne allen Zweifel auf dem Repertoire erhalten und, wenn ich nicht sehr irre, sich mehr und mehr im Publikum festsetzen wird. Was nun zunächst die Gestalt betrifft, worin das Stück erschien, so ist kaum hin und wieder ein Wort darin gestrichen worden; nur die Flöhe, die der Teufel aus dem Ärmel schüttet, sind weggeblieben, aber nicht einmal Evas Feigenblatt, obgleich ich es von Herzen gern preisgegeben hätte. Wenn man weiß, wie es hier vor dem 13. März stand und wie unmöglich es damals gewesen wäre, auch nur den an die Bibel erinnernden Titel des Stückes durch die Zensur zu bringen, so hat man schon darin einen schlagenden Beweis, um wie viel weiter wir vorwärts gekommen sind. Was nun weiter die beiden Mächte anlangt, die über ein Stück entscheiden, Publikum und Kritik nämlich, so standen und stehen sie sich fast feindlich gegenüber, nicht im Schauspielhause, wo eine wirksame Opposition unmöglich war und deshalb auch kaum versucht wurde, sondern außer demselben. Die Kritik, was man hier so nennt, ist gegen das Stück; sie findet es unsittlich, nicht idealisch genug, zu lebenswahr und so weiter. Das hat nun freilich größtenteils persönliche Gründe, denn die Subjekte, die hier über das Schöne, nicht „im Schweiß ihres Angesichts", sondern leider sogar ohne denselben zu richten wagen, fühlen sich durch Kraft und Einsicht schwerlich inkommodiert, und sie haben, da sie natürlich nebenbei auch Produzenten sind oder noch Produzenten werden wollen, allerdings auch ihre eigene Existenz zu verteidigen. Dennoch hat es mich überrascht und ist mir, von meinem persönlichen Fall abgesehen, ein trauriges Zeichen der Zeit, daß dies freche Ignorieren bedeutender Instanzen, vor denen ehemals keine Appellation möglich gewesen wäre und die das Stück bereits seit Jahren in der Literatur festgestellt haben, den Grad der bei uns eintretenden Barbarei, vor der Niebuhr schon 1830 zu zittern anfing, deutlicher wie irgend etwas anderes anzeigt. Ganz anders benimmt sich das Publikum. Man hat den Leuten seit Jahren vor dem Stück bange gemacht und nun erstaunten sie, ganz das Gegenteil von dem zu finden, was sie erwartet hatten; man hörte Urteile wie: Das soll unmoralisch sein? Das ist nur zu moralisch! So wurde denn auch, zum

[1]) Hebbel hat dem ihm freundschaftlich zugetanen Fürsten, der selbst Schriftsteller war und sich gerne den Namen „der Landsknecht" beilegte, sein schönes Gedicht „Husarenwerbung" (vgl. Bd. I, S. 229) gewidmet.

Ärger der Wiener Kritikaster, der Sieg aufs vollständigste erfochten und das einzige, was die Masse noch nicht verdauen kann, die Versöhnungslosigkeit vom trivialen Standpunkte aus, für den die Einsicht in die Notwendigkeit keine ist, wird ihr schon besser eingehen, wenn sie sich nur erst wieder vom Rührstück erholt und sich an die Tragödie gewöhnt hat. Ich machte übrigens bei dieser Gelegenheit neben mancher angenehmen auch die unangenehme Erfahrung, daß man unter Umständen als vernünftiger Mensch das nachmachen muß, was ein Schock Affen einem vormachten: ich wurde nämlich am Schluß jedes Aktes gerufen und mußte, als der dritte zu Ende ging erscheinen, trotzdem daß ich über diese Unsitte ganz so denke und empfinde wie Lessing, und mich sträubte bis zum letzten Moment. Die Darstellung war eine meisterhafte und ließ mir nichts zu wünschen übrig; Anschütz als Meister Anton, stellte ein Bild hin, das Zug um Zug in Stein gehauen zu werden verdiente, und meine Frau als Klara löste eine Aufgabe, die ich für unlösbar gehalten hätte; sie war die schon halb mit Asche bestreute Kohle, die sich in sich selbst verzehrt und die doch noch hin und wieder Funken sprüht. Mir war diese erste Aufführung des Stückes, der ich beiwohnte, in mancher Beziehung belehrend. Ich werde mir niemals vom Virtuosen in meine Kunst hineinreden lassen, aber wenn ich seinem Interesse dienen kann, ohne mein eigenes höheres zu opfern, so muß ich es tun, und davon, daß es solche Fälle gibt, habe ich mich überzeugt. — Nun zu Ihrem lieben Brief. Für alles, was Sie meinem Stück in Berlin Liebes erzeugt haben, noch einmal meinen wärmsten Dank. Daß die Aufführung einzig und allein Ihr Werk war, ist mir wohl bekannt und Sie konnten mir keinen größeren Beweis Ihrer Teilnahme geben als dadurch, daß Sie trotz so vieler Hindernisse doch nicht abließen. Ich hätte es Ihnen wahrlich nicht verdacht, wenn Sie müde geworden wären, denn es gibt auf Erden nichts Widerwärtigeres, als mit dem Unverstand kämpfen zu müssen. Der Kampf mit der Bosheit ist nichts dagegen. Ihre Kritik hat mir große Freude gemacht und der weiteren Entwicklung Ihrer Idee in den Jahrbüchern sehe ich mit höchster Spannung entgegen. In Bezug auf die Jahrbücher muß ich Ihnen noch einen Wink geben. Der frühere Verleger, Hirschfeld, sucht seine Fortsetzung überall statt der Ihrigen einzuschwärzen; so zum Beispiel in dem hiesigen juridisch-politischen Leseverein, wo ich ihm natürlich augenblicklich das Schlupfloch verstopft habe. Aber es wäre vielleicht gut, wenn Sie den jetzigen Buchhändler auf das saubere Manöver aufmerksam machten. Ihnen müssen die Abonnentenlisten ja doch zugekommen sein. Im ersten Heft hat mich ihre Abhandlung über die zu errichtende Theaterschule sehr interessiert. Wenn eine solche bestehen soll, so muß Ihr Plan zu Grunde gelegt werden, das ist gewiß. Ich habe nur ein allgemeines Bedenken, das Bedenken nämlich, ob nicht ein solches Institut, wie es zum Beispiel bei den Malerakademien entschieden der Fall ist, die Mittelmäßigkeit zu sehr anlocken würde, diejenigen Subjekte, die zu viel Begabung haben, um zurückgewiesen werden zu können, und zu wenig, um der Kunst wahrhaft ersprießlich zu werden. Die gehen nach meiner Erfahrung den Kampf mit der Not nicht ein, denn den besteht nur das wahre Talent oder die ebenso seltene vollendete Mannheit; wohl aber wagen sie es mit den Examinatoren und dürften auch schwer abzuschütteln sein. — Kühne in Leipzig hatte Ihnen einen Tagebuchaufsatz von mir zu senden; ich hoffe, er hat es getan. Sobald ich irgend so viel Ruhe erhalte, will ich wieder ernstlich an die Jahrbücher denken, aber einstweilen komme ich kaum zum Aufatmen. Vorgestern hatten wir wieder eine Revolution. Nationalgarde und akademische Legion überreichte dem Kaiser eine Petition mit geladenen Musketen. Das Resultat war, daß das zum Teil Unmögliche bewilligt, daß also das Gouvernement gezwungen wurde, sich mit eigener Hand zu brandmarken. Alles jubelte, ich hätte fluchen mögen. Und von welchen Lummeln diese Revolutionsherde geleitet

wird! Es ist unglaublich! Ich bewundere Napoleon nicht um die Hälfte mehr wie sonst; sein Spiel war viel leichter als ich dachte! Auch bei Ihnen geht's her, wie vierundzwanzig Stunden vorm jüngsten Tag! Küstner schrieb mir bereits vor längerer Zeit um die „Julia" und ich schickte sie ihm gleich. Wenn Sie doch auf Besetzung und Einstudierung einigen Einfluß nehmen könnten und möchten! Denn das Stück kommt ohne einen tüchtigen Steuermann schwerlich in den Hafen! — — — —

An Christine Hebbel.

München, den 16. März 1852.

Meine teuerste Christine!

Gestern habe ich meinen Geburtstagsbrief an Dich auf die Post getragen und gleich heute morgen greife ich schon wieder zur Feder. Hab' ich Dir etwas zu melden? Nicht das geringste! Kann ich Dir etwas sagen, was Du noch nicht von mir hörtest? Ebensowenig! Es ist bloß der Trieb meiner Seele, es Dir ewig und ewig zu wiederholen, daß ich mich nach Dir sehne und daß es mir mit jedem Tag schwerer wird, hier noch auszuhalten. Eine Reise muß, wie das Champagnertrinken nicht zu lange dauern, wenn man nicht in Kopf und Herzen verrückt werden und die entsetzlichste Leere empfinden soll. Ich bin schon sehr lange so weit, daß mich nichts mehr reizt. Was ist hier nicht alles zu sehen! Ich gehe nicht. Wie viele Leute wären glücklich, wenn ich sie besuchte! Ich tu's nicht. Gestern abend ging ich zu einer Tochter von Kleinschrod, die an einen Professor verheiratet ist. Ich hatte es in Thiersch' Soiree versprochen. Schon stand ich vor dem Hause, als ich wieder umlenkte, um in meine Klause zurückzukehren, um dort zu träumen und in einem Buch zu blättern. Ich war schon ziemlich weit auf dem Rückwege, als ich mir selbst auf einmal objektiv wurde. „Mensch", rief ich mir zu, „was machst du? Dort oben in den erleuchteten Zimmern ist nun die ganze Familie versammelt, Gäste sind geladen, Kuchen gebacken und alles wartet auf dich! Und nun läufst du davon, als wenn du noch der Student wärest, der vor dreizehn Jahren in München herumschwankte, und den man allerdings nirgends vermißte." Da schwenkte ich denn wieder um, und der „Verfasser der Judith" machte seine Mitmenschen dadurch glücklich, daß er Tee mit ihnen trank. Es sind in der Tat, die seltsamsten Stimmungen, die hier durch meine Seele ziehen, weil sich Alt und Neu so wunderbar ineinander mischt. Ein Dichter! ein berühmter Dichter! Was war mir das früher, wie hob sich die Brust bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit, wie tröstete es mich über so manche Entbehrungen. Jetzt hab' ich den Bettel und es gilt mir nicht viel mehr, wie eine leere Erbsenschote. Darüber vergesse ich denn oft, was es anderen gilt, vernachlässige Personen, ohne zu ahnen, daß es ihnen von mir doppelt weh tut, spreche kurzweg und berechne nicht, wie schwer meine Worte jetzt ins Gewicht fallen und wie sie umhergetragen werden. Wie mag mir das schon geschadet haben! Auch versteh' ich mich geistig durchaus nicht aufs Sparen. Andere sitzen den ganzen Abend und tun nicht das Maul auf. Dann sagen sie irgend eine Trivialität, in einen vergoldeten oder versilberten Ausdruck eingepackt, und alle Welt erstaunt. Ich werde nicht müde, meine Gedanken auszugeben, ja ich fühle mich dazu verpflichtet und nun merken die Leutchen oft gar nicht mehr, was sie zu hören bekommen. Überhaupt wie die Phrase auf Erden herrscht, habe ich erst seit 1848 gründlich kennen gelernt.

Heute esse ich bei Dingelstedt; um drei Uhr, es ist halb. Viel kann ich daher nicht mehr schreiben. Er ist der Alte, ein Mensch von ganz eigenener Komplexion, etwas schwankender Natur, aber im Kern seelengut. Auch sie sagt mir zu; sie ist etwas verbittert, das erregt aber mein tiefstes Mitleid, denn es rührt daher, daß sie

ihrem natürlichen Element entzogen worden ist. Jedenfalls war es gut, daß ich herüberkam, wenn ich auch vielleicht besser getan hätte, noch vierzehn Tage zu warten. Und dennoch, wer weiß? Es kann sich sehr viel an dies große Opfer einer so langen Trennung für uns beide knüpfen; der alte Kleinschrod sagte noch gestern zu mir: wenn Sie überhaupt zu uns kommen wollen, nie ging's leichter wie jetzt! Nur eins ist zu bedenken, nur eins! Dönniges und Dingelstedt haben selbst furchtbare Feinde, und wenn sie selbst einmal fallen sollten, wer hält die Ihrigen?

Ich muß schließen! Mein Herz, mein teures, teures Herz, lebe wohl. Wir sind jetzt wie ein zerbrochener Ring. Die eine Hälfte liegt hier, die andere dort, aber bald werden sie wieder zusammengeschmiedet! Darauf verlaß Dich, am fünfundzwanzigsten ist Agnes und am siebenundzwanzigsten segle ich ab. Wird die Porubski Dich nach Preßburg begleiten? Ich dächte doch. Küsse den Allerkleinsten und sei selbst innigst geküßt!

Dein Friedrich!

An Heinrich Heine in Paris.

Wien, den 18. Dezember 1855.

Hochverehrter Freund!

Sie haben mir öffentlich das Recht eingeräumt, Sie so zu nennen, ich nehme daher keinen Anstand, mich dieses Rechtes zu bedienen, nun ich mich Ihnen nach so vielen Jahren zum ersten Male persönlich wieder nähere. Dies geschah eigentlich, ohne daß Sie es wissen konnten, schon im Anfang Mai dieses Jahres, denn Sie hatten mir eine Auszeichnung erwiesen, die ich viel zu hoch anschlug, um Ihnen nicht auf der Stelle dafür zu danken. Ich gab meinen Brief aber unserem Abgeordneten zur Pariser Industrieausstellung, dem Herrn Professor Eitelberger von Edelberg, mit auf den Weg, weil ich ihm so Ihre Türe zu öffnen hoffte. Nun stellen Sie sich meine heillose Überraschung vor, als ich meinen Brief vor etwa acht Tagen von dem Überbringer, der seinen Rückweg über Italien genommen hatte, mit dem Bemerken zurückerhielt, daß er trotz mehrmaliger Versuche nicht zu Ihnen habe gelangen können. Glücklicherweise sind Sie kein Fürst, der eine Metallkrone auf dem Kopfe trägt, sonst liefe ich Gefahr, daß mir mein Orden wieder abgerissen würde, denn diese Herren sollen eine verlorene Schlacht eher verzeihen, als einen vergessenen oder verschobenen Bückling. Lassen Sie sich denn jetzt einen Dank wiederholen, der sich freilich von selbst versteht.

Ich weiß nicht, ob Ihnen ein Aufsatz zugekommen ist, worin ich mich Ihrer gegen die Mittelmäßigkeit unserer Tage annahm. Abgesandt hab' ich ihn für Sie, so viel ist gewiß, und wenn Sie ihn gelesen haben, so hat er Ihnen auch bewiesen, daß die Zeit mein Urteil über Sie nicht verändert hat. Wie sehr habe ich bei jener Gelegenheit die schon so oft in Aussicht gestellte Gesamtausgabe Ihrer Werke vermißt, und wie ungemein würde ich mich freuen, wenn unser Hamburger Fabius Cunctator endlich einmal damit herausrückte. Sie müssen durchaus im Ganzen und Großen aufgefaßt werden, wenn Sie nicht bald zu spitzig erscheinen, bald in Nebel und Dunst zerfließen sollen, und obgleich die Kritik nie meine Sache war, noch sein wird, so würde ich mich trotz der Schwierigkeit der Aufgabe an Ihrer Charakteristik versuchen. Warum treiben Sie den vielbedächtigen Campe nicht besser an? Die Zeit ist längst da, sowohl für ihn, wie für Sie!

Über Ihre körperlichen Zustände hörte ich neulich von einem hiesigen Arzt, der Sie im letzten Sommer mehrmals sah und sprach, das Traurigste. Umso bewunderungswürdiger ist freilich das Schauspiel, das Ihre ungeschwächte Geisteskraft den Mitlebenden gibt. Doch das ist für Sie ein schlechter Trost. Vielleicht sollen Sie den Theologen, die Sie so oft geärgert haben, einen neuen Beweis für die Unsterb-

lichkeit der Seele liefern. Das würde Sie eher ergötzen, denn es wäre eine Übereinstimmung mehr zwischen dem Ihnen eigenen und dem Welthumor.

Ich höre, daß Sie noch lesen und sich vorlesen lassen. Damit entschuldigen Sie's, wenn ich Ihnen mein neuestes Stück übersende. Ich bin damit sonst sehr sparsam, denn ich weiß wohl, daß ich für die eigentümlichen Wege meines Geistes einer größeren Hingabe bedarf, als man im allgemeinen verlangen kann. Diese Zurückhaltung, die doch nur in der Bescheidenheit wurzelt, ist mir nicht selten für Sprödigkeit ausgelegt worden; hoffentlich von Ihnen nicht! Ich höre ebenfalls, daß Sie noch manches Lebenszeichen nach Deutschland flattern lassen; sollte sich davon nicht auch einmal eins zu mir verirren? Ein Wort über meinen „Gyges" wäre ein schönes Neujahrsgeschenk; Sie haben mir in Paris über die „Judith" einmal in einer halben Stunde mehr Tiefes gesagt, als alle deutschen Kritiker zusammen.

Mit der alten Anhänglichkeit Ihr wahrhaft ergebener Fr. Hebbel.

P. S. Kommt wirklich etwas kontra Dessauer von Ihnen? Eine furchtbare Wahrheit, die Sie irgendwo aussprachen, daß das Terzinengefängnis des Dichters mehr zu scheuen ist, als alle Bleitürme und Mäusekammern der Fürsten. Umso furchtbarer, als er nur einsperren, nicht wieder auslassen kann!

An Karl Gutzkow.

Wien, den 24. Dezember 1855.

Lieber Gutzkow!

Ihren Brief, den ich gestern erhielt, will ich beantworten, bevor Ihr Aufsatz[1] hier eintrifft. Nicht als ob ich besorgte, daß er mich wirklich verletzen würde, sondern weil ich auch die entfernteste Möglichkeit abschneiden will, Ihnen als verletzt durch ihn zu erscheinen.

Ich bin im allgemeinen viel leichter zu befriedigen, als Sie glauben. Das folgt schon daraus, daß ich in meiner Betrachtung der deutschen Literatur ganz auf der Seite von Gervinus stehe, und sogar halb auf der Seite von Julian Schmidt. Wenn die Briefe, die ich von der Universität aus an meine Wohltäterin, die Doktorin Schoppe, schrieb, noch existieren, so müßten sie beweisen, daß ich das von jeher tat. Auch gaben meine ersten Gedichte davon an vielen Stellen, namentlich aber in den Sonetten, ein beredtes Zeugnis, und die Huldigung des Tags hat mich noch keine Minute über die sehr mögliche Protestation des Jahrhunderts hinwegsehen lassen.

Wenn man also gegen mich auftritt, so setzt man nur einen Kampf fort, der in meiner eigenen Brust geführt wird, und ich bin nur zu geneigt, auf den Gegner zu hören. Freilich muß er nicht, wie zum Beispiel Ihr Freund Rosenkranz in seiner Ästhetik des Häßlichen tut, zugleich offenbare Nichtigkeiten preisen, denn dadurch hebt er sein eigenes Wort wieder auf. Ihr Aufsatz kann mich daher nie „aufreizen", wie Sie fürchten, er kann mich höchstens zu der Überzeugung bringen, daß zwischen uns trotz der gegenseitigen Achtung kein persönlicher Verkehr möglich ist. Denn dieser beruht, wie ich Ihnen schon früher geschrieben zu haben glaube, nach meiner Ansicht auf dem mit der Individualität ein für allemal Gesetzten und auf der Mäßigung, die Forderung nicht über das vorhandene Vermögen hinaus zu spannen. Das Verhältnis zwischen Schiller und Goethe wurzelte in diesem Prinzip, und Freundschaftsbündnisse, wie Kant sie vorschlug, haben nie existiert, oder kennen Sie Leute, die sich einladen, um sich beim Wein ihre gegenseitigen Fehler vorzuhalten? Seien Sie denn versichert, daß ich die in Ihrem Aufsatz niedergelegten Überzeugungen in jedem Fall mit Dank aufnehmen werde!

[1] Über „Gyges und sein Ring".

Aber Ihr Brief hat etwas Anstößiges für mich gehabt. Wie kommen Sie dazu, mich, gerade mich, vor den Urteilen Befreundeter zu warnen? Sie selbst wissen doch am allerbesten, wie wenig ich von jeher darauf aus war, mir einen Anhang zu verschaffen. Glänzender, wie Sie meine „Judith" begrüßten, konnte Sie nicht begrüßt werden; wann habe ich Ihnen dafür gedankt? Doch wohl erst, als ihre Ritter vom Geist erschienen waren, weil ich Ihnen nicht früher beizustimmen vermochte, und das war so gewiß unklug und undiplomatisch als wahr und ehrlich gehandelt. Nicht einer in ganz Deutschland hat andere Erfahrungen an mir gemacht, ich hasse und verachte die immer mehr überhandnehmende literarische Bauchrednerei mit Jünglingsglut, und ich bin der Gefahr der Versuchung nicht einmal ausgesetzt, denn der Augenblick gilt mir nichts und nur dieser läßt sich auf unterirdischen Wegen gewinnen. Wenn es Ihnen, etwa in Dresden, irgend jemand anders gesagt hat, so hat er gelogen und sein eigenes Tun und Treiben auf mich übertragen; schreibt man Bücher über mich, wie Emil Kuh, der sich übrigens Ihre Achtung schon erobern wird, und nebenbei bemerkt, kein Jüngling mehr ist, so geschieht es ohne mein Wissen und wider meinem Willen; macht man mich an den Universitäten zum Gegenstand von Vorlesungen, so tun das unabhängige gereifte Männer, die sich's von mir nicht verbieten ließen; lobt man mich über die Gebühr, so mag A. Schloenbach Ihnen erzählen, wie erkenntlich ich dafür bin. Die Betty Paoli, auf deren Artikel Sie sich berufen, hat noch obendrein, solange sie die kritische Feder in der Hand hält, zu meinen Feinden gehört, und wenn Sie sich, wie ich allerdings vernehme, plötzlich gewendet hat, so ist sie durch den „Gyges" gewonnen worden, nicht durch mich.

Wundern Sie sich nicht, daß ich mich bei diesem Punkte so lange aufhalte; mir geht der Charakter weit über das Talent, wenn beide, wie ich freilich glaube, nicht auf das innigste zusammenhängen sollten, und ich fürchte, bei Ihnen verleumdet zu sein.

In Bezug auf die Unterhaltungen bat ich Sie um — Wünsche! Her damit! Mit dem herzlichsten Glückwunsch zum Jahreswechsel Ihr

Fr. Hebbel.

An Karl Debrois van Bruyck.

Wien, den 7. Juni 1860.

Herrn Debrois van Bruyck.

Allerdings, mein lieber Debrois, steht Ihr Brief im schneidendsten Widerspruch mit allem, was Sie im letzten Vierteljahr gesagt und getan haben. Glauben Sie jedoch nicht, daß ich angemessen finde, mit Ihnen darüber zu rechten. In Erinnerung rufen will ich Ihnen nur, daß ich Ihnen mein Haus auf Ihren gegen meine Frau dringend ausgesprochenen Wunsch wieder öffnete, und bemerken muß ich Ihnen, da Sie mir die Wiederaufnahme der persönlichen Beziehungen in Aussicht zu stellen scheinen, daß ich fortan für Sie ein Mann bin, der schon jenseits des Styx wandelt, an dem ich ja auch wahrscheinlich um ein beträchtliches früher anlangen werde wie Sie. Das schließt natürlich ein anständiges Benehmen bei zufälliger Begegnung und einen literarischen Gefälligkeitenwechsel nicht aus, indem wenigstens ich mich dagegen nicht bewogen fühle, der Schadenfreude des Pöbels, der immer jubelt, wenn menschliche Verhältnisse höherer Art auseinandergehen, ein Schauspiel aufzuführen.

Sie und Ihr Freund,[1]) in dessen Namen Sie teilweise mit reden, haben die fetten zehn Jahre der Produktion, der nie stockenden Lebensfülle, der Gesundheit und des Glücks mit mir geteilt. Nun die magern vor der Tür stehen, nun Alter, Krankheit, Lebensüberdruß und so weiter sich melden, wenden Sie mir den Rücken und beziehen

[1]) Emil Kuh.

sich dabei auf eine Charaktereigenschaft, die Sie am ersten Tage entdecken mußten und die mich, je nachdem man den hohen oder den niederen Stil liebt, den unschädlichen Dämonen oder den gutmütigen Polterern anreiht, da ich mich in meinen nordischen Berserkeranfällen, die ich keineswegs zu leugnen oder zu beschönigen gedenke, noch nie zum letzten Wort gekommen bin, ohne, wie Sie beide recht gut wissen, mir selbst zu sagen: Das ist ja alles nicht wahr! und jede mögliche Genugtuung zu geben. Sie wählen für ihren Rückzug den Moment, wo ich mich Ihres Freundes wegen, in Zeugengegenwart, auf Tod und Leben mit dem mächtigsten Schriftsteller des Tags[2]) entzweit, ja den Krieg mit ihm begonnen habe und wo ich mich Ihretwegen mit dem dritten in unserem früheren Bunde, mit Glaser fast überworfen hätte, weil ich mir in meiner Teilnahme für Sie einbildete, er habe sich bei Gelegenheit Ihres Konzertunternehmens nicht tätig genug gezeigt. Das sind Tatsachen, die durch keine Dialektik der Welt beseitigt oder alteriert werden können, und die ich bloß fixieren will. Aus Achtung vor Ihnen und Ihrem Freund, sowie vor mir selbst, möchte ich nicht annehmen, daß auch der Klatsch sein schmutziges Gewicht mit in die Wagschale gelegt hat; doch habe ich Grund, der Sache zu erwähnen und jede mir etwa beigemessene Äußerung und so weiter ausdrücklich für niederträchtige Verleumdung zu erklären, die mit dem in Widerspruch steht, was von mir zu erwarten war.

Dies zur Erwiderung, sowie zum Abschluß eines Verhältnisses, das ich nicht suchte, das die letzten zehn Jahre, in denen man überhaupt noch engere Verbindungen anknüpft, bei mir ausfüllte und das manchem, der sich möglicherweise auch mit in den Winter des Lebens hineingewagt hätte, von mir fernhielt. Gern füge ich jedoch das Zeugnis hinzu, daß Sie anständig von mir Abschied genommen haben; auch will ich nach allem, was Sie mir jetzt mitteilten und was Sie mir freilich mündlich nicht hätten vorenthalten sollen, gern glauben, daß Ihr Freund es nur aus verzeihlicher Unsicherheit anders gemacht hat. Ich scheide daher in Frieden und ohne Groll von Ihnen beiden und beklage nur mein Kind, das bei dieser Gelegenheit etwas früher, als mir lieb ist, den Unbestand alles Menschlichen kennen lernt. Der Versicherung, daß ich Sie in Kunst und Poesie immer auf meiner Seite erblicken werde, bedurfte es nicht, da ich das Gegenteil bei Ihrem vorgerückten Alter für unmöglich halte; Ihren Dank gebe ich Ihnen aber von Herzen zurück, denn auch ich habe die Anregungen, die mir der um mich versammelte jugendliche Kreis so oft gewährte, nicht vergessen, und ich werde Sie nicht ohne Schmerz entbehren.

Und so leben Sie wohl! Ihr ergebener Fr. H.

NB. Daß unsere Korrespondenz hiermit geschlossen ist, wie unser Verkehr, brauche ich nicht erst zu bemerken.

An Christine Hebbel.

Weimar, den 27. August 1862.

Meine teuerste Christine!

Wieder einmal in Weimar, wieder im „Erbprinzen", wieder im Gartenzimmer! Es ist noch ziemlich früh und herbstlich frisch; ernste Astern, die an den Ablauf des Sommers mahnen, stehen vor meinen Fenstern und im Nachbarhause heult aufs jämmerlichste ein eingesperrter Hund, dem ich nur mit frommen Wünschen beistehen kann. Einen tüchtigen Schnupfen suche ich mit Wasser wegzuschwemmen und habe schon eine ganze Karaffe geleert.

[2]) Gutzkow.

Gestern mittag um 1 Uhr verließ ich Wilhelmstal; zu Fuß, höchst lächerlich in meinen schottischen Schal eingehüllt, und den türkischen Fez auf dem Scheitel zog ich ein und hatte das Unglück, einigen Damen zu begegnen, in einer stolzen Equipage rollte ich wieder davon. Um zehn Uhr kam der Großherzog zu mir und blieb über eine Stunde; dann war ich bis zum Frühstück bei der Großherzogin. Sie ist eine höchst bedeutende Frau; ich glaubte schon ein Maß von ihr zu haben, habe es aber erst gestern erhalten. Man kann geradezu alles mit ihr sprechen; die verschämtesten Träume und die kühnsten Phantasien wagen sich ans Licht und werden verstanden. Sie sagte, sie habe viel von ihrer Erzieherin gelernt, aber in negativem Sinn, nämlich was man nicht tun, und wie man Dinge und Menschen nicht behandeln dürfe. Dabei beklagte sie sich, daß sie sich überall allein fühle, selbst im Kreise ihrer Familie und kaum mit einer oder zwei Personen halb und halb intim sei. Ich durfte ihr antworten, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben: „Sie tragen zwei Kronen und müssen die Einsamkeit der Könige darum doppelt fühlen; Dichter und Denker tragen doch nur eine und finden die Welt schon so leer, als ob außer ihnen nur noch das Echo darin wohne.“ Der gute Dingelstedt! Wie weit glaubt er sie zu übersehen, und wie übersieht sie ihn. Denke Dir, wie er an den weimarischen Hof kommt, glaubt er sich dadurch zu empfehlen, daß er den Münchner karikiert. König Max, seine literarische Tafelrunde, alles muß herhalten, nur die Königin wird verschont. Wie er fertig ist, sagt die Großherzogin: „Wenn Sie einmal von uns scheiden, hoffe ich, daß Sie mit mir keine Ausnahme machen werden.“ Wie fein von ihrer Seite, wie über alles Maß taktlos von der anderen. Natürlich war er von dem Moment an von ihr durchschaut und gerichtet. Großherzog und Großherzogin lassen Dir das Herzlichste ausrichten; er verlangt, daß wir uns betrachten sollen, als ob wir nur noch mit einem Bein in Wien stünden, mit dem anderen in Weimar, hat aber freilich nicht gesagt, wie er das meint. Mit den holländischen Fürstlichkeiten kam ich auf einen ganz hübschen Fuß; die Prinzessin ist groß und schlank gebaut, äußerst beweglich, fast ruschlig, hat scharfe, schalkhafte Augen und spricht so rasch als ob gar kein Denken vorherginge; der Prinz ist ernst und schweigsam, fast verlegen, macht aber den Eindruck eines edlen Mannes, der er auch sein soll. Er sagte mir viel Verbindliches über die Nibelungen, die er in Wilhelmstal las, und hat sie wie auch die Gedichte, nach dem Haag mitgenommen.

Als ich abfuhr, stieg auch ein Bedienter in seiner Livree mit auf. Ich dachte gleich, der Kerl kostet dich einen Taler, hoffte aber noch im stillen, er habe in Eisenach etwas zu tun, und erholte mich wieder von meinem Schreck. Aber leider war es bitterer Ernst, er begleitete mich bis zur Eisenbahn, riß dienstfertig den Schlag auf, belud sich mit meinen Sachen und folgte mir in den Wartesaal. Da hieß es also: zweite Klasse und ein fettes Trinkgeld. Marschall, der sich auf Höfe versteht, sagt mir, ich sei in diesem wie in allen Punkten äußerst fein behandelt worden, und da es Leute gibt, die sich Lakaien mieten, wenn sie auf Reisen sind, um damit zu prunken, so will ich den meinigen auch zu verdauen suchen, so gut ich kann; er war doch wenigstens von echtem Kaliber. Unterwegs ergötzte mich eine große Herde von Ziegen, die sich vor dem Sonnenbrand unter die Bäume geflüchtet hatten und an den Don Quichotte erinnerten; als ich mit der Großherzogin zur Wartburg fuhr, kletterten sie auf den Felsen herum, die man Attilas Thron nennt, und riefen mir italienische Szenen ins Gedächtnis. In Eisenach, auf dem Bahnhof, traf ich mit der Mundt[1]) zusammen und erkannte sie anfangs nicht; sie hatte ihre beiden Töchter bei sich und kam von Paris. Rot und fett wie immer; Klatschschwester wie immer.

[1]) Luise Mühlbach.

Sie fragte, ob der „Michel Angelo" im Druck erschienen sei, indem sie einst, als ich in Berlin vorlas, ihre „sämtlichen" Schmerzen abgespiegelt fand, und schien gar nicht zu ahnen, wie impertinent das war. Übrigens in allem wie ich; sie spürt auch die Einsamkeit der Könige und — der Bettler, wie ich in Gedanken hinzusetzte, als sie von ihrem Leihbibliothekenthron herab mir die Schwesterhand reichte und von dem inneren Segen der Kunst sprach, den die Welt nicht rauben könne. Welch ein Gegenbild zum Morgen. Dort die feine fürstliche Frau, welche jeden vornehmen Schmerz der Seele versteht, und hier der routinierte Blaustrumpf, der Grimassen zieht, wie sie das Bauchgrimmen erzeugt, um zu beweisen, daß er den Faust nicht ohne Nutzen gelesen hat. Unglaubliches erzählte sie von Fanny und Adolf[1]; in jedem Hause ruft er: reichen Sie doch einmal den zweiten Teil meines Italien her, als ob das Buch da sein müsse wie die Bibel.

Nun lebt wohl, Ihr Herzen! In zehn Tagen hoffe ich bei Euch zu sein; schreibt mir also nicht mehr, da ich keine sichere Adresse aufgeben kann! Ich grüße und küsse Euch.

Das Beste von Marschall, der ein ganz einziger Mensch ist.

Euer altes Nur.

An Dr. B. Schulz in Wien.[2])

Baden bei Wien, den 15. September 1863.

Liebster Freund!

Also: ich kann niesen, ich kann husten, ich kann mich räuspern. Aber ich kann mich noch immer nicht waschen, ich kann mich nicht bucken, ich kann mir kein Stück Brot abschneiden.

Überhaupt fühle ich deutlich, daß die Wurzeln überall noch unberührt sind, wenn die Schößlinge auch abfallen. Aber glücklicherweise kenne ich jetzt den Mann, der mir davon hilft sobald ich selbst nur will. Es ist kein Mitglied der medizinischen Fakultät, sondern der Halter, oder, wie man ihn in Deutschland nennen würde, der Hirte von Mödling.

Diesem Wundertäter, der sich von der Befleckung mit irdischer Wissenschaft so ferngehalten hat, daß er nicht einmal lesen und schreiben kann, bringt man drei Monate hintereinander einen Gulden. Der Gulden muß jedoch entweder gefunden, oder gestohlen oder kreuzerweis zusammengebettelt sein; sonst wirkt er nicht. Dafür wird dem Patienten jedesmal in den Daumen oder, nach Befund der Umstände, in die große Zehe geschnitten; nicht mit einem Zauberinstrument, sondern mit einem gewöhnlichen Messer. Nach dem dritten Male verschwindet der Schmerz, oder er bleibt, je nachdem das Individuum Gott und dem König Salomo angenehm oder widerwärtig ist.

Solche Offenbarung wurde mir zu teil, als ich am letzten Sonntag mit der Eisenbahn von Baden nach Wien fuhr. Ein Herr, der nach seiner Uhr und seinen Ringen den gebildeten Ständen beigezählt werden mußte, eröffnete sie mir, und eine Dame, deren Kri noline auch nichts zu wünschen übrig ließ, trat als Zeugin ein; sie hatte das Wunder an ihrem eigenen gebenedeiten Leibe erfahren. Ich aber halte es für meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, die neue Erleuchtung nicht egoistischerweise für mich zu behalten, sondern sie mit meinen Freunden zu teilen.

Ihr Friedrich Hebbel.

[1]) Das Ehepaar Stahr. [2]) Hebbels Hausarzt.

Vom Geschichtenerzählen.

Von **Rosa Fischer.**

„Vater, erzähln S' a G'schicht," baten wir gar oftmals den Ermüdeten, wenn er sich abends zur Ruhe niedergesetzt hatte. „Erzähln S' uns a G'schicht, Vater." Und von allen Seiten drängten sich die kleinen „Binkl" herzu und während der Winterabend sank und im Ofen das Feuer glomm oder wenn schon die Lampe brannte, erzählte der Vater.

Er erzählte vom Adam und Eva im Paradies und vom Apfelbaum mit der Schlange — von Kain und Abel und dem Totschlag — von Sodoma und Gomorra und Lots Weib, das eine Salzsäule wurde; vom Moses im Binsenkörbchen und von der Arche Noes und der Sündflut — von der großen Weintraube, die zwei Männer auf einer Stange tragen mußten, und vom ägyptischen Josef, den seine Brüder verkauften. Er erzählte auch von Esau und Jakob und vom Elias, den die schlimmen Buben Kahlkopf riefen und wie die Bären die Buben fraßen und der alte Mann in den Himmel fuhr. Und vom armen Lazarus hörten wir und vom reichen Prasser, vom Jonathan im Fischbauch und vom Daniel in der Löwengrube; — vom Riesen Goliath und dem Hirtenknaben David — vom König Salomon und dem Streit der Mütter um das erdrückte und das lebendige Kind — von der Ruth, die Ähren klauben ging, und von der Königin Esther — vom verlorenen Sohn und vom barmherzigen Samariter.

Wie reich eigentlich die „biblische G'schicht" an den wunderbarsten „Stoffen" ist, bezeugt die hier angeführte flüchtige Auslese, was sie aber für uns Kinder war, vermag kein Mund zu erzählen, keine Feder zu beschreiben, das Wörtlein „Seligkeit" allein schließt es ein. Und Seligkeit war auch alles andere für uns, was uns der Vater erzählte, von der schönen Genovefa bis zum Eulenspiegel, vom Holzknechtseppel bis zum Teufel im Schraubstock, vom „Aschenpuderl" und Schneewittchen bis zum daumenlangen Hansel und „Tischlein deck dich, Esel streck dich, Prügel aus dem Sack." Auch schauerliche Geschichten haben wir gehört vom Achtundvierzigerjahr, als die Ungarn „rebellisch" waren und die „Krowotn" [1]) durchmarschierten durchs steirische Land und so hungrig waren, daß sie die Rüben und Erdäpfel vom Feld wegaßen und der Hausvater den nach „Krucha, Krucha" Verlangenden einen Krug voll Most anbot, bis er sie verstand und durch die Oberlichte der Vorhaustür eine ganze „Bäck Brot" [2]) stückelweis den stürmisch Andrängenden hinausreichte.

[1]) Kroatische Soldaten.
[2]) Auf einmal im Ofen gebackenes Brot — zehn, zwölf Laibe.

Wahrheit und Dichtung wurden solcher Art vereinigt, um ein beglückendes Simulieren in unsere Herzen zu pflanzen und wo der Vater im Erzählen aufhörte, da setzten andere es weiter.

Da war es vor allem die Kuhmagd Waberl, die nicht müde wurde, dem aufhorchenden Dirndl, das neben ihr auf dem Melkschemel saß oder auf der Bank neben dem Spinnradl, zu erzählen von allerhand Geister- und Oniweign-Geschichten, denn sie war vom Gebirg herab. Wie da in der Nacht ein schwarzer „Wuzl"[1]) gelegen ist beim Kreuz am Weg und wie ein einsamer Wanderer nicht vorüber hat können. Und wie ein anderer sich vergangen und nicht heimgefunden hat, weil er über eine Irrwurzel gestiegen ist. Und wie Lichterln umgeirrt sind zwischen den Feldern um Mitternacht, weil Leut, die im Leben „Roanschinder" sind, das heißt, die immer vom Ackerrain wegbauen und solcherart den Grundnachbarn schädigen, nach dem Tode keine Ruhe finden, wenn sie nicht „erlöst" werden. Das Erlösen dieser und anderer Geister kann aber nur vollbracht werden, wenn ein kuraschierter Mensch in „oan Nothn"[2]) zu ihnen sagt: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn, was ist dein Begehrn?" und dann erfüllt, was die arme Seele verlangt.

Weiters erzählte die Waberl dann wohl von der Hausnatter, die als guter Schutzgeist im Hause weilt und ein goldenes Krönlein aufhat und wie dieses „Natterkranzerl", wenn's ein Mensch bekommt und zu seinem Gelde legt, bewirkt, daß dieses nie „gar"[3]) wird — wie es aber durchaus nicht sein dürfe, daß jemand die Hausnatter erschlägt, weil dann das Glück weicht vom Haus — wie man vielmehr mit „Güat'n" schauen müsse, daß man das Kranzerl kriegt, indem man nämlich der Natter ein Schüsserl voll Milch hinstellt und ein seidenes Tüchel aufbreitet, auf daß sie während des Fressens das Kranzerl ablegt auf das Tüchel hin, das man dann flugs packt und damit davonläuft.

Wie dann die Natter weine, wußte die Waberl noch zu sagen und wenn sie so recht eindringlich erzählt hatte, überlief uns Kinder und die jüngeren Mägde wohl ein Schaudergefühl und am nächsten Morgen erzählte eins oder das andere manchmal, es habe die Hausnatter neben seinem Bett in der Mauer „peckn"[4]) gehört, oder beim Kuhstallfenster, wo der Mond anschien, sei eine weiße Gestalt gestanden und auf der Bodenstiege habe immer etwas leise „Ackelei, Ackelei" gerufen. — Wieder ein Schauergefühl, obwohl dies oder jenes der Zuhörer meinte, beim Kuhstallfenster sei halt ein „Füata"[5]) gehängt und auf dem Boden droben oder in der Küche drinnen habe die naß aufgehängte Wäsche getropft. Die Waberl wußte es besser,; sie wußte auch von einem,

[1]) Wulst, Gestalt. [2]) In einem Atemzug. [3]) Nie ausgeht. [4]) Picken. [5]) Schürze.

der das „Tischeck“ himmtergeschlagen und wieder angezaubert hatte, und wußte von der „Drud“, die am Spinnradl spinnt, wenn Samstags die Schnur nicht abgelegt wurde — und wußte vom „Leut'anbammen“[1], wenn wo welche stehlen ausgingen und zu einem „Ungrechten“ kamen, nämlich zu so einem, der etwas von der schwarzen Kunst versteht — und sie wußte auch von Hexen, die beim Rauchfang ausfliegen und von solchen, die als Bäuerinnen die Kühe der Nachbarn beim Grastuchzipf ausmelken — alles das wußte die noch junge Waberl und sie hat es uns oft erzählt in den verschiedensten Formen, erzählt mit ihrer etwas anstoßenden Zunge und in ihrer langsamen „obrigen“[2] Tonweise — erzählt oft so lange, bis ihr, der meist Schlaftrunkenen, beim Melken der „Strichen“ auskam und beim Spinnen der Faden. Dann freilich, wenn das müde Haupt mit den zurückgebundenen Tüchelzipfen sich gegen die Kuhweiche lehnte oder nickend auf die Brust sank, war's aus mit dem Erzählen, trotz alles bettelnden: „Waberl, wie geht's denn weiter? derzähl.“

Der dritte Förderer unserer „Geschichtskenntnisse“ war ein junger Schustergeselle in einem befreundeten Bürgershause, in dem wir Vorstadtkinder gar manche Nacht verblieben, wenn es draußen recht wetterte und stürmte. Da sind wir dann wohl auf der „Schusterbrucken“ gesessen, abwechselnd auf einem dreibeinigen hohen Stuhl oder auf dem niederen Schemel, manchmal das blonde Meistertöchterlein im Vorrechte, manchmal die braunen Dirndln aus dem Bauernhause, immer aber alle mit wißbegierigen Augen und Ohren und Herzen am „Hiasl“ hängend, der die allerschönsten Geschichten zu erzählen wußte, indes er mit gewichstem Draht ein Stiefelrohr nähte oder mit fleißigem Hammerschlag eine Schuhsohle nagelte, während die wassergefüllte Glaskugel, die am Lampengestelle hing, das Licht im blendenden Schein auf die Arbeit und die Hände warf, dieweilen das Gesicht und die Augen im Schatten blieben.

Da haben wir dann zugehört; und die Stricknadeln hörten zuweilen auf zu klimpern und das Spinnrad der Meistersfrau sich zu drehen; die Lehrbuben ließen wohl das laute Sohlenklopfen sein und hantierten lieber mit Schuhertl und Ahle, denn zu schön war es, zu spannend, was da an unserem Geiste vorüberzog an schaurigen „Raubergeschichten“. Wie der Hauptmann zur schönen Müllerstochter gekommen ist und sie freite und sagte, er sei ein Graf. Und wie er sie dann mitnahm in den Wald in sein Schloß, und wie er ihr sagte, überall dürfe sie hingehen, nur in ein Zimmer nicht, und wie sie dann doch hinschlich und eine Mörderhöhle entdeckte. Und wie sie sich vor den heimkehrenden Räubern flüchtete unters Bett und wie ein vom abgehackten Finger eines reichen Kaufmannes fallender Ring ihr zurollte und sie bald verraten hätte, was

[1]) Bannen. [2]) Oberländischen. [3]) Die Zitze.

aber nicht geschah, so daß sie die Flucht ergriff und der Heimat zueilte, von den Räubern verfolgt und in höchster Not von einem Kohlenfuhrmann auf seinen Wagen geladen und mit Kohlensäcken bedeckt.

Mein Gott, mit welcher Spannung, mit welchem Herzklopfen haben wir gehört, wie dann die Räuber, als sie nachkamen, mit langen Spießen die Kohlensäcke durchstachen und wie so nahe, nahe an der Müllerstochter die Stiche niedergingen! Wohl haben wir geschaudert, gebangt, im Geheimen fast gebetet, aber nein, kein Stich hat die Unschuldige getroffen und als sie heimkam ins Müllerhaus, war sie schon geborgen. Der Schluß der Erzählung war sehr drastisch und befriedigend: Der Räuberhauptmann kam wieder ins Mühlhaus und wieder verkleidet. Aber die Müllerstochter erkannte ihn und während er zum Essen geladen und bewirtet wurde, ließ sie die Gendarmen holen, und wie der Hauptmann bei der Tafel saß, trug sie zuletzt eine „verdeckte Speis" auf, eine zugehüllte Schüssel, in der der Ring samt dem Finger war, den die Räuber dem reichen Kaufmann abgehackt hatten. Und wie nun der Hauptmann beim Abhüllen der Schüssel den Inhalt sah und sich verraten wußte und wie er aufsprang, um sich zur Wehr zu setzen, kamen die Gendarmen und fesselten ihn. Natürlich ist er aufgehängt worden und seine Kameraden auch, als die Räuberhöhle aufgefunden wurde.

Eine andere Schlußwendung einer ähnlichen Geschichte war noch aufregender. Da war an einem Sonntagvormittage die schöne Wirts- oder Müllerstochter allein zu Hause, als die Räuber, vierzig an der Zahl, kamen und beim Kellerfenster einbrechen wollten. Was machen? Die schöne Haustochter hat nicht lange überlegt, sondern eine große Hacke genommen und dem ersten, der beim Kellerfenster hineinwollte, den Kopf abgeschlagen, den Körper hineingezogen, worauf sie auf die Frage des Nächstfolgenden: „Bist schon drinnen?" leise erwiderte „Ja", bis auch der kam, den Kopf verlor und dem dritten Platz machte — so fort, bis alle vierzig Räuber maustot im Keller lagen.

Was wollten wir mehr?

Ja was wollten wir mehr? Halt wieder eine G'schicht, eine lange, eine schöne, eine traurige, oder eine lustige G'schicht und das sofort, bis der Hiasl, dem die Geduld ausging, anfing:

„Es is amol a Jud gwe'n,
Der is auf und vull Rud g'we'n,[1])
Der hot zwa Hund g'hobt;
Oana hot ghoaßen Fongon, oana hot ghoaßn Herauf. —
Va welchen sull i dazähln?

Wenn w'r sagten vom Fongon", so fing er wieder an: „Es is amol a Jud g'wen";" sagten wir vom „Herauf", dann erwiderte er: „So

[1]) Voll Rost oder Schmutz.

hör ih holt auf," und so haben wir's schließlich glauben müssen, daß es genug sei für heut.

Später haben uns auch andere Leute Geschichten erzählt, beim „Woazobschälen," [1]) beim Federschleißen, Kürbiskernschälen, und Spinnen, wie sie halt manchmal zusammenkamen zu geselligem Schaffen am Abend. Und was sie erzählten, war wohl meistens geeignet, die Lachlust zu erregen, zum Beispiel die Geschichte vom „dummen Hansl", der durch seine große Narrheit soviel Glück hatte und die anderen Leute, die ihm seine Stückeln nachmachen wollten, in allerlei Malheur brachte, weil inzwischen schon überall die vom Hansl Geprellten auf den Betrug gekommen waren und nun an den Nachkommenden ihren Zorn ausließen, und so ähnliche Sachen. Zum Beispiel, wie der Hansl, der zur Strafe für seine Bosheiten ertränkt werden sollte, einen andern veranlaßte, statt seiner in den Sack zu rollen, damit er Kaiser werde, und wie dieser andere, der ein Viehtreiber war, irrtümlich ins Wasser geworfen wurde, während der Hansl später mit der Viehherde kam und sagte, er habe sie in der Unterwelt bekommen, worauf denn auch andere, die gern reich werden wollten, ins Wasser hüpften, insbesonders weil der erste „Plumps" machte, was die andern als „Kummts" verstanden.

Eine ganz besondere Geschichte war die vom Schatzgraben. Wie zwei, die wußten oder ahnten, daß an einem Orte in der Erde Geld verborgen war, mitten in der Nacht stillschweigend darnach gruben. Und als sie schon lange gearbeitet hatten und ihnen der Schweiß übers Gesicht rann, da hörten sie etwas klingen in der Erde und wie sie gruben und gruben, da kam ein Deckel zum Vorschein. Ein Deckel! Die Freud! Und wie sie weiter gruben, kam noch ein Deckel heraus.

Die Schatzgräber arbeiteten und arbeiteten, bis sie auf was Hartes stießen, und als sie es herausnahmen, war es ein — Deckel. Sie gruben weiter voller Eifer und wir horchten weiter voller Spannung, da auf einmal kamen sie wieder auf was und als sie's herausnahmen, was war's? Es war ein Deckel. — Und so weiter, bis wir nicht mehr wußten, war der Erzähler so dumm, daß er eine solche Narrheit erzählte, oder war er so gescheit, daß er uns alle „fürn Narren hielt". Es wird wohl das letztere der Fall gewesen sein.

Immerhin beweisen die hier angeführten Beispiele, daß das Volk sehr reich an verschiedenartigsten Erzählungsstoffen und es demnach nicht zu verwundern ist, wenn manche, die mitten in diesem Volke aufgewachsen und später etwas „schriftgelehrt" geworden sind, sich einfallen lassen, auch Geschichten zu erzählen, nur nicht wie es sonst der Brauch ist, mündlich und im Kreise einer kleinen Zuhörerschaft, sondern

[1]) Ausschälen der Kukuruzkolben.

mittelst Tinte und Feder und Papier für die große Welt. Und da kommt es, was eigentlich der Kern dieser „Geschichte" ist.

Die Erzähler der alten Zeit oder auch der neuen, nämlich die mündlichen Überlieferer der Volksgeschichten und phantasiebegabten Darsteller ihrer „selber ausdenkten" Sachen, die haben's gut gehabt und haben's noch gut. Ein auserwählter Kreis von Zuhörern oder wenigstens ein gern gelittener Kreis umgibt sie; wäre er das nicht, und unbeliebte Persönlichkeiten darunter, nun, dann wird geschwiegen. Der Erzähler braucht seine „Ware" nicht auf dem „Markte" anzubieten nein; er tischt sie nur auf; wenn er wiederholt und eindringlich gebeten wird: „Derzähl, erzähl uns a G'schicht." Und er braucht sich nicht zu sorgen um den Erfolg, nein, o nein; er kann versichert sein, daß ihm als Lohn ein sehr ehrliches, bewunderndes: „Ist die schön! So a schöne G'schicht!" zuteil wird, und die Bitte um noch eine.

Wie aber geht es den Leuten von der Feder? da muß einer oder eine sitzen, muß Geld hergeben für Tinte, Federn und Papier, muß die Zeit opfern, kann derweil nichts anderes arbeiten, nichts verdienen, nicht dem Vergnügen nachgehen und weiß zu guter Letzt nicht, ob sich überhaupt jemand etwas von ihm oder ihr erzählen lassen will. Da sagt niemand schmeichelnd und bittend: „Geh, derzähl a G'schicht", im Gegenteil. Die Zeitungen, oder vielmehr die Leute die dabei zu schaffen haben, behaupten ganz trocken, wenn so ein unbekannter Erzähler daherkommt und ihnen seine Geschichten anbietet, sie seien mit „Material" versehen — wegen Raummangels könne das Gebotene nicht angenommen werden oder weil es nicht in den „Rahmen" ihres Blattes paßt.

Na, so heiklig ist man im Bauernhaus und in der Werkstätte nicht gewesen, wenn's auch ein wandernder Handwerksbursch war, der fürs Übernachtbehalten die Leute anlog, daß es ihnen „blewelte"[1]) vor den Augen, angehört worden ist ein jeder; und mittrinken hat er auch dürfen aus dem Mostkrug, und mitessen auch aus der Koch- und Suppenschüssel. — Und die beim Zeitungspapier und der Buchdruckerschwärze sind so ungastlich, wollen keinen Fremden anhören, keinem Unbekannten glauben, daß er auch was weiß! Und erst gar was geben dafür! Brot und Most habens nicht, Geld aber lassen sie nur aus, wenn sie von einem Erzähler wissen, daß bei den anderen Leuten, beim sogenannten „Lesepublikum", seine Geschichten beliebt sind, oder wenn einer mitkommt, der groß ist und gut und „sachverständig", und wenn der sagt: „Ja, ja, er oder sie weiß schon was und versteht es, seine oder ihre Sachen vorzubringen, daß die Leute eine Freude daran haben." Dann ja, dann gilt das so viel, als wenn man auf der Bäuerei oder in der Hand

[1]) Blau wurde.

werksstube sagte und sagt: „Der woaß schöne G'schicht'n“, oder: „die kann allerhand Ratseln derzähln“, und dann kanns ja wohl geschehen, daß an solcherart bekannt gewordenen Persönlichkeiten öfter als einmal das Ersuchen um einen „Beitrag“ für dieses oder jenes „Blatt“ gerichtet wird, was so viel heißt, als in der Volkssprache das trauliche: „Geh, derzähl a G'schicht.“ Und wenn dann auch der Lohn folgt, ähnlich wie das bewundernde: „Ist die schön!“ andere anerkennende Worte, und statt Brot und Most und Abendkost klingende Münze oder papierene Noten, dann wird ja die oder der bisher rastlos Strebende glücklich sein; aber, leicht möglich ist's, daß es so lang hergeht bis zu diesem Ziel, daß knapp darnach die oder der dort Angelangte sieht, daß sich im Haare der Frühreif zeigt.

Das ist freilich kein freudiges Empfinden. Dem jungen Menschen mag es Spaß machen, wenn man ein einzelnes weißes Fädchen am Kopfe findet und freudig sagt: Mit achtzehn Jahren schon weiße Haare haben: Und auch dem etwas älteren Menschenkinde kann manchmal das Verlangen nach Reife und Ruhe und Seelenfrieden kommen, aber wenn's halt da ist das „Herbsteln“, stellt sich wohl bei jedem ein Gefühl der Wehmut ein, wie's halt schon ist, wenn man denkt, daß bald die Blätter fallen und die Blumen nicht mehr blüh'n.

Na, der Herbst hat trotz weißer Fäden wohl noch Blumen mannigfach und viele Früchte; und Früchte geben können ist so angenehm und der Dank dafür so schön, und wer so weit ist, würde nimmermehr die blütenreiche Frühlingszeit zurückwünschen wollen, ausgenommen, wenn es ihm gegönnt wäre, in gleicher Weise wie bisher zu säen, zu jäten und zu ernten. Na, und beim Geschichtenerzählen kommt es ja gar nicht auf das äußere Wetter an; das kann man zur Sommerszeit unterm grünen Baum und im Winter beim warmen Ofen und wir haben wahrhaftig auch nicht darnach gefragt, ob uns ein junger Bua was erzählte oder eine alte Muada, wenns nur schön war.

Schlimm ist es nur für jene, die überhaupt keinen Platz zum Erzählen finden, nicht früh und nicht spät; schlimm, weil der Mensch das Verlangen hat, sich auszuplaudern, was man hier auch „ausleben“ nennen könnte und schlimm, weil es bitter ist, Opfer zu bringen und Enttäuschen einzuheimsen. Aber auch für die Mitwelt ist es vielleicht nicht gut, daß es den Erzählern so schwer gemacht wird, sich hören zu lassen. So viel Unnützes gesprochen und gedruckt wird, so viel Gutes bleibt vielleicht verschwiegen, weil oftmals gerade guten und bodenständigen Naturen das Aufwärtsstreben schwer gemacht wird, wenn sie nicht einen Helfer finden.

Einen Helfer — woher einen nehmen?! Diejenigen, welche am meisten um ihren Beistand angerufen werden, weil sie selber vorwärts gekommen

sind, können oftmals nicht mehr helfen, weil sich eben zu viele Hilfsbedürftige um sie scharen; andere haben keinen Einfluß oder müssen sich sagen, daß ihnen das Urteilsvermögen über die Erstlingswerke Fremder fehlt. Zudem ist schon mancher gütige Helfer mit Undank belohnt worden und reicht anderseits die dem einen gebotene Hilfe nicht auf die andern, unter denen auch unterstützungswürdige Persönlichkeiten, anerkennenswerte Talente sich befinden können — die Privathilfe langt also nicht.

In einer Zeitschrift[1]) ist einmal gesagt worden, es solle (vielleicht von literarischen Vereinen gemeinsam gewählt und sondiert) ein ständiges deutsches Prüfungskollegium für literarische Arbeiten Unbekannter eingesetzt werden, mit der Pflicht, alle Einsendungen soweit zu prüfen, daß ein etwaiges bedeutendes Talent nicht übersehen werden kann. Und wenn man so nachdenkt, ist das eigentlich der einzige Ausweg, der sich als Lichtpunkt auf den trüben Pfaden der nach Anerkennung und frohem Schaffen sich sehnenden Leutchen von der Feder bieten könnte.

Ein unparteiisches Prüfungskollegium, ja das wäre das erste, was die Unbekannten und Ungenannten väterlich in die Arme nehmen könnte und Privatpersonen und Zeitungsredaktionen hätten eine Ruhe, ohne daß sie sich den Vorwurf machen müßten, sie hätten durch ihr abweisendes Verhalten vielleicht sehenswerte Erscheinungen ins Dunkel zurückgestoßen.

Ein zweites freilich müßte dann dem ersten folgen — die tatkräftige Hilfeleistung, daß die Werke des etwa aufgefundenen Talentes auch der Welt bekannt gemacht, beziehungsweise ein Verleger dafür gefunden wird, denn dem Dichter an sich fehlt meistens die geschäftliche Ader.[2])

Und ob denn nicht als gutes Drittes endlich der Staat zu Hilfe gerufen werden müßte! Es ist am Ende doch nicht einerlei, ob sich Verleger als Privatpersonen mit den Werken schon bekannter Schriftsteller befassen, oder ob es sich darum handelt, einem jungen Talente auf die Füße zu helfen. Das Lernen kostet einmal Geld und warum sollte denn der Staat, der ja auch sonst für das Vorwärtskommen seiner jungen Bürger zu sorgen hat, nicht auch etwas übrig haben für den so altangesessenen und ehrsamen Stand der Geschichtenerzähler? — Wohl, wohl. Er sollte es schon aus Dankbarkeit tun, in Erinnerung an die guten alten Zeiten und aus Wohlmeinen mit dem guten jungen Leuten. Denn das ist gewiß, daß sich dann gar manche in den „Dichterhimmel“ aufgenommen werden fühlen. Aber, aber — leicht möglich ist's, daß sich da auch noch „Zwidrigkeiten“ einstellen, von denen sich die G'schichtenerzähler der alten Zeit nichts träumen ließen. Der Eulenspiegel zum

[1]) Heimgarten 1899, Dezemberheft, Postkarten.

[2]) Schreiberin dieses hat vorzeiten zuweilen etwas geträumt von einer Zeitschrift, in welcher schriftstellerische Erstlingsarbeiten veröffentlicht würden, und möchte am liebsten diesen Traum in irgend einer Weise weiterspinnen.

Beispiel hat sich nicht darüber aufgehalten, wenn die Leute zum vielhundertstenmale seine dummen Stückeln weiter erzählt haben, so daß schließlich alt und jung im ganzen Land alles wußte, und auch die schöne Genovefa, so brav sie sonst war, hat nichts dagegen gehabt, daß alle Leute erfuhren, sie habe nackt in der Felsenhöhle gehaust, und die Märchenprinzessinnen und die Königssöhne haben alle ihre Liebsgeschichten offenbaren lassen und die Räuber ihre Untaten — weil, ja weil trotz der genauen Beschreibung sie doch niemand gekannt hat auf der Welt, weil, ja weil sie halt gar nicht mehr darauf weilten. Wie anders aber heutzutage. Da glaubt der Geschichtenschreiber nichts Ungutes zu wollen, schön bei der Wahrheit zu bleiben, niemand zu beleidigen. Da auf einmal sagt man sich: „Du, der, dem du diese Dummheit nacherzählt hast, ist schon gestorben — Toten aber soll man nichts Übles nachreden," und man geht hin und verlangt das schon angenommene Stück von der Zeitungsredaktion zurück und legt es unbenützt beiseite.

Ein andersmal schreibt man etwas und wenn es fertig ist, taucht einem die Frage auf: „Bist du besser in diesem und jenem Punkt — würdest du selber nicht ähnlich empfinden und handeln wie die getadelte Person? Und wieder legt man das Geschriebene zur Seite.

Trotzdem kommt man ein nächstesmal darauf, daß eine nur so beispielsweise geschilderte Persönlichkeit von den Lesern als die richtige erkannt wurde und heiß steigt es einem zu Herzen, daß man ungewollt, aber auch unbemüßigt jemand beleidigt hat, der neben schwachen Seiten gewiß auch gute hat. Freiwillig wird man nun diesem jemand ein Wort der Abbitte sagen und sehnlichst wünschen, es möge die Zeit kommen, wo man etwa bei der Neuauflage eines Buches den begangenen Fehler gut machen kann.

Trotz aller dieser Vorsätze zum Besserwerden kann es nun plötzlich geschehen, daß einem vorgeworfen wird, man habe in einem Artikel jemand beleidigt; der drohe mit einem Preßprozeß oder verlange die öffentliche Erklärung, daß das Gesagte nicht auf Wahrheit beruht. Man ist ganz verwundert, hat gar nicht gedacht, daß der betreffende, in dem Artikel nicht freundlich geschilderte Mann die Sache lesen würde, oder daß andere Leute auf ihn, den man selbst nicht näher kennt, aufmerksam werden könnten. Trotzdem will man die Erklärung nicht unterzeichnen, sich lieber einsperren lassen, als die nun einmal gesagten Worte unwahrerweise zurücknehmen, und doch, allgemach kommst du darauf: „Du hast zu viel gesagt, deine geschriebenen Worte lassen sich mißdeuten, du hast jemand weh getan", und beim letzten Punkte angekommen, bist du bereit, zu einer von der Zeitungsredaktion abgegebenen Erklärung, daß die bewußte Darstellung nicht auf Tatsachen beruhe, stillzuschweigen. Und schließlich ist man froh, daß man's getan.

Nun aber kommt plötzlich wieder ein Fall. Du hast etwas zu rügen, einen öffentlichen Mißstand, flichst aber eine Familienszene mit ein und die Folge ist, daß dein mit deinem Namen unterzeichneter Artikel einem dir nicht fernestehenden im Grunde guten Menschen allerhand scherzhafte und ernste Unannehmlichkeiten bereitet.

Das ist auch nicht angenehm. Die Frage steigt einem da unwillkürlich auf: „Herrgott, was soll ich denn tun? Still sein kann man nicht und Leut harb machen soll man auch nicht. Ich werde mir müssen einen fremden Namen wählen." Das wird am besten sein. Noch besser aber, wenn die Leute alle so brav wären, daß man von ihnen nur lauter schöne Geschichten könnt erzählen.

Ferne Tage.

Erinnerungsblätter und Gelegenheitssachen.

Diese bunten Sächelchen, wie sie einst für den Tag entstanden und mit dem Tage verschwunden sind, gehören eigentlich noch in die „literarischen Flegeljahre", die, wie man sieht, auch ihr Allerlei gehabt haben. Alte Tage manchmal wieder aufzuwecken, das ist die Lust des Herausgebers dieses Blattes, denn diese alten Tage sind die jungen Tage. Vielleicht läßt der nachsichtige Leser die folgenden Stückchen sich willig gefallen. Vielleicht mag er sich ein wenig daran ergötzen.

Für einen Steirerabend in Neuberg.

Juchhe, Buam und Mentscher!
Ih gsiachs schar, ih kenns schar,
Ees wurschts vadonkt harb,
Wans koan Baurnball huir gab.
Huir hobn ma 'n in Jena,
's wird olli Johr schena!
Afn dreiazwoanzigstn is Ball
In Wirtshaus ban Tall.
Jan zohln is für Maner
A Guldn, und geit oaner
Aus guatn Willn mehr,
— Vagelts Goud! — 's is an Ehr.
's Geld bleip im Lond,
Ormen Kinern a Gwond
Welln mar onschoffn sein.
D' Weiba zahln nix,
Oba brav miaßns sein!

Musikprogramm für einen Steirerabend in Kindberg.

Speiszedl für d' Ohrwaschl oder wos blosn und gsunga wird.

's Erschti: Do kimt da neug „Vergkrazlamarsch".
's Zweiti: Da gonzi Schock stellt sih zsom und singt „'s Prinz-Johannliad".

' s Tritti: Ba den wern ma „'s Olmlüfterl“ gschpürn. Täs Liadl is zsomgmocht von Olmpederl und von Olmjogl.
's Vierti: Der Olmpederl kimp.
's Fünfti: Hiazt paßts auf, hiazt wern ma d' Schweglpfeifn hörn: a gschpoasigi Baurnmusi.
's Sechsti: Hupst „D' Annamirl“ daher; is von Olmjogl gschickt.
's Siemti: Seids na mäuserlstill: „'s Wasserl im Wold“ hört ma wischbeln, Dös Liadl hobn ah die zwen Olmbuabn gmocht.
's Lesti: Der „Olmliadla-Wolaza“, in Olmbrüadan vamoant von Olmjogl.
Und extra noh a stoansteirischi Musi und a Zithernschlogn woaß ih, — hell zan Kopfwedreissn, ja gschboasi.

Sobold 's Zoachn wird gebn
Dersts zan Tonzn onhebn.
Hobts enk tonzt amol gmua,
Afst gebts wieder a Rua.

Zwischen Zwölfi und Oans

kimp zerscht: „'s Hulzknechtliad“, hobn insere Urähndl scha gsunga.

Rochha: „Die steirisch Loreley“, noh gonz a jungs Mürztholadirndl ruckt füra.

Und af d' Leßt krocht „da Hapfnschloga-Natzl“ daher. Da Hapfnschloga-Natzl is a rechta Suhn von Olmpederl und Olmjogl.

Und af d' Ollaleßt lossn mar uns nix meh fürschreibn, thoan ma, wos ma selba gern treibn.

Oba 's sebi tat ma wul bittn: gracht deaf afn Tonzbodn wul kaiei nit wern. Der Saggera, da Rach tuat so viel krotzn in da Gurglröhrn. Entn in da Rachstubnböll kints nebeln wia da wöll.

Und hobts uns nix f'r übel, daß mar enk nit amol däs Bladl hobn gscheukt, ums teuri Geld hobn onghenkt. Müaßts betrochtn: an iada Guldn kimp zan Büachaleinschoffn für die ormen Schuln.

An meinen lieben Herrgott.

Zu Beginn des Schuljahres 1866—1867 in Graz.

Die Glocke ruft zur Arbeit wieder,
Es kommt des Lernens heilige Zeit.
Wie neu und frisch sind Sinn und Glieder,
Und auch der Geist ist neu bereit.

So sei auch du, mein Gott, bereit
Zu reichen mir die Gnadenhand.
Nur dann ist mir des Lernens Zeit
Ein hohes Glück, von dir gesandt.

Du hast mir deine Vatergüte
Bisher so gnädiglich geschenkt,
Und die Gewährung meiner Bitte
Als Hoffnung mir ins Herz gesenkt.

Ich finde mich und ruf' zu dir,
O sei und bleib in meiner Brust,
So glaube und vertrau' ich mir,
Denn deiner bin ich mir bewußt.

Gefälligkeitsgedichte 1871—1874.

Für den Vereinsdiener des Vereines „Merkur“ in Graz.

Zum neuen Jahr!

1871.

Als wäre ich gar zum Philosophen geboren,
So grüß' ich Euch ernst, in Gedanken verloren;
Und wenn es so fortgeht, so ist mit der Zeit
Der Fedl Magister der Weltweisheit.
Mit tragischem Pathos verkünd' ich Euch gar
Das hohe Lied von dem neuen Jahr.

Gleichwie das Schiff von heimischen Landen
Auswärts gleitet über Wogen und Branden
Mit wehenden Wimpeln auf endlosem Meer:
So wallen auch wir auf wogenden Wegen
Der ewigen Zeit, dem Ziele entgegen.
Wir kommen, wir wissen es nicht, woher,
Wir gehen, wir wissen es nicht, wohin;
Die Liebe, die Freundschaft im kurzen Leben,
Die Freuden der Kunst, der Arbeit Streben,
Das Ringen nach Wahrheit ist unser Gewinn.
Wohl steht dort am Ziele ein strahlendes Zeichen,
Das Ideal; — doch nicht zu erreichen.
Wie die Wesen der Welten gewaltig auch ringen,
Der Ewigkeit Woge muß alles verschlingen.
Uns nur ist eigen im Genießen und Sorgen
Die kleine Sekunde von heute bis morgen;
Dann gehen wir unter. Dann ist alles vorbei. —
Darum, ihr Herren, ist der Fedl so frei,
Euch zum Beginne des Jahres zu sagen:
Die Galgenfrist, die wir hienieden noch erben,
Die soll uns, fürwahr, den Humor nicht verderben.
Seid froh im Genießen, seid kühn im Wagen.
Ihr Kaufherr'n allsammt, die Erde ist euer,
Seid freudig, laßt loh'n das lebendige Feuer!
Es freut auf dem Meere doch selbst sich der Fahrer,
Wenn oben auch brausen die dräuenden Mächte,
Wenn unten auch dämmen die ewigen Nächte! —
Und schien euch auch manchmal die Welt nicht geheuer,
Seid mutig und froh, wie der ringende Schiffer:
Das gibt noch zum Tod eine aktive Ziffer.
Das Leben mit Freuden genießen ist edel,
Doch vergeßt, meine Herr'n, auch nicht ganz auf den

Fedl,

Vereinsdiener des Vereines „Merkur" und des kaufm. Versorgungsvereines.

Mein Neujahrswunsch!

1872.

Zu jedem neuen, frischen Jahr
Bringt alles seine Wünsche dar;
Und doch wird jedes neue Jahr
So mißlich, wie das alte war.
An mir, dem Fedl, fehlt es nicht;
Einen guten Wunsch, ein neu Gedicht,
Das hab' ich stets für Sie bereit;
Und dennoch bleibt's die alte Zeit.
Wo steckt es, daß trotz Lied und Gruß
Zu jedem Fest, zum Jahresschluß,
Trotz wohlgemeinter Wünsche viel
Die Zeit nicht besser werden will?
Wenn ich's bedenk' und wie mir scheint:
Das Wünschen ist des Menschen Feind.
Wer vieles wünscht und wenig hat,
Für den ist teuer guter Rat,
Nur der, der wenig wünscht, ist klug,
Er hat am wenigen genug;
Denn er kann sagen — wie's besteht —
Daß alles fein nach Wunsch ihm geht.

D'rum ist das heut' mein einz'ger Wunsch:
Für Sie, für mich ein Neujahrspunsch,
Auf daß wir all' begeistert werden
Für alles Große hier auf Erden;
Für Schönheit, die das Leben ziert,
Für Tugend, die das Heil gebiert! —
Zum neuen Jahr ein solcher Punsch
Ist zwar im Grunde — auch ein Wunsch.
(Wird er just leicht erfüllt — passiert's,
Und wenn er ausbleibt — wen geniert's? —)
Doch bleib' ich heut' bei diesem Wort,
Und schreib's an Ihres Hauses Pfort':
Dem Körper sei Bemeisterung,
Der Seele die Begeisterung!
Begeisterung zum neuen Jahre
Für alles Schöne, Gute, Wahre,
Für alles, was wir nennen edel,
Und — sonsten stets Ihr treuer

Fedl,

Diener des Vereines „Merkur" und des kaufm. Versorgungsvereines.

Fedls Neujahrsgruß!

1874.

Ja! wenn zur schönen Neujahrsfeier
Der Fedl mal erwischt die Leier,
So klingt's fürwahr ganz wunderbar.
Was aber soll er singen dieses Jahr? —
Dem gefällt ein Weingesang;
Ein and'rer horcht nach Silberklang;
Ein dritter möcht' ein Liebeslied;
Ein vierter sagt: „Gib lieber Fried'
Mein guter Fedl,
Mir saust vor lauter Neujahrswünschen
Schon ohnehin der Schädl."

— — Ihr Herr'n, das ist mir g'nug gesagt!
Zwar hätt' ich nochmals gern gewagt,
Für Euch das liebe Glück zu laden,
Denn nützt es nichts, so kann's nicht schaden.
Vielleicht hat's einen guten Schick!
Wer weiß es, ob so manches Glück,
Das Euch im letzten Jahr gelacht,
Mein Wunsch nicht hat zuweg' gebracht! —
D'rum Glück auf und Gott erhalte!
Und ich bleib' Euch der treue, alte

Fedl,

Diener des Vereines „Merkur" und des kaufm. Versorgungsvereines.

An Wiener Wohltäter der Volksschule in Krieglach.

Kutschera und Ritter zu ihrem Scheiden von Krieglach.

Den 16. August 1871.

(Vorgetragen im Gasthause des Herrn Georg Kammerhofer.)

Bleibt's na schön sitz'n — ih les' enk d' Levit'n.
Nit mugazn, sog ih! — na, do müaßt ih bitt'n!
Bin wild wia da Teufel; — ih wir enk scha richt'n!
Schau, schau du! von enk hört ma sauberi G'schicht'n!
Wer sogt däs, daß mir enk nit g'holtn in Haus?!
— Hiazt fuatgehn — auf Wean gehn! — na, do wird nix draus!
Ös bleibt's schön in Kriagler, ollzwen ols wiar oana,
Und loßt's däs Wean — Wean sein, is eh vula Stoana.
Und wann ma's betrocht' — wos 's in Wean drauß'n gibb,
Dös find's ban uns ah do — gel jo, Bruada Lipp!
Oda moant's ös, mir hätt'n in da Geg'nd do kan Grobn?
Geht's eini in d' Mossing, do kinnt's 'n glei hob'n.
Und an Ring, wann's oan seh'n wöllt's — is uns an Ehr!
Du, Miazerl, geh kim, zoag dei Brautringerl her!
A Pflosta für d' Stroß'n, na, hob'n ma zwor koans,
Ober an onders, — gel, Doktor, du gibst eanar oans!
An Hof hob'n ma draußt, an rot'n Turm hob'n ma do,
Und a Londstroß'n ah, wos wöllt's dann aft noh?
Zwor hobt's a Theater ös, und noh a zweit's,
Ober unsa Theater — ah, do gibt's ka zweit's!
Und wer sih auf a „Mistgrüabl"[1]) grod kapriziert:
Gleih hint'n draußt is oans — is nit a mol gspürt.
Und da Stefansturm, mocht's na nit gor so viel draus,
Steigt's auffi auf'n Irgl sein Bauch, seht's ah so weit aus!
Und wos hobt's an der Doana! — do moch'n i' a Gschra:
De Doana, de Doana! — jo mei, mir doan ah! —
Und a federlleicht's Gmüat, wias in Wean draußn wa,
Und a buderlwoachs Herz — däs find's ban uns ah. —
— Deraweg'n tat ih moan — kunnt's noh a wenk bleib'n:
Ös wurd's enk die Zeit ban uns scho vatreib'n.
In Winter und Summa gleib hätt'n mar enk gern,
Ös seid's gor so guadi, gemüatligi Herr'n.

[1]) Eine Wiener Weinstube.

Ös hobt's uns viel g'schenkt, für d' Schul — und sunst ah,
Mir sog'n gleih: Vagelt's Gott! — wann's gnua eppa wa.
— Und wann's enk denn neama loßt's holt'n damit —
Enk onhenkn do, se schickad sih nit —
So bitt'n mar enk oans: Tuat's gleih wieda kemma,
Tuat's enka leicht's Gmüat und 's guat Herzel mitnehma,
Oft spürt uns d' Frau Irglin dös Stüberl wieder auf,
Und der Irgl, der singt uns an Küamelcha (Jodler) drauf!

Die neue Sündflut.

Traumphantasien eines Sonntagskindes. 1872.

Am ersten Tage nach der Schöpfung hätte ich in der Welt herum einen Spaziergang machen mögen. Bei Jägern und Fischern, und Hirten und Hirtinnen hätte sich die Zeit vertreiben lassen. Damals hatte der Jäger noch eine Büchs ohne Pulver, der Fischer eine Schnur ohne englischen Angel, der Hirte Schuhe aus Menschenhaut, wie sie an seinen eigenen Füßen eben gewachsen war, und die Hirtin hatte damalen noch ein Kleid ohne Faden getragen. Das wäre mir die rechte Welt gewesen, frisch und saftig und nicht ein bischen noch morsch. Da hätte mein junges Fleisch und Blut dabei sein sollen.

Indes, wenn ich's bedenke, es müssen arge Dinge vorgefallen sein auf der Au und an den buschigen Ufern. Dinge, die mir sicher nicht gefallen hätten, wie sie auch Gott nicht gefallen haben. Auf einmal war die Sündflut da und bis in's Herz hinein waschen und schier zutod baden hat es sich müssen, das Menschengeschlecht.

Da ist's mir schon lieber, ich bin nicht dabei gewesen, sondern trocken geblieben, und kann die Sache nun erzählen zu Nutz und Lehr.

Hat dann eine lange Weile gebraucht, bis die Welt trocken geworden ist; hingegen ist sie hernach wieder wie neu gewesen; es ist wieder die grünende Au und der herrliche Wald und die klare Quelle und der reine Himmel entstanden, und der Mensch hat wieder das blaue, holde, unschuldige Auge gehabt und die blütenweißen Glieder. Wie zum lieblichen Feierabend nach einer großen Wäsch hat es ausgesehen, und der liebe Herr Vater hat schmunzelnd seinen schneeweißen Bart gestrichen mit beiden Händen. Wäre er lieber dageblieben und hätte sein Volk bewacht; aber er zog sich in seine Himmel zurück, ließ sich von den Engelein die Pfeife stopfen und dehnte sich behaglich auf dem Sopha.

Da war mittlerweile auf Erden wieder der Teufel los. Der Jäger hatte das Pulver erfunden und schoß unter die Leute hinein; der Fischer fischte Menschen mit goldener Angel; der Hirte trug Schweinslederschuhe und füllte die Auen mit allen möglichen Ochsen und Eseln, und gar die Hirtin — —

Der liebe Herr Vater merkte den Unfug und schleuderte zornig sein Pinzgauerpfeifchen in den Winkel, daß die Funken stoben und dem

heiligen Petrus lag schon die Mahnung auf der Zunge, es möge jeder, sei es wer immer, auf das Feuer besser Acht haben.

Der liebe Herr sann auf eine neue Sündflut für die Erde und ließ schon alle Wolken zusammenschieben, aber der heilige Petrus meinte, mit einem großen Wasser richte man heutzutage nichts mehr aus, die Leute hätten Dampfschiffe, könnten schwimmen, und hätten alles versichert.

Da sann der liebe Herr Vater lange nach, wie er die verdorbene Welt verderbe. Und endlich — eigentlich ein anderer hatte diese Idee — wurde eine neue, bislang originelle Sündflut ausgeheckt.

Die Aktienüberschwemmung.

Wenn es dem Wasser zu Noahs Zeiten nicht gelang, die schöne Erde und ihre Bewohner zu verderben, so gelang es hingegen jetzt dem Papier.

Die Sache entwickelte sich so: Die Menschheit war mit Blindheit geschlagen und kaufte Papiere. Die Papiere stiegen und füllten die Schränke und Herzen und Köpfe wie einst das Wasser. Und die Häuser und Städte und Gewerbe, und die Wege und Straßen, und die Felder und die Wälder, und die Seen und die Berge bis in ihre tiefsten Eingeweide wurden zu Papier. Die Menschen schwammen in Papier und wer das Schwimmen nicht gut verstand, der ging unter.

Es wogte überall; die Berge wurden unterwühlt, alle Täler mit Schutt und Eisenbahnplänen gefüllt, alle Wälder wurden vernichtet, auf allen Wiesen und Auen wurden Fabriken erbaut, alle Flüsse wurden mit Kohlenruß getrübt und die Luft wurde verfinstert durch Rauch und Asche. Und der Arbeiter verkam und verschmachtete geistig und leiblich in der Fabrik, und wollte er um Hilfe rufen, so rann ihm Papier in den Mund. „Geld“ hießen sie das Papier, „Geld!“ und hundertmal mehr „Geld“ war da, als der liebe Herr Vater den faktischen Wert seiner Erde angeschlagen hatte.

So lange die Papierflut noch stieg, ging alles wohl und toll. Sie bauten sich die bequemsten Fahrzeuge, die herrlichsten Schiffe und sie glitten dahin auf glänzenden Bahnen, und sie fischten — ununterbrochen angelten sie Stockfische. Aber nun begann das Papier plötzlich zu sinken, zu fallen und die bequemsten Fahrzeuge und die herrlichsten Schiffe staken in der Sandbank, und die Fische sahen nicht allein den Köder mehr, sie sahen auch die Angel. Aber die einst so grünen Waldberge sahen aus wie ein geflickter Bettlerrock, die Täler waren voll Schutt, die Quelle versiegt, die Luft verdunkelt und verpestet. Die Menschen hatten große Bedürfnisse und keine Mittel zur Befriedigung derselben; schal und rostig war ihre Seele und weggeschwemmt durch die Papierflut war Ideal und Glück von den Herzen. Und der Jäger, der

früher unter die Leute schoß, drückte nun das Gewehr auf sich selbst ab; der Fischer hing sich selbst an seine Schnur, und der Hirt und die Hirtin auf den unnahbaren Alpenhöhen — lasset sie Hirt und Hirtin bleiben, sie sind noch am besten daran.

Der Hirt auf den unnahbaren Alpenhöhen ist der Noah, so hoch vermag die Papierflut nimmer zu steigen, daß sie die Schweinslederschuhe des Hirten erreichte.

Wir alle anderen aber, wir strecken flehend die Arme empor aus der Flut: O heiliger Petrus, hänge deinen siebenfarbigen Regenbogen aus, zum Zeichen, daß uns der liebe Herr Vater nimmermehr züchtigen wolle mit einer solchen Überschwemmung!

Schulmeisterlos.

In ungeschlachten Versen dargestellt und gewidmet dem Lehrerfestabende zu Graz am 22. Februar 1873.

Was gehört auf den Stein eines alten Schulmeisters Grab? Ein Glockenstrick und ein Bettelstab. — So traurig hebt das Kapitel an? Nein, lustig, denn daß er begraben ist, der alte Mann, das ist die größte Wohltat, die man ihm hat getan; und hätt' er die Geigen bei sich in der Truhen, und tät' ihm nicht gar so not das Ruhen, fiedeln tät er vor Freud' und heller Lustbarkeit, daß er endlich ein Plätzchen hat gefunden, wo er daheim ist zu allen Stunden. Und daß er den Bauern nicht mehr das Brot muß abtrutzen, und daß er dem Pfarrer nicht mehr die Stiefel muß putzen, und daß er in der Feierabendruh' der Häuserin nicht mehr einzuriemen braucht die Sonntagsschuh'. — Daß er erlöst ist von all' diesen Plagen und Leiden; lustig fiedeln tät er vor hellen Freuden, und alle Toten täten tanzen und springen um das Schulmeistergrab, und jodeln und singen die ganze Nacht bis zum Morgenrot — tät' ihnen das Ruhen nicht gar so not.

Wir meinen: Gott Lob, das hätt' nun ein End'! Eine neue Zeit gebiert neue Geister, und ein Schulmeister ist auch ein Meister! sagt ein neues Patent. — Da läßt herbei sich manches junge Talent, und studiert mit Eifer die Schulmeisterei, um den Rudel von Wilden zu einem Volk von Menschen zu bilden. Das ist sein Ideal; und zu Fried' und Segen will er den Keim in die Zukunft legen. Er studiert mit Fleiß wohl manches Jahr, als wollt' er Doktor werden gar, oder ein weltweiser Magister oder Hofrat oder Minister. Wo einer früher gelernt nur buchstabieren und Federn schneiden und Schreibtafeln linieren, und ein wenig addieren und Stiefel schmieren, aber ja wohl auswendig alle Kirchengebot, und alle Sünden, die im Katechismus sind zu finden, und den Ablaß dazu, das Sakrament der Buß', kurz, den ganzen großen Kate-

chismus: da lernt einer heute Weltgeschicht' und Geographie, und Zoologie und Mineralogie, und Botanik und Geometrie; und was der Mensch braucht zum Leben und Streben, der Lehrer muß es holen aus tiefem Schacht, und muß es dem Volke geben.

O, wie froh blickt der junge Mann, sind seine Studien vollendet, die Prüfungen getan! Er zieht auf's Land in die schöne Natur, freut sich der einfachen Menschen auf grünender Flur. In ein Dorf ruft ihn sein Amt zur ersten Stelle, er jauchzt ihm entgegen aus ganzer Seele: „Grüß Gott! grüß Gott! hei, nun bin ich da, ich bin der neue Lehrer!" — Sie starren ihn an; er findet nicht gar viel Verehrer. Sie brummen: „Aha, da ist schon so ein Neuer, der zu vornehm ist zum Läuten und uns erhöht die Steuer. Zum Orgelspielen hat er auch keinen Willen, Kirchen auskehr'n mag er schon gar nit gern; ja zum Blitz Teurl hinein, was soll denn das für ein Schulmeister sein!"

Der Mesner, der sieht den jungen Mann schon gar nicht an. Aber er verkündet es der ganzen Pfarr: „Liebe Kinder, der Glauben ist in Gefahr! von der Schul' hinaus drängen sie die heilige Religion, und was sie den Kindern lehren, das wissen wir schon. Aufstecken wollen sie ein neues Licht, und aufbringen wollen sie neues Maß und Gewicht, und des Heilandes Wort auf Erden: „Wie du ausmißt, soll dir eingemessen werden!" erkennen sie nicht. Aber ihr könnt diese verderblichen Sachen anders machen: steht auf wie Ein Mann, erkennt den Lehrer nicht an, seid entgegen den neuen Gesetzen!" — So predigt der Mann, boshafte Leute nennen es: hetzen.

Den Worten folgen auch Taten, und wie es dem neuen Lehrer nun geht, ist leicht zu erraten. Wohl hat er das Dach und seine vier Wände, einen Rock, seine Bücher, dann ist er zu Ende. Wohl hat er das kleine Jahresgehalt, da schreien sie gleich: „Seht, er ist bestochen, bezahlt!" — Und er ist verlassen, die Jungen achten ihn wohl, aber die Alten hassen — hassen und spotten, denn ihn lieb zu haben ist streng verboten.

Der alte Schulmeister ist zu Tauf' und Begräbnis beigesprungen, da hat mancher Zwanziger geklungen, und bei Hochzeiten ein Tröpfel Wein und ein Stückel Braten ist ihm auch geraten; der hat gelebt in der Gemeinde schier, hat Freud' und Leid geteilt mit ihr; sie hat ihn geehrt, statt ihn zu hassen, sie hat ihn ehrfurchtsvoll hungern gelassen. Das wär' mir schier lieber, als das heutige Los, wo der Lehrer ohne Freunde und unbeachtet muß dastehen in der Gemeinde, und doch nicht verhungern darf sobald, weil man sagt, er habe ein Gehalt.

Und wenn man vom Schulhalten spricht, so sind wohl die Vorschriften da, aber die Mittel nicht. Das Schulhaus wird zu klein, und

wenn ich auch nur die Erwachsenen mein', die gewissen, so gehen lang nicht alle hinein, die raisonnieren und nichts wissen. Die neuen Schulbücher sind bestellt, aber der Schulrat hat kein Geld. Wandtafeln sind vom Verein erbeten, aber Schreibtheken wären auch vonnöten. Und abgesehen von all' den Dingen, die den Lehrer allweg zum Betteln zwingen, kommt auf den armen, geplagten Mann noch eine andere Prüfung heran. „Ja, Schulmeister“, sagt die Gemeind', „mit dem Acker, den Ihr bebaut, ist es nicht so, lieber Freund! der gehört der Mesnerei: beim Schulhaus ist nichts dabei.“ — Der Lehrer aber meint, er sei im Recht, denn sonst wär' sein Einkommen doch gar zu schlecht; führt Prozeß mit den Leuten, die er zu Fried' und Eintracht soll vorbereiten. — Und siehe, des Lehrers Ideal von der Menschenveredlung in dem Unterrichtssaal hebt nach und nach an zu erbleichen; sein Eifer beginnt zu erlahmen und zu weichen; er tritt an die alte, dornige Bahn und des alten Lehrers Erbe: der Lehrsaal wird ihm zur Werkstatt, durch die er sein Brot sich erwerbe.

Bei Gott, ich wollte zu dieser Feier ein fröhlich Lied stimmen auf meiner Leier; aber ein Schulmeister hat auf den tönenden Bogen mit nüchternem Magen die Saiten gezogen. Dennoch die Töne des Liedes zum Schluß, mögen Euch jauchzen zum Feste den Gruß! Denn in euerem Leben sind euch wenig heitere Stunden gegeben, d'rum feiert die wenigen mit Lust, und seid euch des Sämann's bewußt: der wirft sein Bestes in die rauhe Erde, und darbt dabei wohlgemut und frei, denn er hofft, daß keimen werde und reifen nach Not und heißen Sommertagen die edle Frucht der bitteren Plagen.

Auf diese Erntezeit nun stoßet an und trinkt mit ganzer Seel', doch trinket nicht zu schnell, ihr seid des Trunkes nicht gewohnt; der Geist stieg' euch zu Kopf, allwo ein and'rer tront, dem Gottes Weih' und Sieg und Herrschaft sei.

Da Kamediebaur.

Zum Festbankett einer Laube-Feier in Wien.

1876.

Ein behäbiger, ältlicher Bauer in steirischer Tracht tritt auf und mit bäuerlichem Pathos beginnt er:

Hofmeister Gollo! ich kehr' vom Krieg,
Und forder' meine Gemahlin Genovefa zurik!
Du zitterst, elender Schurke! auf der Stell' mußt du enden!
Ich laß' dich spießen und henken! — —

(Gemütlich:)

Deasts enk nit firschtn (fürchten).
Ih bi da Richta va Sankt Mirschtn (Martin).
Ih kim va da steirischn Seitn, von Haus af der Ebn,
Und Kamediespieln, Kamediespieln, des is mein Lebn!

Hiazt, sein tuats a sou. Van ins in da Gmoan
Is s da Brauch, daß ma heufti kamediespieln toan.
Meintswegen in an Sunta. In da Frü steht mar auf,
Ma loßt sih schean Zeit, ißt a Kassuppn drauf,
Oft bolwirt ma sih stad, legt sei Feitagwond on,
Stopft a Pfeiferl Tabak und loandlt davon.
Afn Kirchplitz, do plauscht ma und geht i die Predi
Und nohmittog nochha, do spielt ma Kamedie.
's Poradeisgspiel, 's Schäfagspiel,
's Krippel- und 's Genovefagspiel,
In boarischn Hiasl, no, und wia s' olli sein
Nochanonda, die stoanoltn Stückln, die fein'.
Ih, ols da Richta — vasteht sih — spiel mit,
Imer an ondera hät in Poschaun (die Person, das Aussehen) dazua mit.
Van Poradeisgspiel muaß guat zsomgstellt olls wern,
Nu — in Odam und d' Eva spielt an jada gern.
Da Nochtwochta spielt in Erzengel mit Muat,
In Luzifar, den mocht mei Weib so guat.
No, und ih spiel in Goudvoda —
In Tod dabei, den gibt da Boda.
Van boarischn Hiasl spielt den Rauba
Der Advokat Zwick wulta sauba.
— So kema ma zsom und as kost nit viel,
Hobn an Gspoaß und a Lehr ban Kamediespiel.
Wos wird dabei gflent und wos gibts zan Lochn! —
Oba die jungen Leut ba der neugn Zeit
Toan sou viel gern olte Bräuch lächerli mochn.
Meintswegn nahst Wouchn. Mir spieln insa Stuck,
Do hör' ih a Kudan (Kichern), i schau a wenk zruck:
Steht a Bua, eh von Nochbarn a Suhn, a Student,
In an Winkl und klidat (lacht) und spöttlt selm ent.
Do kimt ma da Zurn! und in himlischn Kload,
Wir ih dosteh mit da Kron, und in der schneeweißn Pfoad,
Moch ih an Sprung inta d' Leut, zan selm Buam
Und fohr: wos 's dann z Lochn gab! — her in oan Sturm.
Da Bua schaut mich on, mocht a Buckerl vor mir;
Ih möcht eahm vazeihn, er kunt nir dafür.
Hät sih zsomgnoma gmua (genug), hät sih draht, hät sich dukt;
Ober einweni (inwendig) häts n holt gor a sou drukt
Und sou hät er aufglocht. Und sidr er in Wean
Ondere Stückln hät gsehn, sa schean,
Auf und auf fiati und gmüatli und prächti,
Daß 's in Zuaschaua pockn und aufhebn hochmächti,
Sida tatn von olln nir onders meh' gfolln.
Die größestn Dichta hätn s' dicht
Und a Gscheidta wa douscht (dort), der häts gricht,
Und Schauspiela warn, de kuntn 's gebn,
Daß ma moant, 's wa ka Gspiel meh, 's war 's Lebn!
— Und wiar er scha spricht, da Student,
Gonz hochdeutsch, sa hon ihs dakent,
Daß er hiich wos hot glernt in da Stodt,
Wos an ondera nit a sou hot.
Do moant er: „jo, glernt hon ih wul,
Ober olls lernt ma nit in da Schul.
Wia ma denkt und wia ma redt und wia ma d' Welt onsiacht,
Des lernt mar in bestn ban Lompnliacht.
In Theata, hot er g'sogt drauf, wurd da Geist gressa,
Die Kroft stork, da Willn fest und 's Herz bessa.
Es kints as nit glaubn, wos a Theata kon toan,
Wans a sou is, wia 's sel, des ih moan." — —
— 's wel moanst dan aft, Bua, hon ih gfrogt.
„Ih wiar enk scha führn," hot er gsogt:

Kemts epper af Wean amol, werds as erfohrn,
Wia leicht, daß ih heund ban enk lochad bin worn."
— — Und wia sa sih schickt so schean,
Gach muaß ih af Wean za da Sporkassa gean.
A Baursmensch hot ollaweil ztoan ba da Kassa.
Hot er nix einzlegn, so nimt er wos aussa. —
Do loß ih mih gestan ins Theater einführn.
Jessas und Jossas, grod laut hon ih gschrian,
Wia da Firhong af d' Hech rutscht, und gmoant hon ih sell,
Durchisolln muaß ih vor Freud af da Stell.
Jessas, kamediespieln, des is mei Lebn!
Und wia gestan scha gor, nix Schöners konns gebn!
Und sid den Theata gestan af d' Nocht
Woaß ih, zwegn wos da Student hot glocht
Dahoam ban Poradeisspiel. — Ih nit.
Ih woaß 's, ih tua ah neama mit.
Gonz onderscht is ma worn, gonz hoaß durch und durch,
Und bols aus is, geh'r ih um wir a Koschpl und suach,
Suach hin und suach her, wir a Bär vor da Plonkn,
Und mir is da Muat gwen, ih miad mih bedonkn.
Drauf sogt mei Student: „Hobts enk intaholtn,
So miats enk holt fleißi bedonkn ban Oltn."
Und weist mih do einer, in däs fürnehm Haus.
— Und hiazt bin ih fiati — kenn mih neamamehr aus. — —
Muaß dou a wenk fregn, — wou is dan da Monn,
Der 's Kamediespieln gor so fein kiftn konn?
Is er nit zwe? Jegerl und Je! (indem er Laube bemerkt)
Do find ih zlezt gor noh an guatn Bekontn!
Kents mih nit meh? Sein jo nebnanonda ban Kestnbam gstondn.
A vier a fünf Wochn sein eppa vaweilt,
Sids ban uns in Gebirg seids umakralt.
Hobts ah enka Weibl mitghobt,
A guats Frau Muaderl — mei Olti hots globt! —
Ih denk, sie is eh heunt ah nit weit,
Ih siachs wul selm, ih mirk ma d' Leut.
Grüaß Goud! grüaß — (plötzlich befangen) Na, Teurl, wia bin ih dan dron!
Aft Leßt — mit Valaub — seids es selba der Monn,
Den ih moan, den ih suach. — — Steht er gach vor mir do . . .
Und ih red mih so hort — — nix s'r Übl hobn — — jo — —
Na, weil ih scha do bi, so bin ih nit faul,
So lar ih mei Herz holt gleih aus und mei Maul.
Ih bin a Baursmensch, vasteh nix — oba des,
Des kennt oana leicht, wos Es vulbrocht, Es!
— A guati Kamedie
Is ma liaba, wiar a Predi! —
Und wiar er scha sogt, mei Student,
Wos mar olls lernt dabei, wos mar olls gwent (gewöhnt),
So moan ih, a Monn, der sou wos betreibi,
Junge Schauspieler aufziecht (erzieht) und Theatastuck schreibt,
Der 's gonzi Theata sou groß mocht,
Daß 's Herz locht;
Daß ma dou wos nou hot, hinta den ma sih duckt,
Wans oan af da Welt ima saggerisch druckt;
A Monn, der oan leicht mocht die Zeitn, die schwern,
A selchta Monn, moan ih, wa hoch zan verehrn.
Und weil ih scha 's Glück hon, daß ih do bi,
Wou nit olli sein kina, de denkn wir ih,
So sog ih fü mih und für olli: Vagelts Goud! —
Bleibs gsund schean ollzwoa und kemts wieda bol,
Wan d' Sun scheint ins Steirischi eini amol,
Seids ollzeit gern gsechn; oft wern ma 's probiern,
Und wern von enk selber a Kamedie aufführn.

Es seids scha sa guat und tuats ins wos gebn
Zan Kamediespieln. Kamediespieln, des is mei Lebn!
Mei Lebn und mei Sterbn; — und ih hoff ma's fü gwiß,
Daß ah 's Sterbn, wans scha sein muaß, a Kamediegspiel is.

Gruas

bei einer Vorlesung in Graz zugunsten einer zu gründenden Feuerwehr in Krieglach.

1878.

Wan ih s recht wil sogn,
Ih räid mih nit leicht.
Ih woas s recht guad,
Wos s heind va mir denkts:
„Hiaz häibb da Zider- and Holbräidlmon
A scha zan ohsoman on.“
Wohr is s eh;
Ower as is nix Gschenkts.
Hiaz sein tuats a sou:
Ba mir z Kriagla dahoam —
Is a grossas Dorf,
Sein vil Heisa van Hulz,
Geht da Wind oust schorf.
D' Leid firchtn si schdad,
Wan dou nit gach wos auskema thad.
Bis heindis togs is da Flurion
In Dorf aufgschäild ols Feierwochtmon.
Owa, der wil neizeit hasn moan,
Er het ba die Bauernheuser als zvil ztoan.
Die Dersla suldn selwa schaun,
Daß s eana Haus and Guad wen Gwißn
vadraun.
Er moant: a bravi Feirwocht
Wa guad ban Tog and ba da Nocht.
Da Not is nit ibel — is echt and recht,
Owa Geld koußt er, and die Zeitn sein schlecht.
Drauf bit ih ams Wort: „Ih wissad a Soch.
Wan ih z Graz wos tad vorläisn
In da schdeirischn Schbroch.
Sogg da Buagamoasta z Kriagler: afs kunts
nou guat wern.
Zoln's nit fis Ouhäibn, sa zoln's wos fis
Aufhern. —
Na, weils na do seids. Tur enk schen griassn.
Lößts enk die schdeirasch Weis nit vadriassn.
Da Schdeirer is klor
Is durch and durch wohr;
And kimbbs ah groub ausser,
As is nit schlecht gmoant;
Wan er jauzt, sar is s gjauzt,
Won er woant, sar is s gwoant.
Wos er buigg, däis is bougn;
Wan er luigg, sar is s glougn;
Wos er zomreimbb muaß zom.
And wos er wil and wos er ousongg,
Er tuats in Goudsnom!

Meta laborum.

Ein Festspiel zum Einzuge des treuen Freundes Peter von Reininghaus in seinen Metahof. 1882.

I.

(Peterl, in Tracht und Gehaben eines reisenden Burschen.)

Peterl: Nun, Peterl! hat mein Vater gesagt,
Hier nimm das Beutlein Geld,
Es ist nicht viel, gesegn' dir's Gott
Und kaufe dir die Welt!
Ich ging wohl in die Stadt hinein,
Zu kaufen die schönsten Sachen,
Da taten mich die bösen Leut'
Gar jämmerlich verlachen.
Ich weiß nicht, was mein Vater gemeint,
Als er das Beutlein geschoppt hat,
Ich könnt' es doch wahrlich nicht glauben von ihm,
Daß er damit mich gefoppt hat.

(Der Müßiggang in Gestalt eines feinen Herrn mit stutzermäßigen Allüren und schmeichlerischer Beredsamkeit. — Peterl.)

Müßiggang: Gefoppt hat dich dein Vater nicht,
Du mußt es nur verstehen,
Die Welt zu kaufen mit wenig Geld,
Da mußt du ins Wirtshaus gehen.

Ein Schoppen Wein — ist alles drein,
Die Welt hat Platz in einem Krug,
Und gönnst du dir noch ein Kartenspiel,
Kannst gewinnen übergenug.

Peterl: Da hast du recht, das wär' ganz klug!
Doch spielen kann man nicht allein.

Müßiggang: So komm' mit mir, mein junger Freund,
Ich will dir gern Genosse sein.

Peterl: Wer bist du denn? Ich kenn' dich nicht.

Müßiggang: Ich sag' dir's, doch ich nenn' mich nicht,
Ich bin ein großer Herr,
Die halbe Welt ist mein,
Und fehlen kann es nicht,
Wird's bald die ganze sein.
Gehst du mit mir, versprech' ich dir
Die herrlichsten Paläste
Mit Viergespann
Und gold'ne Berge dran
Und königliche Feste.
Mit Karten, Würfel, Lotterie,
Mußt du dein Glück beginnen;
Verdienen ist philisterhaft,
Doch vornehm ist: gewinnen!
Da ruht man auf dem Sopha aus
Und schmaucht die feinsten Zigarren
Und läßt für sich das Wertpapier
Hübsch arbeiten und sparen.
Das Leben wär' ein Traum? O nein,
Das Leben ist ein Spiel,
Und hochperzentige Wertcoupons
Sind unser höchstes Ziel!

Peterl: Fürwahr, mich dünkt, da hast du recht!

(Die Arbeit in Gestalt eines schlichten Mannes aus dem Volke, im Arbeiterkittel mit Spaten, Hammer oder anderem Arbeitswerkzeug. — Müßiggang. — Peterl.)

Die Arbeit (zu Peterln): Vertrau' ihm nicht, er rät dir schlecht!

Peterl: Wer ist denn das? Der Mann scheint mir bekannt!

Müßiggang: Ei, sieh sein Kleid, die schwielige Hand!
Das mag ihn wahrlich nicht empfehlen.
Geh, laß ihn steh'n, den rauhen Gesellen!

Peterl: Doch trägt er ein Kleid, wie mein Vater getragen,
Möcht' wissen wohl, was er mir etwa will sagen!

Die Arbeit (zu Peterln): Ich bin gar herb, mein Gewand ist schlicht.
Doch folgst du mir, bereust es nicht,
Ich führe dich durch Werkstatt, Wald und Feld,
Und wie du des Vaters gutes Geld
Verwenden willst, ich mag dir raten,
Ei, kauf' dafür dir Hammer und Spaten,
Maß und Wag', Retorten auch
Und sei nach treuem Väterbrauch
In Werkstatt und Feld — des Volkes Forum —
Der Arbeit Meister: maitre laborum!

II.

(Peter, in behaglichem Hauskleid, behäbigem Alter, Bücher und Kunstgegenstände um sich. Ein Geschäftsbuch zuschlagend.)

Peter: Nun ist's genug. Die Ziffern führen
Endlos und ziellos und ewig hinan,
Wer sich läßt hetzen von solchen Dämonen,
Der muß verschmachten auf ihrer Bahn.
Ich bin der Pflicht seit vielen Jahren
Gefolgt auf ihren rauhen Wegen.
Der Arbeit Müh' hab' ich erfahren
Und fühl' in mir der Arbeit Segen.
Ein stattlich Heim ist mir geworden
Und hätte wahrlich doch genung
An einem Stübchen unterm Dache,
Traulich licht — ich bin noch jung.
Am Herzen jung, an Leib und Seel' gesund,
Dem Schönen offen, edler Freuden kund,
Und ehrenreich und angebetet gar
Von dem geliebten Weib und einer Kinderschar.
Das ist die Welt, ist mehr als eine Welt,
Die ich erkauft mir um des Vaters Geld,
Als ich erwarb das Werkzeug und mit Fleiß
Gerungen habe nach dem hohen Preis.

(Der Mann im Arbeiterkittel mit einem Korbe voll Früchten. Vielleicht hinter ihm sichtbar ein Wagen mit reifen Garben, Blumen und Obst und mitten drin säße, einen Aehrenkranz emporhaltend, die kleine Frida.)

Die Arbeit: Der Arbeit und des Herzens Preis im Leben,
Ist Armen so wie Reichen gleich gegeben,
Er ist das innere Glück, der heitere Frieden. —
Doch dir, mein wackerer Freund, sei auch beschieden
Der Arbeit äußere Frucht, dich lohnend, labend
An deines Tagewerkes frohem Feierabend.
Denn sieh, du hast in heiligem Vertrauen
Dein Leben mir, der Arbeit, still geweiht,
Bist auch in Mühen, Kummer und Mißlingen
Mir treu geblieben zu aller Zeit.
Und was du froh der Erde gegeben,
Es stand dir auf zu vielfachem Leben,
Und was du dem Hammer, dem Rade vertraut,
Das hat dir das stattliche Haus gebaut.
Denn nichts ist dankbarer auf dem Erdenkreis
Als die treue Arbeit. Drum nimm den Preis!

(Der Müßiggang tritt jetzt als zerlumpter, verkommener Bettelmann auf.)

Müßiggang (zu Petern, kriechend, den Hut hingehalten):
Ein armer, elender Mann
Fleht Euch um eine Gabe an!

Peter: Wer seid Ihr, Freund? Mir dämmert so,
Ich wär' Euch schon begegnet wo!

Müßiggang: Es mag wohl sein, mein edler Herr!
Das Unglück hat verfolgt mich schwer.
Ich habe bessere Tage gesehn,
Und jetzo muß ich betteln gehn.

Die Arbeit (zum Bettler): Das ist so Euresgleichen Schwung:
Was Euer Leichtsinn selbst getan,
Dess' klagt Ihr stets das Unglück an.
— Ich bitt' sehr um Entschuldigung!

Peter (nimmt ein Fruchtstück aus dem Korb):
Wenn einer hungert an meiner Schwelle,
So will ich nicht wägen, ob er's verdient,
Und hier will ich spielen — um eine Seele,
Und denken mir: Wer wagt, der gewinnt.
(Gibt die Frucht dem Bettelmann.)

Müßiggang: Um die Seele spielst du? Ohne Zweifel,
Meine Seele, die ist längst beim Teufel.

Die Arbeit (zu Petern): Wohl vieles, Freund, verdankst du mir,
Die Ehren, das tägliche Brot,
Nur eines nicht: Dein edles Herz
Hast du von Gott.
(Macht Miene, fortzugehen.)

Peter (zur Arbeit): Du tust, als wolltest verlassen mich,
Ich kann dich nicht mehr missen!

Die Arbeit: Ei, warte nur, ich werde dich
Schon häufig lassen grüßen!
Nun lebe wohl! muß weiterziehn
Per pedes apostolorum;
Genieße lang der Arbeit Frucht:
In deinem „Meta laborum"!

Heimgärtners Tagebuch.

Kinderhetze unterm Weihnachtsbaum.

Da habe ich in einer bekannten Familie dem Christbaum beigewohnt. Es war nur ein Kind da, ein Knabe von dreieinhalb Jahren. Na, dem armen Jungen haben sie den Himmel ordentlich heiß gemacht. Das geht nicht bloß bei der Hölle, es geht auch beim Himmel. Eltern, Großeltern, Tanten, Onkeln und Hausfreunde hatten dazu redlich beigetragen; bin ich doch selbst mit einem hölzernen Schaukelpferd gekommen. Gewünscht hatte der Kleine sich einen Baukasten. Wochenlang vorher sprach er vom Baukasten, träumte er in der Nacht vom Baukasten und betete sein tägliches Vaterunser, daß ja das Christkind den Baukasten bringe.

Nun war die Stunde da. Die Doppeltür ging auf, ein Christbaum mit hundert Kerzchen, zweihundert goldenen Nüssen, Herzen, Sternen, strahlte jenes silberne Dämmerlicht, das diesem Baume eigen ist, durch das Zimmer. Der Knabe hatte keinen Blick für den Baum, er stürzte auf einen Handwagen zu, der vor dem Tische stand und mit dem er sofort ein Fuhrwerk versuchen wollte. Aber schon ließ er den Arm sinken, um ihn nach dem Hampelmann auszustrecken, der von einem Aste niederhing. Dieweilen sah er auch schon ein kleines Spinett, auf dem er einige Tasten anschlug, während ihm mein Reitpferd ins Auge

fiel. Im nächsten Augenblicke saß er darauf und schaukelte. Aber schwupps war er wieder auf den Füßen, denn er hatte den Baukasten erblickt. Mit solcher Hast riß er den Deckel auf, daß die Bausteine zu Boden kollerten. Er hatte nicht Zeit, sie zu sammeln, denn sein Auge war auf eine Arche Noahs gestoßen, die breit und ruhig, wie auf dem Berge Ararat dastand, mit ihren Tigern, Lämmern, Hirschen, Affen, Krokodilen und Elefanten. Natürlich heischten diese Tiere persönliches Eingreifen. In wortloser, zitternder Hast, ein fieberhaftes Glühen in den Augen, wurde der Kleine so von einem Gegenstand zum andern gerissen. Daß das Kind gar vielleicht einen frommen dankbaren Blick auf den leuchtenden Christbaum legte, daran war nicht zu denken. Denn während der Knabe kaum das Bilderbuch erblickte, sah er auch schon den kleinen Eisenbahnzug, und dann die Trompete und dann die funkelnde Pickelhaube mit dem dazu gehörigen Säbel. Dann erst die Bleisoldaten. Mit jedem dieser wunderbaren Dinge wollte er sofort anbinden, doch während er einige Schläge auf der Trommel tat, winkte wieder das Pferd, die Arche Noahs und so weiter. Und so wurde das arme Kindesherz gehetzt von einem zum andern, bei keinem war ein Verbleiben, und selbst wenn der Knabe ein paar Minuten mit den Tieren spielte, schob der Onkel den Eisenbahnzug vor, blies der Großvater in die Trompete, und jedes war bestrebt, zu gleicher Zeit alles vor dem Kleinen zu entfalten — so daß er, als die Schlafstunde kam, nur so verwirrt hintaumelte, überreizt und doch ungesättigt zu Bette gehen mußte, um einen unruhigen Schlummer zu tun.

Nun hockten die Alten bei der Bescherung da und schauten sich an. Ob sie dabei auch etwas gedacht haben? Mir wenigstens wurde es erst am nächsten Tage klar, wie dumm und herzlos der ganze Trubel gewesen war. Weinen hätte ich mögen, so bitter hat mich das beschenkte gehetzte Kind erbarmt. Wie schön, wie süß und freudenreich wäre der Christabend gewesen, wenn es seinen Baukasten bekommen hätte und sonst nichts! Nichts, das es gestört, beunruhigt, abgelenkt hätte von der behaglichen Kindesfreude. Aber nein, kistenweise muß ihm das Christbaumglück vorgeschüttet werden, damit auch dieses sonst so liebliche Glück an sich selbst ersticke. Dasselbe wiederholt sich im Kreise einer so barbarisch liebenden Familie zum Geburtstag, zum Namenstag und zu Weihnachten alljährlich wieder. Ja, so erzieht man die Kinder! Erzieht sie zur Gier, zur Oberflächlichkeit, zur Ruhelosigkeit, zur Nervosität.

Aber — habe ich das einst nicht auch meinen Kindern angetan? Die Eltern behandeln ihre Kinder nur zu oft als eine Spielerei für sich selbst, „beglücken" sie nach eigener Laune. Mein Gott, wenn schon die selbstloseste Liebe so selbstisch ist! — Erst in alten Tagen sieht man klarer und da habe ich mir vorgenommen, kein Kind mehr mit Spie-

lereien zu beschenken, ohne mich darüber mit andern Schenkenden geeinigt zu haben, was es zu bekommen habe. Wenig, aber das Richtige. Vorderhand nicht aus Erziehungsprinzip, sondern aus einfältigster, zärtlichster Liebe zum Kind, daß es eine wahre, tiefe und beständige Freude habe!

Und diesen Grundsatz will ich mir alljährlich wiederholen gleich einem Weihnachsliede und will ihn alljährlich vor Weihnachten in alle Häuser hineinrufen: Erfüllet euern Kindern den Weihnachtswunsch, aber verwirrt, peinigt sie nicht mit Überraschungen. Schenket ihnen wenig, aber das Richtige. — Und alles, was von fremder Seite ins Haus kommt für die Kinder — legt es bei Seite, wenn es nicht in die Sache und für die Kleinen paßt. Denkt nicht an Form und Brauch und Artigkeit, denkt diesmal nur ans Kind. Der Weihnachtsbaum hat eine große Bedeutung bekommen im deutschen Hause. Er ist eine wichtige Erscheinung im deutschen Familienleben geworden. Trachten wir endlich auch einmal, ein wahres freudvolles Kunstwerk aus ihm zu machen. Vielleicht sprechen wir weiter davon, wenn wieder Weihnacht kommt.

Mit Fett zubereitete Schönliteratur.

Wenn ich eines meiner Bücher in der Leihbibliothek finde, da schlage ich die Hände zusammen: Kind! Kind! Wie weit ist es mit dir gekommen! — Es hat ein graues Kommißkleid an und am Rücken eine Nummer. Armer Arrestant! Die Sträflingstracht wäre für den Philosophen noch zu verwinden, Hauptsache ist doch die Reinheit des Innern. Aber leider, auch die läßt zu wünschen übrig. Die Leserinnen mögen ja recht feine Fingerchen gehabt haben, wie die bräunlichen zartgestreiften Abdrücke zeigen. Die abgegriffenen Blattecken mit den gelblichen Feuchtigkeitsspuren lassen die intimen Beziehungen ahnen, die zwischen Leserin und Buch bestanden haben müssen.

Indessen wollte ich es doch einmal wissen, welches Publikum sich meine literarischen Kinder von der Leihbibliothek aus erobert haben. Man muß ja eigentlich froh sein, daß solche Anstalten es auch unbemittelten, aber bildungsbedürftigen Leuten möglich machen, ihren Lesehang zu befriedigen. Gegen die Leihbibliotheken als solche ziele ich gar nicht.

Ich spähte also einmal ein wenig nach. Es kamen Frauen von kleinen Beamten, Studenten, Dienstmädchen, auch mancherlei andere Leute. Aber es kamen in die Leihbibliothek auch livrierte Diener von Baroninnen und Gräfinnen, um für ihre hohen Herrschaften Lesefutter zu holen. — Ei der tausend! Also ins Boudoir schöner aristokratischer Damen kommen meine literarischen Kinder im Kommißröckel! — Herrschaften, denen solche Bücher in der Buchhandlung ganz

selbstverständlich zu plebejisch sind, finden dieselben erst genießbar, wenn eine Köchin sie mit Unschlitt oder anderem Fette zubereitet hat. Man sieht, unsere Vornehmen sind durchaus nicht so hochmütig verwöhnt, als die böse Welt manchmal zu behaupten die Dreistigkeit hat.

Unvahofft.

In Volksmundart von Hans Mittendorfer.

's Lebn is wia 's Wöda,
Bald hell und bald trüab;
Bald regnt's und bald scheint wieda
D' Sunn so viel liab.

*

Nach'n Regna vaziagn si
Moast d' Wolkan schen stad,
Wia wann kloanweis a Kranks
Wieda gsund wern tat.

*

Is 's schen gwön a Zeit,
So steign Nebl in d' Heh
Beim Wald drobn eisgraw,
Bringan Regn oda Schnee.

Ma siachts, daß was kimmt
Und man richt si darnah;
Und nachher kanns kemma,
Wann's da is, is 's da.

*

Und iabl kriagt 's Gwölkat
Auf oanmal an Riß
Und a Sunnstrahl geht liacht
Üba d' Felda und d' Wies.

Und stroaft a dar 's Herz,
Dös warmt und tuat wohl;
Vor Lust und vor Freud
Wird's zum Übergehn voll.

*

Oft siagst nöt a Wölkerl,
Frei drucka tuat d' Hitz.
Und auf oanmal wird's trüab
Und es zuckt schan da Blitz.

Es flammt und es kracht
Und daher schiaßt da Wind
Und zum Rieseln fangts an,
Unta's Dach treibt's di gschwind.

Du flüchtst di. Dei Troad
Schlagt's dar eini in 'n Grund,
Dei Arbeit, dei Hoffnung,
Koa Halm bleibt da gsund!

*

Oft lacht da grad 's Herz,
So schen blüaht eahm d' Woad;
Und mittn in's Glück
Fallt Trüabsal und Load.

Schlagt 's Unglück in's Herz,
Dei Strohdachl, d' Freud,
Vaslaukt da gar schnell,
Findst zum Löschn koa Zeit.

*

Ja, iabl kimmt ebbs
Und dös iabl kimmt oft,
Bringt Freud oda Load,
D' Leut sagn: „unvahofft“.

Da Sunnstrahl, der hoamli
Durch d' Wolkan gschwind schliaft
Und der im Vorbeistroafn
's Herz a weng triafft.

Und da Blitz, der dei Glück,
In an Augnblick varnicht —:
Koa Mensch hätt's entraut,
Sunst hättst di ja gricht.

Wann 's d' siagst, daß was kimmt,
Baust für; und darnah
Sagst mit ruhigna Gmüat:
Na, wann's da is, is 's da!

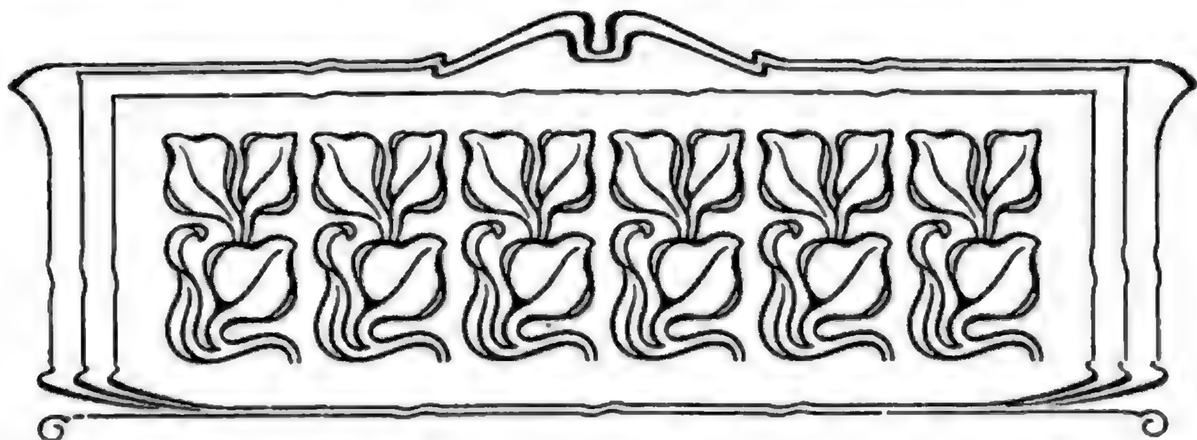
*

Bau für, daß d' dös sagn kannst,
Wann der mit da Sengst,
Da Zaundürr amal winkt,
Daß d' 's Tagweri hengst.

Denn der, Freund, der bleibt da
Ganz sicha nöt aus;
Er woaß an iads Derfl,
Er findt an iads Haus.

Er laßt si nöt blendn
Durch Reichtum und Putz;
Er laßt si nöt schreckn
Durch Elend und Schmutz.

Er kimmt — aba wann?
Kannst di hinlegn in's Bett
Und sagn: „Kemma kannst,
Aba unvahofft nöt!“ ...



Kleine Laube.

Nächtliche Einfälle.

Jemand hat gemeint, es wäre nicht ohne, wenn man die nächtlichen Einfälle und Gedanken eines Poeten, die so im Halbschlummer zu kommen pflegen und dann wieder flüchtig verhuschen, auffangen und festmachen wollte. Wenigstens darauf hin, ob sie ein Tageslicht aushalten könnten, oder ob die traumhaften Einfälle solcher Leute noch krauser sind, als ihre Gedanken am hellen Tage. Derselbe jemand hat mir einen Abreißblock geschenkt, der am Bette aufzuhängen ist und auf dem man im Halbschlummer und im Dunkeln nach fast spiritistischer Art mit dem Bleistift die flüchtigen Einfälle anmerken kann. Da kommt manches Wort wie mancher Gedanke bisweilen quer über den andern zu stehen. Wollen wir einmal etliche dieser Halbtraumgedanken aufzeigen:

Einst hatte ich mir eingebildet, ich wäre der Mann dazu, um die Menschen von ihrem großen Elende zu befreien. O Überhebung! Heute wäre ich froh, ihnen das Elend auch nur ein klein wenig lindern zu können. Und dazu wäre jener Weg, den ich einst einschlug, vielleicht der bessere: nämlich die Leute lachen zu machen. Wie dankbar waren sie dafür und wie dankbar wären sie noch heute, aber — wir haben nichts zu lachen. Oder doch? Wäre alles das, was uns in der gesellschaftlichen und politischen Welt quält, peinigt, als Unrecht, als Niedertracht antritt, nichts als eines Lachens wert?

Na, dann lachen wir.

*
* *

Ich glaube, daß die negativen Tugenden schwerer zu üben sind, als die positiven. Etwas Böses, das man tun möchte, zu unterlassen, ist schwerer, als Gutes, das einem sauer ankommt, doch zu tun. Im ersteren Falle sind oft Naturanlagen und immer wieder anstürmende tierische Kräfte zu überwinden; in letzterem Falle handelt es sich zumeist um die Gewohnheit und um ein einmaliges Aufraffen. Dazu kommt, daß Gutes tun eine befreiende Tätigkeit erfordert, Böses meiden an sich nur ein Müßiggang ist. Vielleicht könnte man sagen, daß das Unterlassen einer lockenden Sünde ohne Ausübung einer rechtschaffenen Tat überhaupt nicht möglich ist.

*
* *

In Sachen der Malerei wird oft ziemlich überflüssiger Weise gesagt, daß dabei nicht der Gegenstand, der gemalt wird, sondern die Malerei das Wichtigste sei. Ein gut gemalter Kretin sei wertvoller, als ein schlecht gemalter Engel. Das ist aber ein

unpassender Vergleich, wir wollen beides nicht. Wir wollen keine gut gemalten Kretins, weil die Kretins widerlich sind, und wollen keine schlecht gemalten Engel, weil schlechte Malerei häßlich ist. Ein ungeheurer Konflikt. Aber ich weiß einen Ausweg, ihr modernen Maler. Gebt uns gut gemalte Engel!



Wenn man begeistert von einem Buche zum Freunde sagt: Das mußt auch du lesen! so sollt' man ihm nicht bloß das Buch in die Hand legen können, sondern auch die glückliche Stimmung, in der man es selbst gelesen. Von dieser Stimmung hängt es großenteils ab, daß ein Buch „gut" ist, das heißt, auf uns gut einwirkt. Ein bedeutender hochgestimmter Mensch wird aus einem mittelmäßigen Buche mehr Gewinn ziehen, als ein gewöhnlicher mit dem Alltagsherzen aus einem guten Buche. Der Wert einer Schrift für uns besteht nicht bloß in dem, was sie uns gibt, sondern auch in dem, was sie in uns aufweckt. Besonders das poetische Werk kann uns nur das zeigen, was wir selbst sind.



Glasmalerei wird erst ein Bild, wenn im Hintergrunde ein Licht ist. Das Bild wird erst ein Kunstwerk, wenn im Hintergrunde ein Gedanke ist.



Der Orthodoxe und Zelote hat den bequemsten Standpunkt. Er bedarf weder Geistes- noch Herzensgaben, waffnet sich mit Eigensinn, bleibt auf dem Schutte starr stehen und dünkt sich ein Held.



Die Leute mit einer Lüge anzulügen, das hält schwer, dafür ist die Welt mit der Lüge allzuvertraut — am liebsten glaubt sie gar nichts. Darum ist es am klügsten, die Leute mit der Wahrheit anzulügen. Man tut das, indem man in der Absicht, nicht geglaubt zu werden, mit dem unschuldigsten Gesichte die Wahrheit sagt. Die schlaue Welt glaubt das Gegenteil und man hat seine Absicht erreicht.



Fürst: Die Welt wird zu klein.

Kanzler: Ganz richtig — oder fast noch besser: Die Leut werden zu groß.

Fürst: Wie verstehen Sie das, Exzellenz?

Kanzler: Nämlich: Die Leute werden zu groß in ihren Ansprüchen. Jeder will ein größeres Teil besitzen, als früher. Und so wird nebst anderem auch der Boden zu enge. Mehr Land oder weniger Leute.

Fürst: Es scheint also, daß wir einen Krieg brauchen.

Kanzler: Für alle Fälle, Durchlaucht. Gewinnen wir, so haben wir mehr Land, verlieren wir, so haben wir weniger Leute.



Ich bin lieber der Beleidigte als der Beleidiger, weil ich lieber der Gläubiger bin, als der Schuldiger.

Ein ganzes Buch voll Gotteslästerungen.

Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Ein Beitrag zur Volkskunde von Richard Andree. Mit vielen Abbildungen. (Braunschweig. Friedrich Vieweg u. Sohn. 1904.)

Da kommt ein Gelehrter und hebt all das Unglaubliche vor das Auge der Öffentlichkeit und sagt nicht, er erzähle von alten Heiden, sondern sagt, das was er beschreibt, komme im katholischen Volke unserer Tage vor. Er spricht ohne Tendenz, nur als Gelehrter. Wir aber faßten es nie so ruhig auf als ein Mann, der solche Dinge nur sammelt und einordnet, um den Zusammenhang mit dem Altertum und den Zusammenhang verschiedener Völker untereinander nachzuweisen, ferner aus Interesse für Kuriositäten und aus sonst mancherlei wissenschaftlichen Gründen. Der Verfasser hat ein stattliches Buch geschrieben über den grenzenlosen Sumpf von Aberglauben, in dem das katholische Volk Süddeutschlands und der Alpen watet und worin das Christentum, wie es Jesus gepredigt, freilich ersticken mußte, wenn es überhaupt je einmal aufgekommen war.

Das Buch spricht von den unglaublichsten Ausartungen des Heiligenkultus, von den oft gar bedenklichen Eigentümlichkeiten der Wallfahrtsorte, Wunderbilder und Votive. Es spricht von den Wachs- und Eisenfiguren, Tiere, Menschen, menschliche Gliedmaßen ohne Ausnahme (!) darstellend, die den Heiligen verehrt und von der Kirche geweiht werden. Das Buch spricht von jenen, den Heiligen geopferten Geräten, Werkzeugen und Kleidern, Haarzöpfen, Bärten, hohlen Zähnen, abgetrennten Gliedmaßen, Eingeweiden, die in Kirchen und Kapellen zusammengetragen und aufgehäuft werden. Es erzählt von kettenumspannten Kirchen, vom Stefansritt, wobei der Bauer auf seinem Pferde dreimal um die Kirche reitet, damit schließlich das Tier vom Priester gesegnet werde; von verschluckten Marienbildchen, von heiligen Quellen und Fieberbründeln, von Geburtshelferkröten, Käsemirakeln, geschleppten Bußkreuzen, Wetterkreuzen, vom Knierutschen und anderen Kasteiungen. Es erzählt von phallischen Opferfiguren, von Anrufung der Heiligen um Beistand in Diebstahl, Verführungskünsten und anderen Verbrechen. Die Aufzählung solcher Dinge, stets mit Belegen, oft mit Bildern versehen, geht ins Unendliche. Kurz, das mit großer Sammelfreude, Gelehrsamkeit und vielem Fleiß verfaßte Werk beweist mit der Ruhe des Gelehrten, daß diese „Katholiken Süddeutschlands“ pure Heiden, und zwar solche niedriger Gattung sind. Vom christlichen Standpunkte aus Gotteslästerer schlimmster Art, setzen wir bei. Und andererseits ist vieles daran wieder so herzlich und schmerzlich rührend, so tief volksecht, daß man es von diesem Standpunkte aus kaum missen möchte.

Die Kirche, meint der Verfasser, sei wohl vom Anfange an mit solchem Götzendienste nicht einverstanden gewesen, habe aber die heidnischen Sitten der alten Germanen gewähren lassen, wenn sie diese für sich allmählich gewinnen wollten.

Allmählich gewonnen wurden sie, die Germanen, doch die Kirche machte wenig Miene, diese krassen antichristlichen Sitten abzuschaffen, im Gegenteil, sie weiht, segnet die Opfergegenstände und hat ihren Kultus und Ritus längst so eingerichtet und befestigt, daß das wildheidnische Treiben nur gefördert wird. Es wäre kein Wort darüber zu verlieren und man könnte die Erscheinungen ruhig in das Kapitel religiöser Verirrungen einordnen, wenn die Kirche sich nicht als die wahre und einzig wahre Trägerin der Religion Jesu Christi ausgäbe und nicht immer wieder bestrebt wäre, andere christliche Bekenner zu diskreditieren. Und wenn jemand sich erlaubt, die unglaublich albernen abergläubischen Sitten, wie sie in diesem Buche in unerhörten Mengen aufgezählt und bewiesen sind, zu tadeln, zu verspotten, so sprechen kirchliche Blätter von „gewissenlosen Angriffen auf die heilige Religion.“

Es gibt zwar Seelsorger (doch waren ihrer einmal mehr als heute und hoffentlich werden ihrer wieder mehr) die gegen krassen Aberglauben mit Eifer vorgehen. Noch mehr

aber gibt es andere, die ihn still und behaglich dulden. Sie sagen, den Glauben dürfte man dem armen Volke nicht nehmen. In Not und Kümmernis könne selbst der Aberglaube beruhigend, unter Umständen sogar heilend wirken. Das ist soweit ganz philosophisch gesprochen; ja, der Glaube und die Vorstellung wirken psychisch viel. Doch wenn schon dieser armselige, niedrige Aberglaube viel wirkt, wie unendlich mehr würde erst die reine Lehre Jesu wirken! — Wann wird wieder ein Bonifazius kommen, der mit dem Evangelienbuche die Heiden ausrottet?

Das war eine Abschweifung. Das Buch „Votive und Weihegaben" ist eine kulturgeschichtliche Urkunde und — trotz des Unerfreulichen seines Inhaltes — ein völkerkundliches Werk von hohem Interesse. Es scheint wohl nur für Freunde der Volkskunde verfaßt worden zu sein, aber wir wünschten, es würde auch weiter recht viel gelesen, von Priester und Laien. Nur um Gotteswillen nicht von Protestanten . . .

R.

Lichtmeßopfer.

Mitgeteilt von Franz Goldhann.

In einigen Pfarren der östlichen Steiermark wird am Anfange des Jahres für die Beleuchtung der Kirche gesammelt (sogenanntes „Lichtmeßopfer"). Die Kirchenkerzen werden am Lichtmeßtag, dem 2. Februar, in der Kirche geweiht. Die Sammler singen beim Betreten der Häuser gewöhnlich folgendes Lied:

Wir grüaßen den Hausherrn und seine Hausfrau,
Wir grüaßen den Sohn, die Tochter Jungfrau,
Wir grüaßen den Knecht, wir grüaßen die Dirn,
Wir grüaßen das Kind, wenn ein's liegt in der Wiag'n.

Wir grüaßen und ehren das Jesukindlein,
Die Mutter des Herrn, Maria Lichtmeß rein,
Wir grüaßen und ehren schon viel' hundert Jahr'
Maria am Weizberg auf dem Hochaltar.

Was wünsch' ma (wir) dem Hausherrn, was möcht' ihm lieb sein?
Einen Beutel Dukaten oder gar viel im Schein (Papiergeld),
Viel Glück zu seinen Kindern, zum Pferd und Schwein,
Im Hirbst (Herbst) a schön's Lesen (Weinlese), viel Troad (Getreide) und viel Wein.

Was wünsch' ma der Hausfrau, was tät sie denn liab'n:
Viel Glück im Eh'stand a Kind in der Wiag'n.
Die Speiskammer finster, die Kuchel schön liacht,
Daß, wenn s' was tuat kochen, daß a dabei gsiacht (sieht).

Was wünsch' ma dem Sohn und der Tochter Jungfrau:
Viel Freud' zu ihren Eltern, a Heiratsguat auch,
Ein tugendsames Leben, ein ehrbares G'wand,
Und wenn s' amol heiraten viel Glück im Eh'stand.

Was wünsch' ma dem Knecht, was wünsch' ma der Dirn,
Gott kann es wohl geben und so brauch' ma net liag'n (lügen),
Dem Knecht a poor Taler, der Dirn an schön' Ring,
Und wenn s' amol heirat'n, daß i a dabei bin.

Und was wir euch wünschen, das mache Gott wahr,
Das is unser Wunsch, für's heurige Jahr.
Wir wünschen euch allen viel Glück und viel Segen
Und nach euerem Absterben das ewige Leben.

Was ist Krieg?

„Sich in Herden von 400.000 Mann vereinigen, Tag und Nacht ohne Ausruhen marschieren, nichts lesen, niemandem nützen, in Unsauberkeit versinken, im Schmutz schlafen, wie das Vieh leben, in beständiger Betäubung Städte plündern, Dörfer in Brand stecken, Völker zugrunde richten und dann einer anderen ebensolchen Anhäufung von Menschenfleisch begegnen, sich auf sie stürzen, Ströme von Blut vergießen, die Felder mit Stücken von Menschenfleisch bedecken und den Boden zur Lagerstatt menschlicher Leichen machen, Arme und Beine verlieren, sein Gehirn verspritzen ohne den geringsten Nutzen für irgend jemanden, während Eltern, Gatten, Kinder daheim Hungers sterben: — das also heißt die Menschen schützen vor dem krassen Materialismus!“ Maupassant.

Lustige Zeitung.

In der Reitbahn. Unteroffizier: „Kerl, Sie hängen ja fortwährend nach links! Sie haben wohl Ihre ganze Löhnung in die Hosentasche gesteckt?“

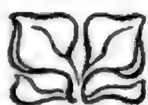
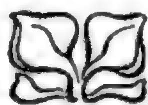
Ein Taubstummer. Herr: „Was fehlt Ihnen denn, sind Sie vielleicht taubstumm?“ — Bettler: „Ja, leider, gnädiger Herr!“

Buchstäblich befolgt. „Na, na, was fangt Ihr denn da an, Michel?“ — „Ach, wissen Sie, ich will verreisen, mein Doktor sagt, ich müßte mit der Medizin acht Tage fortfahren.“

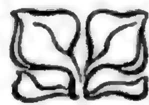
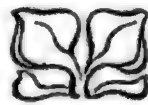
Gut gesagt. A.: „Was halten Sie von Deutschlands Kolonien?“ — B.: „Mich fern!“

Schlagfertig. Im Parlament wird ein Mitglied zur Ordnung gerufen und der Präsident fragt das betreffende Mitglied ziemlich barsch: „Haben Sie noch etwas darauf zu erwidern!“ — „Nichts — würdiger Herr Präsident.“

Der wartende Kutscher. Sir William Traggs ist selbst im Lande des Spleens als sehr exzentrisch bekannt. Im vorigen Herbst wollte er auf seiner neuen Jacht eine kleine Probefahrt machen und nahm sich eine Droschke, um nach dem Hafen von Brighton zu fahren, wo seine Jacht lag. „Warten Sie hier,“ sagte er zum Kutscher und ließ sich dann nach seinem Schiffe bringen. Er hatte eigentlich nur eine Stunde fortbleiben wollen, doch die Yacht schoß so prächtig dahin, die Luft wehte so frisch und Sir William behagte es so wohl an Bord, daß er beschloß, gar nicht mehr an Land zu gehen, sondern gleich um die Welt zu fahren. Und der Kutscher am Strande von Brighton? Was tat der? Er wartete. Den folgenden Tag, die Tage darauf rückte und rührte er sich nicht. Nur bat er um die Erlaubnis, eine Art Schuppen zum Schutze für sich und sein Pferd aufzurichten. Das Jahr verstrich. Der Kutscher wartete; er saß auf der Türschwelle seiner Hütte, rauchte seine Pfeife und hielt die Peitsche in der Hand. Auch das Pferd war immer angeschirrt und wurde von dem Stehen fetter und fetter. Da, eines Tages ward die Jacht des Sir William Traggs im Hafen signalisiert. Sie kehrte von ihrer Weltumsegelung zurück. Die erste Person, die Sir William vors Gesicht bekam, als er ans Land stieg, war der wartende Rosselenker. Der Sir zeigte keine Spur von Überraschung: „Allright!“ sagte er, „wieviel macht's?“ Der andere zog eine sorgsam geführte Rechnung hervor. Sie belief sich auf etwa 50.000 Franks. Ohne eine Miene zu verziehen, riß Sir William ein Blatt aus seinem Scheckbuch, füllte es aus und reichte es dem Kutscher. Dann ließ er sich zu seinem Hotel fahren und wollte hineingehen. Doch der Kutscher hielt ihn zurück: „Und die Fahrt?“ — „Ach, richtig,“ und er gab ihm noch zwei Schilling.

Bücher.

Fritz Reuter im Hochdeutschen. Der große plattdeutsche Dichter Fritz Reuter hatte einmal daran gedacht, einzelne seiner Werke ins Hochdeutsche zu übersetzen, hat sich aber doch nicht dazu entschließen können. Und das ist ein Glück. Während er das schon vorhandene Werk umgearbeitet hätte, wäre kein neues entstanden. Plattdeutsch, wie Reuter, kann keiner mehr schreiben, übersetzen, das können auch andere. So hat es nun Otto Heidmüller (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung) unternommen, Reuters „Ut mine Stromtid" [1]) in die deutsche Gemeinsprache zu übertragen, damit das köstliche Buch auch die Süddeutschen und wir Österreicher genießen könnten. Man hat sich gegen diese Sache aufgelehnt; Reuter zu übersetzen sei Frevel, dieser Dichter lasse sich nicht übersetzen, er müsse im Plattland bleiben.

Das verstehe ich nicht. Wenn Reuter wirklich ein großer Dichter ist, so ist er's nicht bloß in der Form, sondern auch im Gehalt, und dann muß er sich — wie alle großen Dichter — auch in andere Sprachen übersetzen lassen. Wie erst recht in die — Muttersprache. Ich möchte natürlich nicht ein Wort an Reuters Plattdeutsch streichen oder ändern, aber das bleibt ja wie es ist. Die Übersetzung schöpft, ohne die Quelle zu verringern. Denen, die Reuter bisher hatten, wird er nicht genommen, und vielen, die ihn nicht hatten, wird er gegeben.

Dazu, glaube ich, hat es der Übersetzer gar geschickt gemacht. Hochdeutsch in der Übersetzung sind vor allem die erzählenden Partien; die den Sprecher charakterisierenden Gespräche sind in Platt beibehalten. Weil das Hochdeutsch also die Handlung, die Zustände, die Situation, die Gestalten klar macht, so sind die sich darauf beziehenden mundartlichen Gespräche nicht schwer zu verstehen. So wird man ohne besondere Schwierigkeiten in das Platt eingeführt. Aber selbst Heidemüllers Hochdeutsch ist (Gott sei Dank und tausendmal Dank!) kein Schuldeutsch, kein akademisches Deutsch. Es behält die volkstümliche Art bei, es ist der Reutersche Stil und Sprachgeist noch in ihm. Stellenweise erinnern die hochdeutschen Partien an die deutsche Übersetzung der Werke von Boz Dikens. Dem lieben Onkel Bräsig ist kein Haar gekrümmt worden, der spricht ja „messingsch" und das braucht für den Deutschen keine Übersetzung.

Vielleicht gibt es gar keine bessere Art, den Süddeutschen sachte und sicher ins Platt einzuführen, als eine solche Behandlung. Machen wir's doch auch schon mit der süddeutschen Mundart so für die Norddeutschen. Die Zeit ist vorbei, da der Kohlenbrenner wie ein Pfarrer sprach; es ist längst nichts mehr Neues, daß in hochdeutschen Erzählungen die Gespräche dem Stande und der Bildung des Sprechers angepaßt werden. Das Allgemeine in der allgemeinen Sprache, das Örtliche in der Ortssprache. Wohl auch die „Heimatskunst" meint es so.

Die Zeit der allgemeineren Verdeutschung Reuters mußte kommen und wer ihm die abspricht, der verkennt seinen Dichterwert. Nicht etwa, als ob wir wünschten, er selbst hätte seine Werke im Hochdeutschen geschrieben! Die größte Torheit, das nur zu denken. Ich wollte, unsere Heimatsdichter schrieben alles in ihrer Heimat Mundart; um eine „Verdeutschung" des Guten für die Allgemeinheit wäre mir nicht bange. R.

[1]) Aus meiner Landmannszeit.

Der Überkater. Roman von Joh. Rich. zur Megede. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Wenngleich dieser Überkater auf eine Reihe literarischer Vorfahren zurückblicken kann, unter denen Kater Murr und Hidigeigei die berühmtesten sind, so ist er doch eine durchaus selbständige und auch durchaus moderne Persönlichkeit. Die eigentliche Erzählung erhält einen besonderen Reiz durch die farbenprächtige, lebensvolle Schilderung der internationalen Kurorte, die den Hintergrund der Ereignisse abgeben. V.

Marbacher Schillerbuch. Zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag. Herausgegeben vom Schwäbischen Schillerverein. (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1905.)

Das Schillerjahr beginnt mit einem prächtigen Festbuche. Das enthält von bedeutenden Schriftstellern Aufsätze über Schillers Leben, sein Verhältnis zu Zeitgenossen, zur Kunst, zur damaligen Geisteskultur überhaupt. Es wäre schwer, die bunte Reihe der Aufsätze zusammenfassend zu charakterisieren, es muß genügen zu sagen, daß das Buch für jeden Schillerfreund von großem Interesse ist. Wir pflegen sonst selten der Ausstattung zu erwähnen, an diesem Werke dürfen die vielen sich auf Schiller und seinen Kreis beziehenden Bilder, besonders aber der große prachtvolle Buchdruck nicht unbemerkt bleiben. H.

Goethe und Schiller und die **Frauenfrage.** Von Natalie von Milde. (Hamburg. Hermann Seippel. 1904.)

Wahrlich eine prächtige Idee, in der so viel umstrittenen Frauenfrage unsere zwei größten Dichter zu Wort zu laden. Lösen sie die Frage auch nicht im modernen Sinne, so wissen sie doch im menschlich-natürlichen Sinne das rechte Wort zu sagen. T.

Germanen-Bibel. Aus heiligen Schriften germanischer Völker. Herausgegeben von Wilhelm Schwaner. (Berlin Nr. 54, Brunnerstraße 10.)

Wie es im Nachworte heißt, der erste Versuch, den Deutschen in einem Buche zu zeigen, welche Schätze von ihren Propheten hinterlassen wurden. Wenn das Buch allmählich vervollständigt wird, meint der Herausgeber, dann werde es ein gleichwertiges Gegenstück sein zur Juden- und Christenbibel! Zu viel gesagt schon darum, weil ohne Juden- und Christenbibel die Germanenliteratur gewiß nicht das wäre, was sie heute ist. Wir alle, seit Tausenden von Jahren, sind Schüler dieser alten Bibel und das Allerbeste der Allengrößten reicht kaum an sie heran. Um so löblicher ist die Absicht des Herausgebers, durch Zusammenstellung von Bruchstücken aus Meisterwerken deutscher Dichter und Denker der alten Bibel ein Nachbild zu schaffen. Im Grunde sind solche Sammlungen stets ein geistiges Bild des Herausgebers, sie sind vom Standpunkte einer bestimmten Persönlichkeit aus gewählt, geben daher ein einheitliches Menschenbild, was freilich dann seine enge Begrenzung hat, gegenüber jenem Menschheitsbilde der Bibel. Aber dafür, so wünscht es der Herausgeber, soll das Werk ja ausgestaltet werden. Hier ist nur ein Anfang gemacht. So finden wir in dieser Germanen-Bibel, die eine Anthologie eigenster Art ist, eine systematische Zusammenstellung von Schriftstücken, Gedichten, Aussprüchen und Auszügen von Luther, Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Jean Paul, Kleist, Schefer, Hebbel, Böhme, Leibnitz, Kant, Schoppenhauer, Nietzsche, Rosegger und andere.

Die Neueren hätten vielleicht wegbleiben können, weil sie zu sehr mitten in der Zeit stehen und es noch nicht klar sein kann, wie weit sie sich bewähren. Was die Großen anbelangt, so haben wir schon beim bloßen Durchblättern des Buches Schätze entdeckt, die sonst nie ans Tageslicht kommen, die vergessen waren. So sprechen längst vergangene Sänger und Weise zu den heutigen Geschlechtern und siehe, sie sagen dasselbe wie unsere Geister der Zeit, nur zumeist viel klarer und schöner. Allerdings mit Ausnahme einiger deutscher Philosophen, denen man Volkstümlichkeit und Klarheit nicht zum Vorwurf machen kann. Der Anhang dieser Germanen-Bibel enthält — die 78 Artikel der Verfassung des Deutschen Reiches. Für den ersten Augenblick kurios. Bald sieht man die Riesengeistesarbeit an Weisheit und Klugheit, die in diesem Gesetzwerke steckt, das wohl als ein Seitenstück zu den Gesetzen des Moses gedacht ist? Diese Germanen-Bibel kann und soll ein deutsches Hausbuch werden. Als solches wird sie Segen stiften. H.

Bergbrevier. Berglieder aus Tirol. In Verbindung mit Anton Renk, Alexander Burckhardt, Karl Dallago und Paul Rossi, herausgegeben von Artur von Wallpach (Innsbruck. A. Edlinger.)

Aus Tirols Bergen kommt den Bergfreunden Alldeutschlands ein Dichtergruß zu. Die Jungtiroler singen von der Schönheit ihrer Heimat, vom Glanz der Firne, vom Rauschen der Bergwässer, von der farbenreichen Pracht der Lande, wo der dunkelrote Wein reift; sie singen zum Preise deutscher Art und Sitte, wie einst ihr Landsmann Walther sang, und sie finden erzene Klänge zu Kampfliedern. Anton Renk eröffnet das Buch, das dem Andenken des Tiroler Wanderers Dr. Heinrich Noë gewidmet ist, mit einer Reihe formschöner, kräftiger, bergentsprossener Gedichte. Alexander Burckhardt ist der ausgesprochenste Alpinist unter den Fünfen; er schildert mit Innigkeit, Bild an Bild, die schönsten Landschaften des treuen Landes, und spart es nicht, manchmal mit einem satyrischen Seitenhieb die Modetouristen und andere Alpensünder zu bedenken. Karl Dallago erfaßt die Landschaft mit ungemeiner Zartheit und malt sie nach mit Klängen und Farben. Zum erstenmale tritt der jüngste der neuen Tiroler Schule, Paul Rossi, mit mehreren Gedichten vor die Öffentlichkeit. Seine Lyrik ist von solcher mit Stimmung und Farbe gesättigter Art, daß sie zeilenweise gewogen werden darf und auch einen andächtigen Leser verlangt, der langsam zu genießen vermag. Der Bergfreund, der dies Büchlein zur Hand nimmt, wird es können. Artur von Wallpach, der mit Anton Renk schon längst die Jungtiroler am deutschen Büchermarkte vertritt, verdient Dank für die Veranstaltung dieser Sammlung. V.

Arme Seelen. Geschichten und Schnurren von F. v. Ostini. Buchschmuck von Paul Rieth. (Stuttgart. Verlag Adolf Bonz & Ko.)

Geschichten à la Maupassant, glatt und pikant in der Form, fein zugespitzt in der Pointe, schlagend in der ethischen Wirkung. Die sarkastische Art des Autors ist aus der „Jugend“ bekannt; in den vorliegenden dreißig Geschichten greift er auch in tief poetisch empfundenen Szenen ans Herz, so gleich in

der Einleitung „Arme Seelen“, „Wenn die Stunden schlagen“, „Mutter mach es wieder ganz“ und in manch anderen. Sein Witz ist keine Witzelei, sein Humor entspringt aus dem Mitleid, das ganze Buch einer starken, weltkundigen Individualität. H. F.

Lucidor der Unglückliche. Erzählung von Otto Hauser. (Stuttgart, Bonz & Co.) Die Geschichte eines schwermütigen Poeten, den eine Blutschuld durch die Länder treibt, von Abenteuer zu Abenteuer, bis er wieder in der Heimat mit der Sühne seiner Schuld den Frieden findet. Der Ton der schönen Erzählung erinnert an die duftigsten Novellen Storms, die leichten Farben, mit denen das Zeitkolorit des 17. Jahrhunderts angedeutet ist, erhöhen den eigenartigen Reiz des Buches. H. F.

Nur gemütlich! Heitere Geschichten und Gestalten aus Obersteiermark von Adolf Frankl. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei. 1904.)

Der Titel ist gut. Was der Steirer so unter Gemütlichkeit versteht, das geht behäbig und behaglich durchs Buch und es dürfte wohl manchem Leser dabei auch behaglich werden. Das heißt, wenn er einen Spaß versteht, auch gelegentlich einen derben. Für Salondamen ists aber nichts. Möglicherweise ist das fürs anspruchslose Büchlein die beste Empfehlung. So viel für diesmal. Wer es liest und sich dabei ergötzt, der solls weiter empfehlen. H.

Zeitgenossen. Satyren und Skizzen aus Wien von Eduard Pötzl. (Wien. Robert Mohr. 1905.)

Alljährlich nur ein schlichtes Bändchen, das uns der liebenswürdige Humorist spendet. Doch ist es vollgerüttelt von Vergnügen. Grundzug ist die Ironie, eine Form, die immer trifft und doch nicht eigentlich verletzt, so daß auch die Getroffenen mitlachen können. Stücke wie „Die Antiseren“, „Reisekost“, „Nachtlebenversicherung“, „Verbotene Früchte“, sind Weisheiten in der Schellenkappe, die unter Umständen wirksamer sein können, als der pathetischeste Sermon. Es geht hauptsächlich die Wiener an, aber das Kapitel „Über den Semmering“ kommt auch den Steirern nahe. H.

Dritte und vierte Schwind-Mappe. Herausgegeben vom „Kunstwart“. 7 Blatt mit erklärendem Text von Ferd. Avenarius. (München, Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey.)

Der Verlag schreibt uns: Über den Wert der vom „Kunstwart“ herausgegebenen Schwind-Mappen ist nach ihrem moralischen und geschäftlichen Erfolg jedes Wort überflüssig. Die dritte und vierte gleichen den vorhergegangenen an Wert der reproduzierten Bilder zum mindesten, da wir jetzt endlich Werke wiedergeben konnten, die uns bisher zu diesem Zwecke nicht zugänglich waren.

Hatschi-Bratschis Luftballon. Eine Dichtung für Kinder von Franz Karl Ginzkey. (Berlin und Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger. 1905.)

Schade, daß dieses köstliche Kinderbüchlein so spät an Weihnachten, eigentlich erst nach Weihnachten erschienen ist. Es hätte stürmische Christbaumfreuden verursacht. Ein Knabe, der vom türkischen Zauberer Hatschi-Bratschi auf einem Luftballon entführt wird zu einer Reihe von Abenteuern, die ein so erfreuliches Ende nehmen. Die vielen Bilder von M. v. Sunnegg sind überaus erzählungslustig und der Text von Franz Karl Ginzkey macht es der Jugend von 5 bis 10 Jahren, und wohl noch später hinaus, ganz sicherlich recht. Kindlich einfach, voll herzigen Humors. Ich freue mich schon, das Büchlein zu den nächsten Weihnachten meinen Enkeln schenken zu können. M.

Wiener Dialekt-Lexikon von Dr. Schranka. (Wien. Universitäts-Buchhandlung Georg Szelinski.)

Das neueste vollständige Lexikon des Wiener Dialekts mit all seinen Arten und Unarten, mit all den Kose-, Scherz- und Schimpfnamen, Kraftausdrücken 2c., welche täglich und stündlich unser Ohr teils in schmeichelnder, teils in gerade nicht immer angenehmer Weise berühren, gewürzt durch humoristische Anmerkungen, historische Daten über Entstehung einzelner Wiener Redensarten sowie Anführung dazugehöriger Stellen aus den aller Welt bekannten Wiener Couplets. V.

Bücher der Weisheit und Schönheit. In Aussicht genommen sind für jedes Jahr 12 Bände. Bisher erschienen: „Die Heilige Schrift“ von Pfarrer Erwin Gros, „Kant“ von Prof. Dr. August Messer, „Abraham a Santa Clara“ von Richard Zoozmann, „Bogumil Goltz“ von Fritz Lienhard, „Montesquieu“ von Dr. Erich Meyer, „Maxim Gorki“ von Aug. Scholz. (Stuttgart. Verlag Greiner & Pfeiffer.) Es wird Gelegenheit sein, auf manches dieser wahrhaft wertvollen Bücher zurückzukommen.

Büchereinlauf.

Was ist die Liebe? Heiteres und Ernstes von M. v. Friedrich. (Leipzig. Raimund Gerhard. 1905.)

Bosnische Volksmärchen. Von Milena Preindlsberger-Mrazović. Mit einem einleitenden Essay von Professor Vatroslav Jagić und illustriert von Ewald Arndt. (Innsbruck. A. Edlinger.)

Nord und Süd. Neue Folge von Novellen und Skizzen nach dem Leben von M. E. Freifr. Malapert-Neufville. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Augenblicksbilder aus einem Jugendleben. Von Charitas Bischoff. (Leipzig. H. G. Wallmann. 1905.)

Die Brautehe. „Der fromme König". „Was die Liebe tut". Drei Bühnenspiele von Albert Eisert. (Dresden. E. Pierson.)

Entschwundene Gestalten. Erzählungen aus dem rheinischen Gemeinde- und Familienleben von Arthur Kahn. (Berlin. H. Itzkowski. 1904.)

Die Schneiderrache von Mackebach. Ein Dorfidyll in pfälzischer Mundart von Richard Müller. (Kaiserlautern. Eugen Crusius. 1904.)

Zwei von den Armen. Erzählung von Julius Rauh. (Berlin. Otto Janke.)

Gries Rekord. Roman von Frank Roehdenns. (Dresden. E. Pierson.)

Tropfen im Meere. Ein Märchen für Erwachsene. Von Adyr Seyth. (Dresden. E. Pierson.)

Sansara. Skizzen und Novellen von E. Viereck. (Zürich. Caesar Schmidt.)

Reinhilde von Brinborg. Novelle von Richard Sannek. (Graz. Kommissionsverlag Leykam. 1905.)

Vergangene Tage. Von Emil Hügli. (Bern. Neukomm & Zimmermann.)

Der moderne Gott. Drama in drei Akten von Dav. Wachs. (Dresden. E. Pierson. 1904.

Lieder eines früh Verstorbenen. Von Ernst Prager. (München. Karl Haushalter. 1905.)

Pflücke das Leben! Humoristische Gedichte und Satyrspiele von Edmund Baumann. (Berlin. „Verlag im Goethehaus".)

Lieder und Zähren. Von Otto Glogau-Nikolsburg. (Berlin. Nec Sinit.)

Heimatsklänge in der Fremde. Gedichte von Johannes Rudolph. (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer.)

Hochgebirge. Bilder und Stimmungen aus den Raibler Dolomiten von E. F. Kastner mit Federzeichnungen von Hans Wagner und A. Hofrichter. (Wien. Selbstverlag des Verfassers.)

Gedichte. Von Elisabeth Grundschöttel. Zweite, vermehrte Auflage. (Dresden. E. Pierson.)

„Gmüatliche Sachn". Gedichte in oberösterreichischer Mundart von Gregor Goldbacher. (Steyr. Sandbök'sche Buchhandlung.)

Aus des Lebens Rätselweiten. Verse von Max Mayer. (Kiel. Verlag der „Zeitstimmen".)

Die Katastrophe in Goethes Faust. Von Karl Enders. (Dortmund. Fr. Wilh. Ruhfus. 1905.)

Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Nach Vorträgen im Volkshochschulverein in München gehalten von Dr. J. Unold. („Aus Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens.) Zweite, verbesserte Auflage. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Die Religion eines Gebildeten Von Francis G. Peabody. Deutsch von E. Müllenhoff. (Gießen. J. Ricker.)

Der Charakter Jesu Christi. Von Francis G. Peabody. Deutsch von E. Müllenhoff. (Gießen. J. Ricker.)

Im Reich der Lüfte. Von A. Santos-Dumont. Reich illustriert. Übersetzung von Ludwig Holthof. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Wie ist in den Gemeinden der Sinn für die Geschichte der Heimat zu wecken und zu pflegen? Von Fr. Bernh. Störzner (Leipzig. Arwed Strauch.)

Im Gottesländchen. Aufzeichnungen eines wanderfrohen Studenten aus dem Jahre 1893. Von Edgar Baumann. (Reval. Kluge und Ströhm. 1904.

Zur Geschichte der „Germania'. Aus den Kämpfen der deutschnationalen Studentenschaft Prags. (Prag. Anton Renn. 1904.)

„Der Deutsche." Herausgeber Adolf Stein. Erscheint wöchentlich. (Berlin. Verlag des Deutschen.)

„Blätter für literarische Unterhaltung". Von Otto Koenig und Herm. Krimmel. 1. Heft. „Lenau-Kerner". (Wien. J. Bernay.)

Deutschvölkliches Jahrbuch für 1905. Herausgegeben vom Bunde der Deutschen in Böhmen. (Prag.)

Rohrers Kalender-Handbuch 1905. (Brünn. R. M. Rohrer.)

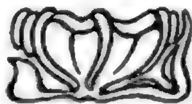
Gedenkblatt zur Enthüllung des Grabmales für Hugo Wolf am Wiener Zentral-Friedhof. (Wien. Hugo Wolf-Verein. 1904.)

Die Demonstrations-Düngungsversuche in Kärnten. (Analysen von Kärntner Böden.) Von Dr. H. Svoboda. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für das landwirtschaftliche Versuchswesen in Österreich". 1904.

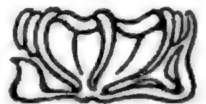
Für die Wiedererbauung der Kirche St. Kathrein am Hauenstein

sind bei Rosegger in Graz neuerdings eingegangen in Kronen: E. W. von Thümen 1·—, Mathilde Fabini 10·—, „Vom Christkindl" 4·—, Dr. Richter 10·—, Familie Tichi 6·—, Felber, Hamburg, 15·—, durch eine von der Waldheimatgesellschaft vermittelte Vorlesung im Hotel Panhans am Semmering 362·34. **Gesamtsumme 5000 Kronen.**

Graz, am 15. Jänner 1905.



Postkarten des „Heimgarten".



W. L., Graz. Unmittelbar vor Schluß des Heftes, daher flüchtig: Schrottenbach bedarf nach seinen „Gottesleugnern" keiner weiteren Legitimation. Er ist ein echter Dichter. Zwar kein Theaterstückschreiber, denn es fehlt ihm die „Mache", aber ein Dramatiker, denn er wirkt und reißt hin. Mit Morre verwandt, ging er durch dieses Volksdrama „Gottesleugner" an ihm vorüber und stieg mit einem großen Schritte gegen Ludwig Anzengruber an. Der Vorwurf des Stückes ist eine Art Evangelimann, der zwölf Jahre unschuldig im Kerker sitzt und sich trotzdem mehr Gottesglauben bewahrt hat als seine äußerlich vom Glück begünstigten Gegengestalten. Die Handlung packt und spannt und steigert sich bis zum letzten Akt zur erschütternden Wirkung. In ein paar der Gestalten hätte ich nur eine größere Vertiefung und Motivierung der Charaktere gewünscht. Die Grazer Darsteller leisten Glänzendes. R.

* Um die Weihnachtszeit sind mir gegen zweihundert neue Bücher zugegangen, die meisten mit der brieflichen Bitte des Verfassers, das Buch persönlich zu lesen und im „Heimgarten" oder in einem anderen Blatte zu besprechen. Ja, was glauben denn diese Kollegen eigentlich von mir? — Die einlangenden Bücher werden im „Heimgarten" kurz angezeigt. Weiteres unter Umständen. Wer Besonderes beansprucht, der sende sein Buch lieber nicht. R.

M. J. B., Wien. Man kann aus lauter Verstandesschärfe — das Verständnis und endlich wohl gar den Verstand verlieren. Lesen Sie in „Hochland" vom Dezember 1904 den ganz ausgezeichneten Aufsatz: „Verstandesleben, Nervosität und Christentum" von E. Hasse.

G. F. R., Hamburg. Die uns freundlichst geschickten 58 Kronen werden, wie ursprünglich bestimmt, für das Waldschulhaus verwendet. Wärmsten Dank.

G. H., Kassel. Ihr mannhaftes Eintreten für die Sache freut mich. Von dem bairischen Haberfeldtreiben gegen meine harmlosen Jugendbüchlein habe ich bisher gar nichts gewußt, nehme es auch durchaus nicht tragisch. R.

K. P., Linz. Welch eine nationale Engherzigkeit, die großen deutschen Meister nur für das deutsche Volk allein haben zu wollen. Wir sollen uns doch freuen, wenn die Werke Goethes und Schillers, Beethovens und Wagners auch anderen Völkern zu Genuß und Nutzen sind. Und uns freuen, daß dieses Licht für die Menschheit gerade aus unserem deutschen Volke hervorgeht. Das ist der echt nationale Stolz: Aus uns für alle!

P. S., Graz. Nein, so viel Idealismus wäre kaum aufzubringen. Übrigens gibt es solche Anwesen ja von altersher. Nur gehen sie leider zugrunde.

* Am Weg nach Rentsch bei Bozen findet sich folgende Inschrift:

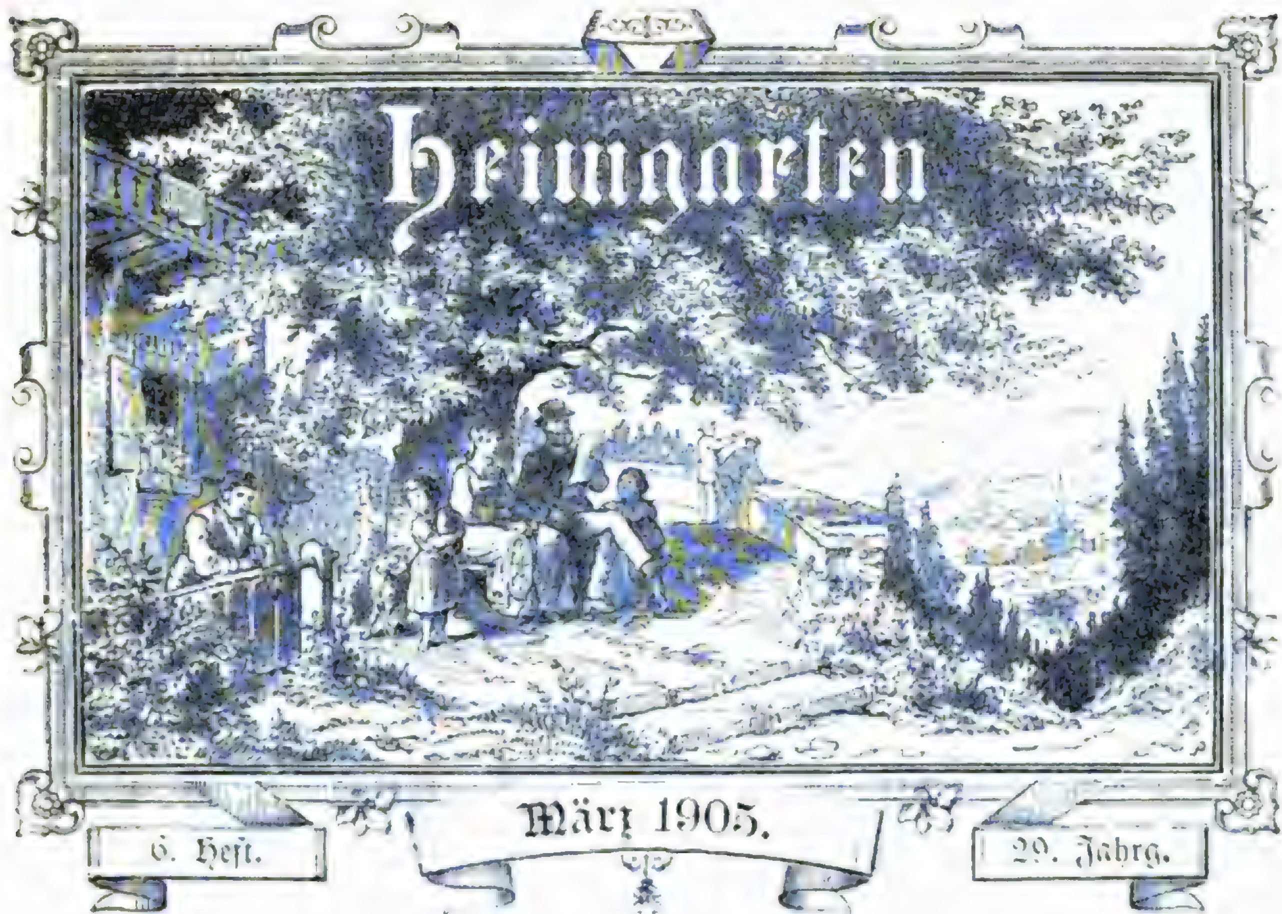
„Ein Kreuz am Weg. Du gehst vorbei.
Bedenk: was das für Bedeutung sei
Zieh ab den Hut, du bist ein Christ!
Dessen Bild für uns gestorben ist."

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 16. Jänner 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Peter Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.



Schuldig?

Von **Josef Wichner**. (Nachdruck verboten.)

Die „Sträflingsfürsorgevereine“ machen es ihren Ausschußmitgliedern zur Pflicht, die Gefangenen zu besuchen.

Gewöhnlich beschränken sich diese Besuche auf die sogenannten „Losgeber“, auf jene — Unglücklichen, die ihre Strafe bald abgebüßt haben, und die „Vereinsinspektoren“ sollen sich im Gespräche mit den Häftlingen, denen die mit Recht gefürchtete Freiheit winkt, ein Bild machen, ob selbe als gebessert der Förderung des Vereines würdig seien, insbesondere, ob man ihnen mit gutem Gewissen eine Arbeitsstelle vermitteln könne.

Die Berichte der Direktion, des Hauskommissärs, des Anstaltsgeistlichen und des von den Vereinen bestimmten Besuchers sind sodann für den Ausschuß, der die Art der Fürsorge festsetzt, entscheidend.

Ich will mich angesichts der Tatsache, daß Sträflinge eigentlich nur unter sich aufrichtig sind,[1]) weshalb es sich aufopferungsfähigen Journalisten empfehlen dürfte, ein Verbrechen zu begehen, um so billig auf ihre Beobachtungsposten zu gelangen, über den Wert oder Unwert eines auf obige Weise gewonnenen Urteils nicht weiter aussprechen; aber ich möchte über ein Vorkommnis aus der Zeit berichten, da ich selber als

[1]) Vergl. „Zuchthausstudien“ von Karl Sentsch in Nr. 375 der „Zeit.“

Ausschußmitglied eines Fürsorgevereines die mir zugewiesenen Losgeher in ihren Zellen zu besuchen pflegte.

Ich ließ mir also einmal vom Wärter eine Zelle aufsperren, in der nach meinem Akte ein Bursche, eigentlich ein Knabe sitzen mußte, den das unerbittliche Gesetz, da er eben das fünfzehnte Lebensjahr überschritten, wegen einer jugendlichen — Dummheit der gewiß verdienten häuslichen Züchtigung entrissen und mit dem Stempel des Verbrechens gebrandmarkt hatte . . . . mit dem Kainszeichen, das sich nie mehr verwischen läßt!

Aber ich hatte mich in der Nummer geirrt — ich bemerkte es erst, als die Tür hinter mir ins Schloß fiel und ich mit einem Manne von etwa 35 Jahren allein war, der als Holzdrechsler sein Material mit allerlei unheimlich blinkenden Messern an der Drehbank bearbeitete.

Er pflanzte sich nach Sträflingsart in schlottriger Habtachtstellung vor mich hin, und als ich freundlich fragte, wie es ihm gehe und wie lange er noch — sitzen müsse, warf er mir aus dem fahlen, glattrasierten Gesichte einen stechenden Blick zu, schupfte die Achseln und sprach mit dumpfer Stimme, langsam, jede Silbe betonend:

„Wie soll's gehen — zwanzig Jahre, Herr!"

Mich überrieselte ein kalter Schauer!

Heiliger Gott . . zwanzig Jahre in dieser Zelle, die zwei Schritte in der Breite, fünf Schritte in der Läge maß! Zwanzig Jahre in einem Käfig, dessen vergitterte Fensterchen hoch oben an der Decke keinen Blick in die wunderherrliche Gotteswelt verstattet! Zwanzig Jahre in der muffigen Luft, die nach einer Leichenkammer roch!

Als muskelstarker, vollgesunder Mann war er hereingekommen — als gebrochener Greis mochte er wohl einst, wenn Gott ihm nicht gnädig war und ihn früher abholte, am Stabe hinauswanken und dann . . .?

Ja dann fliehen sie, die Gerechten und jene, so sich nicht erwischen ließen, vor der alten Zuchthauspflanze, und wenn's ihm gelingen sollte, einen hilfeflehend zu berühren, ei, der wäscht sich Kleid und Hand gar eilfertig und sorglich von dem Gifte rein!

„Ja, um Gottes willen, Mann, was habt Ihr denn verbrochen?"

Darauf er: „Ich soll mein Weib . . . umgebracht haben . . .!"

„Ihr — sollt . . .?"

„Nun ja . . . sie sagen's alle; aber, so wahr ein Gott im Himmel ist, ich bin unschuldig!"

Mir fiel Kaiser Josef ein, der einst in einem Zuchthause lauter Unschuldige fand; nur ein einziger gestand sein Verbrechen reumütig ein, und den jagte der gute Kaiser augenblicklich hinaus, auf daß er die „schuldlosen Lämmlein" nicht verführe.

„Darüber", sagte ich, steht mir wohl kein Urteil zu. Es ist Eure Sache, um Wiederaufnahme des Verfahrens anzusuchen, und wenn Ihr triftige Gründe vorbringt, wird man Euch den Weg zu Euerm Rechte gewiß nicht versperren. Aber . . . erzählt mir, wie es gekommen ist, daß . . ."

„Daß man mich als Mörder oder Totschläger verurteilt hat . . . so hört denn:

Ich war ein Bauer und ein wenig ein Tischler auch . . . in . . . der Ort tut nichts zur Sache,

Und . . . was wahr ist, ist wahr: ich und mein Weib, Gott sei's geklagt, wir haben uns nie vertragen und . . . sind wohl beide schuld gewesen. Sie . . . sie war ein böses Weib — Bißgurn sagt man bei uns, und ich war ein Hitzkopf und ins Glasl hab' ich auch gern g'schaut . . . und alsdann hat's bei uns Donnerwetter 'geben, Sommer und Winter und es hätt' wohl sein können, daß eins das andere einmal am unrechten Fleck 'troffen und erschlagen hätt' . . . sie mich . . . oder ich sie!

Nun . . . und alsdann haben wir einmal eine Sau abg'stochen . . . kurz vor Weihnachten ist's g'wesen. Die Blunzen und die Leberwürst', die haben mir Durst g'macht, und den hab ich beim Hirschenwirt g'löscht, und wie ich so um's Zwölfeschlagen heimkomm', denk' ich: Sepp, legst dich lieber im Kuhstall aufs Stroh . . . brauchst wenigstens keine Predigt nicht z'hören in der Geisterstund!

Und richtig lieg' ich bald im Stroh und schnarch' wie die Brettersäge am Bach vor'm Dorf, bis die Dirn mit dem Melkeimer kommt und die kalte Luft von der Tür her mich aufweckt.

Bist schon wach, hab' ich denkt, stehst g'scheiter gleich auf und schaust, daß du weiter kommst, weil die Alte so ein wenig eifert, und gehst in die Kuchel und hebst an, Speck z'schneiden von der Mordssau.

Und so sitz' ich denn in der Kuchel und schneid fleißig d'rauf los . . . so (er nahm eines der scharfen Messer von der Drehbank und schnitt über den kleinen Tisch durch die Luft) und denk' soviel wie nichts, weil ich so noch ein bissel schläfrig bin g'wesen . . . vom Durstlöschen.

Auf einmal geht's draußen los . . . Sie, Herr, dem Teufel seine Großmutter, die hätt' da noch was lernen können!

„Wo steckt er denn, der Saulump, der gottvermaledeite?! Wart, Locherl, dir werd' ich 's Saufmaul stopfen! Zerreißen könnt' ich den Falotten . . . die ganze Nacht kommt er nicht heim, und wenn er heimkommt, streicht er dem Mensch nach!"

Und die Kucheltür fliegt auf, und meine Alte . . . denken's Ihnen, Sie seien meine Alte . . ."

Ehrlich gestanden, mir wurde etwas bange in der verschlossenen engen Zelle dem Manne gegenüber, der die Rechte mit dem blinkenden Messer auf die Tischkante stützte und das blutige Geschehnis an mir erklären wollte, und so sagte ich abwehrend:

„Ich bitte, macht's nicht gar zu anschaulich, sonst werdet Ihr noch einmal verurteilt, diesmal aber gewiß nicht unschuldig!"

„Sie brauchen keine Angst zu haben," entgegnete er; „aber . . . daß ich weiter erzähl': wie meine Alte auf mich losstürzt, dreh' ich mich gegen sie und hab meine Hand auf der Tischecke und in der Hand — ich hab's selber nicht g'wußt — 's Messer, und mit dem Schrei „du Lumpenkerl!" rennt sich's Weib 's Messer bis an's Heft in den Leib . . . Herrgott im Himmel, so ist's g'wesen und nicht um ein Haar anders!

Alsdann ist sie auf dem Boden g'legen und ich, über und über voll Blut, bin neben ihr g'standen . . . kein Mensch mehr . . . nur ein Stein, der nicht hört und nicht sieht und nichts denken kann . . . so hab ich mich entsetzt!

Daß bald die Kuchel voll Leut ist g'wesen . . . ich hab's nicht g'sehen; daß sich einer zum sterbenden Weib hinab hat beugt und was g'fragt hat . . . ich hab's nicht g'hört; daß der Polizeier hinter mir ist g'schlichen und mir's Messer aus der Hand hat g'rissen und ich auf einmal hab' Ketten ang'habt . . . ich hab's nicht g'merkt: erst im Arrest bin ich aufg'wacht aus dem fürchterlichen Traum, der halt doch kein Traum ist g'wesen!"

„Und dann?"

„Ja . . . dann ist die Sache sehr einfach g'wesen, und der Staatsanwalt hat sich nicht einmal besonders anzustrengen braucht.

Mein . . . 's Weib vor mir im Blut auf dem Boden . . . ich voll Blut . . . das Messer in meiner Hand voll Blut . . . der Fall war doch klar genug!

Und . . . Zeugen sind auf'treten, meine Wirthauskameraden, und die haben's beschworen beim Kruzifix und bei brennenden Kerzen, ich hab im Rausch, weiß Gott wie oft auf den Tisch g'schlagen und g'schrien: „Das Luder erstech' ich noch einmal!"

Ich hab's auch nicht g'leugnet, dasselb: g'sagt hab' ich's wohl in Gift und Gall . . . aber, Herr, g'sagt ist noch lang nicht getan, sonst . . . sonst gäb's keine bösen Weiber mehr!

Mir, haben sie g'meint, sei wohl ernst g'wesen, das hab' die Tat bewiesen.

Und gegen den Hauptbeweis, da hab' ich schon gar nichts ausg'richt! Mein Weib, haben sie g'sagt, noch im Sterben hab's auf mich deut' und g'seufzt: „Der . . . der hat's tan!"

„Ein Sterbender lügt nicht!“ hat der Staatsanwalt so recht stark und langsam gepredigt, und die Geschworenen haben dazu genickt, und wie ich in Verzweiflung die Hände aufg'hebt und g'schrien hab: „Sie hat doch g'logen!“ da hat sich alles in dem schwülen Saal entsetzt über meine bodenlose Schlechtigkeit und Verstocktheit . . . ich wett', sie wären am liebsten über mich hergefallen und hätten mich zusammentreten mit Haut und Haar!

O, guter Herr, was ich mich schon zermartert und schier narrisch denkt hab', wie sie nur so hat lügen können im letzten Augenblick!

Endlich, Herr, hab' ich's aus'kopft: sie hat nicht g'logen, sie . . hat's selber glaubt, daß ich's tan hab'. Sie ist ja wie wütend auf mich los und so ist sie ins Messer g'rennt, und wie sie den Stich hat g'spürt — so hab's natürlich ich tan . . . hat sie g'meint!

Und wie sie alle auf mich eing'redt haben, der Untersuchungsrichter, der Staatsanwalt, der Verteidiger, der Geistliche, ich soll's doch gestehen, es werd meine Straf leichter . . . Himmelherrgott nocheinmal — kann ich denn g'stehen, was ich nicht tan hab'?!

Und so haben sie halt den verstockten Sünder fest eing'naht, und so steck ich' in dem verfl . . . Loch und in dem G'wand da und zerbrech mir Tag und Nacht den Kopf, wie ich's nur soll anstellen, daß ich meinen ehrlichen Namen wieder krieg und daß ich nicht verenden muß in der verdammten Hütten da!

Herr, wenn die Arbeit nicht wär', wenn ich nicht all mein Elend könnt hineindrechseln in das Holz da und wenn mir die Müdigkeit nicht doch ein wenig einen Schlaf tät schenken, ich wär' schon lang narrisch worden oder . . . ich hätt mir den Schädel eing'rennt in der Mauer da!“

Das war die ergreifende Erzählung des Gefangenen, zu dem ich aus Versehen geraten war.

Was weiter geschah, weiß ich nicht . . .

Ist der Mann schuldig? Ist er unschuldig? Schmachtet er noch in der fürchterlichen Einsamkeit der Zelle? Ist er . . . losgegangen? Ist er . . . gestorben? . . .

All das weiß ich nicht; aber eines weiß ich: es geschehen heute noch weit mehr Justizirrtümer, als wir uns träumen lassen — und um eines bete ich: lieber Gott, bewahre mich davor, daß ich je auf eine Geschwornenbank zu sitzen komme! Schau, lieber Gott, ich brächte das furchtbare „Schuldig“ trotz aller Beweisgründe nicht über die Lippen, und so könnte mich doch kein Staatsanwalt brauchen!

Die Reisetasche.

Eine Geschichte, die der Abgeordnete erzählt. In den Druck gelegt von **Peter Rosegger.**

Meines Zeichens bin ich Gerber. Gerbermeister seit sechsundzwanzig Jahren. Seit sieben Jahren Gemeindevorsteher von Straußnigg. Zur Zeit, von der ich erzählen will, war ich Reichsratsabgeordneter. Da mußte ich manchmal nach Wien reisen, um regieren zu helfen. Wer einen guten Kopf hat, der nimmt ihn mit. Ich nahm eine große Handtasche mit, in der meine Sachen waren, die der Mensch täglich braucht. Auch meine Reichsratsreden pflegte ich in der großen Tasche zu haben. Ich durfte auf der Reise also wohl meinen Kopf verlieren, aber nicht diese Tasche. Und doch habe ich eines Tages beide verloren.

Auf dem Bahnhofe zu Glandorf war's. Ich saß in der Restauration, trank zwei Glas Bier und wartete auf den Schnellzug nach Wien. Abgeordnete fahren immer mit dem Schnellzug, sonst könnten sie was versäumen. Weil es so rasch vorwärts geht bei uns. Auf dem Bahnhofe verkehrten zur Stunde mehrere Züge, kamen an und fuhren ab. Es ist der Kreuzungspunkt zwischen Klagenfurt, Villach und Wien. Man hörte, wie der Schaffner „einsteigen!“ rief. Als ich mein Bier ausgetrunken hatte, wollte ich mal nach meinem Zug schauen und nach meiner Handtasche, die ich im Wartesaal stehen gelassen hatte. Und war jetzt die Tasche nicht da. Im dunklen Bankwinkel, wo ich sie hingestellt, war ein junger Mensch gesehen worden. Der blickte jetzt scheu um sich und eilte hinaus. Das kam mir gleich verdächtig vor, ich packte ihn an beiden Handgelenken und schrie ihn an: „Wo ist die Tasche?!“

„Im — im Waggon!“ stotterte er.

„Augenblicklich holst du sie heraus! Auf der Stell' laß ich dich einsperren, du —!“

Er bekam Beine, sprang in den Wagen. Da, gerade in diesem Augenblick setzte der Zug — es war der nach Villach — sich in Bewegung. Der junge Mensch schaute frech zum Fenster heraus. Ich sah auf dem Gepäckbrett auch die braune Tasche. Neben dem schon gehenden Zug lief ich her und schrie: „Meine Tasche! Meine Tasche!“ Und zum Schaffer, der just auf das Trittbrett gesprungen war: „In diesem Coupee ist meine Handtasche, eine große Ledertasche! Werfen Sie mir sie heraus! Sofort! Sofort!“

Da flog sie auch schon auf die Schienen und der Zug rollte davon. Noch sah ich an jenem Coupeefenster einen Kopf und zwei Arme, die heftig winkten. Ah, du Lump! Diesmal ist's dir wohl mißlungen!

Nun hob ich die Tasche auf, eine große Ledertasche — aber es war nicht die meine. — Meinen Schreck könnt ihr euch denken. „Die

ist es nicht! Die ist es nicht!“ rief ich herum. „Wo ist meine Tasche?“ Es war mir im Augenblick eingefallen, daß ich auch mein Reisegeld darin gelassen hatte. Ohne Geld und ohne Rede in den Reichsrat, das war mehr als Obstruktion. „Wo ist meine Tasche? Eine große lederne Handtasche? So hat sie doch der Gauner noch in seinem Waggon. Ich bitte, lieber Herr Stationschef, hätten Sie die Gefälligkeit, sogleich nach Feldkirchen oder besser nach Ossiach zu telegraphieren, den Gauner festzunehmen, der mir meine Tasche gestohlen hat!“ Ich war außer mir.

„Der Mann hat den Kopf verloren!“ hörte ich hinter mir sagen.

„Nein, seine Tasche!“ sprach ein anderer.

„Aber in der Tasche befand sich ja sein Kopf.“

„Herr Abgeordneter, Sie suchen eine Tasche?“ rief ein Bediensteter. „Ist es die?“

Und hatte der Mensch meine Ledertasche in der Hand. Er habe sie vorhin im Warteraume stehen sehen, sie als die meine vermutet, sie der Sicherheit halber in die Restauration getragen und neben mich hingestellt. — Nun, das war ja sehr schön, ich hatte meine Sachen, aber —

„Einsteigen nach Friesach, Leoben, Bruck, Wien!“

Aber was ist es jetzt mit der anderen Tasche, die mir auf mein Geschrei der Schaffner aus dem Zug geworfen hatte? Wem gehört sie? Am Ende dem jungen Menschen, den ich angefahren hatte, der dann einstieg und der —. Dem hatte der Schaffner seine Tasche weggenommen in der Meinung, daß es die meinige sei.

„Einsteigen nach Friesach, Bruck, Wien!“

Aber mein Gott, jetzt brennt mir diese dumme Reisetasche in der Hand. Was soll ich denn machen? „Herr Inspektor, was ist denn da zu machen?“

Der Bahninspektor wußte Rat. „Ich fahre bis Friesach mit. Da können wir unterwegs die Tasche visitieren. Einstweilen Depeschen an die Bahnhöfe von Feldkirchen und Villach, daß die Tasche vorhanden ist und an beliebige Adresse nachgeschickt wird.“

Das geschah. Und was haben wir in der Tasche gefunden? Einige sorgfältig gefaltete Wäsche, ein Lehrbuch der Geographie von Tirol, dann Seife und Bürste. Ein paar Zeugnisse aus einer Gewerbeschule in Steiermark, die ganz vorzüglich waren und auf den Namen Johann Spanbruckner, Tischlergeselle, lauteten. Endlich ein schwarzes Ledermapplein mit etlichen Gulden Geld und einem Zettel mit mühsamer Schrift: Leb wohl, mein liebes Kind. Vergiß nicht auf Gott und deine Mutter.“

Nun wußten wir sehr viel. Der Beraubte war ein armer braver Tischlergeselle namens Johann Spanbruckner, der in die Fremde ging nach Tirol. — Es ist nun telegraphiert worden nach vielen Stationen

an den reisenden Tischlergesellen Johann Spanbruckner. Stunde um Stunde erwartete ich Antwort, Tage um Tage wartete ich. Es kam keine und die Tasche blieb mir in der Hand. Jener Schaffner freilich, der war bald ausfindig gemacht. Der gab an, daß er geglaubt, ich sei ausgestiegen und hätte jene Reisetasche im Waggon vergessen. So habe er sie, als der Zug schon ging, auf meinen Ruf mir zum Fenster hinausgeworfen. Dann habe ein junger Mensch gejammert, die Tasche hätte ihm gehört und es wären seine ganzen Habseligkeiten darin gewesen. Der Schaffner hätte ihn getröstet, die Tasche würde er wieder bekommen, aber der Junge sei sehr betrübt gewesen und in Feldkirchen sei er nicht mehr im Zug gefunden worden. Er mußte an einer Zwischenstation ausgestiegen oder gar auf offener Strecke abgesprungen sein.

Ihr könnt mir glauben, daß alles das mich sehr beunruhigt hat. Zu versäumen war ohnehin nicht viel im Abgeordnetenhaus, so habe ich meine zwei Taschen zusammengepackt und bin nach Hause gefahren. Das Suchen nach dem Johann Spanbruckner ist fortgesetzt worden, aber das war vergebens. Er hat sich nicht gemeldet, er hat beim Inspektorat die Tasche nicht geholt, die endlich wieder an mich fiel. So deutlich auch meine Adresse ihm nachdepeschiert worden, er hat nichts von sich hören lassen. Da hatte ich nun vielleicht einen großen Unglücksfall auf dem Gewissen. Die Lehranstalt, von der die Zeugnisse stammten, konnte uns nur schreiben, daß der Spanbruckner wohl ein paar Jahre lang an ihr gelernt habe, daß aber gegenwärtig weder sein noch seiner Familie Aufenthalt bekannt sei.

Und so vergingen Jahre. Für mich und mein Haus gesegnete Jahre — wenn diese Reisetasche des Handwerksburschen nicht gewesen wäre. Die hat mich gepeinigt. Zuerst hatte ich sie in einem Kasten meines Schlafzimmers aufbewahrt. Weil ich aber schlechte Nächte, unruhige Träume hatte, so schien mir, die Tasche wäre daran schuld, und ich gab sie in den Dachboden hinauf. Das war meinem Weibe und meiner Tochter nicht recht, da oben seien manchmal Mäuse und es könnten die Dinge, besonders die schöne Wäsche Schaden leiden. So ist die Tasche wieder in das Schlafzimmer gewandert und dort hat ihr mein Weib im Kasten den besten Platz angewiesen und oft nachgesehen, hat sie zeitweilig gelüftet und ihrer gepflegt, als wäre sie ein lebendiges, liebes Geschöpf gewesen. Vermeint war es dem armen Jungen, der weiß Gott wo in der Welt kümmerlich herumtrachten werde oder noch wahrscheinlicher gar nicht mehr lebe. Wie es einer Mutter ums Herz sein müsse, hat mein Weib einmal gesagt, die da höre, daß ihr lieber Knabe in der Fremde beraubt wurde und dann weiter gar nichts und gar nichts von ihm zu erfahren sei. Wenn die Meinige so redete, da habe ich geboten, sie solle still sein, ich könne solche Reden nicht ertragen. —

Nun, lange hatte mein armes Weib sich ja nicht mehr kümmern können. Am Nervenfieber ist sie mir gestorben und dann bin ich allein gewesen mit meinem Töchterlein, das noch kaum achtzehn Jahre war. Für die Tote hatten wir beinahe keinen Sarg bekommen können. In ganz Straußnigg ist kein Schreiner und der Zimmermann, der sonst solche Truhen macht, ist weit weg bei einem Hausbaue gewesen. Da hat meine gute Andla wohl recht arg geweint und ist suchen gegangen in die Nachbardörfer, bis der Schreiner in Marialeiten seinen Gesellen geschickt hat. Das war ein emsiger Bursche und hat das letzte Bett an einem Tage klipp und glatt fertig gebracht. Als er an der Leiche das Maß nahm, hat meine Tochter gesehen, wie seine Hand dabei ein wenig gezittert und wie er in Ehrfurcht dann stillgestanden ist und ein Vaterunser gebetet hat.

Später, wie wir die Habseligkeiten der Verstorbenen aufräumen, sehe ich wieder die Ledertasche und denke, die verfolgt mich bis zu meinem Versterben. Der Andla fällt es ein, daß die Wäsche wieder einmal aus dem Leder kommen und gewaschen werden müsse, sonst werde sie brüchig an den Bügen. Das hat sie auch getan. Hernach, eines Tages ist von der Bezirkshauptmannschaft eine Zuschrift an unsere Gemeinde gekommen, ob in Straußnigg oder Umgebung sich nicht ein Tischlergeselle namens Johann Spanbruckner aufhalte? Ein Funken kann nicht schärfer zünden im Pulver, als mich das hat angepackt. Der ist es ja, den ich suche. Warum fragen sie ihm nach? Dann lebt er ja und ist vielleicht nicht weit. Eine kleine Erbschaft, hieß es, habe er gemacht und deshalb solle er sich melden bei der Behörde. Ja, du lieber Himmel, wenn er sich melden soll, dann lebt er ja. Ich hielt nun als Gemeindevorsteher Umfrage in den Dörfern und da meldete sich der Schreiner von Marialeiten, er habe seit fünf Monaten einen Gesellen, der heiße Johann Spanbruckner. Das kaum vernommen und ich eile nach dem Dorfe und finde den Burschen, der uns den Sarg gezimmert hatte, gerade bei dem Polieren eines neuen Schrankes. Er kam mir viel größer vor als jener junge Mensch damals auf dem Bahnhofe zu Glandorf. Aber das ist ja ganz natürlich, er ist eben gewachsen und hat seither auch das braune Bärtlein bekommen.

Ich gehe strenge drauf los: „Gesell, wie heißt du?"

„Mein Name ist Johann Spanbruckner."

„Dann gehe einmal mit mir. Komm' nur gleich. Dein Meister soll nichts dagegen haben."

Der Meister erschrak; der Bursche müsse etwas angestellt haben, weil ihn der Gemeindevorsteher so scharf zusammenpackt. Der Geselle erschrak gar nicht, sondern ging ganz ruhig neben mir her, wohl ein wenig begierig, was es da geben würde. Als wir ins Haus traten, stand er einen Augenblick vor der Küchentür still und lüpfte leicht seinen

grauen Hut. Am Herde stand Andla. Ich nahm ihn an der Hand, führte ihn in die Stube, ins Schlafzimmer, öffnete den Kasten, nahm die Tasche heraus, stellte sie vor dem Burschen auf den Tisch und sagte: „Johann Spanbruckner, kennst du diese Tasche?"

Da machte er ein gar verdutztes Gesicht, betastete die Tasche, hob sie an der Hafte auf und fragte endlich ganz leise: „Wie kommt denn diese Tasche daher?"

„Gehört sie dein?"

„Sie ist mir weggenommen worden, vor Jahren, als ich in die Fremde gegangen war. Es müssen meine Sachen drinnen sein."

Da werde ich ganz zornig! „Aber dummer Junge, warum meldest du dich denn nicht?"

Ja freilich, nach und nach ist schon alles klar geworden. Er konnte sich nicht melden, weil er von nichts gewußt hatte. Damals, als der Schaffner ihm die Tasche weggenommen, sei er so viel desperat gewesen. Er habe immer gehört, in der Fremde müsse man aufpassen, da würden einem gern die Sachen gestohlen und dann habe man das Nachsehen. Nun könne er nimmer weiterreisen. So sei er auf einer kleinen Station ausgestiegen und ins Gebirge gegangen, habe bei einem Zimmerer Arbeit gefunden. Und soll dort jahrelang verblieben sein. Daß man ihn suchte, das habe er gar nicht geahnt, über seine Sachen, so leid es ihm darum gewesen, habe er das Kreuz gemacht und seiner Mutter nichts davon geschrieben, daß er darum gekommen. „'s hätt' ihr ja 's Herz abgedruckt und hätt' doch alles nichts genutzt." In einem Jahr habe er das Notwendige ja wieder beisammen gehabt.

Wie er das alles so erzählt, hätte ich den einfältigen Menschen am liebsten tüchtig ausgescholten. Als er nachher die Tasche aufgemacht und alle seine Sachen gefunden hat, sind ihm doch die Augen naß geworden. Jedes Stück hat er in die Hand genommen und betrachtet und nichts gesagt. Nur wie er das Mapplein mit der Schriftzeile sieht, sagt er in sich hinein: „Gott habe sie selig!" — Seine Mutter ist halt schon unter der Erde gewesen.

Kann euch nicht sagen, wie ich ihn lieb gewonnen, weil er mich endlich von dem bösen Gewissen befreit hat. Aber er hat sich nicht weiter um uns gekümmert. Meine Tochter hat das Hauswesen versorgt und das Kochen gelernt, damit die zwei Gerbergehilfen, die ich habe, ihre Kost nicht im Wirtshause nehmen müssen. Hatte sie Zeit, so setzte sie sich gerne ein wenig an ihren Tisch unter dem Lindenbaum und der graubärtige Altgesell erheiterte sie mit seinen Späßen. Wenn sie den Junggesellen anschaute, der Blatternarben und rötliche Augenwimpern hatte, wird sie im Gedanken wohl manchmal einen Unterschied gezogen haben zwischen diesem und einem andern. Ich vermute das

nur, weil sie im Schlaf den andern ein paarmal laut gerufen hat. Ich denke, was das für ein Unglück ist, wenn die Mutter wegstirbt, mit dem Vater kann sich ein Mädel nicht so aussprechen. Eines Tages, wie sie wieder unter der Linde sitzen, geht der Schreinermeister von Marialeiten mit seinem Gesellen vorbei. Die Andla grüßt freundlich hin, der Meister dankt, der Johann tut nichts dergleichen und schaut trutzig drein. Wieso wir ihn sollten beleidigt haben, denken wir nach. Und an einem der nächsten Sonntage hat der Johann Spanbruckner einen schlimmen Handel angefangen. Auf dem Kirchweg soll er vor meinen Junggesellen hingetreten sein, die Fäuste geballt und gesagt haben, einer von ihnen sei zu viel in der Straußnigger Gegend. Man habe sie mit Gewalt auseinanderhalten müssen. Man weiß nicht, was dem sonst so ruhigen und gutmütigen Burschen angeflogen ist. Ich hätte ihn gerade einmal fragen mögen, aber es ist nicht anders, er weicht mir und meinem Hause auffallend aus. Meine Tochter sagt, da hätte er ganz recht, sie möge ihn gar nicht mehr sehen. Daß er heiraten wolle, hatte sie gehört. Natürlich, und da muß er mit anderen Mädeln unartig sein! Ein rechter Mann sagt's, warum, wenn er was gegen wen hat. Zur Zeit fällt es mir auf, daß meine Tochter Andla ganz ungewöhnlich lustig ist. Immer erhitzt im Gesicht und überlaut im Reden und Lachen. Das ist sonst nicht ihre Art. Eines Tages kommt vom Straßenwirt in Draulend der Sohn, wirbt um Andla und sie nimmt ihn auf der Stelle an. Ich bin sehr betroffen. Den Straßenwirtsleuten kann man ja nichts nachsagen. *Mir* gefiele der klotzige junge Mensch gar nicht, aber wenn er *ihr* gefällt — gut. Heiraten muß ja sie ihn. Wie es mir allein dann gehen wird, das weiß ich nicht. Vierzehn Tage nachher verkündet der Pfarrer das Brautpaar von der Kanzel. An demselben Nachmittag kommt der Johann Spanbruckner in meinen Garten, wo die Andla Blumen begießt. Schnurgerade kommt er auf sie zu und frägt: „Andla, wie hast du mir *das* können antun?"

Zu verwundern, wie schnell sie ihn verstanden hat.

„Du gehst ja fort," antwortet sie.

„Wer sagt das, ich geh' fort?"

„Wenn du ja heiraten willst. Da wirst wohl in eine andere Gegend heiraten."

„Heiraten werde ich, aber nicht in eine andere Gegend," gibt er kurz und stark zurück.

„Nun, das wirst schon machen, wie du willst."

Da packt er sie fest an beiden Händen, schaut ihr mit flammenden Augen ins Gesicht und sagt: „Wenn du *so* zu mir bist, Andla, dann wirst was von mir hören!"

Darauf ist sie arg erschrocken.

„Andla, wenn du mir nicht treu bleibst, so geschieht ein Unglück!“

Jetzt hat sie aufgelacht mitten in ihrem Schreck.

„Närrischer Mensch, du tust ja, als ob wir uns versprochen hätten. Da müßt wohl ich auch was davon wissen.“

„Ja, weißt du denn nichts?“ fragte er leise, mit glühendem Atem. „Ja, spürst du denn nichts?“

Wenn ich sie nicht zwischen den Hollunderstrauch durch beobachtet hätte, könnte ich's freilich nicht wissen, wie dem Mädel jetzt die Tropfen über die Wangen rannen und wie sie ihm an die Brust sank.

„Mensch, warum hast denn nichts gesagt?“ schluchzte sie.

Und er: „Seit wir uns das erstemal gesehen, ist es gewiß, daß wir zusammengehören. Was braucht's da reden?“

Sie sagt noch immer nicht: ja. Aber sie spricht das große Wort: „So frage doch meinen Vater!“

„Der ist nicht weit,“ sage ich und trete vor. Er erschrak nicht im mindesten über mein plötzliches Erscheinen, er hielt sie nur an der Hand: „Vater, wir brauchen gar nicht zu reden.“

„Ach Gott, törichter Junge, wie kann ich dir meine Tochter geben! Du kümmerst dich nicht um die Reisetasche und nicht um die Braut, bis sie ein anderer hat. Du bist ja viel zu ungeschickt.“

Da zuckt er die Achseln, bleibt in seiner Stellung und schweigt. Sie aber sagt jetzt in einer so gelassenen Weise, als sei es das Gleichgiltigste von der Welt: „Vater, wir werden es dem Herrn Pfarrer sagen lassen müssen, daß er mich nicht noch einmal verkündet mit dem Straßenwirtischen.“

Es ist allemal ein Ärgernis, wenn ein Aufgebot von der Kanzel abgesagt werden muß, aber es ist allemal ein Zeichen, daß jemandem noch zu rechter Zeit die Augen aufgegangen sind.

Ein Vierteljahr nachher ist der dumme, brave, stolze Mensch, der seine Tasche und seine Frau bekommen hat, ohne auch nur den Mund aufzumachen, mein Schwiegersohn. Und die Leutchen passen so gut zusammen, daß sie auch ohne die Taschengeschichte zusammengekommen wären, daß sie sich auch gefunden hätten, wenn eins in Lappland und eins in Australien gelebt hätte. Und sie hätten sich erkannt, auch wenn beide blind und taubstumm gewesen wären.

Wia's auskemmen is.

(Eine Jägergeschichte in der Gmoansprach von **J. R. v. Frank.**[1])

Af der Alm da gibts ka Sünd'!

Wann's d'mi nur nöt allaweil frogast, wia's im Fuxbauern sein Wald ausschaugt? Just a so wia in hundert anderi Bauernwolder. G'schnoatt'e Feuchten, dö gib's viel, an etla olti Forchen und Lerchbaam mit recht viel Baambart d'ran, vakrippelte Birken- und Erlenstauden, Haselboschen, nix rattles. Af'n Boden, wo koane Stoaner lieg'n, all's überzogen mit Schwarzbirkraut. Recht a gute Woad für d'Auerhohna, denen so a zarupfter und zazauster Wald erst recht taugt. San a alli Fruhjahr a zwoa, drei af dö paar großen Lärchen umanandg'hockt, ham sie da g'meld't oder san im Birhadrich mit große Schritt umanandg'stiefelt, wia d'Küni af'n Thiater in Mürzzuaschlag.

„Dö Hohna, dös war a 's schönste, was in dem Wald z'seg'n war und wann a der alt' Fuxbauer aufikämma is, hat'n dös no nöt aufputzt. War an unkampelter Zottel mit an Bart von acht Täg' Läng', a schiacher Ding überanand. Wia er dera Saften feind war, is nöt zan sog'n, völli soviel wia'n Wasser in- und auswendi.

Aba wia a alter kraxeter Apfelbaam mangmal süaße Apferl tragt, hat a der alt' Fuxbauer a saubers Töchterl g'habt. Hat Ros'l g'hoaß'n. Is a labfrisch's Menscherl g'west mit kugelrunde Wangen und lustige Auglein, hübsch broat g'wochs'n von unt' auffa, hat was vüri bringa kina mit ihre Händ'. Und fleißi is g'west. Alle Tag' scho vor drei auf und mit der Latern im Stall umanand, fuattern, Küah melchen, und halt a so. Is scho in die Jahr g'west, aber von koan Buam hat's nix wissen wöll'n. Is wohl dann und wann oaner in der Samstinacht zan Fensterl kimma und hat bettelt und g'woiselt, aber 's Fenster is zuablieb'n und 's Kammertürl variegelt.

Just is wieder amol Fruhjohr wor'n und d'Hohna im Fuxbauerwald ham ins Melden ang'hebt. Scho' im Mirzen, weg'n der Sunnseit'n. Da hat halt der langi Natz, dös is der Jagaknecht g'wen, alli Nacht auffi müaß'n, auslosen und af d'Schützen passen, denn für dö is das Schong'setz nöt g'macht. Is a weiter Weg g'wen von der Jagakeuschen uma, stückli a und der Natz is bei dö Gang oft schwitzet wor'n. Hat er si oben aft im Schnee hing'setzt, so hat'n Kält'n scho grausli packt, daß er zan Schnellen ang'hebt hat. Wan er amol beim Fuxbauern-Haus g'west is, aft hat er neamma weit g'habt und weil d'Ros'l scho ollamol auf g'west is und im Stall umanand, hat eahm dös recht taugt, hat im warmen Stall a kloans Standerl g'macht, abaucht bis der Schwitz

[1]) Aus „Auf warmer Fährte", Jagd- und Jägerbilder aus Steiermarks Bergen von J. R. v. Frank. Wien. Gerold & Ko. 1904.

vaganga is, ag'wart't bis grawlert wur'n is und aft erst in an Saus auffi zu dö Hohna.

S' hat si nöt fahlen kunnt, daß do dann und wann a Wörtel g'red't ham mitanand. A von die Hohna. Wia denn dös war? — G'seg'n hat's d'Rosl oft umanondhocken af dö Baam, beim Tag halt natürli. Aber dös G'sang'l? Daß dös so schön sein sollt, daß d'Stadtleut' herraasen, um's z'hörn und der arme Naz durch so viel Wochen alli Nacht den weiten Weg machen muaß? Wegen dö laben schwarzen Viecher. Und daß d'Hohna taub und blind wer'n vor lauter Liab, und moant d'Ros'l und schlagt d'Augen nieder, daß a Mann so viel Weiber hat. Wunderli! Wunderli!

Ka großer Redner is der Naß nöt gwest, hat's a nöt gut explizieren kinna. Hat si wohl amol af'n Fuattatrog aufig'stellt mit bog'ne Knia, hat mit die Händ und afg'spreizte Finger unterm Buckel an Hohnstoß nachg'macht, amol rechts g'äugt, amol links, mit'n Kopf duckt, an langen Kragen g'macht und sie g'meld't: Dalik! Dalik! War aber a traurige Kumödi, über dö d'Ros'l völli g'sturb'n war vor Lachen. Hat aber do ka rechti Vorstellung von der Sach' kriagt. War a net recht mögli, der lange Naß war do no lang koan Auerhohn.

So soll's amol mitgeh'n und soll d' G'schicht anschaug'n, wann's a so wisseri is! Is glei' a zehn Minuten afi zu dö Hohna. Er bringt's scho gleim zuwi, daß All's seg'n wird. Legt's Fuata a bissel früha in d'Kripp'n eini. Zam Melchen is eh' lang wieder z'ruck. D'Ros'l hat hat aber nix wissen wöll'n vom Mitgeh'n.

So is schon umigangen bis in Anfang Mai. Vom Schnee scho lang ka Spur mehr. D' Lärchenbros ham scho lang grean füri g'spitzt, dö Botzen an die Erl- und Birkenstauden ham si g'rührt und blaue und gelbe Glockenbleamel'n steh'n an die Roan. D'Hohna ham si gmeld't, daß nur all's g'scheppert hat, kürzer freili, san enter zan Bod'n g'angen, weil all's lebendi war vor lauter Hüahna.

Es war a warmi, schöni Nacht und der Himmel voller Stern. D'Feldlerchen ham d'ganzi Nacht durch g'sungen und vom Wald her ruaft a kloan's Käuzel buh! buh! Sunst all's still. Wia da Naz wia alli Tag' um a holba drei in Stall kumma is, sagt d'Rosel af amol, heunt geht's mit. Is, daß so viel wisseri war oder daß 'n Naz besser kenna g'lernt hat — mitganga is amol.

Es war a lusterner Gang in der wunderschön' Nacht. Unterwegs da hat der Naz ihrer no's Anspringen zoagt, aber dös is nöt recht g'lunga. Er hat's aber tröst't und g'sagt, d'Stadtherrn treffen's a nöt besser und er bringt's do zum Hohn zuwi.

Af amol bleibt er steh'n. „I hör' scho' oan!" — „I hör' gar nix," sagt' d' Rosel d'rauf. — „Macht nix, mir mög'n no schleichen."

— Recht stad schleichen's weiter. Just, daß er's bei der Hand nimmt, damit's stad gnua geh'n mag. Wieder bleibt der Naz steh'n. „Hiazt müaß'n mir zam Springen anheben, wischpelt er der Rosel ins Ohr. „Mir san nimmer fern.“ — „I hör' gar nix,“ wischpelt d'Rosel z'ruck, scho völli' vazweifelt. — „Macht nix,“ sagt der Naz und macht an Sprung. Weil er aber d'Rosel fest bei der Hand g'habt und nöt auslassen hat, hätt er's völli' umg'riss'n, si kimmt aus'n Gleichg'wicht und bis wieder broat g'standen is, hat's der Hohn bimirkt und wird stad. Nöt lang. Nach an kloan Zeitel hebt er wieder an, aber dös hat der Naz do glei' g'mirkt, daß mit Führ'n bei der Hand alloani nöt geht. D'rum hat er's um d'Mitt'n g'faßt und a so san's recht langsam weiter kumma. Af amal sagt si ganz stad: „I g'sich'n!“ Der Naz hat'n natürli scho lang g'seg'n g'habt und nur a g'stader Druck sagt ihrer, daß Recht g'habt hat. No a paar Sprüng' und af a dreiß'g Schritt af'n Lärchenast sitzt der Hohn, ganz frei vor ihna. Der Jubel von der Rosel, denn hiazt hot's 'n Hohn a g'hört. Gaz zittrert hat si si fest am Nazel andruckt voll lauter Freud! Just als a rechte Deckung is a dicker Haselbosch'n in der Nächen g'west und hinter dem Boschen in Moos und Birhadrich a guats Platz'l, recht still und hoamli dem Hohn zuaz'loosen.

Is an alter Hohn g'west, der da af'n Lärchenast g'standen is — an Enswaschel. Wia er sie draht hat und g'wend't! Wohl hundertmal hat er überg'schlag'n, oft zwamal hinteranand. — Derweil is lebendi' wor'n im ganzen Wald. Kreuzamsch'l und Finken, all's dös kloane lustige Völkel hat d'Schnabel auftan und 's war g'rad', als ob a Preis ausg'schrieb'n war, wer mehr und besser schrei'n und sing'n kunnt, vo lauter Freud', daß der Winter gar is.

Bei dem Lärm hat ma guat hinloosen müaß'n, daß ma'n großen Hohn nöt überhört hat.

Wia's scho' völli' Tag wor'n is, hat der Hohn a wen'g ausg'setzt und hat g'fruhstuckt. Wia er's herbrockt hat die grean Bros vom Lärchenast — hat oam völli Appetit g'macht. Nacher is er no a paarmal a'fn Ast af- und a'spaziert, hat glockt und glockt, aba zua an Überschlag is nimma kämma und weil si d'Hühna scho' rundumadum g'meld't ham, reit' er a zam Boden. Hiazt is dös Gaudi von neuchen angangen! In dem hohen Birhadrich is er als a meldeter umanang'fahr'n, hat bald dera Henn', bald dera was Schö's g'sagt und kerzengrad is er immer amol in d'Höch' g'hupft, just als wollt er sag'n, da schaugt's her, wia mi's Leben g'freut!

Wia er a so am Bod'n umanond g'fahr'n is, is er zufälli' a zua dem Bosch'n kämma, in dem si dö zwoa jungen Leutl nidatan hab'n. Dalik! moant der Hohn und macht an langen, langen Kragen. Schaugt er in den Bosch'n eini. Dalik! und aft breit't er d'Schwingen

aus und mit an Ton, der nöt zum b'schreiben is, aba wia a vahaltn's Lachen von a mutwillig'n Menschen klungen hat, streicht er a. Was er wohl g'seg'n hat? — Dös is a G'hoamnis. — Aba a G'hoamnis, das bald der ganzi Wald g'wißt hat. Wia's auskämma is? Wia der große Hohn ag'ritten is, is er mit aner alten Henn' z'ammkämma. Und wia a so a Gogolori nit's Maul halten kann, hat er, no ganz aufg'regt von der Unterhaltung, nix eilender z'tuan g'habt, als ihra za vazähl'n, daß's bei die Menschen a nöt anders is als bei die Hohna, daß a taub und blind wär'n, wann's d'Liab packt, so taub und blind, da a Hohn a Jagabuam abschleichen kann und der si nix bimirkt. Und natürli wia's amol a alt's Weib g'wißt hat, hat's a da ganzi Wald g'wißt. A Henn hat's da ander'n vazählt, a Schildhenn' hat's dafratschelt und is mit dera Neuigkeit af d'Alm g'fahr'n, Schwarzspecht und Singdroschl ham's af alle Wipfel ausg'schrien und gar d'Moasen, dö von Natur scho' a neugieri's Völkerl san, ham koa Ruah, geben, bis nöt's Platzl beaugenscheinigt ham, wo si's zuatragen hat.

Und a so is halt auskämma!

Denken, Sagen und Singen.

Von Friedrich Beck.[1])

Das ist die Stunde, die für jeden kommt.

Das ist die Stunde, die für jeden kommt
Und sei er auch zum höchsten auserlesen,
Die Stunde, der nicht Wunsch noch Machtwort frommt!
Die Abschiedsstunde von geliebten Wesen.

Da beugt ein gramerfülltes Angesicht
Sich zärtlich auf ein teures Antlitz nieder.
Als kehrte das erlosch'ne Augenlicht
Im Kuß zurück auf die erstarrten Lider.

Da streichelt zitternd eine linde Hand
In banger Furcht die leidgebleichten Wangen
Und um die Hülle, der die Seele schwand,
Schlingt sich der Arm zum scheidenden Umfangen.

Da wird — wie oft! — der Abschiedskuß geküßt
Und immer wieder lauscht das Ohr beklommen,
Als sei die Trennung nur ein Traum, als müßt'
Der toten Brust ein neues Leben kommen.

---

[1]) Aus „Weisen des Lebens", Gedichte von Friedrich Beck. (Berlin. E. Ebering. 1905.) An dieser Gedichtesammlung, die eingeteilt ist in Singen, Sagen und Denken, dürfen wir nicht achtlos vorübergehen. Die Red.

Umsonst, umsonst! Die Liebe einer Welt
Gilt zu gering, den Flüchtigen zu halten,
Schlimm ist es um des Herzens Trost bestellt,
Wo Tote ruhen und die Tränen walten.

Das ist die Stunde, die für jeden kommt
Und sei er auch zum höchsten auserlesen,
Die Stunde, der nicht Wunsch noch Machtwort frommt!
Die Abschiedsstunde von geliebten Wesen!

Alles vergeht.

Alles vergeht:
Mailuft und Sonnenglanz
Saatgold und Erntekranz,
Sturmzeit und Flockentanz,
Alles vergeht.

Alles vergeht.
Stürzt auch der Seele dein
Wankend der Himmel ein,
Einst wird es Friede sein,
Alles vergeht.

Alles vergeht.
Säumt dir die Stundenhast,
Beugt dich die Sorgenlast,
Mutig ein Herz gefaßt:
Alles vergeht.

Alles vergeht.
Über dem Erdenhag
Wölbt sich ein Weltentag,
Komme, was kommen mag,
Alles vergeht!

Im Walde.

Waldesgruß, Waldesluft,
Rauschen und Weben!
Tief aus des Herzens Gruft
Lockt mir der Tannenduft
Schmeichelnd das Leben.

Seelennot, Leidenszeit,
Düst'res Gedenken!
Alle Vergangenheit
Will ich in Ewigkeit
Friedsam versenken!

Ahasver.

„Steh' auf und wand're," hieß das Gotteswort,
„Und ferne sei der Frieden deinem Gange!"
Da griffst du nach dem Stab und schrittest fort
Im ruhelosen, nie gestillten Drange.

Von Berg zu Tal, bei Frost und Sonnenglut
Trieb dich dein Fluch von einem Ort zum andern,
Wie hätt' oft gern dein wunder Fuß geruht,
Du aber mußtest wandern — immer wandern!

Und dein Geschlecht, es folgt nun deiner Spur,
Vom Strom zum Meer, vom Gipfel zu den Schründen,
Es will die stumme Sprache der Natur,
Des Lebens tief verschloss'nes Reich ergründen.

Doch jeder Schritt verrückt des Pfades Ziel
Und jede Antwort bringt die neue Frage, . . .
Wir sind des Schicksals willenloses Spiel
Und müssen wandern bis zum jüngsten Tage!

Zu meiner Zeit.

„Zu meiner Zeit," du müde Greisenklage,
Die stets den raschen Drang der Stunde schilt,
Weil ihr das bleiche Mondlicht ferner Tage
Als Frühschein der erlosch'nen Sonne gilt!

Du magst das ungestüme Blut bestreiten,
Das frischen Pulses in den Adern wallt,
Doch war zu deinen und zu allen Zeiten
Die Jugend töricht und die Tugend alt!

Erlösung.

Eins aber frommt den Gotteskindern,
Die Kreuz und Dorn für sich begehren,
Um opferstolz den Fluch zu lindern,
Mit dem wir uns das Haupt beschweren:

Daß sie des Geistes Eis durchbrechen
Und sich vom Seelenfrost befreien,
Daß sie nicht Richter unf'rer Schwächen,
Doch unf'rer Schuld ein Anwalt seien.

Von Leiden, die den Staub bedrücken,
Erlöst die Liebe nur auf Erden
Und kannst du ein Herz nicht beglücken,
So kannst du auch kein Heiland werden!

Der Mensch.

Hinausgeschleudert in das leere All,
Erkenn' ich meines Sturzes tiefen Fall
Aus dem Bereich des unbewegten Seins
In diesen Wandel bunten Erdenscheins.

Dem Tod zur Beute ward ich hingestellt,
Ein Teil der Welt und eine ganze Welt.
All-einig einst und nun mir sebst entzweit,
Ein Doppelgeist im Streit und Widerstreit.

Wie selten, ach, in leuchtender Gestalt
Lieh Ewiges dem Zeitlichen Gehalt;
Ein Spiel nur ist ihm Werden und Verweh'n,
Wer zählt die Kreuze und das Aufersteh'n?

Ein Nachwort zu meinem Jesubuche.

Von **Peter Rosegger.**

In einem früheren Hefte habe ich meinen Berufsgenossen und mir selber den Rat gegeben, stets nur das Werk sprechen zu lassen, selbst aber zu schweigen. Außer es wären in dem Werke Fehler zu verbessern, Mißverständnisse zu schlichten, oder absichtlichen Verzerrungen, die das Werk schädigen können, entgegenzutreten. Der Dichter solle sein Werk nicht poussieren, wohl aber schützen.

In der letzteren Notwendigkeit sehe ich mich heute. Und zwar gegenüber den kritischen Anschauungen, die mein Buch I. N. R. I. erfährt. Nicht als ob dieselben unfreundlich oder ablehnend wären (das sind sie in den wenigsten Fällen) als vielmehr, weil man so manches in dem Buche anders auffaßt und hinstellt, als ich es gemeint habe. Und das kann mir gerade bei dieser Schrift nicht gleichgiltig sein. Sicher wird es meinerseits an künstlerischer Klarheit mangeln, vielleicht ist es auch die Vieldeutigkeit des Stoffes an sich — jedenfalls fühle ich mich verpflichtet, einzelnes deutlicher zu erklären. Einmal, im Dezemberheft, ist solcher Nötigung schon nachgegeben worden; hier soll es noch einmal gesagt sein, objektiver, zusammenfassender und doch erweiterter. Auch wird dieses Nachwort dem Buche selbst beigelegt werden.

Eine von der Kritik aufgeworfene Frage:

Die Jesugestalt des Buches, ist sie die des Konrad Ferleitner, oder die des Peter Rosegger? Lieber Kritiker, sie ist die beider, denn diese beiden sind einer. Die Rahmenerzählung von dem armen Sünder ist

sinnbildlich gemeint — alldieweilen wir alle zum Tode verurteilte arme Sünder sind und besonders der Verfasser sich zu seiner Beruhigung den Heiland erwecken wollte, der ihn tröstet und selig macht. Der Bildungsunterschied zwischen einem Handwerker (Ferleitner), der viel gelesen hat und einem belesenen Mann (Rosegger), der einmal Handwerker gewesen, ist auch nicht so groß, daß die beiden nicht aus ihrem gemeinsamen Herzen heraus ein solch einfältiges Buch schreiben könnten. Kurz, mich hat's seit vielen Jahren darnach verlangt und so habe ich endlich diese Schrift verfaßt. Und weil sie mir wohlgetan hat und noch wohltut, so habe ich gemeint, sie könnte auch anderen wohltun. Nicht aus Büchern konnte und wollte ich dieses Buch schreiben, nur ganz und unmittelbar aus mir heraus. Es sollte nichts anderes sein als ein religiöses Gedicht, ein einfältiges Bekenntnis, wie in mir das Jesubild lebt. Vielleicht schriebe ich es zu einer anderen Zeit und unter anderen Verhältnissen anders. Meine Schrift sollte auch so gar nicht aufdringlich sein. Ich möchte alle, die mit ihrem Heilande schon im reinen sind, bitten, nicht nach meinem Buche zu greifen. Wem jedoch die Heilandgestalt noch fremd ist, der dürfte ihr vielleicht durch dieses Buch näher kommen. — Etwa, mein Leser, ist dir manches im Buche zu weltlich und zu neuzeitig vorgekommen, du findest die Gestalten zu „modern". Aber die Leute, denke ich, werden vor zweitausend Jahren im ganzen nicht viel anders gewesen sein als heute, denn Jesus stand zu ihnen, wie er zu denen von heute stehen will; wenn sein Wort an jene auch für diese passen soll, so müssen es doch die gleichen Menschen sein. — Oder hätte ich seine Worte zu banal, zu prosaisch wiedergegeben? Nein, Jesus sprach nicht hochtrabend und nicht gelehrt, er sprach so, wie er von der Menge verstanden werden kann. Er stieg zu den Leuten herab. Die Apostel redeten die Sprache der Völker, zu denen sie kamen. Da wird eine Jesugeschichte aus dem Volk und für das Volk nicht das theologische Pathos haben dürfen, sondern in einfacher zeitgemäßer Sprache gehalten sein müssen und manchmal sogar ein wenig Bauernhumor vertragen können. Mutet die erhabene Gestalt auch schlicht und menschlich an, göttlich ist sie doch; es ist die trautsame Gottmenschgestalt, die seit achtzehnhundert Jahren außer, wie in der Kirche Millionen von Menschen selig gemacht hat, die seit jeher besonders die Dichter und Künstler beschäftigt hat, da sie sie darstellten, wie sie in ihnen war. Keinen schematischen Jesus, sondern einen lebendigen. Was so viele selbst im strengen dogmatischen Mittelalter getan haben in aller Welt, das habe auch ich versucht. Nachgegrübelt habe ich wenig, das macht kalt und hochmütig. Wie es mir frommte, so habe ich's verstanden. Ich weiß, daß manches ganz anders erklärbar ist und daß von Dogmatikern mein Buch abgetan werden wird, vielleicht gar erbarmungslos und schmachvoll. Nur auf schlichte, fromme Leser

baue ich. Zuschriften aus dem Volke mehren sich von Tag zu Tag. Sie danken für die Erbauung, für die Jesufreude, die das Buch erweckt habe. — Gegnerschaften scheint das Buch nur zwei zu haben — Atheisten und (evangelische wie katholische) Theologen. Aber selbst die letzteren sind geteilt in solche, die das Buch leidenschaftlich ablehnen, und zwar fast unbesehen, und solche, die manches zu tadeln finden, im ganzen sich aber doch über das Bekenntnis freuen. Aus der sehr unterschiedlichen Beurteilung meines Buches ersehe ich, wie auch die Theologen und Geistlichen, unter sich nicht einig, den Heiland ganz verschieden auffassen. Und gerade diese subjektiven Auffassungen meiner Kritiker verstärken mir das Recht für die meine. Übrigens glaube ich doch, daß meine Heilandsgestalt im Geiste von der evangelischen nicht zu sehr abweicht. Es ist der Gottmensch, von der Jungfrau Maria geboren, der uns die Botschaft vom himmlischen Vater gebracht, der uns das Himmelreich ins Herz gelegt und das ewige Leben verbürgt. Der strenge gegen die Verstockten und milde gegen die Bußfertigen ist, der Wunder wirkt und leidet, der am Kreuze stirbt, in die Vorhölle steigt, am dritten Tage wieder aufersteht und in den Himmel fährt. Der uns seinen Geist hinterläßt und dessen Reich kein Ende haben wird. — Das ist der Heiland meines Buches, den man so gern den „Roseggerischen“ nennt. Ja, hat denn das Evangelium einen andern?

Nein, das „Unerträgliche“ für manchen wird hauptsächlich darin liegen, daß ich die biblischen Gestalten äußerlich zu modern dargestellt, und daß ich vielfach den Buchstaben umschrieben habe. Daran scheiden sich gerade hier meine Beurteiler. Die am Buchstaben und an der Form hängen, sie verwerfen mein Buch. Die das Christentum mehr innerlich und im Geiste erkennen, nehmen es an — und viele mit begeisterter Freude.

Übrigens habe ich auch von den unzutreffendsten Kritiken manches gelernt, das späteren Auflagen zugute kommen soll.

Gerne hält man sich bei der mir nebensächlichen Rahmenerzählung auf. In derselben kann ein Umstand Anlaß zu Mißverständnissen geben. In der Rahmenerzählung kommt ein Pater vor, der dem Sünder das Evangeliumbuch vorenthält. Ich gebe zu, daß das ein wenig typisch sich darauf bezieht, daß die katholische Kirche die Bibel nicht gern in den Händen des Volkes sieht. Allein ich glaube, daß in solch besonderem Falle aus Prinzip kein katholischer Priester das Evangeliumbuch verweigern würde. Bei Ferleitner, an dem der gute Pater einen gebrochenen Menschen aus unteren Ständen sah, mußte er sich sagen: der Mann braucht jetzt nicht Unterweisung, sondern Trost, und deshalb hat er ihm statt der Bibel ganz kindliche Gebetbücher geschickt. Zu meiner Freude habe ich erfahren, daß mancher katholische Geistliche das Verhalten des Paters in diesem Sinne aufgefaßt hat, ohne böswillige

Tendenz zu wittern, die überhaupt nirgends weniger, als in diesem Buche angebracht wäre! Sollte hie und da ein Schimmer von Polemik sich zeigen, so müßte er in weiteren Auflagen ausgelöscht werden.

Wenn in dem Buche etwas mit Absicht geschah, so war es, auf Gefahr es mit allen Parteien zu verderben, ein gewisses Ausgleichen zwischen den Anschauungen christlicher Konfessionen. Um der Menschen und der Religion willen tut uns nichts und gar nichts so not, als der Friede zwischen den christlichen Kirchen. Dieser Gottesfrieden, der nie durch den Buchstaben, nur durch die einigende Liebe zu erreichen ist, liegt mir am Herzen.

Dem Buche ist nachgesagt worden, daß es die Wunder Jesu „rationalistisch" erkläre. Aber es erklärt sie doch gar nicht, es erzählt sie bloß nach der Auffassung einfältiger Menschen, die darüber nicht immer einig waren, sie aber auch nicht kritisierten. Jesus wirkte, wie die Evangelisten berichten, die Wunder hauptsächlich deshalb, daß man an ihn glaube. Wer heute auch ohne Wunder an ihn glaubt, für den sind sie überflüssig. Ich für mein Teil ließ die Wunder lieber im Hintergrunde stehen, damit das Wunder um so größer hervortrete.

Mir unerklärlich ist das Mißverständniß mancher Kritiker, daß „Magdalena in sinnlicher Liebe nach Jesu schmachtet". Das Gegenteil steht im Buch, nämlich, daß die Gegner das aufbringen wollten. Magdalena liebt Jesum, wie ihn eben alle Jünger lieben. Oder wäre die Szene mißverstanden worden, wo Magdalena ihm die Füße wäscht und mit ihrem Haare trocknet? Solchen „Mißverstehern" wüßte ich wahrlich nichts Besseres zu sagen als was in dem Buch auf Seite 202 steht.

Das Mittelalter hat seinen Heiland mit derber Frömmigkeit angefaßt. Die heutige Frömmigkeit hingegen ist so subtil geworden, daß mancher sagt, die Jesugestalt müsse man in ihrer erhabenen Einsamkeit lassen und sie nicht in die Dichtung und nicht ins Leben herabziehen. Ich aber meine, weil Gottes Sohn einmal Mensch geworden ist, so müßten wir ihn auch als Menschen lieben dürfen, umarmen und ans Herz drücken können und so weit als möglich eins mit ihm werden. Die Menschheit sehnt sich jetzt mehr als je nach einem Heiland, aber einem, den sie fassen kann. Als Gott ist Jesus ja das höchste Bild aller Vollkommenheit, aber dieses Ideal kann der Mensch nie erreichen. Und er versucht es auch gar nicht. Ist dem Menschen zu viel aufgeladen, so wird er kopfscheu. Es wäre freilich bequemer, einen Zentner bewundernd einfach liegen zu lassen, als fünfzig Pfunde zu versuchen, auf sich zu nehmen. Aber anstatt das höchste Anbild tatlos anzustaunen, ist es besser, nach derselben Richtung hin ein etwas weniger hochgestecktes Ziel praktisch zu erreichen. Darum habe ich gleichsam für den praktischen Gebrauch manches der Herrenworte ein wenig gemildert, wie Jesus es ja gelegentlich selbst

getan hat, wenn er es mit Sündern zu tun hatte, die er so liebreich zu sich erhob. Mehr als die Askese pries ich die christliche Lebensenergie, mehr als die Gottesfurcht die Gottesfreude. Daß ich mich bei allem weniger an die spitzfindigen Auslegungen der Gelehrten als an die naheliegende Auffassung hielt, liegt in der Natur der Sache. Wer Biblisches erzählt, sagt Stephanus in seiner Verteidigungsrede, der soll keine Gelehrsamkeit auskramen, sondern es so wiedergeben, daß es heute und für heute etwas sagt.

Leute, die an altgewohnter Satzform, den trautgewordenem Wortklange hängen, besonders die Geistlichen und Bibelfreunde, empfinden es in diesem Buche unangenehm, daß mancher Bibelausdruck geändert, mancher Vers und Satz umschrieben wurde. Von der Form sich nicht trennen können ist im Christentum das Bedenklichste und ich selbst leide sehr an dieser Schwäche. Aber gerade das unbedingte Hängen an dem Buchstaben (der nebenbei bemerkt ja doch nicht die Originalschrift, sondern eine stellenweise vielfach umstrittene Übertragung ist), hat seine besondere Gefahr; der Wortklang genügt uns, man denkt kaum weiter nach über den Sinn. Da sind denn neue Wörter und Satzformen gut, über die man stolpern muß. Beim Stolpern schaut man näher hin und frägt: Was liegt denn da? Und sieht es an und denkt darüber nach. — Ob es mir gelungen ist, bei solchen Umschreibungen den Sinn allemal genau wiederzugeben, das entscheide ich nicht. Jedenfalls war es meine heilige Absicht, die Lehre Jesu Christi, so wie ich glaube, daß sie unserer Zeit am nächsten kommt, und wie sie in mir selbst lebendig erscheint, in diesem Buche getreulich wiederzuspiegeln. Das wiedererwachte Verlangen nach dem Heiland, ihr müßt es doch sehen. Alles sucht den Maßstab wieder in Jesu. Alle möglichen Geistesrichtungen, Weltanschaungen und Parteien stützen sich auf Jesuworte. Keines leugnen sie, jedes suchen sie in ihrem Sinn zu deuten. Jeder, der Weltmensch wie der Asket, der Nationale wie der Internationle, der Konfessionslose wie der Kirchliche, jeder will Jesum auf seiner Seite haben und möchte mit ihm in Einklang stehen. Mancher will sogar seine niedrigen Leidenschaften mit Jesuworten decken und denkt: Wenn andere nach ihrer Weise exegieren, so tue ich's in meiner Weise. Da könnte freilich leicht einer sagen: Sonst hätten die Menschen sich nach Jesu modeln sollen, heute wollen sie Jesum nach den Menschen modeln. So weit geht mein Buch wahrlich nicht. Dieses Buch erzählt vom Heilande, der dem sehnenden Menschen entgegenkommt, sich zu ihm niederbeugt und sagt: Armes Menschenkind, gehe mit mir. Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht. — Ist diese Himmelslehre doch einfach bis zur Selbstverständlichkeit. Ich erzähle das Leben Jesu auch nicht wie etwas Gewesenes, vielmehr wie etwas, das heute vor sich geht, das immer ist und sich vollzieht in den Herzen der Menschen. Darum wird

es nicht wie ein Geschehenes, sondern wie ein Geschehendes dargestellt.

Etliche haben mich getadelt wegen der „Spielerei“ mit den Buchstaben I. N. R. I. Denen muß ich sagen, daß mit diesen Initialen durchaus keine Spielerei getrieben wird. Vielmehr war eine Vertiefung und Weihung dieser Zeichen für den einfachen Christen beabsichtigt. Wir wissen aus dem Evangelium, und es steht auch im Buche, daß die vier Buchstaben über dem Kreuze nichts Gutes bedeuten, daß sie nur ein Spott auf Jesum sind. Wenn der Christ nicht darauf eingeht, sondern die Buchstaben so versteht: „In Not ruf' Ihn!“ (den Heiland) oder: „Jesu Nähe rettet ihn!“ (den Sünder), so glaube ich nicht, daß diese Deutung eine Herabwürdigung sein kann. Selbstverständlich nicht im Sinne des Spottes, nur in dem des Vertrauens müssen die vier Buchstaben auch auf dem Titelblatte dieses Buches aufgefaßt werden.

Ebensowenig „Spielerei“ ist eine andere Deutung der Initialen. Du erinnerst dich, mein Leser, an den alten Inder, der in der Erzählung wiederholt vorkommt. Er hat den Knaben in der Wüste, um den die fliehende Jesufamilie verraten wurde, und in ihm später den herzlosen Schuster in Jerusalem zum „Ewigen Juden“ verflucht. Er weiß keine größere Strafe, als die, ewig zu sein. Er ist ein Freund des ewigen Totseins und als solcher gegenübergestellt dem Verheißer des ewigen Lebens. Auch er ist von den Kreuzesbuchstaben angezogen und deutet sie im Sinne seiner Erlösung. Den großen Augenblick, der uns Christen das ewige Leben verbürgt, hielt ich für geeignet, jenes entgegengesetzte Weltideal dem Kreuze gegenüber noch einmal aufseufzen zu lassen, ehe es eingeht in sein Nirwana. — Aber das gebe ich zu, der Gegensatz zwischen den beiden Weltanschauungen ist in der Erzählung nicht genug herausgearbeitet und gestaltet. — Ferner ist bei einigen meiner priesterlichen Leser das Bedenken geäußert worden, ich hätte die Dogmen von der Gnade und dem Erlösungstode nicht klar genug in den Vordergrund gestellt. Nun — mir war das Evangelium immer eine frohe Botschaft, die im Worte Gottes liegt. Ihre Heilkraft habe ich erprobt. Wo ich, soweit es dem entsetzlich schwachen Menschen möglich, nach dem Worte Jesu lebte, war ich im Frieden, in Freude und Glückseligkeit, auch wenn es Drangsal gab. Wo ich leichtsinnig oder in Leidenschaft von der Lehre abwich, mich gegen dieselbe verstockte, begann Unrast und inneres Elend. So wissen es viele und das ist Erfahrung. Die Heilkraft des Kreuztodes Jesu liegt für mich bewußt in der Besiegelung seines Wortes mit dem Tode, und in der Gewißheit seines Fortlebens nach demselben. Aber ich glaube, diese Heilkraft kann erst wirksam werden durch möglichste Befolgung des Wortes, wenigstens durch den ernstlichen Willen, es zu befolgen. Deshalb liegt mir die Göttlichkeit Jesu in seinem Worte wie in seinem Wesen.

Jesus ist mir in Lehre und Vorbild Erlöser, aber nur, wenn ich mich erlösen lassen, seiner Gnade teilhaftig werden will. Was eben diese Gnade anbelangt, so sollte das wiederholte innige Gebet des armen Sünders Ferleitner um Gnade nicht übersehen werden. Ja, mein Leser, ich glaube an das Heil und an die Gnade. Selbst ohne kirchliches Dogma stünde mir die Göttlichkeit Jesu Christi unwandelbar fest.

Über die äußere Gestalt Jesu haben wir keinen genügenden Bericht. Daher das Recht für jeden, dieselbe sich so vorzustellen, wie er sie am liebsten denkt. Ich gab dem Heilande blaue Augen und nußbraunes Haar, ohne ihn zum Arier machen zu wollen. So wie er unter den Juden lebte, ohne in der Gesinnung einer zu sein. Jesus ist für mich weder Arier noch Semite, noch einer anderen Rasse Sohn. Er ist einfach der Gottmensch.

Über den Gottmenschen ein Buch zu schreiben, war allerdings das dreisteste Unterfangen, dessen ich mich je begeben. Aber ich sagte mir: Du darfst es tun. Als Mensch hast du hiezu das vollste Recht. Künstlerische Absichten mögen dir dabei Nebensache sein. Von fremdem Wohlgefallen oder Mißfallen lasse dich nicht irre machen. Wie es in dir ist, so schreibe es herzhaft heraus. Wirst du der Fehler gewahr, so gestehe sie freimütig ein und verbessere sie.

I. N. R. I., die frohe Botschaft, ist mir das liebste meiner Bücher und doch bin ich mit keinem so wenig zufrieden, als mit diesem. Nie habe ich meine Unzulänglichkeit so schwer empfunden als bei dieser Schrift. Trostlos groß ist der Abstand zwischen dem, was ich darstellen wollte und was ich darzustellen vermochte. „Die lahmen Fittiche der Seele schlagen matt an seine ehernen Himmel.“ Und doch ist mir dabei wohl geworden. Was da versucht wurde zu gestalten, es ist der Kern meiner Freude, meines Lebensmutes und meiner Kraft. So gering auch diese sei. — Schon von meiner Natur gezwungen, alles was in mir ist, herauszusagen, herauszuschreiben, kam dazu noch der Gedanke: Vielleicht kann das, was dich froh macht, auch andere froh machen. Und so ist dieses Jesubuch entstanden.

Vielleicht könnte es solchen, die das Evangelium suchen und schwer finden, ein Wegweiser sein. Wenn dieser Wegweiser im großen und ganzen nach dem Christentume hinlenkt, dann dürfte man doch vielleicht mit den zahlreichen Fehlern und Unzulänglichkeiten jene Nachsicht haben, die man jedem Buche schenkt, das voller Innigkeit dem erhabensten aller Gegenstände sich zugewendet hat.

Robert Hamerling und der Okkultismus.

Von **Anton Gauser.**

Vor kurzem wurde in Graz, der Hauptstadt der grünen Steiermark, das Denkmal eines Dichters und Denkers errichtet und enthüllt, welcher diese große Ehrung sowohl als Dichter als auch als Denker wohl verdient hat. Was Hamerling — von dem ich, wie der Titel dieses Artikels schon sagt, hier spreche — als deutscher Dichter leistete, wurde in einer großen Anzahl von Rezensionen schon viel besprochen; was er als Denker, als sogenannter „Philosoph“ gewesen, ist weniger bekannt, obschon er auch da zu den Besten der deutschen Nation zählt. Ich selbst habe dies in mehreren in Tagesblättern und Zeitschriften erschienenen Rezensionen zu beweisen unternommen und ich will auch hier, obschon ich hier auf seine Philosophie (betitelt „Die Atomistik des Willens“) nicht näher eingehen werde, die allgemeine Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich ihn zu den schärfsten Denkern aller Zeiten zähle. Hier nun will ich nur eines seiner interessantesten Kapitel berühren und besprechen und gleichzeitig meine eigene Ansicht über das betreffende Thema hersetzen. Dieses Kapitel aus dem angezogenen Werke Hamerlings ist betitelt: „Magische Wirkungen“ und behandelt alle jene scheinbar übersinnlichen Erscheinungen und Erfahrungen, über welche in den letzten Jahrzehnten unter dem Sammelnamen „Der Okkultismus“ recht viel gesprochen und auch recht viel geschrieben wurde. Der Name „Okkultismus“ bedeutet oder soll in nachstehenden Erörterungen „Geheimwissenschaft“ bedeuten, was wieder bedeutet, daß die betreffende Wissenschaft oder überhaupt das Wissen von gewissen Dingen und Erfahrungen insoferne „geheim“ ist, als sie über unser einzig und allein durch unsere bekannten fünf Sinne vermitteltes Wissen, insbesonders „exaktes“, also beweisbares Wissen, hinausreicht oder hinüberreicht, in eine Welt, auf deren Existenz durch mehr oder weniger beglaubigte Erfahrungen hingewiesen wird, ohne daß diese tatsächlichen Erfahrungen durch unser bisheriges Wissen, respektive durch die exakte Wissenschaft genügend erklärt werden können.

Ich will — um dem Leser gleich durch Beispiele die Sache vollkommen verständlich zu machen — hier nur zwei solche „Erfahrungen“ mitteilen. Die eine hat Hamerling selbst gemacht, die andere ich. In seinem Werke „Prosa“ erzählt Hamerling „Was mir bei einer Hellseherin begegnete“ und ich will diese also von Hamerling gemachte „Erfahrung“ hier in Kürze anführen.

Robert Hamerling war in Triest und es wurde dort die Vorstellung einer Somnambule in einem Theater angekündigt. Er ging hin,

überzeugte sich aber bald, daß es sich da um sogenannte Taschenspielerkünste handelt und um sonst nichts. Kurz darauf wurde wieder eine andere Vorstellung ähnlicher Art angekündigt, aber gesagt, daß es sich da um eine wirkliche Somnambule handelt, so daß Hamerling sich angereizt fühlte, doch wieder auch diese Somnambule aufzusuchen. Er tat dies mit dem Vorsatze, die Sache selbst ernsthaft zu prüfen, wenn die Möglichkeit hierzu wirklich geboten werden sollte. Erlebnis und Prüfung bestand nun in folgendem.

Hamerling übergab dem Magnetiseur ein wohlversiegeltes Schächtelchen mit der Bitte, die Somnambule genau zu fragen, was in der Schachtel enthalten sei. Die Somnambule warf die Schachtel zweimal von sich und zeigte Widerwillen, über den Inhalt desselben eine Aussage zu machen. Hamerling aber war hartnäckig; er übergab das Objekt zum drittenmale mit der dringendsten Bitte an die Hellseherin, über den Inhalt doch eine Aussage zu machen. Die Hellseherin nahm die Schachtel zögernd zur Hand und gab — nach längerer Pause — folgende Aufschlüsse: „In dem Schächtelchen befindet sich eine schwarze Haarlocke; sie gehörte einem sehr jungen, etwa 17jährigen Mädchen an; dasselbe starb vor einigen Monaten, und zwar wurde sie das Opfer einer Lungenkrankheit." — Hamerling nahm das noch immer mit seinem Siegel wohlversiegelte Schächtelchen zurück — die Aussage war richtig. Hamerling entnahm zu der bezeichneten Zeit diese Locke der in Wien gestorbenen Tochter (als Andenken an diese) einer ihm eng befreundeten Familie an sich, trug sie in seiner Brieftasche mit sich herum und legte die Locke unmittelbar vor dem Besuche bei der Hellseherin in die kleine Schachtel, die er wohl verwahrte und versiegelte. Hamerling versichert, daß niemand, außer den in Wien lebenden Verwandten, wußte, daß er seinerzeit diese Locke mit Erlaubnis der Eltern des toten und aufgebahrten Mädchens von dem Kopfe desselben entnahm.

Hamerling lügt sicher nicht — die Erfahrung Hamerlings muß als Tatsache erkannt und hingenommen werden.

Der Fall, den ich erlebte — es ist ein Wahrtraum — ist folgender: Ich wohnte — es war vor vielen Jahren — in Wien in der Wipplingerstraße in einem der auf dem Hohen Markt die Ecke bildenden Häuser; ein Jugendfreund von mir, dessen Frau mit ihren zwei kleinen Knaben jeden Sonntag nachmittags und abends bei ihrer Mutter geladen war und dort verweilte, kam in der Regel während dieser Stunden zu mir; wir plauderten, spielten auch ab und zu eine Partie Tarock. Eines Morgens nun im Spätherbst hatte ich einen äußerst lebhaften Traum, den ich wegen seines Inhaltes sowohl wie wegen seiner besonderen Deutlichkeit sofort nach dem Erwachen meiner Frau erzählte, und zwar mit allen Details. Ich träumte, daß ich eines Sonntags nach-

mittag mit meiner Frau auf meinem grünen Schlafdiwan säße, aber in einem großen, dreifenstrigen Erkerzimmer, welches in meiner gegenwärtigen Wohnung nicht vorhanden war. Die Möbel, die Einrichtung des Zimmers, Bilder rc. waren mein Eigentum, nur die Stellung der Möbel rc. eine andere, eine dem großen, mir aber fremden Zimmer entsprechende. Nach kurzem Anklopfen an der Tür trat mein Freund — wie oft an Sonntagen — herein, grüßte kurz und schien äußerst verstimmt, ja angegriffen. Ich war erstaunt und frug: „Ja, was ist denn los? Du bist verstimmt —" Mein Freund schwieg einige Augenblicke und ich bemerkte, daß er bemüht war — Tränen zu unterdrücken. Endlich sagte er traurig: „Lieber Freund, meine Frau ist aufgegeben. Heute vormittags war Konsultation dieser und jener Ärzte, sie ist — leider, leider — unrettbar verloren."

Die Sache war diese. Seine Frau hatte viele Monate vorher einen Typhus glücklich überstanden, sich aber anscheinend wieder vollständig erholt, so daß wir, meine Frau und ich, der bestimmten Meinung waren, sie sei wieder ganz gesund, um so mehr, als sie selbst keine Klage über ihr Befinden laut werden ließ. So lag die Sache, als ich den Traum hatte. Der sonderbare Traum beunruhigte uns, meine Frau und mich, zwar etwas, aber bei dem Umstande, daß wir sie für gesund hielten und daß dieser Traum einen äußerst traurigen Inhalt hatte, beschlossen wir, auf diesen Traum gar keinen Wert zu legen und insbesonders niemandem davon zu erzählen. Wir vergaßen auch auf diesen dummen Traum — die Sache war abgetan. In kurzer Zeit darauf wurde uns die Wohnung gekündigt, weil ein Verwandter des Hausbesitzers ins Haus ziehen wollte. Unangenehm — aber endlich suchten und fanden wir eine neue geeignete Wohnung und nach sechs Monaten wurde der Wohnunswechsel vollzogen. Wir waren einige Wochen in der neuen Wohnung — eines schönen Sonntags nachmittag trat mein Freund ein und — genau die Szene, die ich vor mehr als einem halben Jahre so lebhaft träumte, spielte sich ab. Ich erinnere mich noch heute genau, daß ich, als der Freund seine traurige Mitteilung machte, einen Blick auf mein jetziges Schlafzimmer machte und daß mir die Mitteilung meines Freundes ebensowohl, wie die volle Übereinstimmung der äußeren Situation mit meinem Traume, sofort das Blut in den Kopf trieb. Ich war erschüttert — sprachlos — und der größten Willensanstrengung bedurfte es meinerseits, um Worte des Beileides zu finden und den vergeblichen Versuch zu machen, Trost zu spenden.

Die Frau meines Freundes wurde mehrere Monate nachher — sie starb an einem unheilbaren und unoperierbaren Neugebilde — in Grinzing bei Wien, wo noch Sommeraufenthalt bezogen wurde, auf dem schönen Friedhofe dort begraben.

Es ist die zweite unerklärbare Erfahrung, die ich ebenso wie jene Hamerlings als Tatsache bezeichnen muß. „Erklärungen“ — wirkliche — gibt es da keine. Mein Erlebnis ist um so sonderbarer, als ich zur Zeit des Traumes noch nicht die geringste Ahnung haben konnte, 1. daß die Frau meines Freundes ein ernstes Leiden besitzt und 2. daß ich in sechs Monaten in einem Schlafzimmer mit drei Fenstern wohnen und sitzen werde, in einer anderen Wohnung, als jene war, in der ich träumte — von dem Unglücke meines Freundes!

Eine überaus reiche Literatur erzählt von hunderten und tausenden ähnlicher Erscheinungen, von denen vielleicht nur ein geringer Teil wahr ist. Dieser Teil genügt aber vollkommen, die Tatsache festzustellen, daß es in der Tat „viele Dinge noch gibt, von denen die Schulweisheit sich nichts träumen läßt“ — so sagt, wenn ich nicht irre, Hamlet! Wie verhält nun Robert Hamerling sich zu diesen Erfahrungen und Tatsachen? In dem angedeuteten Kapitel seines Werkes führt er vor allem eine lange Reihe von „magischen Erscheinungen“, wie er sie nennt, auf, und zwar wie sie nacheinander im Laufe der Zeiten, von den ältesten bis auf unsere Tage, hervorgetreten sind. Die wichtigsten von dieser langen Liste will ich auch hersetzen: Magie überhaupt, Mantik (Wahrsagekunst), Orakel (z. B. von Delphi ꝛc.), Nekromantik, Sterndeuten (Astrologie), Hexenwesen, Zauberei, Teufelsbeschwörungen, Geistererscheinungen, Ahnungen, Wahrträume, Somnambulismus, Hellsehen, Hypnotismus, Gedankenlesen, Telepathie, Suggestion und Autosuggestion. Und will hierzu bemerken, daß Hamerling am schlechtesten auf jene Erscheinungen zu sprechen ist, von welchen der neuere Spiritismus zu erzählen weiß, demzufolge Hinz und Kunz nach dem Tode ihr armseliges Dasein hinter den Coulissen dieser Welt fortsetzen, bummelnd, sich müßig herumtreibend, um gelegentlich irgend einen mutwilligen oder blödsinnigen Spuk zu treiben oder auf den Ruf irgendeines zweifelhaften „Mediums“ etwas auf Papier oder auf Schiefertafeln zu kritzeln oder gar in persona zu erscheinen. Hamerling sagt, würde es sich in der Welt (und auch in der unbekannten) tatsächlich so verhalten, so würde ihm die Vorstellung davon schon die ganze Freude am Dasein und auch den erhabenen Eindruck des Großen, Schönen und Edlen, kurz die Freude an der Welt, die Liebe zum Weltprinzip selbst, gründlich stören und verderben. Man muß Hamerling da vollkommen beistimmen. Indessen verhält Hamerling sich nicht vollkommen ablehnend gegen die Existenz einer für unsere Sinne jetzt nicht wahrnehmbaren Welt, was begreiflich ist und mit dem Grundgedanken seiner Philosophie auch in Harmonie steht. Dieser Grundgedanke besteht in der Annahme, daß die ganze

Welt aus Willensatomen bestehe, die als Potenzpunkte immateriell sind, in ihrer Vereinigung aber die sichtbare Welt aufbauen.

Er sagt im genannten Kapitel wörtlich: „Wenn alles Leibliche von Ätheratomen durchsetzt ist (seine Willensatome sind solchen in physischer Beziehung nahe verwandt zu denken), so bildet der Äther ein Homogenes, Gemeinsames, das alle Wesen verbindet, und es ließe sich gar wohl denken, daß hierdurch gewisse Sympathien und scheinbar magische Wechselwirkungen der Wesen ihre Erklärung finden. Die ältere Lehre des „animalischen Magnetismus", daß ein Individuum auf das andere durch Vermittlung seines „Ätherleibes" wirken könne, ist nicht ohne Sinn, wenn unter diesem Ätherleibe nichts weiter verstanden wird, als die innere und äußere Ätheratmosphäre des Individuums. Ist doch der Äther als der große Vermittler auf dem Gebiete der physikalischen Erscheinungen von der Wissenschaft längst anerkannt, und wie er z. B. das Licht von einem Weltkörper zum anderen fortpflanzt, so kann er vielleicht auch von einem menschlichen Individuum zum andern Bewegungen, Stimmungen, Regungen, Willensimpulse und dergleichen weiterleitend vermitteln, die wir als geistige oder seelische zu betrachten gewohnt sind, die aber doch auch physikalisch oder psychologisch bedingt sind."

Dieser Gedanke oder diese Anschauung Hamerlings ist entschieden richtig, setzt aber voraus, daß man die Naturkräfte überhaupt als Wille betrachtet und anerkennt. Hamerling tut dies auch in seinem Werke, wie schon der Titel desselben besagt. Allein die „Wissenschaft", also eigentlich die Naturwissenschaft (Physik, Chemie 2c.), denkt anders und mit ihr sehr viele andere Gelehrte und Laien, soferne sie hinter allen Dingen nur mechanisch — physisch wirkende, unintelligente (blinde) Kräfte zu entdecken und anzunehmen vermögen und von einer ursprünglich psychologischen (seelischen) Natur dieser Kräfte nichts wissen wollen. Ich will und kann mich hier nicht in meritorisch-philosophische Streitfragen einlassen, bemerke aber von meinem Standpunkte aus in diesen Dingen, daß in dieser Beziehung die logische Philosophie Recht, der sogenannte Materialismus aber Unrecht hat. Die ganze Kausalität, ich meine die Gesamtheit aller Naturkräfte, respektive deren stets polartig tätige Wirkungsart, kann logischerweise nur als oberste Form der Wirkungsart des Weltprinzipes selbst betrachtet werden, nicht aber als zufällig und nicht weiter begründbare Energie eines unbekannten und unerforschbaren Machtfaktors. Das Dasein einer Energie überhaupt muß auch einen logischen Grund (einen „zureichenden" sagt die Philosophie) haben und dieser kann nie und nirgends ein anderer sein, als ein Daseinswille, der, indem er das Dasein realisiert, das Gut der Empfindung (des Seinsgefühls sagt Hamerling) verwirklicht. Diese sich „exakt" nennende Wissenschaft mag hundert- und tausendmal behaupten

und „nachweisen", daß Empfindung und Bewußtsein nur „Funktionen" und „Konstellationen" physisch-mechanischer Kräfte seien — sie hat doch Unrecht, weil der Zweck, der wirkliche und logische Zweck aller Konstellationen und aller Funktionen doch kein anderer ist und sein kann, als reales Dasein zu bewirken und weil dieser „Zweck" (den diese Wissenschaft immer negiert, weil die Kräfte, nämlich so lange sie nur triebartig wirken, nicht reden können) immer und überall die innere Triebfeder aller Energie ist, nämlich die dunkle Vorstellung vom Sein, welches realisiert werden soll. Schon der Name „Energie" weist auf ihr inneres Wesen hin: auf ein Streben nach Etwas. Einen anderen Grund zu einer Bewegung (Änderung des vorhandenen Zustandes) gibt es nicht und wer dies nicht begreift, beweist nur, daß er überhaupt nicht scharf beobachten und denken kann. Vorstellungsvermögen und Bildungsvermögen (nämlich ein nisus formativus) sind und müssen — was leicht einzusehen wäre für jeden, der scharf denken und urteilen kann — rein geistiger Natur, nämlich nur Fähigkeit sein, weil jede wäg- und meßbare und auch jede sichtbare Erscheinung schon Form der Urattribute des Weltprinzipes ist, welche eben Daseinswille und Vorstellungsvermögen sind.

Ich gehe hier auf die Kernprobleme (die übrigens von der neuen monistischen Philosophie schon gelöst sind) nicht weiter ein und will, von meinem eigenen Standpunkte aus, der mit dem Hamerlingschen in einer Linie steht, nur bemerken und hervorheben, daß die „Seele", d. i. die Vereinigung der Attribute in einer Daseinsform, eine ganz merkwürdige, wenn auch innerlich streng logische Macht ist. Jedes Wesen, jedes Lebewesen, besitzt diese Seele und jedes ist auch in gewisser Art das Zentrum, der Mittelpunkt der ganzen Welt. Es vereinigt in sich keimartig alle Attribute und Fähigkeiten der Weltpotenz selbst, kann aber diese Macht nur entfalten je nach der Stufe der Entwicklung, auf der es sich befindet. Die Seele als Subjekt-Objekt (Vorstellung und Wille), strebt nach Formbildung und je weiter sie es darin bringt, desto tiefer wird sie empfinden und desto klarer denken können. Das Prinzip der Entwicklung ist richtig; aus unendlich kleinen Dingen, Potenzchen nur, entwickelt sich alles, z. B. auch die Kräfte alle, die sich aus dem Urzustande des Seienden ebenso entwickeln, wie die Stoffe oder Elemente der Chemie; was sich aber entwickelt und wird, sind ursprünglich nicht blinde, unintelligente Mächte und Energien, sondern eine innerlich logische, d. h. mit dem zureichenden Grund ihrer eigenen Potenz versehene Macht — ein Weltprinzip — welches empfinden will, welches sich selbst Daseinsformen schafft oder bildet, in denen es sich seiner selbst bewußt wird und werden kann, und in welchem es das eigene Sein im Seinsgefühl und durch das Seinsgefühl verwirklicht.

Eben deshalb, weil mit der Seele (dem Subjekt-Objekt) das *Leben* realisiert ist, ist auch das Band vorhanden, welches die individuelle, z. B. menschliche Seele mit dem Weltprinzip selbst immer und überall verknüpft und von diesem Standpunkte der Erkenntnis, auf dem sowohl Hamerling als auch ich stehe, ist es *absehbar*, ich meine *die Möglichkeit begreifbar*, daß sie, in einer gewissen inneren Beziehung zu sich selbst *und* zum Weltprinzip, unter Umständen allmächtig und allwissend werden kann; deshalb, *weil* in ihr alles Formbildungsvermögen und alle Willenskraft, wenn auch nur — auch beim Menschen — als *Keim* immer vorhanden ist. Wie weit dann diese Macht der Seele in einem Menschen-Individuum reicht oder reichen kann, wird und kann niemand vorherbestimmen oder berechnen, weder Hamerling noch ich, noch die exakte Wissenschaft, welche, indem sie stramm an den uns verliehenen Sinnesfähigkeiten festhält und sich an diese quasi anklammert, weder von den Machtsphären einer X-Seele, noch von der Möglichkeit eines Wissens oder Wahrnehmens, welches über *unsere* gewöhnliche und normale Sinnlichkeit etwa hinausreicht, etwas wissen oder glauben will, sich selbst den Weg zu weiterem Wissen *verlegt*. Unsere Sinnlichkeit ist eine beschränkte; aber daß es noch andere Felder der Wirksamkeit des Weltprinzipes gibt und geben kann, als jene fünfe, die wir *genau* kennen, kann und wird jeder begreifen, der die Natur und die Kausalität etwas näher beobachtet, und denkt und einzusehen vermag, daß es *wirklich* doch noch Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen sich unsere heutige Schulweisheit noch nichts träumen läßt. Weder Hamerling noch ich sind in der Lage, andere als Erfahrungsbeweise, Tatsachen nämlich, anzuführen oder etwa exakte Beweise für die „Unsterblichkeit der Seele" zu erbringen, oder exakte *Erklärungen* für in einer Art, nämlich für uns, wirklich „übersinnliche" Erscheinungen oder Tatsachen zu geben. *Daß* es aber Mächte und Fähigkeiten *gibt*, die wir heute mit *unseren* Sinnesapparaten nicht erklären können, müssen wir zugeben, und was wir können ist nur Fingerzeige geben, die wir dorthin richten, *wo es diese Mächte und Fähigkeiten gibt* und geben kann: *in der Seele*, welche als Subjekt-Objekt mit dem Weltprinzip in unmittelbarem Konnexe steht und stehen muß, was man logisch darlegen, induktiv bisher aber nicht nachweisen, respektive *genau* — eben in exakt wissenschaftlicher Art — *erklären* kann.

Von der unendlichen Tiefe des Empfindungs- und Vorstellungsvermögens der menschlichen Seele waren schon manche Philosophen voll überzeugt; ich nenne nur einige: Jakob Böhme, F. G. Fichte, J. Frohschammer, in allerneuester Zeit meine Wenigkeit und Robert Hamerling; außerdem aber noch viele andere; die Erkenntnistheorie und Lehre aber zu ändern, so nämlich, daß die entdeckten Wahrheiten allgemein und

schulmäßig gelehrt und daher Allgemeingut würden — — wird einzelnen Philosophen nie gelingen, wenigstens insolange nicht, bis nicht Staat und Schule oder Wissenschaft sich der heiligen Sache der Wahrheit in etwas intensiverer Art und Weise anzunehmen für gut finden, als es bisher geschah und noch geschieht. Übrigens gab und gibt es gewiß viele Menschen, welche mit der Wahrheit auf gutem Fuße leben: sie empfinden wahr und tief, und von da ist es bis zur Erkenntnis nicht allzuweit; ich schließe mit folgenden Worten:

„Die Wahrheit wollt man haschen
Mit Stricken und mit Stangen;
Man will sie endlich fangen
In Netzen und in Maschen:
Die Wahrheit aber lächelt und entflieht
Ins nächste Herz, in dem die Liebe glüht."

Wie die Seele den Leib gesund machen kann.

Von **Ralph Waldo Trine.**[1])

Gott ist der Geist des unendlichen Lebens. Wenn wir nun an diesem göttlichen Leben teilnehmen und die Kraft haben, uns seinem Einströmen ganz zu öffnen, so hat das sogar für das physische Leben tiefere Wirkungen, als man zunächst meinen könnte. Denn so viel ist klar, es liegt im Wesen dieses unendlichen Geistes, daß er jedes Kranksein ausschließt; wenn aber das richtig ist, dann kann in dem Körper, in den er ungehemmt eintritt und den er ungehemmt durchströmt, keine Krankheit existieren.

Vielleicht erhebt hier jemand den Einwand: „Ich höre heute so viel reden von den Wirkungen des Geistes auf den Körper, aber ich weiß nicht, ich habe kein rechtes Zutrauen zu der Sache." Wirklich nicht? Setze den Fall, es bringt dir plötzlich jemand eine Nachricht. Du wirst blaß, du zitterst, du fällst vielleicht in Ohnmacht — und doch ist diese Nachricht durch den Kanal deines Geistes in dich eingegangen. Ein Freund sagt vielleicht ein Wort zu dir, etwa bei Tisch, das dir unliebenswürdig vorkommt. Du bist dadurch „verletzt", wie man sagt. Bis zu diesem Augenblick hat dir das Essen geschmeckt, jetzt vergeht dir auf einmal aller Appetit. Aber was gesagt wurde, ist durch den Kanal deines Geistes eingegangen und hat dich dort „verletzt".

[1]) Das Folgende ist entnommen einem englischen Buche: „In Harmonie mit dem Unendlichen" von Ralph Waldo Trine. Ins Deutsche übersetzt von Dr. Max Christlieb. (Stuttgart. J. Engelhorn. 1905.) Dieses Kapitel ist ein Beispiel von dem hohen und wahrhaft fruchtbaren Geiste, der im Buche lebt und welcher zeigt, wie höchster Idealismus praktisch und erfolgreich auf das menschliche Leben angewendet werden kann. Das merkwürdige Buch bietet, was unserer Gegenwart am meisten nottut. Die Red.

Sieh, dort geht ein junger Mann mit schleppenden Schritten: er stolpert über jedes kleinste Hindernis im Wege. Warum tut er das? Bloß weil er schwachsinnig und ein Idiot ist. Mit anderen Worten: Geistesschwäche bringt auch Körperschwäche mit sich; sicher sein im Geist heißt sicher sein auf den Beinen, Unsicherheit im Geist macht die Schritte unsicher.

Oder es geschieht ein plötzlicher Unglücksfall. Du stehst zitternd da und bist ganz schwach vor Furcht. Warum bist du unfähig, dich zu bewegen? Warum zitterst du? Und dabei glaubst du noch, daß der Geist nur geringe Wirkung auf den Körper ausübt! Du bist einen Moment lang die Beute eines Zornanfalls — ein paar Stunden später klagst du über heftiges Kopfweh, und trotzdem will es dir nicht einleuchten, daß Gedanken und Gefühle auf den Körper wirken.

Vor einigen Tagen sprach ich mit einem Freund über Aufgeregtheit. Als er sagte, sein Vater neige sehr zur Aufregung, antwortete ich: „Ihr Vater ist ein kranker Mann. Er ist nicht kräftig, nicht robust, nicht frisch und lebhaft“, und beschrieb den Zustand des Vaters und was bei ihm nicht in Ordnung sei. Er sah mich erstaunt an und sagte: „Wie, kennen Sie meinen Vater?“ und auf meine verneinende Antwort fragte er: „Wie können Sie dann die Krankheit, an der er leidet, so genau beschreiben?“ — „Sie haben mir eben gesagt, Ihr Vater neige sehr zur Aufregung. Als sie mir dies sagten, haben Sie mir eine Ursache angegeben; als ich Ihres Vaters Zustand beschrieb, habe ich einfach zu dieser Ursache die entsprechende Wirkung hinzugefügt.“

Angst und Aufregung haben die Wirkung, daß die Kanäle des Körpers verschlossen werden, so daß die Lebenskräfte nur langsam und träge hindurchfließen. Hoffnung und Ruhe öffnen diese Kanäle, und die Lebenskräfte durchströmen sie dann so eilig, daß eine Krankheit nirgends einen Angriffspunkt findet.

Vor kurzer Zeit erzählte eine Dame meinem Freund von ihrem schweren körperlichen Leiden. Mein Freund wußte zufällig, daß die Beziehungen dieser Dame zu ihrer Schwester nicht die besten waren. Er hörte aufmerksam der Beschreibung ihrer Leiden zu, sah ihr scharf ins Gesicht und sagte in festem, aber mildem Ton: „Verzeihen Sie Ihrer Schwester!“ Überrascht sah sie ihn an und erwiderte: „Ich kann meiner Schwester nicht verzeihen.“ — „Gut“, antwortete er, „dann behalten Sie Ihre steifen Gelenke und Ihre rheumatischen Schmerzen!“

Einige Wochen später sah er sie wieder. Mit leichten Schritten kam sie auf ihn zu und sagte: „Ich habe Ihren Rat befolgt, meine Schwester besucht und ihr verziehen. Wir sind wieder gute Freunde geworden, und ich weiß nicht, wie es zugeht, aber soviel ich mich erinnere, kommt es mir vor, als ob mein Leiden genau von dem Tage

ab, an dem wir uns versöhnt haben, besser geworden sei, und nun sind meine Schwester und ich so gute Freunde, daß wir es kaum ohne einander aushalten können.“ Auch hier haben wir wieder die Wirkung, wie sie auf die Ursache folgt.

Es gibt eine Anzahl gutbeglaubigter Fälle von folgender Art. Eine Mutter ist einen Augenblick mit leidenschaftlichem Zorn erfüllt — und das Kind an ihrer Brust stirbt binnen wenigen Stunden, denn die Milch der Mutter ist giftig geworden, weil der Körper unter der Herrschaft des Zornanfalles etwas Giftiges absondert. In anderen Fällen traten schwere Krankheiten oder Krämpfe ein.

Folgendes Experiment wurde von einem sehr bekannten Naturforscher mehrmals gemacht. Eine Anzahl Männer brachte man in einen erhitzten Raum und erregte in jedem einen Augenblick lang eine bestimmte Leidenschaft, in einem hochgradigen Zorn, in den andern andere Leidenschaften. Von jedem entnahm der Forscher einen Tropfen Schweiß, und durch sorgfältige chemische Analyse gelang es ihm, die bestimmte Leidenschaft anzugeben, die in jedem erregt worden war. Im wesentlichen dasselbe Resultat ergab sich bei der Analyse des Speichels.

Ein bekannter amerikanischer Schriftsteller, der an einer unserer größten medizinischen Schulen promoviert und die Kräfte, die den Körper aufbauen und zerstören, eingehend studiert hat, sagt: „Der Geist ist der natürliche Beschützer des Körpers .... Jeder Gedanke strebt danach, sich zu verwirklichen: abscheuliche Vorstellungen von Krankheit, Ausschweifung und Laster aller Art bringen eine Art von Skrofeln oder Aussatz in der Seele hervor und die Seele verwirklicht das dann am Körper. Der Zorn verwandelt die chemischen Eigenschaften des Speichels in ein lebensgefährliches Gift. Es ist bekannt, daß plötzliche und übermäßige Gemütsbewegungen nicht bloß in wenig Stunden das Herz geschwächt, sondern Wahnsinn und Tod bewirkt haben. Es ist von Forschern nachgewiesen worden, daß eine chemische Verschiedenheit zwischen dem gewöhnlichen Schweiß und dem plötzlich auftretenden kalten Schweiß besteht, der bei starkem Schuldbewußtsein ausbricht. Der Gemütszustand eines Verbrechers kann manchmal dadurch festgestellt werden, daß man seinen Schweiß mit Selensäure behandelt und einer chemischen Analyse unterzieht; er zeigt dann eine deutlich rötliche Färbung. Es ist bekannt, daß die Furcht Tausende von Opfern getötet hat, während umgekehrt der Mut eine stark belebende Wirkung ausübt.

Der Zorn der Mutter kann einen Säugling töten. Der berühmte Pferdebändiger Rarey sagt, daß ein zorniges Wort manchmal den Puls eines Pferdes um zehn Schläge in der Minute beschleunigte. Wenn das von einem Tier gilt, was werden wir dann von dem Einfluß des Zornes auf menschliche Wesen, besonders auf ein Kind, sagen! Starke geistige

Aufregung bewirkt oft Erbrechen. Ein heftiger Wutanfall hat schon Schlagfluß und Tod herbeigeführt. In mehr als einem Fall hat eine einzige Nacht voll schwerer Seelenkämpfe ein Leben gebrochen. Aus Kummer, langandauernder Eifersucht, fortwährender Sorge und aufreibender Angst kann manchmal Wahnsinn entstehen. Krankhafte Gedanken und zwiespältige Stimmungen sind die natürliche Atmosphäre für Krankheiten, und in geistiger Fieberluft keimt und wächst das Verbrechen."

Wir hören manchmal, daß ein Mensch von schwacher Gesundheit zu einem anderen sagt: „Wenn du kommst, wird mir immer gleich besser." Diese Behauptung ruht auf tiefer wissenschaftlicher Begründung. „Die Zunge der Weisen ist heilsam." (Sprüche 12, 18.) Die Macht der Suggestion über den menschlichen Geist ist eines der wunderbarsten und interessantesten Gebiete des Studiums. Die wunderbarsten und stärksten Kräfte können durch ihre Vermittlung in Tätigkeit gesetzt werden. Ein weltberühmter Forscher, überall als einer der hervorragendsten lebenden Anatomen anerkannt, sagt, er habe durch Experimente festgestellt, daß der gesamte menschliche Organismus binnen einer Zeit von weniger als einem Jahr sich vollständig umwandeln und einzelne Teile sogar in ganz wenig Wochen sich gänzlich erneuern können.

„Aber ich höre fragen: „Willst du wirklich behaupten, daß durch die Wirkung der inneren Kräfte ein kranker Körper in einen gesunden verwandelt werden könne?" Allerdings, und das ist sogar die natürliche Methode, ihn zu heilen. Die Methode, die mit Medikamenten und anderen außerhalb des Körpers liegenden Stoffen arbeitet, ist die künstliche. Das einzige, was Medikamente zuwege bringen können, ist Hindernisse aus dem Weg räumen, und zwar bloß dazu, daß die Lebenskräfte ihre Arbeit leichter tun können. Der wirkliche Heilungsprozeß muß innerlich durch die Lebenskräfte bewirkt werden. Ein Arzt und Chirurg von Weltruf gab neulich vor seinen Kollegen die Erklärung ab: „Der wichtigste Faktor, der bei der Ernährung mitwirkt, das Lebensprinzip selbst, ist in der medizinischen Zunft während ganzer Generationen unberücksichtigt geblieben: das Studium und die Arzneimittellehre haben sich fast ausschließlich mit den Wirkungen der Materie auf den Geist beschäftigt. Das hat aber der Entwicklung des ärztlichen Standes selbst bedenklich geschadet und die Folge war, daß der psychische Faktor im Leben des Arztes sich noch heute in rudimentärem und kaum entwickeltem Zustand befindet. Aber die Morgenröte des 20. Jahrhunderts ist gekommen und die Richtung, in der die Menschheit vorwärts schreitet, geht auf die verborgenen Kräfte der Natur zu. Die Ärzte müssen heute Psychologie studieren und ihren Lehrern in das weite Gebiet der geistigen Therapie folgen.

Ja, in dem Maß, als du deine Einheit mit dem unendlichen Geist des Lebens erkennst und dadurch deine latenten Möglichkeiten und Kräfte wirksam machst, wirst du Krankheit in Wohlsein, Dissonanz in Harmonie, Leiden und Schmerz in überströmende Gesundheit und Kraft verwandeln. In dem Maß, als du diese Ganzheit, diese überströmende Gesundheit und Kraft in dir verwirklichst, wirst du sie auch auf alle übertragen, die mit dir in Berührung kommen: denn du darfst nicht vergessen, daß Gesundheit ebensogut ansteckt wie Krankheit.

Furcht und Mangel an Glauben gehen Hand in Hand: das eine entsteht aus dem andern. Sage mir, wie stark du zur Furcht neigst, und ich will dir sagen, wie wenig Glauben du hast. Furcht ist der kostspieligste Gast, den wir bewirten können, ebenso wie Aufregung: beide sind so kostspielig, daß niemand Mittel genug hat, um sie zufriedenzustellen.

„Wohin gehst du?“ fragte ein Pilger im Osten, als er eines Tages der Pest begegnete. „Ich gehe nach Bagdad, um fünftausend Menschen zu töten“, war die Antwort. Einige Tage darauf traf der Pilger die Pest wieder bei ihrer Rückkehr. „Du hast mir gesagt, du wolltest nach Bagdad gehen und fünftausend Menschen töten“, sagte er, „aber statt dessen hast du fünfzigtausend getötet.“ „Nein“, antwortete die Pest, „ich habe bloß fünftausend getötet, die anderen starben vor Furcht.“

Willst du immer jung bleiben und den Frohsinn und das Überquellende der Jugend in deine reiferen Jahre mitnehmen? Dann achte auf eines: wie du in deiner Gedankenwelt lebst. Dadurch wird alles andere bestimmt. Gautama, der inspirierte Buddha, hat gesagt: „Der Geist ist alles; was du denkst, das wirst du.“ Und dasselbe meint Ruskin, wenn er sagt: „Mache dich zu einer Herberge schöner Gedanken. Niemand unter uns weiß bis jetzt — denn noch niemand hat es in früher Jugend gelernt — was für Feenschlösser wir mit schönen Gedanken erbauen könnten, die gegen alle Widerwärtigkeiten Sicherheit böten.“ Und möchtest du alle Elastizität, Kraft und Schönheit deiner jungen Jahre in deinem Körper bewahren? Bewahre sie in deinem Geist, indem du keinem unreinen Gedanken Einlaß gewährst, dann werden sie auch an deinem Körper in Erscheinung treten und du wirst finden, daß auch dein Körper deinen Geist unterstützt, denn der Körper hilft dem Geist so gut als der Geist dem Körper.

Die Zeit wird kommen, wo die Tätigkeit des Arztes nicht darin besteht, den Körper zu behandeln und zu heilen, sondern den Geist zu heilen, der dann seinerseits den Körper heilen wird. Mit anderen Worten, der rechte Arzt wird ein Lehrer, und seine Sorge wird es sein, die Menschen gesund zu erhalten, und nicht erst, wenn sie krank geworden

sind, ihre Heilung zu versuchen. Noch später aber wird eine Zeit kommen, wo jeder sein eigener Arzt ist. Je mehr wir mit den höheren Gesetzen des Lebens in Übereinstimmung kommen und mit den Kräften des Geistes bekannt werden, desto weniger wird uns unser Körper zu schaffen machen.

Bei der negativen Seite der Dinge sich aufzuhalten ist immer schädlich: das gilt vom Körper so gut wie von allem übrigen. In diesem Zusammenhang sind die Worte eines Mannes wertvoll und von Bedeutung, der seine vorzügliche Ausbildung als Arzt noch durch ausgedehnte Studien und Beobachtungen über die Wirkungen der inneren Kräfte vervollständigt hat. Er sagt: „Durch Betrachtungen über Krankheit können wir niemals gesund werden, so wenig als man durch Nachdenken über die Unvollkommenheit und Disharmonie vollkommen und harmonisch wird. Wir müssen umgekehrt stets ein hohes Ideal von Gesundheit und Harmonie vor unser geistiges Auge stellen. . . .

Sprich niemals etwas über dein Befinden, wovon du nicht wünschen kannst, daß es sich verwirkliche. Halte dich nicht bei deinen Leiden auf und studiere ihre Symptome nicht."

Man kann alles zusammenfassen in dem einen Satz: „Gott ist gesund und so bist du es auch." Du mußt nur dein *wahres Wesen* erkennen. Wenn diese Erkenntnis da ist, dann wirst du die Kraft haben, den Zustand deines Körpers selbst zu bestimmen, und du wirst auch wissen, daß du diese Kraft hast. Dazu mußt du aber deine Einheit mit dem unendlichen Geist erkennen und verwirklichen.

Schweigen.

Gedicht von *Friedrich Halm.*

Schweigen will ich!
Was sind Worte? — Schellengellingel!
Was sind Worte? — Kupferpfennige,
Beschnitten vom Wuchrer: Gebrauch,
Abgenützt vom Verkehr!
Nein! Fasse wer will in Worte
Unfaßbares und stammle kläglich
Unaussprechliches mühevoll her!
Ich verschmäh' es! Ich deiner würdig gebe
Dir Einzigen, das einzig Würdige,
Ein volles glühendes Herz
Und Schweigen!

Schweigen! Was ist Schweigen?
Bloß der Lippe den flüsternden Hauch,
Der Zunge die Bildung flüchtigen Klanges
Versagen? — Nein, es ist mehr!
Auch des Blickes aufleuchtenden Strahl,
Und das Zittern der Hand und das Zucken der Mienen,
Und des Herzens stürmischen Schlag
Gilt es bezähmen! — Ein üppig blühendes Leben
Strotzend von Mark und Gesundheit,
Das siedende Blut die Adern sprengend,
Zuckend jeder Nerv und jede Fiber gespannt,
Und nun den Sarg her, den Deckel auf,
Die schwellenden Glieder hineingedrückt,
Über dem Herzen, dem pochenden Herzen,
Die bebenden Hände gefaltet,
Nun den Deckel drüber! — Die Seile schnarren!
Erde drauf! Ein Kreuz dazu!
Lebend begraben sein und leben
Jahre der Qual, Jahrzehnte des Jammers,
Das ist Schweigen!

Schweigen will ich!
Und was ist denn ein Wort? — Ein Steinwurf
In des Weihers ruhendem Gewässer;
Der Kiesel versinkt, die Kreise verschwimmen,
Und seiner wird nicht mehr gedacht!

Was ist ein Wort denn? — Ein Rütteln am
Stamme;
Grüne Blätter rauschen herunter,
Unbewegt strahlt die schwellende Frucht!
Was ist ein Wort denn? — Ein zuckender Blitz;
Aber die Wolke zieht weiter,
Der Regen versiegt, blau wird der Himmel,
Und seiner wird nicht mehr gedacht!

Warum denn schweigen?
Lieder begrüßen den Lenz,
Nachtigallengeflöte durchzittert
Mit Wohllaut den duftenden Hain;
Die Quellen singen, der rauschende Strom
Und des Waldes Wipfelgebraus
Tönen Lieder der Wonne, Hymnen des Lebens
Und ihr keine Lieder? — Keine Lieder
Meines Lebens strahlendem Frühling,
Denn vor ihr war Winter und Nacht!
Davids Lieder bändigten Saul,
Und keiner Lieder heilende Klänge
Meiner Seele nachtendem Unmut,
Meines Leides lichtscheuem Wahnsinn?
Schweigen, trostloses Schweigen!
Warum denn schweigen?

Schweigen will ich!
Keiner Träne Fall trüb' ihr der Seele
Heiter ruhenden Wellenspiegel,
Keines Seufzers schmerzlicher Hauch durchrausche
Wie Sturmesatem des Forstes Wipfel
Ihres Gemütes friedliche Stille,
Kein Aufschrei der Klage umnachte
Mit des Zweifels düst'rem Gewölke
Ihres Wesens heilige Klarheit,
Schweigen will ich und quillt mir ein Lied auf,
Unhemmbar in pochendem Herzen,
Sei es wie jener Altar der Athener
Dem unbekannten Gotte geweiht,
Wie Aeolsharfengetön entsteh' es, verweh' es,
Entspring es, verkling' es und der Rest sei
Schweigen!

Aufs Hocheck.

Ein Spaziergang in der Heimat.

Nördlich vom breiten sonnigen Mürztal, der ganzen Länge nach, liegt schönes Hochgebirge. Aber vom Tale aus sieht man's nicht. Es steht ein Wall von mäßig hohen Vorbergen dazwischen. Diese werden von Gräben und Einschnitten durchbrochen, die entweder den Bächen entlang oder über Bergpässe in die hinteren Alpentäler führen und an den Fuß des Hochgebirges.

Manchmal wandere ich gerne durch einen solchen Graben und steige auf einen Gipfel der Vorberge, um jenseits in die grünen Hochtäler hinabzuschauen oder die silberweißen Felsen des Gemsgebirges zu sehen.

So bin ich eines taufrischen Frühmorgens von der Bahnstation St. Marein im Mürztale aus durch den Stollingergraben hinaufgegangen. Da ist eine gute Straße und hinter dem Dorfe St. Lorenzen steht ein Bildstock mit der Inschrift:

„Wanderer!
Hier ist der Weg zur großen Gottesmutter in der Zelle,
Beeile deine Füß', bereite würdig deine Seele.
In Trauer Trost, in Zweifel Rat, Vergebung tiefbereuter Sünden,
In Kleinmut Kraft, in Siechtum Heil, in Armut Hilfe wirst du finden."

Zwei Sommerfrischjungen standen davor, lachten über den Spruch und nannten ihn eine Reklameannonce. Im Geiste derer mag es so sein. Den Gläubigen ist er mehr. Ich bin wohl auch von einigen der im schönen Spruche genannten Lasten bedrückt, aber nach Mariazell, das von hier noch zehn Stunden weit drin im Gebirge liegt, konnte ich nicht. Mir genügte der einsame Graben mit dem rauschenden Wasser und den

dunklen Waldlehnen an beiden Seiten. Ein Bauer vorher hatte mir diesen Graben so bezeichnet: „A Hulzsag und a Wirtshaus.“ Aber im Graben wühlen an Berghängen moderne Schatzgräber. Bergleute suchen nach Kalkstein, Erz oder Magnesit. Nach einem Stündlein behaglichen Wanderns stand vor mir über der emsig schnarrenden Holzsäge eine stellenweise grünbewachsene Felswand; an ihr gabelt sich der Graben. Man hält sich rechts, kommt nach zwanzig Minuten zu einer zweiten Gabelung, dort steht das Wirtshaus. Hier den Grabenweg links und nach vierzig Minuten Steigung kommt man auf den Paß. Aber ich will ja kein Touristenführer sein, will vielmehr von vier Schustern sagen. Durch diesen Stollingergraben nämlich hatten mich drei Schustergesellen und ihr Meister eingeholt, die mit Zeugtrüheln und Leistenbündeln vom Mürztal in die Ster gingen nach Turnau. Denn es war der Woche Anfang. Sie hatten es nicht eilig, gingen auf meinen langsamen Schritt ein und einer von ihnen meinte, der Weg sei gleich kurzweiliger, wenn man mit einem Menschen marschiere.

„Seid ihr denn keine Menschen?“ mußte ich fragen. Denn mit einem kleinen Neckwort heimelt man sich gegenseitig am leichtesten an.

„Nein, lieber Herr, wir sind Schuster.“

Damit war das Gespräch auf lustige Weise eingeleitet. Der graubebartete Meister, der, ohne etwas zu tragen, mit seinem Stecken eine Weile hinten dreingegangen war und nichts gesagt hatte, rief jetzt plötzlich: „Bauern sind wir und keine Schuster!“

Da lachten die Gesellen über Bauern, die keinen Acker hätten, sondern ein Bündel Leisten auf dem Buckel. Nun blieb der Meister mitten auf dem Wege stehen, stellte sich seinen Stecken hinterseits als Spreize und begann einen merkwürdigen Vortrag über Bauern und Herren. Er stand dabei nur an seine drei Gesellen gewendet, als ob ich nicht vorhanden wäre. Ich trug städtisches Gewand und „Glasaugen“ über der Nase. Solche Leute zählen nicht im Stollingergraben.

„Buben!“ sagte er mit lauter Gewichtigkeit, „merkt euch das. Auf der Welt gibt's nur zwei Leutgattungen: Bauern und Herren. Die Bauern, das sind solche, die was bauen, was machen und leisten können. Der Landmann baut Korn, der Zimmermann baut Häuser, der Schuster macht Schuhe, der Schmied macht Nägel. Drei Stunden lang kunnt ich aufzählen. Jeder, der mit seiner Arbeit mittut, die Welt aufzubauen, ist ein Bauer.“

Das schien mir nicht uneben. Aber nun kam es „uneben“.

„Und die Herren!“ fuhr er in gehobenem Tone fort, denn es rauschte der Bach und jemand konnte schwerhörig sein. „Die Herren, das sind solche Leut, die nichts können, nichts bauen und nichts schaffen, die alleweil ihre Hand aufhalten müssen, daß sie von anderen etwas

kriegen, um nit zu verhungern und nit zu erfrieren. Die nach allen Seiten hin alleweil nur sagen: Her, her! Bauer, gib her! gib her! Her mit deinem Korn, her mit dem Rindsbraten, her mit dem Wein, her mit dem Stiefel und Rock! Her, her damit! Und so einer, der sonst nichts kann, als alleweil nur hersagen, heißt Herr." Diese sozialökonomische Vorlesung wurde mir nur dadurch einigermaßen bedenklich, weil zum Schlusse derselben der Schuster mit einem ahlspitzen Blick auf mich herstach, als sei ich das richtige Demonstrationsobjekt für seinen „Herrn". Die drei Schustergesellen lachten und diese sozialdemokratische Unterscheidung zwischen Bauern und Herrn war eigentlich nichts Neues, ich hatte sie schon vor fünfzig Jahren gehört. Als wir an einer Wegzweigung auseinandergingen, hielt der Meister mir seine Hand hin und sagte barsch: „Gib her!"

„Was denn?" fragte ich und umspannte fester meinen Stock. „Wollt denn ihr jetzt Herr sein?"

„Deine Hand gib her und sei nit bös."

So sind wir auf sehr gute Art auseinandergekommen. Aber als sie den steilen Bergweg hinanstiegen gegen den Bauernhof, wo sie die ganze Woche fleißig Leder nähen und Schuhe zusammennageln sollten, während ich nur so zur Ergötzung im Gebirge umherstrich und dabei leidlich essen und trinken wollte, dachte ich dem Manne nach: Ganz unrecht hat er nicht.

Eine Stunde später auf dem Passe. Nicht leicht etwas Köstlicheres kenne ich, als die letzten Schritte vor einer Paßhöhe im Gebirg. Mehrmals, wenn es scheint, man sei schon oben, kommt noch ein Ruckerl, bis sich's endlich ganz flacht und lichtet. Noch der weiße Himmel, dann kommt weit hinten eine blauende Spitze hervor, mit jedem Schritt taucht sie höher auf und neben ihr andere und andere, bis das weite Halbrund der jenseitigen Welt völlig dasteht.

Auf dem Poguschpaß stand vor mir das Schwabengebirge. Luftig und blau. Davor lag das vielgestaltige, behügelte, mit gelben Kornfeldern, grünen Matten und dunklen Wäldern bestreute Hochtal von Aflenz und Turnau, das sich hinten durch die Schluchten der Fölz und Seewiesen ins Felsengebiet verliert. Rechts in der Ferne fremdet uns die ungewohnt scharfe Spitze der Veitsch an, während der Hochschwabenstock und die Tragößer und Eisenerzerberge sich geradeso bieten, wie an anderen Hochpunkten des Mürztales. Vollständig wird die Naturschönheit natürlich erst durch das Wirtshaus, das auch auf diesem Joche steht. Es ist ein altes Hospiz, dessen jetziger Besitzer, wenn ich nicht irre, den guten Bergnamen Frischblut führt. Wenn wir mit Butter und ein paar Gläsern Milch auch unser Blut erfrischt haben, dann steht das Gebirgsbild noch einmal so schön da. Gerne versetze ich mich in das Gemüt

jener Mariazeller Wallfahrer, die weit vom Flachlande herkommen und an dieser Stelle zum erstenmal das Hochgebirge nahe vor sich haben. Die einen sind enttäuscht und die anderen erschrecken. Und eine dritte Gattung sumpert blöde und dumpfig vor sich hin und betet den Psalter hier gerade so gedankenlos ab, wie überall. Nur wenigen schreit vor der Alpenherrlichkeit anbetend, jubelnd das Herz auf: Herrgott, da bist du ja! Er ist freilich überall, doch in einem neuen großen Naturbild wird man ihn oft ganz plötzlich inne, und hochheiliger Sonntag ist, wenn die sehnende Seele das erstemal vor dem Meere steht oder vor dem hohen Gebirg.

Wie schön leitet die Straße niederwärts ins Turnauertal, wie lockend lädt sie ein, mitzukommen ins freundliche Dörfchen hinab und weiter nach Seewiesen, über den Seeberg nach Mariazell. Es ist einer der wunderbaren Sonnentage des vorigen Sommers und ich bleibe auf der Höhe. Ich wende mich links und steige über Almmatten, wo Vieh weidet und durch Lärchenbestände, in dem ein Specht hackt, noch höher hinan. Ich komme zu einem weißen Kirchlein, das in der Scharte des Bergrückens steht. Durch das vergitterte Türfensterchen gucke ich in den dunklen Raum. Kühle, moderige Luft, die Wände voll Heiligenbilder und doch Der auf dem Altare mutterseelenallein. Wie kann man den Allüberallgeist so einsperren wollen? Im Freien unter einem Fichtenbaum steht die Kanzel.

Diese einsame Kleinhäuslerwirtschaft Gottes wird das „Himmelreich“ genannt, aber mir kam kein großer Gedanke und keine weihevolle Stimmung; hätte es nur gerne wissen mögen, weshalb man gerade hier eine Kirche gebaut hat. Das Volk, dachte ich, wüßte gewiß Bescheid und habe eine sinnige Sage. Als ich später noch höher oben einen Ochsenhalter befragte, antwortete er: „Olli Johr amol steign eh Kirchfohrter auffa. Da Poguschwirt bringg hisch a Bier on.“ — Das waren die Geheimnisse des „Himmelreiches“.

Das Gebirgsbild hatte sich noch mehr ausgebreitet, aber mein Auge trachtete der Scholle zu, nach der Spur einer Quelle suchend. Derlei gibt's da oben nicht. Aber Schwarzbeeren fanden sich, die labten Zunge und Gaumen. Und dabei erinnerte ich mich, wie vor etwa fünfunddreißig Jahren in einem steirischen Walde drei Studenten Beeren suchten. Der eine pflückte Schwarzbeeren, der andere Blaubeeren und der dritte Heidelbeeren. Und diese drei Beeren wuchsen auf *einem* Kraut, nur daß sie von den drei Studenten je nach ihrem Lande verschieden benannt waren. „So“, sagte damals einer, „wie mit diesen Beeren ist es mit den Katholiken, Protestanten und Russischgriechen. Verschiedene Namen und doch der *eine* Adam.“ Es hat Zeiten gegeben und ich selbst erlebte ihrer, wo man ob solchen Gleichnisses gesteinigt werden konnte.

Erfrischt von den Schwarzbeeren ging ich weiter und war in wenigen Minuten auf einer Höhe, das Hocheck genannt. Ein Tisch, eine Bank und eine Wegweisertafel stehen auf dem höchsten Punkt.

Der Berg zieht sich gegen Westen hin weiter und steigt bis zur Zebererhöhe. Doch ich begnügte mich mit dem 1325 Meter hohen Hocheck, das dasselbe bietet. Auch bei Krieglach ist ein Hocheck, und sogar ein höheres, als das, es ist ein Ausläufer der Veitsch und entfaltet die Neubergeralpen. Ich ziehe aber dieses bei St. Marein vor, es ist ein so bequemer Fußschemel, eine so wohlgelegene Aussichtswarte. Da stehen noch hochschaftige Lärchen, trotzdem ist freier Blick genug zum Ausschauen in zwei recht unterschiedliche Landschaften. Drüben das vielgegliederte, in scharfen Lichtern strahlende Felsengebirge; hüben das weite Mürztal von Bruck bis Mürzzuschlag mit seinen hingelegten sanften Waldbergen und Almen.

So von oben herab wollte ich's nun wieder einmal sehen, weiter hatte es keinen Zweck.

Ich hatte vorgehabt, auf dem hohen Anger mich hinzulegen und stundenlang die Berge und die Täler und die weißen Wölklein des Himmels anzuschauen. Aber ich tat es nicht, die Sonne brannte zu unbarmherzig nieder und selbst die Lärchenschatten gaben keine Labe. — Wann sonst hat mich je die Hitze von einem Berg herabgejagt?

Am späten Mittag in Marein angekommen, war ich müde bis zur Erschöpfung und durstig bis zum Verschmachten, aber die arme Seele hatte Ruhe. Nun war es wieder einige Zeit auszuhalten im Tale.

Hoamlond-Gsanga.

Von Hans Mittendorfer.

's Dirnderl, halt ja!

's Dirnderl, halt ja, halt ja,
's Dirnderl is gschmah, is gschmah,
's Dirnderl is nett, is nett,
Wann igs na hätt!

Wann's in an Bacherl schwamm
Und i als Fischa kam,
Anglat i bis igs hätt.
Schwimmt aba nöt.

Fliagat's, wia d' Vogerl fliagn,
Müaßat i Flügln kriagn,
Fliagat gschwind hintadrein,
Holats bald ein.

Wann's war a Rosn worn,
War i a scharfa Dorn;
Nahm ma wer d' Rosn weg,
Stechat ign keck.

Weil's na koa Fisch nöt is;
Stumm war's ja heili gwiß
Und i hab's gar so gern,
Kann igs wo hern.

Vogerl, mir bangt, mir bangt,
Daß di da Habi fangt;
D' Rosn hat üba d' Nacht
Einbüaßt ihr Pracht.

Weils no dös alls nöt is,
Gschiachts do viel leichta gwiß,
Daß i ma's zuwa ziag
Und 's Herzerl kriag.

Leib und Seel, Fleisch und Bluat,
Jung und schen, herzensguat,
Dirndl, mei Schatz muaßt wern,
Weil ma zsammghern!

Han ma wahrsagn lassn.

Han ma wahrsagn lassn glei.
Was i ghert han, gfallt ma frei.
— Is wohl a koa Alti nöt
Dö so ghoamnisvoll hat grödt —:

„Kimm nöt z' spat und kimm nöt z' fruah,
Denn da is ja 's Türl zua;
Offn is 's sperranglweit
Netta zu da rechtn Zeit.

Woaßt as nöt, so laß dar's sagn;
Kannst as aba nöt dafragn,
Wan da Wind, da richti geht
Und dö Glückstür offn steht:

Bist a jungs, a lustigs Bluat;
Stöck a Kerschblüh auf'n Huat,
Sing dabei a munters Liad,
Geh dein Weg mit leichtn Gmüat —

's Glück is da und dort dahoam.
Jabl spielts an alte Moahm;
Jabl is 's a Dirndl sein —
Dort kunnt 's Türl offn sein!"

Und wann an vanzigs Blattl fallt ...

Und wann an vanzigs Blattl fallt,
Is d' Rosn nimma voll und ganz.
Und wird an vanzigs Sterndl kalt,
Da Himml hat an mattern Glanz.

Bist wiar a Rosn volla Pracht,
Voll Duft und Frischn, herzigs Kind;
Gib guat auf d' Rosnblattln acht,
Es geht a hübsch a rauha Wind.

Du hast an Himml volla Stern
Im Herzn, volla Glück und Freud;
Gib acht, daß koa nöt ausglöscht wern,
Im Finstern kimmt koa Mensch nöt weit.

Hätts gstreimlt und bußt.

Hätts gstreimlt und bußt
Und hätts gern ghabt als wia;
Doh koa Freud und koa Lust
Traut si zuwa zu mir.

Koa Lust und koa Freud
Wia vawichani Zeit;
Wia ön Wintafrost d' Schwalbn
Scheucht mi 's Glück allnthalbn.

Allnthalbn, wo i geh,
Wiar an angschoßns Reh,
Reißt's aus und vaschwindt,
Daß ig's kam wieda find.

Doh koa Weg is ma z' lang ...
Is 's mei Willn? Is 's a Zwang?
Is 's Segn oda Fluach,
Daß ig's überall suach?

Lenzl.

Lenzl, geh, geh,
Tua da nöt weh
Mit da Faulenzerei
Beim Ofn hibei,
Daß d' di nöt ebba brennst
Und aft hernach trenzst —
Lenzl, geh, geh,
Tua da nöt weh!

Lenzl, schau, schau,
Dei Herr und dei Frau
Dö san nöt recht gscheit.
Hab'n mit dir nöt viel Freud;
Sö radern si z' tot,
Da wars um di schad —
Lenzl, schau, schau,
Dei Herr und dei Frau!

Lenzl, so drah
Ön Kopf amal gah,
Dös Dirndl schau an,
Dös mecht di zum Mann.
Und daweil 'n aso plangt,
Hats an andra daglangt —
Lenzl, so drah
Ön Kopf amal gah!

Lenzl, paß auf,
Heut sag i nöt: lauf!
Geh, hol mar ön Tod,
Du bist da recht Bot;
I mecht holt, woaßt, gern
Tausend Jahr alt wern —
Lenzl, paß auf,
Vargiß fein nöt drauf!

Hoamkehr.

's Gwandl gstaubi, 's Schuahwerk z'rissn
Und valorn dö beste Kraft —
Was i gsehgn han, mechts gern wissn,
Auf da weit'n Wandaschaft:

Sunn und Regn und Blüah und Reif'n;
Wald und Felsn nebna Weg;
's Glück vor meina, grad zum Greifn,
Abar umi niar an Steg.

Rechts da Glaubn und links da Zweifl,
Vorn dö Dummheit, hintn 's Geld,
Drobn da Herrgott, drunt da Teufl,
In da Mitt — dö gfoppte Welt!

Rundblick.

So hoch ma steht, so weit ma siacht,
Is d' Welt so schen und 's Lebn so liacht,
Daß 's schier koan andern Gleich nöt hat,
Als wiar a Herz voll Gottesgnad.

Vierzeilige.

Auf'n Stoan sitzt a Krahn,
Schaut si d' Gegnd a weng an
Und wann's gschaut gnua hat, fliagts
Wieda langsam davon.

I sitz mi auf'n Stoa,
Schau ma d' Krautackar an —
Wann i fliagn kunnt, i machat's
Halt grad als wia d' Krahn.

*

Am Sunniwendtag
Is mei Dirndl geborn;
Von dort an san d' Tag kürza
Und d' Nacht länga worn.

*

Zwen Manna marschiern
Aba nia z' gleicha Fuaß:
Dar oan hoaßt „Unmigli",
Dar anda hoaßt „Muaß".

*

Und wissat ig's gwiß,
's Paradies gherat mein —
Wanns koa Everl nöt gab,
Mecht i Adam nöt sein.

*

Da Kürbis und Krautkopf
San zwoa dicki Freund
Und es freut si an iada,
Wann d' Sunn recht schen scheint.

*

Im Bacherl im helln,
Steht a scheni Forelln
Und nu nia in ihrn Lebn
Hats an Laut von ihr gebn.

Im Bacherl drin stehn,
Dös kunnt i wohl gen;
Stad sein herentgegn
Bracht i nöt so lang z'wegn.

*

A sternhelle Nacht
Is zum Fensterln wia gmacht;
Is 's aba stockfinsta
Zum Dirndl findst a.

*

Siach i an Bock,
Sperr i 's Hausgartl zua,
Sunst hätt an mein Rosenstock
D' Rosn koa Ruah.

*

Du moanst, daß i moan,
Du hast gmoant, es war gnua;
Daweil moan i, du moanst,
Es ghert nu was dazua.

*

Wann da Tau nöt z'erst fallt,
Kann da Nebl nöt steign;
Und mir kinnan nöt tanzn,
Wann d' Spielleut nöt geign.

Und d' Spielleut, dö spieln nöt,
Wann mir nöt brav zahln;
Und mir zahln nöt, wann uns
Eahni Tanzl nöt gfalln.

*

Wia heut mehr mei Schneida
Mit'n Bügleisn rennt —
Mei Herzerl is seida,
Wia leicht war's vabrennt!

*

Dei Herz hat an Schlag
Wiar a Glöckerl zum Hern
Und i losat all Tag
Auf dös Läutn so gern.

*

Was zsammghert, ghert zsamm:
Ohne Stock wachst koa Stamm
Und heirat mei Bua
Sag i 's Jawort dazua.

*

Windfahnl, Windfahnl,
Drah di na gschwind
Und richt da dei Kitterl,
Glei kimmt a, da Wind.

Laß's wachln dei Kitterl
Und stell di nöt dumm,
Er waht di und blaht di
Und draht di rundum.

*

Da Dummi und 's Glück
San all zwoa wutzldick,
Wutzldick, kuglrund,
Kuglrund, pumperlgsund.

*

Wann ma d' Wünsch leicht dabittat,
Sparast d' Arbeit af d' Letzt,
Wann oan 's Schicksal nöt schmiedtat,
Wurd ma nöt fest.

Der Egerländer Bauer am Sonntag.

Von Professor **Johann Bachmann.**

Wie der Böhmerwäldler oder Erzgebirgler, so ist auch der Egerländer Bauer ein Volkstypus mit so charakteristischen Bräuchen, daß es sich der Mühe lohnt, ihm in seiner Erholungszeit, dem Sonntag, nachzugehen, um jene mit ganzer Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Feierliche Stille lagert an diesem Tage bis in die spätere Morgenstunde über Haus und Hof. Die einzige Arbeit, welche heute gewöhnlich des Besitzers harrt, ist die Fürsorge für die Bewohner seiner Stallungen.

Am eiligsten hat es morgens die Bäuerin. Sie will in den Frühgottesdienst, die Frühmesse, zurechtkommen; denn nach ihrer Rückkehr aus der Kirche wartet ihrer die Bereitung des Mittagessens.

Bald steht denn auch das Frühstück, eine große Schüssel mit dampfender Milchsuppe, in der Mitte des weißgedeckten quadratischen eichernen Tisches, an dem die gemeinsamen Mahlzeiten stattfinden. Nach einem kurzen Tischgebet holt ein jeder Teilnehmer dieser nie verschmähten Arbeit seinen Löffel, der unter der Tischplatte am Tischrahmen in einem Riemchen steckt, hervor und führt ihn mit voller Ladung — Teller sind nämlich bei der ersten Tagesstärkung überflüssiges Gerät — unmittelbar aus der Schüssel zum Munde. Hierauf werden nach beendeter Mahlzeit die Löffel am Saume des Tischtuches gereinigt und in dem schon genannten Riemchen wieder aufgehängt.

Dem Gange der Bäuerin zur Frühmesse schließt sich der Hofbesitzer nur dann an, wenn er durch eine außergewöhnliche Arbeit, die fast den ganzen Sonntag in Anspruch nimmt — wie das Einführen des Heues oder Getreides, kurzweg Einfahren genannt —, verhindert ist, mit den übrigen Hausgenossen in die Predigt und das Hochamt zu gehen, was er sich sonst nicht gern entgehen läßt.

Die Überwachung des so still daliegenden Gehöftes ist dem Großvater und der Großmutter (dem Oana und der Wawa) oder einem alten Dienstboten (einer Hauswurz), den man früher fast in jedem Hofe finden konnte, übertragen. Ihnen steht als treuer Wächter der alte Kettenhund Sultan (der Suitl) zur Seite.

Rüstig dahinschreitend, schmaucht der Hofbesitzer auf dem Wege zur Kirche aus seiner kurzen Holzpfeife, die ihm ein nicht zu entratender Begleiter ist und auch seinen Sonntagsrock nicht entehrt, seinen Ordinären oder Kommiß, den letzteren mit um so größerem Behagen, da er ein Präsent seines beim Militär dienenden Sohnes ist, welcher von Zeit zu Zeit als Entschädigung für das übersandte Kleingeld, die Weihnachs- und Ostersemmeln und den Kirchweihkuchen einige Päckchen Kommißtabak

schickt, auch wenn er diese erst — er raucht ja selbst gar so gern — von einem Kameraden erwerben mußte.

Die meisten Kirchenbesucher versammeln sich vor dem Gottesdienste auf dem Kirchenplatze und in einzelnen Gruppen stehen Freunde und Bekannte beisammen; auch neue Bekanntschaften werden angeknüpft. Erst beim Zusammenläuten wird in die geweihten Hallen eingetreten. Doch noch viel Wichtiges ist heute zu erzählen; deshalb will man sich nach beendigter heiliger Handlung im Gasthause treffen.

Der Predigt und dem Hochamte wird mit solcher Andacht beigewohnt, daß sich selbst Bekannte kaum einen stummen Gruß zunicken. Die erquickende Kühle im Gotteshause und die der harten Wochenarbeit folgende Ermüdung bewirken, daß der stille Beter in einen tiefen Schlaf versinkt, der sich durch lautes Schnarchen bemerkbar macht und bei seiner Nachbarschaft ein kaum zu unterdrückendes Lachen hervorruft.

Nach der Kirche, wie die religiöse Zeremonie auch kurz genannt wird, geht's in der Regel geradewegs nach Hause: allein heute ist dies unserem Girgl nicht möglich. Er muß sein Wort halten und ins Wirtshaus, wo ihn sein Gevatter erwartet. Außer diesem trifft aber Girgl dort auch Verwandte und Bekannte, so daß er gleich nach gepflogener Umschau erkennt, daß er heute wohl schwer rechtzeitig loskommen werde.

Und richtig! Die Unterhaltung gestaltet sich sehr lebhaft; es gibt ja doch so vieles über die Familie, den Viehstand, die Ernteaussichten und das ganze Dorf zu berichten, daß niemand ans Fortgehen denkt.

Dem Girgl wird es gar leer im Magen, denn die Glocken verkünden bereits die Mittagsstunde; doch da die ganze Gesellschaft so fest sitzt, als ob sie mit den Stühlen verwachsen wäre, so will er selbst den Anfang zum Gehen machen mit dem Hinweise darauf, daß er zu Hause Geräuchertes mit Knödeln aus Gerstenmehl (girstana Knüala) und Sauerkraut zu erwarten habe. Allein, da ihm fast einstimmig geantwortet wird, daß er das Geräucherte mit Kraut und Knödeln auch abends essen könne, wenn die letzteren auch etwas (!) fester seien — man weiß nämlich, daß es bei Girgl hier und da vorkomme — so fügt er sich mit Ergebung in sein Schicksal und befriedigt seinen knurrenden Magen mit einem Schweinebraten.

Unter regem Meinungsaustausch entschwinden rasch die Nachmittagsstunden und allmählich lichtet sich die Tafelrunde. Ein allgemeines Verabschieden entfällt, was keineswegs übel aufgenommen wird, da man weiß, daß man dadurch nur zurückgehalten würde. Ein jeder sagt es bloß seinem Tischnachbar, indem er ihm beim Abschiede heimlich die Hand drückt, daß er sich davonschleiche, und so geht dies fort, bis sich immer größere Lücken in der Gesellschaft zeigen.

Geht die Sonne zur Rüste, so treten auch die letzten den verspäteten Heimweg aus dem Vormittagsgottesdienste an. Sie beanspruchen dann auch keine Begleitung, da sie infolge ihres weniger sicheren Ganges den nicht allzubreiten Fahrweg zumeist für sich allein benötigen; nicht selten gefallen sich solche verspätete Kirchgänger unter lebhafter Gestikulation auch in der Rezitation von Monologen.

Girgl läßt die Vorwürfe seines pflichteifrigen Weibes ruhig über sich ergehen, holt sich sein Mittagessen selbst aus der Bratröhre und verzehrt es mit sichtlichem Appetit, worauf er unauffällig von der Bildfläche verschwindet, um sich von den Anstrengungen des geendeten Tages zu erholen.

Es war eine Entgleisung. Eine solche ereignet sich vielleicht erst nach Monaten wieder.

Gewohnheitsgemäß lenkt sonst Girgl nach empfangenem Worte Gottes seine Schritte der Behausung zu und gönnt sich nach dem Mittagessen, da es Sonntag ist, ein Mittagsschläfchen, wozu er sich in der warmen Jahreszeit den duftenden Heuboden erwählt. Nach einer etwa zweistündigen Rast unternimmt er im Frühling und Sommer regelmäßig einen Gang durch seine Felder, natürlich die unentbehrliche Pfeife rauchend. Er freut sich der üppig keimenden Saat, der saftig emporschießenden Halme, der vollen Ähren und berechnet zufrieden im Kopfe, auf welchen Erlös er bei glücklicher Ernte für das zu verkaufende Getreide rechnen könne.

Da ihm der vor wenigen Monaten getroffene Unfall noch gut im Gedächtnisse haftet, so weicht er der Dorfstraße aus und sucht auf einem Seitenwege seine Wohnung zu erreichen. Doch gefehlt! Heute ist die Kegelbahn des Wirtshauses, welche nach der Außenseite der Ortschaft liegt, außergewöhnlich zahlreich besucht und Girgl wird durch die Neugierde veranlaßt, sich die laute Gesellschaft anzusehen. — Es sind Sonntagsausflügler aus einer benachbarten Gemeinde.

Anfangs hält sich Girgl in respektvoller Entfernung und lauscht mit stillem Vergnügen den spaßigen Bemerkungen manches Zechers. Nicht lange währt es, so erkennt einer der lustigen Gesellen in ihm einen ehemaligen Freund und Kriegskameraden und nun wird er, mag er auch noch so sehr abwehren, als Mitglied der feuchtfröhlichen Gesellschaft inkorporiert.

Die Versorgung sämtlicher Haustiere muß heute die Bäuerin, höchstens von einem halbwüchsigen Burschen oder Mädchen unterstützt, auf sich nehmen.

Da die auswärtigen Gäste den Heimweg nicht zu fürchten brauchen — es ist nämlich heller Mondschein — so begibt sich die ganze, teilweise schon angeheiterte Gesellschaft bei hereinbrechender Dunkelheit in die Schenkstube, wo mit bereits anwesenden Gästen manch neue Freundschaft geschlossen wird, was zur Erhöhung der Geselligkeit beiträgt.

Girgl, der heute leider einer Abirrung von der pflichtgemäßen Bahn wieder nicht zu entrinnen vermag, muß den gebieterischen Forderungen seines Magens gehorchen und verzehrt entweder eine Portion Wurst, einen Teller Sulze (Gschondns), Beuschel (Gschnattl) oder Sauerbraten (Saures); sonst weist die Wirtshausküche nichts auf. Ein Wecken, mit dem die etwaige Sauce bis auf den letzten Tropfen ausgetunkt (ausgetuntscht) wird, hilft die größeren Lücken des Magens auffüllen; bemerkt sei jedoch, daß sowohl bei Girgl als auch bei seinen Standesgenossen das Essen im Wirtshause zu den Ausnahmen zählt.

Die auf einer Ziehharmonika gespielten Weisen halten die Fröhlichkeit aufrecht, die schließlich ihren Höhepunkt erreicht, als ein Übermütiger die Wirtin erfaßt und sie trotz alles Sträubens einigemale im Kreise herumwirbelt. Seinem Beispiele folgen auch andere Zechgenossen, und da die Wirtin das einzige anwesende Weibsbild ist, so paaren sich die Tänzer zur Befriedigung ihrer Tanzlust — ein urkomischer Anblick.

Um noch bei Mondschein den Ausgangspunkt ihrer Bierreise zu erreichen, verabschieden sich die auswärtigen Gäste, was freilich längere Zeit in Anspruch nimmt, da zur Besiegelung der Freundschaft noch einige Stehbiere getrunken werden. Ein vollständig Kampfunfähiger wird von zwei Trinkgenossen in die Mitte genommen und auf diese Weise ans erwünschte Ziel gebracht.

Gewöhnlich kehrt aber Girgl von seinem Gange durch die Felder rechtzeitig heim, versorgt mit sonst üblicher Pünktlichkeit die vierfüßigen Insassen seiner Besitzung und trifft auch die nötigen Vorbereitungen für die Arbeiten der soeben begonnenen Woche; häufig meidet er auch längere Zeit das Gasthaus ganz, namentlich nach einem durstigen Abend oder vor einer unaufschiebbaren Arbeit — wie der Ernte.

Der regelmäßige Wirtshausbesuch fällt auf die Sonntage der Wintermonate. Beherrscht da Girgl mit seinen Freunden die Schenkstube allein, so behält er wohl auch die Mütze oder den Hut auf dem Kopfe; doch gibt er's heute nach den Bemerkungen seiner Umgebung nobel und raucht nicht aus seiner Holzpfeife, weil sie ihm, wie er zur Entschuldigung vorbringt, nicht schmecke, sondern eine Kurze. — Große Auslagen macht er sich durchs Rauchen nicht.

Die Gäste sind um mehrere Tische gruppiert: Hier spielen sie Karten, zuerst Schafkopf, Brandeln oder Schachtelreiben und später, wenn das Blut bereits lebhafter pulsiert, Zwicken, Färbeln oder Einundzwanzig, auch Hoppen genannt; dort feilschen zwei Gäste um ein Paar Ochsen, während die anderen am Tische Sitzenden ihre ganze Beredsamkeit aufbieten, daß der Handel zustande komme, da ihrer ein Freibier winkt; einige Gäste am dritten Tische vergnügen sich damit, daß sie einander zum besten halten, womit sich der Egerländer, nachdem

durch den Genuß einiger Biere seine sonstige Wortkargkeit geschwunden, sehr gern unterhält, was jedoch zuweilen zu ärgeren Konflikten führt, wenn nicht ein Besonnener vermittelnd eingreift.

Zumeist ist es schon vor Eintritt der Mitternachtsstunde in der Wirtsstube still und finster; heute aber hat sich unerwarteter Besuch eingestellt, zwei fahrende Musikanten — ein Geiger und ein Dudelsackpfeifer. Gleich beim ersten Anblick dieser beiden Gestalten meint Girgl: „Das kann heute schön werden!“ Und so ist es auch.

Bald regt sich bei den Klängen der landläufigen Instrumente die Tanzlust und plötzlich erscheint ein unternehmender Bursche mit einer Dorfschönen, die er sich aus den vor dem Wirtshause angesammelten Zuhörerinnen herausgeholt, und hebt zu tanzen an; seinem Beispiele folgen auch andere Kumpane, so daß sich unerwartet eine mehrstündige Tanzunterhaltung entwickelt.

Die Tänzerinnen verschwinden, nach und nach auch ein Teil der Tänzer, während unter den noch anwesenden wenigen Gästen bis spät nach Mitternacht die fröhlichste Stimmung herrscht. Plötzlich durchzuckt einen von ihnen der schalkhafte Einfall, zu einem nächtlichen Besuch auf einen „Schwarzen“ bei seinem Nachbar Z., der als Knauser gilt, aufzufordern, was sowohl von den Burschen als auch von den Männern mit großem Jubel begrüßt wird.

Unter Vorantritt eines Laternenträgers, dem die beiden Musikanten spielend folgen, setzt sich der kleine Zug in Bewegung. Z. vermag sich der Forderung der unerwarteten, späten Gäste nicht lange zu verschließen, da das Poltern ans Hoftor immer heftiger wird. Der Zweck des Besuches bedarf erst keiner weiteren Erörterung und während die Bäuerin den Schwarzen bereitet und die eine Tochter das notwendige Porzellan herbeiholt, wird mit den anderen unterdessen ebenfalls erschienenen Weibspersonen an ein Tänzchen geschritten.

Dem Schwarzen wird tüchtig zugesprochen, worauf bald unauffällig ein nächtlicher Eindringling nach dem anderen verschwindet, bis schließlich die letzten drei unter Staunen bemerken, daß sie nur noch allein den Kampfplatz behaupten, was sie nun zu schleuniger Verabschiedung veranlaßt.

Das war denn ein Abenteuer, welches sich bei Girgl und seinen Mitbürgern höchst selten — gewöhnlich erst nach Jahren — wieder ereignet. Es liefert durch viele Wochen den anziehendsten Gesprächsstoff im Wirtshaus und auch später erinnert sich noch jeder Beteiligte mit Vergnügen daran, besonders auch schon deshalb, weil dem knauserigen Z. ein Schabernack gespielt worden war.

Aus der trefflichen Zeitschrift „Deutsche Arbeit“.

Der Schuster und der Schneider,

ein Sermon des Augustiner-Mönches **Abraham a Santa Clara,**

welcher zu Wien in Österreich vor zweihundert Jahren gelebt hat und alldort Hofprediger gewesen ist. Dieser berühmte, fromme und witzige Kanzelredner hat seine Predigten auch für den Druck geschrieben, es sind deren — mit anderem gerechnet — mehrere Bände. Aus diesen alten charakteristischen und possierlichen Schriften hat Richard Zoozmann jetzt einen Auszug gemacht, hat die Sachen mehr ins heutige Deutsch übertragen und also ein Buch hergestellt mit Namen: Abraham a Santa Clara. Auswahl aus seinen Schriften, verlegt bei Greiner und Pfeiffer in Stuttgart in der Reihe der von J. E. Freiherrn von Grotthuß herausgegebenen „Bücher der Weisheit und Schönheit“, die, nebenbei bemerkt, gar nicht genug zu empfehlen sind. Wer es gerne weiß, in welcher Art jener Augustiner geredet und geschrieben hat, der findet hier die Probe von einer Rede, die Abraham zu Graz in Steiermark gehalten haben soll, vielleicht gelegentlich einer Handwerkerversammlung in der Kirche.

Der Schuster oder Schuhmacher.

Das Schusterhandwerk ist sehr alt und soll es der berühmte Mann Boetius erfunden haben. Und wenn gleich nach der Übertretung des Adam auf der Erde Distel und Dornen gewachsen sind, so sind die Schuhe fürwahr höchst notwendig gewesen. Von dem Moses liest man doch, daß er Schuhe getragen habe, denn wie Gott der Herr ihm in dem Dornbusch erschienen ist, der da brannte, aber nicht verbrannte, da hat er dem Moses befohlen, er soll auf keine Weise sich ihm nahen, er ziehe denn zuvor die Schuhe aus. Als wollte Gott gleichsam sagen: Siehe, mein Moses, bin ich als Gott und dein Schöpfer inmitten der Dornen, so ist es billig, daß du die Schuhe abziehst und ebenfalls solche empfindest. Gott hat so viel gelitten, und ihr heiklen Adamskinder wollt nichts leiden! Das heißt, reim dich, Bundschuh, wenn der Knecht will besser sein als der Herr.

Vorzeiten aber bei den Hebräern, Griechen und Römern trug man keine solchen Schuhe, wie sie jetzt im Gebrauch, sondern nur unterhalb an den Fersen eine Sohle, so nachmals mit zwei Riemen an den bloßen Fuß gebunden wurde, fast wie wir Augustiner, auch die Kapuziner und Karmeliter zu tragen pflegen. Dergleichen brauchten auch die alten heiligen Propheten Isaias, Ezechiel und andere, wie solches die uralten Bilder im Vatikan zu Rom sattsam bestätigen. Ebenfalls haben die heiligen Apostel dergleichen getragen; denn in Trient in der Domkirche wird ein solcher Schuh des hl. Andreas gezeigt. Diese Schuhe werden sonst eigentlich Sandalen genannt, und ist unser Heiland in denselben von dem

hl. Lukas selbst abgemalt worden, wie noch zu Rom bei St. Maria Major oder Maria Schnee zu sehen ist. Daß Schuh und Schuster vonnöten sind, erhellt aus folgendem: Als Lukas von Herodes ins Gefängnis und in eiserne Bande geworfen worden war und am anderen Tage sollte hingerichtet werden, da hat ihn ein Engel aus dem Schlaf geweckt, zugleich seine Ketten gelöst und ihm, bevor er ihn aus dem Kotter geführt, den Befehl gegeben, er solle seine Schuhe anlegen: Calcea te caligas tuas etc. Denn sonst hätte er auf dem rauhen Weg bei nächtlicher Weile sich die Füße also verdorben, daß er später dem Reise- und dem Predigtamt nicht wohl hätte vorstehen können.

Daß Christus der Herr ebenfalls dergleichen Sandalen oder Schuhsohlen getragen habe, ist gar glaubhaft, weil der hl. Johannes der Täufer gegen das Volk verlauten ließ, daß einer, nämlich der wahre Messias, nach ihm kommen werde, dessen Schuhriemen aufzulösen er nicht würdig sei.

Die Schuster und Schuhmacher sind gar ehrliche Leute. Und weil der Papst Urban IV. und Johannes XXII. Schustersöhne gewesen sind, also ist es ein unfehlbares Kennzeichen, daß deren Eltern gute und tugendsame Leute gewesen sind. Zu Rom ist eine schöne Kirche dem hl. Crispo und dem hl. Crispiniano gewidmet, welche heilige Schuhmacher gewesen sind, die die von ihnen gefertigten Schuhe unter die Armen verteilt, auch viele Leute zu dem wahren, allein seligmachenden Glauben bekehrt und endlich um Christi willen ihr Blut vergossen haben.

In dem Leben des hl. Johannes, des Almosengebers, wird ebenfalls von einem frommen und gottseligen Schuster geschrieben, der eine ganze Stube voll Kinder hatte, auch das Handwerk wenig verstand, gleichwohl aber über schöne und große Mittel verfügte, worüber sich sein Nachbar, auch ein Schuster, nicht wenig verwunderte und ihn also anredete: Meister, was tausend Element habt Ihr ein solches gutes Glück? Ich arbeite Tag und Nacht und nehme oft Sonntag und Feiertag zu Hilfe, und mit allem meinem Arbeiten kann ich doch nicht so viel gewinnen, daß ich nur meine Kinder möchte mit Brot versehen. Darauf antwortete der fromme Schuster, daß er einen Ort wisse, wo er alle Tage einen Schatz finde; er sei auch erbötig, solchen mit ihm zu teilen, dafern er mitgehen wollte, was er nicht allein gutwillig zusagte, sondern auch durch die Tat bewies. Der fromme Schuster aber führte diesen Mitmeister an keinen anderen Ort, als alle Tage in der Frühe zu einer heiligen Messe, wodurch die Wirtschaft des anderen so gewachsen, daß er ohne besondere Arbeit und Sorgen sich und die Seinen reichlich erhalten konnte.

Es sind aber die Schuster beschaffen wie des alten Patriarchen Jakob Lämmer oder Schafe, so nicht alle weiß gewesen, sondern viele mit Flecken. Ich will damit sagen, daß auch einige nicht ohne Schand-

flecken gewesen, und weil sie mit dem Leisten umgehen, sind sie oft mit den Partitenmachern (Hehlern) über einen Leisten geschlagen worden. Sie wissen das verbrannte Leder so stattlich zu gebrauchen, daß zuweilen ein Paar Schuhe schon durch einige Kotlachen Schiffbruch leidet. Aber wenn sie auf eine solche oder eine andere Weise den Nächsten also betrügen und so falsch sind und nicht kordebonisch handeln, so wird sie der Teufel zu seiner Zeit wohl mit dem Klopfholz auf die Bratzen schlagen.

Der Fuß wird von dem Schuh umgeben,
Und kann doch in demselben streben,
Wohin er will, durch jeden Weg.
O wohl der Seele, die Gott liebet,
Und wenn sie Fleisch und Blut umgiebet
Doch gehet auf des Geistes Steg.

Der Schneider.

Das Lob der Schneider ist so groß, daß ich solches nicht könnte abmessen, wenn sie mir auch alle ihre Ellenstäbe leihen möchten. Der alte Ursprung dieses Handwerks ist ohnedies bekannt, weil Adam gleich nach der Sünde sich einen Schneider gewünscht hat. Wer bedeckte unsere sündliche Blöße und elenden Leibesglieder, als eben der Schneider, nicht ungleich dem weißen Schnee, welcher bei Winterszeit auch einen Misthaufen ziert? Wer schirmt uns vor Kälte und Frost als eben der Schneider? Denn die vernunftlosen Tiere erhalten ihre Kleider von der Natur, als wie der Vogel die Federn, das Schaf die Wolle, der Fisch die Schuppen; aber der Mensch nimmt seine Kleidung aus den Händen des Schneiders. Wer ziert den zuweilen ungeformten menschlichen Leib, als eben der Schneider, und es geschieht gar oft, daß ein gerunzelter Muffti und eine verschimmelte Xantippe wegen der sauberen Kleidertracht wieder gefallen, welche sonst gleich einer alten Tändlerputte (Kehrichtfaß) in einem Winkel stehen müßten. Wer vergrößert mehr die Ehre Gottes als eben der Schneider, dessen so künstliche Hände allerlei kostbare Kirchenornate verfertigen, auch öfters den bloßen Mauern ein schönes Kleid wissen anzumessen? Daß auch Gott selbst ein Wohlgefallen habe an einer sauberen Schneiderarbeit, erhellt genugsam aus der evangelischen Parabel, allwo die sauberen und hochzeitlich angekleideten Gäste sind höflich traktiert worden, der zerrissene Lumpenhund aber ist mit Spott abgewiesen worden.

Es sind die Schneider nicht allein spitzfindig, wenn sie eine Nadel von der Erde aufheben, sondern manchmal auch in dem Verstand und wissen meisterlich sich nach allerlei Moden zu richten. In der rauhen Wüste und Einöde haben die Israeliten vierzig ganze Jahre nicht einen Faden an ihren Kleidern zerrissen, ja, solche sind noch durch ein besonderes Wunderwerk mit den Kindern aufgewachsen. In jetziger Zeit wäre das stolze Weibervolk mit solchen Mirakeln nicht zufrieden, denn

sie können kaum vierzehn Tage ein Kleid tragen, geschweige vierzig Jahre, denn die Moden oder Fassons haben fast alle Quatember einen neuen Einzug, und es braucht deshalb fürwahr einen großen Verstand, daß sich der Schneider so wohl dareinfinden kann. Kaiser Rudolf I., vorher Graf von Habsburg, hat sich, als er bei der Armee im Felde war, aus Mangel an einem Schneider, seine Kleidung oft selbst geflickt, damit nach solchem Beispiel auch der gemeine Soldat lerne, in der Not zu leben und den Überfluß zu meiden. Das gereicht den Schneidern fürwahr zu einer nicht geringen Ehre, wenn Adel und Nadel sich so wohl vergleichen.

Man findet auch an allen Orten der Welt nicht allein kunstreiche, sondern auch tugendreiche Schneider, welche nicht allein den Leib mit Kleidern, sondern auch die Seele mit Tugenden wissen zu zieren. Homobonus, ein Schneider, war so heilig, daß mehrmals, wenn er im Gebet verharrte, die Engel statt seiner die Arbeit verrichteten und die Kleider verfertigten. Homobonus, ein Schneider, war so heilig, daß Gott selbst, nachdem er all sein Brot unter die Armen verteilt hatte, die Truhen mit wunderweißem Brot wiederum anfüllte. Homobonus, ein Schneider, war so heilig, daß öfters nächtlicherweile die Kirchtüren sich selbst öffneten, wenn er sein Gebet hat wollen verrichten. Homobonus, ein Schneider, war so heilig, daß ein klares Brunnenwasser, über das er das heilige Kreuzzeichen gemacht hatte, in den besten Wein verwandelt wurde. Homobonus, ein Schneider, war so heilig, daß er zu Cremona mitten unter der heiligen Messe kniend seinen Geist aufgab und annoch täglich Mirakel und Wunderwerke an seinem Grabe geschehen. Zu wünschen wäre, daß mehr Schneider täten in die Fußstapfen treten dieses heiligen Meisters; aber es gibt auch welche, die öfter mit Bärenhäuterzeug als mit Sammet umgehen.

Das Wörtlein Schneider in einem Buchstabenwechsel heißt Sch...diener. Das Sch hat eine üble Auslegung und will manchen Schneider zu einem Sch, das ist nicht redlich, machen, wenn er nämlich einen Fingerhut trägt, aber die Finger nicht hütet, sondern zuweilen solche große Flicken auf die Seite räumt, daß er gleich ein ganzes Wams mit solchem Diebsfutter kann versehen. Wenn der Schneider sich in einen Finger sticht, so tut er nicht unrecht, wenn er sein eigenes Blut aussaugt, damit er das Kleid nicht besudele; aber von anderer Leute Blut leben ist ganz gewissenlos. Mancher hat ganze Schubladen voll Silber- und Goldstücke, aus denen er gar meisterlich Weibermieder und Kinderhauben zu schneiden weiß. Und bleiben die kleinen Stücke nicht gar unfruchtbar, sondern müssen, als hätten sie das größte Hexenstück begangen, sämtlich ins Feuer, von diesem zum Goldschmied; aber auf solche Weise sieht der Schneider dem Dieb so gleich, wie der Schnitzger einem Messer, und obschon ein solcher auf der Welt nicht allemal kundbar wird, wie jener Schneider,

von dem Stongelius registriert. Dieser hat als Geselle einem Meister in Österreich fünfzig Gulden entwendet, sich damit aus dem Staube gemacht und ist anderwärts ein Meister geworden. Als er bereits zu hohem Alter gekommen, nahm er eines Tages wahr, daß die Kinder mit der Kreide auf gewöhnliche Art spielten und allerlei Zeichen auf die Fensterbalken machten. Da hat der alte Geck auch mitgehalten, und der sein Lebtag nie schreiben gelernt hatte, hat durch besonderes Verhängnis Gottes deutlich diese Worte auf das Brett geschrieben: Ego sum fur, ich bin ein Dieb. Das haben etliche Schulbuben lesen können, worauf denn ein großes Geschrei unter den Burschen entstanden ist und die Sache endlich vor den Magistrat gebracht wurde, wo er den Diebstahl, den er vor fünfzig Jahren begangen, freiwillig bekannte und folgsam die gebührende Strafe mit dem Strang erlitt. Obschon nicht ein jeder solchergestalt an den Tag kommt, so muß er sich doch fürchten vor dem jüngsten Tage; denn kein Faden ist so klein gesponnen, der dort nicht kommt an die Sonnen: welches dann billig die guten und gerechten Schneider sollte verharrend machen im Guten, die bösen aber und gewissenlosen zu einer Besserung veranlassen.

Verbotene Früchte.

Von Sr. Exzellenz **Eduard Pötzl.**[1])

Wenn es auf der Welt noch zuginge wie im Märchen, würde ich mir wünschen, eine Stunde lang zugleich Minister des Innern und Justizminister zu sein. Dann dächte ich mir, es sollen sich verschiedene Leute in verschiedenen Ländern aufhängen, setzte mich hin und schriebe ein Aktenstück, das meines Erachtens nützlicher wäre, als ganze Bände von Reichsgesetzblättern. Diese denkwürdige Schrift hätte ungefähr folgenden Wortlaut:

Erlaß

an sämtliche Zensurstellen, Staatsanwaltschaften &c., betreffend das Verbot von Büchern, sonstigen Druckwerken und Theaterstücken.

Mit Betrübnis und Ärger habe ich im Laufe der letzten Jahre, insbesondere aber in der jüngst verflossenen Zeit die Wahrnehmung gemacht, daß die zur Wahrung öffentlicher Sittlichkeit und Ordnung berufenen Organe in der Auswahl der verbotenen Druckschriften und Bühnenwerke sich von veralteten Grundsätzen leiten lassen. Es scheint, daß Euer Hochwohlgeboren noch immer von der Voraussetzung ausgehen, es müsse ein Buch, das überflüssige Schweinereien enthält oder ein Theaterstück lasziven oder blasphemischen Inhaltes mit dem behördlichen

---

[1]) Diese köstliche Satire entnehmen wir dem Büchlein „Zeitgenossen". Satiren und Skizzen aus Wien. Von Eduard Pötzl. Wien. Robert Mohr. 1905.

Verbote belegt werden. Dieser Irrtum, von den modernen Anschauungen längst widerlegt, hat sich als geradezu verhängnisvoll erwiesen.

Ich hätte nicht gedacht, daß es erst einer besonderen Belehrung bedürfte, um den betreffenden Funktionären die Erkenntnis beizubringen, daß heutzutage das Schicksal eines literarischen Werkes in ihren Händen ruht. Bei der Hochflut derartiger Erzeugnisse ist es dem Publikum ganz unmöglich, selbst eine Auswahl seines Lesestoffes oder sehenswerter Dramen zu treffen, ja es ist sogar unmöglich, sich nach den Berichten der Journale darüber ein sicheres Urteil zu bilden, weil ja nach dem politischen oder literarischen Standpunkte der Rezensenten die Ansichten auseinandergehen, so daß dasselbe Buch auf der einen Seite als eine Offenbarung modernster Richtung gepriesen, auf der anderen Seite als ein schamloser Schund erkannt, ein Bühnenstück als erhabenes, hinreißendes Kunstwerk von den einen bewundert, von den anderen als banale, langweilige Spekulation abgelehnt wird.

In diesem Wirrsal der öffentlichen Meinung stand bisher als unerschütterlich der Glaube an die Männer fest, welche ein Stück oder ein Buch verbieten dürfen. Wenn von dieser Seite durch ein amtliches Verbot bekundet wurde, ein Buch oder ein Stück sei in hohem Grade unsittlich, dann glaubte es das Publikum aufs Wort und trachtete vertrauensvoll der verbotenen Publikation habhaft zu werden, um sich an ihrer Unsittlichkeit heimlich zu ergötzen und sie öffentlich zu verabscheuen.

Nichts ist so geeignet, ein derartiges Werk dem Interesse des Volkes zu empfehlen, als ein behördliches Verbot, zumal dieses in der Presse des In- und Auslandes immer durch lange Zeit den Stoff zu Erörterungen gibt, die, wenn sie von den Verlegern als Insertionen bezahlt werden müßten, Millionen kosten würden. Für verbotene Theaterstücke finden sich überdies erfahrungsgemäß fast immer latente Goethe- oder Schiller-Vereine, die aus ihrer Zurückgezogenheit bei solchem Anlasse heraustreten und emphatisch die Freigabe des Stückes fordern, das nach ihrer Überzeugung als der höchste Ausdruck zeitgenössischen Schaffens betrachtet werden muß, solange es eben verboten ist. Nach Freigabe der Aufführung schwillt dann die Begeisterung gewöhnlich ab, doch der Autor, inzwischen reich geworden an Ehren und Gewinn, ist in der Regel durch den Erfolg soweit gekräftigt, daß er die Freigebung seines Werkes jetzt ohne Schaden ertragen kann.

Da nun solchermaßen die Literatur der Gegenwart nur aus zwei Kategorien besteht: aus Erscheinungen, nach denen kein Hahn kräht, weil sie eben nicht verboten wurden, und aus Werken, die in aller Munde sind, weil sie das Glück genossen haben, behördlich unterdrückt zu werden, so finde ich mich veranlaßt, allen Zensoren und Staatsanwälten nachstehende Bestimmungen über den Gebrauch ihrer beglückenden Macht einzuschärfen:

1. Es ist vor allem die Persönlichkeit des Autors ins Auge zu fassen, ehe mit einem Verbote seines Werkes vorgegangen wird. Nicht jeder, der Schweinigeleien schreibt, ist einer solchen Förderung bereits würdig. Im Gegenteil; wenn der Zensor den Eindruck gewinnt, daß der Autor in listiger Weise so viele Zoten angehäuft hat, um das Verbot förmlich herauszufordern, so sehe er nicht bloß von dem Verbote ab, sondern schreibe ihm noch so viele grobe Zweideutigkeiten, ältere Kaffeehauswitze und obszöne Knallerbsen hinein, als ihm augenblicklich einfallen, versehe das Buch mit der Bemerkung, daß es nur in dieser Gestalt aufgeführt werden dürfe und gebe es dem Einreicher, verbindlich lächelnd, mit einem Glückwunsche zurück. Der überlistete Pornograph wird sehr unglücklich über das Mißlingen seines Anschlages sein.

2. Da das Verbot eines Romans oder einer Novelle als staatliche Unterstützung des Autors, gewissermaßen als eine Art Stipendium anzusehen ist, so darf zum Beispiel kein Werk damit ausgezeichnet werden, dessen Verfasser ohnehin schon den Grillparzer-Preis oder ähnliche Ehrenbezeigungen aufzuweisen hat, ob er sich auch durch die lockersten Ausschweifungen um die Wohltat des Verbotes bemühe. Ein solches ermunterndes Verbot ist vielmehr bei jungen, strebsamen Autoren am Platze, deren Talent ersichtlich wirksame Hilfe verdient und die in ihrer Zaghaftigkeit oder Bescheidenheit an Unmoral noch viel oder doch etwas zu wünschen übrig lassen. Bei Autoren von zweifelloser Würdigkeit forsche der Zensor in deren Werken nach etwa vorhandenen kleineren Sittlichkeitsdelikten — bei den Anhängern der jüngeren Schule wird er in der Regel auch größere finden — und verhänge dann das befruchtende Verbot, unbekümmert um die etwa nachfolgende Enttäuschung des immer aufs allerschlimmste gefaßten Publikums.

3. Niemals verbiete der Zensor ein Drama mit religiösem Inhalt, gleichgiltig, wie antidogmatisch der Autor den Stoff behandelt haben möge. Es ist nämlich kein Fall bekannt, daß ein religiöses Schauspiel von einem merkantil ausgebildeten Theaterdirektor ohne die lohnende Propaganda eines Verbotes aufgeführt worden wäre. Einerseits verstoßen solche Dramen wider die Empfindung vieler Gläubigen, anderseits sind sie zumeist so wenig unterhaltend, daß man sie jederzeit mit größter Beruhigung freigeben kann.

4. Bücher und Stücke radikalen bis anarchistischen Inhaltes versehe der Zensor ausnahmslos mit der Bemerkung: „Zur Lektüre oder Aufführung amtlich empfohlen.“ Es kommt dieses Verfahren fast einer Einstampfung gleich und schaut doch ungemein liberal aus.

5. Hingegen erscheint es in den heutigen Zeitläuften angezeigt, unverdient vergessene Autoren durch ein nachträglich erlassenes Verbot dem Volke wieder in Erinnerung zu bringen. Ich möchte andeutungs-

weise nur einige, wie: Charles Dickens, Andersen, Feuchtersleben, E. T. A. Hoffmann, Grabbe, Jakobsen, Jean Paul, Rückert, Stifter und so weiter erwähnen, die durch eine Versetzung in den Index librorum prohibitorum zuverlässig wieder zu der wünschenswerten Gelesenheit gelangen könnten.

Zum Schlusse möchte ich im allgemeinen die Aufgabe aller Prohibitivämter in dem kurzen Lehrsatze zusammenfassen: Alles freigeben, was vermöge seiner Bedenklichkeit rasch und unauffällig verschwinden soll; alles konfiszieren, was irgendwie die öffentliche Beachtung oder Bewunderung verdient. Nur auf diese Weise können Euer Hochwohlgeboren der zunehmenden Entsittlichung wirksam begegnen.

Heimgärtners Tagebuch.

Weltgeschichte in Rußland.

Am 24. Jänner 1905.

Vor Jahresfrist, als der Krieg zwischen Rußland und Japan ausbrach, hat man gesagt: Eine europäische Kulturmacht gegen ein wildes Volk im Osten. Da kann der Sieg nicht zweifelhaft sein. Und heute muß man über denselben Krieg sagen: Eine ostasiatische Kulturmacht gegen ein wildes Volk im Westen. Da kann der Sieg nicht zweifelhaft sein. Innerhalb eines Jahres haben wir lernen müssen, die Sache umzuwenden. Dem europäischen Dünkel ist das recht sauer geworden.

Und da man die europäischen Helden in Ostasien nicht als Sieger feiern konnte, so feierte man sie als — Unterlieger. General Stößel, der Unterlieger von Port Arthur, erhielt von Kaisern und Königen hohe Orden, und nie habe ich in den Zeitungen begeistertere Hymnen gelesen, als auf den Unterlieger von Port Arthur. Man weiß nur nicht recht, weshalb. Weil der General die Festung so lange gehalten, oder weil er sie so zeitlich übergeben? Etwa weil er für die Ehre Rußlands so viel Blut vergießen ließ, oder weil er zum Wohle des russischen Volkes so viel Blut geschont hat. „Nix Gwiß's woaß ma nit“, sagt der obersteirische Bauer.

Am begreiflichsten ist mir, daß auch der Mikado diesen russischen General ausgezeichnet hat; denn wenn einer mit ihm zufrieden war, so mußte es der Mikado sein.

Übrigens wäre das vielleicht ein ganz gutes Mittel, die Kriege zu verringern, wenn man ihnen und ihren Helden die „Gloire“ wegnähme. Wenn man entweder den Sieger wie den Unterlieger mit Schand und Spott überhäufte, oder wenn man — wie es bei Port

Arthur geschehen — dem Unterlieger denselben Ruhmeskranz aufs Haupt setzte, wie dem Sieger. Wenn die Journalisten, Schriftsteller, Dichter und Künstler einmal ein paar hundert Jahre lang streiken würden mit der Verherrlichung von Kriegstaten, oder wenn sie sich auf Seite der Unterliegenden stellten! Na, ich meine nur. Mit Stößel ist kein schlechter Anfang gemacht.

Während diese Zeilen geschrieben werden, tobt in Petersburg wildester Aufruhr. Vor mir liegen die Nachrichten vom 22. Jänner: Zweitausend Tote, fünftausend Verwundete! Petersburg in Flammen! Was daran zu viel oder zu wenig ist, müssen die nächsten Stunden lehren.

Ein tausendfacher Mord? So winkt der russische Herrscher mit der Hand ab, wenn das Volk vertrauend mit Bitten zu ihm kommen will! Man kann kaum etwas Menschlicheres, Rührenderes lesen als die Petition der Arbeiter Petersburgs an den Zaren. Ein Priester hat sie verfaßt voll männlichen Freimuts, voll Liebe zum Vaterlande und voll Vertrauens zum Kaiser. Das denkwürdige Schriftstück lautet:

„Wir Arbeiter und Bewohner Petersburgs kommen zu Dir. Wir sind elende, beschimpfte Sklaven und erstickt vom Despotismus der Willkür. Als die Grenze unserer Geduld erreicht war, haben wir die Arbeit eingestellt. Wir haben unsere Herren nur gebeten, uns das zu geben, ohne das zu leben eine Qual ist. Aber alles ist abgelehnt worden. Alles ist nach der Meinung der Fabrikanten ungesetzlich. Wir hier, viele Tausende, sowie das ganze russische Volk haben keine Menschenrechte. Durch Deine Beamten sind wir Sklaven geworden. Jeder, der es wagte, vom Schutz der Interessen des Arbeiterstandes zu sprechen, wurde ins Gefängnis geworfen. Der gesamte Arbeiter- und Bauernstand wurde der Willkür überlassen. Das Beamtentum besteht aus Räubern und Dieben an Staatsgeldern. Es hat das Land in vollständige Zerrüttung gebracht und ihm einen schimpflichen Krieg aufgebürdet. Es führt Rußland immer mehr an den Rand des Abgrunds. Das Volk ist jeglicher Möglichkeit beraubt, seine Wünsche und Forderung auszudrücken und an der Festsetzung der Besteuerung und Staatsausgaben teilzunehmen. Alles dies widerspricht dem menschlichen und göttlichen Rechte. Wir wollen lieber sterben, als unter solchen Gesetzen weiter leben. Mögen unter solchen Verhältnissen die Kapitalisten und Beamten leben. Kaiser, hilf Deinem Volke! Vernichte die Scheidewand zwischen Dir und Deinem Volke. Möge das Volk vereint mit Dir regieren. Aus uns spricht nicht Dreistigkeit, sondern der Wunsch, aus einer uns allen unerträglichen Lage herauszukommen. Die Volksvertretung ist unentbehrlich; es ist notwendig, daß das Volk selbst mitregiert. Befiehl, daß die Vertreter aller Stände und Klassen und auch die Arbeiter berufen werden. Dies ist unsere Hauptbitte; noch andere liegen uns am Herzen."

Die Petition zählt sodann die Wünsche auf, die sich hauptsächlich auf die verzweiflungsvolle Lage der Arbeiter beziehen und schließt: „Befiehl die Erfüllung unserer Bitten und Du machst Rußland glücklich; wenn nicht, so sterben wir hier. Wir haben nur zwei Wege: die Freiheit und das Glück oder das Grab. Wir bringen gern unser Leben Rußland zum Opfer dar."

Aber dieser Verzweiflungsschrei wurde zurückgewiesen, die Bittenden wurden nicht vorgelassen sondern niedergemetzelt. Durch die Bitte des Volkes um Menschenrecht war das Väterchen in üble Laune gebracht worden, er ließ einstweilen ein paar Tausend seiner Kinderchen niederbrennen. Ja, das nennt man in Rußland väterlich regieren. Wenn die „Barbaren im fernen Osten" von diesen Petersburger Ereignissen hören, was werden sie sich dazu denken? Gegen einen solchen Gegner sind wir viel zu human! Ach ja, seufzt Väterchen, wie gerne wollte ich meinem geliebten Volke eine Verfassung geben, aber leider, es ist dazu noch nicht reif! — Diese Ausrede hat man noch bei allen Despoten gehört, die selber nicht reif waren, um Menschen menschlich zu beherrschen. Aber auch jedes Volk, das männlich die Freiheit sich errang, hat bewiesen, daß die Frucht erst im Sonnenscheine reift, daß sie nicht früher reifen kann.

Dann hat man in diesen Tagen erzählt, dem Zaren wäre alles verheimlicht worden, denn die Hofschranzen fürchteten, er könne nachgeben. Andere Nachrichten wieder lauteten, die Großfürsten hätten dem unschlüssigen Zaren die Herrschaft einfach weggenommen, um alles nach Belieben niederpulvern zu können. Anderseits hätten sie den Zaren verhindert, die Residenz zu verlassen, weil sie fürchteten, daß es ihnen persönlich dann mehr an den Hals gehen möchte. Ich erinnere an diese Gerüchte nur, weil in ihnen die Absicht liegt, den Zaren möglichst von Schuld zu entlasten. Wie gerne täte man das!

Berta Suttner hat gewiß kein unüberlegtes Wort über den „edlen Friedenskaiser" Nikolaus den Zweiten! Aber sie weiß folgendes zu erzählen:

Vor Beginn des Krieges habe der Deutsche Kaiser an den Zar einen Brief geschrieben:

„Ich bitte Dich, es Dir wohl zu überlegen, ehe Du Dich in einen Krieg mit Japan einläßt. Nach sehr genauen Mitteilungen, die ich über die Streitkräfte Japans und über seine Kriegsvorbereitungen erhielt, sowie über die Kräfte, über die Du in der Mandschurei verfügen kannst, hege ich Zweifel über den Ausgang des Krieges. Ich bitte Dich daher, es Dir recht wohl zu überlegen, ehe Du die Bedingungen Japans endgültig zurückweisest."

Das Blatt, welches diesen Text veröffentlicht, bürgt nicht für den Wortlaut, nur für den Sinn. Nun, der Sinn ist der, daß ein Monarch zum anderen vom Kriege spricht, als läge er nur ganz im Belieben des

Herrschers; dann, daß dessen Loslassen oder Verhüten einzig vom Standpunkt der Siegeschancen, aber gar nicht vom Standpunkt der Frage erwogen wird, ob Hunderttausende von Menschenleben geopfert werden sollen oder nicht.

So Berta Suttner. Und solche Bemerkungen machen einen immer wieder nachdenklich.

Am 4. Februar.

Heute sieht es schon anders aus. Zwar Petersburg steht noch und die Autokratie lebt noch. Gefallen sind in Petersburg auch nicht so viele, als die aufgeregten Zeitungen vor vierzehn Tagen verkündeten, hingegen gab es in anderen Städten Rußlands zahllose Tote, und die Unruhen, wenn augenblicklich auch unterdrückt, glühen wild in den Tiefgründen des Volkes.

Der Zar hat Arbeiter zu sich kommen lassen und ihnen gesagt: Das Verbrechen, daß sie ihm eine Petition überreichen wollten, sei zwar furchtbar, aber er verzeihe ihnen (wohl daß sich viele von ihnen haben erschießen lassen müssen?). Den Anführern wird eine gelindere Behandlung in Aussicht gestellt; der Dichter Maxim Gorki, der sich an dem Aufstande beteiligt haben soll und dann gefangen worden war, sei freigelassen. (?) Dem russischen Volke ist eine Konstitution versprochen.

So steht es heute in den Blättern. Aber nun werde ich mir kein Blatt mehr in die Hand zu nehmen getrauen, aus Angst vor Dementis.

Von der Unsittlichkeit der Ehe.

Da kenne ich einen Beamten, der hat seinen besonderen Fall.

Er ist so ein mittlerer Vierziger und hat vor etlichen Jahren durch den Tod seine Frau verloren, mit der er vierundzwanzig Jahre lang eine glückliche Ehe geführt. Diese Ehe war aber kinderlos geblieben. Nur eine Tochter der Frau aus ihrer ersten Ehe war da, die nun dem Witwer in aller Sorgfalt und Treue den Haushalt führte. Dieser ihr Beruf und die völlige Abgeschlossenheit von aller Welt hatte verhindert, daß sie sich verheiratete. Nun war sie nicht mehr gar jung, nur um eilf Jahre jünger als ihr Stiefvater. Sie lebten auch nach dem Tode der Frau im Hause beisammen als Vater und Tochter, wie früher. Ihm war die Stieftochter schon auch gleichsam als Vermächtnis seiner Frau ans Herz gewachsen, war ihm unentbehrlich im Haushalte, und sie wiederum war als vermögenslos auf das elterliche Haus angewiesen.

Aber die liebe, so hochsittliche Welt fing an zu munkeln, daß diese zwei Leute, die eigentlich gar nicht blutsverwandt waren, so miteinander lebten. Der Witwer fühlte sich verpflichtet, für diese Tochter seiner verstorbenen Frau, die ihre Jugend so ganz den Eltern geopfert hatte, zu sorgen. Aber, da er ebenfalls vermögenslos war, bei seinem mäßigen

Gehalt von einem Ersparnisse keine Rede sein konnte, so hätte eine solche Versorgung nur durch eine Pension geschehen können, die sie nach seinem Tode erhalten konnte. Was war zu tun, um in seinen gewohnten Verhältnissen zu bleiben, das ihm so zugetane Kind seiner unvergeßlichen Frau bei sich zu behalten, das Ärgernis der Leute zu vermeiden und das Mädchen zu versorgen?

Das war sehr einfach, er brauchte das Mädchen bloß zu heiraten.

Es war ja gar kein Ehehindernis vorhanden, es war durch keinerlei Bestimmung des österreichischen Gesetzes verboten. Die Gemeinde fand diese einfache Lösung ganz in ihrem Sinne, die zuständige (evangelische) Kirchenbehörde hatte weder aus religiösen noch aus Sittlichkeitsgründen etwas dagegen einzuwenden. Es fehlte gar nichts zur Schlichtung der ganzen Angelegenheit, die das Wohl zweier Menschen betraf, als — die Zustimmung der weltlichen Behörden. Und die wurde versagt. Der Mann reichte Gesuch um Gesuch ein bei der Bezirkshauptmannschaft, bei der Statthalterei, beim Ministerium. Erfolglos. Jede der Behörden erklärte kurz und bündig, die Angelegenheit sei undiskutierbar, zwischen Stiefvater und Stieftochter (es mögen die Umstände liegen wie immer) sei die Ehe ausgeschlossen.

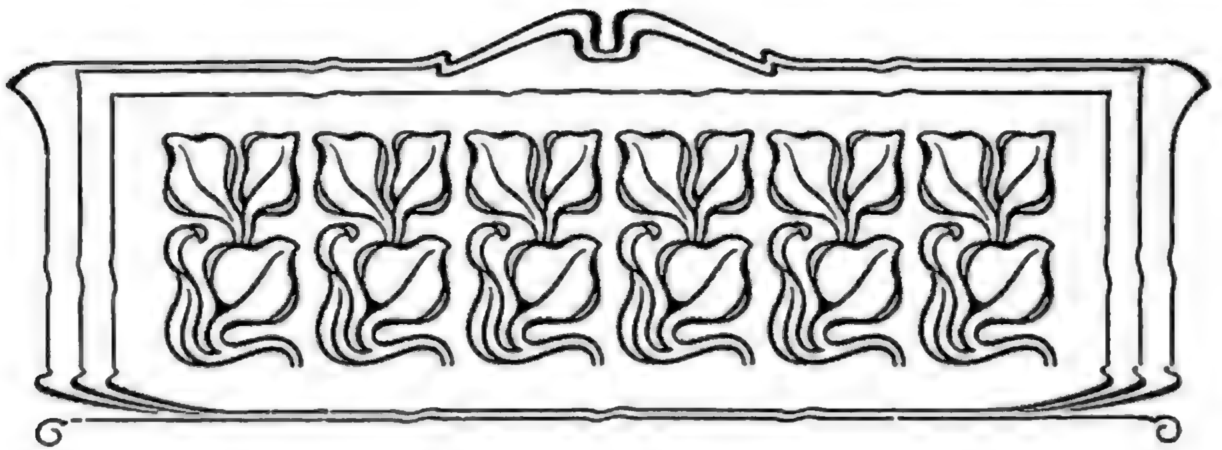
Und warum? Aus Gründen der öffentlichen Sittlichkeit.

Also würde — meinte der abgewiesene Heiratskandidat — da die Verhältnisse einmal nicht zu ändern wären — er mit dem Mädchen außerehelich im Hause zusammenleben müssen. Dagegen fanden die Behörden nichts einzuwenden. Die Ehe war unsittlich, das Konkubinat nicht. Weil der Gesuchsteller des Ärgernisses erwähnte, das ein außereheliches Zusammenleben mit dem Mädchen erwecken konnte, so fügte ein hoher Beamter seinem abschlägigen Bescheid die Bemerkung bei, daß das Zusammenleben des Stiefvaters mit der Stieftochter keinen Anstoß errege.

Ähnliche Sittlichkeitsbegriffe scheinen auch dort zu herrschen, wo es Lehrern und Lehrerinnen verboten wird, zusammenzuheiraten. „Verhältnisse", die sie miteinander haben, werden willig übersehen. Aber geheiratet werden darf nicht.

Das Volk ist gelehrig. Es zieht aus solchen Entscheidungen seine Schlüsse.

Gemütlicher hat's allerdings jener Gemeindeschreiber aufgefaßt. „Freuet euch doch," sagte er, „über die Fürsorge unserer Behörden! Weil in unseren Ländern die Lösbarkeit der Ehe nicht zu erreichen ist, so muß die Schließbarkeit derselben möglichst vermieden werden. Denn eine Ehe, die nicht geschlossen ist, kann unter Umständen sittlicher sein, als eine, die nicht lösbar ist."



Kleine Laube.

Ein Gedicht, das Ärgernis erregt.

Vor kurzem liesen durch mehrere deutsche und österreichische klerikale Blätter die folgenden Verse:

Letzter Wunsch.

Von Peter Rosegger.

Jenes Zeichen, fluchbeschwert,
Das wie ein Alp die Welt umarmt,
Weil sie ans Kreuz den Besten schlug:
O, pflanzt es nicht auf meinen Staub!
Mir pflanzet einen jungen Baum,
Auf daß er wachse und gedeih!

Vielleicht kommt einst ein Zimmermann,
Der ihn zu einer Wiege fällt;
Vielleicht kommt eine Mutter, die
Ein Kindlein in die Wiege legt,
Das noch einmal die Welt erlöst
Und nicht dafür gekreuzigt wird.

Diese Verse wurden von jenen Blättern deshalb aufgezeigt, weil sie — „Ärgernis erregen". Es muß für gewisse Leute eine diabolische Lust sein, literarische Dinge, die nach ihrer Meinung Ärgernis erregen — möglichst zu verbreiten. Das Gedicht wurde zuerst verstümmelt, dann kritisiert und beschuldigt der Polemik gegen das Kreuz, während es doch an dem ganzen Gedankengange klar zu ersehen ist, daß seine Polemik gegen den Undank der Menschen sich richtet. Aber nun höret! An dem Gedichte haben die „gewissenhaften Kritiker" die erste Hälfte gestrichen, d. h. unterschlagen, wodurch die beabsichtigte Stimmung wesentlich beeinträchtigt worden ist. Das Gedicht findet sich unverstümmelt in meiner Sammlung „Gedichte", Leipzig, L. Staackmann, 1891. Dort steht es auf Seite 144 unter der Überschrift: „Mir pflanzet einen jungen Baum".

Aber dieses Gedicht hat noch mehrere ältere Fassungen. Der älteste Gedankengang, neu bearbeitet, soll hier mitgeteilt werden für solche, denen die bisher veröffentlichten Verse nicht deutlich genug erscheinen.

Letzter Wunsch.

Was wäre wohl mein letzter Wunsch,
Wenn ich dereinst zur Grube fahr'?
Auf lichter, kühler Bergeshöh'
Eine traute, einsam stille Bahr.

Auf jener Höh', wo ich als Kind
Gehört den ersten Lerchenschlag,
Geseh'n den reinen Sonnenstern
An einem süßen Maientag.
Doch jenes Kreuz, das ewig klagt
Die Menschheit ihres Frevels an,
Mir pflanzt es nicht, weil ich am Pfahl,
An dem Er litt, nicht rasten kann!
Mir pflanzet einen jungen Baum,
Der frisch und frei gen Himmel steigt,
Und der, wenn einst die Menschheit reif,
Zu ihr sein Haupt in Freude neigt.
Vielleicht kommt noch ein Zimmermann,
Der ihn zu einer Wiege schlägt,
Vielleicht kommt eine Mutter, die
Ihr Kindlein in die Wiege legt.
Ihr Kind, das als des Menschen Sohn
Die Welt erlöst ein zweitesmal
Und nicht dafür in Haß und Hohn
Erhöhet wird zum Marterpfahl.
Denn nicht, daß mein Erlöser starb,
Ist meines dunklen Grabes Licht,
Doch daß er lebt und ewig lebt,
Ist meiner Seele Zuversicht. R.

Der Kreuztod kann wohl Trauer und Ehrfurcht erwecken, aber nicht Freude. Auch ich will auf meinem Grabe ein Kreuz, aber nicht als das Zeichen des Irrtums, des Leidens und Sterbens, sondern als lebendigen Baum, d. h. als Sinnbild des ewigen Lebens. Solches ist der Sinn des Gedichtes, das übrigens, wie es diesen Herren Kritikern recht oft geht, wohl nur absichtlich mißverstanden worden ist.
R.

Bierbaum auf der Reise.

Im „Heimgarten" ist schon einmal (XXIX., Seite 314) von einem Buche die Rede gewesen, das der Dichter Otto Julius Bierbaum über seine Automobilfahrt nach Italien geschrieben hat. Es war eine gar lustige Reise, von der man selbst über Italien immer noch etwas erzählen kann, das nicht schon Einer oder Hunderte vorher erzählt haben. Auf dem Motorwagen reist sichs eben ganz anders, als im Eisenbahnzug, man fährt nicht am Lande vorüber, man fährt mitten durchs Land und kommt wirklich auch einmal mit echten Bewohnern zusammen, nicht immer nur mit Eisenbahnleuten, Hotelleuten, Ciceroni und Landesfremden. So hat Bierbaum in Italien tatsächlich Italiener von Fleisch und Blut gesehen, und davon erzählt er einmal die folgende muntere Szene.

Montecassino, bei den Benediktinern, den 3. Juli 1902.

Lieber Herr vom Rat! Sie sind einer von den ungläubigen Thomassen, die es nicht glauben wollen, daß es angenehm sei, im Automobil zu fahren. Ihnen müßte ich also eigentlich eine Bekehrungspredigt widmen. Der Ort lädt dazu ein; das ist gewiß, und ich dürfte keine erhabenere Kanzel finden, als die des heiligen Benedikts, der freilich, wie ich ihn zu kennen glaube, auf Ihrer Seite stehen würde, denn der Begriff Mönch ist gewiß ein antiautomobiler Begriff. Aber ich will Sie schonen, bei der heiligen Demut, ich will Sie schonen und den Triumph erleben, daß Sie eines Tages ganz von alleine zu mir kommen und bekennen: Wahrlich, ich habe mich geirrt in meinem ungläubigen Herzen und böse gedacht, wo es recht ist,

gut zu denken; siehe, ein Adlerwagen steht in meinem Schuppen, und mein nächstes Klavierkonzert mit Orchester behandelt die Wollust einer Laufwagenreise.

Wozu ich bloß Amen sagen werde, das heißt auf deutsch: Ja wohl, so sei es!

Damit Sie aber schneller auf diesen einzig wahren Standpunkt kommen, gedenke ich Ihnen auf den folgenden Zeilen mehr kurz als gut, unsere Fahrt zu erzählen, die heute in Sorrent begonnen hat und morgen in Rom enden soll.

Um die greuliche Straße nach und die nicht ganz angenehme Fahrt durch Neapel zu vermeiden, haben wir unsern Weg an der Ostseite des Vesuvs vorbei genommen und sind über Angri, Sarno, Palma, Nola, Cancello, Caserta nach Capua gefahren, was zwar ein großer, aber sehr lohnender Umweg ist, denn er führte uns durch Gegenden, die, weil sie von der allgemeinen Fremdenstraße fern liegen, erfreulich viel von ihrer Ursprünglichkeit bewahrt haben. Freilich wären wir dadurch fast in Benzinverlegenheit gekommen, denn sowohl in Sarno wie in Palma gab es von dieser Essenz nur eben genug, um ein paar Kleider damit zu reinigen, und schon sahen wir das Schicksal vor uns, in Nola sitzen zu bleiben, als bis wohin wir gerade noch Kraft genug im Wagen hatten.

Nun ist ja, wie Sie sicher wissen, Nola historisch genommen ein sehr merkwürdiger Ort, denn nicht allein, daß der Kaiser Augustus hier gestorben ist, wurde Giordano Bruno hier sogar geboren, aber das reichte doch nicht hin, in uns den Wunsch zu erwecken, hier zu übernachten. Zum Glück war es nicht nötig. Wir fanden in einer Drogerie wenigstens soviel Benzin, daß wir hoffen konnten, damit bis Caserta zu gelangen. Ja wir hatten in Nola sogar ein lustiges Intermezzo. Während wir nämlich vor dem Laden des Drogisten hielten, bis unser Führer gefaßt und gefüllt hatte, eilte halb Nola herbei, uns zu betrachten und mit uns zu konversieren, denn hier war noch keine „Benzina" durchgekommen, und so genossen wir das Hochgefühl, als Nouveauté behandelt zu werden, und es ging ein andächtiges Gemurmel durch die Menge. Der Hauptsprecher des Ortes war, wie wir schon an dem Leisten sehen konnten, den er, der flugs vom Werktische aufgesprungen war, in der Hand hatte, ein Schuster. Lassen Sie mich den Dialog zwischen mir und ihm hier wiedergeben.

Der Schuster: Darf man fragen, woher die Herrschaften kommen?

Ich: Von Sorrent.

Der Schuster: Nicht so! Ich meine (mit einer Daumendeutung nach hinten) woher aus der Fremde?

Ich: Aus Berlin.

Der Schuster (mit um die Hälfte vergrößerten Augen und den Leisten mir auf den Schoß legend): Aus Berlin! Ist es die Möglichkeit? Aus Berlin! (Die Hände wie ein Schallrohr an den Mund legend und über die Menge hinrufend): Aus Berlin kommen die Herrschaften! Aus Berlin!

Und es ging ein ehrfurchtvolles Gemurmel durch die Menge: **Da Berlino! Ah! Da Berlino!**

Der Schuster: Berlin, Signor, ist größer als Neapel?

Ich: Ja, es ist größer als Neapel.

Der Schuster: Ah, größer als Neapel! Größer als Neapel! — Und ihr habt dort einen Kaiser, wenn ich nicht irre?

Ich: Jawohl, einen Kaiser, einen ganz richtigen Kaiser!

Der Schuster: Hört ihr? Einen richtigen Kaiser haben sie, die da, die Leute aus Berlin. Aber einen Papst habt ihr wohl nicht?

Ich: Nein, einen Papst haben wir nicht; das ist uns zu teuer.

Der Schuster: Sehr begreiflich! Und wenn man schon einen Kaiser hat, wozu dann?

Ich: Sehr richtig, man muß nicht von allem haben wollen. Auch dürfen wir ja euren Papst mit benutzen.

Der Schuster: Natürlich dürft ihr das, Signor, selbstverständlich! Der Papst ist für die ganze Welt, und ich bin ein Esel, daß ich gefragt habe.

Die ganze Gesellschaft war selig vor Vergnügen, daß der intelligente Mann sich einen Esel gescholten hatte. Um die Scharte wieder auszuwetzen, verfiel er auf die Idee, seine Kenntnisse über Deutschland und speziell Berlin an den Tag zu legen. Das machte er so:

Der Schuster: Berlin, mein Herr, ist äußerst waldreich.

Ich: Wieso?

Der Schuster: Nun, es besitzt viele Wälder.

Ich: In der Nähe meint ihr?

Der Schuster: Nicht doch! Es liegt mitten in einem dichten Wald und ist gewissermaßen selbst ein Wald.

Ich: Nun ja, es gibt da einen großen Garten.

Der Schuster: Ach, mein Herr, Sie müssen nicht glauben, daß wir Nolaner außerhalb der Welt wohnen. Wir wissen wohl Bescheid über Berlin. Woher käme der Reichtum der Deutschen (vor lauter Hochachtung sagt er **germani** statt **tedeschi**) wenn nicht aus ihren ungeheuren Wäldern?

In diesem Augenblicke wurde er gewahr, daß ich aus Leder geflochtene Schuhe anhatte. Er betrachtete sie aufmerksam und hob plötzlich einen Fuß von mir hoch und zeigte ihn der erstaunten Menge: „Seht, solche Schuhe tragen sie in Berlin. Nicht einmal ich kann solche Schuhe machen.“ Und zu mir gewandt: „Davon kostet das Paar mindestens zwölf Lire, Signor ich wette darauf!“ „Ihr habt die Wette gewonnen!“ „Zwölf Lire hört ihr's? Und dabei schimpft ihr auf meine Preise. Geht nach Berlin, Idioten, dort wird man es euch beibringen, was ein paar Schuhe kosten!“ — Dann lief er plötzlich nach der anderen Seite, wo meine Frau saß und inspizierte ihre Fußbekleidung. Da sie einen fußfreien Rock anhatte, sah er, daß sie hohe Stiefel trug. Das versetzte ihn in Ekstase: „Bei allen Heiligen, die Signora hat auch Stivaloni an! Da sieht man's, was für reiche Leute diese Deutschen sind; selbst die Damen tragen Stivaloni, und noch dazu aus braunem Leder. Dieses Leder ist so fein, daß ich nach dem Preise gar nicht fragen will.“ In diesem Augenblicke schob sich ein junger Mann durch die Menge und hob einen jungen, sehr hübschen Jagdhund hoch: „Signori, nehmen Sie diesen Hund mit nach Berlin! Es ist ein Jagdhund, und Signora ist eine Jägerin. Zwei Lire kostet er für Sie, und ich gebe ihn nur her, damit er Automobil fahren kann.“ Großes Gelächter ringsum. Ich dachte schon, der Jüngling wollte mich uzen. Es war aber sein Ernst. Er setzte den Hund in den Wagen und rief: „Und wenn es bloß eine Lira ist: nehmen Sie ihn. Sie werden sehen, daß Sie ihn in den Berliner Wäldern brauchen können!“ — „Aber in Berlin ist kein Wald, wenigstens nicht zum Jagen!“ — „O Signor, warum machen Sie sich lustig über mich? Wir alle wissen, welche Wälder es bei Ihnen gibt.“ — Es kostete mich Mühe, dem jungen Manne klar zu machen, daß ich keinen jungen Jagdhund von Nola nach Berlin im Automobil mitführen könnte. „Sie werden es bereuen“, war sein letztes Wort, „solche Hunde gibt es nicht in Berlin, und mag es sonst auch alles dort geben.“ — Jetzt erblickte der Schuster unsern photographischen Apparat, und kaum, daß wir erklärt hatten, was das sei, stand die ganze Gesellschaft Pose; eine junge Frau, die ihr Kind säugte, wurde galant nach vorn gelassen; hinten erhob einer eine Katze, damit auch sie aufs Bild käme; wer ein Taschentuch hatte, ließ es im Winde wehen.

Aber wir kamen nicht zum Photographieren, denn plötzlich fuhr die Menge auseinander. Von hinten war ein Stadtpolizist erschienen, der, indem er fortwährend rief: „Largo! Largo!“ ohne viel Federlesens mit seinem Stock auf die Menge einhieb. Ich wollte schon ärgerlich werden über diese Brutalität, aber die Leute lachten bloß und liefen unter ironischem Huhu! auseinander. Man nimmt, scheint es, hier die Polizei nicht tragisch, auch wenn sie Stockprügel austeilt.

Wahrscheinlich hatte der Mann mit dem obrigkeitlichen Knüppel uns für was äußerst Respektwürdiges gehalten, denn er salutierte auf ungemein feierliche Manier. Die Menge aber schrie: Evviva Berlino! der Jüngling mit dem Jaghunde: Una Lira! Una Lira! die junge Mutter hob ihr Kind hoch, damit es uns ja noch einmal genau sehen möchte, und wir fuhren mit der Empfindung davon, daß wir diesen braven Leuten ein sehr angenehmes Gratisschauspiel geboten hatten.

Bergbrevier.[1]

Entschluß.

Ich will in Sturm und Wetter geh'n, —
Mir ist der Sonnenschein verhaßt!
Dem Grauen in das Auge seh'n
Und unter Felsen halten Rast.

Und wenn die Hochwelt bebt und stöhnt,
Vielleicht schweigt in der Seele still,
Wenn es der Donner übertönt,
Was nicht zur Ruhe kommen will.

Anton Renk.

Höhenluft.

Bergwald und Bergstrom rauschen mir wieder,
An meinen Bergen seh' kaum ich mich satt.
Bergluft umweht mir so stählend die Glieder,
Die mir erschlafften in Winter und Stadt;
Rosen schon pflückt' ich und trag' sie am Hute,
Rosen der Liebe nicht, Rosen der Höh'n,
Hei! wie gar wonnig war's gleich mir zu Mute,
Als ich des Donnergotts Kelche sah stehn!

Bleib in der Tiefe, wen nied're Luft kettet,
Wen's nie zur Höhe zog, Hohem geweiht,
Mögen, auf Torheit von Knechten gebettet,
Schwätzer und Schwindler regieren die Zeit —
Nur für die Höhen bin ich geboren,
Fremd blieb ich immer des Alltags Geschrei,
Fühle mich näher der Ewigkeit Toren,
Schreit' über Höhen ich heiter und frei.

Alexander Burckhardt.

Leuchtende Landschaft.

Ein weißes Segel in Sicht.
Auf azurnem Grunde
Über den Wellen flieht die Stunde
Ein Lächeln ins wallende Licht.

Die Pappeln regen sich nicht.
Der Stämme schlanke Reih'n
Streben hoch ins Blaue hinein,
Draus des Lichtes Fülle bricht.

Seehauch kühlt meine Stirne feucht.
Luftig ragt der Pappeln Zelt.
Zwischendurch schau' ich die Welt
Wie ein weites Geleucht.

Karl Dallago.

---

[1] Aus dem tiefpoetischen Büchlein „Bergbr vier", Berglieder aus Tirol von Anton Renk, Alexander Burckhardt, Karl Dallage, Paul Rossi und Artur Wallpach. (Innsbruck. A. Edlinger. 1905.) Wir hoffen, die Dichtergruppe Jun tirol, deren Bedeutung immer lauter spricht, gelegentlich näher würdigen zu können.
Die Red.

Bauernglück.

Aus abendblauem Schluchtgerisse gellt
Des Eisaks Brandungsschrei vom Kunterswege.
Und Zacken dräun ob dämmerschwerer Welt,
Wie das Gezähne einer Riesensäge.

Ein glutgewordner Reckensarkophag
Hebt in den Abend sich der Rosengarten . . .
Noch spielt ein müder Lichttraum um den Hag
Und letztes Gold tropft aus den Mauerscharten.

Des Pfirsich Blütenwolke, veilchenrot,
Zerflattert flockenleis auf Beet und Gitter . . .
Am Giebel ist der Abendbrand verloht,
Ein Läuten stirbt mit klingendem Gezitter . . .

Du wunderklares Glück im Heimherdbann!
Grünseiden hüllt die Rebe deine Scheuer,
Um deinen Nelkensöller singt der Tann,
Ein Goldkreis, flammt um dich das Saatenfeuer.

Dein Feld ein Wunder, das sich stets erneut,
Durch deines Ackers Atem glüht die Frühe,
Sein Leuchten hat der Mittag ausgestreut
Wie einen Schimmersegen deiner Mühe.

So wird der Werktag weit im Höhenhauch!
Glückselig, wen ein Trank, urkraftentquollen,
In ruhiger Reinheit, fern vom Städterauch
Geheiliget zum Tempeldienst der Schollen.

Paul Rossi.

Gipfelglück.

Selige leuchtende Weiten
Öffnet das Wolkentor,
Tragt zu Unendlichkeiten
Erdengeschaffne empor.

Über die Tale zu schauen,
Gibt es süßeren Wahn
Und zu versinken im blauen
Schwebenden Ozean!

Nieder in endloser Fülle
Lebenslose verstreut,
Kraft in wechselnder Hülle,
Die sich ewig erneut.

Artur Wallpach.

Bildung und Anspruch.

Interessante Nachrichten aus norwegischen Zeitungen mit Berichten über das dortige Stadium des Frauenstudiums und im Zusammenhang damit geplante Maßnahmen der Behörden werfen charakteristische Streiflichter auf die Zukunft, der auch wir möglicherweise entgegengehen. Die tatsächlichen Angaben, die wir einem Artikel der „Münchener Neuesten Nachrichten“ entnehmen, sind kurz folgende:

„Norwegen zählt zu jenen Ländern, in denen die grundsätzliche Gleichstellung der beiden Geschlechter in der Studienfreiheit zuerst offiziell eingeführt und zu gleicher Zeit dem weiblichen Staatsbürgertum der Zugang zu den meisten öffentlichen Berufen erschlossen worden ist.

Infolgedessen hat sich eine derartige Steigerung der akademischen Frequenzziffer bemerklich gemacht, daß allein in den philologischen und medizinischen Disziplinen beim Ausgange des letzten Prüfungstermines der Bedarf an

qualifizierten Staatsstellenanwärtern auf den Zeitraum von mindestens 20 Jahren überreichlich gedeckt erscheint.

Die Universität Christiania ist im ganzen auf einen Zugang von 800 bis 900 Studierenden eingerichtet, zu dem tatsächlich noch weitere 600 bis 700 meist weibliche Studierende hinzukommen, so daß das Aspirantenheer alljährlich um 1500 bis 1600 Köpfe vermehrt wird. Die ganze norwegische Nation zählt knapp zwei Millionen Köpfe.

Die von einer starken Mehrheit des akademischen Kollegiums erörterten und geplanten Maßnahmen neigen in der Richtung einer administrativen Erschwerung des Universitätsbesuches. Positive Schritte begegnen jedoch großen Schwierigkeiten und stehen noch im weiten Felde, zumal in Norwegen keine Kollegientaxe erhoben wird und diese Gerechtsame sogar verfassungsgemäß verbrieft ist."

Diese statistischen und psychologischen Tatsachen geben nach mehreren Richtungen zu denken. Wenn die Zahlen richtig sind, so wird Norwegen in zwanzig Jahren zirka 30.000 Studierte beiderlei Geschlechtes beherbergen, die Anwartschaft auf eine Staatsstelle haben und keine bekommen; also 1·5 Prozent der ganzen Bevölkerung! Ungerechnet ihre Familien, die an der Kalamität teilnehmen, und vorausgesetzt, daß die geplanten Maßnahmen dagegen nicht zustande kommen. Werden diese aber zur Ausführung gebracht, so ergibt sich die psychologische Tatsache, daß man in einem so „freisinnigen" Lande schon nach relativ kurzer Zeit in der Frage des Frauenstudiums gezwungen war, nur durch die Macht der daraus folgenden Zustände, zu „reaktionären" Bestimmungen seine Zuflucht zu nehmen.

Weiter aber muß man sich sagen, daß es, ganz abgesehen von dem Frauenstudium, auch schon mit dem Studium der Männerwelt und seinen Aussichten übel genug bestellt ist; denn wenn auch gar keine Frauen in Norwegen künftig studieren wollten, ist der Bedarf an Staatsanwärtern doch jetzt schon auf zwanzig Jahre hinaus gedeckt. Wie ist aus diesem Dilemma ein Ausweg zu finden? Jedenfalls nur dann, wenn man sich einmal über die zweifache Ursache dieses Mißstandes klar wird, die schon in dem statistischen Zahlenmaterial verborgen steckt. In diesem werden nämlich Studierende und Staatsstellenanwärter einfach gleichgesetzt, als dasselbe behandelt. Da liegt der wunde Punkt der ganzen Frage.

Sowohl die Frage des Frauenstudiums als die noch viel weitere der sogenannten Volksbildung überhaupt wird meist sentimental-psychologisch behandelt. Denjenigen, die warnen und Bedenken haben, wird zugerufen: Ihr egoistischen Männer gönnt den unterdrückten Frauen das Studium nicht, und ihr hochmütigen Gebildeten gönnt dem armen Volke die Bildung nicht! Ja, wenn es nur auf Großmut und Wohlwollen ankäme!

Was aber begehren die Frauen, was erwartet das Volk vom Studium beziehungsweise von der Bildung? Erfüllung von Ansprüchen, die sie damit erworben wähnen? Und darunter ist vor allem der eine große, zweifellose Anspruch, vom Moment des vollendeten Studiums an sein Leben nur mehr in gebildeter, geistiger, standesgemäßer Tätigkeit und Umgebung verbringen zu dürfen. Anspruch an den Staat, ihnen Stellungen zu verschaffen, Anspruch an die Gesellschaft, sie nicht mehr zu erniedrigen und von der errungenen Höhe herabzustoßen. Ansprüche aller Art und Form.

Bildung allein, wirklich allein, lediglich als Bereicherung des Einzelgehirns gefaßt, warum sollte man die nicht in unmeßbarer Menge verbreiten und darreichen? Nur daß damit niemand zufrieden ist. Nur daß der Trugschluß in all

den Hoffnungen steckt, die errungene Bildung müsse notwendig auch zu einem „gebildeten" Lebensberufe führen und der Staat müsse jeden, der studiert hat, als berechtigten Anwärter auf seine Stellen betrachten.

Das aber ist es, was Norwegen nicht leisten kann, was wahrscheinlich kein Staat der Welt auf die Dauer wird leisten können. Nicht die vermeintlich mißgönnte Bildung ist die Schwierigkeit; Bildung ist etwas Geistiges und unser Staat etwas recht Reelles. Die Ansprüche sind es, die direkte Umsetzung von erlangter Bildung in Geld, Gehalt, Pension, die er nicht befriedigen kann. Ohne diese durchaus nicht selbstverständliche Folgerung liegt gar keine Schwierigkeit vor.

Denn es ist kein reiner Drang nach Kenntnissen, Wissenschaften, Bildung, der eine große Anzahl dieser vermeintlich Weisheitsdurstigen an die Hochschule treibt. Nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck ist ihnen die Wissenschaft. Sie wollen durch und mittelst der Bildung in die sogenannten höheren Klassen aufsteigen, ein von Handarbeiten freies geistreicheres Leben führen, zu den Mandarinen gehören, nicht mehr zum niederen Volke. Auch dieser Trieb ist keine Schande und zeugt von Charakter und Begabung, aber dieses Begehren ist es, was der Staat zuletzt nicht mehr erfüllen kann. Reiner Bildungstrieb käme nie mit ihm auch nur in Kollision; Bildung ist wie die Gedanken wirklich zollfrei. Aber nicht der Anspruch auf Staatsstellen, deren es eben in jedem Staate nur eine beschränkte Anzahl geben kann.

Würde dieser Anspruch nicht stillschweigend und selbstverständlich von Männlein und Weiblein miterhoben, so möchten doch so viele Menschen die Hörsäle der Universitäten füllen, als diese nur fassen können. Wenn dann die Weiblein sich nicht für zu gut und zu hoch hielten, trotz ihrer Bildung gute Hausfrauen und Mütter zu werden, und die Männlein nicht zu stolz und zu bildungsgeschwollen wären, einfache praktische Tätigkeiten zu ergreifen und sich nebenbei und in den Mußestunden ihrer Bildung zu erfreuen, — dann sehe ich nicht, wo die Kalamität herkommen sollte. Nur daß sich dann das für die „Bildung", das Wissen, das Studium aufgewendete Kapital an Zeit und Geld allerdings nicht direkt lohnt — aber dem ist eben eine tatsächliche Grenze gesetzt. Positiv gewendet: Ich kann mir ernsthaft und realistisch, nicht utopistisch, einen gesellschaftlichen Zustand denken, in dem die Hausfrau mit ihrem Kindermädchen vierhändig spielt und die Köchin abends Goethes Faust liest; vielleicht sitzen dann gar die Familien mit dem „Gesinde" wie in alter Zeit, nur jetzt „in Bildung vereinigt", wieder um einen gemeinsamen Tisch! Mit meinem Friseur politisiere ich jetzt schon beim Rasieren. Und der Schneider mag wissenschaftliche Abhandlungen lesen, der Bäcker für Richard Wagner schwärmen — wenn jener nur außerdem einen gut sitzenden Rock macht und dieser ordentliches Brot. Sie alle können Bildung haben, so viel ihr Herz begehrt, aber ohne Ansprüche! So lange sie diese nicht großenteils von vornherein aufgeben, wird man bald überall ratlos händeringend vor Tausenden von „Staatsanwärtern" stehen, wie jetzt schon in Norwegen. „Hochland."

Volk und Sprache.[1])

Das Buch der Sprache zu lesen ist nicht ohne weiteres jedem vergönnt; man muß dies Lesen erst lernen, man muß sozusagen die Sprache erst erlernen, die die Sprache spricht. W. H. Riehl, ein vorzüglicher Kenner des Volkes, sagt in seinem

[1]) Wir entnehmen diesen Abschnitt dem Buche von Polle „Wie denkt das Volk über die Sprache", das soeben in einer Neubearbeitung von Professor Weise im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig erschienen ist.

köstlichen Wanderbuche, er pflege sich auf seinen Wanderungen fleißig mit Leuten aus dem Volke zu unterhalten; er erwarte aber keine direkte Belehrung von ihnen, sondern veranlasse sie nur zum Reden: denn er wolle nur hören, wie die Leute sprechen. Und in der Tat sprudelt in ihren Worten ein Quell frischen Lebens. Denn ihre Ausdrucksweise ist nicht gekünstelt, sondern naturwahr, durchtränkt mit ihrem Denken, Fühlen und Empfinden, darum lebendig und anschaulich, „gleichsam ein ausgeschnittenes Stück Leben, mit photographischer Treue und Greifbarkeit festgehalten".

Aber nur das gesprochene Wort hat diese Wirkung. Denn wenn der Mann aus dem Volke die Feder in die Hand nimmt, wird er meist nur gelegentlich und gegen seinen Willen so sprechen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; vielmehr glaubt er hier auf Stelzen einhergehen zu müssen. Und bei vielen Gebildeten ist es wenig anders. Wenige von denen, die da schreiben: „ich beehre mich Ihnen anzuzeigen" oder „eine neue Sendung Zigarren ist angekommen und offeriere ich Ihnen dieselben" u. a. würden jene nichtssagende Redensart oder diese geschmacklose Wortstellung „offeriere ich" in mündlicher Rede gebrauchen. Ja, man hat beobachtet, daß der gemeine Mann, der sonst nur seine Mundart spricht, sich abmüht, hochdeutsch zu reden, sobald er durch den Fernsprecher verkehrt; es ist ihm in diesem Falle offenbar zumute, als ob er die Feder in der Hand hätte. So erklärt sich auch der Zeitungsstil, so auch die vielen verunglückten Zeitungsanzeigen. In diesem Sinne pflegt ein Dresdener Gelehrter völlig treffend zu sagen: „Am richtigsten spricht die Butterfrau."

Und wie mit dem Sprechen ist es mit dem Verstehen. Schlich- und Umwege sind der großen Menge verhaßt, sie liebt den geraden Weg, das ehrliche, offene Wort; darum will sie auch von Ironie nichts wissen, darum faßt sie oft wörtlich auf, was anders gemeint ist. Die Neigung, sich an den äußeren Wortlaut zu halten, hat das Volk dichterisch ausgestaltet in seinem Eulenspiegel, von dem Goethe sagt: „Alle Späße des Buches beruhen darauf, daß alle Menschen figürlich sprechen und Eulenspiegel es eigentlich nimmt." Darin besteht auch der Witz vieler apologetischer Sprichwörter Niederdeutschlands, z. B. „So kommt das Wort Gottes in Schwung, sagte der Teufel, da warf er die Bibel über den Zaun"; oder: „Alles mit Maß, sagte der Schneider, da schlug er seine Frau mit der Elle"; „Was kommen soll, kommt doch, sagte die Großmutter, da kroch ihr der Iltis in die Nachtmütze"; „Aller Anfang ist schwer, sagte der junge Dieb, da stahl er einen Amboß."

Auch der fremden Sprache steht das Volk so naiv und harmlos gegenüber, daß es sich gern an den Wortlaut hält und das ausländische Wort womöglich deutsch auffaßt. Eine ungeheuerliche Entstellung der eigenen Sprache ist ihm daher weit glaublicher, als das Vorhandensein einer wirklich anderen Sprache. Ein Fremder fragte in Wiesbaden einen jungen Burschen nach der Post. Dieser antwortete: „Gehen Sie nur hier um die Ecke; dort sehen Sie angeschrieben: Hôtel des Postes". Er sprach aber das des Postes deutsch aus; des Postes als Genitiv etwa von „das Post". Es war ihm handlicher, eine solche Wortmißgeburt anzunehmen, als eine fremde Sprache. Ein Feldwebel, der sich bei der Anrede an einen Bekannten stets richtig ausdrückte, d. h. „Lui" sagte, las bei der Kontrollversammlung, wo er das Wort geschrieben sah, jeden so Benannten „Luis" vor. Das s stand da, es mußte also nach seiner Ansicht auch gesprochen werden. Unsere Soldaten waren nicht wenig erstaunt, den wohlbekannten Namen Maier in jedem französischen Dorfe und merkwürdigerweise gerade bei dem Gemeindevorsteher wiederzufinden, über dessen Haustür die Aufschrift maire prangte. Ebenso ist bekannt, daß die Arbeiter, wenn sie das englische Wort strike geschrieben finden, es in gleicher Weise wie das deutsche „Stricke" lesen und demgemäß auch sagen: „Sie machten Stricke".

Handelte es sich in den letztgenannten Fällen um geschriebene und gelesene Fremdworte, so gilt dies in noch höherem Grade von solchen, die nur mündlich, auf dem Wege durchs Ohr zur Kenntnis des Volkes kommen. Sie werden sehr häufig an den deutschen Wortschatz angelehnt.

Überhaupt gehören hierher viele von Volksethymologien oder Umdeutschungen. Sie beruhen auf der Tatsache, die Goethe mit folgenden Worten ausspricht: „Niemand hört, als was er weiß; niemand vernimmt, als was er empfinden, imaginieren und denken kann.“ Das Volk strebt danach, sich Wörter und Wortteile, die ihm fremd sind, verständlich zu machen aus dem ihm geläufigen Wörterschatze, und in diesem Streben nimmt es mit solchen Wörtern unwillkürlich kleinere oder größere Änderungen vor, durch die sie ihm mundgerechter werden und eine Form erhalten, in der das Fremde als deutsch, das Unbekannte als bekannt erscheint. So hat Armbrust weder mit Arm noch mit Brust etwas zu schaffen, sondern ist aus dem lateinischen arcuballista „Pfeilschleuder“ entstanden; so kommt Sündflut nicht von Sünde, sondern von Sinflut (= große Flut), Friedhof nicht von Friede, sondern von Freithof, was eingehegter Hof bedeudet.

Wenn der Mann aus dem Volke aber gar nichts an das Deutsche Anklingendes aus den gesprochenen Fremdwörtern herauslesen kann oder von Ausländern mit seiner deutschen Sprache nicht verstanden wird, dann zeigt er sich oft ungehalten und dieser Unwille macht sich in verschiedener Weise Luft. Die eine Art wird veranschaulicht durch folgende Anekdote: „Sag, Mädel, warum hast du denn vorhin den Herrn am Nebentisch so angeschrien? Ist der Arme taub?“ „O nein, taub ist der nit, aber an Engländer ist er und ka Wort Deutsch versteht er.“ Die andere Art ist Verhöhnung und Verspottung derer, die sich unverständlich ausdrücken oder Deutsch nicht kennen. So rührt von der Sitte der Humanisten und ihrer Nachfolger, lateinisch zu schreiben und lateinisch zu sprechen, die Abneigung des Volkes gegen die Gelehrten her, die sich in Aussprüchen kundgibt wie „Gelehrt, verkehrt“ oder „Juristen böse Christen“ u. a. So traute man auch denen, die sich auf Latein oder eine andere fremde Sprache verstanden, nicht bloß die Fähigkeit, sondern auch das Bestreben zu, hinterlistig zu betrügen. Im Spanischen heißt saber muccho latino (= viel lateinisch verstehen) verschlagen sein, im Französischen bezeichnet grec nicht nur unverständlich (c'est du grec pour lui, das kommt ihm sonderbar vor), sondern auch so viel als betrügerisch, pfiffig, in Thüringen ist polnisch nicht nur unverständlich, sondern auch falsch, tückisch. Auch lacht sich der gewöhnliche Mann ins Fäustchen, wenn er sieht, daß der Gelehrte mit seinen Kenntnissen nichts ausrichtet und sich im praktischen Leben unerfahren zeigt. Selbst die Schrift mit lateinischen Buchstaben ist nicht nach dem Sinne des Mannes aus dem Volke; sie macht ihm Mühe und darum ist er schlecht darauf zu sprechen. So erklärt sich die Äußerung des Fuhrmannes, der, nachdem er mühsam ein frisch mit Steinen beschüttetes und noch nicht geebnetes Stück Landstraße zurückgelegt hat, aufatmend ruft: „Das waren ein paar lateinische Zeilen.“

Singvögel.

Herzensfrieden.

Im Winter oft, wenn morgens ich
Im Bett noch bin gelegen,
Da weckte vor dem Fenster mich
Ein bettelndes Sichregen;

Viel Vöglein flogen hin und her
Und pickten an die Scheiben —
Da konnte ich nicht rasten mehr,
Mocht' nicht im Bette bleiben.

Hab' denken müssen, daß sie fort
So hungrig könnten fliegen,
Und auch an einem andern Ort
Kein Bröslein fänden liegen.
Da fand ich nimmer Rast und Ruh —
Ich mußte Futter streuen
Und sah den kleinen Gästen zu
Und tat mich herzlich freuen.

Zuweilen in des Tages Hast,
Da hab' ich das Verlangen,
Daß mich der Feierstunde Rast
Beglückend mög' umfangen;
Und wenn sie kam und selig ich
Darin mich wollt' versenken,
Da war es dann, daß leise schlich
Ins Herz mir ein Bedenken.

Verlockend eine Stimme spricht
Mir wohl im Herzen drinnen:
„O, kümm're dich um and're nicht
Und richte dein Beginnen,
Wie es dir Wohlsein, Nutzen bringt,
Du hast für dich zu schaffen." —
Doch mahnend eine and're klingt:
„Du wirst dich selber strafen.

„Sieh, unweit hängt ein Kettenhund,
Den niemand heut' betreute
Und den noch jetzt in später Stund
Ein warmes Futter freute."
Da mußt' ich hin und wenn dann satt
Zur Ruh das Tier gegangen,
Dann erst in stiller Stunde hat
Auch mich das Glück umfangen.

Bist lieblos du, so wird die Reu'
Dir Glück und Segen rauben."
Und immer wieder muß auf's neu'
Dem Warnungswort ich glauben.
Und wenn ich überwunden mich
Und tu den Schritt, den schweren,
Dann fühl' den Herzensfrieden ich,
Den Weg mir mild verklären.

Rosa Fischer.

Großstadt.

Eine Reihe grauer Dächer,
Graue, schwarzgerauchte Schlote,
Ziegeldächer, alte, rote
Und des Rauches träger Fächer;

Silberdrähte summen leise
Großstadtwind kühlt meine Schläfen,
Draußen in den düstren Häfen
Ziehen Dampfer ihre Kreise.

Trunken braust das Stadtgetriebe,
Menschen hasten, ringen, streben,
Da ist gluterfülltes Leben:
Eifersucht und Haß und Liebe.

Doch hier oben weht es reiner.
Andachtsvoll dem Herrn der Räume
Weihe ich die stillen Träume;
Und nach unten zieht mich keiner.

W. G. Proskowetz

Untreu.

Dein Kämmerlein ist still und öd
Und weinend sprichst du dein Gebet.

Ob wohl dein Liebster auf der Wacht?
Ob er verblutet in der Schlacht?

So bangst du für den Liebsten dein
Und schließest in's Gebet ihn ein.

Er aber seufzt nicht herzenswund
Nach seinem Liebchen diese Stund.

Er steht nicht kämpfend im blutigen Feld;
Er hat sich ein anderes Lieb erwählt.

Hans Mittendorfer.

Ein Steirer an einen Steirer.[1])

Noch türmt sich in die Wolken, wie ehdem wild und keck,
Die Burg der Ritterräuber und trotzt auf ihrem Eck;
Noch hält sie waffenschwanger ihr droh'ndes Luginsland,
War einst des Kaufherrn Hölle, dem Landmann fluchbekannt.

[1]) Ottokar Kernstock.

Jetzt aber ziehn die Herden mit friedlichem Geläut,
Den stummen Wald durchschreitet der Wandrer ungescheut;
Denn in dem hohen Rüstsaal — trotz Helm und Partisan —
Da waltet jetzt in Milde ein ernster, stiller Mann.

Er späht von seiner Warte mit Augen, adlergleich,
Weit durch die Heimatgaue, weit durch das Deutsche Reich;
Er späht und steht getreulich auf himmelnaher Wacht,
Nichts bleibt im Menschenherzen verborgen seiner Acht.

Allwo mit finstrer Tücke Gewürm der Nacht sich hebt
Und wo ein Geist voll Sehnsucht hinauf zur Sonne strebt
Und wo ein Herz in Trauer einsam des Weges wallt
Und wo aus Zecherrunde vergnügtes Lachen schallt:

Da hält er in Bereitschaft Gewaffen, Mann und Roß,
Da rüstet sich der Recke und ruft durchs Felsenschloß!
Ein wundersames Rauschen in den Gemächern tönt,
Vom Grundstock bis zur Flagge der starre Bau erdröhnt.

Es saust wie fernes Wetter, es lockt wie Maienwind,
Klangvoll wie Stahl an Schilder, wie Mutterhände lind;
Das sind des Herren Knappen, wenn er die Fehde ficht,
Das sind des Herren Boten, wenn er in Minne spricht.

Im raschen Sturmesfluge braust hoch der Troß landein
Und überall ein Klingen von Flöten und Schalmei'n!
Da funkelt helle Sonne, der Freude Wimpel wehn,
Das kleine, dumme Tränlein bleibt ganz verwundert stehn.

Wohlauf, vieledler Herre, fahr singend durch die Welt,
Das deutsche Liedergärtlein hast wacker du bestellt!
Wohlauf und poch ans Pförtchen — weit öffnet's das Gemüt,
Frisch neben Ros' und Nelken im Haus dein Liedlein blüht.

Adolf Hainbjegg.

Walter Scott und seine Hunde.

Wie Lord Byron, der seinem Hunde ein Grab und Monument errichten ließ und dessen Tugenden in begeisterten Versen verherrlichte, war auch sein nicht minder berühmter Zeitgenosse und Freund, Walter Scott, ein großer Freund der Hunde. Während seines Lebens war er stets von einigen dieser treuen Genossen umgeben. Er behandelte seine Lieblingshunde wie Glieder der Familie und redete mit ihnen, als wären sie vernünftige Wesen. Als Dichter verherrlichte er sie in seinen weltbekannten Romanen und Poesien, und noch in den späteren Jahren seines Lebens erzählte er, wie sehr er sich gefreut, als er in einem Gewölbe in Münschen eine Dose zum Kauf ausgestellt sah, auf welcher sein Lieblingshund abgebildet war.

Die Liebe des großen Dichters zu den Hunden war übrigens nicht eine einseitige Vorliebe für diese besondere Art Tiere, eine krankhafte Laune oder Sentimentalität, sondern sie war in dem milden Naturgefühl Scotts begründet, mit welchem er alle Geschöpfe der Tierwelt achtete und liebte.

Als schottischer Landedelmann war Scott von frühester Jugend teils durch Ackerbau und Viehzucht, teils durch die Jagd mit der Tierwelt in mannigfache Berührung gekommen und hatte Gelegenheit gehabt, die Tiere des Hauses und des Feldes zu beobachten und ihr Wesen kennen zu lernen. Als er später ein eigenes großes Gut, Abbotsford, sich erworben hatte, war es für ihn eine große Freude, Pferde, Zugtiere und Hunde zu besitzen und mit ihnen nicht sowohl als Herr denn

als Freund umgehen zu können. Er trat zu ihnen in ein wahres Herzensverhältnis. Eine Äußerung Scotts möge dies beweisen. So schrieb er.

„Ich esse nie das Fleisch eines Geschöpfes, das ich lebend gekannt. Ich hatte einst ein prächtiges Gespann Ochsen, die wir, mit der gewöhnlichen landwirtschaftlichen Dankbarkeit, für die Tafel töteten; sie sollen das schönste Fleisch in den vier Grafschaften gegeben haben; ich aber konnte nie einen Bissen essen von Gog und Mavor, die ich am Pfluge so sehr zu bewundern pflegte. Als ich noch Landwehroffizier war und mein Pferd selbst zu satteln pflegte, machte ich Bekanntschaft mit einer Herde weißer Truthühner und warf ihnen dann und wann eine Handvoll Hafer zu, wenn ich aus dem Stalle kam. Mit wahrem Verdruß sah ich, wie ihre Zahl sich verminderte, und nie versuchte ich davon zu essen, ohne daß mir übel wurde. Und doch habe ich so viel von dem Rauhen und Kraftvollen an mir, als notwendig ist, alle Pflichten des Lebens ohne viel sentimentales Leidwesen zu ertragen.“

Die Gefühle, die in diesem Bekenntnisse niedergelegt sind, machten den Dichter der Landwirtschaft abgeneigt und seine Lieblingsbeschäftigung war die Pflege der Bäume und die Anlage neuer Pflanzungen. Als begeisterter Baumpflanzer sagte er zu einem Freunde:

„Ein Baumpflanzer ist wie ein Maler vor seinen Staffeleien, in jedem Augenblick sieht er neue Effekte hervorkommen. Keine Kunst oder Beschäftigung ist hiermit zu vergleichen. Man genießt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich. Die eigentliche Landwirtschaft ist mir verhaßt. Viehmästen und Viehschlachten ist meine Sache nicht, und das Korn wachsen lassen, bloß um es wieder abzumähen, mit den Händlern wegen der Preise feilschen und stets von der Witterung abhängig sein, das alles sind Dinge, deren der Baumzüchter überhoben ist, der seine Mühe immer belohnt sieht.“

Auch die folgenden Tatsachen mögen hier angeführt werden, um die Tierfreundlichkeit Scotts zu beweisen. Er ging an jedem Morgen vor dem Frühstück in den Stall, um sein Lieblingsreitpferd selbst zu füttern, und eines derselben, der Braune Adam, ließ sich von niemandem als von ihm selbst das Futter reichen. Auch durfte kein anderer Reiter als Scott es besteigen. Wollte Walter Scott ausreiten, so wurde das Pferd vollständig gesattelt und gezäumt und dann die Stalltüre aufgemacht. Sogleich trabte das verständige Tier allein bis zu dem Steine, dessen der Dichter seiner Lahmheit wegen zum Aufsitzen sich bediente: hier stand es still und regungslos wie von Stein, bis der Reiter gehörig im Sattel saß, dann wieherte es ein paarmal vor Freuden und begann in lustigen Bogensprüngen seinen Lauf.

Nach dem Gebrauche des Landes war Scott in der Jugend ein Jäger gewesen; er folgte hierin mehr dem Brauche seines Landes und Standes als dem eigenen Gefühle, das sich am Ende stärker als der Zwang der Nationalsitte bewies. In späteren Jahren entsagte er nämlich gänzlich der Jagd, die er doch nur mit einer Art geheimen Unbehagens oder Gewissensvorwurf gepflegt hatte. Er sagte zu dieser Zeit:

„Ich gehe jetzt nicht mehr auf die Jagd, obgleich ich früher ein ganz guter Schütze war, aber in gewisser Art befand ich mich nie ganz wohl bei diesem Vergnügen. Es war mir stets ganz unheimlich zu Mute, wenn ich so einen armen Vogel getroffen hatte, der dann sein sterbendes Auge auf mich richtete, wenn ich ihn aufhob, als wollte er mir seine Ermordung vorwerfen. Ich will mich nicht sanftmütiger darstellen, wie andere Leute sind, aber keine Gewohnheit konnte dies Gefühl der ausgeübten Grausamkeit bei mir vertilgen. Jetzt, da ich meiner Neigung folgen kann, ohne Furcht, mich lächerlich zu machen, sage ich frei heraus, daß es

mir viel größere Freude macht, die Vögel lustig in freier Luft über mir herumfliegen zu sehen."

Während die Tiere, die wir erwähnt haben, Pferde und Zugtiere, mit Scott nur zeitweilig in Berührung kamen und seine liebevolle Behandlung empfanden, so war es dagegen den Hunden und einer Lieblingskatze vergönnt, den großen Dichter fortwährend zu umgeben und seiner Huld sich zu erfreuen. Sie waren Zeugen seines Familienglückes und Zeugen seiner dichterischen Arbeit, deren Erfolge die Welt mit seinem Ruhm erfüllten; denn im Hause, wie im Freien, am Mittagstische und im Kreise der Seinigen, wie in der stillen Studierstube war er stets von den treuen Freunden umringt. Das Hinscheiden eines der guten Tiere wurde wie ein Trauerfall in der Familie betrachtet.

Im Anfang des Jahres 1809 hatte Scott den Schmerz, seinen Lieblingshund Camp zu verlieren. Der Hund war alt und schwach, hatte aber von seiner großen Intelligenz nichts verloren. Wenn der Diener den Tisch deckte, sagte er zu dem Hunde: „Camp, der Sheriff kommt über den Berg!" und das treue alte Tier schleppte sich dieser Weisung gemäß entweder durch den vorderen oder hinteren Eingang des Hauses seinem geliebten Herrn entgegen.

Der Hund starb im Jänner und wurde bei Mondschein in dem kleinen Garten hinter dem Hause in Edinburg begraben, gegenüber dem Fenster, an welchem Scott zu schreiben pflegte. Der Dichter hatte für den Tag eine Einladung zu Mittag angenommen, ließ aber absagen, weil ihm ein alter treuer Freund gestorben sei.

Dieser Lieblingspintscher Scotts ist auf den früheren Gemälden des Dichters mit abgebildet und sein Herr sprach nach seinem Tode stets von dem treuen Hunde wie von einem verlorenen Freund.

Ein später oft erwähnter Lieblingshund Scotts war Maida. Wer den Dichter in seinem schloßähnlichen Landsitze Abbotsford bei Edinburg besuchte und in seine Studierstube eingelassen wurde, der fand ihn umgeben von Büchern und seinem Lieblingshunde Maida und dessen Genossen, deren Namen Nimrod, Braun Spice oder Hamlet lauteten, und unter ihnen die Hauskatze. Diese, Hinz von Hinzfeld, nach einem deutschen Märchen so benannt, saß auf der oberen Stufe einer Bücherleiter, die an das Büchergestelle angelehnt stand. Hinz von Hinzfeld war ein ehrwürdiger Kater, nicht mehr sehr beweglich, und bewachte gewöhnlich die Bewegungen seines Herrn und Maidas mit würdevollem Gleichmut. Beliebte es letzterem, die Gesellschaft zu verlassen, so gab er seine Neigung zu erkennen, indem er mit seiner Pfote ebenso vernehmlich an die Türe klopfte, wie nur irgend ein fashionabler Lakai, und Scott stand sogleich auf und öffnete ihm mit höflicher Eile; alsbald kam Hinz schnurrend von seinem behaglichen Sitze herab und bezog die Wache am Fußstühlchen, da Maida auf Urlaub abwesend war. Was für ein Gespräch auch gerade im Gange war, es ward von Zeit zu Zeit durch irgend eine an diese vierfüßigen Freunde gerichtete Apostrophe unterbrochen. Scott sagte: sie verständen alles, was er mit ihnen spreche.

Kienzls „Don Quixote".

Wir haben vor kurzem in Graz die Oper „Don Quixote" von Wilhelm Kienzl gesehen. Dieser Don Quixote ist, nach meinem Verstehen wenigstens, von seiner Zeit und seiner spezifischen Satirenaufgabe, wenn auch nicht äußerlich, so doch innerlich, losgelöst und ins allgemein Menschliche übertragen. Er zeigt in einem drastischen Bilde den Gegensatz, der zwischen dem kindlichen Idealisten und der brutalen Welt

herrscht. Ich hatte vorwegs gefürchtet, es könnte auch in der Oper ein banausischer Mittelalterhumor, der unseren schlimmsten Kleinbürgerulken ähnelt, zu sehr in den Vordergrund treten und der Held selbst mehr lächerlich als rührend erscheinen. Wie glücklich war ich zu sehen, daß der Kienzlsche „Don Quixote“ eine tief menschliche, innig sympathische Gestalt ist, die der ungeheuerlichen Verhöhnung groß und rein gegenübersteht. So groß und rein, daß durch sie die brutalen Späße vor unseren Augen die schwerste Verurteilung erfahren. Je toller sie es mit ihm treiben, je mehr grotesker Unsinn zum Lachen herausfordert, je betrübter werden wir, je größer wird unser Mitleid mit diesem reinen Toren, der ob seines inneren Anbildes alle äußeren Erscheinungen übersieht oder mißversteht. So sehen wir — von stimmungsvollster Musik getragen — in dieser Oper ein Symbol dessen, wie es auf dieser Welt zugeht, wie der einfältige Idealist mit dem glühenden treuen Herzen genarrt wird von seinem Mitmenschen, ja selbst von der Natur.

Wenn wir die Idealisten, Weltverbesserer und großen Kinder aller Art betrachten, wie sie auch heute unter uns herumgehen und dem Ideale ihres Herzens mit leidenschaftlichem Ernste nachstreben, sind es nicht lauter Don Quixote im tieferen Sinne? Sind es in den blöden Augen der All- und Eintagsleute nicht Ritter von der traurigen Gestalt, von deren Bestrebungen sich nichts „ababeißen“ läßt, die für künftige Zeiten arbeitend heute Not und Spott leiden? Wohl denjenigen unter ihnen, die so einfältig sind, all die Verhöhnungen, die ihnen täglich in allen Formen angetan werden, gar nicht zu merken. — Das Tragische an Don Quixote ist, daß er's endlich gemerkt hat. Mich dünkt, dieses große Kind verdiente es, in der Vollempfindung seines Ideals aus dem Leben zu scheiden, ohne die grenzenlose Falschheit und Grausamkeit der Menschen durchschaut zu haben. Solcher Menschen, unter denen noch ein dummer Sancho Pansa der beste ist!

Über dieser Tragödie schwebt die herzergreifende Klage einer wundersamen Musik, in deren Lachen und Weinen der deutsche Humor sich herrlich offenbart.

Da die Mehrzahl der Leute für den angedeuteten tiefen Gedanken kein Verständnis hat, so dürfte die Oper nie ganz „populär“ werden, selbst wenn sie überall eine so vollendete Aufführung erlebte wie in Graz, wo ein feiner Geschmack mit vorzüglichen Kräften ganz Einziges leistet. Aber Kienzls „Don Quixote“ wird aus der deutschen Kunst auch nie mehr verschwinden, weil er die große Leidessymphonie der Welt um einen ergreifenden und reinen Widerhall vermehrt hat. R.

Lustige Zeitung.

Vater (im Zigarrenladen): „So, du Schlingel, du kaufst zehnräppige Zigarren, während ich nur solche für drei Rappen rauche.“ — Sohn: „Weißt du, Vater, wenn ich eine so große Familie hätte wie du, so würde ich gar keine rauchen.“

Schrecklich. Einem Sohn, der das elterliche Haus verläßt, ruft der Vater am Schlusse einer längeren Rede zu: „Drum raste nie, doch haste nie — dann haste nie Neurasthenie.“

Taktik. Ein Adjutant weckt seinen General: „Herr General, der Feind macht eine Bewegung!“ — „So?“ antwortete der General: „Dann sagen Sie ihm, daß ich auch eine gemacht hätte.“ Damit legte er sich aufs andere Ohr, um wieder einzuschlafen.

Recht und billig. Jener Lebenskünstler sagte: „Ich esse gern gut, trinke gern gut, dafür aber will ich auch meine Ruh' haben.“

Der Vorzugschüler. „Lieber Papa! Schicke Wagen auf den Bahnhof, ich komme mit Vorzug. Robert.“

So depeschierte der Gymnasiast zum Beginn der Ferien nach Hause. Große Freude. Ein Vorzugschüler! Da müssen die zwei flinkesten Schimmel an den Wagen. Rasch das Haustor bekränzt, eine Tafel darüber: „Willkommen!" Auf den Tisch von des Jungen Zimmer eine Hundertkronennote: „Dem Verdienst seine Kronen!" und so weiter. — Der Student war, als er dem einige Minuten vor der Zeit einfahrenden Train entstieg, ganz verblüfft über den festlichen Empfang, und als Papa und Mama ihn mit Jubel umarmten — da freute er sich sehr, daß sie die Sache so leicht nahmen. Mit „Vorzug" war er freilich gekommen, weil zu Ferienanfang ein Vortrain des Personenzugs eingeschoben worden und er schon mit diesem reisen konnte. In Wahrheit war der gute Robert bei der Prüfung — durchgefallen.

Kleines Mißverständnis. Bäuerin: „Da schau nur amal her, Michel, wie sich unser Bua an einem rostigen Nagel g'rissen hat!" — Bauer: „Um Gotteswill'n, leg' eahm nur g'schwind a recht a großes G'wicht nauf! I hab erst neulich g'lesen, daß a Mann, der sich 'nen rostigen Nagel 'neing'stoßen, an Blutvergiftung hat sterben müssen, weil er kein großes Gewicht drauflegte."

Im Eisenbahncoupee. Ein junger Mann steht auf und bietet einer eben einsteigenden Dame seinen Sitz an. Sie okkupiert ihn, ohne sich irgendwie für die Galanterie zu bedanken. Er: „Wie meinen Sie, Madame?" — Sie: „Ich? Ich habe nichts gesagt." — Er: „Pardon! Ich dachte Sie hätten sich bedankt."

Ein guter Junge. Meister (zum Lehrjungen): „Warum warst du denn beinahe drei Stunden lang aus nach der Ziehungsliste, du miserabler Lausbub?" — Lehrling (verlegen): „Ich wollte Sie halt länger in der Hoffnung leben lassen!"

Afn Gsangasinga-Seppl.

(Prof. Josef Pommer zum 60. Geburtstag.)

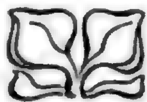
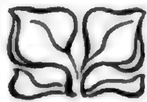
Seppl, mir hobn a schens Hoamatlond,
Schen is s af da Hech und in Grobn,
Doan mir zwen singan und juchazn,
Weil ma däs Hoamatl hobn.

Seppl, mih zimp, ih mechts Steiralond
Holsn und bussln in da Ghoam,
Owa gstot daß ih mei Hoamat hols,
Hols ih — mei Dirndl dahoam.

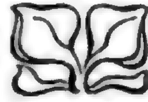
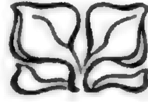
Seppl, mir san a por Sechzgabuam,
Owa nouh ollaweil jung.
's Dirndlliabn hobn mar im Herzen drein,
Gelt jo — und s Gsong af da Zung.

Seppl, die ondern megn dischbadiern,
Raunzn und raffn dabei,
Mir lossn d Herzn zan Himel fliagn,
Singan, wia d Vegerln in Mai!

Der Olmpederl.

Bücher.

Unser Schiller. Von Friedrich Polak. Zur 100. Wiederkehr von Schillers Todestage, herausgegeben von der Vereinigung der deutschen Pestalozzivereine. (Liegnitz. K. Seyffarth. 1905.)

Ein wahres deutsches Volksbüchlein. Allen Schulbibliotheken, allen Volksbibliotheken, allen Volksbildungsanstalten, Jugendvereinen und Jugendfreunden rufen wir zu: Kaufet dieses Büchlein. Es ist billig und es bereitet so schön vor auf das Schillerfest, das die deutsche Nation im nächsten Mai begehen wird. H.

Liebeswirren. Erzählungen aus Südtirol von Richard Bredenbrücker. Illustriert von K. Liebich. (Stuttgart. Bonz & Co.)

Zwei Geschichten erzählen die Entwirrung verwickelter Brautstände. „Der Stiefliebste" enthält köstliche Kinderszenen, ist voll hübscher Einzelheiten, aber umständlich und etwas mühsam in der nicht ganz konsequenten Charakterzeichnung. In der zweiten Erzählung „Die Furcht vor der Unterirdischen" entwickelt der vielgerühmte Autor alle Vorzüge treffender realistischer Darstellung und die volle Schlag-

kraft seines Humors. Gestalten und Sprache sind von köstlicher Echtheit. H. F.

Rede auf Schiller von Jakob Grimm. Mit einem Bildnis Schillers von Gerhard von Kügelgen. 32 Seiten. (Hamburg. Gutenbergverlag Dr. Ernst Schultze. 1904.)

In der Tat hat niemand mit beredterem Munde Schillers Bedeutung geschildert, niemand mit feinerem Geiste das Verhältnis der Schillerschen zur Goetheschen Dichtung aufgezeigt. So klingt der prächtige Schwung der Grimmschen Rede auf Schiller noch in unsere Zeit herein. Nicht nur ein wundervolles Denkmal ist sie, das einer unserer Geistesgroßen einem anderen gesetzt — sie mag auch unserer über manches Ideal erbarmungslos hinwegschreitenden Zeit ins Gewissen reden und die Erkenntnis zurückrufen helfen, daß ein Volk wie das deutsche seine idealen Güter nicht ungestraft vernachlässigt. V.

Novellen. Von Paul Heyse. Wohlfeile Ausgabe. 60 Lieferungen. Alle 14 Tage eine Lieferung. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung.)

Die wohlfeile im Cottaschen Verlage erscheinende Ausgabe von Paul Heyses Novellen liegt uns jetzt bis zur 20. Lieferung vor, welche den dritten Band abschließt und gleichzeitig den Anfang des vierten Bandes bringt. Der dritte Band führt den Titel „Moralische Novellen“ und enthält folgende Stücke: „Die beiden Schwestern“, „Lorenz und Lore“, „Vetter Gabriel“, „Am toten See“, „Anfang und Ende“, „Die Blinden“, „Franz Alzeyer“, „Das Seeweib“. V.

Fürstliche Autoren. Einer der begeistertsten und überzeugtesten Anhänger der Kneippschen Naturheilmethode ist der 71jährige Erzherzog Josef von Österreich, der durch den berühmten Pfarrer von Wörishofen von einem hartnäckigen, schweren Leiden vollständig geheilt worden ist. Aus Dankbarkeit hierfür hat sich der hohe Herr entschlossen, dem „großen Lehrmeister der Wasserheilkunde“ ein Denkmal eigner Art zu errichten. Dasselbe besteht in einem **„Atlas der Heilpflanzen“** (Regensburg. W. Wunderling). Auf 230 farbigen Tafeln sind alle jene Pflanzen naturgetreu abgebildet, die Pfarrer Kneipp wegen ihrer Heilkraft verwendete. Die künstlerische Darstellung der Pflanzen ist das Werk der Erzherzogin Margarete, Fürstin von Thurn und Taxis in Regensburg, einer Tochter des Erzherzogs Josef, die auf dem Gebiete der Blumenmalerei eine hohe, künstlerische Stufe einnimmt. Jede Tafel trägt einen von dem Erzherzog geschriebenen kurzen Text, der den botanischen und deutschen Namen, die synonyme Bezeichnung, das Vaterland und die praktische Anwendung der betreffenden Pflanze enthält. V.

Neuer deutscher Kalender auf das gemeine Jahr 1905. Erster Jahrgang. In der Manier alter Bauernkalender, durch seine kleinen zahlreichen Heiligen-, Himmelszeichen- und Wettervignetten erinnernd an den steirischen „Mandelkalender“. Aus dem Leben der Heiligen werden bezeichnende Schlagworte angegeben. Einzelne Jahrestage, besonders Festtage sind mit guten alten Sprüchlein versehen, auch mit Bauernregeln. Die Monatsbilder sind von kräftigem Schnitt. Herausgegeben ist dieser anheimelnde Kalender vom Vereine „Heimat“ in Kaufbeuern. Er hätte das Zeug populär zu werden, wenn der Preis von 72 Hellern nicht zu hoch wäre. M.

Das Kochbuch von Christine Schuster „Küche und Haus“ ist ein ausgezeichnetes Handbuch für jede Hausfrau, ob jung oder alt, einfach bürgerlich oder anspruchsvoll. Da die Verfasserin selbst lange Jahre als Leiterin einer Haushaltungsschule tätig war, so weiß sie besonders auch jenen beizustehen, die noch nicht viel eigene Erfahrung im Haushalt erworben haben. Ebenso wird sich aus diesem Grunde das Buch prächtig für den Unterricht an Haushaltungsschulen eignen.

Die große Menge und Vielseitigkeit der Kochrezepte zeichnet sich durch klare und genaue Angaben aus, und das Voranstellen der Art und Menge der Zutaten bei jedem Rezept erleichtert der Kochenden die Übersicht. Eine ganz besondere Eigenart dieses Buches dürften wohl die Rezepte der Siebenbürger Küche bilden, die, durch Sternchen bezeichnet und mit ihrem sächsischen Namen benannt, so manchen Freunden des „Palukes“ und der „Pertram-Kächen“ willkommen sein werden. Die Abbildungen vervollständigen das Buch zu einem richtigen Lehrbuch. Wir sehen die besten Fleischstücke des Rindes mit allen üblichen Benennungen naturgetreu wiedergegeben, dazu die ergänzende Ansicht des Schlachtochsen selbst; das Kapitel „Fische“ enthält in Bildern alle in der Küche verwendbaren Exemplare, eine große Farbentafel veranschaulicht die eßbaren und giftigen Pilze, und im Text eingestreut finden wir häufig die Darstellung praktischer und neuer Küchengegenstände. Eine Aufzählung der notwendigsten Kochgeräte, die Zusammenstellung vieler Speisezettel mit besonderer Berücksichtigung der vegetarischen Küche, ein Bericht über die für Kranke und Genesende geeigneten Speisen und zwei Tabellen über den Nährwert der verschiedenen Nahrungsmittel machen das Buch zu einem für alle Kreise der Gesellschaft höchst geeigneten Ratgeber.

Das Kochbuch von Christine Schuster ist ein stattlicher Band von über 700 Seiten und wurde vom Verleger mit großem klaren Druck, schönen Abbildungen und einem geschmackvollen Einband ausgestattet. Erschienen 1905 in H. Zeidners Verlag und Buchhandlung, Kronstadt, Siebenbürgen. J. Hlawatschek.

Herz und Natur. Neue Gedichte von Heinrich Rembe. (New-York. Ernst Kaufmann.) Schlichte Gedichte von naturwahrer Innigkeit, damit ist dieses Büchlein gut gekennzeichnet. M.

Fritz Reuters Ausgewählte Werke in die niederösterreichische Mundart übertragen von Franz Scherer. (Wien. Kratz, Helf & Co. 1905.) — So weit man aus dem Probeheftchen klug wird, dürfte der Wurf gelingen, wozu wir dem Übertrager und den österreichischen Freunden des norddeutschen Humoristen Glück wünschen. H.

Büchereinlauf.

Sagenkränzlein aus Tirol. Von Martinus Meyer. (Innsbruck. Wagnersche Verlagshandlung. 1905.)

Was die Heimat erzählt. Sagen, geschichtliche Bilder und denkwürdige Begebenheiten aus Sachsen. Von Fr. Bernh. Störzner. Mit vielen Bildern von O. Seyffert und F. Rowland. (Leipzig. Arwed Strauch.)

Die vernarrte Prinzeß. Ein Fabelspiel in drei Bildern von Otto Julius Bierbaum. (München. Albert Langen. 1904.)

Alt-Innsbrucker Hanswurstspiele. Nachträge zum „Göttinger Peterlspiel". Herausgegeben von A. Rudolf Jnewein. (Innsbruck. Wagners Univ.-Buchhandlung. 1905.)

Markgraf Waldemar. Ein Schauspiel von Otto Heinrich Böckler. (Berlin. Wilhelm Bruhn. 1904.)

Im Ehrenwams. Dramatisches Schauspiel (sic!) in drei Aufzügen von Rudolf Stephan Bayer. (Brünn. R. St. Bayer & Co. 1904.)

Für Herz und Gemüt der Kleinen. Sechsundfünfzig biblische Geschichten von Max Paul. (Leipzig. Ernst Wunderlich. 1904.)

Aus meinem Leben. Ein Spiegelbild meines Lebens, meines Tuns und Lassens, Erinnerungen, Mediumistisches, Humoristisches ꝛc. von Adelina Bay. 2 Bände. (Berlin. Karl Siegismund.)

Von Strand und Straße. Gedichte von J. Loewenberg. (Hamburg. M. Glogau. 1905.)

Briefe vom Meer. Von Heinrich Berger. (Leipzig. C. F. W. Fest. 1905.)

Robert Hamerling. Eine Monographie im Russischen von W. Tschetschichin. (Petersburg 1904.)

Detlev von Liliencron. Von Dr. J. Loewenberg. Mit Bildnis Liliencrons. (Hamburg. Gutenbergverlag Dr. Ernst Schultze. 1904.)

Aus Bismarcks Familienbriefen. Auswahl für die Jugend zusammengestellt und erläutert von G. Stelling. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung. 1905.)

War Jesus ein Nasiräer? Von W. Winsch. (Berlin. Selbstverlag. 1904.)

Die Lösung der Abendmahlsfrage. Von W. Winsch. (Berlin. Max Breitkreuz.)

Ist das Dogma von dem stellvertretenden Sühnopfer Christi nach haltbar? Von Ludwig von Gerdtill. (Stuttgart. Max Kielmann. 1905.)

Grundzüge der allgemeinen Wirklichkeitstheorie. Von Wilhelm Maria Frankl. (Dresden. E. Pierson.)

Zionismus und Deutsche Fortschrittspartei. Offener Brief an Herrn Dr. Karl Eppinger, Prag, von Emil Margulies, Dr. jur., Teplitz, Böhmen. (Teplitz-Schönau. Im Selbstverlage des Verfassers.)

Auf zum Kampfe gegen die Alkoholseuche! Von kais. Rat Dr. A. Buchmüller. (Donawitz. Selbstverlag.)

Der Alkohol und seine Gefahren. Von Heinrich Quersel. (Berlin. Mäßigkeitsverlag.)

Alkohol und Verkehrswesen. Von Eisenbahndirektor a. D. de Terra. (Berlin. Mäßigkeitsverlag. 1905.

Die höhere Schule und die Alkoholfrage Von Professor Dr. Hartmann, Leipzig, und Privatdozent Dr. med. & phil. Weygandt, Würzburg. (Berlin. Mäßigkeitsverlag. 1905.)

Der Flagellantismus und die Flagellanten. Eine Geschichte der Rute in allen Ländern. Von Wm. M. Cooper. In das Deutsche übersetzt von Hans Dohrn. Mit zahlreichen Illustrationen. (Dresden. H. R. Dohrn. 1903.)

Töchteralbum. Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und Gemütes der heranwachsenden weiblichen Jugend. Neue Folge. 7. Band. Herausgegeben von Berta Wegner-Zell. Mit vielen Bildern. (Glogau. Karl Flemming).

Deutschnationales Taschenbuch mit Zeitweiser auf das Jahr 1905 = 2018. Herausgeber Karl Habermann. (Innsbruck.)

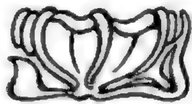
Musikalische Stillehre für Lehrerseminare von Robert Handke. (Meißen. H. W. Schlimpert. 1905.)

Deutsche Zeitungswelt. Zeitschrift für die sozialen, materiellen und alle sonstigen Standes- und Fachinteressen der deutschen Schriftleiter und Schriftsteller, sowie für diejenigen der gesamten deutschen Zeitungswelt. (Wien. Stähelin & Lauenstein.)

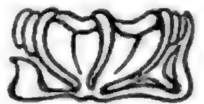
Für die Wiedererbauung der Kirche St. Kathrein am Hauenstein

sind neuerdings bei Rosegger in Graz eingelangt in Kronen: Gustav, Karl und Fritz Weigend 15·—, Gustav Rohn 1·—, Johanna Schmidinger 10·—, M. Gold 5·—, 3. Sammelergebnis der Friseurstube Dunst 22·—. **Gesamtsumme 5053 Kronen.**

Graz, am 15. Februar 1905.



Postkarten des „Heimgarten".



Warnung! Wer ein Autograph von mir haben will, oder irgend so etwas, der nehme sich in acht! Jeder, der mir nahekommt, wird angebettelt. Ich weiß kümmerlich dotierte Waldschulhäuser, arme Bergbauernkinder, abgebrannte Kirchen, notleidende Volksbüchereien . . . ! Wer mich in Ruhe läßt, dem tue ich nichts. Wer mir aber auch nur den Ärmel streift, den bettle ich an. Rosegger.

J. W., Graz. Die unverstümmelte Zustimmung zur Gorki-Demonstration lautet:

Leidenschaftlich danke ich euch, geehrte Herren, daß ihr für Maxim Gorki eintretet. Wir müssen das Allermöglichste tun, müssen Erd' und Himmel in Bewegung setzen, um die Kämpfer für Menschenrecht in Rußland zu retten. Besonders den edlen Gorki, der in bewundernswertem Idealismus den größten Einsatz hinwarf, um sein Volk befreien zu helfen. Es gilt unsere Kameraden, es gilt unserem höchsten Lebens- und Wirkensziel. Wir treiben beständig Reform, weil wir die Revolution fürchten und hassen. Gorki führte eine Reformdemonstration, die mit dem ersten Kosakenschusse zur Revolution ward.

Möchte unser Mitleid den höchsten Herrn Rußlands erinnern können an sein eigenes Mitleid mit denen, die er liebt, und auch erinnern daran, daß die unwiderstehlichste Macht der Fürsten über ihre Völker in der Güte und in der Liebe besteht.

Möge, geehrte Herren, unsere Kundgebung, der sich Millionen anschließen werden, gesegnet sein! Peter Rosegger.

* Ein Heimgartenleser lacht uns deutsche Idealisten aus, daß wir durch papierene Demonstrationen den Zar bestimmen wollen, Maxim Gorki freizugeben. Derselbe Leser meint, wir sollten lieber unter gutherzigen Leuten Geld sammeln für eine ausgiebige Bestechung und es an die richtige Adresse leiten, dann würde Gorki bald frei sein.

Wenn der Wiener Bürgermeister Dr. Lueger meint, daß die russische Reformbewegung (und eine solche war es doch ursprünglich) von den Juden angestiftet sei, so sagt er damit den Juden ein Lob, wie sie ein so schmeichelhaftes von Antisemiten noch selten gehört haben werden.

W. H., Hirschberg. Kaum anderswie können Sie einen besseren Begriff von einer Luftballonfahrt bekommen, als wenn Sie in den „Grenzboten" Nr. 1 und 2 (1905) die köstliche Beschreibung lesen: „Von der Reichshauptstadt nach dem Riesengebirge durch die Luft." Von Johannes Poeschel.

W. F., Linz. Katholische Schriften werden im „Heimgarten" gerade so gut und gerne angezeigt als evangelische. Weil grundsätzlich alles, was eingeschickt wird, zur Anzeige kommt.

J. W., Graz. Ohne Belegexemplar nimmt kein Blatt in den redaktionellen Teil Besprechungen auf.

J. K., Wien. Sie wollen wissen, wie Goethe und Schiller auf mich gewirkt haben? Goethe hat mich klüger, Schiller glücklicher gemacht. R.

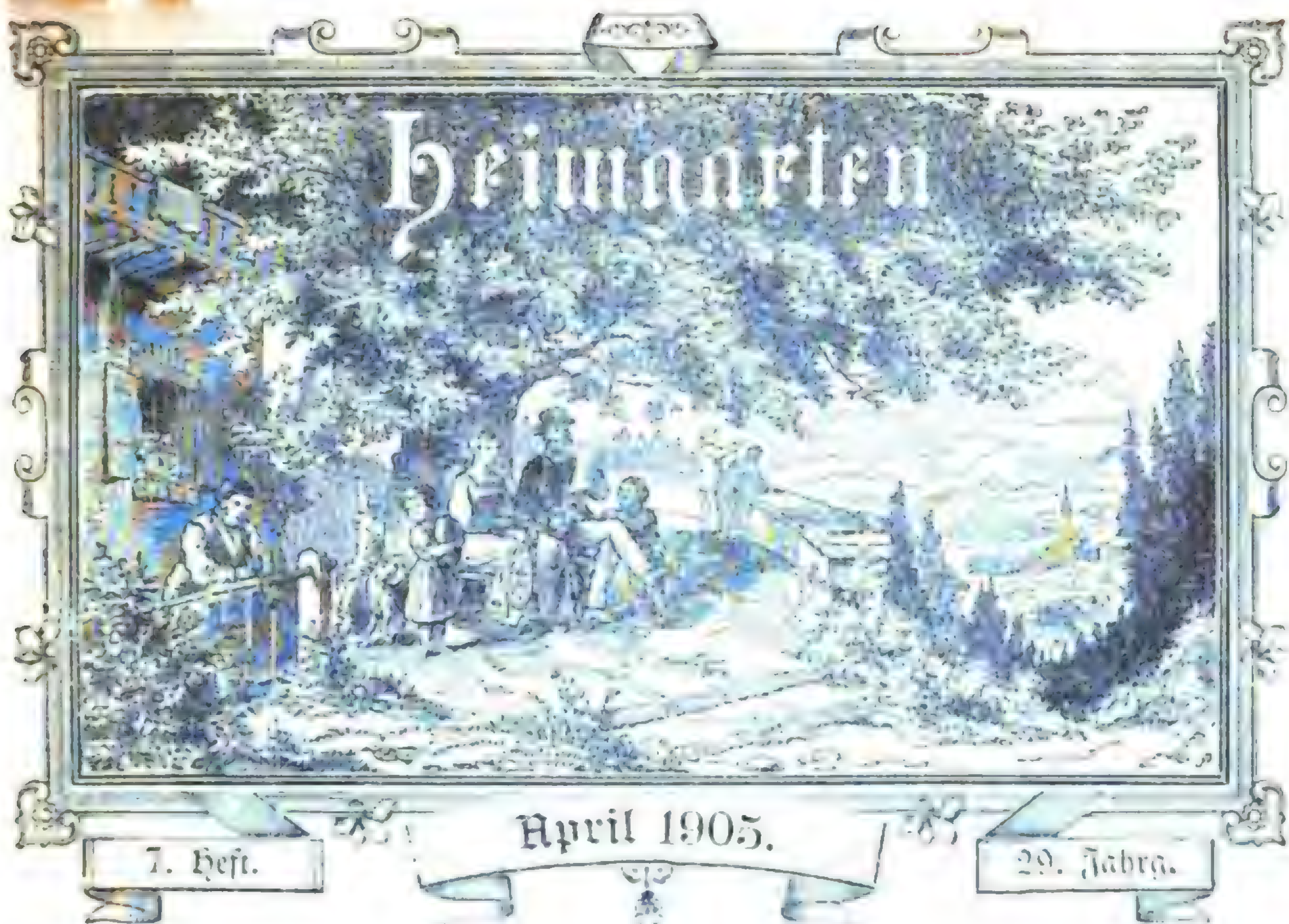
F. L., Wien. Zu wenig ursprünglich und eigenartig.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. Februar 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Peter Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.



Der Lachenmacher.

Eine Zeitlegende aus dem Volke von **Peter Rosegger.**

Nach Stockwiesen müssen wir. Dort geht's heute lustig zu. Über den Giebeln des Dorfes surrt die Luft, so sehr wogt es und treibt es in den Gassen und auf dem Kirchplatze. Alle Sträßlein, die zum Dorfe führen, sind bestreut mit dunklen und bunten Gestalten, die sich dem stattlichen Orte Stockwiesen zu bewegen. Der Kirchturm winkt auch so freundlich. Der hat zu seinem obersten Fenster, über der Uhr, ein weiß-rotes Fähnlein ausgesteckt. Es flattert an der Stange, wie ein Fetzlein Freude, das in alle Welt fliegen möchte und nicht los kann. Die Glocken singen schon Willkommen den Herbeieilenden, die sich aber unterwegs bei Krämerständen, Schaubuden und Schänken verweilen, auf dem großen Platze sich herumdrängen, plaudern, feilschen, kaufen oder verkaufen oder plump und starr dastehen im schiebenden Gedränge und ihre Pfeifen rauchen. Bis zum weit offenen Kirchtor dringen die wenigsten vor, obschon aus dem Innern Lichter herausfunkeln und die Orgel summt. Die evangelische Kirche, die in einer Häusergruppe jenseits der Ach steht, ist zugeknöpfter. Auf ihrem Turme flattert kein Kirchweihfähnlein, aber das Kirchentor hält auch sie heute offen, wer etwa von den Katholiken kommen und sehen wolle, wie es in dieser Kirche gehalten wird und ob es ihnen nicht etwa besser gefiele, als drüben. Indes kümmerten sich die Leute mit wenigen Ausnahmen

heute um keine Kirche, denn es war ja Kirwa, das heißt, es war Jahrmarkt, Wirtshaustag und Tanzmusik. Kirwa bedeutete ihnen einen Tag der Lustbarkeiten aller Art; daß das Wort eigentlich Kirchweih hieß, wer dachte daran, als höchstens der katholische Pfarrer und sein Kirchendiener. Dieser letztere, ein kleines grämliches Männlein, stand nach dem spärlichen Gottesdienste ebenfalls auf dem Kirchplatze herum, aber nicht um sich zu belustigen, sondern um sich zu ärgern. Das Ärgern schien ihm lieber zu sein, denn er hatte doch die Wahl zwischen beiden. Er schnitt ein Gesicht, als ob er Kalmuswurzeln kaute. Er sah in der Menge allzuviele solche, die heute nicht hergehörten. „Was geht den Lutherischen unsere Kirchweih an!“ schnurrte er. „Bei der heiligen Meß' ducken sie sich weit ab, aber beim Handeln und Schandeln und Lumpen sind sie dabei. Da wollen sie zu uns gehören. Heim geht's! ihr habt's keine Kirchweih, heim geht's!“ Das sagte er ganz freimütig gegen die Evangelischen hin, die überall unter den „Christen“ herumstanden, so daß man immer fürchten muß, die „Unseren“ werden angesteckt. Aber der Mann sagte die abweisenden Worte ganz leise, daß es nur ein paar der nächsten Katholiken hören konnten. Auf diese Weise kann der Mensch freimütig sein, ohne daß es ihm schadet. Denn der Mensch ist nicht bloß Kirchendiener, sondern auch Schneider, und wenn die lutherischen Bauern nicht mehr bei ihm schneidern lassen, dann — wird die Kalmuswurzel, an der er kaut, noch bitterer. Das Schlimmste war nur, daß man es den Leuten gar nicht anmerkte, ob sie „christlich“ oder „lutherisch“ waren. Sie plauderten, handelten und scherzten miteinander, als ob sie lauter gut' Freund' wären, und wenn die herlebigen Burschen sich nach munteren Dirnlein umsahen, so dachten sie gewiß an alles andere eher, denn an die Kirchenzugehörigkeit. Schau! Steht dort beim Büchelkrämer nicht der Pastor? Der neue, den wir erst frisch vom Sachsenlande hereingekriegt haben. Hat einen Schnurrbart wie ein Husar und will Geistlicher sein. Na, zugeht's auf der Welt! Er schaut wohl nach, ob der Büchelkrämer auch lutherische Bibeln hat.

„Oh Pardon!“ sagt der Pastor, denn er ist im Gedränge jemandem auf die Zehen getreten. Und steht neben ihm der katholische Pfarrer. Der macht ein freundliches Gesicht und versichert, es sei nichts geschehen. Dann verlieren sich beide unter der Menge.

Aus dem Gesumme hört man von allen Buden her die Marktschreiereien. Metallgießer schwingen ihre Glöcklein, Pfeifenschneider versuchen ihre Pfeifen, Spielwarenhändler lassen ihre Trommeln und Kindertrompeten hören, mit singendem Gekreische künden diese Krämer — die noch keine Zeitungsreklame haben — ihre allerbesten und allerschönsten und allerbilligsten Waren aus. Zwischen durch hört man den dünnen, grellen Ton einer Geige. Vor dem Bäckenwirtshaus auf einem leeren

Bierfaß steht er und fiedelt so lebhaft, daß alle Glieder des alten Spielmanns zucken und schnellen.

„Je, der Brosel!“ ruft hell ein Bursche aus, „der Lachenmacher ist auch da! Lustig wird's heut, zum Lachen gibt's. Und tanzend werden wir allmiteinand. Gelt, Schatzerl!“ Ein rundes rotwangiges Dirndl hatte der Bursch' am Arm gepackt und mit dem anderen Ellbogen sich durch die Menge eine Gasse bohrend strebt er dem Bäckenwirtshaus zu.

Der Brosel, wer ist denn das? Seht ihr nicht, daß alle lachen, die ihn bemerkt haben? Die Milzreichsten dürfen gar nicht hinschauen auf den geigenden Spielmann und seine Geberden, sonst müßten sie sich in Lachkrämpfen zusammenkauern und winden, und dazu fehlt im Jahrmarktsgedränge schlechterdings der Raum. Der Lachenmacher war von den Wirten abonniert für Sonn- und Feiertage, einmal bei diesem, einmal bei jenem. Wenn aus einem Wirtshaus das brüllende Lachen der Gäste gehört wurde, daß man fürchtete, es platze das Haus — da wußte es jeder auf Platz und Gasse, der Brosel war drinnen, sang seine Schelmenliedeln, sagte seine Sprüchlein und erzählte seine Schnurren, wo möglich alles in zierliche Reime gebracht: denn nicht bloß das liebe Leutgesindel, der Gescheite wie der Narr, auch die Sprache müsse tanzen zu Paar und Paar. Im Texte lag's übrigens gar nicht, die Liedeln, die Sprücheln, die Geschichtlein waren keinem neu. Aber der Gesichtsausdruck, mit dem sie vorgebracht wurden, war über alle Beschreibungen lächerlich. Darum beschreibe ich ihn auch nicht. Denke man sich ein rührsames Männlein mit einem runzeligen verkniffenen Gesicht, das in alle Formen gezogen wurde — in die Länge wie eine Gurke, in die Breite wie ein Kürbis. Jetzt waren die Augen glotzig wie zwei Pflugräder, jetzt zwinkernd und dünn wie zwei Kohlraupen. Die Nase jetzt dick wie eine Kaiserbirne, jetzt schmal wie ein Bockshörndl. Der Mund jetzt ein Schnitt von einem Ohr zum anderen, jetzt wieder ein kleinwinziges Nullerl zwischen aufgepfauchten Wangen. Dabei wackelte das Kinn, über den Stirnknochen glitt behendig die Haut auf und nieder, die grauen Haarbüscheln sträubten sich oder zuckten munter hin und her und die Ohren trieben dabei ihre besonderen Spiele. Auch mit den Gliedmaßen brachte er allerlei zuwege, es war, als seien keine Knochen in ihnen, als sei der ganze kleine Kerl aus Kautschuk. Man behauptete, der Brosel brauche bei seiner Kammer keinen Schlüssel, er schlüpfe durch das Schlüsselloch wie ein dünner langer Regenwurm und bedürfe dazu fünf Minuten. Die Geige, setzten solche Witzbolde bei, müsse er freilich zum Fenster hineinwerfen, denn die ließe sich nicht spinnen. Übrigens könne er sie auch draußen hängen lassen, er brauche nur die Beine zum Fenster herauszustrecken, er geige mit den Zehen gerade so gut, als mit den Fingern. Auch solche, die sonst sich über keines

Menschen Ausgeschau lustig machen wollen, über dem Brosel seine Grimassen konnten sie lustig lachen, denn er tat sie deswegen. Das hatte er sich ja zur Lebensaufgabe gesetzt auf dieser traurigen Welt, die Leute lachen zu machen. Es gibt Schuhmacher und Kammmacher und Knöpfelmacher, warum soll's keine Lachenmacher geben? Das Gewerbe ernährt seinen Mann. Es war eigentlich ein Nebengewerbe für den Brosel. Seines Zeichens war er Spielmann und schon als solcher geboren worden, denn sein Vater — behauptete er — habe nur gespielt. Allerdings mit Tarockkarten, wobei er sein Gütchen verloren, so daß der Sohn sich einen anderen Beruf wählte. Dieser entschied sich für die Chirurgie bei den Haustieren. Das tat er jahrelang. Endlich aber ward ihm der Beruf, der so vielen Geschlechtern der Zukunft vorwegs das Leben abschnitt, zuwider, er dachte eher an Gegenteiliges und wurde Spielmann. Schon in der Volksschule hatte er gelernt, die Geige zu beunruhigen; jetzt trat er mit mehr Liebe an sie heran und sie kreischte nicht mehr, wenn er den Fiedelbogen strich, sondern gab bisweilen einen lieblichen Ton: Hauptsache war der Takt, den er extra noch mit dem Fuße trat und zu dem sich tanzen ließ. In Zeiten, da man nicht tanzen wollte oder durfte, unterhielt er die Leute mit seinen „Faxen" und lachen tat mancher noch lieber als tanzen, was mir durchaus einleuchtet. Es gibt zwar Holzapfelseelen, die das Lachen einfach lächerlich finden; ich weiß mir auf der weiten Welt keinen größeren Spaß, als ein herzliches Gelächter.

Nun aber war dem lustigen Brosel nicht zu trauen. Er sprach und sang Zwetschken. Hinter dem süßen Fleische barg sich manchmal ein bitterer Kern. Wer ihn aufbiß, der glaubte daran. Auf solchen Schleichwegen brachte der Alte manche heilsame Wahrheit an den Mann und nahm noch Kleingeld dafür ein und allerhand Wohlwollen. Fühlte sich vom Kerne einmal einer getroffen, so tat er nichts dergleichen und lachte mit den anderen. Man hätte es frei nicht glauben mögen, daß der pudelnärrische Spielmann insgeheim ein so kluger Beobachter war und wohl merkte, in welches Holz die Nägel einzuschlagen waren, und sie stets auf den Kopf traf.

Jetzt also stand der Spielmann auf dem Bierfasse und geigte die Kirchtagsleute in das Bäckenwirtshaus hinein. Er geigte den ganzen Nachmittag und schaukelte sein geschmeidiges Körperlein dabei und schnitt seine Gesichter dazu. Damit diese umso deutlicher und ausdrucksvoller wurden, hatte ihn der Bäckenwirt glatt rasieren lassen; sein braunes Hochzeitsgeigengewandel hatte er auch an und so hätte er können bei jedem König an den Stufen des Thrones als Hofnarr sitzen.

Aber er stand an den Stufen des Tanzbodens, auf dem Ihre Majestät die Freude herrscht. Noch stieg er aber nicht hinauf, denn

vor dem Abendgebetläuten durfte nicht getanzt werden. Der Herr Pfarrer saß beim Bäckenwirt im Extrastübel, da hieß es strenge nach der Verordnung vorgehen, und höchst sittsam. Übrigens war es im Wirtshause schon sehr laut geworden. Als auch der neue Pastor kam, um bei der schönen Gelegenheit Ortsbekanntschaften anzuknüpfen, fand er in der großen Stube keinen Platz und der Wirt, sein grünes Käppchen lüpfend, erinnerte höflich, daß der Hochwürden Herr Pastor ohnehin ins Extrastübel gehöre. Mir nix, dir nix saßen sie plötzlich nebeneinander, der Herr Pastor und der Herr Pfarrer. Anfangs waren heute auch das zwei Spielleute, machten zum bösen Spiel gute Miene, bedachten, daß manches auf dem Spiele stünde, und besprachen in überlauter Gemütlichkeit das schöne Wetter, den belebten Jahrmarkt und das gute Geschäft. Man muß sich in der Nachbarschaft denn einmal miteinander abfinden, dachte jeder für sich, und sie nahmen, um hübsch wohlgemut zu bleiben, ihre Zuflucht zum weltberühmten Herzstärker, dem Weine. Der Wirt hatte einen guten Tropfen und, wie er im Vertrauen versicherte, nicht bloß einen. Der Pastor entschuldigte sich beim katholischen Pfarrer, daß er noch nicht Gelegenheit gefunden, im Pfarrhause seinen Antrittsbesuch zu machen.

„Oh, nix entschuldigen," lachte der Pfarrer, „werd's leicht erwarten. Hab' keine große Sehnsucht."

„Das glaube ich," sagte der Pastor und lachte auch. Es war ein ungutes Lachen beiderseits. Es war keins, das der Brosel gemacht hatte.

Endlich war es dunkel geworden auf der Gasse und licht in den Wirtsstuben. Das Gebetläuten war vorüber, die Hüte flogen wieder auf die Köpfe und die jungen Leute auf den Tanzboden.

Der Brosel setzte sich an den erhöhten Spielleutetisch im Winkel und strich seine Saiten mit Geigenharz und drehte an den Stimmschrauben. Er drehte das Spiel um einen Ton höher, Tanzmusik darf nicht brummen, die muß jauchzen. Ganz erfüllt von der Würde seines Berufes machte der Alte ein ernstes Gesicht. Die Stirn runzelte sich immer mehr, die Augensterne traten immer tiefer hinter die Lider zurück, die Nase wurde immer länger und die Mundwinkel dehnten sich immer tiefer übers Kinn hinab, so finster ernsthaft, daß die Leute in helles Lachen ausbrachen. Da zog er plötzlich andere Muskeln an und sieben Taler hätte einer wetten mögen, daß es ganz entschieden nicht dasselbe Gesicht war, als früher, daß zwei Köpfe in dem Manne stecken mußten, wovon er je nach Belieben einen oder den andern wie die Schildkröte hervorreckte. Übrigens jetzt ist's zum Tanzen. Ein gemütlich langsamer Steirischer klang los, die Paare hielten sich um die Mitte und die Gesichter der Tanzenden, die männlich trutzigen, die weiblich hingebenden, die verliebten und die kosenden — alle spielten auch im kleinen Rund-

gesichte des Spielmannes, so daß in ihm gleichsam das ganze Seelenleben des Tanzbodens Stelldichein hatte.

Von den Gaststuben kamen immer mehr Leute herauf, auch ältere, die sonst auf dem Tanzboden nicht mehr viel zu suchen haben. Unten sei es heute nicht gemütlich, im Extrastübel täten sie streiten. Von wegen des Glaubens ginge es her. Der Herr Pfarrer, meinten sie, solle gescheiter sein. Er täte ja sonst bei solchem Diskurs nicht mit und solle auch nicht mittun, aber der Pastor habe immer Wasser auf die Mühle geleitet.

Der Spielmann verzog sein Gesicht sehr in die Länge.

„Sollen Fried geben“, murrte ein hagerer, grauköpfiger Bauer, „wir von hüben und drüben der Ach vertragen uns ja auch.“

Der Spielmann zog sein Gesicht in die Breite und fiedelte. Ein flotter Walzer. Jedes Paar eine Erdkugel, die sich um sich immer selber drehend einen großen Kreis macht um den lodernden Sonnenball der Liebe. Und Brosel der Spielmann war's, der dieses kreisende Sonnensystem leitete mit seinen Fiedelbogen. In Wirbeln flog der Staub über den Köpfen. Wein- und Schweißdunst erfüllte das Haus mit Kirchtagsstimmung; halberschöpfte Tanzpaare taumelten in die Winkel hin und frische stürmten in die Reihen hinein. Manches Paar stieß im Gewirbel unsanft an ein anderes, das gab weiter keinen Weltuntergang; war der Bursche schneidig, so schmetterte er einen Fluch hin, war er sanft, so tat er einen Lacher und wenn ihm der Schweiß vom Gesichte troff, so fuhr ihm das Dirndl mit rotem Handtüchel über Stirn und Wangen und flüsterte ihm ins Ohr: „Tapperl, mußt du dich denn gar a so plagen? A bissel stader!“

Da hebt er zur Stärkung das Weinglas: „Vivat! Sollt's leben allmiteinander!“

So ging es toll und toller — aber es war eine köstliche Tollheit — durch den Abend hin. Da kam plötzlich der Wirtsjunge die Treppe heraufgesprungen: „Leut', geht's helfen. Der Herr Pfarrer und der neue Pastor sind raufend worden!“

Der Spielmann zuckte ab mit dem Fiedeln und hatte ein sehr langes Gesicht. Als sei die Feder gesprungen, so stockte das tanzende Rad, stand still und fiel auseinander.

„Raufend? Wer? Die Herren?“ Was Platz hatte in der Treppe, das drängte hinab; und hinten drein, aber ganz weichmütig gelassen, Brosel, der Spielmann. Seine Äuglein zwinkerten, seine Stirnhaut zuckte auf und nieder und der gekniffene Mund bog sich im Halbkreis weit in die roten Wänglein hinein. So lacht der boshafte Vollmond auf die Erde herab, wenn in lockenden Nächten leidenschaftliche Menschen in allerlei Unglück rennen. Unter dem Arm trug der Spielmann seine

Geige, in der Hand schwang er den Fiedelbogen, als hätte er damit außer den Tanzboden auch noch das übrige Haus und die Welt zu regieren.

Im Extrazimmer war der Sturm zwar vorüber, nun stand es so, daß die beiden Geistlichen kein Wort und keinen Blick mehr für einander hatten; jeder stellte sich gleichmütig und rief seine Gemeindeangehörigen. Die Schafe sollten sich von den Böcken trennen und den Hirten folgen. Aber die Scheidung mißlang. Protestanten wie Katholiken blieben untereinander sitzen wo sie saßen und schauten betroffen auf die beiden Herren hin, die da plötzlich einen solchen Unfried erhoben hatten. Der stattliche Bäckenwirt stand am Gläserkasten und befürchtete nur eins, daß es den Schäflein am Ende doch beikommen könnte, dem Rufe des Hirten zu folgen. Aber alles blieb fest sitzen und mancher tat heimlich schmunzeln über den Auftritt, den sie erlebt hatten.

Jetzt drängten die Tanzbodenleute in die Gaststuben herein und zwischen durch der Spielmann. Der blieb in der Tür des Extrazimmers stehen und fiedelte zum Gruß die Weise: „Da streiten sich die Leut' herum." Dann ließ er seine Gesichter spielen, so daß alles lachte und die beiden Herren in ihrem Ärger nicht recht wußten, was jetzt zu machen sei. Hinaus konnte weder der eine noch der andere, so gaben sie sich den Anschein des Lässigen; der Pastor steckte seine Hände in die Tasche und blickte mit überlegenem Humor auf das possierliche Männlein; der Pfarrer machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, gleichsam, solche Narreteien kenne er zur genüge, und setzte sich an sein Weinglas.

Da zuckte der Brosel sein Spiel ab, tat ein äußerst gemütliches Gesicht hervor und begann halb sagend halb singend eine Rede, dieselbe manchmal mit einer drolligen Grimasse oder mit einem Fiedelstrich künstlerisch mildernd.

„Verzeiht, ihr Herren, es währt nit lang, ich will euch singen ein altes Gesang, von zweien Hochgeweihten, die taten gar bitterlich streiten. Oho! — Der eine tat sagen: Dein Luther ist ein Fresser; der andere: Dein Papst ist auch nichts besser. Der eine: Dein Luther ist Trug und Spott, der andere: Dein Papst ist auch kein Gott. Aha! — Du bist falsch und ich bin wahr! — Ich bin gescheit und du ein Narr. Hehe! — Da kommt ein alter Spielmann herein: Ihr Herren, ihr kunnt's schon g'scheiter sein, wollt's streiten, so steigt's auf die Kanzel hinauf, im Wirtshaus gibts ein' anderen Brauch, da ist eine Kirchen allgemein, kann jeder reden und lustig sein. Hehe! — Die Leut auseinanderzanken dahier, was ist denn das für eine Manier? Könnt ihr nit schweigen, so kauft euch Geigen. Mehr Leut als ihr mit Disputieren, hab' ich mit Fiedeln und Musizieren zusammengebracht und glücklich gemacht. Haha! — Mich g'freuen die Leut' in Fried' und Freud'. Ich

kenn euch einen, der's auch so tut meinen, dem Brüderlichkeit das liebste ist, sein Name heißt Herr Jesu Christ." — Als der Brosel das gesagt, streicht er eine leise liebliche Melodie und sein Gesicht nimmt einen natürlichen, rührend innigen Ausdruck an und schaut so treuherzig, fast flehend auf die beiden Seelenhirten hin.

Der Pfarrer hat seine gewohnte gemütliche Art wieder erlangt. Bei den närrischen Sprüchlein des Spielmanns muß man ja lachen — und er lacht. Dem Pastor ist nicht so wohl zumute. Denn als der Brosel sein lieblich Spiel — wie ein Wiegenlied war's so zart — geendet hat, da lachen die Leute nicht. — Niemand hat diesmal zum Spruch des Lachenmachers gelacht! Ein andächtiges „Vergeltsgott" sagten sie im Chore, wie es nach jeder guten Predigt üblich ist. Über die zwei Streitenden hatte ein Dritter den Sieg davongetragen.

Die Stille in den Wirtsstuben wäre beinahe unheimlich geworden, da tat der alte Spiemann plötzlich einen flinken Hopser, jauchzte dazu und führte dann seine Gemeinde wieder auf den Tanzboden.

Die beiden Geistlichen waren, jeder für sich unauffällig nach Hause gegangen. Aber am nächsten Tag, als sie sich zufällig auf der Achbrücke begegneten, blieb der Pastor stehen und sagte: „Ich glaube, Herr Amtsbruder, wir sind gestern ein wenig zu weit gegangen. Die Sache wäre beinahe lächerlich geworden. Mein Wunsch wäre, daß wir uns miteinander vertragen."

Der Pfarrer sah auf dem Boden ein Steinchen liegen, das wollte er mit der Spitze des Spazierstockes beiseite schnellen, traf's aber nicht. Dann gab er's auf.

„Herr Pastor", sagte er, „Sie haben es leicht. Aber ich!"

Friedrich der Große von Schwaben.

Eine Geschichte von **Bertold Auerbach.**

I.

Freitag den 9. November 1759, bevor es tagte, war geschäftiges Treiben im Hause des Bäckermeisters Kodweiß am Marktplatz zu Marbach. Die Stube im Erdgeschoß war voll von Weißbrot aller Art, Laugenbretzeln (Fastenbretzeln), Mütschele (Buttergebäck) und Wecken. In der dunkeln, nur durch das Schiebfensterchen erleuchteten Einfahrt standen Männer und Frauen mit leeren Körben und redeten hin und her. Eines nach dem andern wurde in die Stube gerufen und jedem verschiedene Sorten Backwerk vorgezählt und in den Korb getan, soviel als hineinging. Es waren zwei Frauen, die das Geschäft der Verteilung

versahen. Die ältere zählte die verschiedenen Stücke vor, und die jüngere, die vor einer Ampel an dem großen Tisch saß und einen Bogen Papier vor sich hatte, schrieb einem jeden das Empfangene auf. Heute war ein großer Tag für alles, was unterhalb der Weinsteig in Schwaben lebte, denn es war der letzte Tag des großen Herbstmanövers, das bei Kornwestheim in der Nähe von Ludwigsburg gehalten wurde, oder eigentlich der Tag der letzten Heerschau. Die Leute, die das Brot hier in Empfang genommen hatten, trugen es eben hinaus in das Lager, wo sie es an die Soldaten, noch mehr aber an die zahlreich versammelten Zuschauer aus allen Gegenden des Herzogtums verkaufen wollten. Sie erhielten von jedem Gulden des Erlöses drei Kreuzer für sich. Die letzte Frau, die den Korb gefüllt erhalten hatte und ihn eben auf den Kopf hob, sagte zu der am großen Tisch Sitzenden:

„Wie, Frau Hauptmännin? Soll ich nichts ausrichten an den Herrn Hauptmann, wenn ich ihn sehe?“

„Ja wohl, Frau Schöllkopfin,“ erwiderte die Frau, und es lag ein Ausdruck in ihrem Ton, der etwas Anheimelndes hatte; „ja wohl. Saget ihm, daß ich Gott sei Dank gesund sei, frisch auf, aber ich könne nicht, wie ich versprochen, zu ihm kommen. Ich darf's nicht wagen . . .“

„Da habt Ihr Recht; es wäre nicht brav, wenn Ihr in den Lärm und in die Gaukelfuhr hineinginget; da ist man ja seines Lebens allein nicht sicher, und wenn man nun gar noch ein anderes Leben unter dem Herzen trägt. Ja, ja, in der ganzen Stadt hört man nicht anders sagen, als: So eine brave, getreue Biederfrau wie die Frau Hauptmännin, so eine gibt's nicht mehr, und sie ist noch jetzt, wo sie doch stolz sein könnt', gerade so wie damals, da sie des Bäckers Lisabeth geheißen hat, und man hat's ihr immer angesehen, daß aus ihr einmal was Besonderes wird, sie hat immer so was apart Feines gehabt.“

„Ihr müßt mich nicht so viel in's Gesicht hinein loben,“ wehrte die jüngere Frau ab.

„Warum nicht?“ fuhr die Redselige fort, zu der älteren Frau gewendet. „Man findet nicht so leicht noch eine, die so als rechtschaffenes Eheweib tragen wird, was sie zu tragen hat. Da geht der Mann in den Krieg und läßt die Frau daheim, und in's Winterquartier kommt der Mann, und im Sommer kommt ein Kind.“

Streng erwiderte die jüngere Frau: „Frau Schöllkopfin, die anderen sind alle schon weit voraus, Ihr müßt eilen, wenn Ihr ihnen nicht das Beste vom Markt lassen wollt.“ Sie stand auf und brach das Gespräch kurz ab.

„Ja, ja. Ich will machen, daß ich fort komme,“ schloß Frau Schöllkopfin im Fortgehen; „aber ich gehe ohnedies nicht mit den anderen, die gehen über den Berg, Ludwigsburg zu, und ich gehe lieber auf der

Landstraße. Man findet leichter ein Fuhrwerk, wo man aufladen kann, oder man verkauft auch schon unterwegs ein gut Teil. Ihr könnt Euch drauf verlassen: an den Herrn Hauptmann werde ich alles ordentlich ausrichten. Behüt's Gott beisammen."

Es war jetzt nach dem vorübergegangenen Lärm um so stiller in der Stube, und auch von der Straße hörte man nichts, als bisweilen an den Nachbarhäusern einen Fensterladen öffnen und an den Riegel legen. Die Mutter — denn das war die Bäckersfrau — sagte nach einer Weile zu der jüngeren Frau: „Geh' hinauf und leg' dich noch ein paar Stunden schlafen. Es ist nicht recht von dir gewesen, daß du dir den Schlaf gebrochen; der Vater ist ein alter Bäcker, der hätt' den Schlaf am hellen Tag zu jeder Stunde, wann er will, nachholen können; aber du, du bist ja von den Neumodischen, die immer so allerlei im Kopf haben, daß sie am Tag gar nicht schlafen können. Lösch' das Licht aus, es brennt ein Loch in den Tag hinein. Geh' hinauf, mach' die Laden zu und schlaf' noch ein paar Stunden."

„Mutter, wenn ich wach bleibe und etwas arbeite für die Meinigen, derweil sie schlafen, das tut mir besonders wohl: da schläft mein Kind, mein Mann, mein Vater, sie wissen nichts von sich und nichts von mir, und ich tue derweil etwas für sie. Ich bin in einer andern Welt als die Meinigen jetzt, und bin doch bei ihnen und jede Minute können wir uns haben. O Mutter, mir ist als wär' ich beständig getragen und gar nicht auf der Erde, und mir lacht immer das Herz, als käme in der nächsten Minute eine Freude, wie sie noch nicht auf der Welt war."

„Halt' dich nur ruhig," sagte die Mutter, „du brauchst Ruhe. Und ich sag' dir's gern, so lange wir noch Gottlob gesund und in Ruhe bei einander sind. Ich prophezeie dir's: du wirst große Freude an deinen Kindern erleben. Wer so wie du an seinen Eltern Gutes tut, dem wird's von den eigenen Kindern vergolten. Brauchst nicht abzuwehren. Laß dir's ruhig sagen. Es tut mir wohler als dir, daß ich's sagen kann. Geh' aber jetzt hinauf in deine Stube, und wenn du Kaffee willst, ruf's nur durch den Boden herunter, aber bück' dich nicht dabei. Ja, was ich dir noch hab' sagen wollen? Aber nein, geh' nur."

Die Mutter drängte immer mehr zum Gehen, und konnte doch des Redens nicht satt werden; denn wie die Kinder am Abend, so sind alte Leute gern des Morgens gesprächsam.

Die junge Frau ging und die Mutter nickte noch mehrmals hinter ihr drein, als die Tür bereits ins Schloß gefallen war. Und wie sie jetzt sinnend vor sich hin starrte, dachte sie wohl: „Seltsame Welt! Der Mann draußen unter Waffen, jede Stunde bereit, Leib und Leben dem Tode zu stellen, und derweil kann ihm stündlich daheim ein Kind geboren werden . . ."

Die einzige Tochter des Bäckermeisters Kodweiß hatte einen aus dem Remstal gebürtigen Wundarzt geheiratet, und die Beiden vereinte nicht nur innige Liebe, sondern auch Streben nach edlerer Erfassung des Lebens. Sie suchten sich jene Freuden des Geistes anzueignen, die allverbreitet sind wie das Sonnenlicht, und nicht erst durch Reichtum oder besondere gesellschaftliche Stellung sich erwerben lassen. Beide Ehegatten kamen sich verkümmert in ihrer Geistesentwicklung vor; die Frau trug dies leichter als der Mann, denn in häuslicher Begrenzung wurde sie minder an die Mangelhaftigkeit ihres Wissens erinnert als der Mann draußen in seinem Beruf und im Streben nach Erreichung höheren Ranges. Des Bäckermeisters Lisabeth galt schon frühe bei ihren Gespielen als ein Mädchen von besonderer Begabung, aber man hielt sie auch für eine Schwärmerin; sie las nicht nur mit Eifer die Dichtungen von Uz, Gellert und Klopstock, sie spielte auch die Harfe und sang dazu allerlei ungewohnte Lieder. Was man indes ehedem des Bäckers Lisabeth verdacht hatte, wurde jetzt für die Frau Hauptmännin als wohl anstehend betrachtet.

Die Festigkeit, mit der sie sich im Leben bewährte, zeigte auch, daß sie nicht nur von mächtigen Empfindungen ergriffen werden konnte, sondern auch mit starker Seele an allem Echten festhielt. Ihr Harfenspiel und ihre Bücher schienen sie nicht zu hindern, ja es ihr zu erleichtern, auch in Haus und Feld emsig mit Hand anzulegen. Sie hatte immer etwas Geweckte s, sie kam zu jeder Arbeit, wie wenn sie eben erst frische Kraft gesammelt hätte.

Der junge Mann, der schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahr als Feldscher im österreichischen Erbfolgekrieg bei einem bayrischen Husaren-Regiment in den Niederlanden gedient hatte, fand den Beruf des Wundarztes in der kleinen Stadt nicht genügend, und beim Beginn des siebenjährigen Krieges hatte er sich wiederum anwerben lassen. Er wurde Fähnrich und Adjutant in dem württembergischen Regiment Prinz Louis, das gegen Friedrich II. von Preußen zu Felde zog, und stieg nachmals zum Hauptmann.

Selbst als der Mann aus dem Krieg zurückkehrte, zog die Frau nicht mit ihm nach der Garnisonsstadt.

Es ging zur damaligen Zeit eine Empörung durch die Gemüter, die als verhaltener Groll nur eine Schutzwehr gegen die Entsittlichung war. Die wahnwitzige Verschwendungssucht der kleinen Höfe, Bestechung und Stellenhandel, die ganz offen betrieben wurden, und das Hinwegsetzen über die gewohnten Schranken der Sitte hatte eine Auflösung zur Folge, die den engbürgerlichen Kreisen sich noch am schärfsten dadurch darstellte, daß in die Städte und Dörfer, die solcher Hofhaltung angrenzten, allerlei abgesetzte Gestalten ausgeworfen wurden.

Auch in dem kleinen Städtchen Marbach lebten solche Persönlichkeiten, die ehedem in der kleingroßen Residenz Ludwigsburg eine kurze Zeit geglänzt hatten, und von den rauschenden Balleten und Opern, die da drüben aufgeführt wurden, sahen die umgrenzenden Städte und Dörfer nur andern Tags die übernächtigen Gesichter und die abgerissenen Fetzen von all der Herrlichkeit.

Da droben auf der Festung Hohenasperg saß die ehemals gefeierte Sängerin Marianne Pirker, eine geborene Württembergerin, gefangen. Sie hatte der Herzogin, die vor drei Jahren ihrem Mann entflohen war, allerlei Nachrichten gegeben, und nun saß sie im dunkeln Kerker auf der Streu, und man erzählte, daß sie im Wahnsinn sich Kränze aus Stroh flechte und aufs Haupt setze.

Erst im Juli dieses Jahres war der edle Moser auf die Festung Hohentwiel gefangen gesetzt worden, und der rücksichts- und gewissenlose Montmartin beherrschte das ausgesogene Land und die italienische Sängerin Gardela den jugendlich schönen Herzog.

Gegen all dies Treiben hatte sich im gesamten Volk und vor allem in der Frauenwelt eine stille, aber um so entschiedenere Verwerfung festgesetzt.

Darum wollte auch die Hauptmännin hier nichts von Übersiedelung nach der neuen Trutz-Residenz wissen, und nach kurzer Auseinandersetzung mußte ihr der Mann Recht geben, da es vorerst auch nicht nötig schien, und man keinen Tag sicher war, daß er nicht mit seinem Regiment aufbrechen mußte. Dennoch lag etwas Entfremdetes in der Art, wie die Frau allein lebte. Aber sie konnte sich nicht bemeistern, daß sie täglich das zügellose Leben mit ansehen und dazu still sein sollte.

Sie blieb bei ihren Eltern, und diese Heimkehr als verheiratete Tochter ins elterliche Haus, die sonst manche Unzuträglichkeit mit sich führen konnte, wurde durch die eigentümliche Hoheit ihres Wesens zu einer besonderen Ehrenstellung.

In der Art, wie jetzt eben die Mutter die Tochter behandelte, sprach sich eine Hochhaltung aus, die über das Gewöhnliche hinausging, und in der Tat hatte die junge Frau bei aller herzhaften Rührigkeit etwas so ergreifend Mildes, daß man ihr für alles doppelt danken mußte, da es schien, als gehörte die rauhe Arbeit gar nicht zu ihr und sie übernehme sie nur als freien Liebesdienst. Und doch war sie immer bereit und war ihr nichts zu gering; die Eltern hatten nur zu wehren, daß sie nicht alles allein vollführte.

Die Frau Hauptmännin hatte die Stube verlassen und stand eine Weile unter dem offenen Hoftor und schaute hinaus auf den Marktplatz in den erwachenden Tag. Der Färber im Hause gegenüber hängte in langwallenden Fahnen das blaugefärbte Zeug aus. Auf dem Dach

flatterten die Tauben auf und nieder, jetzt kamen einige herunter und stellten sich auf den Rand des großen Marktbrunnens, der aus drei Röhren helles Wasser sprudelte. Nun aber knallte es von der inneren Stadt herauf. Der Vaihinger Bote kam mit seinem Einspänner auf seiner regelmäßigen Fahrt nach der Hauptstadt, die Tauben flogen vom Brunnenrand auf, setzten sich gleich wieder, aber nicht lange, denn jetzt trieb der Nachbar, der Schmied Daiber, seine beiden Kühe zur Tränke an den Brunnen, und ein Kälbchen, das hinterdrein kam und verwundert und zaghaft blökend in der Ferne stehen blieb, machte plötzlich übermütig lustige Sprünge. Nun kamen auch Mädchen zum Brunnen, sie trugen große, mit Kupferreifen beschlagene Kübel und stellten sich plaudernd zusammen bis die Kübel voll waren, und eben als der Schäfer mit seiner blökenden Herde herankam, rief eine Stimme aus dem Innern des Hauses:

„Lisabeth, was stehst du noch so da?“

Es war die Stimme des Vaters, der an der Tür der Backstube stand. Die Frau erwachte wie aus einem Traum, sie hatte all dem Treiben des Morgens zugesehen, als wäre sie eben jetzt neu auf die Welt gekommen. So traumverloren dreinstarren, alles sehen, an alles anknüpfen, und doch von nichts wissen — das war seltsam! Jetzt erwachte sie und sagte:

„Guten Morgen, Vater. Es gibt heute einen schönen hellen Tag.“

„Ist mir lieb, ich muß Holz verladen.“

Die Frau ging hinauf in die obere Stube, hier schlief noch ihr zweijähriges Töchterchen. Sie sah nach dem Kinde, deckte es zu und setzte sich dann an das Fenster; aus der untern Backstube herauf zog durch eine im Fußboden angebrachte Öffnung angenehme Wärme. Die Fenster trieften, die Frau machte die Scheiben hell, dann setzte sie sich still nieder, aber es schien ihr einsam, ihr Herz war zu voll, sie mußte jemand haben, der mit ihr sprach, und — da ist ja ein freundlicher Zuspruch, der ist allzeit bereit und wartet still bis man ihn ruft. Sie nahm ein Buch auf, es war sehr zerlesen, denn es waren die Lieder und Oden von Gellert. Sie las darin, aber nur ein einziges Lied, dann schloß sie das Buch, und wieder saß sie lange still. Es war ihr so voll und genügend zumute, daß sie nicht wußte, ist es Abend, ist es Morgen, ob sie Speise zu sich genommen hatte, ob sie je deren bedurft habe oder noch bedürfe, und doch nährte sie ein zweites Leben in sich und ihre Seele schien die Sonne zu fragen, die jetzt ihre ersten Strahlen auf den Ritter am Marktbrunnen warf: „Du Sonne! Wie wirst du uns sehen, wenn du morgen wieder scheinst?“

Da rief das Kind aus dem Bett, mit halb deutlichen, aber der Mutter vollkommen verständlichen Worten: „Der Vater soll kommen!“

Die Mutter erschrak fast über diesen Ausruf. Das Kind gedachte des Abwesenden sonst nie. Aber so ist's: Kinder vergessen leicht einen Entfernten und haben in Anschauung des Gegenwärtigen tagsüber nicht Veranlassung nach Abwesenden zu fragen, am Morgen aber aus dem Schlafe heraus kommt plötzlich ein Erinnern über sie.

„Der Vater wird kommen," sagte die Mutter und nahm das Kind aus dem Bett: seine Wangen waren so warm und rot. Nun hatte sie doch ein wirkliches Leben zu herzen und verlor sich nicht ins Unendliche.

Jetzt, indem sie dem Kinde vom Frühstück sprach, wurde sie inne, daß sie selbst hungerte; sie setzte das Kind auf den Boden und sagte ihm die Worte vor, die es der Großmutter durch die Öffnung in die untere Stube hinabrief. Die Großmutter kam bald. Sie hatte viel zu berichten: „Weißt, wer heut Nacht angekommen ist und drüben im Hirsch wohnt? Er ist schon da gewesen und hat dich sprechen wollen, aber ich hab' gesagt, du schläfst."

„Ja, wer ist's denn?"

„Der Vetter von deinem Mann, der das Schloß zur Examenstür nicht aufmachen kann, der eingefrorene Student, oder wie er sich selber lieber heißt: der ewige Studiosus."

„Was will er denn hier?"

„Denk' nur! Hat man dem berichtet, du seist schon niedergekommen mit einem Buben (Knaben), und er ist nun da, um Gevatter zu stehen. Was nur die Leute haben, daß sie sich so Märchen ausdenken? Du gehst doch noch herum, und da berichten die Leute schon ...."

„Ja, immer heißt es von einem Buben, und auch mein Mann will von nichts anderem hören. Ich mein', es wäre Versündigung."

„Jetzt wein' nicht, ist gar nicht nötig. Du hast dich doch sonst nicht so viel darum gekümmert, was die Leute reden. Du hast gewußt, was aus deinem Mann wird, bevor sich's vor aller Welt gezeigt hat. Ja, und ich sag's jetzt selber, er ist ein feiner und herzlicher Mensch."

Die Mutter wußte, daß sie ihre Tochter nicht besser erheitern konnte, als wenn sie deren Mann lobte.

Die Großmutter nahm ihr Enkelchen auf den Schoß und gab ihm aus einem mit zwei Henkeln versehenen Schüsselchen Milch zu trinken und brockte ihm Weißbrot ein. Das Kind wollte immer das Schüsselchen selbst in die Hand nehmen, aber die Großmutter willfahrte nicht und sagte:

„Ich hab' dir schon oft und oft erzählt, das Schüsselchen ist ein Erbstück, wie's keins mehr gibt. Aus diesem Schüsselchen hat deine Mutter von ihrem ersten Jahr an bis zu ihrer Verheiratung tagtäglich ihr Frühstück genossen und es ist noch ganz. Schau, es hat keinen

Bruch und keinen Stoß; kannst was daran lernen, daß du auch so ordentlich wirst und auch alles so ordentlich hältst. Heute hast du zum letztenmal Milch daraus bekommen, bis du selber bei Verstand bist und darauf acht gibst. Ich schließ' es von heute an weg."

Die Hauptmännin lächelte. Es war, als ob sie frohe Kindererinnerungen mit hinabschluckte und neu genoß, indem sie jetzt mit großem Appetit zwei ganze Wecken verzehrte. Man muß daran erinnern, daß sie zur damaligen Zeit fast doppelt so groß waren als heutigen Tages.

„Dein Bub hat gottlob Hunger," sagte die Mutter, zufrieden nickend, denn sie konnte sich auch nicht erwehren, immer an einen Enkelsohn zu denken. „Iß nur recht viel, so oft du Lust hast; wenn deine Stunde kommt, kriegst du ohnedies lange nichts mehr und mußt mit Wassersuppe vorlieb nehmen. Soll ich dir noch ein Mütschele holen?"

Sie hatte das noch nicht gesagt, als sie schon das Kind vom Schoß absetzte, hinab in die Stube eilte und mit einer Schürze voll Brod und Bretzeln herauf kam.

„Das soll ich doch nicht alles essen?" fragte die Hauptmännin lächelnd.

„Nein, du sollst auch was zum Aufwarten haben, wenn der eingefrorne Student kommt. Kirschwasser hast du ja noch im Schränkchen."

Der Student ließ nicht lange auf sich warten. Er war ein Mann schon gegen Ende der Zwanziger Jahre, der aber noch immer ein frohgemuter Jüngling war, und er sagte bald nach dem Willkomm:

„Ich bin eben zu früh dran. Ich glaube immer, die Zukunft sei da, und sie läßt noch auf sich warten. Da will ich Gevatter sein, und es fehlt an einer Nebensache, an einem Kind dazu; und wenn's nur gar eine virgo wäre? Frau Base, den Schimpf würde ich Ihnen mein Lebenlang nicht vergessen. Ich bleib' jetzt da als Gevattersmann-Einquartierung; ich hab' jetzt einmal Ferien gemacht, und weil ich noch nichts bin in der Welt, will ich doch wenigstens Gevatter sein."

Er ließ sich die Aufwartung wohl schmecken, vertilgte ein Gläschen nach dem andern und knabberte wohl ein Dutzend Bretzeln dazu. Endlich erhob er sich und sagte: „Ich will doch einmal hinausgehen, Benningen zu, und mir den Ort betrachten, wo man hier römische Altertümer ausgegraben hat. Es ist doch brav von dem Städtchen Marbach, daß es einem Gelehrten wenigstens einige Merkwürdigkeiten aus der Römerzeit bietet. Ihren Sohn, liebe Frau Hauptmännin, wollen wir Romanus taufen, er soll ein Römer werden, eine freie große Seele, erhaben über den Gamaschendienst unseres Jahrhunderts. Zu Mittag bin ich wieder da, Frau Gevatterin, und sagen Sie Vater Kodweiß, ich will erproben, ob sein Marbacher Heuriger das Lob verdient, das er ihm spendet."

Es war wiederum still in der Stube und seltsam still auf Marktplatz und Straße. Auf dem ganzen Städtchen schien etwas zu liegen wie verhaltene Sehnsucht nach dem nahen glänzenden Feste. Das ganze Städtchen schien still lauschend den Atem anzuhalten, und jedes rechnete sich's als Verdienst an, daß es der so verzeihlichen Lockung nicht nachgab, zu dem nahen Feste zu eilen. Man hörte jetzt am hellen Tag den Brunnen am Marktplatz rauschen, wie sonst nur in stiller Nacht. Beim Schuster gegenüber, von wo man sonst allzeit Lederklopfen und Liedersingen hörte, war's heute still; Meister und Gesellen hatten sich einen außergewöhnlichen blauen Montag gemacht, und der Klempner drüben am Marktplatz, dessen gellende Schläge weithin drangen, schien auch zu feiern, und die Gießkanne an eiserner Stange, die blinkend im Sonnenschein vor seiner Werkstätte hing, blinzelte wie lustbegierig nach Ludwigsburg hinüber.

Der Färber schaute zum Fenster heraus, und der Schlosser Weigle, der sonntäglich geputzt daher kam, fragte ihn:

„Gehst nicht auch mit hinüber nach Ludwigsburg?" Und er antwortete: „Nach dem Mittagessen. Zum Feuerwerk komm' ich schon noch zeitig genug, und das ist doch die Hauptsache."

Und wieder war alles still. Die Hauptmännin dachte sich auch hinüber und wäre auch gern zu ihrem Mann. Aber wie? Wenn sie dem Herzog und seiner Umgebung begegnete, wenn sie von ihnen angesprochen würde! Sie hatte soviel gegen sie in Gedanken, hatte so oft gegen sie gesprochen; es schien unmöglich, daß sie ihre Zunge halten und alles das nicht plötzlich den Leichtfertigen ins Gesicht hinein werfe, daß sie vor Scham in den Boden sinken müssen. „Nein, nein, du mußt zu Hause bleiben!" sagte sie laut. Und doch konnte auch sie eine Unruhe nicht los werden. Jetzt noch, nach zehnjähriger Ehe, sehnte sie sich nach ihrem Mann wie nach dem Bräutigam, ja noch mehr, sie wußte, wie wohlig sich's in gelassener, friedsamer Gemeinschaft lebt, und es schien ihr unfaßlich, daß eines fern vom andern und nicht im stündlichen Beisammen das Dasein erfülle. Sie belohnte sich für ihr Daheimbleiben nun dadurch, daß sie sich jetzt, mitten in der Woche, ihre liebste Freude gönnte. In der Ecke der wohlgeordneten Stube stand eine Harfe, die Hauptmännin ergriff sie und erging sich in allerlei Tonverbindungen. Sie konnte in dem reichen Schatz ihrer Erinnerungen kein Lied finden, das in Worten ihr innerstes Empfinden ausdrückte. Jetzt erglänzte plötzlich ihr Antlitz und sie spielte mit einer von innen quellenden Begeisterung und Leidenschaft, denn sie dachte, wie sie selbst zum letzten Neujahr in melodisch gefügten Worten dem Gatten ihr liebend Herz erschlossen; sie sah noch, wie er sie betrachtete und dann in die Arme schloß. Er war damals erst vor wenigen Tagen aus dem Feldzug heim-

gekehrt, und die Empfindung dieses Wiedersehens nach banger Trennung hatte die Frau in bräutlicher Glückseligkeit erfaßt und im Worte festgehalten. Und jetzt sang sie zu einer alten Melodie das von ihr selbst gedichtete Lied:

O hätt' ich doch im Tal Vergißmeinnicht gefunden,
Und Rosen nebenbei! Dann hätt' ich dir gewunden
Im Blütenduft den Kranz zu diesem neuen Jahr,
Der schöner noch als der am Hochzeitstage war.

Ich zürne, traun, daß itzt der kalte Nord regieret,
Und jedes Blümchens Keim in kalter Erde frieret!
Doch eines frieret nicht, es ist mein liebend Herz,
Dein ist es, teilt mit dir die Freuden und den Schmerz!

II.

Die Besuche schienen indes heute, wie man sagt, einander die Tür in die Hand zu geben. Gegen Mittag kam ein Bernerwägelein angefahren, hielt vor dem Hause still, und ein Bäcker, am grauen Kleide kenntlich, stieg ab. Er nestelte den einen Strang des Pferdes los, grüßte die alte Frau Kodweiß, die zum Schiebfensterchen im Erdgeschoß heraussah, und fragte:

„Ist der Bruder nicht zu Haus?"

„Ei, Ihr seid's, Herr Schultheiß?" rief Frau Kodweiß und kam auch alsbald auf die Straße, dann sagte sie: „Nein, er ist beim Manöver, es ist ja heute der letzte Tag; Ihr müsset bleiben bis er kommt. Wie wird der sich freuen! Er ist gar anhänglich an die Seinen und besonders an den Bruder Schultheiß."

„Tut mir leid, kann nicht bleiben, muß spätestens morgen früh daheim in Bittenfeld sein. Wie geht's der Frau Schwägerin? Ist sie noch wohlauf oder komme ich recht zur Kindtaufe?"

„Grüß Gott, Schwager!" grüßte die Hauptmännin zum Fenster des oberen Stockes heraus, „kommet doch herauf."

„Ja, ja, komm' gleich."

Der Schultheiß warf zuerst seinem Pferd ein Bund Heu vor, dann ging er mit der Mutter hinauf in die obere Stube, schüttelte der Schwägerin wacker die Hand und sagte scherzhaft: „Da ist noch alles gut beieinander und sie sieht prächtig aus; aber jetzt nur diesmal einen Prinzen, Frau Schwägerin, dann soll ein Tag werden, an dem sich ganz Bittenfeld freut, denn bei mir daheim ist doch eigentlich der Urstamm."

In ihrer Verlegenheit bat die Hauptmännin, man möge nach dem Vater schicken.

„Wo ist er?"

„Draußen am Neckar beim Holzverladen."

„Wie geht's mit dem Holzhandel? fragte der Schultheiß, der sich nicht lange bei sogenannten Gemütlichkeiten aufhielt, „wie ich höre, soll's gut gehen, aber es ist doch ein gefährlicher Handel," fuhr er sogleich fort.

„Ja, ja," ergänzte die Mutter, „mein Mann ist leider Gottes so eigensinnig. Er hat sich da eine Holzniederlage errichtet, sie ist geschickt, aber alle Leute sagen, und ich meine es auch, sie sei gefährlich. Wenn einmal ein rechtes Wasser kommt, kann es — Gott bewahre uns davor — in einer Nacht unser Hab und Gut mit fortschwemmen. Und es ist doch keine Kleinigkeit, wenn man denken muß: jetzt regnet's schon lang, oder, jetzt kommt der Eisgang und nimmt einem den Boden unter den Füßen weg. Helfet nur, Herr Schultheiß, daß er vorsorglicher wird, Ihr geltet viel."

„Da kann ich nichts machen," sagte der Schultheiß. Er mischte sich nicht gern in fremde Händel; er blieb für sich und ließ andere auch für sich.

Als die Hauptmännin ihm jetzt ein Glas Kirschwasser einschenken wollte, sah sie zu ihrem Schrecken, daß der Student bereits alles vertilgt hatte. Die Hauptmännin wollte es verbergen, Frau Kodweiß aber merkte es und sagte: „Der Vetter Student ist heute dagewesen, und wo der eingekehrt ist, da ist hinter ihm der Garaus. Ja, wenn man die Wissenschaften auch so trinken könnte, wie Bier und Wein und Kirschwasser, wäre der der Gelehrteste so weit man schreibt."

Die Hauptmännin suchte den Studenten zu verteidigen. Sie erkannte, daß das hochtrabende Gebaren des Studenten auch aus einer gewissen höheren Natur, die ihm innewohnte, hervorging, und sie sagte: „Es ist etwas Reines und Gutes in dem Vetter Student, das eben noch keine rechte Heimat in der Welt hat."

„Ja, ja," sagte die Mutter halb scheltend, „du siehst in einem Jeden was Besonderes." Hocherrötend erklärte die Hauptmännin, daß sie dafür auch glücklich sei in der Welt, und daß sie sich's nicht nehmen lasse, daß überall, wohin man schaue, wenn man nur auf den Grund gehe, sich Herrlichkeiten auftun, die die Welt zum Paradies machen."

„Die Frau Hauptmännin hat etwas von unserer Mutter selig," sagte der Schultheiß, „die hat auch immer nur Gutes von allen Menschen geredet, an das Gute in jedem Menschen geglaubt, und hat auch tausendmal gesagt: Glaubet nur dran und ihr werdet sehen, es kommt heraus! Schade, daß Ihr, Frau Schwägerin, und unsere Mutter selig einander nicht gekannt haben. Ihr hättet rechtschaffen Freud' an einander gehabt."

Das Antlitz der Hauptmännin strahlte, denn es gibt für ein reines Gemüt nichts Beglückenderes, als eine Genossenschaft für seine Zuversicht

kennen zu lernen, und hier war es noch die eigene Schwiegermutter, die aus der Ewigkeit heraus ihr zugesellt wurde.

Frau Kodweiß, die keine Bewirtung mit Worten gelten ließ, rief in die untere Stube, man möge etwas zum Imbiß heraufbringen, worauf der Schultheiß entschieden sagte, daß er nichts nehme; er wolle warten bis zu Mittag, er müsse dann gleich fort und fahre hinüber ins Lager.

Die Hauptmännin, ihr kleines Töchterchen an der Hand führend, geleitete den Schwager hinaus an den Neckar zum Vater.

Auf dem Heimweg hielt man sich noch kurz bei der Patin des Töchterchens auf; denn in der alten Zeit der Gastlichkeit gehörte ein Verwandtenbesuch auch alsbald den Freunden, ja fast dem ganzen Städtchen. Die Frau Kollaboratorin — sie war die Witwe des Kollaborators Ehrenmann — gehörte zu den nächsten Freundinnen der Hauptmännin; sie geleitete dieselbe mit ihrem Besuche bis zum elterlichen Hause. Von allen Seiten wurden sie freundlich begrüßt, und viele sagten, daß es schön sei, daß der Herr Schultheiß auch zum Manöver komme. Die Kollaboratorin, die viel einsam denken mochte, bemerkte darauf: „Die Menschen bleiben doch ewig Kinder, jedes denkt nur an sein neues Spielzeug und meint, wer aus der Ferne kommt, muß auch davon wissen und wegen nichts anderem daher gekommen sein."

Der Schultheiß sah die Kollaboratorin betroffen an. Wo ist denn die daheim, daß sie so von oben herunter redet? mochte er denken. Er gab sich indes keine Mühe, das zu erklären.

Das Essen war fertig, es läutete elf Uhr von der Alexanderkirche, und der alte Kodweiß befahl, daß man anrichte, obgleich der Student noch nicht da war: „Der kommt zum jüngsten Gericht zu spät," sagte er, „auf den kann man nicht warten."

Man saß bereits bei Tisch, als der Student ankam, mit zwei Männern, die einen großen Stein auf der Bahre trugen und in der Einfahrt abluden; in der Stube verkündete der Student sogleich laut, daß er einen Stein gefunden habe, der offenbar Überbleibsel des römischen Castrums in der Gegend sei, es sei nichts mehr und nichts weniger als ein Altar des Vulkan, dessen Erklärung ihn berühmt machen werde in der ganzen Welt, und der Junge, der jetzt geboren werde, den setze er gleich auf den Altar.

„Der Stein könnte doch ein bißchen zu kalt sein für das junge Kind," entgegnete der alte Kodweiß, „und setzt Euch, Herr Student, sonst fliegen die Leberspatzen da alle davon in unsern Magen. Aber jetzt ist's gut, Ihr kommt von einem Lager ins andere. Ihr seid draußen im Römerlager gewesen und jetzt fahrt Ihr heute mit ins Württemberger Lager hinüber. Ja alle, die wir da sind, fahren wir nach Tisch

hinüber nach Ludwigsburg. Der Hauptmann wird schauen, wenn er auf einmal Revue über seine ganze Familie halten kann."

„Ich kann nicht mit," sagte Frau Kodweiß. „Und es muß doch eines das Haus hüten."

„Und ich möchte auch daheim bleiben," setzte die Hauptmännin hinzu, „ich hab's wohl meinem Mann versprochen, daß ich zu ihm komme, aber ich mein', es wäre nicht recht, wenn ich's täte."

„Du mußt mit" sagte der alte Kodweiß, und der Schwager und der Student baten ebenfalls, und selbst das kleine Töchterchen rief: „Ja, Mutter, wir wollen zum Vater und zu seinen vielen Soldaten."

Während sich der Student Leberspatzen und Sauerkraut und dazu den Marbacher Heurigen wohl munden ließ, führte er mit guter Laune den lustigen Vergleich aus, was man im Gegensatz zu einem römischen Lager von einem heutigen Lager in künftigen Tagen ausgraben werde: da werde man finden eine zerbrochene Flasche, eine Puderbüchse, einen Frisiermantel und einen abgerissenen Zopf, eine Weste ohne Hinterteil und eine kunstreiche Wade von Watte — und über diese Herrlichkeiten werden sich die Altertumsforscher künftiger Jahrhunderte die Köpfe zerbrechen.

Alles rüstete sich zur Abfahrt und der Student hatte schließlich keine weiteren Zuhörer mehr als den Schultheiß von Bittenfeld. Aber es war ihm gleich, wem er seine erhabenen Gedanken mitteilte, wurde er ja doch von niemandem verstanden in der ganzen weiten Welt, und es war ihm nur darum zu tun, sich mit den gehörigen Kraftausdrücken kund zu geben inmitten dieser erbärmlichen Welt, die einen Geist wie den seinen nicht fassen und keinen Raum für ihn haben konnte.

Der Schultheiß nahm dem Student alles, was er sagte, geduldig ab, denn er rauchte dabei behaglich eine Pfeife; und es läßt sich gar nicht sagen, was man alles anhören kann, wenn man dabei raucht.

III.

Der alte Kodweiß hatte zwei Pferde von einer Holzfuhre genommen und an das doppelsitzige Bernerwägelein gespannt; er saß mit dem Enkelchen auf dem Vordersitz und versprach der Mutter, die es bei sich haben wollte, gut auf dasselbe acht zu haben. Der Student und die Hauptmännin nahmen den zweiten Sitz ein. Der Schultheiß mit seinem Einspänner hielt hinter ihnen. Die Nachbarn standen umher und schauten zu. Diejenigen, die auch in das Lager wollten, schauten fragend auf, ob sie der Bäcker nicht aufsitzen heiße, und die daheim bleiben mußten, betrachteten mit einem wehmütigen Tugendgefühle die Weg-

fahrenden: sie harrten pflichtgetreu aus, sonst wäre ja das ganze Städtchen wie ausgestorben; nein, sie ließen sich nicht verleiten, auch der Lustbarkeit nachzurennen, obgleich ihnen von allen denen, die jetzt ruhig dahinziehen können, niemand dafür Dank wußte, und gewiß niemand daran denkt, ihnen für ihr Wächteramt auch nur eine Kleinigkeit mitzubringen. —

Die Hauptmännin befahl noch der Magd, daß sie zwei Bündel Stroh hinten in den Wagen lege.

„Zu was soll das?" fragte der Vater rückwärts gewendet.

„Ich kenn' Euch ja, Vater," sagte die Hauptmännin, „Ihr lasset doch bei der Heimfahrt manchen, dem der Weg zu viel ist, mit aufsitzen, und da sollen sie wenigstens gut sitzen können und nicht auf der harten Wagenleiter hocken."

„Unsere Frau Hauptmännin ist eine große Seele," rief der Student, „wohltätig für die Nachkommenden, für die Zukunft. Das will ich dem Sohn, der geboren wird, berichten, daß er dessen würdig sei."

„Wartet bis dahin, und ich bitte jetzt um ein wenig Ruhe; ich meine, ich sollte doch zu Hause bleiben," entgegnete die Hauptmännin.

„Nein, nein, jetzt wird nicht mehr abgestiegen!" rief der alte Kodweiß. „Hü! in Gottes Namen," und fort rollten die beiden Gefährte.

Man war kaum eine halbe Stunde gefahren, als die Hauptmännin anzuhalten bat, aber jetzt im Gehen wurde es ihr wieder wohler. Der Student war mit ihr abgestiegen und war überaus zart und aufmerksam gegen sie, und die Hauptmännin sagte, es sei ihr so wohl zumute, sie könne es gar nicht aussprechen, und überhaupt fühle sie sich jetzt gar nicht beschwert, vielmehr als ob sie immer nur schwebe.

Der Student erklärte, daß, wenn ein großer Gedanke uns bewege und in uns lebe, wir nichts von unserem Körper fühlen, es ist, als ob der Gedanke uns banne und hochhielte, wie viel höher muß es darnach sein, wo ein wirkliches zweites Leben sich in einem regt, das muß tragen und heben. Er erzählte die Legende von Maria, die über den Berg ging und so ruhig atmete, als ob sie still sitze, denn das Kind unter ihrem Herzen trug die Mutter.

„Sie haben doch auch viel Schönes im Kopf," sagte die Hauptmännin; dann sprachen beide lange nichts mehr, bis man in der Ferne Signale hörte und Staubwolken aufwirbeln sah. Jetzt rief der Vater, die Hauptmännin solle aufsitzen, er fahre nur noch im Schritt. Sie mußte willfahren, und der Vater stieg selber ab und führte die Pferde an der Hand, damit sie nicht von dem Trommeln, Schießen, Blasen und Pfeifen wild würden.

Man war endlich am Lagerplatz angekommen. Unabsehbar weit reihte sich Zelt an Zelt; wo sonst nur das Korn wogte, waren jetzt Tausende von flüchtigen Menschenwohnungen, und in großen und festen Reihen zogen die Soldaten auf unter klingendem Spiel, und dort hielt der Herzog mit seinem Generalstab. Die Reihen salutierten und riefen Hurrah. Der Herzog grüßte wieder.

Man hatte die Pferde an einen Baum gebunden, und Vater und Tochter und Enkelchen standen auf dem Wagen und schauten zu; der Student hatte sich alsbald unter die Menge verloren.

„Jetzt kommt das Regiment, bei dem dein Vater ist," rief die Hauptmännin und hielt ihr Kind fester an sich und schaute erhabenen Blickes aus. Ihr Blick hatte etwas Allmähliches, nicht rasch, nicht blitzend, aber man sah's, er erfaßte und durchdrang das Angeschaute. Und es gibt einen Blick des Auges, der gleich dem Sonnenstrahl die Dinge erwärmt, die er bescheint. Sie war eine schöne Gestalt, hoch aufgewachsen, mit schlankem Hals, mit weißem Antlitz, das die Sommersprossen nicht entstellten, sondern eher dessen Glanz milderten; sie hatte rötlich blonde gelockte Haare, und alles an ihr bekundete die Mutterhoffnung. Jetzt erglänzte ihr hellblaues Auge noch heller, denn sie sah ihren Mann an der Spitze seiner Schar daherkommen, gemessenen Schrittes, und alles klang und sang, und jetzt vor dem Herzog riefen sie alle Hurrah, und der Vater schwenkte den Degen und er blitzte im Sonnenschein, jetzt schwenkte er ihn nochmals, und sie hatte gewiß nicht unrecht gesehen, er hatte sie bemerkt, der Gruß galt ihr. Er konnte nicht aus der Reihe treten, ihr nicht zurufen, nicht die Hand reichen. Er grüßte zum drittenmal deutlich und nickte dabei, er sah freudig aus jetzt an der Spitze seiner Schar, denn sonst war der eben erst 36 Jahre alte Mann oft verdrossen und hatte viel zu klagen, daß er eigentlich nicht zu dem käme, was er im Leben sein könnte. Er fühlte einen Trieb nach Wissenschaft, nach großer Betätigung in sich. Nun aber, in dieser Stunde, sah er doch so freudig aus, so froh gespannt, und als müßte er's hören, als müßte er's fühlen, was sie sprach und empfand, sagte sie in die weite Luft hinaus: „Gottlob! Gottlob, daß du so glücklich bist." Sie wußte sich nicht zu helfen, sie hob ihr Kind auf und küßte es inbrünstig.

Der Vater war wieder verschwunden, nicht mehr zu erkennen in der großen Masse derer, die gleich ihm bekleidet waren, und die Frau setzte sich nieder und hielt die Hand vor die Augen. Sie wollte nichts mehr sehen, alles andere kümmerte sie nicht, und in ihr regte sich's wunderbar.

(Schluß folgt.)

Verstoßen.

Eine Mühlviertler Geschichte aus der Vergangenheit von **Luise Seidl-Derschmidt.**

Wo die Giftpflanzen wachsen, dort hat der Teufel seinen Garten, darum wichen alle Leute der engen Felsschlucht aus, aus der ein helles Bächlein entspringt und die sonst einem aufmerksamen Auge gewiß nur Schönes bietet.

Das Wasser, zeitweilig von einem künstlichen Schwemmteiche oberhalb der Schlucht geschwellt, durchrauscht in zahlreichen kleinen Wasserfällen das steinige, von Granittürmen und Nadelwald umsäumte Bett und verschwindet gurgelnd in einem Wirrsale von Blöcken und Gerölle, die überwuchert sind von Himbeer- und Brombeergebüsch, Farnen und sattgefärbten Blumen. Hier wächst der Eisenhut wild, Germer, Einbeere, Tollkirsche, Stechapfel und Bilsenkraut bilden einen Gegensatz zu dem Reichtum an eßbaren Beeren und den korallenroten Früchten des Traubenhollunders.

Noch unheimlicher ist der Ort den Leuten, weil die „Teufelsmühle" hier klappert. Wohl wollen es manche mit den Aufgeklärten halten und sagen, daß es das gute, harmlose Bächlein sei, das ihnen sonst zum Holzschwemmen und Sägetreiben dienstbar sein muß; dieses plätschert in seinem unterirdischen Laufe an die Steine. Allein die abergläubische Furcht läßt sich nicht so leicht aus dem Herzen des Volkes treiben, zumal die Klamm wiederholt zum Schauplatze dunkler Ereignisse geworden ist.

Es war nichts Seltenes, daß Verbrecher hereinflüchteten, um sich selbst und verräterische Zeugen ihrer Tat hier zu verbergen.

Darum wird der Weg durch die Schlucht noch mehr gemieden und die Kirchgänger wählen lieber die staubige, sonnige Straße, die im weiten Bogen die Klamm umschließt, hügelauf, hügelab führend, statt des viel näheren schattigen Felsensteiges.

Als ich das erstemal den letzteren durchwanderte, fiel mir eine natürliche Felsenhöhle auf, aus mehreren Granitblöcken gebildet, mit deutlichen Anzeichen, daß hier einst Menschenhände geschaffen hatten. Drei Blöcke bildeten die Wände, ein darüberliegender Stein die Decke eines kleinen Raumes. An letzterer zogen schwarze Rauchspuren aufwärts und bei näherer Betrachtung bemerkte ich, daß dieselbe roh behauen war und Reste von Nägeln darin steckten. An der Hinterwand im Innern hing ein auf Glas gemaltes grelles Heiligenbild, von einem Kränzlein umwunden, in den Winkeln der Höhle waren Kohlenreste zu entdecken und nicht weit davon rieselte eine Quelle vom Bergeshang, die in eine Holzröhre gefaßt war und aus dieser in dickem Strahle in ein mit Steinen ausgelegtes Becken floß.

Ich dachte an nichts anderes, als daß diese Höhle Zimmerleuten, Jägern und Holzflößern zum vorübergehenden Aufenthalte diene, denn es führte durch die Klamm eine lange Wasserrinne zum Zwecke der Holzschwemme. Wochenlang gab es da oft Arbeit, um die Hochwasserschäden auszubessern. Im Frühling dagegen wurde das Bächlein in die Rinne geleitet, vom oberen Teiche gespeist und man sah dann Hunderte von Männern und Weibern bei der Holzschwemme helfen.

Das war die einzige Zeit, in welcher Leben in jene Schlucht kam, sonst lag über ihr stets ein schauriges Schweigen.

Einmal traf ich dort einen graubärtigen, städtisch gekleideten Mann, der nachdenklich in der hochragenden Holzrinne stand und dem Geklapper der Teufelsmühle zu lauschen schien. Er mochte sich wohl auch wundern, mich in dieser verrufenen Gegend zu treffen, schien aber erfreut darüber, denn er zog den Hut und sprach mich an.

„Krieg' ich einen Kameraden? Oder wollen Sie nicht weiter ins Tal hinauf?"

Ich schloß mich an und sagte zu dem alten Manne, daß ich ihn recht gerne begleiten werde.

„Da oben gibt's die schönsten Forellen," erklärte er mir, „die haben ihren gewissen Stand unter den Winkeln des Gesteins. Und man sollt's nicht glauben, wie der Mangel an Sonnenlicht auf die Färbung der Fische einwirkt. Diese Höhlenforellen sind ganz schwarz oder doch dunkelgestreift, nicht so silbern wie die im freien sonnigen Gewässer."

Ich ließ mir noch mancherlei erzählen von versteckten Fuchslöchern und Eulenhorsten, von dem nächtlichen Gekreisch der Waldkäuze, die hier hausen sollten, und gewann die Überzeugung, daß mein Begleiter diese Schlucht besser kennen müsse als ein zufällig hierherkommender Naturfreund.

Was er mir erzählt hat, wird den Lesern freilich nicht den mächtigen Eindruck machen, den ich gewann, denn nicht nur er erzählte, es sprach die ganze Umgebung mit, das Waldrauschen, das mühlenartige Geräusch des unterirdischen Baches, selbst die stummen Granitfelsen schienen zu bestätigen: Ja, wir haben es selbst erlebt und mitangesehen, was in unserem stillen Winkel geschehen ist.

* * *

Im Markte Königsau war das Hochamt aus. Die Leute standen in Gruppen umher und steckten die Köpfe zusammen oder sie trachteten ins Wirtshaus und manche eilten nach Hause, als ob sie besondere Eile hätten.

Eine große Neuigkeit regte alle Gemüter auf: Der Kerblerhans, ein Hiesiger, ein braver, tüchtiger Maurergeselle, hatte sich zur Ehe versprochen mit einer „Draußtigen". Schrecklich!

Dieselbe war mit dem Dienstgefolge des reichsdeutschen Jagdherrn gekommen in fremdartiger Tracht, sie sprach mit norddeutschem Klange und verstand kaum, was die Holzhauer und Geschäftsleute zu ihr sagten, wenn sie mit ihnen verkehren mußte. Schrecklicher!

Sie bekannte sich zum evangelischen Christentum. Am schrecklichsten!

Sie mußten in zwei Kirchen getraut werden, mußten geloben, alle Kinder im katholischen Glauben erziehen zu lassen, sonst hätte die Ehe gar nicht gestattet werden können.

Bis diese Neuigkeit gebührend durchgesprochen wurde, dauerte es eine geraume Zeit.

Und es war eine harte Zeit für den Kerblerhans. Die besten Freunde fingen an, ihn zu meiden, die Kundschaften unterließen ihre Aufträge.

„Mit einem, der eine Lutherische hat, kann man sich nicht einlassen. Die macht ihn leicht gar auch noch lutherisch; so was dulden wir nicht in unserer Gemeinde, da heißt es zusammenstehen und das räudige Schaf fernhalten von der Gesellschaft der Reinen."

Das war so im allgemeinen das Endergebnis der vielen Besprechungen in allen Wirtshäusern und Heimstätten der Königsauer Bürger und Bauern.

Hans merkte trotz seines jungen Liebesglückes doch bald, wie sich die Volksgunst vermindert hatte, und er verlegte sich auf gute Worte.

Da er ein unermüdlicher Schaffer war und ihm keine Arbeit zu schlecht schien, gelang es ihm doch hier und da, Verdienst zu erhalten, besonders, wenn die Arbeitskräfte mangelten. Mancher Nachbar hatte es versucht, ihm die Heirat auszureden, aber dafür hatte er nur ein Lachen.

So vollzog sich trotz aller bösen Prophezeiungen doch das Unerhörte, die Ausländerin war ein Gemeindemitglied geworden.

Die schöne Else — sie wollte auch ihren Namen nicht mit dem landesüblichen „Liesl" vertauschen — galt für stolz, weil sie, ungewohnt der Sprache und Gebräuche, nicht viel Verkehr mit den Nachbarinnen anbahnte. Sonntags las sie einsam ihre Predigt, die ihr der Pastor aus der nächsten evangelischen Pfarre pünktlich zusandte, und so lebte das junge Paar eine Zeitlang ärmlich und mühselig, aber doch ziemlich friedlich dahin.

Anders wurde es, als sich das kleine gepachtete Anwesen unter Elsens fleißiger Hand zu heben begann. Sie betrieb Gemüsezucht und

brachte unbekannte Samen her, zog fremdartige Pflanzen auf, von denen sie manches nach einem naheliegenden Badeorte verkaufte; sie konnte ein Paar Geisen halten und freute sich, wenn die ihren viel blanker und gerundeter aussahen als die der Nachbarn.

Aber auch die Nachbarn beobachteten dies mit Neid und Argwohn.

„Die muß was können!“ raunte eins dem andern zu. „Ihr Grund ist nicht besser als der unsere. Warum hat sie immer den ersten und besten Salat? Warum werden ihre Krauthäuptel so dick und ihre Erdäpfel so viel, warum kriegt sie die prächtigsten Karfiolrosen, wo bei uns nur Blotschen worden sind? Und woher kennt sie all die anderen Wurzeln und Kräuter in ihrem Garten, die wir nie gesehen haben und nicht wissen, zu was sie taugen? Wer weiß, was für einen Zweck die haben? Sie verkauft's für gutes Geld. Auch Kräuter sammeln geht sie in den Wald, bringt ganze Kraxen voll heim und verkauft's in den Apotheken und selber hat's ganze Büschel auf dem Dachboden hängen.“

Und langsam, aber stetig befestigte sich die Überzeugung im Volke, die lutherische Else sei mit dem Teufel im Bunde, sei eine Kräuterhexe.

Einige wagten es sogar, dem Pfarrer diese Angelegenheit in aller Ergebenheit vorzutragen und um seinen Rat zu fragen.

Der aber fuhr sie grimmig an: „Wißt's nicht, daß der Aberglaube gegen das erste Gebot ist? Seid ihr noch so weit hinten, daß ihr an Hexen glaubt? Schaut, daß ihr mir aus dem Gesicht kommt, ich will von der Sach' nichts hören!“

Er wußte wohl, warum. Es war ihm keineswegs angenehm gewesen, als die „Lutherische“ in seine Pfarre eingeheiratet hatte, und er war eindringlich bemüht gewesen, den Bräutigam zum Rücktritt zu bewegen.

„Bet' “ hatte er gesagt, „bet', Hans, daß dir ein anderer Sinn kommt. Das tut sein Lebtag kein gut, wenn Eh'leut' nicht eins sind in Religionssachen. Ein Ärgernis gibst und ich prophezei' dir's derweil, wenn du nicht abstehst, kriegst noch manche harte Nuß zum Aufbeißen. Die Lieb' vergeht und hinterher kommt die Reu'!“

Gut hätt' er's gemeint, der Herr Pfarrer. Aber sei's, daß der Hans nicht genug oder nicht mit dem nötigen Ernst gebetet hatte — es kam ihm kein „anderer Sinn“, er ließ nicht ab von der blonden Else und hatte es auch bisher noch nicht bereut.

Daß aber der Herr Pfarrer nicht Stellung nahm gegen die Evangelische, als die Anfeindungen begannen, mochte zum Teile daher kommen, weil der Jagdherr, der deutsche, selbst evangelische Herzog, Patronatsherr von Königsau und mancher umliegenden Pfarre war und eine Unduldsamkeit gegen seine Glaubensgenossen und Landsleute schwerlich verziehen hätte.

„Wenn uns der Pfarrer nicht hilft, so müssen wir uns selber helfen," sagten nun die erbosten Königsauer, „es wird sich schon eine Gelegenheit schicken, daß wir die lutherische Hexenwirtschaft los werden."

Eine „Gelegenheit" ergab sich nur zu bald. An einem heißen Julitage war's, gegen die Mittagszeit, die Sonne versteckte sich eben hinter einem kleinen, dunklen Wölkchen, die Schnitter rasteten ermüdet und betrachteten die grellen Ränder der blaugrauen Wolke. Und ehe sich eins hätte träumen lassen, daß dies ein Gewitter geben sollte, fiel ein knatternder Donnerschlag, eine Feuerkugel senkte sich aus den Lüften und rollte über ein schimmerdes Schindeldach — das des Nachbarhauses vom Kerblerhans. Schon nach einigen Augenblicken stand auch das betreffende Haus in hellen Flammen, die, durch plötzlich einsetzenden Sturm gehetzt, sich nach der Marktrichtung verbreiteten und in die dürren, vom Sonnenbrande ausgetrockneten Holzteile der Häuser griffen, so daß bald der ganze Ort einem Flammenherd glich. Fast alle Bewohner waren beim Kornschneiden beschäftigt, daher nicht zu Hause, und als sie dahin eilten, herrschte schon in den Gassen eine solche Gluthitze, daß sie kaum etwas Nennenswertes retten konnten.

Das Häuschen des Kerblerhans aber blieb verschont, weil es am Ende des Ortes stand und die Windrichtung eine für dasselbe günstige war.

Und zur selben Zeit, als sich das Gewitter entlud und Königsau fast gänzlich in Flammen aufging, begann ein neuer Mensch seinen Leidensweg, zur selben Stunde schenkte Else einem Knäblein das Leben.

Es wurde, wie dies vorher bestimmt gewesen war, in die Gemeinschaft der katholischen Kirche aufgenommen.

Gleich einer Lawine aber wuchs im Volke der Argwohn gegen die Kerbler Else.

Die halbnärrische Stelzer Mirzl begegnete den Vater mit dem Täufling, der keinen anderen Paten gefunden als die notgedrungen anwesende Hebamme, als alle drei zur jungen Mutter zurückkehrten, und schrie: „Schaut's Leut', da ist das Kind von der Wetterhex'! Die ist schuld an dem Brandunglück!"

Dieses Wort einer Närrin fand brausenden Widerhall bei der aufgeregten Menge. Eine Rotte der Empörten zog schreiend und schimpfend zum Hause der Wöchnerin, zertrümmerte die Fensterscheiben und wäre vielleicht zu weiteren Gewalttätigkeiten geschritten, wenn nicht die plötzliche Nachricht, es fange am anderen Ende des Marktes, wo Schule und Pfarrhof so ziemlich heil stehen geblieben waren, wieder zu brennen an, der wilden Wut Einhalt getan hätte.

Im Pfarrhofe und in der Schule waren ja die Notquartiere der meisten Abgebrannten, da galt es, schnell zu sein und zu retten.

So eilten denn die Erschreckten weg und ließen ab vom Zerstörungswerke, um löschen zu helfen.

Als aller Hände bemüht waren, Wasser zu tragen, stand auch ein Bäuerlein gemächlich dabei, dessen Anwesen von einem nahen Berge friedlich und unversehrt herabschaute.

„Die Lutherische, meint ihr, sei schuld am Unglück“, sagte er, als der neuerliche Brand gedämpft war und die Männer in seine Hörweite kamen — „Leut! Ich meine, da seids irrig dran. Wenn ihr der Teufel geholfen hat, so hätt euch der Herrgott helfen können, wenn's ihm der Mühe wert gewesen wäre. Aber zu schlecht seids ihr Marktler, ein unchristlich's Leben tuts führen, darum ist der Wetterschlag ein Fingerzeig Gottes! Und noch zu wenig streng ist das Strafgericht!“

So sprach der Stocklehner. Einer der also gescholtenen Marktler aber riß ihn am Ärmel und zerrte ihn laufend zur Feuerspritze.

„Saubauer, verfluchter, schlecht reden möchst uns auch noch, wo wir in der Not sind und schaust zu mit der Pfeifen im Maul wie's brennt. Da! Hilf die Spritzen hineinziehen oder . . .“

Er mußte dran, denn die Stimmung der Königsauer Marktler war drohend.

Doch es schien, als sollte er Recht behalten, denn am nächsten Tage zündete abermals der Blitz, doch das „Strafgericht Gottes“ entlud sich diesmal nicht auf die Marktler, sondern auf ein schönes, alleinstehendes Bauernhaus, welches bis auf die kahlen Steinmauern niederbrannte.

Es war dasjenige des Stocklehners.

* * *

Die Mitglieder der Gemeinde Königsau faßten einen einstimmigen Entschluß: Der Hausherr müsse dem Kerblerhans die Wohnung künden. Nicht nur, daß er das Häuslein jetzt selber brauche; er könne sich auf alle Bauern und Bürger berufen, sie wollten die Familie nicht mehr im Markte dulden, und die umherwohnenden Bauern auch nicht, weil das Ärgernis einmal da sei und die Mäuler sich nicht stopfen ließen.

So viel Nächstenliebe hätten sie alle miteinander schon, daß sie so lange zuwarten wollten, bis sich die Kindbetterin heraustrauen könnte, aber dann sollten sie schauen, daß sie weiterkämen.

Der Kerblerhans verlegte sich aufs Bitten: Sie sollten doch warten, bis er irgendwo anders eine Wohnung gefunden hätte. Allein man entgegnete ihm: „Du hast dir die Suppen selber einbrockt, hättest eine Dasige genommen, statt der hergelaufenen, lutherischen Menschin, so wär' alles anders gekommen.“

„So sind wir auf die Straßen gesetzt mit dem neugeborenen unschuldigen Kind. Ist das euer Christentum?“

„Das mußt ja einsehen, daß der Hausherr das Häusl für den Augenblick selber braucht, wo er doch abbrennt ist. Und in den Nachbarspfarren, mein Hans, werden's noch weniger Freud mit dir haben. Die lassen dich nicht hineinkommen!“

Hans wußte kaum, wie er es Elsen mitteilen sollte. Als er's endlich zaghaft und stückweise hervorbrachte, was ihnen drohe, zeigte sich das junge Weib über Erwarten gefaßt und sagte nach einer Weile:

„Wenns nichts anders ist, so wird wohl für uns noch ein Plätzchen zu finden sein, wo wir leben können. Überdies will ich, sowie ich aufstehen kann, es selber nochmal versuchen, ob ich nicht das harte Herz der Menschen erflehen kann. Ich gehe zur Bürgermeisterin. Die gilt für ein braves Weib und ist selber eine Mutter, ich will doch sehen, ob der Kleine da nicht einen Fürbitter macht.“

Hans wollte es seinem Weibe nicht sagen, daß eben gegen sie der Hauptgroll gehegt werde und daß er sich von ihrem Gange wenig Erfolg hoffe. Sie, die anders erzogen war und anders dachte, würde auch die Wahrheit kaum geglaubt und begriffen haben.

Nach einigen Tagen konnte sie es wagen, samt ihrem Kleinen in den warmen Sonnentag hinauszugehen. Sie richtete ihren Gang nach einem nahen Bauernhause, wo die Familie des Gemeindevorstandes Wohnung genommen hatte. Der „Bürgermeister“ hatte nämlich außer dem nun abgebrannten Hause im Markte noch zwei Bauerngüter im Besitze und war nun bei seinem Pächter zu Gast.

Else fragte um die Frau Bürgermeisterin. Die sei mit den Kindern fortgereist zu einer Muhme, hieß es, aber der Herr Bürgermeister sei oben in der Stube.

Else zögerte. Zu einer Auseinandersetzung mit dem als geizig und hart verschrieenen Manne hatte sie sich nicht vorbereitet und ihr Mut begann zu sinken. Endlich erstieg sie doch die Treppe und klopfte an die ihr bezeichnete Tür.

Der dicke Mann im ledernen Lehnstuhle, der sie eintreten hieß, schien nicht wenig erstaunt über den Besuch, und anfangs zeigte seine Stirne tiefe Falten. Während Else mit stockender Rede ihre Bitte vortrug, hellte sich die Miene ihres Gegenübers merklich auf, ja ein seltsames Lächeln erschien auf den steinernen Zügen. Er ließ sie ausreden und schaute ihr dabei scharf in das Gesicht, auf welchem die Farben wechselten. Dann sagte er langsam, wie um sich zu vergewissern, daß er richtig verstanden habe?

„Also ich soll dir Herberge geben oder verschaffen, vielleicht gar da in meinem eigenen Haus? Weiberl, das ist eine zwidere Sach! Die

Leut kennst, die würden's mir groß für übel haben. Gleichwohl hab ich schon ein Wörtl zu reden, denn ich bin der Bürgermeister. — Es würd' halt von dir abhängen, ob wir uns vertragen könnten."

Wieder schaute er Elsen unverwandt ins Gesicht, daß dieser unter dem stechenden Blicke unbehaglich wurde.

„Ach", sagte sie endlich, „ich wollte mich gern mit jedermann vertragen, wenn nur mich die Menschen in Ruhe ließen. Wo ich ein rauhes Wort gesagt habe, tat ich's ja nur zur Wehr."

„Mußt mir halt schön 's Goderl kratzen," fuhr der Gemeindevorstand fort, dann leg ich ein gut's Wort bei der Gemeinde für dich ein, daß niemand was dawider haben kann, wenn ich dich behalt."

Er war ganz nahe an das junge Weib herangetreten und hatte ihr die letzten Worte ins Ohr geflüstert.

„Und über den Zins, hehe!" lachte er weiter, „den du mir zahlen mußt, werden wir schon handelseins werden, schöns Weiberl, wennst gscheit bist. Ein Kerl bist schon zum hineinbeißen!"

So wenig beherrschte sich der alte Sünder, daß er Elsens Antwort gar nicht abwartete, sondern mit beiden Händen ihren Kopf faßte, und sie auf Wangen und Mund küßte.

Das erschrockene Weib konnte sich nicht wehren, da sie den schlafenden Säugling mit beiden Armen hielt. Der brutale Angriff hatte auf die kaum vom Schmerzenslager Erstandene fast lähmend gewirkt.

„Wenn's so gemeint ist", brachte sie endlich hervor, dann möcht' ich keine Wohnung bei Euch, auch geschenkt nicht."

Auf dem Angesicht des Bürgermeisters war wieder der gewohnte starre Ausdruck zurückgekehrt.

„Ja siehst, wenn's richtig ist, was alle Leut sagen, daß du eine hoppertatschige unverträgliche Person bist, mit der niemand auskommen kann, dann mußt dir halt wo anders ein' Unterstand suchen. Ich hätt's gut gemeint mit dir."

Die letzten Worte erreichten das Ohr derjenigen nicht mehr, an die sie gerichtet waren, denn dieselbe hatte mit ihrem Kinde bereits Stube und Haus verlassen.

Daheim sagte sie zu ihrem Gatten: „Hans, die Menschen haben kein Herz und kein Heim für uns. So packen wir unsere Siebensachen zusammen und gehen. Wie machen's denn so viele wandernde Zigeuner? Wald und Felsenhöhle sind ihre Wohnung — und doch bestehen und gedeihen sie. Ihre Kinder sind gesünder und abgehärteter als andere. Hannes, wir gehen in die Wildnis."

„Hast Recht, Weib! Vielleicht sind Füchs und Nachteulen bessere Nachbarn als die boshaften Leut."

So schafften Hans und Else ihr bescheidenes Gerät Stück für Stück in die Klamm, wo es natürliche Höhlen gab, groß genug, um sie unterzubringen. Der Grund hier war herrschaftlich, daher ließ Hans beim Herzoge durch dessen Forstbeamte anfragen und bitten, ob er hier seinen Aufenthalt nehmen dürfe; und der Verwalter, der inniges Mitleid mit seiner Landsmännin hatte, sagte, Hans könne sich dort ruhig ansiedeln und wenn er wolle und könne, den Waldgrund urbar machen, so weit es für seine Bedürfnisse nötig sei. Auch versprach er, nach seinen Kräften für Hansens Verdienst zu sorgen, beim Herzoge werde er die Sache schon verantworten.

So hieß es nun fürs erste, die Höhle zur menschlichen Wohnung umzugestalten. Da Hans Maurer war, fiel ihm dies nicht allzuschwer; dem Zugwinde zum Schutze wurde jede Spalte mit Moos verstopft und vermauert, vorn zimmerte Hans ein breitvorspringendes Dach an den Deckstein der Höhle und erweiterte dieselbe durch einen hölzernen Vorbau.

Fast vergnügt wurden die jungen Eheleute in ihrer Waldeinsamkeit bei der Vorbereitung zum Einwintern, denn hier störte sie kein Spottwort, beleidigte sie kein Verdacht, kränkte sie keine Mißgunst.

Und es gab der Arbeit viel bis zum Eintritte der kalten Jahreszeit, zumal Hans nicht immer bei den Seinen bleiben konnte, sondern in herrschaftlichen Diensten arbeiten mußte.

Das Paar blieb in der Verbannung eine Reihe von Jahren.

Else gebar noch drei Söhne in der Felsenhöhle und freute sich ihres Gedeihens und ihrer munteren Spiele, die ihnen in der unbeschränkten Freiheit des Waldes niemand störte. Im Sommer durchsuchten die Kinder, als sie größer wurden, das Steingelände und die Wälder nach Beeren und Pilzen, die getrocknet und eingesotten einen Wintervorrat gaben, halfen der Mutter beim Anlegen und Bestellen des Gartens, den sie mühsam den dürren Grasplätzen abgerungen hatte und trieben die Ziegen aus, die in einer Nebenhöhle einen sicheren Stall bekommen hatten. Im Winter suchten sie einen abhängigen Platz, um auf kleinen Holzschlitten zu fahren, und wenn die Weihnachtszeit kam, fehlte auch der strahlende Christbaum nicht in der winzigen weltfernen Behausung. Durch das Wehen der Schneestürme, begleitet von dem Rauschen der knarrenden Fichten, tönten die hellen Kinderstimmen in die Winternacht: Vom Himmel hoch, da komm ich her! Und: Stille Nacht, heilige Nacht!

Als es galt, die Söhne etwas lernen zu lassen, wuchs doch in Hans der Entschluß, der Welt wieder näher zu treten. Aber nicht nach Königsau zurück, auch nicht in die Nachbarschaft dieses Ortes wollt er, obwohl jene alten bösen Geschichten im Laufe der Zeit halbvergessen waren. An jene schrecklichen bitteren Tage wollte weder er noch Else erinnert

sein, darum wandte sich die Familie nach der ferneren Hauptstadt, wo Hans in den letzten Sommern schon monatelang Verdienst gefunden hatte.

Die Söhne lernten ein Handwerk und wurden tüchtige, zufriedene Menschen — der jüngste, welcher mir die Geschichte erzählt hat, fand später eine Anstellung als Lokomotivführer bei der Eisenbahn. Alljährlich aber fand sich das eine oder das andere Familienglied in der unvergessenen gastlichen Schlucht ein, die den unschuldig Verbannten eine Heimat und der Söhne einziges Kindheitsparadies geworden war.

Nach und nach wurden die Besuche seltener, denn die Eltern waren alt und mühselig geworden, die Geschwister zerstreuten sich in die weite Welt.

„Heute", schloß mein Erzähler, „bin ich allein übrig geblieben und wie lang wird's dauern, so geh' ich auch dorthin, wo meine Leut mir vorangegangen sind. Dann wird wohl niemand mehr ein Kränzlein aufhängen an das Heiligenbild, das wir als letztes Andenken an unser Heimatl hier gelassen haben; wenn dann, wie's jetzt neue Mode ist, die Sommerfrischler sich die vergessensten Erdenwinkel aussuchen und einmal in diese Schlucht hereinfinden, dann werden sie wohl stehen und schauen mit staunenden Augen über die wilde Pracht der Natur, aber, was mir das Erdenfleckel ist, das kann's keinem andern auf der Welt mehr sein."

* * *

Wir traten gemeinsam den Heimweg an. In der Holzrinne fortschreitend, gelangten wir an einen Punkt, wo die rechts und links sich türmenden Felsen den Blick auf die Königsauer Kirche mit ihrem roten spitzen Turme freiließen.

Mit anderen Augen sah ich nun den freundlich gelegenen Ort an, seit mir ein dunkles Blatt aus seiner Geschichte lesbar geworden war.

Während wir schweigend abwärts schritten, kam uns eine Schar lustiger junger Städter entgegen, ausgerüstet mit Rucksäcken, photographischen Apparaten, Bergstöcken. Die Kleidung derselben war mannigfaltig: Sowohl des Gigerls langer Schnabelschuh nebst Einglas, als auch die schöne steirische Landestracht, das Touristenkostüm der eleganten Städterin und das „Dirndlgwand" der Badeorte waren vertreten. Lautes Schwatzen, Lachen, Singen, Witzereißen!

Der alte Kerbler stand still und sah ihnen fast wehmütig nach. Dann trafen sich unsere Blicke zu einem langen verständnisvollen Anschauen.

Andre Zeiten, andre Vögel,
Andre Vögel, andre Lieder!

Einige Kreuzgedanken.

Von **Anton August Naaff.**

Kreuz? — Was sagt die „reale“, „exakte“ Wissenschaft darüber? Sehr wenig. „Kreuz, lateinisch Crux, ist ein aus zwei sich schneidenden Balken gebildeter Körper“. Ein Holzkreuz z. B. besteht also aus zwei einander querenden Hölzern (Balken). Dieses „Ding an sich“ ist somit ungemein einfach. Und doch hat dieses Einfachheitsmuster, dieses „Simplicissimum“ für die Geschichte der Menschheit eine so langewährende, so weite und sie tief bewegende Bedeutung erlangt. Das Christuskreuz hat die Völkermengen in zwei große Hälften geschieden: In die Kreuzverehrer, Kreuzlehrer, Kreuzkämpfer, Kreuzfahrer und in die Kreuzfeinde, Kreuzwehrer, Kreuzstürmer u. s. w. Doch das Christuskreuz ist wohl eine der idealsten Formen des Kreuzes, aber es ist nicht das Kreuz der Urgeschichte selbst. Die Kreuzesform ist älter als das Christentum. Sie muß urgrundtief und vom Uranfange in der Gesamtentwickelung dieses Erdenlebens begründet sein; sie könnte sonst nicht so häufig im gesamten Naturleben, nicht so entscheidend und zwingend als Grundzeichen der notwendigen Gegensätze hervortreten. Die meisten Pflanzen kommen nach dem ersten Keimen und Auftreiben aus dem Samenei in die Form des Kreuzes. Aus der Wurzel steigt das Stämmchen empor, und das erste Blätterpaar links und rechts bildet die zwei Arme des Lebenskreuzes. Die Urtriebe streben durch die Form des Kreuzes der Vollendung des Lebens zu. Das vollkommenste Lebenskreuz bildet der Menschenleib selber. Streckt er links und rechts seine Arme aus, so stellt er ein lebendiges Kreuz in vollendetem Ebenmaße dar. Die Gesamtmenschheit ist durch das Kreuz und Kultursinnbild ebenfalls in die Kreuzesstellung gekommen. Die eine Hälfte der Menschheit, die stetig aufstrebende, kämpfende, bildet den großen Strebebaum, die andere, die an ihn gefesselte, leidende, den fast gleich großen Querbalken.

Das Kreuz ist das Urbild der stets sich kreuzenden Gegensätze des Lebens. An ihm leidet das Leben seit jeher und wird leiden, so lange es ein höheres Leben gibt. An ihm wird es von dem Übermaße, von den Leidenschaften u. s. w. erlöst, vom Niedrigen befreit, geläutert, erhoben. Das allgemeine Lebenskreuz der Natur ist etwas Grundnötiges. Das Lebenskreuz ist ein naturewiges und lebensnötiges. Aber das Massen-Kulturkreuz — das Todeskreuz?! — Es ist auch ein notwendiges, ein sühnendes, heilendes Maß- und Haltgebendes! Es soll hier nicht von einem besonderen kirchlichen Standpunkte aus gesprochen werden. Diese Betrachtung gilt dem Allkreuze. Im Anfange war das Urnaturkreuz. Aus seinen Gegensätzen, aus den Urkreuztrieben gestaltete

sich das All zu bestimmten Formen. Aus dem Naturkreuze erwuchs das sogenannte „Heiden"kreuz. Jede Pflanze, jeder Baum, jeder Mensch ist ein Kreuz, ein Lebenskreuz! Erst durch die Ausartungen der Menschen wurde aus dem grünenden blühenden Stamme das Todeskreuz, das dürre, traurige, fürchterliche Marter- und Strafholz. In Asien, wo die heiße Sonne die wildesten Leidenschaften und die mildeste sinnigste Lebensweisheit und ruhige Beschaulichkeit reift, in Asien, das man gerne die Wiege der Menschheit und die Urstätte des Paradieses nennt — wurden zwei gekreuzte Pfähle und Balken nach geschichtlichen Überlieferungen zuerst dazu gebraucht, Mitmenschen, die sich gegen menschliche Satzungen vergangen hatten, daran zu strafen, sie durch Anfesselung an das Kreuz zu Tode zu martern. Von den Asiaten nahmen die in allen damals bekannten Erdteilen die Länder erobernden Römer das Todeskreuz auf. Unter ihrer Vorherrschaft, mit ihrer Duldung wurde auch Jesus von Nazareth zu Jerusalem auf Betreiben der jüdischen „Schriftgelehrten und Pharisäer" ans Kreuz geschlagen. Das war eine so ungeheuer große Kreuzesstellung im damaligen Kulturleben, daß von ihr die großartige Völkerbewegung des Christentums ausging.

Auf der einen Seite die im „Materialismus", „Scholastizismus" und „Intelligentissimismus" entartete Menschheit der letzten Pharisäerherrschaft, auf der anderen die erhabene Lehre der All-Liebe, der idealsten Selbstlosigkeit und göttlich verklärte Reinheit des Predigers Jesu — welch ein Riesenkreuz der Gegensätze!

Jesus litt und starb (als „Verbrecher" gegen die „Materialisten"- und „Intelligentissimisten-Kultur") auf dem heidnischen Römerkreuze, und von dieser Stunde an wurde das Christuskreuz (an dem der höchste Idealismus triumphierte) zum Sinnbilde einer ungeheuren Kulturbewegung. Dieses eine Christuskreuz ist seit fast zwei Jahrtausenden millionenfältig zum Kreuzesbilde für die in Gegensätzen ringende Menschheit geworden. Begeistert kämpften, litten, starben die Christen der ersten Jahrhunderte für das Christuskreuz, Kreuzzüge und Kreuzkriege setzten später die Völker abermals in Bewegung, und die ganze damalige Kulturerneuerung wurde aus dem großen Kampfe um das Kreuz geboren.

Das Marter- und Todeskreuz der Asiaten und Römer ist einst zum Lebenskreuze der abendländischen christlichen Kultur geworden. 1900 Sonnenjahre hat es als Christenwahrzeichen seine Macht bewahrt. Es hat Herrliches vollbracht. Es wurde von menschlicher Leidenschaft auch zu Übergriffen und Ausschreitungen mißbraucht. Die Geschichte hat all das verbucht und gerichtet.

Nun aber will es alt, grau, morsch werden — sagen die modernen „Materialisten". Sie verwechseln in einseitiger Auffassung das

Ur- und Allkreuz mit gewissen Kirchenkreuzen. Über diese zu sprechen, ist hier nicht der Ort. Der Zweifel hat schon oft an ihnen gerüttelt und wird immer wieder seine Kräfte versuchen. Der Zweifel ist so alt fast als das Kreuz selbst. Er bildet mit dem Glauben selber ein ewiges Kreuz der geistigen Gegensätze. Und durch die Spannkraft dieser Gegensätze erhalten sich beide: Der Glaube und der Zweifel. Ich suchte diesen Zweifel einstmals in folgendem Bilde darzustellen:

Mir träumt' von einem Talweg lang,
Der führt' mich hin zum steilen Hang,
Er glich dem grauen Felsenstrand;
Ein großes Holzkreuz rechter Hand
Im Zwielicht stand.

Es schien so alt, so morsch und greis,
Dran raschelt's hoch im dürren Reis;
Ich sah empor und rief frisch aus! —
Und schüttelte: Herab — heraus —
Matz oder Maus!"

Es wankt' das Kreuz, es rauscht' das Reis:
Draus sprangen nieder — rasch und leis'
Zwei Mäuslein frisch! mir an die Brust,
Wo ich sie lassen — leiden mußt — —
Dort nagt's mit Lust . . .

Die nagenden Zweifel um das Glaubenskreuz sind in der Neuzeit groß und größer geworden. Der moderne Materialismus nährt sie ins Üppige. Der Zug der Jetztzeit wendet sich gegen das Glaubenskreuz und veranstaltet förmliche moderne Kreuzzüge — gegen das Kreuz. In Frankreich z. B. haben die Führer des Freistaates alle Christuskreuze aus den Amtsstuben entfernen lassen. Des Glaubenszeichens sind sie ledig, doch nicht des Kreuzes selbst! Es herrscht unentfernbar auch in der menschlichen Rechtspflege. Frankreich ist übrigens bekannt als das Land der starken Gegensätze. Dort haust völlige Ideallosigkeit, schärfste Gottesverneinung hart neben „fanatischer" Wundergläubigkeit altchristlicher Frommheit des Altadels und eines Teiles des noch geschlossenen Bauerntums neben der „frivolsten" Entartung des Pariser Montmartre- und Kabaretgesindels! In Frankreich liegen: der Wallfahrtsort Lourdes und — der Pariser Allfreiheitsplatz — auf welchem vor hundert Jahren einst jede „Religion" abgesetzt und die sogenannte Göttin der Vernunft ausgerufen wurde . . . Gerade in Frankreich ist also das Kreuz des Lebens und Ringens sehr — sehr groß, und die Kreuzigungen in anderer Form sind auch heute noch sehr in Übung. Ob mit, ob ohne Kirchenglauben — Kreuz und Kreuzigung bestehen fort. Menschliches Unmaß, menschliche Leidenschaft machen das Natur- und Lebenskreuz immer wieder zum Leidenskreuze und Todeskreuze, ob sie heidnisch oder christlich sich geben! Auch das christliche Glaubenskreuz, das den Menschen als geweihtes Sinnbild der größten

Liebe und idealsten Selbsthingebung gelten soll, wird allzu häufig nur als das Marterholz der Entsagung und zu weit gehenden Selbstabtötung aufgefaßt und verliert dadurch das ideale Maß. Das Christenkreuz soll als Lebenskreuz aufgefaßt werden und nicht als starres Todeskreuz und darum muß es das Zeichen des göttlichen Maßes sein, wie die Lehren Christi an sich ja auch der Ausdruck des heiligen Dranges nach dem Ebenmaße der reinsten Vollkommenheit sind, welche der edelsten Liebe entspringt und von ihr ins höchste verklärt und beseeligt wird.

Vielleicht beleuchtet die folgende Dichtung des Verfassers aus dem Jahre 1888 das kurz Angedeutete besser und eindrucksamer als eine weitere Sonderdarlegung:

Die Tauben am Kreuze.

(Vor der Heilands(Gelöbnis)kirche in Wien 1888.)

Auf des hohen Domtors Krönung,
Wo, mit Kunst in Stein gehauen,
Tront das Bild der Weltversöhnung,
Mußt' ein seltenes Bild ich schauen.

Tauben, unschuldsvolle Tauben,
Regten sich im Nebelgrauen
Ließen sich das Glück nicht rauben,
Hoch am Kreuz — ihr Nest zu bauen!

O du holde, heil'ge Liebe,
O du paradiesisch Regen:
Über allem Wahngetriebe
Waltest du mit mildem Segen!

Menschenjammer hat's erfunden,
Dieses Kreuz als Lebenskrönung.
Und ihr lehrt in Unschuld droben:
Durch die Liebe — Weltversöhnung!

Halt! Ihr Welt- und Kirchenkinder,
Blickt empor zu diesem Bilde!
Merkt den Weltengeist dahinter:
Seid natürlich-fromm und milde!

Kreuz und Qual soll ewig sühnen,
Was auf Erden wird gesündigt?
Lieb' erlöst das Kreuz! — Mit kühnen
Worten sei es Euch verkündigt!

Lieb' erlöst das Kreuz und bauet
Überall sich Paradiese!
Arme Menschen, kommt und schauet
Wie am Kreuz selbst Glück ersprieße!

Macht nicht selber Euch das Eden
Dumpf zum Pferch voll Qual und Mängel,
Wandelt nicht zum Kreuze jeden
Früchtebaum und Blütenstengel!

Lieb' erlöst das Kreuz! O schmücke
Fromm und still dir Paradiese
Daß aus jedem Kreuzesstücke
Neues Erdenglück ersprieße!

Als ich einst diese Dichtung formte, rang ich selbst noch rastlos mit den harten Gegensätzen des Lebens und die übliche Form des Kreuzes und seine oft so einseitige Auffassung verletzten mich. Das floß aus idealer künstlerischer Anschauung. Im Ringen nach dem vollkommenen harmonischen Maße des Lebens ist das Kreuz mit seinen starren starken Gegensatzbalken und seinem Marterbilde der durch alle Leidenschaften gekreuzigten Erlösungssehnsucht dem nach dem göttlichen Ebenmaße alles Schönen und Guten Ringenden immerhin eine noch selber der Erlösung bedürftige Entwickelungsform. Alles Unmaß, sagte ich mir damals — ist unhaltbar, verderblich, straft und vernichtet sich selbst. Im richtigen Maße nur liegt das Glück, erblüht die Erlösung. Das Kreuz, wie wir es nehmen, ist geistig und natürlich aufgefaßt — schon ein Unmaß an sich. Und es soll ein höchstes Maßzeichen für die gesamte Menschheit sein! So weit kam ich damals im Drange eines idealen Auftriebes. Das Durchschnittskreuz quälte mich fast. Ich hätte am liebsten gewünscht: Alle Holz-, Stein- und Eisenkreuze auf Erden verwandelten sich für die Menschheit unter der Allmacht göttlichen Ebenmaßes wiederum in die Blüten- und Fruchtbäume des Paradieses, auch das Naturkreuz mit Blüten überwindend, damit der vollkommene Mensch nicht mehr sich selbst noch die anderen zu kreuzigen brauchte, wie er es vom Anfange her bis heute übt. Nach immer neuen, weiteren und tieferen Erfahrungen kam ich zu dem weiteren Erkennen: Die Urgestalt des Kreuzes ist für die Menschheit in unabsehbaren Zeiten nicht zu entbehren! Wer sich so weit vervollkommnet und dessen fähig ist, mag sich das Allgemeinkreuz dieses Lebens zu künstlerischem Ebenmaße ausbilden, er mag es mit Edelblüten kränzen, mit Liebe umsonnen, es der Sonne zuschwingen, daß es etwa zum ins Ewige deutenden „Hacken"kreuze und endlich zum Lebensringe und Kreuze seligster Höchsterhebung werde — aber die Massenmenschheit wird das Kreuz in der überkommenen Form noch *undenkbar lange behalten müssen!* Schafft sie es als Kirchenkreuz vielleicht auch da und dort ab, so lebt es ihr als Naturkreuz fort und der „Materialismus" wird ein neuestes Riesen-Marterkreuz daraus machen, daran ganze Völker und Erdteile schwer leiden werden. Es soll hier keiner der vielen Kirchen, Christen, Unchristen, Gläubigen, Ungläubigen zugunsten oder Nachteil gesprochen — sondern nur nach der Wahrheit getrachtet werden — aber das eine steht fest: Das Kreuz werden sie alle und alle nicht überwinden, niemals los werden!

Das Karfreitagratschen.

Ein Volksbildchen aus Steiermark von **Peter Rosegger.**

Am Gründonnerstag um 9 Uhr früh haben auf dem Kirchturm die Glocken noch geläutet. Alle zusammen — fast weich und wehmütig tönend. Und dann nichts mehr. Es kam der Mittag — kein Läuten. Es kam die Vesperstunde — kein Läuten. Es ward Abend, es kam die Zeit des Avemarialäutens — keine Glocken. Die Glocken waren gar nicht da, sie waren auf die Reise gegangen nach Rom, zur großen Glockenversammlung am Karfreitag. Die Glocken aller katholischen Kirchen der Welt, die kleinen wie die großen, waren zusammengekommen, damit der Heilige Vater ihren Klang erprobe, sie alle untereinander harmonisch stimme und sie mit seinem Segen wieder heimschicke in ihre Gemeinden. Darum an den letzten Kartagen in keiner Kirche, auf keinem Turm ein Glockenklang!

Aber Gott ist heilig, kein Tag kann vergehen, ohne ihn zu preisen, und wenn es die metallenen Zungen unterlassen, so müssen es die hölzernen tun. Die Menschen irren ab Tag für Tag, und wenn die metallenen Zungen nicht mahnen und warnen, so müssen es die hölzernen tun.

Der Küster hat auf dem Turm eine hölzerne Vorrichtung in Bereitschaft. Man treibt daran den Hebel, daß das dünne, federnde Brett auf der gekerbten Walze klappert und „ratscht", so laut und grell, daß es zu hören ist über das ganze Dorf hin in der Gegend ringsum. Das ist die „Karfreitagratschen" und sie vertritt die Kirchenglocken, während diese in Rom sind. Sie ratschen zur Morgenstunde, zur Mittagsstunde, zum Gottesdienst und wenn es Abend wird, die Zeit zum Avemarialäuten — „sie ratschen, sie ratschen den englischen Gruß". Wer an diesem Tage zu Grabe wandern muß, den begleitet kein Glockenklingen, und wenn mächtig die Flamme auflodert über den Dächern, so schweigt es auf dem Turm? Die Glocken sind ja in Rom.

Allein — der Schlag der Uhr verrät es zu jeder Stunde, daß die Glocke noch im Turme hängt. Der Kirchendiener von St. Barbaradorf nahm daran Ärgernis. Er umwickelte den Uhrhammer mit einem Lappen und das gab einen guten Effekt. Dumpf, ganz hohl und dumpf, als käme der Ton aus der Ewigkeit herüber oder er sei bloß der Widerhall des Stundenschlages in Rom, so war es. Das hat Stimmung gemacht in St. Barbaradorf, aber doch weiter keine Nachahmung gefunden.

Aber es gibt auch Glockenforschungen.

Wenn ein vorwitziger Junge an diesen Tagen, trotz der vom Küster sorgfältig verschlossenen Turmtür, ein Loch findet und hinaufsteigt die dunklen Treppen, zwischen Spinnengeweben, um zu sehen, wie es im Glockenhause ist, wenn die Glocken nicht daheim sind — siehe, da hängen doch die Glocken wie immer in dem Gebälk! Dann brummt der Küster unwirsch, man solle nicht so dumm sein und glauben, die schweren Glocken könnten in den Lüften davonfliegen. Nur die Glocken-seelen seien es, die zur Osterzeit nach Rom ziehen.

Mit den kleinen Glöckchen, die in der Kirche an der Sakristeitür und an den Altarstufen sind, ist es auch so: ihre metallenen Leiber sind da, aber ihre Seelen sind in Rom. Deshalb können auch diese Glöcklein nicht läuten und statt ihrer ist die Karfreitagsklapper da, ein hölzernes Hämmerlein, das bei den Zeremonien der Ministrant mit schwingender Hand ins Klappern bringt. Dieses Ratschen und Klappern statt des gewohnten Glockenklingens weckt in den Herzen der Andächtigen eine feierlich traurige Stimmung auf, ob des Unerhörten, was da geschehen. Wenn ein Mensch stirbt, da läutet Metall, wenn Gott stirbt, da läutet das Holz!

Aber dieses Ratschen und Klappern am Karfreitag bleibt nicht in der Kirche allein. Es pflanzt sich fort, hinaus auf die Gassen und in die Häuser des Dorfes. Armer Leute Kinder sind es, die mit kleinen Handratschen zu den Gebetzeiten auf die öffentlichen Plätze gehen und von Haus zu Haus überall ihr geräuschvolles Werkzeuglein schwingen. Dabei singen sie den Spruch:

„Wir ratschen, wir ratschen
Den englischen Gruß;
Damit die Leut' wissen,
Daß man beten muß.

Kniet's nieder, kniet's nieder
Auf euere Knie,
Bet's drei Vaterunser
Und drei Ave Marie.
Gelobt sei Jesus Christus!"

Die Leute nehmen das für Mahnruf und Segen. Die Jugend kommt hervor aus den Häusern, um dem seltsamen Spiel zu lauschen; die Alten kommen hervor, um an die „Ratschenbuben" kleine Gaben zu verteilen. Einspruch gegen das ohrenzerreißende Geräusch erhebt vielleicht nur ein aufgeschreckter Säugling oder ein feinfühliger Köter. Trotzdem ist es eine weihevolle Stunde, wenn die „Ratscher" vor dem Hause stehen.

Bei jedem Hause ratschen sie nicht! Denn zu gewissen Zeiten halten im Dorf die Armen Gericht über die Reichen. Wenn diese im Lauf des Jahres roh oder geizig gewesen oder wenn Leute sonstwie sich

Unehrenhaftes zu schulden kommen ließen, dann gehen die armen Kinder an deren Häusern vorüber. Sie gehen vorüber am Allerheiligenfest, wenn sie im Dorf Allerheiligenstritzel sammeln. Sie gehen vorüber zu Heiligendreikönig, wenn sie, als die morgenländischen Fürsten verkleidet, im Dorf ihr „Heiligendreikönigsingen" halten. Und sie gehen vorüber an den Kartagen und ratschen vor solchen Häusern nicht den englischen Gruß. Es ist eine Ächtung, vor der auch die Mächtigen des Dorfes heimlich zittern. Aber das ist heute auch vorbei. In früheren Zeiten soll es manchmal vorgekommen sein, und mit einem Hause, an dem die „Heiligen drei Kini" oder die „Ratscher" schweigend vorübergegangen, wollten die Nachbarn nichts zu tun haben. Heute ist das Rückgrat der Armen im Gebirge noch weicher geworden als es je gewesen; man betrachtet ortweise solche Umzüge auch mehr als Ulk denn als heilige Handlung und so hat die Sache ihre tiefere Bedeutung verloren. Sie ist — unter Ausnahmen — ziemlich zu einer Bettelei herabgesunken. Hat schon der Gemeindevorstand das gewöhnliche Betteln verboten, so benützen die Armen solch alte Gebräuche, um hier und da einen besseren Bissen oder ein seltenes Münzlein zu erhaschen.

Daß dann tüchtig um die Gaben gebalgt wird, daß man gelegentlich die Ratschen sich um die Köpfe schlägt, das ist bei den herlebigen Jungen naturgemäß. Die Güter der Erde wollen nicht bloß ersungen und erklappert, sondern auch errungen sein. Wenn arme Leute auch vor den Besitzenden sich ducken, untereinander stehen sie fast immer auf Kriegsfuß und das — dünkt mich — ist an der Armut noch das Allerbetrübendste.

Am Karsamstag des Morgens klappert es noch in der Kirche, ratscht es noch auf dem Turm und im Dorfe herum. Da ist es um die neunte Stunde, während in der Kirche Gottesdienst gehalten wird, daß plötzlich — die Glocken klingen. Sie sind von Rom zurückgekehrt, sie klingen hell und rein — es sind die Osterglocken.

Die Ratschen und Klappern haben Ruhe wieder für ein ganzes Jahr und werden aufbewahrt in ihren Winkeln. Die Ratschenbuben widmen sich anderen Aufgaben. Sie gehen von Haus zu Haus, um rote Ostereier zu sammeln. Die Bevorzugteren unter ihnen werden bei der Auferstehungsfeier zum Glockenläuten oder zum Fahnentragen oder zum Weihrauchfaßschwingen oder zum Osterfeuerherrichten verwendet und das frohe Fest verwischt auf ein paar Tage den Unterschied zwischen arm und reich. Aber die Armen erhoffen von jeher eine Zeit, da jeder Tag ein Christtag oder ein Ostertag sein wird . . .

Ostergesang.

Von Hans Mittendorfer.

I. Schwalbenlied.

Es irrt so scheu durch meinen Sinn
Eine traumverspätete Schwalbe hin
Aus schöner, ferner Jugendzeit.

Sie singt ein Lied von Lieb' und Leid
In weltfremd-wundersamer Art
Vom menschgewordenen Gottessohn,
Von Krippe, Kreuz und Dornenkron'.
Und wie ihm das Herz durchstoßen ward;
Wie die Frau geweint, die das Leben ihm gab
Und wie sie ihn senkten ins Felsengrab . . .

Wann singst du mir, Schwalbe, was weiter geschehn,
Das Lied vom glorreichen Auferstehn?

„Längst flogen die Schwestern all über das Meer;
Leb' wohl, leb' wohl — wenn ich wiederkehr!"

II. Ostermontag.

Süß ist das Jesusbild,
Da er die traurigen Jünger lehrt.

Seine edlen Züge, leidverklärt,
Wie leuchten sie so göttlich mild,
Da er sie lehrt, dem Worte frommer Frauen
Vom auferstandenen Christ zu trauen
Und tiefer Dinge Grund verstehn,
Als sie ins liebe Aug' ihm sehn.

Verstehn, daß Leiden göttlich sei.
Göttlich wie ein Wonneschrei
Zu leiden für der Menschheit Glück.

Verstehn, daß gewaltig der Tod,
Das gemeinsame Menschengeschick,
Wenn in Liebesnot der Welterlöser stirbt
Und sterbend um das Leben wirbt.

Das goldne, siegende Leben
Berührt mit dem Fuße den schweren Stein
Über dem dunklen Grab.
Donnerndes Stürzen das Tal hinab.

Die frommen Frauen sahen
Aufgehender Sonne Schein
Und wagten nicht sich zu nahen . . .

Sie sahen unsterbliches Leben
Göttlich schön
Aus dunkler Gruft sich erheben
Über die leuchtenden Höhn.

Ihre staunenden Lippen fanden
Unbewußt das Wort:
Christ ist erstanden!
Und trugen es unbewußt
Zu den Jüngern fort.

Sie tragen es ewig in liebender Brust,
Das Wort vom unsterblichen Leben,
Das sie immerdar siegen sehn;
Das sie den Männern gegeben,
Selbst aber nicht verstehn . . .

Süß ist das Jesusbild,
Wie er verklärt und göttlich mild
Die Jünger lehrt.

III. Reich Gottes.

Du bist so gut, du blickst so mild,
Du trägst der Lieb Erlösungszeichen.
Aus deinen Augen wird das Bild
Des Ebenbildes niemals weichen.

Millionen Hände umklammern das Kreuz.
Du aber sendest die Flammen des Leids
Zu scheiden aus trüben Erzen
Den Goldgehalt der Herzen.
Du gießest den Balsam unsäglicher Lust
In die tief wunde Menschenbrust.

Du rufest,
Den du schufest;
Du liebst,
Dem du Herzschlag und Atem gibst;
Du hebst,
Für den du ewig lebst,
Der sich in dunkler Nacht verlor,
Zum süßen, lenzsonnigen Licht empor.

Im Reiche der Lüfte.

Der Sohn eines brasilianischen Plantagenbesitzers schwärmt für die Luftschiffahrt und wird den lenkbaren Luftballon entdecken. Das Buch „Im Reiche der Lüfte" von A. Santos-Dumont, übersetzt von L. Holthof, mit zahlreichen Abbildungen und Skizzen, erschienen in der deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart, erzählt höchst anregend von den Luftfahrten, Erfindungen, Abenteuern und Erfolgen des kühnen Mannes. Jeder dürfte mit Spannung die erste Luftschiffahrt lesen, die der Jüngling in Paris unternommen.

Er war vorher zu mehreren Aeronauten gegangen, um über die Bedingungen einer Mitfahrt zu verhandeln. Da sagte der eine:

„Mein Honorar beträgt 1200 Franken. Dann aber müssen Sie noch einen Kontrakt unterzeichnen, in dem Sie die Verantwortung für den Schaden übernehmen, der für Ihre und meine Person, für unbeteiligte Dritte sowie für den Ballon und sein Zubehör entstehen kann. Außerdem müssen Sie die Kosten für unsere Rückfahrt mit der Eisenbahn und die Zurückbeförderung des Ballons und seiner Gondel von dem Orte, wo wir landen werden, bis Paris tragen."

Andere sagten Ähnliches. Dumont fand die Forderungen zu hoch. Er erzählt, was er weiter tat:

„Ich beschloß bei meiner Ankunft in Paris, die Luftschiffer beiseite zu lassen und mich an die Erbauer zu wenden.

Es war mir ganz besonders darum zu tun, Herrn Lachambre kennen zu lernen, der den Andréeschen Ballon konstruiert hatte, und ebenso Herrn Machuron, den Verfasser des Ballonbuches. Ich muß rückhaltlos anerkennen, daß ich bei ihnen alles fand, was ich erwartet hatte. Als ich Herrn Lachambre fragte, was eine kleine Spazierfahrt im Ballon wohl kosten werde, setzte seine Antwort mich derart in Erstaunen, daß ich ihn ersuchen mußte, sie zu wiederholen.

„Was einen Aufstieg von drei bis vier Stunden anlangt, so wird Ihnen ein solcher alles in allem auf 250 Franken zu stehen kommen, die Kosten für den Rücktransport des Ballons mit der Eisenbahn einbegriffen."

„Und der angerichtete Schaden?“ erlaubte ich mir zu fragen.

„Ach was,“ entgegnete er lachend, „wer wird denn von der Anrichtung eines Schadens reden!“

Ich schloß das Geschäft noch während des Besuches ab und Herr Machuron willigte ein, mich am nächsten Tage bei einer Auffahrt mit sich zu nehmen.

Ich habe die Erinnerung an die entzückenden Empfindungen, die mein erster Versuch, mich in die Lüfte zu erheben, mir verursachte, mit vollkommener Klarheit bewahrt.

Ich langte frühzeitig schon im Luftschiffahrtspark von Vaugirard an, um nichts von den Vorbereitungen zu versäumen. Der Ballon, der einen Inhalt von 740 Kubikmetern hatte, lag flach auf dem Rasen. Auf Anweisung des Herrn Lachambre ließen Arbeiter Gas einströmen. Die unförmliche Masse entwickelte sich alsbald zu einer mächtigen Kugel, die in der Luft ihre volle Rundung annahm.

Um 11 Uhr waren die Vorbereitungen beendigt. Die Gondel schaukelte lustig unter dem Ballon, den ein frischer Windhauch umfächelte. Die Abfahrt kaum erwarten könnend, stand ich in einer Ecke der engen Gondel aufrecht da, einen Sack Ballast in der Hand. „Alle loslassen!“ kommandierte von der anderen Ecke aus Herr Machuron.

Plötzlich hörte der Wind auf zu wehen. Die Luft schien rings um uns her unbeweglich. Wir hatten uns erhoben und die Luftschicht, die wir durchschnitten, teilte uns ihre Geschwindigkeit mit. Es gab daher für uns keinen Wind mehr. Das ist die erste wichtige Tatsache, die man mit den Kugelballons beobachtet. Diese Bewegung, bei der man nichts von einem Fortschreiten oder Aufsteigen verspürt, hat etwas unendlich Angenehmes an sich. Die Illusion ist vollständig; es kommt einem nicht so vor, als ob der Ballon sich bewege, sondern als ob die Erde weiche und unter uns versänke.

In dem untersten Teile des Abgrundes, der sich schon in einer Höhe von 1500 Metern unter uns höhlte, bot die Erde, statt erhaben rund wie eine Kugel zu erscheinen, den Anblick einer hohlen Schüssel dar nach einer Brechungserscheinung, die den Augen des Luftschiffers fortwährend den Kreis des Horizonts enthüllt.

Dörfer und Wälder, Wiesen und Schlösser gleiten unter uns wie Wandelbilder dahin, über die die Pfeifen der Lokomotiven ihren schrillen und fernen Schrei ertönen lassen. Nebst dem Bellen der Hunde ist das das einzige Geräusch, das man in diesen Höhen vernimmt. Die menschliche Stimme dringt nicht bis zu ihrer endlosen Einsamkeit. Die menschlichen Wesen sehen aus wie Ameisen auf den weißen Linien, als die die Straßen erscheinen. Die Häuserreihen machen den Eindruck von Kinderspielzeug.

Mein Blick stand noch unter dem fesselnden Banne des Schauspiels, als eine Wolke an der Sonne vorüberzog. Der auf diese Weise gebildete Schatten führte einen Wärmeverlust bei dem Gase im Innern des Ballons herbei, der, weil er sich zusammenfaltete, zu sinken begann, anfangs langsam, dann aber mit zunehmender Geschwindigkeit. Um dagegen anzukämpfen, warfen wir Ballast aus. Und nun kam die zweite der großen Wahrnehmungen, die man bei Kugelballons macht: einige wenige Kilo Sand genügen, um einen zum Herrn der gewünschten Höhe zu machen.

Wir fanden unser Gleichgewicht über einer Wolkenschicht wieder. Hier, in einer Höhe von 3000 Metern, genossen unsere Augen ein ganz wunderbares Schauspiel. Auf einen Schirm von blendender Weiße warf die Sonne den Schatten des Ballons und die Umrisse unserer Gestalt erschienen, phantastisch vergrößert, inmitten eines Regenbogens. Weil wir nichts von der Erde mehr sahen, war die Bewegungsempfindung für uns vollständig aufgehoben. Wir hätten mit der Eile des Sturmwindes dahinsausen können, ohne es zu merken. Es gibt kein Mittel, die Richtung zu erkennen, die man genommen hat, wenn man nicht absteigen und die Ortsaufnahme machen will.

Ein lustiges Glockenspiel drang zu unserem Ohr. Von den Dörfern ertönte die Mittagsglocke. Wir hatten ein solides Frühstück mitgenommen: harte Eier, kaltes Roastbeef und kaltes Geflügel, Käse, Eis, Obst, Kuchen, Champagner, Kaffee und Chartreuse. Es gibt nichts Entzückenderes als ein derartiges Frühstück hoch über den Wolken in einem Kugelballon. Welcher Speisesaal könnte eine wundervollere Dekoration aufweisen? Da die Sonnenhitze die Wolken in Wasserdampf auflöste, ließen sie rings um den Speisetisch in allen Regenbogenfarben schillernde Strahlen gefrornen Dunstes aufsteigen, die sich wie riesige Feuergarben eines Feuerwerks ausnahmen. Wie durch ein Wunder stob Eis allenthalben in Gestalt von kleinen weißen Flitterchen einher. Im Nu bildeten sich Schneeflocken wie von selbst vor unseren Augen, bis in unsere Trinkgläser herein!

Ich trank gerade ein Gläschen Likör, als der Vorhang sich plötzlich über diese wundervolle, von der Sonne, den Wolken und dem blauen Himmel geschaffene Szenerie senkte. Das Barometer fiel rasch um fünf Millimeter, was auf eine plötzliche Störung des Gleichgewichtes und einen jähen Absturz hindeutete. Der Ballon mußte sich mit mehreren Kilo Schnee belastet haben; er sank in eine Wolke herab.

Der Nebel umhüllte uns mit nächtigem Halbdunkel. Wir konnten noch unsere Gondel, unsere Instrumente und die nächsten Teile des Tauwerks erkennen, aber das Netz, das uns mit dem Ballon verband, war nur noch bis zu einer gewissen Höhe sichtbar; der Ballon selbst

war verschwunden. Auf diese Weise hatten wir einen Augenblick die eigentümliche und in ihrer Art einzige Empfindung, als schwebten wir im Leeren einher, ohne jede Stütze, als hätten wir das letzte Gramm Schwere verloren, als seien wir gewissermaßen von einem dunklen Nichts umfangen.

Nach einigen Minuten eines Absturzes, dem wir durch Auswerfen von Ballast entgegenwirkten, befanden wir uns unter Wolken, etwa 300 Meter vom Erdboden entfernt. Ein Dorf floh unter uns dahin. Wir bestimmten den Ort und verglichen unsere Karten mit der riesigen natürlichen Landkarte, die sich vor unseren Augen entrollte. Bald konnten wir mühelos die Straßen, Eisenbahnen, Dörfer und Wälder bestimmen. Alles das lief vom Horizont so schnell wie der Wind selbst auf uns zu.

Die Wolke, die unseren Absturz verursacht hatte, war das Anzeichen eines Witterungsumschlages. Kleine Windstöße begannen den Ballon von rechts nach links und nach oben und unten zu treiben. Ab und zu berührte jetzt das Leitseil — ein starkes, 100 Meter langes Tau, das von der Gondel herabhing — den Boden. Die Gondel selbst streifte denn alsbald auch die Wipfel der Bäume.

Das, was man „mit dem Leitseil fahren“ oder kurzweg „leitseilen“ (guideroper) nennt, stellte sich mir auf diese Weise unter besonders lehrreichen Umständen dar. Wir hatten in unserem Handbereich einen Ballastsack; stellte sich unterwegs ein besonderes Hindernis ein, so warfen wir einige Händevoll Sand aus; dann hob sich der Ballon und das Hindernis war überwunden. Über 50 Meter Leitseil schleiften auf dem Boden hinter uns her. Das war mehr, als erforderlich war, um uns in einer Höhe von weniger als 100 Metern über dem Erdboden zu halten, und wir waren gewillt, bis zum Ende der Fahrt keine größere Höhe mehr zu nehmen.

Diese erste Auffahrt ließ mich die Nützlichkeit dieser bescheidenen Zutat zu der Ausrüstung eines Kugelballons in vollem Umfange erkennen; ohne sie würde das Landen meist ernste Schwierigkeiten bereiten. Wenn aus irgendeinem Grunde — Feuchtigkeitsniederschlag auf der Ballonhülle, Windstoß von oben nach unten, gelegentlichem Gasverlust oder häufiger noch Vorüberziehen einer Wolke vor der Sonne — der Ballon mit beunruhigender Geschwindigkeit sinkt, so entlastet das Leitseil, indem es zum Teil über den Boden schleift, das ganze System um einen Teil seines Gewichtes und hemmt oder verlangsamt doch den Absturz. Im entgegengesetzten Falle, wenn der Ballon die Neigung zu allzu raschem Steigen verrät, wird dieser Neigung durch das Einziehen des Leitseiles entgegengewirkt, weil dadurch von seinem Gewichte dem etwas zuwächst, was das schwebende System vorher gewogen hatte.

Indes, gleich allen menschlichen Erfindungen hat das Leitseil wie seine Vorteile so auch seine Mißstände. Weil es über ungleiche Flächen dahinstreicht, über Felder und Wiesen, über Berg und Tal, über Straßen und Häuser, über Hecken und Telegraphendrähte, teilt es dem Ballon heftige Erschütterungen mit. Es kommt vor, daß es sich, wenn es sich verschlungen hat, zu rasch wieder entschlingt, daß es an irgendeiner Unebenheit des Bodens haften bleibt oder sich um einen Baumstamm oder die Äste eines Baumes wickelt. Es sollte nicht an einem Zwischenfall fehlen, der meine Belehrung in dieser Hinsicht zu einer vollständigen machte.

Als wir über eine kleine Baumgruppe dahinfuhren, warf ein etwas stärkerer Stoß mich in der Gondel nach rückwärts. Der Ballon machte, nachdem er einen Augenblick stillgestanden, vom Winde getrieben, die furchtbarsten Schaukelbewegungen, weil das Ende des Leitseils sich in die Spitze eines Eichbaumes verwickelt hatte. Wir wurden hin und her geworfen wie eine Salatschleuder und konnten uns nur dadurch loslösen, daß wir eine Handvoll Ballast auswarfen. Der freigewordene Ballon machte einen entsetzlichen Satz und schoß dann wie eine Kugel davon, den Wolken entgegen. Wir liefen Gefahr, in Höhen zu geraten, die uns bei dem geringen Vorrate von Ballast, über den wir noch verfügten, hätten gefährlich werden können. Es war die höchste Zeit, zu dem letzten Rettungsmittel zu greifen, die Ventilklappe zu ziehen und Gas ausströmen zu lassen.

Es war das die Sache einer Minute. Der Ballon begann zu fallen und das Leitseil erreichte wieder den Boden. Es blieb uns nun nichts übrig, als unserem Ausfluge ein Ziel zu setzen: wir waren mit unserem Sandvorrate beinahe zu Ende.

Jeder, der vorhat, Fahrten in einem Luftschiff zu unternehmen, sollte vorher zu seiner Übung einige Landungen in einem Kugelballon mitmachen, damit er einsehen lerne, wie leicht man bei einem unvorsichtigen Landen alles aufs Spiel setzen kann: Ballon, Kiel, Motor, Steuer, Propeller, Wasserballast (mit Wasser gefüllte Zylinder) und Benzinkannen.

Zu diesem letzten Manöver zwang uns der ziemlich stark wehende Wind, eine geschützte Stelle aufzusuchen. Vom Ende der Ebene her erstreckte ein Ausläufer des Waldes von Fontainebleau sich auf uns zu. In wenigen Augenblicken hatten wir um den Preis der letzten Handvoll Sand den Saum des Waldes erreicht. Die Bäume schützten uns nunmehr gegen den Wind. Wir warfen Anker und öffneten zugleich die Ventilklappe vollständig, um das Gas bis auf den letzten Rest ausströmen zu lassen.

Wir machten von dem in den letzten Zügen liegenden Ballon einige Momentaufnahmen; dann falteten wir ihn zusammen und ver-

packten ihn in die Gondel, das zusammengewickelte Seil neben ihm unterbringend. Das Fleckchen Erde, das wir uns zum Landen ausgesucht hatten, erwies sich als zu dem Parke des im Besitze des Herrn Alphonse von Rothschild befindlichen Schlosses von La Ferrière gehörig. Einige Arbeiter von einem benachbarten Felde wurden in das nächste Dorf geschickt, um dort einen Wagen aufzutreiben. Eine halbe Stunde später langte ein Break an. Wir brachten auf diesem unser gesamtes Gepäck unter und fuhren nach dem etwa vier Kilometer entfernten Bahnhofe. Dort verursachte es uns viele Mühe, den Korb mit seinem Inhalte vom Wagen zu schaffen, denn er wog 200 Kilo. Um halb 7 Uhr waren wir wieder in Paris. Wir hatten 100 Kilometer zurückgelegt und fast zwei Stunden in der Luft verbracht."

Über weitere Eindrücke plaudert A. Santos-Dumont wie folgt:

„Die Luftschiffahrt hat bei Nacht ihren ganz besonderen Reiz. Man ist allein in der dunkeln Leere, im Bereich der Finsternis, in der man gewichtlos, außerhalb der Welt einherzuschweben scheint. Die Seele befreit von der Last der Materie! Man ist gleichwohl glücklich, wenn von Zeit zu Zeit irdische Lichter erscheinen. Man sieht fern vor sich einen Punkt erglühen. Nach und nach wird er größer. Da, wo vorher nur ein Lichtschein vorhanden war, tauchen bald unzählige leuchtende Flecken auf. Sie verlaufen linienförmig, hier und da mit einer Anhäufung von hellen Stellen. Man weiß, daß man über eine Stadt dahinfährt.

Oder aber man schwebt über verlassene Felder einher. Kaum zeigt sicht hier und da ein roter Schein. Wenn der Mond aufgeht, unterscheidet man gelegentlich einen dünnen, grauen Bandstreifen, der sich hin und her windet; es ist ein Fluß, in dem das Nachtgestirn oder die Sterne sich widerspiegeln. Ein Blitz teilt das Dunkel, man vernimmt schwach ein heiseres Pfeifen; es ist ein Zug, der vorüberfährt; das Feuer der Lokomotive beleuchtet zweifelsohne den Rauch über ihm.

Oder aber man wirft vorsichtshalber noch weiteren Ballast aus; man erhebt sich durch die düstere Wüste der Wolken hindurch zu der entzückenden und glänzenden Lichtsphäre eines Sternenhimmels. Dort, allein mit den Sternbildern, erwartet man das Morgenrot! Und wenn das Morgenrot kommt in einem Glorienschein von Gold, Rot und Purpur, erfaßt einen fast ein Widerwillen dagegen, daß man die Erde aufsuchen soll. Indes, auch das Ungewisse der Landung bereitet Vergnügen, wenn man nicht weiß, in welchem Teile Europas man ankommt. Für viele Leute hat die Luftschiffahrt keinen höheren Reiz. Der Luftschiffer wird zum Entdecker. Bist du ein junger Mann, der von dem Verlangen beseelt ist, in die Welt hinauszuziehen, Abenteuer kennen zu lernen, das Unbekannte zu erforschen, mit dem Unerwarteten zu rechnen,

aber bei seiner Familie und seinen Geschäften zurückgehalten wird, so vertraue dich dem Kugelballon an. Mittags frühstückst du ruhig mit den Deinigen. Um 2 Uhr fährst du mit dem Ballon ab. Zehn Minuten später bist du nicht mehr ein gewöhnlicher Erdenbürger, sondern ein Forschungsreisender, ein Abenteurer der Wissenschaft, und das ebenso gewiß, wie diejenigen, die ausziehen, um in den Eisbergen Grönlands zu frieren oder vor Hitze auf den Korallenriffen Indiens zu vergehen.

Du weißt nur unbestimmt, wo du bist; du kannst nicht wissen, wohin du gehst; aber das hängt zum großen Teile von deinem Willen ab, ebenso wie von deiner Geschicklichkeit und deiner Erfahrung. Du hast die Wahl, wie hoch du steigen willst; es steht bei dir, ob du in einer Luftströmung bleiben oder eine höhere aufsuchen willst. Du kannst durch die Wolken dringen, zu den Regionen gelangen, wo man den Sauerstoff der verschlossenen Glasröhren atmet, und den Anblick der Erde verlieren, die im Handumdrehen unter dir verschwindet, so daß du jede Richtungsbestimmung verlierst; oder du kannst wieder herabsteigen, der Oberflächengestaltung des Bodens folgen und dich deines Leitseils und einer Handvoll Sand bedienen, um mühelos Riesensprünge über Wohnstätten und Bäume zu machen.

Ist der Augenblick der Landung gekommen, dann genießt man in vollen Zügen die Freude des Forschungsreisenden, wenn man unter fremden Menschen einherwandelt wie ein seiner Maschine entstiegener Gott. In welcher Sprache, auf deutsch, russisch oder norwegisch, wird man Antwort erhalten? Mitglieder des Aeroklubs haben es erlebt, daß Schüsse gegen sie abgefeuert wurden, wenn sie gewisse europäische Grenzen passierten. Andere haben, von irgendeinem Bürgermeister oder Militärgouverneur angehalten, anfangs die schimpfliche Beschuldigung der Spionage über sich ergehen lassen müssen — bis der Telegraph die ferne Landeshauptstadt von ihrer Verhaftung benachrichtigte — um dann den Abend beim Schäumen des Champagners in der begeisterten Stimmung eines Militärkasinos zu beschließen! Noch andere haben sogar an weltentlegenen kleinen Orten gegen die Unwissenheit und Unduldsamkeit ländlicher Bevölkerung zu kämpfen gehabt. So verhängt es das Geschick der Winde."

Zu Gaste bei Montesquieu.

In den Büchern der Weisheit und Schönheit, die bei Greiner und Pfeiffer in Stuttgart erscheinen, begegnen wir einem braven und geistvollen Franzosen, dem alten Montesquieu. Aus dessen Schriften, vor zweihundert Jahren entstanden, sind jene Teile gezogen, in denen er auch

zu unserer Zeit noch spricht. Und wie spricht! Es ist, als ob dieser Unsterbliche Frankreichs uns einlüde, um ein wenig mit uns Kindern des zwanzigsten Jahrhunderts zu plaudern. Findet er doch vieles jetzt noch siebeneckig, was ihm in seiner Zeit zu denken und zu schaffen gab. Hören wir, was Montesquieu z. B. unter anderem über Frauen sagt.

Frauen.

Neulich hatte ich meinen großen Spaß in einer Gesellschaft, in der ich war. Es befanden sich dort Damen in jedem Alter; eine von achtzig, eine von sechzig und eine von vierzig Jahren, die eine Nichte von zwanzig bis zweiundzwanzig hatte. Ein gewisser, verständlicher Instinkt trieb mich zuerst in die Nähe der jüngsten. Da flüsterte sie mir zu: „Was sagen Sie von meiner Tante, die in ihrem Alter noch nach Liebesabenteuern ausschaut und die Hübsche spielt?" — „Sie tut darin unrecht", erwiderte ich, „solche Absichten stehen nur Ihnen an." Einen Augenblick darnach befand ich mich neben ihrer Tante, die zu mir sagte: „Was sagen Sie von jener Frau, die mindestens sechzig Jahre alt ist, und dabei heute mehr als eine Stunde mit ihrem Putz zugebracht hat? — „Das ist verlorene Mühe", sagte ich, „man muß Ihre Reize haben, um an so etwas denken zu dürfen." Dann ging ich zu jener bedauernswerten Sechzigjährigen und beklagte sie in meiner Seele, als sie mir ins Ohr flüsterte: „Gibt es was Lächerlicheres? Sehen Sie nur die achtzigjährige Dame dort mit ihren feuerroten Bändern; sie möchte jung aussehen, und das gelingt ihr auch wirklich, denn das grenzt an Kindlichkeit!"

Lieber Gott! sagte ich zu mir selber, bemerken wir denn Lächerlichkeiten immer nur an anderen? Vielleicht ist es ein Glück, fügte ich hinzu, daß wir in den Schwächen anderer einen Trost finden. Jedoch, einmal im Zuge, beschloß ich, meine belustigende Wanderung einmal umgekehrt zu machen und mit der Ältesten anzufangen: „Gnädige Frau, Sie sehen der Dame, mit der ich eben gesprochen habe, so ähnlich, daß man Sie für Schwestern halten möchte, und ich glaube, Sie sind wohl ungefähr gleich alt?" — Allerdings", sagte sie zu mir, „wenn die eine stirbt, wird die andere einen Schreck bekommen dürfen. Ich glaube kaum, daß wir im Alter um zwei Tage verschieden sind." Sobald ich diese Altersschwache festgelegt hatte, ging ich zu der Sechzigjährigen: „Sie müssen eine Wette entscheiden, gnädige Frau! Ich habe gewettet, daß Sie und jene Dame" — damit zeigte ich auf die Vierzigjährige — „gleichaltrig wären." „Ich glaube allerdings", sagte sie, daß wir kaum ein Halbjahr auseinander sind." Schön! Weiter! Und nun ging ich zu der Vierzigjährigen. „Gnädigste Frau, sagen Sie mir doch gütigst, ob es ernst zu nehmen ist, wenn Sie das junge Mädchen da am anderen Ende des Tisches Ihre Nichte nennen? Sie sind ebenso jugendlich wie sie; sie

hat sogar etwas Verblühtes in den Zügen, das Sie nicht haben, und Ihre lebhaften Farben . . .“ — „Warten Sie“, sagte sie. „Ich bin allerdings ihre Tante; aber ihre Mutter war mindestens fünfundzwanzig Jahre älter als ich — wir stammten nicht aus derselben Ehe. Ich habe meine verstorbene Schwester sagen hören, daß ihre Tochter und ich im selben Jahre geboren sind.“ — „Na, das dachte ich mir, gnädige Frau, und ich hatte also nicht unrecht, mich zu wundern!“

Bücherschreiber.

Man gibt sich hier viel mit den Wissenschaften ab, aber ich weiß nicht, ob man sehr gelehrt ist. Wer als Philosoph an allem zweifelt, wagt als Theologe nichts zu leugnen: solch widerspruchsvoller Mensch ist immer mit sich zufrieden, wofern man nur seine beiden Qualitäten auseinanderhält und gelten läßt.

Die Manie der meisten Franzosen ist, geistreich sein zu wollen, und die Manie derer, die geistreich sein wollen, ist, Bücher zu schreiben.

Doch das ist ein so übler Einfall, wie nur möglich: die Natur scheint weise Vorkehrung getroffen zu haben, daß die Dummheiten der Menschen vergänglich sein sollten, und die Bücher verleihen ihnen Unsterblichkeit. Ein Dummkopf sollte sich damit begnügen, seine Zeitgenossen gelangweilt zu haben: nein! er will auch noch künftigen Geschlechtern beschwerlich fallen; er will, daß seine Dummheit über die Vergessenheit triumphiert, deren er sich gerade so gut hätte erfreuen können wie seines Grabes; er will, die Nachwelt soll davon unterrichtet sein, daß er gelebt hat, sie soll wissen auf alle Ewigkeit, daß er ein Dummkopf war.

Von allen Bücherschreibern verachte ich keine mehr als die Kompilatoren, die von allen Seiten her die Fetzen von den Werken anderer zusammentragen und sie zusammenkleistern wie Rasenbatzen auf einem Beet. Sie stehen nicht viel über den Buchdruckergehilfen, die die Typen aufreihen, die, zusammengestellt, auch ein Buch bilden, zu dem sie aber nur die Hand geliehen haben. Ich wünschte, daß man die Originaltexte respektierte, und es scheint mir eine Art Entweihung, einzelne Stücke aus dem Heiligtum, in dem sie sich befinden, herauszuziehen, um sie einer Verachtung auszusetzen, die sie nicht verdienen.

Wenn ein Mensch nichts Neues zu sagen weiß, was hält er nicht den Mund? Was soll man mit diesen Wiederholungen anfangen? „Aber ich will in Altes eine neue Ordnung bringen! — Jawohl!

Ich schreibe das, weil ich über ein eben aus der Hand gelegtes Buch empört bin. Es ist so dick, als wenn es die gesamte Wissenschaft umfaßte, aber es hat mir nur den Kopf schwirren gemacht, ohne mich etwas zu lehren.

Beschränktheit des Urteils.

Neulich war ich in einem Hause, wo eine bunt zusammengesetzte Gesellschaft war. Die Leitung der Unterhaltung fand ich von zwei alten Damen beansprucht, die den ganzen Morgen gearbeitet hatten, um sich zu verjüngen. „Man muß gestehen,“ sagte die eine, „daß die heutigen Männer sehr anders sind, als die unserer Jugendzeit. Die waren höflich, liebenswürdig, gesellig. Aber die jetzigen finde ich von einer unerträglichen Rücksichtslosigkeit.“ „Alles ist verändert“, sagte da ein Herr, der sich vor Gicht kaum bewegen konnte, „die Welt ist nicht mehr dieselbe wie vor vierzig Jahren. Damals war alle Welt gesund, man war beweglich, man war heiter, man dachte nur an Tanz und Lust: jetzt ist alle Welt von einer unerträglichen Trübseligkeit.“ Einen Augenblick später kam das Gespräch auf Politik. „Weiß Gott,“ sagte ein alter, würdiger Herr. „Man versteht ja heute nicht mehr zu regieren. Nennen Sie mir heutzutage einen Minister wie Colbert! Ich kannte Colbert sehr gut, er gehörte zu meinen Freunden. Er ließ mir immer meine Pension vor allen andern auszahlen. Damals herrschte noch Ordnung in den Finanzen und alle Welt hatte Geld. Heute bin ich am Bettelstab.“ „Mein verehrter Herr,“ sagte da ein Geistlicher, „Sie sprechen da von der wunderbarsten Zeit unseres unbesiegbaren Monarchen. War ihm ein Opfer zu groß, wenn es galt, Ketzerei zu zerstören?“ „Na, und rechnen Sie die Abschaffung der Duelle für nichts?“ warf ein anderer ein, der bis dahin geschwiegen hatte. „Die Bemerkung ist sehr begründet,“ flüsterte mir jemand ins Ohr. „Dieser Herr ist über das Duellverbot entzückt. Er beobachtet es so genau, daß er vor einem Halbjahr hundert Stockhiebe hinnahm, um es nicht zu verletzen.“

Es scheint mir, daß wir beim Beurteilen der Dinge im geheimen immer nur auf unsere ganz besonderen Eigentümlichkeiten Bezug nehmen. Ich bin nicht erstaunt, daß die Neger den Teufel als von blendender Weiße schildern und ihre Götter als kohlschwarz. Man hat sehr richtig bemerkt, daß, wenn die Dreiecke sich einen Gott machten, sie ihm drei Seiten geben würden.

Mein Lieber, wenn ich sehe, wie diese Menschlein, die auf einem Atom, genannt Erde, herumkrabbeln, das im Weltall nur ein Staubkorn ist, sich geradezu als Maß für die Weltleitung hinstellen, so weiß ich nicht, wie ich solche Kleinheit mit solcher Überschätzung zusammenreimen soll.

Wahre Tugend.

Ich habe Leute gesehen, bei denen die Tugend so natürlich war, daß sie sich nicht einmal bemerkbar machte: sie erfüllten ihre Pflicht, ohne sich darunter zu beugen, und taten sie wie aus Instinkt. Weit entfernt, durch viel Gerede auf ihre seltenen Eigenschaften aufmerksam zu machen, schienen

sie selbst ihrer gar nicht gewahr zu werden. Solche Leute lieb' ich, nicht solche tugendhaften Menschen, die immer über ihre eigene Tugendhaftigkeit erstaunt zu sein scheinen und die eine gute Handlung wie ein Wunderbegebnis betrachten, dessen Mitteilung Überraschung hervorrufen muß.

Wenn für die, denen der Himmel große Gaben verliehen hat, die Bescheidenheit eine unerläßliche Eigenschaft ist, was soll man von diesen Eintagsfliegen sagen, die einen Stolz zu zeigen wagen, der die größten Menschen verunzieren würde?

Ich sehe allerseits Leute, die unaufhörlich von sich selber reden. Ihre Unterhaltung ist ein Spiegel, in dem ihr aufdringliches Gesicht sich immerwährend zeigt. Sie werden mit dir von den geringsten Kleinigkeiten reden, die ihnen begegnet sind, und verlangen, daß das Interesse, daß sie daran nehmen, sie in deinen Augen wichtiger erscheinen lasse. Sie haben alles gemacht, alles gesehen, alles gesagt, alles gedacht. Sie sind ein allgemein gültiges Vorbild, ein unerschöpfliches Thema zu Vergleichen, eine Quelle von Beispielen, die nie versiegt. Oh wie fade ist Selbstlob!

Vor einigen Tagen plagte uns ein derartiger Mensch mit Erörterungen über sich, seine Verdienste, seine Talente. Aber da es nirgends in der Welt eine ununterbrochene Bewegung gibt, so hörte er auch einmal zu reden auf und wir konnten das Wort ergreifen.

Und das taten wir. Einer, der ziemlich ärgerlich schien, beklagte sich über die Langweiligkeit der Unterhaltungen: „Was! Immer Narren, die nur sich selbst bespiegeln und alles nur auf sich beziehen.“ „Sie haben recht,“ begann plötzlich unser Dauerredner wieder. „Man muß es so machen wie ich. Ich lobe mich niemals. Ich bin reich, bin von vornehmer Geburt, weiß mein Geld auszugeben, meine Freunde sagen mir, daß ich geistig etwas vorstelle. Aber von alledem spreche ich niemals. Wenn ich gute Eigenschaften habe, so ist meine Bescheidenheit mir die wertvollste.“

Aphorismen.

Gott ist wie ein Monarch, der mehrere Völker in seinem Reiche hat. Alle bringen ihm ihren Tribut, und jedes spricht zu ihm in seiner Sprache, seiner Religion.

* * *

Wenn die Unsterblichkeit der Seele ein Irrtum sein sollte, würde es mir schmerzlich sein, nicht daran glauben zu dürfen. Ich gestehe, daß ich nicht so bescheiden bin wie die Gottesleugner. Ich weiß nicht, wie sie denken, aber meinesteils möchte ich die Vorstellung von meiner Unsterblichkeit nicht gegen eine ephemere Glückseligkeit eintauschen. Es befriedigt mich tief, mich so unsterblich zu glauben, wie Gott selbst ist. Unabhängig von den hohen Gedanken, geben mir die metaphysischen Ideen eine sehr

starke Hoffnung auf meine ewige Glückseligkeit, und auf diese Hoffnung möchte ich nicht verzichten.

*
* *

Ein Mann, der gut schreibt, schreibt nicht, wie man schreibt, sondern wie er schreibt, und oft, wenn er schlecht spricht, schreibt er gut.

*
* *

Ich sagte einmal zu einem Menschen: „Pfui doch! Sie haben so niedrige Gesinnungen wie ein vornehmer Herr!“

*
* *

Ich liebe die Bauern. Sie sind nicht gelehrt genug, um unlogisch zu denken.

*
* *

Ich habe immer beobachtet: um in der Welt Erfolg zu haben, muß man wie ein Narr aussehen, aber weise sein.

*
* *

Man beachte einmal: die Mehrzahl der Dinge, die uns Vergnügen machen, sind unvernünftig.

*
* *

Die Unterschiede zwischen den Menschen sind zu geringfügig, um darauf eitel zu sein: die einen haben Gicht, die anderen ein Steinleiden; die einen sterben, die andern werden sterben. Sie haben alle eine Seele während der ganzen Ewigkeit, und diese Seelen sind nur eine Viertelstunde lang verschieden, nämlich solange sie mit einem Körper verbunden sind.

*
* *

Spott ist eine Rede zugunsten seines Geistes gegen sein gutes Herz.

*
* *

Scham steht aller Welt gut. Aber man muß es verstehen, sie zu überwinden, ohne sie je zu verlieren.

Eine Plauderei über das Schlafen.

Von **Peter Rosegger.**

Von meiner Mutter hörte ich einmal sagen, sie müsse ihr Abendgebet stehenden Fußes beten, denn liege sie einmal im Bette, so schlafe sie auch schon. Von der knieenden Stellung mochte sie wohl auch wenig erwartet haben, weil sie den alten Knecht Markus nie so selig schlummern sah, als wenn er im Wandwinkel kniete, um sein Abend-

gebet zu verrichten. Und dann die Ahne einmal sprach: Wer nach hartem Tagwerk bei der Abendandacht einschläft, für den beten die Engel.

So nahe ist bei den Leuten körperlicher Arbeit Wachen und Schlafen beisammen — der nervöse Stadtmensch wird's nicht glauben wollen. So lange tätig sein, bis man sich vor dem Schlafe nicht mehr erwehren kann — o redliches Tagwerk, o köstlicher Lohn! Im Waldbauernhause ging man um 9 Uhr schlafen und stand, auch im Winter, des Werktags um 4 Uhr auf. Die sieben Stunden wurde aber auch ordentlich geschlafen. Man lag am Morgen noch auf derselben Seite, auf die man sich am Abend hingelegt hatte. Wer des frühen Morgens den Vater weckte, das kann ich nicht sagen, wahrscheinlich er sich selbst; zur gleichen Minute war er allemal wach. Dann weckte er die übrigen. Er hatte ein Scheit und stieß damit an die Wand der Mägdekammern und an die Stubendecke, den Knechten, die im Dachboden schliefen. Die Antwort war ein Knurren. Trat nach demselben sofort wieder Ruhe ein, so pochte der Vater noch heftiger und unerbittlich fort, so lange, bis er hörte, wie sie aus dem Bette stiegen und sich anzuziehen begannen. Mich unterwies meine Mutter, wie man aufsteht: „Wenn du nach dem Geweckwerden geschwind aus dem Bett springst, so kriegst Kopfweh, und wenn du ein Eichtl noch liegen bleibst, schlafst wieder ein. Deswegen mußt du dich gleich ruhig aufsetzen, ein Vaterunser lang sitzen bleiben und nachher in Gottesnamen aufstehen.

Wenn ich gesagt habe, daß die sieben Stunden ordentlich geschlafen wurde, so ist dabei nicht der Samstagnacht gedacht. Das ist bisweilen eine verhexte Nacht und hat's einmal einer so ausgelegt: Wer stark ist, der ist so schwach, daß er aufsteht, und wer schwach ist, der ist so stark, daß er liegen bleibt. Aber die jungen Burschen sind manchmal nicht stark genug, um liegen zu bleiben.

Von glücklichen Menschen sagt man, daß ihnen das Aufwachen am Morgen lieber ist, als das Einschlafen am Abend. Auch bei mir ist es in der tätigsten Zeit meines Lebens so gewesen. Noch glücklicher aber muß man den preisen, dem auch die Stunde des Einschlafens so lieb ist, als die des Aufwachens. Das ist der Fall bei dem gesunden Menschen, der in richtig wechselnder Tätigkeit und Ruhe sein Genügen findet. Wie anders, wenn einer den Abend fürchten muß und die Nacht, weil er nicht schlafen kann! Er ist müde den ganzen Tag und wenn endlich die stillen Stunden der Ruhe kommen, fühlt er sich angeregt zur Arbeit. Doch legt er sich endlich ins Bett und wartet auf den Schlaf. Er liegt ganz bequem, hat keine Schmerzen, keine Sorgen. Gedanken gleiten zwanglos leicht und lind über seine Seele dahin, Erinnerungen, Vorstellungen, Pläne und Hoffnungen ziehen sachte und anmutig vorüber. Manchmal freilich auch ernstere Geister. So vergehen Stunden um Stunden und

der Schlaf will nicht kommen. Solche stille Nachtstunden in trauter Selbstschau wären ja an sich keine verlorene Zeit, aber der Schlaf ist ein Muß! Wie sollst du morgen Kraft und Lust für deine Pflichten haben, wenn du nicht geschlafen hast? Der Körper reibt sich auf ohne Schlaf, der Geist wird matt oder ungesund erregt, wenn man zu wenig schläft. — Solche Gedanken fangen an, den Wachenden zu quälen. Er denkt an den Schlaf zu viel, zu ungeduldig, daß er doch endlich kommen müsse — als daß er kommen könnte. Erst gegen Früh sind ein paar Stunden der Bewußtlosigkeit und der Morgen findet ihn erschöpfter als der Abend.

Recht vielen von uns geht es so; ich persönlich weiß es aus reichlicher Erfahrung und will zu Trust und Trost der Leidensgenossen ein wenig davon sagen. Mein Schlaf ist sehr ungleichmäßig, selbst bei normalem Wohlbefinden und in gewöhnlichen Lebensläufen. Da gibt es eine Reihe von Nächten, in denen ich kaum drei bis vier Stunden schlafe. Das dauert manchmal wochenlang. Und plötzlich eine Nacht, die mir sieben oder acht Stunden langen, ununterbrochenen und erquickenden Schlaf mit leichter, freundlicher Traumumsäumung bringt. Gewöhnlich folgen dann mehrere solche Nächte nacheinander. Aber siehe, die Tage nach Nächten mit wenig Schlaf oder mit viel Schlaf sind nicht so unterschiedlich, als man meint. Ein paar Stunden Schlummer machen mich für den nächsten Tag oft gerade so frisch, als acht Stunden Schlaf, die mir nicht selten einen dumpfen Kopf hinterlassen, während wenig Schlaf merkwürdigerweise bei mir regere Eßlust zur Folge hat, als müsse der zu Schaden gekommenen Kraft durch größere Nahrungszufuhr Ersatz geleistet werden. Elend ist der Tag nur nach einer völlig schlaflosen Nacht. So bin ich im ganzen zur Anschauung gekommen: Es ist gar nicht nötig, so viel zu schlafen; in deinem Alter genügen wenige Stunden. Dann natürlich kommt als Tröster auch Napoleon, der nicht mehr als drei Stunden täglichen Schlafes bedurft und doch einiges geleistet hatte. Und seitdem ich mir nichts mehr daraus mache, wenn in der Nacht der Schlaf nicht kommen will, seither kommt er lieber.

Eine völlig schlaflose Zeit habe ich auf Reisen. Vollends im Eisenbahnzug — auch wenn man sich's die Nacht über bequem machen kann — schließe ich kein Auge. Anscheinend ist das Interesse an der Strecke zu rege. Ich liege da, denke an die Stationen, an die Gegenden, die Städte, die der Zug berührt. Ich beobachte die Fahrgeschwindigkeit, beobachte nach den Sternbildern die Richtung des Zuges, die Flucht der Stunden und erwarte also zwar widerwillig, aber gewissenhaft das erste Morgendämmern durchs Fenster. Man hat mir geraten, trotzdem zu reisen und das mit den schlaflosen Nächten so lange zu treiben, bis der Schlaf sich endlich mit Gewalt einstellen würde.

Und ich versuchte das; es stellte sich allerhand anderes ein — Abgespanntheit, Nervosität, Asthma, aber nicht der Schlaf. An solcher Schlaflosigkeit nun scheitern meine Reisen. Wären mir für jede Nacht vier oder fünf Stunden guten Schlafes geschenkt, so würde es mein übriges Befinden vielleicht gestatten, meine Lieblingsreisen, die bisher nur auf der Karte gemacht wurden, in Wirklichkeit auszuführen. Bei dem Umstande, als auch in fremden Ländern mancher Freund mir deutsche Heimat entgegenbringt und in allen Gewässern der Erde sich gleichsam unsere deutschen Alpen wiederspiegeln, weil diese überall ihre sehnsüchtigen Verehrer haben — bei solchem Umstande dürfte selbst mein kindisches Heimwehherz ein wenig vernünftiger geworden sein. — Es ist also scheinbar nicht viel, was ich von der ärztlichen Wissenschaft verlange: Vier Stunden Schlaf für jede Nacht. — Und doch scheint ihr das Verlegenheit zu bereiten. Sie riet kalte Waschungen; aber die machen mich nervös und katarrhalisch. Sie riet mir viel freie Luft und körperliche Bewegung; diese Dinge taten mir sehr wohl, verminderten aber eher den Schlaf, als ihn zu vermehren; zur Sommerszeit bei Aufenthalt im Freien, bei Landpartien habe ich weniger Schlaf, als im Winter bei der Zimmerhockerei. Ob das zufällig ist oder andere mir verborgene Ursachen hat — ich weiß es nicht. Daß gute Luft und mäßige Bewegung den Schlaf unter Umständen sollte kürzen können, ist mir unfaßlich. Ferner riet man kalte Kopfumschläge, nasse Socken in der Nacht, auch Abschaffung des Abendessens. Und ich muß sagen: Nach guter Sättigung schlafe ich fast eher ein als mit leerem Magen.

Es hat Zeiten gegeben, da ich die Ergebnisse der Wissenschaft praktisch ausnützen wollte. Aber die Schlaumeierei war zu groß. Da las man, daß der Schlaf durch Blutleere des Gehirns bedingt sei. Gut. Das Blut muß also aus dem Kopf geschafft und talwärts gelockt werden. Ich erwärmte am Ofen oder mit heißen Ziegeln die Füße, damit durch Erweiterung der Adern dem Blute dort unten Raum und warme Plätzchen geschaffen würden. Aber es kam nicht herab. Ich nahm ein erkleckliches Abendmahl ein, damit das Blut um den Magen zusammenlaufen soll, um mitzuessen. Aber es blieb zumeist doch im oberen Stock, weil ihm als echtem Idealisten geistige Arbeit lieber war als Schlemmerei. Dort oben setzte es auch im Schlafe, der endlich wohl spärlich kam, seine „geistige Arbeit“ fort durch lebhaftes Träumen.

Es ist zum Bangewerden, daß es nicht will stimmen. So kann ich zum Beispiel weniger einschlafen, wenn mich Freudiges bewegt, als wenn ich ein Herzleid habe. Vorausgesetzt, daß das Herzleid ein unschuldiges ist und nicht etwa von Gewissensvorwürfen erregt wird. Auch der tapfere Trunk ist schon versucht worden — die Folgen waren eher ungünstig als günstig. Denn die aufgepeitschten Geister haben keine

Neigung zum Einschlafen. Meiner Absicht am nächsten kam noch leichter Schlafpunsch, aber für die Länge traue ich dem Gesellen nicht. Narkotische Pulver und Tropfen habe ich in Zeiten völliger Schlaflosigkeit, aber auch dann stets mit Mißtrauen versucht; ihre Wirkung bestand unter wenigen Ausnahmen in Magenunbehaglichkeiten und Kopfschmerz. Sogar zum uralten Hausmittel, das bei den Bauern angewendet wird, habe ich zurückgegriffen: Beim Liegen in stiller Nacht still einen Rosenkranz für die armen Seelen zu beten oder auch langsam bis Tausend zu zählen. Auch diese Mittel haben versagt. Vielleicht, daß zu wenig Andacht dabei war oder zu viele Erwartung mitspielte. Es ist einmal so, je lebhafter der Schlaf aufgefordert wird zu kommen, je länger läßt er warten.

Ein bewährtes Schlafmittel soll sein, abends im Bette deutsche Dichter zu lesen, besonders Volksdichter. Auch das habe ich manchmal versucht und einen Band Rosegger zur Hand genommen. Entweder ich freute mich oder ich ärgerte mich darüber, in beiden Fällen von Schlaf keine Spur. Das erinnert mich nebenbei an einen Poeten, der Bücher von Kollegen las, um sich unter allen Umständen daran zu freuen. Waren sie gut, so freute er sich, weil sie gut waren, und waren sie schlecht, so freute er sich noch mehr.

Zu Zeiten schlafspärlicher Nächte kommt ebenso bei der Mittagssiesta kein Schlaf, während nach wohlgeschlafener Nacht auch das Tagesschläfchen sich gerne einstellt. In jüngeren Jahren bin ich von der Mittagsruhe, wenn ich ihrer ausnahmsweise pflegte, mit Unbehagen aufgestanden. Dem Sechziger ist sie ein angenehmes Bedürfnis, ob er nun dabei schläft oder nur schlummert oder liest. (Letzteres ist eine schlechte Gewohnheit. Wenn man sich schon auf die Bank legt, so soll man auch ruhen an Körper und Geist.) Aber die Mittagsruhe sei kurz. Was über eine halbe Stunde ist, erfrischt nicht mehr, sondern macht träge.

Ein bedenkliches Zeichen unseres Kulturlebens ist es jedenfalls, daß so viel vom Schlafe gesprochen wird. Daheim bei meinen Bauern spricht man von ihm nur, wenn man schläfrig ist, und dann auch nicht lange, eben weil man schon schläft. Es ist etwas Selbstverständliches, ein Gut, das man nicht erwerben muß, das umsonst kommt, weshalb wir es wenig schätzen, bis es — ausbleibt.

Man dankt dem Himmel für Speise und Trank, für alles mögliche, aber für den guten Schlaf dankt nur das Kind, wenn diese Danksagung zufällig im Morgengebete vorkommt. Und doch gibt es auf der Welt nichts Besseres, Süßeres, Kräftigenderes und Verjüngenderes als den Schlaf. Der Mensch, sagt man, soll des Morgens um einen ganzen Zoll größer sein als am Abend. Und vom Leben verloren hat er auch

nichts, selbst wenn er noch so fest schlief. Denn die Seele schläft nicht, sie bleibt wach, hat ihr Traumleben, das nicht auslischt und nur über das Erwachen hinaus in der Erinnerung selten haften bleibt. Ich habe ein Kreuzköpfel im Hause. Das darf am Sonntag um eine Stunde länger schlafen als an Werktagen. Damit es davon auch etwas hat, ist die Magd ein- für allemal gebeten, es um die gewöhnliche Aufstehzeit zu wecken. Da fühlt es, wie süß das Schlafen ist, kann liegen bleiben und wieder einschlummern. Das nenne ich Lebenskunst haben!

Mit Willen einschlafen, das ist eigentlich ein Selbstmord auf Widerruf. Man gibt sein Leben freiwillig auf, man ergibt sich einem Zustand, in dem man nichts mehr von sich weiß, einem Zustand, der sich bloß nicht mehr zu ändern braucht, und alles ist aus. Es wäre gestorben ohne viel Umstände. Es wäre zur besten Zufriedenheit gelöst. Aber man legt sich hin mit Vorbehalt des Aufwachens — als ob das so sicher wäre. Wenn der Mensch wüßte, daß er eines Tages nicht mehr erwachen würde, er wäre kindisch genug, sich seiner Tage lang vor dem Einschlafen zu fürchten. — Das Geheimnis des Schlafens ist unser süßestes Geheimnis, darum strebt ihm zeitweilig alles zu, was lebt, darum ist mancher so betrübt, dem der Schlaf das süße Geheimnis nicht will anvertrauen.

Diese Plauderei ist entstanden aus Anlaß einer Zuschrift, in der sich jemand über Schlaflosigkeit beklagt und den Heimgärtner um Rat bittet. Hier ist gezeigt, daß der Heimgärtner sich selber keinen weiß als den, die Sache nicht allzu tragisch zu nehmen. Geistig rege Menschen sind einmal keine Murmeltiere. Übrigens schlafen auch solche, denen es vorkommt, die ganze Nacht wach zu liegen. Die körperliche wie geistige Tätigkeit ist ausgespannt, sie ruhen. Und besonders, wenn sie ihr Leben möglichst vernünftig einrichten, ihr Gemüt möglichst gelassen halten und ihre Angst vor der Schlaflosigkeit fallen lassen, dann kommt der Frieden. Der Schlaf ist ein Bräutigam, der vor stürmischen Bewerbungen zurückweicht und leise nur den Gelassenen naht. Allnächtlich sieben Stunden lang mögen wir für ihn bereit sein, dann, wenn er zu flüchtig oder vielleicht einmal gar nicht erschienen, aufstehen und sich der Mahnung erinnern: Wirke, so lange es noch Tag ist. Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. Denn allmählich führt uns der Schlaf, sei es mit leichter, sei es mit derber Hand, seinem berühmten Herrn Bruder zu, in dessen Herberge sich noch niemand beklagt hat, daß er schlecht schliefe.

Haus- und Ackergeräte des Älplers.

Von **Karl Reiterer.**

Ein oberflächlicher Beobachter des Landlebens wird kein Auge für das haben, was dem Bauer eine kleine Welt für sich ist. Werfen wir jedoch nur einen Blick auf die einzelnen Haus- und Ackergeräte des Älplers, so finden wir beispielsweise schon in diesen eine Vielseitigkeit, Ursprünglichkeit und Nutzanwendung, die bei näherer Betrachtung bewunderungswert ist. Jedes einzelne Gerät hat uralte Traditionen, wenn zwar nicht geleugnet werden kann, daß die Neuzeit auch schon in dieser Beziehung nivellierend ins Bauerntum eingedrungen ist, denn selbst im letzten Gebirgsgraben trifft man bereits Dreschmaschinen, Zentrifugen, Futterschneidmaschinen u. dgl. Trotzdem sind einzelne Haus- und Ackergeräte, welche sich durch maschinnelle Einrichtungen nicht ersetzen lassen, bis auf den heutigen Tag in Ehren geblieben. Im nachstehenden soll von den wichtigsten dieser Geräte die Rede sein, indem wir auf ihre eigentümliche Benennung, die Art ihrer Herstellung, ihrer Verwendung und Zusammensetzung hinweisen.

Wir unterscheiden Haus- und Ackergeräte, welche nur von männlichen, von männlichen und weiblichen oder nur von weiblichen Dienstboten benützt werden. Im heutigen sei von jenen die Rede, welche nur von männlichen oder von männlichen und weiblichen Dienstboten in Verwendung kommen. Von jenen Geräten, welche nur unsere Bauernmägde in die Hände nehmen, wollen wir nächstens sprechen.

Der Pflug, die Egge, die Sense, der Rechen, die Sichel, der Wagen, Schlitten, die Drischel, Gabel, Heuraffer, Heutreter, Beile, Sägen, Schaufeln, Bohrer, Krampen, Reitern, Vorstecken, Ketten, Klampfen, Seile, Sandgader, Schotterdruhen, Winden, Haarbrecheln und Haarhacheln erregen unsere besondere Aufmerksamkeit. Es gibt zwar noch eine Unzahl anderer Haus- und Ackergeräte, allein wir müssen des beschränkten Raumes halber davon absehen, an dieser Stelle eine erschöpfende Darstellung aller einschlägigen Objekte zu bieten.

Der Pflug, sagt der Bauer, dient zum Brachen und Bauen. „Gebracht“ wird im Herbste, „gebaut“ im Lenze. Es gibt hölzerne und eiserne, einfache und Doppelpflüge. Die hölzernen Pflüge fertigt sich der Bauer meist selbst an. Jeder Pflug besteht aus dem Gret (Gerädevordergestell) und dem eigentlichen Pflug, bei dem die Hauptbestandteile Sech und Arling — sind. Der Pflugreitel ist aus Eisen und hat einen hölzernen Stiel. Es wird bei ländlichen Raufereien auch als „Verteidigungsmittel“ angewendet, denn vor wenigen Jahren erst las ich in einem steirischen Blatte von einer Gerichtsverhandlung, bei der zur Sprache

kam, wie der Angeklagte mit einem Pflugreitel auf seinen Gegner losschlug. Der Reitel blieb im Kopfe des Getroffenen stecken und als man ihn herausziehen wollte, brach der hölzerne Stiel ab. So tief stak das Gerät im Schädel des Burschen. Ich bewunderte dabei zweierlei: Erstens, daß der Getroffene dabei mit dem Leben davon kam; zweitens, daß der Attentäter noch den Mut fand, sein Verteidigungsmittel in Sicherheit zu bringen. — Die Pflugwiden hält Gret und Pflug zusammen. Es gibt eiserne und hölzerne Pflugwiden. Die letzteren fertigt sich der Landwirt selbst aus Birkenreisig an, sie haben die Form eines Kranzes und ähneln den Zaunringen. Eine heikle Sache, sagt der Bauer, ist das Pflugkeilen, nämlich das Befestigen des Pflugsechs. Bei hölzernen Pflügen sind auch Sech und Schar aus Holz. Die eisernen Sech werden vom Bauer im Lenze vor dem Pflügen alljährlich zum Dorfschmied getragen, damit dieser das Pflugmesser schärfe. Das Pflugschar nennt der Ennstaler Arling. Ist gepflügt, säet der Landwirt. Dem Säen folgt das Eggen des Ackerbodens. Die Egge nennt man im steirischen Oberlande und in Kärnten Arn. Die Arn ist aus Holz, mit Eisen beschlagen. Ebenso sind die Eggenzähne aus Eisen. Beim „Z'reißen" legt man ein Rad oder einen Holzblock auf die Egge, beim Eineggen des Samens jedoch nicht. Die Beschwerung der Arn erfolgt, damit diese fest auf den Boden gedrückt wird.

Es gibt Streusensen, Heusensen und Strohsensen. Die Streusensen sind kürzer als die Heusensen. Die Strohsensen werden beim Strohstock angeschraubt. Der Sensenstiel heißt im Oberlande Woab, im Sulmtale Woaf, im Mürztal Weafel. Das Sensentängeln ist Sache des Knechtes. Jeder hat seine eigene Sense zu tängeln. Ich traf in Obersteier ein eigenes Tängellied, welches ich noch nirgends gedruckt fand. Ich will ein paar Strophen des Liedes, das aus meinem Wohnorte Weißenbach bei Liezen stammt, bringen:

Sie:

Mein Mann, der tongelt wuhl,
Aber nit wia er sull,
Er mocht mir holt ollmol
'n Tongel viel z'schmol.

Er:

Hiaz wirds mir ah scho z'viel,
'S wogelt der Hommerstiel,
Hiaz konn oba tongeln,
Konn tongeln wer will.

Den Rand an der Sensenschneide nennt man im Ennstale 'n Tongel. Beim Tongeln hat man den Tangelstock, Tangelhammer und die Sensenloater. Auf den Tangelstock wird die Sense gelegt, die man tängelt. Mit dem Tangelhammer, dessen Stiel, wie es oben im Liede heißt, nicht „wogeln" darf, wird die Schneid hergestellt. Auf die Sensenloater legt man den Sensenwoab. Im Sulmtale traf ich nirgends eine Sensenloater, wohl aber im Ennstalerischen. In letzterer Gegend bleibt die Sense während des Tängelns am Stiel, im Unterlande beläßt man sie

beim Woaf. Jeder Mäher hat einen Wetzstein im Kumpf. Letzterer ist aus Holz oder Horn und wird vom Knechte beim Fürtuchbandel oder Hosenriemen neben der „Tabaksblader" getragen. Den Wetzsteinkumpf fertigt sich der Bauer meist selber an.

Im Oberlande traf ich das scherzhafte Wetzsprüchel:

Ih wetz, ih wetz
Und mach' a Schneid',
Ih mah' und mah'
Und kim nit weit.

Einen schlechten Mäher nennt der Waldbauer einen „Fillingmahder". Fillinge sind Eierschwämme. Man will zu einem schlechten Mäher also sagen: „No, wenn du Schwämme mähen würdest, so kämest du weiter. Das Grasmähen aber geht dir nit vonstatten." Auf Kirchtagen steht der Hansel oder Michel stundenlang beim „Wetzstoankramer", um sich einen Stein auszusuchen, der a Schneid macht, wia a Gift. Ein „woacha" Stein ist nichts nutz, heißt es. In früherer Zeit trugen Hausierer Wetzsteine ins Gebirge. In Tirol kommt das heute noch vor.

Rechen gibt es mehrere Arten: Heurechen, Ramrechen und Eisenrechen. Die Heurechen sind feiner und breiter gearbeitet als die Ramrechen und dienen zum Heuen. Die Ramrechen benützt man zum Reinigen der Felder und Wiesen im Lenze, „ramen" nennt dies der Ennstaler. Die Eisenrechen sind bis auf den Stiel aus Eisen und werden zu Gartenarbeiten verwendet. Die Rechen aus Holz macht sich der Bauer selbst. Zur Herstellung der Zähne benützt man ein eigenes Holz: 's Rechenzähnholz. Auf Kirchtagen verkaufen bäuerliche Rechenmacher einen Rechen um 60 bis 80 Heller.

Die Sichel dient nicht nur zum Getreideschnitt, sondern die Sennerin auf der Alm verwendet sie auch zum Gleck-, d. i. Grünfutterschneiden auf den Berghängen. Beim Getreideschnitt „wetzt" der Untermar die Sicheln der Schnitter. Ein bäuerliches Scherzwort besagt, die Sennin brauche einen Liebhaber zum Sicheltängeln und Schuhnageln auf der Alm.

Es gibt Leiterwägen und zweiräd'rige Karren. Letztere werden im Gebirge des steirischen Oberlandes „Budahenn" genannt, weil diese Wagenart „abgehackt" erscheint, wie eine „Budahenn" (Butterhenne).

Bin von Stol aussagonga,
Hon a Budahenn' g'fonga,
Schön zuschart hot sie,
Wia's gfongen hon ih,

sang der Einleger Markus Mühlbacher, vulgo alt' Kaltenbrunner in Donnersbachwald gern. Die Leiterwägen haben Holz- und Eisenachsen und dienen zum Heimschaffen des Heu's, Getreide oder Stroh's. Im Ennstale traf ich folgende Schlittenbenennungen: Halbschlitten, Zagschlitten, Keiblschlitten, Schlittdruhen, Reitschlitten, Handschlitten und

Rumpeln. Letztere haben nur das Aussehen eines Schlittens, sind aber kein eigentlicher Schlitten; sie dienen auch nicht als Vehikel im Winter, sondern man verwendet sie im Sommer auf steilen Leiten zum Heimfahren des Alpenheues. Der Halbschlitten wird beim Transport der Baumstämme benützt. Zum Gebäckfahren dient der Keiblschlitten; die Schlittdruhe hat, wie der Name besagt, eine Druhe, der Reitschlitten ist ein Paradestück des Bauers; man bedient sich dessen bei einer Spazierfahrt. Vorne auf dem Bocke sitzt der Hansel und kutschiert, rückwärts hat sich mit seiner „Bäuerin" behäbig der Herr des Hofes breit gemacht. Der Bauer macht selten eine Spazierfahrt, allein wenn er eine solche unternimmt, will er auch was repräsentieren ... Der Handschlitten dient dem Bauer zum Heu-, Streu- und Graßziehen. Unter'm „Graß" versteht der Ennstaler Fichten- und Tannenreisig.

Die Drischeln in der Tenne sind aus Holz. Das Leder zu den Drischelriemen bezieht der Älpler vom „Weißgerber", dem er eine Hundehaut zum „Arbeiten" gab. Im Ennstalerischen haben die Drischeln kurze Schwingeln, im Gurktalerischen (Kärnten) traf ich Drischeln, bei denen der Schwingel aus einem unförmigen Prügel aus hartem Holz bestand. Auch der Drischelstab ist aus hartem Holz, zumeist Buchenholz.

Gabeln können aus Eisen oder Holz sein. Heugabeln, Mistgabeln und Broatgabeln sind — bis auf den Stiel — aus Eisen. Die Futtergabeln werden aus Holz hergestellt; sie sind drei- oder vierspießig. Die Broatgabeln dienen zum Düngeranstreuen auf dem Felde. Zum Fassen der Getreidegarben ist die Spießgabel da.

Der Heutreter ist ein halbmondförmiges Messer aus Eisen, innen schneidig und an der Außenseite mit einem Stiel aus Holz, an dem sich ein „Tritt" befindet, versehen. Mit dem Heutreter wird das Heu vom Heustock im Futterbarren geschnitten. Das Heutreten nimmt täglich der Halter im Winter vor; wenn kein Halter da ist, übernimmt diese Verrichtung die Sennin.

Vom Heutreter zu unterscheiden ist der Heuraffer, ein harpunenartiges Instrument aus Eisen mit einem kurzen hölzernen Stiel.

Der Futterstock hat eine Sense. Ein Futterstock, mit dem das Pferdestroh geschnitten wird, heißt Kackstock. Der das Kack schneidet, wird Kackschneider genannt. Im Bezirke Liezen nennt man auch den Wachtelkönig „Kackschneider".

Jeder Bauer hat beim Hause Asthacken, Graßhacken, Schneidhacken, Broathacken, Kliabhacken, Zaunhackel und Fleischhackel. 's Asthackel dient beim Holzen zum Entästen der Bäume, die Graßhacke ist nichts anderes als ein Beil, mit dem man die buschigen Tannenäste ('s Graß) zu Streu verkleinert, die Schneidhacken benötigt man bei Zimmermannsarbeiten. Vielfach nennt man die Schneidhacke auch Broathacke. Zum Zerkleinern des

Brennholzes ist das Kliabhackl da, das Zaunhackl wird bei kleineren Arbeiten, wie z. B. beim Zäunen benützt. Die Fleischhacke wird nur dann hervorgeholt, wenn der Bauer schlachtet. Die Spann- (Spaun-)Sag' und Ziehsäge findet man sowohl im Ober- als auch im Unterlande. Die Spaunsag' kann einer handhaben, bei der Ziachsag müssen immer ihrer zwei da sein. Der Sagfeiler schärft diese Sägen. Bei meinem letzten Aufenthalte in Graz (Dezember vorigen Jahres) bemerkte ich auf dem Jakominiplatze in einem Hüttchen aus Holz einen eifrigen Sägefeiler, den ich ein Weilchen beobachtete, denn ich dachte sogleich an den lustigen Sägefeiler Billinger im Ennstale, ein Männlein, das wegen seiner Schnurren volkstümlich geworden ist.

Schaufeln sind entweder aus Holz oder Eisen. Aus letzterem sind die Spitz- und Broatschaufeln; Spitzschaufeln verwendet man bei Erdarbeiten, z. B. beim Grabenstechen. Die Broatschaufeln haben eine mehr viereckige Form; sie dienen zum Auflegen lockerer Erde oder Sand.

Den Bohrer nennt der Ennstaler Neiger. Die größten Bohrer sind die Brunneneiger, oft einige Meter lang. Die Tippel- und Scharneiger dienen zu Zimmermannsarbeiten. Die Scharneiger sind die kleinsten Bohrer. [1])

Der Vorstecken ist aus Eisen; er wiegt oft zwanzig Kilo. Der Bauer macht mit ihm Löcher in den Erdboden, wenn Pflanzen oder Zaunstecken zu setzen sind. — Alle diese bisher genannten Geräte findet man im „Zeugkammerl" des Bauers oder in der „Schneggerhütte", zum Teil auch im „Treidkasten". Ebenso werden dort aufbewahrt: die Mistkral, der Krampen, die Roseln, Seile, Ketten, Klampfern, Keile, von denen noch kurz die Rede sein soll.

Die Mistkral ist dreispießig; sie dient zum Düngerableeren, der Krampen wird bei Steinarbeiten und Erdgrabungen verwendet. Der Mistbracker ist aus Holz und wird auch Mistpritscher genannt.

Die Reitern (Siebe) hörte ich in Donnersbachwald Roseln nennen. Im genannten Orte nennt man auch eine verschwenderische Bäuerin eine Rosel. Die Waldbauern kennen Haferroseln, Kornroseln und Linsertroseln. Die Haferroseln haben weites Geflecht aus feinen Haselschienen. Das Geflecht ist auch aus Metalldraht. Aus Flitsch (Krain) oder Wällischtirol kommen „Reiterträger." Bei bäuerlichen Arbeiten gelangen verschiedene Seile in Verwendung: 's Rumpelsoal, Vordersoal, Bindsoal, Heuziehsoal und Dungsoal. Letzteres ist sehr stark und lang. Es dient zum „Kotaufführen" oder „Düngeraufführen" bei steilen Äckern. 's „Rumpelsoal" ist bei der Rumpel angebracht. Beim Heuwagen ist vorne ein Wagensoal, rückwärts ein Bindsoal. Mit diesen beiden Seilen wird der Bindbaum (im Sulmtale Wißbam genannt) niedergebunden. Der Kreuzer-

[1]) In der nordöstlichen Steiermark wird der Bohrer „Awinger" oder „Mawwinger" genannt, im Sulmtale „Nawer".

strick ist ein dünnes Geflecht. Man sagt im Ennstale zu einem abgefeimten Menschen: „A Kreuzerstrick ist recht draht, aber so drat nit wie — du."

Ein Vierzeiliger lautet:

Hiaz geh ih zum Soalerer
Und kaf mir an Strick
Bind' mei Dirndl am Buggl,
Aft han ih mehr Glück.

Einen „Strick" nennt der Volksmund denjenigen, der allerlei tolle Streiche macht; auch einen abgefeimten Menschen.

Zu den bäuerlichen Hausgeräten, die unentbehrlich sind, gehören auch die Ketten. Es gibt Reißketten, Kuhketten Holzketten, Reißzotteln u. s. w. Die Reißketten dienen zum Einschleifen bei Schlitten; sie werden auch Sperrketten genannt. Die Holzketten sind nicht etwa, wie man aus dem Namen vermuten könnte, aus Holz, sondern sie dienen nur zum Niederbinden des Holzes, das auf Wägen oder Schlitten verladen wird. Mit den Kuhketten wird das Vieh „ang'hefft", lautet ein volkstümlicher Ausdruck. Die Reißzotteln oder Holzzotteln heften das Stammholz aneinander; so daß man zwei bis drei Stämme mit einem Halbschlittten schleifen kann.

Beim Holzschneiden bedient man sich der langen Klammern, beim Holzfahren der kleineren Klammern, welche hufeisenförmig sind und auch „Klampfern" genannt worden.

Unter „Klampferln" versteht der Ennstaler Spitznamen. Ein Vierzeiler aus dem Ennstalerischen lautet:

Am Sonntag is Kiata,
Hab'n s' Klampferlen foal,
Brauch' koane mehr z'kriag'n,
Hon eh schon mein' Toal.

Die Eisenteile nennt man vulgär „Scharen". Sie dienen, deutet man sich aus, zum Holzmiseln (Verkleinern). Radlböcke und Radldruhen sind Transportmittel mit einem Rade. Im Waldlande hörte ich das Wortspiel:

Schubgarnradl, Schubgarnradl,
's Dirndl hat koane Wadl;
Schubgarnradl, Schubgarnradl,
Wadl, kriag s' erst — morgen.

Das Sandgader besteht aus einem Drahtgeflecht, versehen mit einem Holzrahmen. Es dient zum Sandauswerfen. Die Schottertruhe ist viereckig, auf einer Seite zum Öffnen. Kraniche nennt man vulgär Winden. Die Haarriffeln sind zum Bollenabreißen. Der Älpler sagt: „Still, 's sind Boll'n[1]) in der Sonn'". Zu einem Vorlauten wendet sich der Bauer:

[1]) Samenkapseln des Flachses.

„Sei still, hast selber Boll'n in der Sonn'!" was gleichbedeutend ist mit dem Spruche: „Kehre vor deiner eigenen Tür!"

Die Haarbrechel (Haar = Flachs) ist aus Holz, die Haarhechel hat eiserne Spitzen. Das Volk erzählt: Als unser Herrgott mit dem heiligen Petrus noch auf der Erde war, kam er zu einer geizigen Bäuerin, die ihn abwies. Die Nachbarin dieser nahm die beiden auf und hatte dafür Glück und Segen. Als unser Herrgott wieder einmal bei der Geizigen Einkehr hielt, war sie freigebig. Der Herr erlaubte ihr drei Wünsche. Ja, eine neue Haarhechel brauch' ich halt, meinte das Weib unbedachtsam. Sogleich war das gewünschte Hausgerät zur Stelle. „Du Dudl," sagte der Bauer ärgerlich zum Weibe, „hast nix Gescheiteres gewußt'? Ich wünschte, daß dir die Haarhechel beim ... sitze ..." Sogleich war der zweite Wunsch erfüllt. Es blieb nun nichts übrig, als zum dritten den Wunsch auszusprechen, die Haarhechel möge von der unliebsamen Stelle entfernt werden. Und so geschah es auch.

Über Sechter, Brentln, Milzeug u. s. w. ein anderesmal.

Bauerngsangln aus Oberösterreich.

Von Gregor Goldbacher.*)

Wö i' sing?

Wö i' sing, fragnt mi d' Leut,
Wö i' dicht', sagt da oan?
Ja dö Frag, dö is groß,
Und dö Antwort is kloan.

Und i' sing, weils mi g'freut,
Weil sö 's Liadl selm richt',
Und ös is sinst koan Grund,
Wö i' sing, wö i' dicht'.

Wen's nöt gfallt, der soll gehn,
Und wen's liabt, der soll bleibn,
Und für dön wia i öfta
Frischö Liadln noh schreibn.

Derfts ma's glaubn, ös is wahr;
Hat ma viel gnutzt schon gwiß',
Daß i' gsunga und dicht' han,
Bis da Ath'n ausbliebn is!

Mein Hoamat!

I woaß da a Landl
— Fixkreuzdividandl —
Dös is wia a Stern;
Ös glitzert und funkelt,
Wia d' Sterndl, wanns dunkelt,
An iada hats gern.

Dö Bama tan wispeln
Und d' Grashalmel lispeln,
Wann d' Sunn aba brennt,
Und 's Bacherl durchn Rasen,
Wo d' Kuahln schön grasen —
Frei g'schäfti hinrennt.

Wia schen san dö Bergn,
Dös san koane Zwergn,
Dö san wohl schen hoch
Und zoagn wia dö Finga
Zan Himmel — dö Dinga,
Und ruafen nu' nach:

Schauts her da, ös Leutln,
Der drobn braucht nur beutln,
Is förtö dö Pracht.
Bei ins aba hat a,
Da liabö Gott Vada,
Was extra feins gmacht.

*) Aus „Gmüatlichö Sach'n". Gedichte von Gregor Goldbacher. (Steyr. Sandböksche Buchhandlung.) Gerade kein Stelzhamer und kein Fraungruber und kein Mittendorfer, doch immerhin ein Talent, das manchen Leuten Spaß machen dürfte. Die Red.

Ös mächtign Riesn,
Ös lachatn Wiesn
Und du, liaba See,
Ös Gamsal, ös reschn,
Ös Dirndln, ös seschn,
Dort drobn in da Heh,

Ös sabs meinö Zeugn,
I wills nöt vaschweign,
Ös is ah koan Schand:
„I tausch mit koan Kaisa,
Nöt um fünftausend Häusa,
Möcht i furt aus mein Land.

Und kimmt ah a Kumma
— Dös alles geht umma —
I bleib bei mein Stern!
Mei Landl, dös liab i,
Für d' Hoamat da stirb i,
Wanns sein muaß, recht gern!"

Da gfährlichö Schild.

Zwen Umaziaga kemman z'samm
Am Stadtplatz va Weichstetten
Und gspürn, daß 's wögn da großen Hitz
Hübsch Durst und Hunga hätten.

„Wo kehrn ma ein?" moant da da oan.
„Na 's Wirtshaus steht vor deina!"
Sö lös'n ön Schild, sö schaun sö an
Und koana geht nöt eina!

Den auf den Schild steht groß druckt drauf:
„Gast- und Fleischhauerei des Kaspar Oberreina."

A Dispatat in Wirtshaus.

Herr Pfarra, was sagns denn da dazua?
Kimmt va da Schul heunt hoam mein Bua;
„Du Voda", schreit a volla Freud,
„Du, woaßt ös schon dö Neuigkeit?
D' Sunn steht und d' Erden geht —
Insa Lehra sagts und der irrt sö nöt!"
— So rödt da Müllna in Wirtshaus af d'Nacht;
Natürli hat dö ganz Extrastubn glacht.
Öbn da Pfarra tuat sein Brilln af 's Hirn
Und a Pris ganz ernst in d' Nasen führn.
Van Ofn loant da Wirt hindan,
Schaut zwinzad ön Herrn Pfarra an.
Na und weil der nöt a bissal lacht,
Hat er ah koan Schmunza nimma gmacht.
Da Müllna aba macht an Trunk
(Er hat wia a Mehlsack so an Schlunk)
Und dispatiert glei wieda weida:
„Dös gibts nöt, er is ah nöt gscheida.
All Tag kan dös da Lehra segn
Und allweil is's schon a so gschegn,
Daß d' Sunn ban Dorfend affakimmt
Und abnds ban Blahberg roafzaus nimmt.
Und d' Erdn bleibt doh ruawi stehn,
Da moant da Lehra, sie tat gehn."

Da Pfarra putzt sö d' Brilln und moant:
„In dön Fall hat da Lehra recht,
I sag dösselbi und a so is's grecht.
Schau, Müllna, fahrst af da Eisenbahn
Und schaust dur's Fensta d' Gögnad an,
Da siagst vabeifloign Feld und Bam.
Daß d' afa selm floigst, gspürst doh kam.
Grad wia's di da irrst, irrst di dort,
Ja, Müllna, d' Erden draht sö fort."
Hiatz ham dö Bauan d' Köpf z'samgflödt.
Daß's da Pfarra ah glaubt, dös hats gschröckt.
Und wia er furt is, moanand all:
„Heunt hat da Müllna recht amal. — —"
— Ös fahlt nöt viel af Mittanacht;
Da Müllna hat sö hoamzua gmacht
(A bissal dampfi is er schon),
Da gögnt eahm grad ban Brunn herdan
Da Lehra, der grad hoamgeht ah.
Ön Müllna reißts zan Brunn hin gah.
— „Herr — Lehra —" moant er aft ganz stad,
— „Hiatz — glaub — i's, — daß — sö — d' Erden — draht!"

Heimgärtners Tagebuch.

Ein Dichterschädel.

Wenn jemand in seinem Testamente besondere Verfügungen treffen will, etwa in bezug auf seine Leiche, auf die Art der Bestattung und dergleichen, so möge er das erst wohl bedenken. Bedenken, ob es den Angehörigen auch zugemutet werden könne, ob es mit ihrer Empfindung und Gemütsverfassung, mit ihren Mitteln und Möglichkeiten übereinstimme. Nicht etwa so, wie jener Mann in Agram, der kurz und bündig in seinem Testament die Bedingung stellte, daß man seine Leiche nach Gotha überführe und verbrenne. Diese Manipulation wurde gewissenhaft ausgeführt, aber sie verschlang die ganze Hinterlassenschaft, so daß die Witwe mit dem Kinde vor dem Aschenkruge stand — als Bettlerin.

„Wenn ich tot bin, so macht mit mir, was ihr wollt“, hörte ich einen Bauern sagen zu seinem Weibe. Im ersten Augenblick kam mir das roh vor, und doch war es das Richtige. Wer die Seinen redlich und ohne Eitelkeit lieb hat, der wird ihnen für den Fall seines Todes gar keine derartigen Vorschreibungen aufstellen (oder nur in Form von Ratschlägen), damit sie es so machen, wie's das Herz und die Verhältnisse verlangen. Das ist nicht etwa so gemeint, als solle man gar kein Testament machen. Die vorherige schriftliche Bestimmung über die Hinterlassenschaft sollte nie versäumt werden.*) Nein, hier ist die Rede von der Leiche und ihrer Bestattung. Ob einer da oder dort liegen, kirchlich oder unkirchlich begraben, einfach oder mit Pomp bestattet werden wolle. Mensch, was geht dich das an, wenn du tot bist! Da sind einzig nur die maßgebend, die dabei sind, es leisten müssen, die dafür einzustehen haben, die unter Umständen darum leiden. Das einzige, was man ihnen raten kann: Gebt mich ruhig und fromm der Mutter Erde. — Jener Dorffreigeist war in seinem Geiste so unfrei, daß er sich vor dem kirchlichen Begräbnis fürchtete und in seinem Testament ein unkirchliches verlangte. Er hatte es nicht bedacht, was seine Familie darunter zu leiden bekam von den Dorfinsassen, wie sie jahrelang verachtet wurde darob, weil der „alte Gottesleugner wie ein Hund verscharrt“ worden war. Nicht deine Rechthaberei, nicht deine Leidenschaft, nicht deine Eitelkeit soll dich überleben, wohl aber deine Liebe. Die Liebe zu den Deinigen, denen du dein Sterben und Begrabenwerden so milde als möglich machen solltest. Sie werden mit deinem Andenken tun, was sie wollen, so lasse

*) Siehe „Heimgarten“, XIX., Seite 124.

sie auch mit deinen Resten tun, was sie wollen, ihr Herz wird sie dabei am besten leiten und der Kultus, den sie deinen Manen leisten, wird ein ungezwungener und wahrer sein.

Zu diesen Bemerkungen veranlaßten mich die überaus törichten Prätensionen eines Todeskandidaten. Vor kurzem ist am Gardasee der Dichter Otto Erich Hartleben gestorben. In seinem letzten Willen fand sich folgendes: An seinem Leichnam sei der Kopf vom Rumpf zu trennen. Der Rumpf sei zu verbrennen und die Asche im Garten seiner Villa am Gardasee beizusetzen. Der Kopf sei als Rarität aufzubewahren und einer anthropologischen Sammlung einzuverleiben. So das Vermächtnis. Gegen den ersten Teil wäre nach meiner Meinung nicht viel einzuwenden, besonders wenn er die Asche in alle Winde hätte zerstreuen lassen. Denn es waren zwei Frauen da, eine rechtmäßige und eine unrechtmäßige, und die hätten sich weder am Grab noch an der Aschenurne gut miteinander vertragen. Unter solchen Verhältnissen ist das völlige Verduften und Verluften das beste. Nun aber der Kopf. Hartleben hat manches feine Gedicht und ein interessantes Schauspiel geschrieben, doch eine Rarität ist deshalb sein Kopf noch lange nicht. Um so weniger, als auch die Schädelbildung eine ganz gewöhnliche ist. Nun gut, der Mann ist Herr seines Kopfes, er kann sich ihn aufsetzen, er kann ihn verlieren, er kann ihn aber auch nach Belieben verschenken. Er kann nach seinem Tode darüber verfügen. Wenn aber die Verfügung nicht eingehalten wird? So ist weiter auch kein Kläger da. Ein toter Mann ist schwächer als eine lebendige Frau und so kommt des Dichters rechtmäßige Frau, die seit langem geschieden von ihm in Berlin lebte, und sagt: Halt! Wenn ich schon auf den Mann verzichten mußte, so will ich wenigstens seinen Kopf haben, vorausgesetzt, daß in ihm nicht mehr — die Nebenbuhlerin steckt. Es war zwar verordnet, daß der Kopf so lange in der Erde liegen müsse, bis darin und daran alles Fleischliche verwest sei. Doch so lange wollte die Frau nun nicht warten, sie kommt zur Totenfeier, nimmt die Asche mit sich und verlangt auch, den Kopf, trotzdem er noch lange nicht abgewest ist, ihr mit möglichster Beschleunigung einzuhändigen.

So wird der Dichterkopf aus seinem Behälter gehoben, einem Lazarettgehilfen übergeben, der die Fleischteile, so gut oder schlecht es geht, von den Knochen löst, das Gehirn aus dem Schädel spült, diesen dann in ein Zeitungsblatt wickelt und der trauernden Witwe überbringt.

So las man es in den Blättern. Da weder Widerruf noch Berichtigung erschien, so muß man es für wahr halten. Während der hohle Schädel gewiß mit Pietät aufbewahrt wird, liegt das ausgespülte Dichterhirn vielleicht in einer Lache am Gardasee. Und mit Recht fügt das „Neue Wiener Tagblatt" bei: Von allem Grausigen, das uns die letzten

Wochen von den Schlachtfeldern und Revolutionsherden der Welt gebracht haben, war diese Meldung vom Gardasee das Widerwärtigste.

Schillerfeier.

Ich singe das alte, unbeliebte Lied. Wir sollten weniger Dichter feiern, mehr Dichter lesen. Daß unsere Generation einen Schillertag feiert, ist verdächtig. Jeder für Poesie empfängliche Mensch sollte sein Schillerdezennium haben, diesen Dichter alle zehn Jahre einmal ganz und mit Andacht genießen. Besonders im gegenwärtigen Gedächtnisjahre lese jeder seinen Schiller. Wer ein übriges tun will, der kaufe ein zweites Exemplar und schenke es einem unbemittelten bildungsbeflissenen Menschen oder einer Volksbibliothek. Schillers sämtliche Werke sind billiger als ein bürgerliches Mittagessen für eine Person. Seit vielen Jahren schon stehen Schillers Gedichte und eine Knackwurst gleich im Preise. Aber die Deutschen hatten sich mit Vorliebe für die Knackwurst entschieden. Und eine Wurst ist durchaus nicht das richtige Festessen zur Schillerfeier!

Reformträume katholischer Priester.

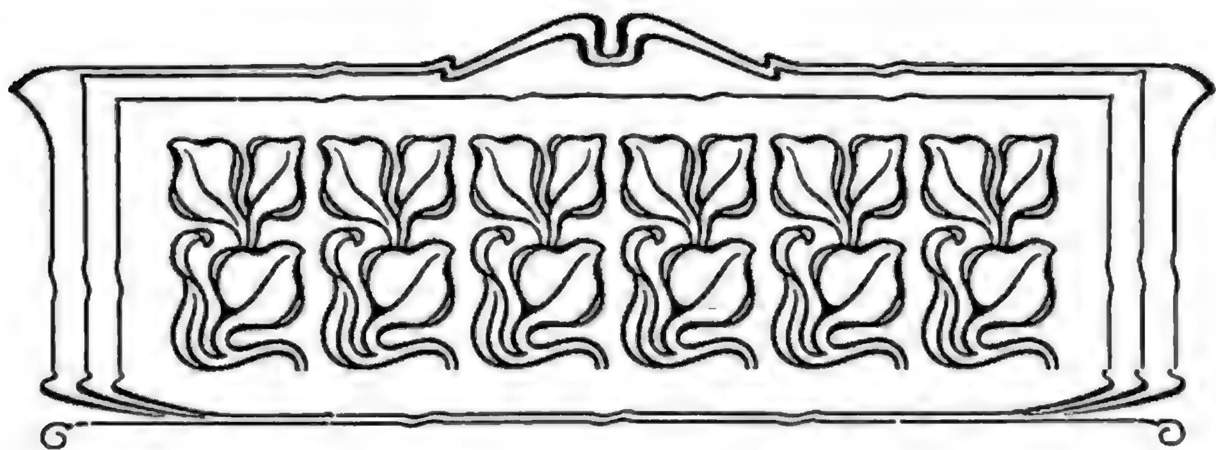
Vor kurzem war bei einer Katholikenversammlung in Wien von der Katechetenfrage in den Volksschulen die Rede. Da sollen katholische Priester, Volksschulkatecheten, bedeutsame Reformvorschläge gemacht haben. Und zwar so erfreuliche, daß sie schwer zu glauben sind.

Es wurde vorgeschlagen, daß beim Religionsunterricht das viele und dadurch törichte Auswendiglernen abkommen solle, daß man die Religion weniger in den Kopf als in das Herz prägen, also mehr aufs Gemüt wirken solle und daß man sich mehr, als bisher geschehen, ans Evangelienbuch, an biblische Auszüge halten müsse. Ferner wurde zu bedenken gegeben, ob die jetzige Behandlung, beziehungsweise Außerachtlassung der Geschlechtsfragen in den Volksschulen das Richtige sei. Daß es vielleicht besser sei, die Geschlechtsverhältnisse freimütig zu besprechen, aber nicht vom Standpunkte der Sünde aus. Alles was „Sünde" heißt, sei manchen Kindern gerade deshalb interessant. Wirksamer in pädagogischem Sinne sei es, die Krankheitsfolgen geschlechtlicher Verirrungen zu beleuchten. Dann wurde die Frage aufgeworfen, ob es gut sei, beim Religionsunterricht die ewigen Höllenstrafen zu betonen. Es gäbe schon Kinder, die offen gestehen: daß der gütige Gott so grausam sein könne, das glaube ich nicht. Warum erschafft der allwissende Gott solche Menschen, die ewig verdammt werden müssen? — Endlich wurde der Wunsch ausgesprochen, daß beim Religionsunterricht alle Ausfälle gegen andere christliche Konfessionen vermieden werden; denn derlei Ausfälle schadeten heutzutage mehr als sie nützten.

Ein Landpfarrer, der an dieser Versammlung teilnahm, sprach sich auch über die Schillerpredigten in Bremen aus, die in der evangelischen wie katholischen orthodoxen Welt jetzt so viel Aufregung verursachen. In der Miteinbeziehung großer Dichter und Denker bei Predigten und Christenlehren könne er nichts Ungebührliches finden. Es wäre vielmehr zu wünschen, daß alle großen Geister der Welt mit dem Maßstabe Christi gemessen würden. Man dürfe sich ja nicht vorstellen, daß in Bremen auf der Kanzel Schiller neben Christus gestellt werde. Es werde vielmehr Schiller unter Gottes Wort gestellt. Es werde gezeigt, was an dem Dichter christlich ist, inwiefern er von der Lehre Christi beeinflußt worden ist, inwiefern also seine Dichtungen auf uns christliche Rückwirkung haben können oder nicht. Könne man das moderne Geistesleben anziehender mit dem Geiste Christi durchsetzen? Unsere alte Predigerform sei längst leer geworden, sie wirke nicht mehr. Man müsse das alte Licht auch einmal in das neue Leben werfen. Das bedeute eine Neubelebung des Interesses an dem Christentum durch den Zeitgeist und noch mehr eine Heiligung des Zeitgeistes durch das Christentum.

Ähnliches mehr soll bei jener Katholikenversammlung in Wien gesprochen worden sein. Ich verdanke diese Mitteilungen einem geistlichen Freund, und es ist insofern kein Grund vorhanden, an ihrer Richtigkeit zu zweifeln. Ich verbuche es mit tausend Freuden.

Was die „Schillerpredigten" anbelangt, verstehe auch ich nicht die Entrüstung gegen dieselben. Bei evangelischen Predigten hat man ja seit jeher auch große Dichter und Denker zitiert, besonders aber uralte jüdische Dichter, die lange vor Christus gelebt und nichts Christliches an sich haben. Will man in den Sängern des alten Testaments denn mehr Christentum finden, als in den großen Dichtern der christlichen Zeit? Dann wäre das Erscheinen des Weltheilandes ohne Erfolg gewesen. Und erst die katholischen Predigten! Man höre einmal eine Volksmissionspredigt. Vollgepfropft von Mythen, Legenden, Anekdoten, Bonmots und Geschichten aus neuesten wie aus ältesten Zeiten. Zumeist recht weltliche Sachen, die oft nur ganz unlogisch und gewaltsam zu Christus in Beziehung gebracht werden. Man flicht derlei Dinge ein zur Bekräftigung Gottes. Warum sollte nicht auch unser Schiller, in dessen sittlicher Größe Gott sich offenbart, einen Predigtstoff abgeben können! Oder sind diese Nörgler und Eiferer so kleingläubig, daß sie fürchten, Christi Geist könnte neben Schiller verdunkelt werden? Nein, der wahre Christ ist sich dessen sicher, daß Gotteswort die Sonne ist; jeder Stern, der von ihr das Licht hat, verkündet immer aufs neue ihre Glorie.



Kleine Laube.

Das Schillerjahr und der deutsche Schulverein.

Der Mai des Jahres 1905 bringt uns zwei deutsche Feste, die einen freudigen Morgengruß an unsere Tore pochen werden. Das Schillerfest und das Deutsche Schulvereinsfest zum Gedenken des 25jährigen Bestehens dieses Vereines. Das letztere geht besonders die Deutschen in Österreich an. Der Deutsche Schulverein allein hat seit 25 Jahren mehr bei uns ausgerichtet als alles andere, was sonst versucht wurde, die Deutschen in Österreich zu schützen und zu stärken. Daß er gegen zehn Millionen Kronen für Schulzwecke ausgegeben hat — wisset ihr was das heißt? Daß der Deutsche Schulverein in vielen Tausenden von Versammlungen und Festen den deutschen Geist genährt, das deutsche Herz ermutigt, das deutsche Leben gefördert, immer wieder die Deutschen in Österreich zum Zusammenhalten, zur nationalen Opferwilligkeit ermahnt und sie zur Besinnung auf ihre staats- und kulturerhaltende Aufgabe gebracht hat — wisset ihr was das bedeutet? Das Erbe der großen deutschen Dichter und der nationalen Weiser, der Deutsche Schulverein hat es angetreten, um es in unserem Lande fruchtbar zu machen. Das große deutsche Schillerfest, dem jetzt schon Millionen Herzen entgegenbrennen, bei uns sollte es im Deutschen Schulvereinsfeste den Höhepunkt erreichen. Unter der Sonne Schillers hat dieser deutsche Seelengarten reiche Früchte getragen und unter der Sonne Schillers wird er sein Erntefest feiern.

Während gewisse Spielarten der Deutschen durch Schimpf und Geschrei das Deutschtum in unserem Lande retten wollen, vollführt der Deutsche Schulverein still in emsiger Arbeitsamkeit seine aufbauenden Taten. Seine Ziele heißen menschliche Gesittung, nationale Bildung und Freiheit. Das ist Friedrich Schillers Geist. Nimmermüde Arbeit für sein Volk, unausgesetztes Bemühen, es zu erheben und zu erleuchten, in der Jugend die heiligen Ideale zu entzünden, und freudiges Glauben an die sittliche Weltmission des Deutschen: das ist Schillers Geist. — Nun aber eins: Ich bitt euch Freunde, feiert das Festjahr nicht mit Phrasen. Jeder, dem es um unsere große Sache ernst ist, bringe ihr ein Opfer. Sei es eine persönliche Tat, sei es eine Spende, eine Stiftung, ein Vermächtnis — jeder soll in Wirklichkeit etwas leisten für sein Volk, und damit auch andere Völker sehen, wie die Deutschen Feste feiern. Im Hinblick auf die ungeheuere Gefahr, von der wir Deutsche in Österreich bedroht sind, habe ich einmal vorgeschlagen, daß jeder Deutsche, dem es um die nationale Sache ernst ist, den zehnten Teil seines Vermögens derselben widmen solle. Vielleicht hätte ich auch ein wenig handeln lassen, ich lud meine strammen Volksgenossen ein, die Frage weiter zu entwickeln. Ausgekniffen sind sie. Zwei einzige Personen, ein kleiner Beamter und ein Volksschullehrer, haben erklärt,

den zehnten Teil des Wenigen, was sie besitzen, dem Volkstum opfern zu wollen. Nach solchen Leuten, wie diese zwei, dürfte Friedrich Schiller ausblicken, wenn am 9. Mai der Huldigungszug der Deutschen mit Lorbeerkränzen und Jubelreden an seinem Denkmal vorüberziehen wird. Und Schiller wird seinen festfrohen Deutschen nachschauen, was sie vier Tage später bei dem fünfundzwanzigsten Wiegenfeste des Deutschen Schulvereines machen werden.

Möchte das Schillerjahr 1905 auch ein Jubeljahr unseres Deutschen Schulvereines sein.

Rosegger.

Ein- und Ausfälle.

Von Franz Goldhann.

Überall stinkt es nach — Leuten . . .

*
* *

Die weibliche Jugend von heute ist vergnügungs- und bleichsüchtig.

*
* *

„Die Zigarre ist meine beste Freundin," sagte Fritz und spie, nachdem er sie übermäßig genossen hatte.

*
* *

Mehr als der Wein berauscht oft das — Fleisch.

*
* *

Nacktheit ist keine Sünde, sonst hätte ja der Herrgott die Menschen angezogen erschaffen.

*
* *

Wie kann man aus Religion eine Wissenschaft machen wollen? — Wenn man es so nimmt, daß du in deinem Innern, in deiner Seele forschest, dann lasse ich's noch gelten.

*
* *

Nicht nur die Verbrecher werden von Gendarmen bewacht, sondern auch die mächtigsten Fürsten der Erde.

*
* *

Allen Menschen steht die Zeit zur Verfügung, nur bleibt dem Arbeiter wenig Zeit zum Nichtstun, den Nichtstuern wenig Zeit zur Arbeit übrig.

*
* *

Die moderne Krankheit mancher Kulturstaaten heißt: Neubildung des Kabinetts.

*
* *

Lerne das Erziehen nicht erst an deinem eigenen Kinde!

*
* *

Warum ist die „neue Welt", Amerika, so tatkräftig? — Weil nur energische, unternehmungslustige, freie Köpfe aus dem alten Europa ausgewandert und hinübergesegelt sind.

Singvögel.

Ein Traum.

Mir träumte jüngst ein eig'ner,
Ein seltsam toller Traum:
Ich stand auf einem Hügel
Im endlos dunklen Raum.

Und neben mir da sah ich
Ein uralt Männlein steh'n,
Das war so mild, so freundlich —
So schaurig anzuseh'n.

Es blickte tief ins Auge
Mit starrer Zaubermacht
Mir jener Unbekannte
Und sprach: „Nun gib wohl acht!

Ich zeige dir die Tränen
Erpreßt vom Erdenweh" —
Da quoll zu meinen Füßen
Empor ein weiter See.

„Nun zeig' ich dir die Seufzer,
In weiter Welt getan" —
Da brauste durch die Lüfte
Ein wütender Orkan.

„Und jetzo sollst du sehen
Der Erde Niedertracht" —
Da zog ein Heer von Teufeln
Vorüber durch die Nacht.

„Nun laß ich dir zum Schlusse
Der Erde Dummheit schau'n" —
Da wuchs empor ein Riese,
Mich faßte wildes Grau'n.

Und bebend sprach zu jenem
Ich angstvoll, tief betrübt:
„Nun zeig' mir doch das Gute,
Das man auf Erden übt!"

„Wohlan, du sollst es sehen" —
Erklang es neben mir,
„Doch schärfe wohl dein Auge,
Blick' hin, ich zeig' es dir!"

Da kam ein zierlich Zwerglein
Gegangen querfeldein,
Das trug in seinen Händchen
Ein Töpflein winzig klein.

Und lachend sprach der Alte:
„Sieh hin, mein Sohn, sieh hin,
Dort in dem kleinen Töpfchen —
Da liegt das Gute drin!" . . .

Er sprach's und war entschwunden
In dämmerdunkler Nacht,
Von fern klang noch sein Lachen —
Da bin ich aufgewacht.

Alfred v. Wurmb.

Frühlingssturm.

Den ersten Gruß vom Frühling
Hat heut der Sturm gebracht!
Zersplittert brach der Schneeburg Tor,
Aus Ketten sprang die Erd' empor
Und jauchzte durch die Nacht.

Aufreiß' ich meine Fenster —
Mein Lieb, o wilde Luft!
Ein Veilchen noch, dann blüht das Land.
Dann hält kein Zauber mich, kein Band,
Ich stürm' an deine Brust!

Adolf Hainschegg.

Auf stäubender Schneeflut reiten die Föhne.*)

Auf stäubender Schneeflut reiten die Föhne,
Wühlen am Wall der firnkalten Brüste
Und fallen ins Tal mit heißem Gestöhne
Trunkener, langverhaltener Lüste.

---

*) Dieses herrliche Gedicht entnehmen wir der „Deutschen Alpenzeitung".

Sie reißen dem linnenblanken Gehänge
Wütend aus wehrlos bebendem Arme
Die schlafende Schneebraut mit ins Gedränge
Gräßlichen Falls im stürzenden Schwarme.

Die Zirbel im Zausbaar duckt sich erschrocken,
Lautlos versinkt im Wirbel die Fichte,
Der bräunlichen Heimstatt warmes Verlocken
Splittert im furchtbar jüngsten Gerichte.

O bleib nur im Tal! — Die Götter der Erde
Darfst du nicht allfort kühnlich bejagen:
Es reiten auf rachedonnernder Herde
Föhne vom Berg, ... sie siegen und schlagen! —

Innsbruck. Marie Reinthaler.

Kann der Sozialdemokrat Christ sein?

Der „Türmer“ bringt einen Aufsatz von Walter Moelke: „Kirche, Religion und Sozialdemokratie,“ dem wir folgende Bemerkungen entnehmen:

Wie ich ein guter Deutscher und ein guter Christ sein kann, so kann ich auch ein begeisterter Sozialdemokrat und dabei doch überzeugter Christ sein. Ein Sozialdemokrat kann Christ sein; und umgekehrt: ein Christ kann Sozialdemokrat sein, so gut wie er Republikaner oder Kanalfreund sein und die Bilder der Sezessionisten bewundern kann. Hat er innerlich ein aufrichtiges Verhältnis zu Gott und Christus gewonnen, dann ist er Christ, ganz gleich, ob ihn die Kirche als solchen anerkennt oder nicht. Die Entscheidung, ob jemand wirklich Christ sei oder nicht, die steht Gott zu; hier hört die Kompetenz der Kirche auf.

Es hat dem Christentum keinen Abbruch getan, daß es das Kopernikanische Weltsystem, freilich nach langem Sperren und Spreizen, anerkannte. Wohl aber hat es schwersten Schaden erlitten dadurch, daß die Kirche der wissenschaftlichen Haupttat des 19. Jahrhunderts, der Darwinschen Hypothese, sich so schroff und feindlich gegenüberstellte. Nicht als ob sie die Darwinsche Vermutung von der Entstehung der Arten und des Menschen nun gleich hätte feierlichst sanktionieren sollen. Aber sie hätte sich doch strikt neutral verhalten sollen, hätte der wissenschaftlichen Überzeugung des einzelnen seine Stellung zum Darwinismus überlassen sollen. Sie hat es nicht getan und dadurch bei vielen die Anschauung wachgerufen, als handle es sich hier um ein: entweder Wissenschaft — oder Religion, und Tausende wählten die Wissenschaft. Damals blühte der Weizen des Materialismus, und seine Wald- und Wiesenprediger, die Ludwig Büchner, Karl Vogt, Jakob Moleschott, machten mit ihren Flachkopfelaboraten die Straßen unsicher, predigten staunenden Ohren im Trommetenton ihre „Barbiergesellenphilosophie“, wie der grobe Schopenhauer sagte. — Heute ist diese Begeisterung für die „erfahrungsmäßige Wissenschaft“ längst abgeflaut; man hat gesehen, daß sie keinem Jünger den Schlüssel zum Rätsel der Welt in die Hand drückt. Auch bei den Arbeitern tritt langsam Ernüchterung ein; zwar lesen sie auch heute noch vorzugsweise naturwissenschaftliche Schriften und holen sich manche Waffe daraus zum Kampf gegen das Christentum, wie sie es verstehen, aber der Hauptgrund ihrer Feindschaft gegen die Religion ist ein andrer. Er liegt in der Feindschaft gegen die Kirche und in der Verwechslung von Kirche und Religion.

Ein Römerfund in Krieglach-Alpel.

Schon im Jahre 1903 hatte Professor Stowasser die Hypothese (vorläufig muß sie so genannt werden) aufgestellt, daß Krieglach-Alpel einst eine hellenische Niederlassung gewesen sei. Auch habe der Ort ursprünglich höchst wahrscheinlich Griechela geheißen, woraus später ein gewalttätiger Deutschnationaler Krieglach gemacht hätte. Dem genannten Gelehrten war es auch beschieden, in Griechela eine Papyrusrolle aufzufinden, auf Grund derer er den Nachweis zu erbringen vermeinte, daß Roseggers bekanntes Gedicht „Därf ih s Dirndl liabn?" nichts anderes sei, als ein keckes griechisches Plagiat. Die angeblich aufgefundene griechische Urschrift wurde zugleich mit einer deutschen Übersetzung im I. Geburtstagshefte des „Heimgartens" vom 31. Juli 1903 der Öffentlichkeit übergeben.

Und nun sind wir in der Lage, ein weiteres Dokument aus vorgermanischer Zeit mitzuteilen, das den wahrscheinlichen Beweis erbringt, wie Griechela-Alpel nicht bloß eine griechische, sondern später auch eine römische Kolonie gewesen ist.

Gelegentlich des Schulhausbaues daselbst wurde die alte Alpelstraße verbreitert. Bei der Abgrabung des Berges, die zu diesem Behufe unternommen werden mußte, ist man nun auf uralte Steine gestoßen. Darunter ein an den Tag gelegter Felsblock (ungefähr fünfzehn Klafter vom Schulhause entfernt), der eine unregelmäßige Form hat, dessen der Straße zugekehrte Seite eine glatte, ursprünglich wie es scheint, geschliffene Fläche zeigt. Diese Fläche in der Ausdehnung von kaum einem Quadratmeter, zum Teile verwittert und an der oberen linken Ecke durch den Spaten eines Arbeiters leider beschädigt, trägt folgende Inschrift:

HIN TERA HVLASTA
VN HOCIA FV
XV
AS TECC.T.

Nun ist aber an dieser Inschrift das Merkwürdige, daß sie, obwohl unzweifelhaft lateinisch, schwer deutbar ist. Möglicherweise fehlt ein Teil oder einzelne Wörter sind so verwittert, daß sie nicht richtig gelesen werden können, kurz, die Gelehrten sind sich über den Text nicht ganz einig. Durch gründliche Untersuchungen, die in neuester Zeit an Ort und Stelle stattgefunden, kamen philologische Kapazitäten zu der Meinung, daß die Schrift durch Vermengung mehrerer Sprachen oder durch eine uns fremde Mundart entstellt worden sein konnte, erklärten aber die wissenschaftliche Forschung über den interessanten Römerfund damit nicht für abgeschlossen. Die optimistische Vermutung eines bekannten Archäologen, daß durch diese fragmentarische Inschrift ganze Geschichtsperioden des Altertums aufgehellt werden würden, können wir zwar kaum teilen, immerhin aber dürfte die Bedeutung des Fundes nicht zu unterschätzen sein. Vielleicht vermag einer oder der andere unserer sprach- und altertumskundigen Leser irgendwie Aufschluß zu geben. Selbst Vermutungen und sonstige Anregungen in bezug auf diese Urkunde sind der Forschung wertvoll.

Lustige Zeitung.

Student: Lieber Onkel, ich habe dir eine Mitteilung zu machen." — Onkel: „Gut, aber fasse dich so kurz wie möglich." — Student: „Dreihundert Franken!"

Erklärung. Gattin: „Du, was ist eigentlich ein Phänomen?" — Gatte: „Das ist eine Frau, mein Schatz, die mit ihrem Wirtschaftsgeld auskommt."

Neue Entfettungsmethode. Rentier: „Helfen Sie mir, Herr Doktor, von meinem Fette?" — Arzt: „Gerne, pachten Sie sich eine Jagd und schwören Sie sich, nur Selbsterlegtes zu essen."

Verlegenheit. Näherin: „Nein, was die Herrschaften für Ideen haben! Da läßt mir die Gräfin durch den Bedienten sagen, ich solle die Hemden ungesäumt säumen. Wie soll ich das denn machen?"

Druckfehler. „Dem gestern verunglückten Arbeiter mußte heute das vorletzte Bein abgenommen werden."

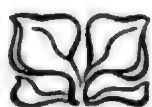
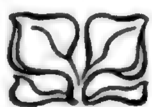
Szene in einer Krankenkasse. Verlegen den Hut zwischen den Händen drehend, tritt in das Ordinationszimmer einer Bezirkskrankenkasse, wo eben ein junger Spezialist für Augenkrankheiten ordiniert, ein altes Männlein. Der Arzt hat Eile, denn eine Menge Patienten warten noch im Vorzimmer, und tritt dem Alten mit den Worten entgegen: „Na, wo fehlt's, Alterchen?" — „Ja, das ist halt so, Herr Doktor," beginnt der Patient. „Ich bin schon dreißig Jahre Portier in der Xschen Fabrik . . ." — „Schon gut, schon gut," unterbricht ihn der Arzt, „und was wollen Sie?" — „Ja, sehen Sie, Herr Doktor, der Mensch plagt sich bei Tag ab und abends, wenn ich Zeit hab', da möcht ich doch gern wissen, was in den Zeitungen steht?" — „Aha, Sie wollen ein Paar Augengläser?" — „Ja, ja," nickte freudig der Alte. — „Also, setzen Sie sich her, so!" Der Arzt zieht mehrere Tabellen mit verschiedenen Buchstaben aus dem Kasten und hängt sie an die Wand. „Können Sie das lesen?" fragte er hierauf und zeigt auf ein „A". — „Nein," kommt es gedehnt zurück. — „Und das?" — „Auch nicht." — „Und das?" — Eine stumm verneinende Gebärde. — „Donnerwetter, Mensch, das werden Sie doch lesen können," ruft der Arzt ungeduldig und weist auf einen „Überbuchstaben" von einem „O". — „Nein, Herr Doktor." — „Ja, können Sie denn überhaupt lesen?" — „I — woher denn?" lachte der Alte. — „Ja, was brauchen Sie denn dann überhaupt Augengläser zum Zeitunglesen?" — „Ja, die braucht meine Alte, Herr Doktor, sie liest mir vor!"

Übertrieben. Die Frau des Malers stürzt ins Atelier und schreit ihm wütend zu: „Ich weiß alles, ich weiß alles!" — Er blickt sie gelassen an und entgegnet: „Ich wette, daß du nicht weißt, wann Raffael geboren wurde."

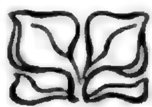
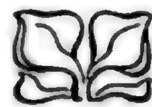
Gelehrten„deutsch"! Die „Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereines" bringt folgende Probe von Gelehrtendeutsch: Die kürzlich erschienenen „Untersuchungen zur Gegenstandstheorie" und „Psychologie" mit Unterstützung (!) des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht in Wien, herausgegeben von A. Meinong, enthalten auch einen Aufsatz von Ernst Mally: „Untersuchungen zur Gegenstands-„theorie" des Messens." Hierin heißt es Seite 136: „Jedes Wassein „koinzidiert" (!) also mit einem Wiesein vom Quale (!) seines bestimmenden Gegenstandes; und jedes Wiesein „koinzidiert" mit einem Wassein (!), dessen „Quid" (!) das „Quale" (!) des Wieseins ist." In ähnlicher Weise ist der ganze Aufsatz geschrieben. Wer mag das verstehen? Die Spitzbuben gebrauchen bekanntlich unter sich eine eigene Spitzbubensprache; wollen die Gelehrten es auch bis zu einem vollständigen Spitzbuben„deutsch" unter sich bringen?

Der König und der Maler. Eine Anekdote von König Leopold von Belgien und einem Maler erzählt die „Revue hebdomadaire": In einer Ausstellung vor zehn Jahren war dem König ein kleines Bild aufgefallen, das eine Hammelherde beim Sonnenuntergange auf einer Wiese darstellte. Er ließ den Maler rufen und sagte ihm, daß er gern das Bild erwerben möchte. Als nun die Preisfrage behandelt wurde, meinte der Landschaftsmaler mit der Miene eines Biedermannes: „Ew. Majestät werden mir einfach meine Hammel nach ihrem Fleischwert bezahlen . . .

50 Fr. das Tier ... Sind Ew. Majestät diese Bedingungen recht?" Der König warf wieder einen Blick auf die Leinwand und überschlug in Gedanken: „Es sind 10 bis 12 Schafe ... 500 bis 600 Fr. ist wirklich nicht teuer für das Bild!" Nach drei Tagen wurde die Hammelherde in das Schloß Laeken gebracht. Man zählte die Tiere, worauf der Maler auf einen Haufen kleiner weißer Punkte im Hintergrunde wies und ernsthaft sagte: „Vergessen Sie die ja nicht! ... Es sind wenigstens tausend???" „Aber ist das nicht Staub?" warf Leopold verdutzt ein. „Nein, Sire, das sind Hammel." „Ihr Wort darauf?" „Mein Ehrenwort." Und so bezahlte der König der Belgier, ohne mit der Wimper zu zucken, 50.000 Franken, während das Bild mit 1200 bis 1400 Franken reichlich bezahlt gewesen wäre.

Bücher.

Ratschläge zur Schillerfeier bringt das „Dürerblatt", das vom Dürerbunde herausgegeben wird. Praktische Arbeit will es leisten. Nach zwei Seiten hin, aber nach beiden Seiten für ästhetische Kultur. Es mahnt, den Sinn der Feier so zu gestalten, daß die sehnsuchtsstark um ästhetische, um harmonische Entwicklung ringende Persönlichkeit Schillers in den Vordergrund gelangt und dann, daß recht eindrücklich betont wird, wie sehr gerade in dem ästhetisch gerichteten, fest mit der eigenen Zeit verbundenen Ringen dieser Persönlichkeit die lebendige Bewegung individueller Gegenwartskultur ihre Vorbildung findet. Denn das gibt uns den Quellpunkt, von dem ein neuer Strom frischlebendiger Einwirkung Schillers auf die Gegenwart und ihre nächste Zukunft ausgehen könnte. Schiller als Erzieher zur willenskräftigen, in sich selbst bestimmten Persönlichkeit, als Menschenbildner — so sollte die Parole der Schillerfeier lauten. Ästhetischer Kultur dienen, aber auch — fügen wir hinzu — die ethische Seite des großen Menschen und Dichters nicht vergessen!

Renaissance. Monatsschrift für Kulturgeschichte, Religion, schöne Literatur. Herausgeber Dr. Josef Müller, München, Holzstraße 11/IV. 6. Jahrgang.

Anläßlich dieser interessanten und vortrefflichen Zeitschrift schreibt ein Reformkatholik:

„Vielfach wird über die Reformbewegung innerhalb der katholischen Kirche der Stab gebrochen, geringschätzig geurteilt, weil der Erfolg scheinbar sehr gering ist. Mir scheint ein solches Urteil nicht zutreffend. Der Erfolg ist sicher größer als man meint. Ein schöner Erfolg, den man hoch schätzen muß, liegt gewiß schon darin, daß Männer, katholische Geistliche, es wagen — trotz den drohenden schlimmen Folgen den Ruf für eine zeitgemäße Reform zu erheben. Der Ruf verhallt nicht wirkungslos. Die maßgebenden kirchlichen Kreise müssen mit dieser Bewegung, mit dieser geistigen Strömung rechnen. Der kirchliche Bureaukratismus muß sein Gebaren vielfach modifizieren. Manches muß er unterlassen, vieles dulden oder sogar befördern, was der Seelsorge sehr zustatten kommt. Es ist gar nicht möglich, den wirklichen Erfolg genau zu beurteilen. Man gründete ja keine neue Konfession, keine neue religiöse Gesellschaft. Wir bleiben Katholiken. Was mit dem Christentum nicht vereinbar, was die Wirksamkeit der Kirche beeinträchtigt, was gebildete und denkende Katholiken abstößt, was sie in den Augen ihrer Gegner mit Recht entstellt, will der „Reform-Katholizismus" beseitigen. Die Furcht vor allem, was nicht ein streng katholisches Gepräge hat, die Abschließung von jeder Berührung mit Andersgläubigen, die Scheu vor jeglicher Kritik kirchlicher Zustände macht uns förmlich in den Augen anderer zum Gespötte. Der „Reform-Katholizismus" übt unerschrocken an den eigenen kirchlichen Zuständen freimütige Kritik, so weit sie derselben bedürfen und entzieht somit den Gegnern das Recht zum Spotte.

Zu bedauern ist, daß namentlich die Laienwelt nicht mehr für die Sache tut. Die Buchhandlungen sollten für die Verbreitung der Schriften des „Reform-Katholizismus" viel mehr tun. Namentlich sollte auch die unabhängige Presse dafür einstehen. Die strengkatholische Presse nimmt — gewiß zum Schaden der Kirche — eine ablehnende Haltung ein. Man anerkennt, daß die freimütige Kritik der Presse das staatliche Leben wohltätig beeinflußt. Warum will man das nicht gelten lassen bezüglich des kirchlichen Lebens?"

In der Gewalt Jesu. Ein Jahrgang Predigten von G. Benz, Pfarrer zu Sankt Matthäus in Basel. (Basel. Friedrich Reinhardt.)

Benz ist als religiöser Schriftsteller in weitesten Kreisen bekannt und geschätzt. Seine Betrachtungen „Wohin sollen wir gehen?" und „Ein Stück eigen Land" sind in Tausenden von Exemplaren verbreitet. Aber nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Kanzelredner genießt Benz einen wohlbegründeten Ruf. Die Predigtsammlung enthält Predigten aus den Jahren 1900 bis 1905. Es liegen denselben, wie in der Schweiz üblich, frei gewählte Texte zugrunde. Sie sind in einer städtischen Arbeitergemeinde und aus Empfindungen, Eindrücken und Erfahrungen eines Pfarrers heraus gehalten, der unter der Arbeiterbevölkerung lebt; sie nehmen deshalb auch auf die Verhältnisse und Anliegen derselben Bezug. Mit Absicht sind auch die Anknüpfungen und Anspielungen auf Zeitereignisse nicht ausgemerzt. Um dem Buche eine große Verbreitung zu sichern, wurde eine Ausgabe in Lieferungen gewählt. V.

Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von D. A. H. Braasch. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Wer die Zeichen der Zeit zu deuten versteht, der erkennt, daß das religiöse Interesse in raschem Wachsen begriffen ist. Die Fragen der Kirchenpolitik und des Kultus, der theologischen Wissenschaft und besonders der religiösen Anschauung bewegen die Gemüter. Aber allerdings ist es nicht leicht, sich über die religiösen Strömungen zu orientieren, die bedeutendsten Seiten der gegenwärtigen religiösen Lage kennen zu lernen. Da leistet das Büchlein von D. Braasch die besten Dienste. Es führt in das geschichtliche Verständnis dieser Lage ein und zeigt, warum es gerade so und nicht anders aussieht, und andererseits legt es die Richtung klar, welche die künftige Entwicklung voraussichtlich einschlagen dürfte. V.

Rebellen. Ein sozialer Roman von Karl Morburger. (Wien. Moderner Verlag.)

In diesem interessanten Buche verstimmte mich der phrasenhafte Titel, der im schroffen Gegensatze zur feinen Charakteristik der Gestalten des Werkes steht. Es werden von Morburger Züricher Studentenverhältnisse geschildert, russische Emigranten und Flüchtlinge, die ihr Wissen und Können, ihr Lernen und Streben in den Dienst ihres Volkes stellen. Das Thema ist aktuell geworden; die Verhältnisse im Zarenreiche, der Aufschrei nach Reformen — alles das kann vom Fernestehenden kaum richtig verstanden werden, wenn wir nicht die treibenden Kräfte des „Volkes" kennen. Morburgers Roman gibt uns einen Einblick in das Denken und Fühlen der idealistischen Revolutionäre, und deshalb verzeihen wir dem Schriftsteller auch den stellenweise „süßlichen Ton". H. R.

Der Überkater. Roman von Joh. Rich. zur Megede. (Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.)

Das Werk ist eine Tagebücherkombination zweier Damen, eines Herrn — und eines machiavellistisch gebildeten Katers. Eine kühne Zusammenstellung, die mir gelungen erscheint. Die Stärke des Romanes liegt weniger in seiner Fabel — einer nicht gerade originellen, wenn auch spannenden Liebesgeschichte —, sondern in der klaren, tiefgehenden Charakteristik moderner Gesellschaftsmenschen, wie sie eben nur Megede geben kann. Die Schilderungen der Wüste sind unvergleichlich; wer die Wüste selbst gesehen, fühlt sich in sie mit ihrer herben Größe zurückversetzt, wer sie nicht gesehen, dem muß die Darstellung, so meine ich, das denkbar klarste Bild verschaffen, das die Feder von der Natur entwerfen kann. Sprache und Ideen sind vornehm. H. R.

Maxim Gorki ist nun auch bei den Deutschen zur bekannten Persönlichkeit geworden. In Rußland sind seine Schriften im Boudoir der Salondame so gut wie im Quartier des ärmsten Studenten oder im Stübchen des schlichten Fabrikarbeiters anzutreffen. Eine Auswahl seiner Erzählungen ist in vorzüglicher Übersetzung von August Scholz in den „Büchern der Weisheit und Schönheit" erschienen. (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer.) Der hübsch ausgestattete Band enthält zugleich einen Abriß des überaus seltsamen und bewegten Lebens des Dichters. V.

Beaumont. Von Karl Bleibtreu. Illustriert von Chr. Speyer. (Stuttgart. Karl Krabbe Verlag Erich Gußmann.)

Bleibtreu hat zur lückenlosen Vervollständigung der Serie für nötig gehalten, auch jenen interessanten Überfall bei Beaumont darzustellen, dessen Folgen die Sedankatastrophe herbeiführten. Hier bot das eigenartige Gepräge des Gefechts, die Überrumpelung der Franzosen mitten in ihrem Lager, besonderen Anlaß zu buntbewegten Bildern. V.

Sing-Sang. Gedichte von Karl Wagner. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Formgewandtheit und leichter Humor, das sind die hervorragendsten Eigenschaften dieser Sammlung. H.

Lieder Hans Ohnesterns des Gottsuchers. Von Walter Kinkel. (Leipzig. C. F. Amelangs Verlag. 1905.)

„Daß so etwas Herbes und Schönes" — schrieb ein feinsinniger Kritiker, dem das Manuskript vorgelegen — „eine so kraftvolle Predigt vom Evangelium der Tat in unserer zum Teil recht verweichlichten und unmännlichen Zeit entstehen konnte, ist mir der deutlichste Beweis, daß es trotz mancher morschen Zustände mit unserem Volkstum nicht rückwärts, sondern vorwärts geht". V.

Hört's zua a weng! Eine Auswahl ernster und heiterer Vortragsstücke in der Volksmundart. Von Leopold Hörmann. (Wien. Szelinski & Comp.) Mit farbigem Titelbilde von Karl Fahringer und dem Porträt des Verfassers.

Der Humor behält in dem Buche entschieden die Oberhand, zumal Hörmann auch dort, wo er das Charakteristische des Volkes hervorkehrt, das Leben „ernst aufzufassen und heiter wiederzugeben versteht". V.

Verpflichtung des Staates, die außereheliche Vaterschaft festzustellen. Von Fritz Reininghaus. (Zürich. Orell Füßli. 1905.)

Dieses tapfer für eines der wichtigsten Menschenrechte eintretende Schriftchen, das sich besonders an die Schweizer wendet, wäre auch unseren Gesetzgebern angelegentlichst zu empfehlen. Es fordert nichts geringeres, als daß ein uneheliches Kind den Namen seines außerehelichen Vaters erhalte. M.

Das bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinende volkstümliche Prachtwerk **„Die Tiere der Erde"** von Professor W. Marshall ist mit der soeben erfolgten Ausgabe der Lieferungen 45 bis 50 komplett geworden und wird mit den drei stattlichen Bänden, in die es zerfällt, jeder deutschen Hausbibliothek zur Zierde gereichen. Der Verfasser, bekanntlich einer der ersten Fachmänner auf dem Gebiete der Zoologie, hat in seiner Arbeit mit seltenem Feingefühl die Forderungen der Wissenschaft und des belehrungsbedürftigen Laien zugleich zu befriedigen verstanden; die Darstellung ist ebenso exakt und gediegen wie lebendig und anregend, so daß man „Die Tiere der Erde" als das Muster eines modernen populärwissenschaftlichen Werkes bezeichnen darf. Was dieser Tierkunde aber noch einen weiteren besonderen Wert verleiht, ist das reiche, über 1200 Abbildungen und 25 farbige Tafeln umfassende Illustrationsmaterial, das ausschließlich auf Naturaufnahmen beruht und die ganze Fauna der Erde in denkbar größter Anschaulichkeit und Lebenswahrheit vorführt. V.

Büchereinlauf.

Das Lebenswunder. Eine göttliche Komödie in fünf Aufzügen von Emmerich Eiben. (Dresden. Otto Schuhknecht. 1904.)

Küß' mich! Schwank in einem Aufzug von E. Eiben. (Dresden. Radebeul. Deutscher Originalverlag.)

Ein Stück Leben. Schauspiel in zwei Aufzügen von Karl Oscar. (Leipzig. Oswald Mutze. 1905.)

Der Freihof. Schauspiel in vier Aufzügen von Josef Schmid-Braunfels. (Wien. Verlag „Neue Bahnen". 1904.)

Aus dem Reiche der Leiden. Einakterzyklus von Fritz Hellmuth. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Wir alle. Nach dem allegorischen Schauspiele „Everyman" aus dem Englischen von Wilhelm v. Gunrard. (Leipzig. Kurt Wigand. 1905.)

Lust- und Schauspiele. Von Conimor. Erster Band. (Wien. J. Eisenstein u. Ko. 1905.)

Ein Liebeswunder. Von Gustav Adolf Müller. (Leipzig. G. Müller-Mannsche Verlagsbuchhandlung.)

Schiller-Gedenkbuch. Von Paul Risch. Schiller und sein Leben und Wirken. Unter der Schillerlinde. Festspiel zur Schillerfeier. (Berlin. Paul Kittel. 1905.)

Goethe und Schiller im Werden der Kraft. Von Julius Burggraf. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Ut mine Stromtid. Von Fritz Reuter. Hochdeutsche Ausgabe von O. Heidemüller. (Wismar. Hinstorffsche Verlagshandlung. 1905.)

Gedichte in Vers und Prosa. Von Paul Kunad. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Luise, Gräfin von Montignoso, ehemalige Kronprinzessin von Sachsen, als Dichterin. (Leipzig. Deutscher Volksverlag.)

Plato. Ein populärwissenschaftlicher Vortrag von A. Riehl. (Halle a. d. S. Max Niemeyer. 1905.)

Richard Wagner. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Wien von Guido Adler. (Leipzig. Breitkopf u. Härtel. 1904.)

Don Quixote und sein Dichter. Eine Einführung von Dr. Benno Diederich. (Stuttgart. Robert Lutz. 1905.)

Karl Hauptmanns „Bergschmiede". Ein Wort zur Einführung und Einstellung von Georg Muschner. (München. Georg D. W. Callwey. 1905.)

Geschichte des deutschen Romans. Von Dr. Hellmut Mielke. (Leipzig. G. J. Göschen'scher Verlag. 1904.)

Das Deutsche Reich als Nationalstaat. Von Ernst Hasse. (München. J. F. Lehmanns Verlag.)

Imago-Picta. Eine farbige figürliche Formenfolge von J. P. Krawutschek. (Zürich. Kreutzmann.)

Was sagt die heilige Schrift über die Hölle? (Elberfeld. Verlag der Wachtturm-bibel- und Traktatgesellschaft.)

Heimgefunden. Geschichte eines Menschenkindes, nach einem alten Originalberichte dem christlichen Hause erzählt und ausgelegt von Nathanael Jünger. (Dresden. C. Ludwig Ungelenk. 1905.)

Die Lösung der sozialen Frage durch die Boden- und Geldreform. Von Prof. Aug. Rohling. (Wien. Verlag des Bildungs- und Geselligkeitsvereines „Gesunde Menschen“. 1905.)

Das Elend des deutschen Bauernstandes. Seine Rettung von dem drohenden Untergang und Das sichere Ende aller Not. „Der einzig mögliche, unfehlbare Weg zur Befreiung des Bauernstandes von seiner drückenden Verschuldung, von Bodenzins, Staatssteuern, Gemeinde- und Armenumlagen, Kreis- und Distriktsumlagen, Real- und Komplexlasten aller Art und zu Wohlstand und Glück für alle.“ Von Werner Stauffacher. (Weißenburg i. B. Gustav Stegersche Buchhandlung.)

Deutschösterreichische Literaturgeschichte. Herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. Lieferung 27 des ganzen Werkes. Lieferung 10 des Schlußbandes. (Wien. Karl Fromme. 1905.)

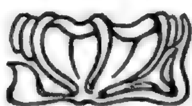
Heut' wird 's Geld am Schädel g'haut. Marschlied von Rudolf Kronegger. (Wien. Karl Mück.)

Der Säemann. Monatsschrift für pädagogische Reform. Herausgegeben von der Hamburger Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung.

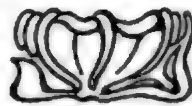
Jugendblätter. Gegründet von Isabella Braun. 51. Jahrgang. (München. Verlag der Jugendblätter.)

Häusliche Selbsthilfe. 400 erprobte und bewährte Rezepte und Ratschläge von Gabriele Berg und Johanna Titus. (Berlin. Th. Hoffmann.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam“ Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten“.



* Der Dilettantenzudrang zu den Redaktionen steigert sich von Jahr zu Jahr und ist eine wahre Kalamität geworden. Vielerorts sinnt man nach Abhilfe von dieser Plage. Abweisende Notizen erfüllen ihren Zweck nicht; wirkliche Talente lassen sich abschrecken, hingegen glaubt jeder Stümper, weil die Menge zurückgescheucht, würde er um so leichter ankommen und schickt tapfer ein. In Deutschland glaubt jetzt jeder, der schreiben kann, schreiben zu können, schriftstellern und dichten zu können; und so hat der Dilettantismus die Literatur nahezu erstickt.

C. R., Pilsen. Aus Gefälligkeit abgedruckt. Soll nicht wieder geschehen.

M. D., Graz; J. H., Brünn; A. M. und **S. S. O., Wien.** Ungelesen ins Verlagsmagazin gelegt.

* **Für die Kalhreiner Kirche.** Verbuchen hier den Empfang von 2 K aus Berlin unter „Wenig, aber herzlich“.

J. D., Graz. Keine Spur, daß im „Heimgarten“ Nr. 5 sich etwas auf Sie oder eine andere bestimmte Person bezieht.

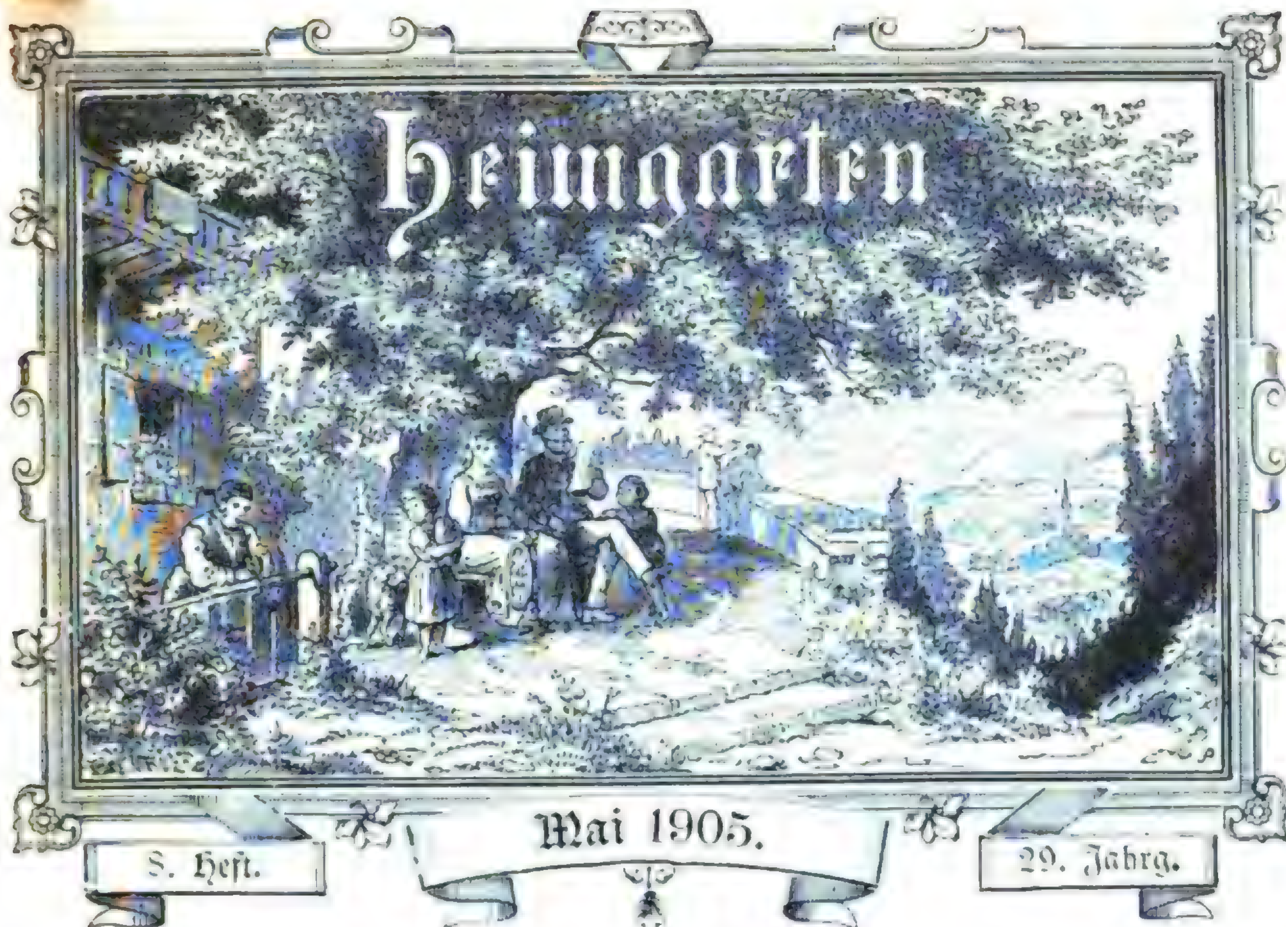
L. L., Wien. Im Menschen die Seele und ihre immerwährende Ichheit endgiltig nachzuweisen, das wird nicht Sache der Philosophie, sondern der Naturwissenschaft sein.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. März 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Böck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.




Den Gefilden des Frühlings
Sang ich Lieder — —
Und, der unglücklichen Freundin
Dir! tiefer Ruhe im Grabe!
Und deiner sanften Schwester;
Der blassen Schwermut,
Die ich Gefährtin nenne,
Seit meinen denkenden Tagen. —

Aber heute führte mich
Ein leuchtender Genius — —
Schön und stolz — —
Kühn und hehr — —
Wie mir noch keiner erschien,
Aus den Gefilden des Frühlings,
Aus den Zypressen der Schwermut.

Ich bebe, da mein Blick
Seinem großen Winke folgt,
Und den Lichtpfad siehet,
Den auf zu Dir
Wallen soll mein leises Lied.
Ich stehe
Wie der Schwache am Felsengange
Der zu Höhen führt,
Wo unsterbliches Wehen
Ihm die seligen Gefilde verkünden.

Hoch schlägt sein Herz — —
Heißes Verlangen nach oben! — —
Freundlich und stärkend neigt sich zu mir
Die hohe Gestalt
Die meine ersten Schritte zu dir geleitet,
Lispelnd mir traulich:
Singe das Lied dem Großen!

Siehe, der Wandrer im tiefen Tale
Singet
Dem hoch über ihm aufgegangenen
Schönen Gestirne,
Dessen Strahlen ihm
Auch in der Ferne des Tals glänzen,
Sein leises Lied —
Richtet seinen Blick in die leuchtende Höhe,
Vergißt die schwindelnde Tiefe
Und denkt nicht mehr
Der Finsternis seines Ganges.
Schwebe denn auf, mein Lied!
Dem Manne,
Dessen Strahlengang meine Seele erquickt!
Töne ihm innigen Dank!
Für jeden Schauder,
Den seine unsterblichen Gesänge über mich strömten —

Flüstre ihm leiser,
Daß ich ihn liebe.

E. Albrecht.

Friedrich Schiller.

Der Todestag eines Unsterblichen gibt keine Ursache zur Trauer. Er ist vielmehr ein Wiegenfest und ein Ostertag. Eine Wiedergeburt des Geistes, der frei wird, verklärt wird, der ein Führer, der nun erst ein Schutzgeist wird für die Menschheit.

Was bedeutet das persönliche Leben des schlichten Professors zu Jena und Weimar? Es hat kaum 46 Jahre gewährt, was ist es im Vergleich zur geistigen Unsterblichkeit, die nun die ganze Welt durchleuchtet und die wir — Friedrich Schiller nennen!

Der arme Feldscheersohn aus Schwaben, den die Natur weder mit besonderer Schönheit noch Gesundheit begabt hat, der sich um seine schon in der Jugend aufstrebende Persönlichkeit zu wehren hat gegen einen gewalttätigen Landesherrn, der aus der Heimat fliehen muß, um in der Fremde Schutz für sich und Förderung seiner ersten Dichtungen zu

finden, der von einem nordischen Fürsten ein Gnadengehalt annehmen muß, um leben und sich seinen dichterischen Arbeiten hingeben zu können — das erweckt ja nur unser Mitleid. Wie viele werden sich lustig gemacht haben über — „das verkannte Genie!" Als jedoch seine Dichtungen immer glühender und reiner — wie Gottesfunken — aus seinem Haupte sprangen, da hat er am Herzogshofe zu Weimar zwei mächtige Freunde gefunden: den edlen Herzog Karl August und Wolfgang Goethe. Merkwürdig genug, daß es Fürsten waren, die diesen demokratischen Freiheitsstürmer in seinem Streben schützten und unterstützten. — Nun war Schiller geborgen, nun bekam er Rang und Würden, die wohl nicht ihn erhoben, sondern die er erhob. Nun konnte seine wunderbare Seele sich frei und rein entfalten.

Der große Dichter muß vor allem ein großer Mensch sein. Sonst bleiben seine Ideale hohl. Die Dichtungen mögen noch so formenschön und geistreich sein, sie wirken nicht nachhaltig, weil ihnen die innere Wahrheit, die sittliche Seele fehlt, ohne die es nach meiner Meinung auch keine Schönheit geben kann. Die vollkommene Form des Guten, das ist die Schönheit. Nach den Berichten jener, die Schiller persönlich gekannt haben, war er die edelste, vornehmste Charaktergestalt, die je auf dem deutschen Parnaß gestanden. Seine Gestalt entsprach zwar nicht dem Ideal eines Dichterheros. Der schlanke Körper war ein wenig nach vorne geneigt, sein langes üppiges Haar war rötlich und sein Gesicht mit Sommersprossen besäet. Und der Mann, der den Deutschen die schönste Sprache gab, konnte keinen Satz rein hochdeutsch sprechen; die gemütliche schwäbische Mundart hat er an der Universität zu Jena wie am Hofe zu Weimar gesprochen sein Lebtag lang. Um so erhabener und herrlicher sprach sein Auge — dieses blaue Auge mit dem göttlichen Feuer. Sein Herz war so groß als sein Geist. Voll ernster Hingabe für alles Wahre und Schöne, voll Begeisterung für das Hohe und Heilige, aber auch voll Haß gegen alles Ungerechte und Falsche. Im Umgange zutraulich und offen, redlich und ohne Zwiespalt in Wort und Wirken. Sein Leben war so einfach, wie etwa das eines schlichten Bürgerschullehrers von heute. Zu jedermann freundlich und ohne Stolz, keine würdevolle Zurückhaltung, niemals eine selbstgefällige Hervorkehrung seines Ranges, seiner Überlegenheit. Ein heiterer Gesellschafter, ein grundverläßlicher Freund, ein schweigsamer Dulder im Leide. — So wird uns der Mann geschildert, den das deutsche Volk zu seinem Lieblinge gemacht hat und den es auch zu seinem Vorbilde machen möge.

Am 9. Mai 1805 abends um die sechste Stunde wird es hundert Jahre, seit der Professor und Hofrat zu Weimar gestorben ist. Friedrich Schiller aber lebt und ist bei uns in dieser festlichen Zeit, nicht als

einer, der persönlich gefeiert werden will, sondern als einer, der gemeinsam mit uns die Ideale des Guten und des Schönen feiert.

Als im Jahre 1859 Friedrich Schillers hundertster Geburtstag begangen wurde, da hat es sich zum erstenmal elementar gezeigt, wie tief dieser Dichter im Herzen der Deutschen wurzelt, wie treibend und fruchtend in der sittlichen und nationalen Entwicklung dieses Volkes er geworden ist. Und der Schillertag dieses Jahres — man merkt es überall — erfüllt die Zeit und die Welt weitum mit seinem Geiste.

Als ich einst, ein Kind, halb zufällig und unbewußt in das unsicher dämmernde Geistesleben des steirischen Bauerndorfes eingetreten, was fand ich vor? Friedrich Schiller. Jeder, der lesen konnte, wußte von Schiller. Und wo einmal — selten genug kam es ja vor — von Dichtern und Gedichten die Rede war, da fiel das Wort: Schiller. Er war der Begriff für Dichter überhaupt. Nur wenige Gedichte von ihm waren bekannt. Bestimmt erinnere ich mich bloß des Liedes „An den Frühling", das in irgend einem Büchlein stand und von Kindern auswendig gelernt worden war. Sie leierten es nur so herab, wußten kaum, was sie sagten, aber der Rhythmus, bei dem es sich so munter hopsen ließ, gefiel ihnen. Freilich, der Dichter war ihnen gleichgiltiger, als das Gedicht. Übrigens, daß Schiller ein großer Dichter ist, das stand fest und war selbstverständlich. Man nahm es hin, wie das Blühen im Mai. Wann ich Schillers Bildnis das erstemal gesehen, ist mir nicht erinnerlich, aber es war mir wie ein von Ewigkeit her bekanntes Gesicht — das ist Schiller, so sieht er aus und nicht anders kann er aussehen. Und schwer ist uns Deutschen eine Zeit denkbar, die das Lied von der Glocke nicht gehabt haben soll. Wenn man nachdenkt, wie es kommt, daß gerade dieser Dichter das Tiefste und Eigenste der deutschen Seele wachgerufen hat, um sie mit demselben ganz zu erfüllen und zu sättigen, so fällt einem ein Riesenbaum ein, dessen Wurzeln weitum aus dem Erdreiche Kraft und Saft ziehen, um sie als herrliche Blüte, als köstliche Frucht zutage zu fördern. Aus dunklen Tiefen des Volkes ist es genommen und in lichten Höhen dem Volke ist es gegeben.

Als Handwerker schon habe ich die „Räuber" gelesen. Siehe, da ist ja alles drin, was die Ahne oder der alte Knecht Markus in langen Winterabenden erzählt hatte von edlen Räubern, die den Reichen das Geld wegnehmen, um es den Armen zu schenken, die den Heuchler entlarven und arme Sünder zu Gnaden aufnehmen, die in wilder Leidenschaft ihre Seele dem Teufel verkaufen, um dieselbe mit dem eigenen Blute wieder zurückzugewinnen. Es ist auffallend, wie im Bauernvolke die Räubersage mit der Faustsage sich verschlingt und wie es gerade in diesen Gestalten seine Hoffnung und seinen Glauben an die Rettung der verlorenen Menschenseele bekennt. Wenn die Volksseele einmal zu fliegen anhebt,

dann fliegt sie hoch und tut es mit mächtig pathetischen Flügelschlägen. Daher ist Schiller ihr Mann. Und das Rauschen des Schillerschen Flügelschlages vor allem ist es gewesen, das auch mich in meiner Kindheit so sehr zu ihm gezogen hat.

Später in der Stadtschule hatte der Lehrer mir zur Gedächtnisübung aufgetragen, das Lied von der Glocke auswendig zu lernen. Noch heute kommen mir in der Umgebung von Graz jene Wald- und Wiesenwege heilig vor, auf denen ich beim Auswendiglernen der Dichtung hin- und hergegangen war. Es waren wahre Stunden der Andacht. Und doch hatte ich zur Zeit das Gedicht noch nicht einmal ganz verstanden. Erst im Laufe der Jahre, als ich das Lied von der Glocke fast in allen Teilen persönlich selbst erlebt hatte, wurde mir schon aus diesem einen Gedichte heraus recht bewußt, was das heißt: Friedrich Schiller!

Sachte trug er mich empor von Dichtung zu Dichtung, die ich, geizend mit diesen Schätzen, nur in besonderen Feierstunden las. Trug mich empor bis zur höchsten Höhe, deren mein volks- und freiheitsfrohes Herz fähig ist — bis zu Wilhelm Tell.

Dieses einzigartige Bauerndrama der Deutschen ward mir eine Offenbarung, noch ehe ich unter einer sehr langsamen Entwicklung seine volle Größe sah. Die wunderbaren Gedanken im Texte, die kein Menschheitslehrer tiefer fassen, die Musik der Sprache, die kein Künstler packender wiedergeben kann, hatten mir's angetan, noch lange bevor ich die Erhabenheit dieses gewaltigen Freiheitssanges eigentlich recht empfand. Beim ersten Lesen war mir alles bloß selbstverständlich. Der Märchenidealismus des Bauernknaben mußte weite Strecken durch eine banale und niedrige Welt wandern, bis er den richtigen Maßstab fand für die Größe der Heimatsluft, der Freiheitsliebe, der Treue und des Opfermutes, dargestellt in Wilhelm Tell.

Im Laufe meiner Heranbildung hatten sich allerlei Kritiker, Fehlerschnürfler und Ausleger zwischen mich und Wilhelm Tell drängen wollen. Solche Leute haben mir nur allzuoft an Kunstwerken das Schönste weggeschulmeistert. Die weisen Herren, die es immer so gut wissen, wie man es besser machen kann, ohne es uns auch nur einmal praktisch zu zeigen, ich schob sie höflich bei Seite. Mir war Friedrich Schiller gut genug. Allerdings, einmal kam auch mir eine Zeit, da ich eine Umformung von Wilhelm Tell nicht bloß wünschte, sondern auch versuchte. Wohl nicht, um ihn besser zu machen, als vielmehr, um ihn dem Volksverständnisse anzubequemen. In der Literatur war der „Naturalismus“ aufgestanden. Die Leute in der Dichtung mußten nicht bloß den Rock ihres Standes genau mit allen seinen Nähten, Knöpfen, Falten und Flicken tragen, sondern auch die Sprache ihres Kreises, ihres Wohnortes unter Umständen stottern, lallen oder gröhlen. Nun

aber sprechen in Wilhelm Tell die Schweizer Bauern ein Hochdeutsch, wie so schön noch kein Professor der Erde eines gesprochen hat. Sollte man das, wenigstens für die Volksbühnenaufführung nicht ändern? Sollte man den Tell und den Stauffacher und den Walter Fürst und die anderen nicht das Schwizer-Dütsch sprechen lassen? Oder für die Aufführungen in Süddeutschland ihre Sprache ins Oberbaierische übersetzen? So wie ja jedes Volk das Recht hat, die großen Menschheitsdichtungen in seine Sprache zu übertragen. Dann erst wären es die richtigen Bauern und müßten auf der modernen Bühne einen gewaltigen Effekt erzielen. Ich versuchte es bei Tell also mit unserer Bauernredensart. Kam aber nicht gar weit. Nein, das ging nicht. An einzelnen Personen und Stellen nahm sich die Volksmundart recht natürlich und possierlich aus; aber als es, besonders bei Attinghausen, Melchthal, Rudenz und Tell darauf ankam, Schillers einzig herrliches Pathos zu brechen, da verzagte ich. Es wäre ein Frevel, diese Sprache in die Niederung des gewöhnlichen Lebens herabzudrücken. Den Gedankengehalt würde man ja meist zur Not, wenn auch gar banal wiedergeben können, nicht so aber die Stimmung, die Begeisterung, die aus der Sprache Musik macht und uns ins höchste, reinste Menschentum emporreißt. Da habe ich die Feder hingelegt und mir gedacht: Preisen wir uns glücklich, daß der Dichter für die Empfindungen der Volksseele den höchst vollendeten Ausdruck gefunden und ziehen wir nicht in den Staub, was er in den heiligen Äther gehoben hat. Da begann ich mich zu schämen und habe der Büste Schillers, die in meiner Stube steht, längere Zeit nicht ins Gesicht zu blicken gewagt. Ja, das mögen sich alle merken, die da glauben, mit der Verdichtung des Alltäglichen und Gemeinen zur naturalistischen Plastik habe der Dichter das Seine getan.

Auf Erden ist ein großer, fast ununterbrochener Werktag geworden. Menschenleib und -Geist brauchen sich auf in Arbeit und Habsucht, in Genuß und Ehrgeiz. Das Herz ist einsam geworden. Es verlangt zeitweilig heiß nach einem feierlichen Hochschwung, sei es in der Religion, sei es in Kunst und Dichtung. Darum auch unsere unlöschbare Liebe zu Friedrich Schiller. Und geradezu leidenschaftlich ist diese Liebe geworden in einer Zeit, da das, was man doch ganz unrichtig den Naturalismus nennt, uns so niederträchtig beschmutzen wollte, beschmutzt hat. Auch Schiller ist bei der Natur geblieben, aber er hat sie geadelt. Er ist selbst der Gemeinheit, der Roheit, dem Zynismus nicht aus dem Wege gegangen, wie besonders die Räuber, Kabale und Liebe und manch anderes zeigen, aber er hat diese Mächte gebändigt und durch das Große und Schöne überwunden. Er ist aus Nacht und Staub zur reinsten Klarheit emporgestiegen, als einer der Halbgötter, die der Menschheit den Weg weisen.

Es gibt Leute — und unter den deutschen Kritikern recht viele — die sich eine Wesenheit an sich nicht vorstellen können, die ganz handwerksmäßig eine Persönlichkeit an einer anderen messen müssen, um zu wissen, wie sie darüber zu urteilen haben. Wenn diese Deutschen nur einen einzigen Dichter hätten, sie wüßten mit ihm nichts anzufangen, sie könnten nicht sagen, ob er „groß“ oder „klein“ ist, und er hätte für sie somit weiter kein Inseresse. Sie messen die Poesie mit dem Zollstab. Und so ist der Streit heute noch nicht ausgetragen, wer größer sei, Schiller oder Goethe. Nein, wer die Dichtung so beurteilt, der verdient keinen Dichter. Die Bedeutung eines Dichters ist gar keine an sich feststehende, über diese Bedeutung entscheidet die Wirkung des Dichters auf seine Leser oder Zuhörer. Je nach dem Alter, dem Bildungsgrade, dem Gemüte, der Erfahrung, dem Zeitgeiste u. s. w. wirkt der Dichter verschieden; gleichwohl das Große ewig groß bleibt. Goethe wirkt mehr auf den feineren, Schiller auf den größeren Teil des Volkes. Goethe ist mehr für gewordene, Schiller für werdende Menschen. Durch letztere wird der Einfluß auf das Ganze größer sein können.

Einmal saß ich mit Freunden im Kaffeehause und es war davon die Rede, welcher der beiden Dichter im Volke populärer sei. Es ihrer, die meinten Goethe müsse es sein, weil er alle Kreise des Lebens und alle Tiefen der Menschenseele ergründet und behandelt habe. Da ließ ein anderer den Zweifel laut werden, ob zum Beispiel unsere Kaffeehausaufwärter Goethe überhaupt dem Namen nach kennten. Gut, eine Probe. Zuerst wurde der ältere gefragt. „Goethe?“ antwortete er nachdenklich. „Ist schon seit längerer Zeit nicht mehr dagewesen.“ — Der jüngere Aufwärter war weiter. Als wir auch den fragten: „Sagen Sie mal, junger Freund, kennen Sie Goethe?“ antwortete er rasch: „Ja, mein Herr.“ — „Wer war denn das?“ — „Ein Dichter.“ — „Schön, und was hat er denn gedichtet?“ Der Junge dachte ein wenig nach und sagte: „Schillers Glocke.“

Wir hatten von diesen Kaffeehausdienern mehr gelernt, als sie von uns. Wir hatten gelernt, daß in diesen Kreisen mit Namen überhaupt nichts zu machen ist und daß jedenfalls Schillers Dichtung im Volke tiefer sitzt, als Goethes Name. Dem Volke unbewußt, möchte ich sagen, pulsieren beide Dichter im deutschen Blute. Sie werden pulsieren und treiben, wenn längst die Werke großer Fürsten und Staatsmänner vergangen sind. Das ist die unvergängliche Gewalt des Geistes. Des echten, lebendigen Geistes, der in Tat und Gestalt, in Fleisch und Blut übergehen kann.

Vielen erscheint es auf den ersten Blick, als wolle Schiller vor allem Künstler sein. Sein Lebtag, vom achtzehnten Jahre an, als er

die Räuber schrieb, bis zum letzten Lebensjahre, in dem Wilhelm Tell vollendet ward, sehen wir den Dichter bemüht um das Theater. Als ob er ein Theatermensch gewesen wäre etwa in dem Sinne der Ergötzung, des Ehrgeizes oder gar des Gelderwerbes? Wie unmöglich! Er wandte sich der Bühne deshalb zu, weil sie der Dichtung die höchste Vollendung gestattet, vor allem aber, weil er in ihr das beste Mittel sah, seine Lehre ins Volk zu bringen.

Seine Lehre? Ja. Ich glaube, Schiller fühlte sich als Lehrer, Prophet und Richter seines Volkes. Er deckte die Abgründe der Verworfenheit auf und wies die Ziele der höchsten Gesittung. Seine glühende Empörung gegen die Niedertracht — es entstanden die Räuber, Kabale und Liebe. Sein Warnen vor den Irrlichtern in des Menschen Brust — es entstanden die Braut von Messina, Wallenstein. Sein leidenschaftlicher Hang nach Menschenwürde, sein gewaltiger Befreiungsdrang — und es entstanden Don Karlos, Wilhelm Tell. Lehren höchster Menschenkultur sprechen zu uns in den Gedichten: Die Glocke, Der Spaziergang, An die Freude, Würde der Frauen, Die Künstler. Ach, man müßte ja alle zählen. Für jedes große Wort, das er zu sagen hatte, wählte er eine große Form, in der es unvergänglich bleibt. Die Kunst war ihm nicht Selbstzweck, wie den verweichlichten Schöngeistern unserer Zeit, sie war nur ein gefälliges Kleid für das Ernste und Erhabene, das er zu sagen hatte. Zu sagen für alle Zeiten. Jetzt ist das dritte Jahrhundert, in dem der Name Schiller klingt. Und ist es nicht, als ob er ganz besonders zum gegenwärtigen Geschlechte spräche? — Heute das wahnsinnige Jagen nach Geld, Glanz und Genuß; dann die Verzweiflung, wenn's mißlingt oder das Erworbene zugrunde geht. Was sagt Schiller? „Nicht an die Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren. Wer besitzt, der lerne verlieren, wer im Glück ist, der lerne den Schmerz." — Heute die Flucht vor dem Landleben in das wilde, ruhelose Treiben der Städte, wo die meisten an Seele und Leib vorzeitig verkommen müssen. Und Schiller: „Wohl dem! Selig muß ich ihn preisen, der in der Stille der ländlichen Flur, fern von des Lebens verworrenen Kreisen kindlich liegt an der Brust der Natur!" — Heute, wie leichtsinnig wird der Scholle vergessen, die Heimat verlassen, um irgendwo in der Fremde Geld und Gut zu erwerben. Wo es mir gut geht, da bin ich daheim! sagen sie. Und Schiller: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen. Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!" — Und wer ist es, der uns den um die nationalen Güter Ringenden zuruft: „Seid einig, einig, einig!" — Heute das leichtsinnige Schließen von Ehen, ohne Rücksicht auf persönliche Harmonie, meist nur praktischer Vorteile wegen. Und Schiller: „O prüfe, wer sich

ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet; der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang!" Und den Verzagten, den Mutlosen und Trostlosen, deren es heutzutage mehr gibt als je, jauchzt der Dichter zu: „Froh, wie seine Sonnen fliegen durch des Himmels weiten Plan, wandelt, Brüder, eure Bahn, freudig, wie ein Held zum Siegen!" Zu den Materialisten, die in der Welt nur den Zufall, in dem Menschen nur das Tier sehen, spricht Schiller: „Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt, wie auch der menschliche wanke; hoch über der Zeit und dem Raume webt lebendig der höchste Gedanke!" — Heute der heftige Kampf um gesellschaftliche Gleichheit, der Neid gegen die Reichen und Mächtigen. Aber Schiller mahnt: „Ungleich verteilt sind des Lebens Güter unter der Menschen flüchtigem Geschlecht; aber die Natur ist ewig gerecht. Uns verlieh sie das Mark und die Fülle, jenen ward der gewaltige Wille — sie führen aus, was dem Herzen gelüstet, füllen die Erde mit mächtigem Schall. Aber hinter den großen Höhen folgt auch der tiefe, der donnernde Fall!" Und allen, die da rücksichtslos gegen die Mitmenschen, oft sogar über die Leichen derselben hinweg nach einem reichen, genußvollen Leben jagen, ruft der Dichter zu: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld!"

So ließen sich zahllose Lehren und Mahnrufe anführen, die an ihrer Stelle in der Dichtung oft noch einen viel tieferen Sinn haben und die doch ganz wie in unsere Zeit hereingerufen sind. Seit hundert Jahren und länger keimt und reift Schillers Wort im Herzen des deutschen Volkes und seine Früchte sind offenbar.

Könnte man in die geheimsten Abgründe der Ursachen und Wirkungen steigen! Wenn Friedrich Schiller nicht gewesen wäre, die Deutschen hätten heute vielleicht eine andere Gemütskultur und das Reich hätte eine andere Form. Wäre ohne diesen wie Sonnenglut alles durchdringenden Feuergeist das Volk reif gewesen für die Befreiungskriege, für die Kulturkämpfe, endlich für Bismarck und Moltke? Goethe mag dem deutschen Geiste eine bestimmte, erhöhte Richtung gegeben haben, Schiller ist ein Haupturheber deutscher Taten. An dem deutschen Siege hat Schiller gewiß einen großen Anteil gehabt, mittelbar natürlich, wie alle Urgründe wirken.

Die Menge hat es vielleicht nicht begriffen, wohl aber geahnt und das deutsche Volk von den höchsten bis zu den niedrigsten Schichten empfindet es: Ich gab ihm mein Blut, er gab mir seinen Geist. — Es ist was Großes um den Dichter, der aus der Seele seines Volkes die halb unbewußten, unklaren Stimmungen und Ahnungen, Empfindungen und Sehnsuchten in sich aufnimmt, sie verdichtet und gestaltet und sie dann wie eine selbständige Wesenheit wieder hinstellt vor das Volk, auf daß dieses sehe, was es ist, will und kann. Zuerst wird die Dichtung

fruchtbar im einzelnen, dann in der Familie, dann wirkt sie bestimmend mit zur Weiterentwicklung der Gesellschaft und des Staates. Was hat Homer für Griechenland bedeutet, Dante für Italien, Shakespeare für England, Rousseau für Frankreich? Was bedeuten für das deutsche Volk Goethe und Schiller! — Und was bedeuten alle zusammen für die Menschheit?

Ja, wunderbar ist es, wie die sichtbarsten Dichter aller Zeiten und unterschiedlichster Stämme, sie mögen noch so fest auf ihrer Scholle, in ihrem Volke wurzeln, beseelt sind von dem großen Gemeinsamen, das die Menschen immer näher zusammen und immer höher emporführt. Sie sind die Schmiede, im Feuer der Poesie die Menschheit hämmernd zu einem goldenen Ring um den Erdball.

Und ein solcher Meisterschmied — Dank und Ehre seinem Andenken! — ist unser Friedrich Schiller. R.

Friedrich der Große von Schwaben.

Eine Geschichte von **Bertold Auerbach.***) (Schluß.)

IV.

Neubackene Mütschele, Bretzeln, Wecken kauft! Sind die brävsten, sind vom Bäcker Kodweiß von Marbach! Kaufet! Kaufet!" so wurde die Hauptmännin angerufen. Sie schaute auf und Frau Schöllkopfin, der sie zuletzt noch den Auftrag gegeben, stand vor ihr; sie war aber durchaus nicht freundlich, denn sie rief laut: „Was? Was ist denn das? Sag' ich vor einer Stunde dem Herrn Hauptmann, daß die Frau Liebste nicht kommen kann; und jetzt ist sie da und macht mich zur Lügnerin? Das nächste Mal gebt euren Auftrag einem anderen, aber nicht mir. Und man soll's nicht wünschen, aber Spaß wär's doch, wenn das Kind da mitten in dem Durcheinander auf die Welt käme. Hui! das wäre lustig! Und dort geht der Herzog und die Hauptitalienerin mit der anderen, sie haben blaue Schuhe an, das ist ihre Uniform, die kämen gleich daher und täten Gevatter stehen!"

Die Hauptmännin wehrte ab und beruhigte endlich Frau Schöllkopf, indem sie ihr versprach, daß sie auch mit heimfahren dürfe.

„Und das bleibt fest!" rief Frau Schöllkopfin. „Ich bin müd' wie ein Jagdhund. Ich kann mich nicht dazu bringen, wie die anderen still auf einem Flecke zu sitzen, ich muß mit meinem Kram herumlaufen: und seht, es ist auch besser so, ich bin bald beim Kehraus. Aber ich

---

*) „Zur guten Stunde." Gesammelte Volkserzählungen von Bertold Auerbach. (Stuttgart.)

hab' im Gedräng einen falschen Sechser für gut eingenommen, den müsset ihr mir für voll einrechnen, und nicht wahr, ihr tut's?"

„Ja, ja," versprach die Hauptmännin, und Frau Schöllkopf ging, ihre Ware anpreisend, weiter.

Jetzt endlich kam der Hauptmann; er sah schmuck und stattlich aus, wie er sich den Tressenhut vom Kopf nahm und den Schweiß von der Stirne trocknete. Er war von kleiner gedrungener Gestalt und seine Stirne war hochgewölbt. Dabei hatte er nicht nur heute, sondern immer eine soldatisch straffe Haltung. Er küßte das Kind und hob es von dem Wagen herab, der Frau aber reichte er hier vor den Augen aller nur die Hand. Er ließ durch einen Soldaten einen Stuhl aus dem nahen Schenkzelte holen und half der Frau absteigen, was nur mühsam geschah. Als sie auf dem Boden stand, sagte sie: „Zürne nicht, lieber Mann, daß ich es gewagt habe, jetzt zu dir herauszukommen; ich mache mir schon selber Vorwürfe genug, aber dein Bruder und der Vetter Student haben mir keine Ruhe gelassen."

„Du bist ein stark Soldatenweib," erwiderte der Mann; „und was wir noch bekommen sollen, mit Gottes Hilfe soll's auch stark werden und nicht verweichlicht."

Nun reichte der Hauptmann dem Bruder beide Hände und schüttelte sie ihm wacker, dann führte er Bruder, Schwiegervater, Frau und Kind nach seinem Zelte.

„Du siehst wohl aus!" sagte der Bruder, „das Soldatenleben scheint dir doch jetzt mehr Freude zu machen."

Ja, ja, an solchen Tagen macht's lebendig. Aber Bruder, du hast das bessere Teil erwählt, bist daheim geblieben im elterlichen Hause, baust deinen Acker, bäckst dein Brot und hast nach niemand in der Welt was zu fragen und brauchst nicht zu warten, bis man dir deine Ehre gibt. Wenn man sich von dem täglichen Leben mit seinen Geschwistern lossagt, sollte man die ganze Welt dafür gewinnen. Wenn man nicht was Rechtes, Großes wird in der Welt, ist's am besten, man bleibt daheim in den alten beschränkten Verhältnissen. Ich spür's, ich hätte was Ganzes werden können in der Welt, aber ich werde es nie. Meine Jugend ist verpfuscht worden. Und als verheirateter Mann erst einen Beruf suchen und sich darin zu was Rechtem machen wollen, das heißt noch selber wachsen wollen, während man schon Kinder hat. Jetzt gehört das Wachsen den Kindern und der Vater bleibt wie er ist. Ich lasse aber doch nicht ab, bis ich etwas finde, woran ich sehe, warum ich da bin. Mir wäre jetzt das liebste, wenn ich nichts als Bäume pflanzen könnte auf der Welt."

Etwas verdrossen sagte der Schultheiß: „Du weißt ja, man hat an dir getan, was in unserem Stand ebenso erschwinglich war.

Und der Hauptmann erwiderte: „Ich mache keinem einen Vorwurf, es hat dabei niemand anders gekonnt, aber daß ich eben Chirurg, Barbier war, das geht mir mein Lebenlang nach. In mir wollt' ich's schon verwinden, aber meine Kameraden vergessen's nicht, sie spötteln noch immer gern darüber, und es ist nicht gescheit von mir gewesen, daß ich daheim in Kriegsdienst gegangen bin. Sind Sie nicht ein Vetter von dem und dem? Das ist die erste Frage, die man in unserem Schwabenländle immer hört. Ich hab' mich meiner Verwandtschaft Gottlob nicht zu schämen, aber die Leute möchten mit den Fragen doch einem immer gern den Rock ausziehen und einen anderen antun. In einem anderen Lande hätte ich's weiter gebracht. Aber genug! Jetzt bin ich froh, daß ich dich bei mir hab', und ich hab' das beste auf der Welt: ich hab' eine rechtschaffene Frau. Brauchst die Augen nicht niederzuschlagen, Elisabeth! Vor meinem Bruder darf ich mich doch meines Glückes rühmen. Jetzt bleibst du aber auch ordentlich bei uns, Johann. Ich kann mich erst recht freuen, wenn ich weiß, wie lange ich eine Freude habe."

„Ich muß noch heute Abend heimezu. Ich habe Leute nach Waiblingen bestellt und die warten auf mich."

„Nun gut, so wollen wir die paar Stunden lustig sein. Hast du nicht gesagt, Frau, daß der Vetter Student auch da sei?"

„Ja, aber er ist verschwunden, wie wir angekommen sind."

Der Hauptmann wollte seinen Burschen nach Speise und Trank schicken, aber der alte Kodweiß sagte: „Heut' kriegt man nichts Ordentliches hier, darum habe ich von unserem roten Schalksteiner mitgebracht, und da ist auch ein gut Essen."

Man saß wohlgemut beisammen, die Brüder erzählten einander von ihrem Leben und der Hauptmann konnte nicht genug rühmen, wie tapfer sich seine Frau benehme, sie habe ihn, trotzdem sie nichts auf der Welt mehr liebe als ihn, schon zweimal in den Krieg ziehen lassen, nur damit er es höher bringe, denn die Ausübung der Wundarzneikunde hatte ihn in Marbach nicht genährt und auch seinem Streben nicht genügt, und er hatte nichts mehr zu wünschen in der Welt, als daß ihm die Vorsehung einen Sohn schenke, dem er das einbringen wolle, was an ihm verfehlt worden sei.

„Ja, ja," sagte der Bruder Schultheiß, „du hast dein Lebenlang immer Pläne gehabt; du lebst in der Minute nur gut davon, wenn du dir ausdenkst, wie's immer weiter wird, immer schöner, immer größer." Er erzählte nun der Frau, wie der Bruder Kaspar in dem kleinen Dorfe Bittenfeld bei Waiblingen, als der Vater schon früh gestorben war, sich allerlei Abenteuerliches ausdachte, was man in der Welt ausführen könne.

Die Wiedererweckung vergangenen Jugendlebens tat dem Hauptmanne und seiner Frau gleich wohl, und der alte Kodweiß drückte sein Behagen nur damit aus, daß er einem jeden mit den Augen winkte, auszutrinken, und dann wieder frisch einschenkte.

Endlich kam der Student und rief mit vollem Lachen: „Mir geschehen die besten Abenteuer.“

Er konnte vor Lachen kaum anfangen, bis er endlich berichtete: „Wie wir ankommen, denke ich: ich muß mich doch unter das Getümmel mischen, und suche nach einem Platze, um alles gut zu überschauen. Da sehe ich ein paar Ludwigsburger Neuresidenzler, sie kommen heran, wohl versehen mit Speis und Trank, und haben eine Leiter und steigen damit an einem Baume in der Allee hinauf. Kaum hat aber der Letzte den Ast erfaßt und will die Leiter nach sich ziehen, ja, profit Mahlzeit! da ziehe ich ihm die Leiter weg, lege sie an einen anderen Baum an und steige auch hinauf. Die Spießbürger schimpfen was sie können, aber das kümmert mich nicht, das erlustigt mich nur. Aber hinter mir drein steigen auch noch andere auf meine geraubte Leiter, ich muß nur machen, daß ich auf den Baum komme; und richtig, noch eine dritte Partie macht es mir nach und stiehlt uns die Leiter, sie legen die Leiter an einen dritten Baum und ihnen gelingt es, dieselbe nachzuziehen. Jetzt hättet ihr das Schimpfen hören sollen von einem Baume zum anderen, und unwillkürlich stellte sich ein Stück Griechentum, ein Stück olympisches Fest mitten in eine durchlauchtigste herzoglich württembergische Zopfparade hinein: Drunten der griechische Chor der Volksmenge, der die Empfindungen der auf der Höhe des Daseins Hangenden und ihre Wechselreden mit klassischen Betrachtungen ausdeutete; sie klatschten und pfiffen, je nachdem die antiken drei Schauspieler auf den Bäumen einander gut heimbezahlten. Wir spielten auf einer wahrhaft hohen Bühne ohne Wechsel der Dekorationen. Eine Weile wurde es still, so lange die Heerschau an uns vorüberzog, die Musik ertönte und salutiert wurde; auch wir von den Bäumen schrien Hurrah! und Hoch! Und die Spießbürger auf dem ersten Baume schwenkten ihre Flaschen. Als aber die Heerschau vorüber war, da ging der dreifache Chorus aus den Bäumen von neuem los.“

Der Student ahmte das Schimpfen, Schelten und Schreien der verschiedenen Gruppen und dabei die vielfachen Zurufe des Volkes aus der Tiefe so glücklich nach und wußte namentlich die Stimme eines Kropfigen so lächerlich geschickt wiederzugeben, daß die Frau Hauptmännin rief: „Um Gotteswillen, haltet ein, ich halt' es nicht aus vor Lachen.“

Nun erzählte der Student rasch zu Ende, wie dann alle drei Gruppen mit Hilfe der Polizei, die allen Zauber löst, von ihrem Banne

auf den Bäumen befreit wurden, und wie die große Menge sie mit Jubel begrüßte und noch lange verfolgte.

Die Erzählung dieses Zwischenfalles brachte neue Heiterkeit in das Zelt und der Hauptmann fragte den Studenten, ob er noch immer sein Examen nicht gemacht habe.

„Ich glaube, ich werde unexaminiert sterben und von den vier Fakultäten im Jenseits auf einmal zum Doktor gemacht. Aber ich bleibe auch nicht in dem kurzbeinigen, gestauchten Schwabenländle, wo hinter jeder Pfarrscheuer ein eingebildetes Genie hockt, das da glaubt, die ganze übrige Welt mit Geringschätzung über die Achsel ansehen zu können."

Die Hauptmännin, die sich eine „gute Schwäbin" nannte, verteidigte indes das schöne Heimatland mit seiner unverwüstlichen Bürgertugend und seinen tiefen Quellen inniger Gemütserquickung. Sie nannte es undankbar, wenn man, weiteren Zielen zustrebend, das geringschätze und vergesse, was die Heimat uns ins Herz gepflanzt. Ihre Wangen glühten, da sie dies sprach, und nicht ohne Geschick wußte sie dabei nach Frauenart auch zugleich die früheren Unmutsäußerungen ihres Mannes zu widerlegen. Er fühlte das und faßte nur still nach ihrer Hand.

Der Hauptmann war indes auf seinen Lieblingsgedanken gekommen, und das war, daß ihm keine Mühe, kein Opfer zu schwer wäre, um sein mangelhaftes Wissen zu ergänzen. Er erzählte, daß er da, wo er bei dem Chirurg in der Lehre war, eine Lebensbeschreibung Alexanders von Macedonien gefunden habe, an der die letzten Bogen fehlten, und wie ihn das gequält habe; und fast so sei sein Leben und Wissen auch: es fehlten die letzten Blätter und sie wären nicht mehr zu ergänzen. Der Student gab ihm in spöttischer Weise Recht. Er konnte das Streben des Mannes nicht recht begreifen. Denn wer den regelmäßigen Gang durchlaufen, wer die niederen und dann die höheren Schulen besuchte und methodisch geleitet wurde, der versteht nur schwer den Heißhunger nach Wissen, wie er sich in dem ausbildet, der sich allein und aus der Hand des Zufalls Wissenschaft und Erkenntnis erobern muß: wie da ein Buch, das ihm plötzlich zukommt, zu einem alleinigen und doch fremdartigen Führer wird, es fehlt der Zusammenhang, in dem es im Reiche des Wissens steht, und der einsam Arbeitende und Denkende knüpft an das Vorliegende die abenteuerlichsten Erlebnisse und glaubt sich wunder wie groß in seinem Besitztum; erst später erkennt er, welch einen dürftigen Ausschnitt aus dem großen Reiche des Wissens er übersah und durchforschte.

Der Schalksteiner kam der Laune des Studenten wohl zu Hilfe und er gefiel sich wiederum darin, einen Vergleich des Zeltlebens vor Troja mit dem jetzigen zu machen. Der Hauptmann und seine Frau nickten lächelnd, als er ihnen die Rollen von Hektor und Andromache

zuteilte; sie mochten fühlen, daß es in jeder Lebenslage und in jedem Zeitgewande gegeben ist, die echte in sich gediegene menschliche Kraft zu bewähren.

Der Bruder Schultheiß verabschiedete sich und auch der alte Kodweiß drängte zur Heimfahrt. Er wollte nicht beim Feuerwerk bleiben. Als die Hauptmännin sich zum Fortgehen anschicken wollte, fiel sie ihrem Mann um den Hals, verbarg ihr Antlitz an seiner Brust und sagte: „Um Gotteswillen, Mann, ich fürchte, ich fürchte, ich kann nicht mehr heim; ich fühle mich Mutter werden.“

Der Hauptmann erblaßte, er hieß alle anderen hinausgehen, da hörte man plötzlich vor dem Zelte die Stimme der Frau Schöllköpfin, sie rief: „Meister Kodweiß, das Geschirr ist leer, es gibt morgen schön Wetter! Euer Brot steckt in hundert Magen und Eure Tochter hat mir versprochen, daß ich mit Euch heimfahren kann. Gehts denn nicht bald fort?“

„Ruf mir die Frau herein,“ sagte die Hauptmännin drin im Zelt. Der Hauptmann ging hinaus, er stand eine Weile erbebend bei dem Vater und dem Vetter. Bald kam Frau Schöllkopfin wieder aus dem Zelt und sagte: „Schnell anspannen! Es kann noch gut werden. Aber es ist höchste Zeit! O! Ihr Männer! Ihr Männer! Was tun nicht die Weiber um Euch. Geht die gute Frau in solchen Umständen noch daher, um ihren Mann zu sehen, und er, er lauft, wenn die Trommel gerührt wird, wie's ihm einfällt, nach den Niederlanden und nach Böhmen in den Krieg. Was steht Ihr da, wie die Kuh vor dem neuen Tor? Machet, daß der Wagen herkommt, sonst hat das arme Kind nicht einmal einen Ort, in dem es geboren und heimatberechtigt ist.“

„Ein im Feldlager geborener Sohn, das wäre herrlich!“ rief der Student; aber niemand hörte auf ihn. Der alte Kodweiß eilte nach dem Wagen, und der Hauptmann, der das Töchterchen dem Vetter übergab, zu seinem Oberst. Der Oberst Friedrich von der Gablenz erteilte dem Hauptmann gern den Urlaub, da andern Tags nur noch die Entlassung der zu den Herbstmanövern Einberufenen zu bewerkstelligen war. Ja, der Oberst versprach, als Taufpate zu erscheinen, wenn das Neugeborne ein Knabe sei.

V.

Es war ein milder Novemberabend, wie er in den schwäbischen Reblanden sich auch manchmal noch im Spätherbst einfindet. Die Nacht war schnell hereingebrochen. Unter dem Schutze des Dunkels wurde die Hauptmännin ohne Aufsehen auf den Wagen gebracht. Das Stroh, daß sie für andere vorsichtig mitzunehmen befohlen, kam ihr jetzt zustatten. Die Zeltdecke wurde darüber gebreitet und sie mit einer anderen Decke zugedeckt, so daß sie fast wie in einem Bette lag. Eine Hauptsorge war, das

Töchterchen zu beschwichtigen, das immer weinte und schrie, da es mit der Mutter so fremd hantieren sah.

Bis man das Gelärme hinter sich hatte, gingen die drei Männer neben dem Wagen, um Neugierige und Störende abzuhalten. Frau Schöllkopfin saß neben der Hauptmännin. Als das Toben und Lärmen nur noch von ferne erscholl, tat es der alte Kodweiß nicht anders, die Herren — der Hauptmann und der Student — mußten auch auf den Wagen sitzen. Er selber führte die Pferde an der Hand, denn dort vom Lager her prasselte und knatterte es und manchmal stiegen Raketengarben, feurige Bienenkörbe und buntfarbige Leuchtkugeln zum Sternenhimmel hinauf.

„Mit dem, was dieses Feuerwerk kostet, könnten Tausende sich diesen Winter erwärmen," sagte der Student, „aber das dumme Volk gafft zu und denkt nicht daran, daß man ihm seine warme Stube in die Luft schmeißt. Doch nein, ich habe Unrecht, ich habe heute ein Lied gehört, das in vier Zeilen die ganze Last zusammenbündelt, die auf unserem Volke lastet:

O lieber Tod von Basel,
Was haben wir denn tan,
Daß du uns arme Schwaben
Willst nimmer leben lan?"

Der Hauptmann bat dringend und streng um Stille. Er beugte sich hinüber zu seiner Frau und fragte, wie es ihr ergehe.

„Gut!" erwiderte sie leise; „sei nur nicht so ängstlich, sei nur ruhig, und jetzt dank auch der Vorsehung, daß du das geworden bist, worüber dich deine Kameraden, wie du glaubst, scheel ansehen; das gibt mir jetzt besondere Beruhigung, und sieh, von dem Tag an laß dich's nicht mehr verdrießen, und was auch wahr oder nicht wahr daraus kommt, denke nur: daß ich jetzt deswegen auch ruhig bin, das ist ein Segen, dem nichts gleichkommt. Gelt, Kaspar, du bist nie mehr betrübt darüber? Sag' mir das jetzt und ich bin glücklich!"

Er faßte schnell ihre Hand, küßte sie, und sie fuhr fort: „Wie ich vorhin ein wenig eingeschlafen bin, da war mir's, als sähe ich dich, wie du im vorigen Jahr in Böhmen warst; und einmal habe ich dich gesehen als Leutnant und einmal als Feldarzt und einmal als Feldgeistlicher. Du bist ja auch alles auf einmal gewesen, wie sie dir alle nachrühmen. Danke der Vorsehung für die vielen Gaben, die du hast, und laß uns still beten, daß sie solche auch unserm Kinde schenke."

„Red' jetzt nicht so viel," sagte der Hauptmann. „Ich weiß alles, ich kenne deine innersten Gedanken. Halte dich nur recht ruhig."

Er setzte sich wieder still auf den Vordersitz und ein Glücksgefühl ohne Gleichen kam über ihn. Er sah, was er an seiner Frau hatte, und sein einziger Wunsch war, daß ihn Gott das noch lange sehen und erkennen lassen möge. Der ganze Himmel glitzerte und flimmerte in

Sternenpracht, und der Hauptmann schaute still hinauf; da sagte der Student, der neben ihn saß:

„Der Bursch wäre zu beneiden, wenn er heute, am Vorabende des Luthertages, wie Luther selbst unter freiem Himmel geboren würde.“

Der Hauptmann antwortete nichts und hielt dem Vetter nur die Hand auf den Mund, daß er doch fortan schweigen möge.

Singend und jauchzend zogen manche vorüber, die aus den Lustzelten von der Heerschau heimkehrten. Der Hauptmann hätte gern, wie dem Studenten, so allen Menschen den Mund zugehalten, daß sie seine Frau nicht aufwecken und beunruhigen möchten; sie fühlte das, was der vor ihr Sitzende dachte, denn sie sagte leise zu Frau Schöllkopfin: „Saget meinem Mann, daß das Singen und Schreien mich gar nicht stört; ich bin wohl und wach, nur darf ich mich nicht rühren.“

Der Hauptmann küßte still den Trauring an seiner Hand, als ihm Frau Schöllkopfin diese Worte berichtete.

Man fuhr still dahin. Die Frau, die mit offenen Augen in dem Wagen lag, schaute hinein in das zahllose Heer der Sterne, und sie fühlte sich hineingehoben in das All und wußte nicht mehr, wer sie war, woher sie kam und wohin sie strebte. Die ganze Welt war eins, ein Mutterherz pochte im All.

Mutterseelenallein! Wenn du das Wort hörst, wenn du es empfindest, berührt es dich wie Glockenklang den tief im Walde Verborgenen; Wehmut und Genügen, Verlangen und gestillte Sehnsucht begegnen einander in diesem Wort, und die Welt ist in dir und du in der Welt, es gibt keine Trennung mehr, und doch bist du allein, aber das All ist im Einen.

Der Student auf dem Vordersitz sagte jetzt leise zu dem Hauptmann: „Der griechische Philosoph Plato behauptet in seinem Phädon: all unser Lernen sei nur Erinnern, und die Tatsache, daß wir im Leben oft Dinge wahrnehmen, betrachten und inne werden, die wir schon einmal gesehen, erlebt und geträumt zu haben glauben — komme daher, weil sich die Seele eines Vorlebens erinnere, daß diesem unserem jetzigen Dasein vorausgegangen sei. Ich möchte aber sagen, daß es nichts ist als das Erwachen der Gedanken, Träume und Phantasien, die die Mutter hatte, derweil sie das Kind unter dem Herzen trug. Es läßt sich nicht fassen, wie das einwirken mußte auf das ganze Dasein des Kindes, und auch das Samenkorn still in der Erde entwickelt und entfaltet sich unsern Blicken ungesehen. Wir wissen nur das, was außerhalb im Licht erscheint. Und jetzt, wie geht die Unendlichkeit vor uns auf, die Unendlichkeit der Welt und des Menschenlebens! Da ist die Erde, da droben das zahllose Heer der Sterne, die große unendliche Welt. Alles das wartet auf ein Menschenkind, das morgen aufschaue und alle diese Herrlichkeit und

Größe in sich aufnehme, und hier eine Mutter, und in dem Worte Mutter ist die Unendlichkeit der Menschheit“ . . .

Der Student wurde in seinen gehobenen Betrachtungen unterbrochen, denn: „Gott Lob und Dank! Schau dort, da sind die Lichter von daheim,“ rief der alte Kodweiß, der bisher kein Wort gesprochen hatte, jetzt laut und froh aus erleichterter Brust. Die Hauptmännin richtete sich auf und atmete tief, sie sah die Lichter aus der Heimatstadt flimmern. Wie weit, weit war sie gewesen, wohin war ihre Seele getragen worden — sie fand sich wieder in der wirklichen begrenzten Welt. Unter der Decke faltete sie im Dankgebet die Hände, daß sie wohlbehalten heimkäme.

Den Hauptmann verdroß die Härte jedes Steines, als man über das Pflaster fuhr; er fühlte doppelt und dreifach, wie wehe das seiner Frau tue.

Als man zum Marktplatz kam, sah man just über dem Giebel des Hauses ein flimmerndes Doppelgestirn, und der Student rief mit lauter Begeisterung: „Schaut dort, wie auf den Giebel gesetzt, das Brudergestirn Castor und Pollux, die Unzertrennlichen. Im Hausflur mein Altar des Vulkan und über dem Giebel das Sternenpaar! Sei gegrüßt, du neuer Weltbürger.“

Der Hauptmann konnte nicht anders, er umarmte still den Studenten.“

Man brachte die Hauptmännin glücklich in das Haus, und jetzt im Elternhaus war sie plötzlich wieder munter, sie öffnete alle Schränke und gab der Mutter an, wo man alles finde. Über die Harfe in der Stube breitete sie die Decke, sie wußte, daß sie sie lange nicht mehr berühren werde. Die herbeigerufene Wehmutter erklärte, daß man noch ruhig sein könne. Die Hauptmännin schlief bald ein. Die Kollaboratorin war aus dem Bett geholt worden, sie wachte nun bei der Freundin. Man trennte sich still, bereit, dem ersten Rufe zu folgen.

VI.

Am Morgen — vom Färberhause gegenüber flatterten heute lustige rote Fahnen im hellen Sonnenschein — da war unruhiges Leben im Hause des Bäckers Kodweiß. Die Frau Kollaboratorin hatte eine große, mit Brustlatz versehene Bäckerschürze angetan und ging ordnend im Hause hin und her. Nachbarn und Verwandte gingen fragend und dienstanbietend aus und ein; auf dem Tische stand immer wieder frischer Kaffee und Butter und Brot, ungefragt griff jedes zu, und der alte Kodweiß und dessen Frau nickten freundlich dabei, denn wenn die Freude in ein Haus einzieht, so ist es, als ob eine Blume aufbreche und ihren Duft, den sie bisher in sich gehalten, ausströme zur Erquickung aller.

Die Männer waren in die untere Stube gebannt und sprachen allerlei fremde Sachen, als wollten sie durch Aussprechen von Fremdem

und Anklammern an Fernabliegendes nur um so ungestörter im Innern an das bebende Ereignis selber denken.

Der Student zwang den Hauptmann, ihm von dem letzten Feldzug in Böhmen zu erzählen, wie er mit dem österreichischen Heere gegen Friedrich II. gestritten und wie sie jämmerlich zerschlagen und zerstreut und von Seuchen heimgesucht wurden.

Der ganze Widerstreit von Erhebung des Gemüts, und namentlich von der Zwiespältigkeit der Empfindung, die in denjenigen deutschen Ländern waltete, die weder unter das österreichische noch unter das preußische Szepter gehörten, alles das tat sich hier in der kleinen Bäckerstube am Marktplatz zu Marbach auf. Es war noch dazu gefährlich, über Friedrich II. zu sprechen, denn noch erinnerte man sich, wie vor wenigen Jahren die zum Dienste gepreßten Soldaten unter dem Rufe: „Wir ziehen nicht gegen die Preußen!“ revoltiert hatten, die Kaserne anzündeten und auseinanderstoben; und wie sie dann später nochmals am Eingang des Eybachtales bei Geißlingen revoltierten und siebzehn auf der Stelle füsiliert wurden.

Der Student hatte ebensoviel Hohn dafür, daß Friedrich II. eben in diesem Jahr schlechtes Geld hatte prägen lassen, als daß die kleinen deutschen Fürsten, die ihre Truppen für das Deutsche Reich ins Feld stellten, von Frankreich große Geldunterstützungen bezogen, um damit ihre aberwitzige Hofhaltung auszustaffieren. Er war indes noch rücksichtsvoll genug gegen die Uniform des Hauptmanns, um nicht kurzweg nach Ludwigsburg zu deuten.

Der Hauptmann hatte nur leichthin erwähnt, daß auch der englische Minister Pitt im vorigen Jahre ganz offen im englischen Parlament Friedrich II. den Helden des Protestantismus genannt hatte, und fast willenlos sprach er seine Begeisterung für den Preußenkönig aus. Der Student wollte nicht viel davon wissen; er behauptete: Friedrich II. sei wohl ein Held, aber er sei es auch hauptsächlich dadurch, daß die, die gegen ihn kämpfen, nicht mit voller Seele gegen ihn streiten. Er machte es gar spaßig, wie er erklärte, daß die Gegner Friedrichs schon halb besiegt in die Schlacht gehen; er kämpfe daher mit lauter Ein-Armen, denn der Mißmut binde jedem Soldaten den einen Armen auf den Rücken. Der Student, der schon sonst immer einen gewaltsamen Übermut hatte, überbot sich jetzt noch und gab sich selber zum Besten, um den anderen über das Bangen dieser Stunde wegzuhelfen.

Der Hauptmann nickte, er sprach und hörte wie im Halbtraum, denn er horchte immer wieder hinaus, ob noch nichts verkündet würde. Er behauptete, daß Friedrich II. durch die verlorene Schlacht bei Kunersdorf noch nicht vernichtet sei, er behauptete das stark und fest und wußte doch kaum, daß er es tat. Er sprach das, was er sagte, wie aus der Erinnerung, wie etwas Auswendiggelerntes, und jetzt deklamierte der

Student eines der Kriegslieder von Gleim, die damals als fliegende Blätter durch alle Lande flogen und mit neuem, ungewohnt hellem Klang überall ertönten. Er verwahrte sich indes dagegen, daß er, wie der Hauptmann und so viele andere, von Friedrich II. eine Erneuerung deutscher Kraft und Reichshoheit erwarte.

„Wir Schwaben," rief er mit gewaltiger Stimme, „können uns nicht daran gewöhnen, daß von der Burg Hohenzollern bei Hechingen da droben die deutsche Reichshoheit wieder ausgehen soll!"

„Die Burg der Habsburger am Vierwaldstädter See ist nicht größer," erwiderte der Hauptmann und wußte kaum, daß er es sagte.

Plötzlich rief eine unsichtbare Stimme von der Decke herab: „Ein Sohn! Ein Sohn!" Und von der Treppe, von der Hausflur, in der Küche, überall rief es: „Ein Sohn! Ein Sohn!"

Der Hauptmann eilte die Treppe hinauf, aber auch hier noch mußte er eine Weile warten. Endlich durfte er eintreten. Auch das Schwesterchen, das ganz verscheucht in der Küche gehalten war, trat jetzt mit dem Großvater ein und stand verwundert und furchtsam an der Wiege und schaute auf das Brüderchen, von dem so oft die Rede gewesen war; die Großmutter legte dem Vater das Kind in die Arme, er faßte es behutsam, küßte es leise auf die Stirn, es schlug die blauen Augen auf. Er gab das Kind der Großmutter zurück und nun kniete er am Bett der Mutter nieder und sagte: „Danken wir der Vorsehung, daß unser höchster Wunsch erfüllt ist. Und dir verspreche ich: ich will nicht ablassen und alles dafür hingeben, damit ich aus dem Kriegshandwerk heraus und zu dem komme, was mein Herz begehrt: große Baumpflanzungen machen und die Welt verschönern und nähren helfen. Ich will dich und unsern Sohn pflegen, daß er Wohlgefallen finde vor Gott und den Menschen."

„Das nehme ich an, aber das erste nicht," erwiderte die Frau, indem sie die Hand auf die Stirn des Vaters legte. „In solcher Stunde darf man kein anderes Versprechen geben und keins annehmen. Du sollst dich in nichts übereilen."

„Jetzt wird nichts gemeint und nicht viel gesprochen," sagte die Großmutter, und der Hauptmann mußte die Stube verlassen. Noch im Fortgehen nickten Mann und Frau einander fröhlich zu, denn von der Straße herauf hörte man heimziehende beurlaubte Soldaten singen:

Mein Vater hat's g'sagt,
Und mein' Mutter hat's denkt,
Ich gäb ein'n Soldat
Zum Leib-Regiment."

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: „Hoffentlich nicht." Die Mutter nickte ihm zu und ergänzte: „Es ist doch schön, unser Sohn hört gleich singen."

Als der Hauptmann in den untern Hausflur kam, sah er den Studenten auf dem von ihm so benannten Altar des Vulkans sitzen, und der Student hielt eine große Anrede an den Neugebornen über ihm und hieß ihn Götterwaffen schmieden.

Der Hauptmann lächelte und sagte: „Alles auf der Welt kann man sich ausdenken, aber das nicht, das ist ganz anders, ganz anders, wenn es da ist. So dastehen und seinen Sohn lebendig in den Armen halten, sein eigen Leben, sich selbst und doch ein anderes. Und das schaut mich an mit den Augen der Mutter . . . .“

„Hat er auch Sommersprossen und gelockte rötliche Haare wie die Mutter?“ fragte der Student, und der glückliche Vater fuhr ohne auf die Unterbrechung zu achten fort: „Solch einen Augenblick erlebt zu haben, solch einen Blick der Augen gesehen zu haben, das heißt ewig gelebt!!“

Der Student erwiderte: „Der Junge bringt ein Stück Heidentum mit auf die Welt. Nicht umsonst habe ich gestern den Altar des Vulkan gefunden und ins Haus gebracht. Sieh, Vetter, die Mutter mit dem Kinde — es ist das Bild der ewigen unauflöslichen Liebe im Heiligtum der Natur und des Menschenherzens. Die Griechen haben aber auch den Vaterblick zu einer Göttererscheinung geschaffen. Es ist die hehre Gestalt des Silen, des derben lustigen Pädagogen, der den neugebornen Bacchus auf den Armen hält und ihn als eigen und doch gegeben begrüßt. Dein Junge ist erkoren, beide Elemente zu vereinigen. Wenn der Bursch nur schon so weit wäre, daß ich ihn unterrichten dürfte.“

„Ja, wenn du noch in der Gegend bist, mußt du mir helfen, ihn erziehen. Das ist jetzt meine höchste Lust, mein schönstes Glück, daß ich denken kann, so Gott will, an meinem Sohne einzubringen, was an mir versäumt worden ist. Ich habe schon, da ich noch nicht volle zehn Jahre alt war, meinen Vater verloren, und ich mußte mich durchschlagen mit aller Not in der Welt. Ich kann nicht mehr das werden, was ich meine, daß ich hätte werden können. Aber ich weiß doch so viel, daß ich's an meinem Sohn einbringen kann, und jetzt ist alles versöhnt und gut; er soll mein Leben fortsetzen, besser als ich's kann.“

„Immer weiter hinaus!“ entgegnete der Student lachend. „Hast auch du den alten Philistertrotz, den Transport der Lebensrechnung auf Konto des Sohnes zu übertragen? Es geht nicht! Jeder kriegt ein frisches Folio und jeder muß von vorn anfangen zu buchstabieren.“

Der Hauptmann antwortete nichts, er fühlte, daß ihn ein Gedanke belebte, den er nicht im Widerspruch mit einem andern zurechtsetzen konnte, er riß sich los von allen, die ihm Glück wünschten und ihn bestürmten. Er konnte jetzt niemand mehr sprechen, er schickte Boten nach Vaihingen zu dem Bürgermeister Hübler, der Gevatter stehen sollte, und nach Lud-

wigsburg zu seinem Oberst, und ihm selbst war's, als müßte er ins Weite, ins Ungemessene, um sein übervolles Herz auszuströmen und die ganze Welt mit Glückseligkeit zu erfüllen. Aber trotz aller Bewegtheit des Gemütes war der Soldat in ihm so stark, daß er sich zunächst ganz ordonnanzmäßig kleidete, und das geschah fast willenlos. Untadelig, als ginge es zur großen Parade, verließ er das Haus, und ihm selber war es jetzt beim ersten Ausgang nach der Geburt seines Sohnes, als wäre auch er jetzt neu geboren; er grüßte die gewohnte Welt wie eine neue.

Er ging hinaus vor die Stadt, den Neckar entlang, rasch, lange, als strebte er einem Ziele zu, und wußte doch nicht wohin, nicht wonach.

Er sehnte sich, jetzt in dieser hohen Glückseligkeit etwas fest gründen, etwas tun zu können, das dem Kinde für seine ganze Lebenszeit zu gute käme, eine Tat, die zur nie versiegenden Quelle werde.

O, wer die Kraft hätte, die ein Ausfluß jener göttlichen Macht, die durch das Werde die Welt schuf! Wer in einem Worte fassen und geben könnte den Pulsschlag des Herzens, daß es fortlebt in einem andern, zu seinem Heile! Du kannst es nicht! Du bist ein lallendes Kind, dem die Sprache gebricht, in dir regt sich's dunkel, aber die Macht des Geistes fehlt dir . . .

Das Gute, das du vermöchtest, läßt sich in seiner ganzen Ausbreitung nicht in einem Augenblick gründen, es muß gepflanzt und gepflegt werden in fortgesetztem Tun. Und willst du deinem Sohn einen Segen geben, der ihm sicher ist, so mache dich selber immer mehr zum rechtschaffenen Menschen — in dir selbst liegt sein Quell zum Guten. Wolle fortan nicht mehr für dich, wolle es nur, um andere damit zu beglücken; laß gestillt sein all dein Sehnen, du hast nichts mehr für dich zu bitten, ihm, ihm sei alles.

Er stand plötzlich still, faltete die Hände auf der hochklopfenden Brust und rief: „Du Wesen aller Wesen, zu Dir bete ich, daß Du meinem Sohne an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte.“ Und als hätte er eine Antwort erhalten vom unendlichen Geiste, so still beschwichtigt und befriedigt ging er dahin. Er sah den Strom, die Berge, den Himmel mit neuen Augen, denn seinem Sohne gehörte das auch, und er hätte ihm gern ein Zeichen, einen Gruß gebracht aus der freien Natur, ihm gern eine Blume in die Wiege gelegt; aber es blühte jetzt keine mehr ringsum. Und das eben ist ein Wahrzeichen der neuen Welt, daß sie sich an dem unmittelbaren Gedanken allein genügen muß, und es ist immer mehr die Aufgabe der Menschheit, den Gedanken des Ewigen, ohne Bild und Zeichen rein und klar zu erkennen und auszubreiten. Im Herzen des Vaters stieg der Vorsatz auf, daß, wenn sein Sohn mit Geistesgaben begnadet würde, er Geistlicher werden sollte. Er sprach das nicht aus,

aber im Herzen beruhigte es ihn wie eine stille Tat. Er hatte heute die tiefste Erlösung gefunden, er wollte nichts mehr für sich; was er im Leben noch wünschte und erstrebte, wollte er nur um seines Sohnes willen.

Aus der Stadt kamen Burschen und sangen mit heller Stimme:

„Der rechte Kukuk, der bin ich ja schon!
Kukuk!
Bin ich meines Vaters sein einziger Sohn!
Kukuk!"

Der Hauptmann staunte und erschrak fast, als die Singenden, mit weißen Bündeln auf dem Rücken, jetzt näher kommend, stehen blieben und ihn militärisch begrüßten. Er wußte kaum mehr, daß er noch etwas anderes war als der Vater eines Sohnes, und das hier waren heimziehende Soldaten und er war ihr Hauptmann. Die Soldaten aber kannten das Wesen des Hauptmanns heute auch kaum mehr. Er, der sonst immer so straff militärisch, kurz und knapp im Worte war, reichte einem jeden die Hand und segnete sie, daß sie das Glück hätten, ein jeder dem Vater jetzt wieder die volle Sohnesfreude heim zu bringen.

Sie sahen ihn staunend an und marschierten weiter, und aus der Ferne sangen sie:

„Wilhelm bin ich der Telle,
Voll Heldenmut und Blut,
Mit meinem G'schoß und Pfeile
Hab ich die Freiheit gut
Dem Vaterland erworben,
Vertrieben Tyrannei,
Einen festen Bund geschworen
Haben unsre Gesellen Drei."

Der Hauptmann schaute ihnen lange nach, und jetzt gewahrte er, wie weit er stromauf gegangen war. Er sah hier vor sich den Fluß seines Heimattales, die Rems sich in den Neckar ergießen. Er stand lange betrachtend, dann kehrte er um, heim zu seinem Sohne. Der tiefste Herzenswunsch des Vaters hatte auf diesem Gange einen Ausspruch gefunden. Nun konnten alle Leute wieder reden, was sie wollten, er hörte ihnen geduldig zu.

Er wurde in der Stadt oft angehalten und beglückwünscht, er dankte herzlich.

Als er heimkam, sagte ihm der Schwiegervater, daß die Frau aus einem guten Schlaf erwacht, nach ihm verlangt habe. Er ging hinauf. Freudestrahlend erglänzte jetzt das Auge der Mutter, und sie sagte zu dem Nähertretenden: „O guter Mann, du bist gewiß weit draußen gewesen. Du bringst so frische Feldluft mit. Geh zu dem Kinde, laß es sie einatmen."

* * *

Sonntag den 11., am Tage nach seiner Geburt, wurde der Knabe getauft und erhielt die Namen Johann Christoph Friedrich. Der Vetter Student, der sich als Gevatters-Einquartierung tapfer bewährt hatte, erhielt natürlich eine Patenstelle, nicht minder „Frau Sophia Ehrenmännin, verwittibte Kollaboratorin von hier," aber neben dem Bürgermeister von Vaihingen und dem aus dem Städtchen selber, stand auch ein Mann mit vielen Orden, denn der Oberst von der Gablenz war von Ludwigsburg herübergekommen in voller Uniform, und hielt den jungen Täufling.

Beim Taufschmaus in der untern Stube ging's hoch her. Der Student verkündete wiederholt in den höchsten Ausdrücken, daß der Täufling ein Weltgenie werden müsse, denn der Nährstand — „und nicht wahr, der Bäckerstand ist doch wirklich der Nährstand?" schaltete er lachend gegen Kodweiß ein — „also der Nährstand in euch, der Lehrstand als in mir, und der Wehrstand hier in dem Herrn Oberst haben an seiner Wiege gestanden!" Da sagte der alte Kodweiß: „Ich weiß nicht, was Ihr von dem Buben wollt. Warum muß er gerade was Besonderes werden? Sein Großvater väterlicherseits und mütterlicherseits waren Bäcker; daß der Herr Sohn Hauptmann geworden, das geht nicht so fort; es ist recht und billig, daß der Enkel wieder Bäcker wird."

„Und der Mensch lebt nicht vom Brot allein," schaltete der Student dazwischen. Es wurde kaum gehört, denn der Oberst von Gablenz ergriff das Glas, stieß mit Kodweiß zuerst an und rief dann laut: „Hoch lebe der neugebackene Bäckermeister!"

Alles stimmte fröhlich mit ein.

Der Student aber ließ sich das Wort nicht nehmen: „Vetter Hauptmann," fragte er, „dein Sohn hat so viele Namen, wie wirst du ihn denn rufen?"

Der Hauptmann sah betroffen drein, sein Auge glänzte, er wagte aber vor seinem Oberst — obgleich dieser in der Neigung für Friedrich II. vielfach mit ihm übereinstimmte, — doch nicht im Beisein anderer seiner Verehrung Worte zu geben. Ohne daher zu sagen, an wen er dabei gedenke, antwortete er nur mit freudiger Stimme: Friedrich!"

„Sei's denn! rief der Student. „Und mein Spruch heißt: Hoch lebe Friedrich der Große von Schwaben!"

*
* *

Sein Name aber ist

Friedrich Schiller.

Schillers religiöse Anschauungen.

Von **Fritz Jonas.***)

Schiller war, mit einem Ausdrucke seines Vaters zu reden, in „unbezweifeltem Glauben“ erzogen worden und hatte schon als Kind in frommer Ehrfurcht vor dem Heiligen andächtig aufgehorcht, wenn die Mutter den Kindern von dem Heilande erzählte oder der Vater in häuslichen Erbauungsstunden Gebete und Abschnitte aus der Bibel vorlas. Selbst einmal ein Geistlicher zu werden, war der Lieblingswunsch des Knaben, den er nur mit schwerem Herzen aufgab, als der Herzog den Vater drängte, ihn der militärischen Pflanzschule anzuvertrauen, in der die Vorbildung für künftige Theologen ausgeschlossen war. Die Begeisterung für Klopstocks Dichtungen nährte in seinen Jugendjahren noch seine kirchlich-religiöse Stimmung, die sich auch in seinen Erstlingsgedichten noch deutlich aussprach. Auch in den erhaltenen Briefen an die Jugendfreunde Scharffenstein und Boigeol, die vermutlich in das Jahr 1778 gehören, zeigt sie sich lebhaft in der Art, wie er ihnen in schwerem Seelenkampfe die Freundschaft aufkündigt. Er klagt, daß sie ihn fälschlich beschuldigt hätten, seine Empfindung sei nur vorgegebene Empfindung, was er in seinen Dichtungen von Gott, Religion, Freundschaft ꝛc. geredet habe, sei nur Phantasie, „alles bloß vom Dichter, nicht vom Christen, nicht vom Freunde herausgequollen“, und in tiefster Erregung ruft er wieder und wieder Gott zum Zeugen, zum Richter an, daß er aufrichtig sei.

Aber kurz darauf vollzog sich eine völlige Umwandlung seiner religiösen Anschauungen, zunächst wohl unter dem Einflusse des ärztlichen Studiums, sodann durch die Bekanntschaft mit Rousseaus und Lessings Leben und Schriften. Eine tief religiöse Natur ist er zwar immer geblieben, und nie hat er den Glauben an Gott verloren. Aber er suchte Gottes Walten nicht mehr, wie in seiner Kindheit, in jedem Schicksal der einzelnen Menschen zu erkennen, glaubte nicht mehr, daß die göttliche Vorsehung in die Freiheit des einzelnen Menschen eingreife, sondern er sieht jetzt die Größe und Erhabenheit Gottes gerade darin, daß in seinem Reiche die unbedingte Freiheit des einzelnen herrsche und sein großer Schöpfungsplan eine ewige Entwicklung des Menschengeschlechtes aus der Sinnlichkeit zu immer wachsender Geistigkeit bei völliger Freiheit des einzelnen vorgesehen habe: „Leben und Freiheit, im größten möglichen Umfange, ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung.“

---

*) Aus dem neuen Buche: „Schillers Seelenadel“ von Fritz Jonas. (Berlin. Ernst Siegfried Mittler und Sohn.) Das Buch trägt zum besseren Verständnisse des Dichters außerordentlich bei. Es kann nicht genug empfohlen werden. Die Red.

Nur im ganzen der Natur, im ganzen der Geschichte der Menschheit suchte er von jetzt ab Gott zu erkennen oder zu ahnen, und die höchste Vollkommenheit, das höchste Glück des Menschen schien ihm mit Adam Ferguson zu sein: die Absichten der göttlichen Vorsehung im ganzen zu begreifen. So beginnt seine erste Prüfungsarbeit „Philosophie der Physiologie" mit den Worten: „So viel wird, denke ich, einmal fest genug erwiesen sein, daß das Universum das Werk eines unendlichen Verstandes sei und entworfen nach einem trefflichen Plane. So wie es itzt durch den allmächtigen Einfluß der göttlichen Kraft aus dem Entwurfe zur Wirklichkeit hinrann und alle Kräfte wirken und ineinander wirken gleich Saiten eines Instrumentes, tausendstimmig zusammenlautend in einer Melodie: so soll der Geist des Menschen, mit Kräften der Gottheit geadelt, aus den einzelnen Wirkungen Ursach und Absicht, aus dem Zusammenhange der Ursachen und Absichten all den großen Plan des Ganzen entdecken, aus dem Plane den Schöpfer erkennen, ihn lieben, ihn verherrlichen; oder kürzer, erhabener klingend in unseren Ohren: der Mensch ist da, daß er nachringe der Größe seines Schöpfers, mit eben dem Blicke umfasse die Welt, wie der Schöpfer sie umfaßt — Gottgleichheit ist die Bestimmung des Menschen. Unendlich zwar ist dies sein Ideal, aber der Geist ist ewig. Ewigkeit ist das Maß der Unendlichkeit, das heißt, er wird ewig wachsen, aber es niemals erreichen."

Diese Worte sind gewiß nicht irreligiös, aber sie zeigen doch klar eine Lossagung von der herrschenden Kirche. Was Schiller ihr entfremdete, war im wesentlichen, glaube ich, ein vierfaches: erstens die Unduldsamkeit und Verfolgungssucht der Hierarchie, die ihm zuerst wohl in Rousseaus Verfolgungen vor die Seele getreten war, zweitens die starre Dogmatik der Kirche, die der menschlichen Vernunft Schranken setzen und die Freiheit der Forschung hemmen wollte, drittens die Annahme eines bösen, gottfeindlichen Prinzipes im Menschen seitens der Kirche, während er überzeugt war, daß die Liebe zum Guten eigentlich dem Menschen das Natürliche, allein Gemäße sei, und endlich viertens ließ sein Begriff der Tugend nicht zu, daß sie durch Aussicht auf Lohn oder Strafe im Diesseits oder Jenseits angereizt werden dürfte.

In der Darstellung der Inquisition sollte sein Don Carlos „die prostituierte Menschheit rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger stellen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bisher nur gestreift hat, auf die Seele stoßen". Die spanische Inquisition erschien ihm als eine „Schändung der Vernunft", als „Mord der Geister". Auch in seinem Jugendgedichte „Rousseau" brauchte er die stärksten Ausdrücke über die Verfolger des „großen Dulders", denen zum Trotz er ihn einen Christen nennt. Aber so heftig er die Vertreter

der Kirche in diesem Gedichte angreift, so begeistert preist er in ihm andererseits die Himmelstochter Religion:

„Welten werden durch dich zu Geschwistern,
Und der Liebe sanfte Odem flüstern
Um die Fluren, die dein Flug begrüßt."

Kirchentum und Religion erscheinen ihm so wenig identisch, daß er sie öfters geradezu in Gegensatz stellt:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion."

Die Kirchen schienen ihm die Religion, indem sie sie in Dogmen zu fassen suchten, zu verknöchern und in Fesseln zu schlagen: „Wir können bei Beurteilung politischer Anstalten als eine Regel festsetzen, daß sie nur gut und lobenswürdig sind, insoferne sie Fortschreitung der Kultur befördern oder nicht hemmen. Dieses gilt von Religions- wie von politischen Gesetzen: beide sind verwerflich, wenn sie eine Kraft des menschlichen Geistes fesseln, wenn sie ihm in irgend etwas Stillstand auferlegen. Ein Gesetz zum Beispiel, wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensschema beständig zu verharren, das ihr in einer gewissen Periode als das vortrefflichste erschienen, ein solches Gesetz wäre ein Attentat gegen die Menschheit, und keine noch so scheinbare Absicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchste Gut, gegen den höchsten Zweck der Gesellschaft gerichtet."

Die unbedingte Freiheit des menschlichen Geistes, zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden zu wählen, sah er aber auch gerade darin, daß er von vornherein nicht zum Bösen neige, daß seine Sinne ihn zwar in Versuchung führen, Böses zu tun, er aber das Böse nie um des Bösen willen tue, wohl aber von Natur das Gute um des Guten willen liebe.

Er sah das Böse als eine Krankheit des Menschen an, als einen Widerspruch mit seiner eigentlichen Natur: „Mögen noch so viel Eiferer und ungedungene Prediger der Wahrheit von ihren Wolken herunterrufen: der Mensch neige sich ursprünglich zum Verderblichen, ich glaub' es nicht."

Was aber endlich Schiller besonders an der Kirche seiner Zeit verdroß, war die beständige Hinweisung auf Vergeltung im Jenseits, auf die Höllenstrafen und auf ewigen Lohn. Ihm hatte die Tugend eigenen Wert, und das Gute war in seinen Augen nur gut, wenn es aus freier Liebe zum Guten getan wurde, ohne den eigennützigen Zweck, damit zugleich Lohn im Diesseits oder Jenseits erwerben zu wollen.

Denselben Gedanken hatte er schon in den philosophischen Briefen ausgedrückt: „Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Gedanken

an Unsterblichkeit auslangt, die auch auf Gefahr der Vernichtung das nämliche Opfer wirkt."

Nicht verschweigen mag ich, daß Schiller freilich nicht ganz folgerichtig diesen Gedanken vertreten hat. Wer unter den Menschen wäre auch in der Darstellung seiner Religion bis auf jedes Wort konsequent! Die wechselnden Stimmungen ringen miteinander, und alte liebe Bilder der Kinderzeit steigen wieder auf, gewinnen wieder Bedeutung, und nicht minder wirkt der Kreis derer, zu denen man spricht, in deren Seele man sich hineindenkt.

Natürlich sind Stellen aus den Dramen immer nur behutsam als Belegstellen für des Dichters eigene Gesinnungen heranzuziehen. Oft drücken sie naturgemäß nur die Meinung des bestimmten Charakters der dramatischen Person aus. Wenn zum Beispiel die Himmelskönigin der Johanna d'Arc verkündet: „Die hier gedienet, ist dort oben groß", oder wenn Pastor Moser dem Franz Moor die Schrecken des himmlischen Gerichtes beweisen will, so sind ihre Worte aus der Situation heraus, nicht als Ansichten des Dichters gesprochen. Anders aber steht es wohl mit dem Gedichte „An die Freude", das vielleicht sogar in bewußtem Gegensatze zum oft mißverstandenen Gedichte „Resignation" gedichtet worden ist. Hier heißt es geradezu:

„Duldet mutig, Millionen,
Duldet für die beſſ're Welt.
Droben über'm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen."

Schillers Gottheit ist Huld und Erbarmen. In der Freude erst glaubt er ihren sanften Odem zu spüren, in ihr erst fühlt er dankbar, daß Gottes Wesen nur Liebe sei, daß er allen Sündern vergebe, daß keine Hölle mehr sei, daß die Liebe in alle Ewigkeit alle Menschen zur Glückseligkeit führen müsse.

Auch äußerlich war Schiller nicht kirchlich. Als er in Weimar noch einmal wieder den Gottesdienst besucht hatte, um Herder zu hören, schrieb er an Körner: „Herders Predigt hat mir besser als jede andere, die ich in meinem Leben zu hören bekommen habe, gefallen — aber ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß mir überhaupt keine Predigt gefällt. Das Publikum, zu welchem ein Prediger spricht, ist viel zu bunt und zu ungleich, als daß seine Manier eine allgemein befriedigende Einheit haben könnte, und er darf den schwächlichen Teil nicht ignorieren, wie der Schriftsteller. Was kommt also heraus? Entweder er gibt dem Menschen von Sinn Alltagswahrheiten oder Mystik zu hören, weil er dem blödsinnigen opfern muß — oder er muß diesen skandalisieren und verwirren, um den ersten zu unterhalten. Eine Predigt ist für den gemeinen Mann — der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Heuchler."

Den wahrhaften Körner konnte auch dieser letzte Trumpf nicht abschrecken, dem übereilten Worte des Freundes hier auf das entschiedenste zu widersprechen. Sicherlich gilt für den Prediger in gleicher Weise, was Schiller von dem echten Volksdichter rühmt, daß er die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringen, Kopf, Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft im harmonischen Bund beschäftigen und, bei aller Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unserer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte notwendig macht, gleichsam den ganzen Menschen wieder in uns herstellen könne. Gewiß werden wahre Volksdichter, wie wahre Volksprediger zu allen Zeiten selten sein, aber gerade beim Lesen Schillerscher Schriften habe ich oft im stillen erwogen, in wie hohem Maße er es verstanden haben würde, gewaltig zu predigen, wenn der Lieblingswunsch seiner Kinderjahre ihm gewährt worden wäre, ein Geistlicher zu werden. Denn durch seine Schriften weht der Schwung des gottbegeisterten Redners mehr als durch die Werke irgendeines anderen deutschen Dichters, und sein hohes Pathos und die unzähligen bewußten oder unbewußten Anklänge seiner Sprache an die Sprache der Bibel sind dem Tone der Predigt verwandt. Und trotz seiner Unkirchlichkeit, die ich nicht verschleiert habe, die aber in Wahrheit gar kein Gegensatz zur Religiosität ist, war er im tiefsten Grunde des Herzens eine hervorragend religiöse Natur, voll wahrer Demut vor dem erhabenen Gott, voll innigster Liebe zu seinen Mitmenschen und voll unablässigen Eifers, in sich selber das Göttliche darzustellen und dem Vollkommenen nachzujagen. Sein wahrhaft frommes Streben war darauf gerichtet, die Gottheit in seinen Willen aufzunehmen und sich dem Gotte, den er meinte, zu nähern. Und diesem Ziele ist er, soweit Menschen richten können, so nahe gekommen, wie wenig Sterbliche.

Die Freiheit des Geistes, der Vernunft, scheint ihm das eigentliche Wahrzeichen des Menschen zu sein, sie galt ihm als das größte Geschenk Gottes an die Menschheit und zugleich als das Siegel der Erhabenheit der göttlichen Schöpfung:

„Sehen Sie sich um
In seiner herrlichen Natur! Auf Freiheit
Ist sie gegründet — und wie reich
Ist sie durch Freiheit!“

In der Abhandlung über das Erhabene heißt es: „Die Freiheit in allen ihren moralischen Widersprüchen und physischen Übeln ist für edle Gemüter ein unendlich interessanteres Schauspiel als Wohlstand und Ordnung ohne Freiheit, wo die Schafe geduldig dem Hirten folgen und der selbstherrschende Wille sich zum dienstbaren Glied eines Uhrwerkes

herabsetzt. Das letzte macht den Menschen bloß zu einem geistreichen Produkt oder glücklichen Bürger der Natur; die Freiheit macht ihn zum Bürger und Mitherrscher eines höheren Systems, wo es unendlich ehrenvoller ist, den untersten Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reigen anzuführen.

Und eben weil die Liebe auf der Freiheit ruht und nur freie Hingabe ist, stand ihm die christliche Religion, die Religion der Liebe, hoch über allen anderen Religionen: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir nur deswegen so niedrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakter des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantschen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion.“

Es drängt sich mir die Frage auf, ob nicht die christliche Kirche wohl daran getan hätte und wohl daran täte, diese Auffassung der christlichen Religion zu der ihrigen zu machen und anstatt den Glauben an eine Lehre als Maßstab zu nehmen, die freie Neigung zur Nachfolge Christi, die schöne Sittlichkeit als Kennzeichen des wahren Christen anzuerkennen. Schiller war mit Lessing der Ansicht, daß Ergebenheit in Gott von unserem Wähnen über Gott so ganz und gar nicht abhänge. Er war ein Christ wie kaum ein besserer Christ gewesen ist, nur daß er zu seinem Christentum durch sein Gefühl für das Sittlich-Schöne und nicht durch die Kirchenlehre geführt worden ist.

Die Bibel hat zuerst die Gefühle für das Erhabene und für die Liebe zum Guten in ihm erweckt, und dauernd hat er sie mit Ehrfurcht angesehen, wenigstens in den Abschnitten, wo sie naiv ist. Seine Gesinnung wie seine Sprache sind von der Bibel bis in die tiefsten Tiefen beeinflußt worden. Theologischen Problemen nachzugrübeln, lag ihm fern. Eines aber stand ihm fest:

„Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.“

Diesen Gott, eben weil er hoch über der Menschen Gedanken webt, zu begreifen, gab er demütig auf, aber er fühlte ihn und strebte darnach, vollkommen zu werden wie er, wenn auch mit der Gewißheit, seine Totalität nie

zu erreichen. Nur in der Liebe ihm wenigstens nachzueifern, ist dem Menschen freigegeben, und aus den Banden der Wirklichkeit, aus der Angst des Irdischen in das Reich des Ideals, in das Reich des rein Geistigen zu dringen. Nicht Herr, Herr zu sagen, noch einzelne gute Werke zu tun, sondern in Gott zu leben, zu weben und zu sein, Gott in sich selbst Mensch werden zu lassen oder den Menschen in sich zu Gott hinaufzuläutern, heißt ihm Religion.

Treffend sagt Schillers Biograph Hoffmeister: „Viele tragen den größten Teil ihrer Religion im Gedächtnis, im Lehrgebäude, in übernommenen Worten — aber wessen ganzes Leben von Religion durchdrungen und geweiht ist, was braucht der noch all das? — An religiösen Ansichten ist unter uns allenthalben Überfluß und auch an dem rechten Glauben fehlt es nicht, hier aber haben wir eine religiöse Natur, und zwar im Bunde aller sonstigen Kräfte, und nicht auf Unkosten der Eigentümlichkeit."

Die Aufhebung der Pflicht durch die Neigung gilt Schiller als Religiosität:

„Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz —
O, dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld!
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir.
Jenes Gesetz, das mit eh'rnem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du tust, was dir gefällt, ist Gesetz.
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort:
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt."

So wirkte Schillers eigene Persönlichkeit auf alle Menschen, die mit ihm in Berührung kamen, wofür man schon oben viele Zeugnisse erbracht hat, von denen ich nur das des jungen Heinrich Voß hier wiederhole: „Die menschliche Seite war in diesem Göttlichen die göttlichste." Und noch ein Wort Karoline von Wolzogens will ich hinzufügen: „Wahrheit und Liebe waren die Religion seines Herzens; Streben nach dem Reinsten auf Erden und nach dem Unendlichen und Ewigen ihr Erzeugnis, das eigentliche Leben seines Geistes, der, obgleich nicht lange auf der Erde weilend, doch in allen für das Höhere empfänglichen Gemütern die Überzeugung zurückließ, wenige seien edler gewesen, wenige haben reicher und nachhaltiger gewirkt, wie er."

Das letzte Drittel seines Lebens war er dem Leiden, war er dem Tode vertraut, dem er mehr als einmal gefaßt entgegensah. Eine feste Hoffnung auf ein jenseitiges Leben in nachgesprochenen Vorstellungen erleichterte ihm die Todesgedanken nicht. Einen Lohn für seine Leiden hier oder auch nur eine Ausgleichung zu erwarten, lag ihm fern. Und

doch lehnte er den Gedanken nicht ab, daß wir zu etwas Besserem geboren seien und ein unvergängliches Haus unser warte, nur eben nicht als Lohn:

„Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schöner'm Los."

„Der Tod", sagte er zu Karoline von Wolzogen, „kann kein Übel sein, da er etwas Allgemeines ist." Und der Allgemeinheit, der Allheit, dem Ganzen des großen Weltplans Gottes anzugehören und zu dienen, war ihm der eigentliche Zweck des Lebens. Das Edle, das Treffliche, rankt sich mit seinen Taten an das Leben an, und so ist „jedem Verdienst eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgetan, zu der wahren Unsterblichkeit, wo die Tat lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte." Und so wollte er unsterblich leben als ein Glied im großen, unendlichen Ganzen:

„Vor dem Tode erschrickst du? Du wünschest unsterblich zu leben?
Leb im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt."

Als Friedrich von Stolberg in seiner starren Orthodoxie Schillers Götter Griechenlands mißverstanden und den Dichter zu einem Gottesleugner gestempelt hatte, war Schiller empfindlich bewegt. Nie hat er dem Stolbergschen Angriff eine Berechtigung zuerkannt, aber wie er mit den Jahren immer duldsamer und milder wurde, überarbeitete und tilgte er bei der Sammlung seiner Gedichte die schroffen Stellen des Gedichtes, um das Heilige in keinem Menschenherzen zu verletzen.

Ebensowenig aber wie mit der Orthodoxie konnte er mit der nüchternen, verstandsmäßigen Aufklärung sympathisieren. Sie schien ihm die Religion, die ihren Ursprung im Gefühle und nicht im Verstande hat, zu vernüchtern und zu ertöten. Daher wünschte er, daß der Gottesdienst durch die Kunst, durch die Musik, wieder vergeistigt werde: „Berlin hat in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfnis. Jetzt, in Zeiten des Unglaubens, ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen. Es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es zu sein bestimmt ist."

Von solcher religiösen Freiheit und Wärme aber sind Schillers Schriften voll und übervoll. Alles Wirkliche, Vergängliche weiß er in das Ideale zu erheben, zu vergeistigen und zu verklären, und ob er selbst auch allem Mystizismus fern stand, wußte er doch, wo er das Mystische der Religion, wo er die Wunder und Sakramente erwähnt und darstellt, wie vor allem in der Jungfrau von Orleans und in der Maria Stuart, dem Heiligen eine unübertreffliche Würde und Weihe zu

geben. So hoch hat er die sittlichen Ziele der Menschheit gestellt, daß alles Gemeine hinter ihm bleibt und er nur auf der Menschheit Höhen wohnt. Und so hebt er seine Hörer und Leser von dem Gemeinen stets ins Geistige und ins Göttliche hinauf. Goethe erinnerte er an Christus und an den Sämann, der ausging zu säen.

Was er von der Glocke gerühmt hat, erfüllen uns auch seine Dichtungen. Sie leihen, wie eine Stimme von oben, nur ewigen und ernsten Dingen Ausdruck, begleiten mit dem gewaltigen Schwunge ihrer Klänge des Lebens wechselvolles Spiel und lehren uns, daß nichts bestehe, daß alles Irdische verhallt; und alle seine Schriften quollen hervor

„Aus jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.“

Eine Predigt über Schillers Räuber.

Gehalten in der Ansgariikirche zu Bremen.

Joel 3, 1: — und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen.
2. Kor. 3, 6: Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.

Der Herr, in dessen Namen wir hier versammelt sind, der heilige Christusgeist voll Licht und Kraft und Frieden weihe uns diese Stunde der Andacht.

Liebe Gemeinde! Schillers Räuber-Dichtung auf der Kanzel? — — so mag heute vielleicht mancher fragen, der neulich für das Gotteswort in seinem Gedichte „Die Künstler“ wohl ein Ohr gehabt hat. Dieses aus leidenschaftlich erregter Jünglingsseele unter Donnern und Wettern hervorgebrochene Erstlingsdrama mit all dem Ungeklärten, was die schäumenden Fluten an Derbheiten aus dem Brausesinn und der Kraftsprache der Karlsschüler und aus dem ans Zynische grenzenden Gedankenaustausche der jungen Mediziner mit sich führen, der Inhalt einer Predigt? Es ist diese Jugendpoesie ja gewiß eine Großtat des Genius gewesen und bei allem, was man im einzelnen dagegen einwenden mag, ist und bleibt sie eine Offenbarung gewaltiglicher Schönheit. Aber ist sie damit schon ein Wort Christi an das deutsche Volk? Ein Ausdruck heiliger Glaubenswahrheit für Herz und Leben seiner Gemeinde? Ist denn dieser Karl Moor in seinem Tun und Lassen irgendwie ein das sittliche Streben ansprechendes Vorbild für unsere Jugend?

In seinem Tun und Lassen sicherlich nicht. Gott behüte unsere junge Männerwelt vor dieser Nachfolge! Eine mit übermütigen Jugendstreichen, zwar in Harmlosigkeit, aber auch in Zwecklosigkeit vergeudete

Studienzeit. Ein leichtsinniges Dahinleben in völligem Vergessen der Seinen und in tollem Schuldenmachen. Auf der Flucht vor seinen Bedrängern dann in phantastischen Plänen ein abenteuerndes Herumtreiben, berauscht von großen Gefühlen und schönen Freiheitsworten ohne Vernunft des Handelns, ohne ernstes Streben. Aus diesem höheren Vagabundentum in den böhmischen Wäldern, das einige seinesgleichen mit ihm teilen, wird nun im Handumdrehen durch den Einfluß eines bösen Elements unter ihnen Gewalttat, Raub und Mord. Bei Karl Moor allerdings nicht aus gemein verbrecherischen Motiven, sondern aus Erbitterung gegen das Unrecht der Menschen, besonders gegen den Vater, der — nach dem Lügenbriefe des Bruders — den flehentlich Abbittenden grausam verstoßen hat. Er redet sich hinein in die Rolle eines göttlichen Werkzeugs, berufen, den Frevel einer faul gewordenen Gesellschaft zu rächen. Die Vorsehung habe den verwickelten Knäuel ihres Geschickes zu großen Zwecken aufgerollt, ihr Räuberhandwerk geadelt und sie zu den „schrecklichen Engeln seines finsteren Gerichtes“ erkoren. Von solchen Wahngefühlen getragen, paart er Wohltaten edler Gesinnung mit Vernichtungstaten blutigen Zornes. Auf der abschüssigen Bahn kommen ihm da wohl Augenblicke der Ernüchterung, wo er in die Untiefen der nicht gewollten Folgen seines Unterfangens blickt, und seine Seele leidet oft unter diesem Treiben. Aber das erhitzt ihn nur noch mehr. Unter dem unentrinnbaren Zwange der Verhältnisse verrennt er sich immer weiter, bis er endlich vor dem Sonnenblicke des höchsten Glückes zum klaren Bewußtsein über sich selbst erwacht. Seine Taten stehen fluchend wider ihn auf: er wollte „die Welt durch Greuel verschönern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht halten“, er ist zerfallen mit der sittlichen Weltordnung — ein verfehltes Leben, ein heillos verwüstetes Dasein!

Und trotz dieser traurigen Verirrung, die ja jeder verurteilen muß, blickt, so oft das Drama über die Bühne geht, unsere deutsche Jugend — gerade der beste Teil derselben — zu dem Räuber auf in unverkennbarer innerer Zustimmung. Es ist doch etwas an ihm, was ihr Empfinden magnetisch zu ihm hinzieht. Was sie bewundert, was sie an ihm liebt und verehrt. Ein verwandter Zug, ein naturbedingtes Großes und Herrliches, wie ein göttlich Gewolltes sie anmutend. Hier trifft das Pauluswort zu, auf das im voraus hingewiesen wurde: Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig.

Ja, was in der Dichtung unmittelbar vor uns steht, die Handlungsweise des Jünglings und die ihr zugrunde liegende Welt der Gedanken und Stimmungen so, wie sie eben in ihm sich verkörpert, führt zum Untergange. Dieser überspannte Freiheitsbegriff, solche verwegene Selbsthilfe, seine zuchtlose, zornige Leidenschaft, seine ungerecht

harte und dabei nur das eigene jugendliche Ich zum Maßstabe nehmende Auffassung der Menschen und Dinge, dies alles so genommen, wie es da steht, wäre eine gefährliche Irreleitung. Wollte sich einer davon bestimmen lassen und so oder so Karl Moors Wegen folgen, der verfiele dem Elend und dem Verderben. Der Buchstabe tötet. Aber ist denn dieser Buchstabe schon die Gestalt? In selbiger nichts sehen als den Räuber mit seinen Verfehlungen und Verkehrtheiten, als wäre das der ganze Inhalt dieser dichterischen Schöpfung, ist Kleingeisterei, seelische Kurzsichtigkeit. Man muß imstande sein, durch alle diese Verzerrungen hindurchzusehen auf das innerste Wesen des jungen Grafen, ja mehr noch, hindurch durch das innerste Wesen des Helden mit all seiner Unfertigkeit, Übereilung und Selbsttäuschung, überhaupt durch alles Anstößige und jugendlich Unbändige dieser Räuberdichtung hindurch, auf das, was hinter dem allem steht als der Geist der Dichtung, auf den alles durchatmenden Sinn und Geist der jungen Dichterseele — dann gewahrt man in der Tragödie der Selbstzerstörung ein lebensgewaltig Triumphierendes: ein großes Gesicht, das dem jungen Schiller aufgegangen ist, als er, der noch Weltferne, doch schon mit dem Tiefblicke des Propheten hineinschaute in das Leben und Weben der deutschen Volksseele.

Meine Freunde! Der Römer Tacitus hat einst vor 1800 Jahren in seiner „Germania" dem in ausschweifender Weltseligkeit abgelebten Wesen seines Volkes das seelisch noch so frische Wesen unserer Vorfahren gegenübergestellt. In der Furcht und in der Bewunderung des Feindes hat er darin verschiedentlich auch das Aussehen der jungen Germanen geschildert. Und da ist es gezeichnet, als ob er unseren Schiller vor sich gehabt hätte: der mächtige Wuchs, die ragende Gestalt, der lange Hals mit dem stolz erhobenen Herrscherhaupte, das rötlich blonde Haar, die blauen Augen und, was dem Römer am meisten auffiel: die oculi truces. Wir schlagen das lateinische Wörterbuch nach, da lesen wir: der trotzige Blick der Augen. Ja, aber der Trotz ist doch nicht der vollgenügende Ausdruck für das, was der Römer dunkel fühlte, als er von den oculi truces seiner Feinde sprach. Und dunkel konnte er es auch erst fühlen. Denn um was es sich hier handelt, das führte damals noch ein gebundenes Dämmerleben in der deutschen Brust. Es ist erst recht lebendig geworden, hat Kraft und Inhalt gewonnen, hat reich und schön sich entfaltet, seitdem der Heiland der Welt seine Verbindung eingegangen ist mit germanischem Wesen. So nun hat es dann unser Schiller geschaut, er, dessen Sinn und Herz, von dem christlich frommen Lebensgeiste seines Hauses geweckt, sich lange an dem Urmächtigen, Siegstarken, Welttrotzenden des Klopstockschen Messiasbildes genährt hatte. So hat er es in sich erschaut, sein eigenes Wesen, das Geist vom

Geiste dieses deutschen Christus war, und hat es in seine Jugenddichtung, in seinen Karl Moor hineingeliebt — oculi truces — die heiligen Zornaugen des deutschen Jugendidealismus.

Das ist nach dem Dichter ein Dreifaches:

Zunächst der hochgemute Seelensinn, der, ob er auch in schäumender Jugendlust eine Zeitlang durch die Nichtigkeiten des Lebens dahinschwärmt, als fände er daran sein Genüge, sich doch nicht zufrieden gibt mit der materiellen Welt, ihren Gütern und Genüssen, daß dieses leere Treiben wirklich sein Höchstes, sein Alles werden könnte. Der sich auch nicht gefangen gibt dem brutalen Machtgebote der Konvention, die unbedingte Unterwerfung fordert unter das, was nun einmal Sitte und Brauch der Gesellschaft geworden ist, daß er etwa willenlos alles mitmachen, feige alles gutheißen sollte, was in diesen Lebenseinrichtungen roh, hart und ungerecht ist. Der Sinn, der sich nicht täuschen läßt vom blendenden Schein, hier von feiner Bildung und vornehmem Wesen, dort von Tugendgeschwätz und heuchelndem Frommtum, und der die Fäulnis fühlt, die darunter liegt und auch ihn hineinziehen will in ihre Sumpftiefen. Der aber ebenso wenig sich beirren läßt von dem Schlechten im eigenen Kreise, und brächte es ihm auch noch so viele Vorteile. Er weiß, daß aller Erdgewinn kein Ersatz ist für den Schaden an der Seele. Und meine Seele will und muß ich mir behaupten! Die soll die Welt nicht unterkriegen. Die sollen die Menschen nicht hineinzerren in ihre Erbärmlichkeiten! Es soll ihnen nicht gelingen, mich zu einem der blutlosen Schatten, diesen lebendig Toten zu machen, den armseligen Massenexistenzen ohne Persönlichkeitswert und Selbstgehalt! Und versucht man es, dann leuchten der Seele Augen auf, und mit diesen oculi truces der inneren Empörung stößt der bessere Sinn das Weltgewirr, das glänzende, lockende, der Jugend Torheit, des Lebens Versuchung von sich und stemmt sich gegen sich selbst und seine Umgebung an und schnellt sich mächtig empor, daß er siegreich darüber zu stehen komme.

Seht, das ist Karl Moor, nicht sein äußeres Sichgeben, aber ein Bild seines inneren Wollens, Sehnens und Ringens — das ist die Stoß- und Schnellkraft der Seele, die der Eleve der Karlsschule im Dichten dieser Gestalt gewonnen hat — ein Glaubensbekenntnis, aus Jesu tiefster Tiefe stammend, ein Lebendigwerden seines Glaubens. Was liegt daran, daß in diesen Tagen so mancher dogmatische Glaubenslehrsatz ihm hinfällt? Sein Glaubenssinn richtet sich kräftig auf. Und in dieser Stellung hoch über Versumpftheit, Oberflächlichkeit und Unwahrheit, die den ins Leben Hinaustretenden dann umgeben sollte, stand er da so arm wie seine Studenten in den böhmischen Wäldern, bald ein Flüchtling, der alles verloren hat, gehetzt und umhergetrieben wie seine

Räuberschar, und doch so reich in dem, was seine Brust erfüllt. Verstoßen und verachtet, gering und niedrig, nichts bedeutend, würde er es bei seinen Geistesgaben mit Leichtigkeit in der Hand haben, bald viel zu bedeuten, wenn er nur lassen wollte diesen Protest gegen die unidealische Welt. Doch der ist ja gerade sein Seelenadel! Nein, nimmermehr! — das sagen diese Trotzaugen des deutschen Jugendidealismus.

Es sind das wohl Träumeraugen. In Welterhabenheit die Augen des Adlers, der in die Sonne schaut. Da zieht unten das Leben hin, manches wird nicht ausgenutzt, manches Notwendige versäumt, Pflichten der Liebe bleiben unerfüllt, Karl Moor in Leipzig. Aber weltverloren sind diese Augen nicht, sie spinnen sich nicht in sich selber ein. Wenn der Adler sich satt getrunken hat an dem Lichte des Himmels, regt er seine Schwingen der Erde zu: der hohe Seelensinn wird zum großen Tatensinne. Es ist zu viel Kraft in ihm, als daß er sich entschließen könnte, Welt und Leben sich selbst zu überlassen. Zu viel frische Regsamkeit, um es zu dulden, daß nach dem Wunsche der Lässigen, die sich nicht anstrengen möchten, und nach dem Willen der Berechnenden, die dabei gut fahren, alles beim Alten bleiben sollte. Zu viel auch von dem heiligen Ernst, der sich nicht zu beruhigen vermag mit den schönen und dabei so unfruchtbaren Redensarten eines schreibseligen Zeitalters. Dieser Tatensinn ist ein Feind derer, die, Reformatoren mit dem Worte, ein Besserwerdenmüssen immer im Munde führen, aber zu kräftigem Eingreifen sich nie aufraffen. Zuwider sind ihm die Menschen mit dem Vergangenheitsblicke für gewesene Größe, aber ohne Geist und Mark zu neuer Wertbildung. Er haßt die Kampfscheuen, die Blut und Wunden nicht mit ansehen, aber am Unglücke ihres Nächsten sich weiden können. Zornmütig blickt Schiller im Karl Moor auf alle träge, energielose Wesen, auf ein unmännliches, zum Schaffen unfähiges Geschlecht, wo die Seelenkraft erlahmt ist im Staubgewühl nach Kleinigkeiten. Mit dem Zorne des Schöpferwillens blickt er auf seine Gegenwart hin, mit dem Schöpfergrimme, der das Starre, Tote nicht ertragen kann, der es schütteln und aufrütteln möchte wie Lenzessturm und es beleben möchte mit dem Odem seiner ungeheuren Kraft, mit dem, was sprühend im eigenen Innern arbeitet. Ja, das tobt, das gärt in ihm, ein ungestümes Leben, manch Ungereiftes, Unfertiges, ein ungeduldiges Wollen ohne Maß und Einschränkung, ohne den Glauben, der sein Werk bei allem Dransetzen seines besten Vermögens doch in stiller Gelassenheit dem Walten der Vorsehung anheimstellt. Und dennoch ein Glaube, ein gewaltiger, herrlicher Glaube! Ein vertrauensfroher Glaube an das Große, daß es werden und gelingen muß! Ein selbstgewisser Glaube an den Gott in der Brust, an die eigene Größe und Schöpfer-

kraft, daß ihr die Zukunft übergeben ist, daß sie bestimmt ist, das Werdende aus dem Chaos zu rufen — das ist es, was da jauchzend aufleuchtet aus den oculi truces des deutschen Jugendidealismus!

Freilich ein sehr gefährliches Gut dieses starke Selbstgefühl, dieses nach Taten drängende Berufungsbewußtsein. Wehe, wenn es sich nicht mit Demut paart! Und hier scheiden sich nun die Wege Schillers und Karl Moors vollständig! Ein anderer der, der da dichtete, ein anderer der, den er gedichtet hat. Mit Ehrfurcht erfüllt uns der Anblick seines Arbeitens an diesem Drama, eine wahre Demutstat. Das war kein leichtes, schnelles Hinwerfen, wozu der reichbegabte jugendliche Geist wohl hätte versucht sein können. Vielmehr durch das ganze letzte Jahr hin unter den so viel Zeit und Kraft fordernden Aufgaben seines Studienabschlusses, neben und unter all diesen Pflichten, bei Tag und Nacht, wo er ging und stand, ein Bohren und Heben, ein Graben und Umwälzen in heißester Seelenmühe. Getragen von der Verantwortlichkeit seiner Dichtung, beseelt von dem Meisterdrang des Vollkommenheitsstrebens sein ganzes Innenleben in Spannung, in tiefster Erregung — erregt durch das unablässige sittliche Ringen mit sich selbst und durch das Hineinbilden der immer mehr sich aufklärenden Persönlichkeit in sein Werk — so hat er in edler Hingabe, fortwährend dem heiligen Werdewillen des Genius lauschend, nur darauf bedacht, der hohen Stimme zu gehorchen, und deshalb alles Widersprechende und Widerstrebende seines Wesens zum Opfer bringend, sich den schöpferischen Gottesgewalten eingeordnet. Solch ein Schaffen des Künstlers ist wahrlich eine Tat frommer Gottesunterwerfung!

Von dieser Demut weiß Karl Moor nichts. Da ist kein Streben, sich dem großen Auftrag, den er in sich zu finden glaubt, in ernsten Charaktertaten sittlicher Selbstzucht entgegenzuläutern. Kein Achten auf höheren Willen, daß er erst fragen sollte, was denn die schöpferischen zeitgestaltenden Mächte vorhaben und vorschreiben und wie sie in den ewigen Gottesordnungen aus dem Alten das Neue herauszubilden lehren, — daß er es sich nun angelegen sein ließe, mit diesen Weisungen der leitenden Vorsehungsgedanken in enger Fühlung zu bleiben und ihnen sein Tun und Lassen unterzuordnen. Ohne jegliche Berechtigung eigenen inneren Vollbringens macht er sich zum Gebieter über das Leben, will richten, strafen, lenken und gestalten, will stürzen und erneuern, wo er noch nichts ist, nichts an sich selbst geleistet hat. Und was noch schlimmer ist, ohne irgend welche Geneigtheit, sich dem Walten des schöpferischen Geistes als gefügiges Organ einzugliedern, rollt er vielmehr alles und jedes Gesetz unter seine Füße. In solcher frevelhaften Überhebung verfinstert sich seine Seele. Infolgedessen brechen die bösen Geister der Zerstörung ein. Verbitterung, blinder Haß und wilde Leidenschaft gewinnen

immer mehr die Oberhand, reißen ihn im Taumel fort zu Taten, die seiner nicht würdig sind, und nun, in des Räubers Angesicht, beginnen die oculi truces zu erlöschen. Wohl steht er auch jetzt noch da mit trotzigen Augen, aber das ist nicht mehr der Trotz des heiligen idealen Sinnes.

Doch ob diese Augen der Seele auch erloschen zu sein scheinen, erstorben sind sie nicht. Sie haben ihren Sehnerv tief drinnen im Gemüt. Dieses Gemüt kann zwar wie in Todesschlaf versinken, aber ehe man sich's versieht, wacht es wieder auf. Denk an die herrliche Szene an der Donau! Das Bild der lieblichen Natur, der Friede der Wälder, die reichen Kornfelder, die untergehende Sonne, — das faßt den Räuber an, und seine Brust zerfließt in Wehmut. Es zieht ihn unwiderstehlich hin ins Elternhaus. Tritt aber der Deutsche wieder in sein Vaterhaus, tauchen die Erinnerungen der Jugend in ihm auf, werden die Gestalten seiner Lieben ihm wieder lebendig, dann ist es bei ihm geschehen um die Ruhe und Sicherheit des verhärteten Sinnes, dann hat der Böse in ihm die Schlacht verloren. Wildheit, Trotz, Groll und Auflehnung, die uneinnehmbaren Schanzen, brechen vor diesen Mächten aus der Tiefe in sich zusammen wie ein Kartenhaus. Aus seinem Gemüt heraus ist der Räuber überwältigt! Und aus seinem Gemüt heraus leuchten nun die verdunkelten Augen wieder auf, aber nun nicht mehr wie früher hinein in die unidealische Welt, nun brennen sie zornfunkelnd hinein in die eigene Welt: der Idealismus wird zum ernsten Richtersinn! In diesem Feuer der Gewissensprüfung erglüht des Lebens ganzer, weiter Umkreis, und nichts bleibt im Schatten verborgen, alles wird licht; nichts bleibt in der Vergessenheit vergangener Tage zurück, alles wird lebendig, unmittelbare, über ihn herfallende Gegenwart. Alle Unterlassungen und Vergehungen drängen hervor und werfen den Schleier schöner Verhüllung, freundlicher Entschuldigung, täuschender Berechtigung von sich. Nennen sich nun nicht mehr Tugend, Verdienst, erlaubtes und notwendiges Vornehmen, Ergebnis der Lage, Zwang der Verhältnisse, Ausführung dessen, was nicht anders sein konnte, erfüllte Aufgabe, kühnes Durchgreifen, Heldentat. Sie zeigen sich jetzt in ihrer wahren Gestalt, armseliges, törichtes, unlauteres Menschenwerk im unversöhnlichen Widerspruch zu dem Gottesgesetz des Innern, eine furchtbare, bis in die Lebenswurzeln reichende Verletzung dieses Innern. „Da stehe ich am Rande eines entsetzlichen Lebens!" Das die Summe von Karl Moors Dasein, ein niederschmetterndes Ergebnis, das ihm in weher Reue die Brust zerreißt, alles darin zerwühlt, nicht bloß sein bisheriges stolzes Hochgefühl, auch alle Lebenskraft und weitere Lebensfähigkeit vernichtet: in solcher Sünde hält er es nicht aus, in dem, was er geworden ist, kann ein Mensch wie er nicht mehr existieren! Nur eine Möglichkeit gibt es für ihn noch,

wieder zur Freiheit zu erstehen, seine Persönlichkeit wieder herzustellen, Frieden und Versöhnung zu finden: „Gnade! Gnade dem Knaben!" — ruft er zum Himmel empor und liefert sich freiwillig als ein Sühnopfer seiner Taten dem Schwert der irdischen Gerechtigkeit aus. So stirbt der Germane an den Feueraugen seines Idealismus.

Das ist das gewaltige Lied von den oculi truces der Schillerschen Räuberdichtung, das so erhebende und tief ergreifende Lied von den heiligen Zornaugen des deutschen Jugendidealismus. Steht es auch nicht in der Bibel, so ist es dennoch eine Christustat, eine Geistesoffenbarung des Herrn, der der Lebendige ist in der Seele unseres Volkes. Von ihm hat es der Dichter im genialen Schauen empfangen. Christus ist es, der in dem großen Gesichte dieser Poesie auch zu der Jugend unserer Tage reden will. Und fast möchte ich sagen, daß es für diese noch viel mehr bestimmt ist, als für das Jugendgeschlecht jener Zeit, daß der Geistessame, den der Heiland des deutschen Christentums darin ausgestreut hat, erst jetzt ganz ausgewachsen und ausgereift ist. Denn das Gegenbild des deutschen Idealismus, das Schiller hier aufstellt, dieser Franz Moor, dem in der rücksichts- und skrupellosen Frechheit seines Sichselbstdurchsetzens nichts, absolut nichts mehr heilig ist; der den Bruder vom Vaterherzen reißt und ins Elend stürzt, um sich in die Vorteile des Majorats zu bringen, und der, um möglichst schnell den Gewinn seiner Untat einzuheimsen, selbst den Vater noch grausam hinmordet; der in der zu Gemeinheit gewordenen Nüchternheit seines Sinnes den Vorhang wegzieht, den der Schöpfer vor die Vorgänge seiner heiligsten Werdetaten gebreitet wissen will; dem das Gewissen nur ein Lumpenmann ist, eine Vogelscheuche, die Sperlinge von den Kirschbäumen zu schrecken: — diese naturalistisch-materialistische Lebensanschauung, die auch keine Spur von idealistischen Regungen mehr hat, die über Glaube, Religion, Sittlichkeit, Liebe ihre Schmutzfluten gießt, den Menschen zum widerlichsten Genußtiere macht, sich selbst als Scheusal bewundert und den Kanon aufstellt: „Wozu ich mich machen will, das ist ganz meine Sache", da bin ich keinem Rechenschaft schuldig, jeder hat das Recht, zu sein und zu werden, was ihm beliebt; „Anspruch wird an Anspruch, Trieb an Trieb und Kraft an Kraft zernichtet; das Recht wohnt beim Überwältiger und die Schranken unserer Kraft sind unsere Gesetze" — diese brutale Herrenmoral ist ja damals nur die mehr still gehegte und vorsichtig ausgesprochene Auffassung einzelner gewesen. Heute ist sie die Macht des Tages geworden, die Weisheit, die von den Dächern gepredigt wird, der Geist, der durch die Massen wütet und an den Wurzeln der jungen deutschen Manneskraft frißt.

Und nun im Namen deines Schillers frage ich dich, Jugend der Gegenwart, willst du von diesem Geiste dich überwältigen lassen? Willst

du, deutsches Jugendherz, dein Heiligstes, die Bedingungen deiner Kraft, deiner Tüchtigkeit, deines Glückes an ihn verlieren? Im Namen Schillers, des Dichters deiner Liebe und Verehrung, rufe ich dir zu: Besinne dich auf dein Bestes, auf jenen Idealismus, den heute sein Jugendwerk dir in die Seele sprach. Laß in ihm deine Augen hell und trotzig aufflammen, daß nichts dieses Feuer erstickе, diese Gottesglut. Zünde es wieder an und suche, daß unter dieses Jahres weihevollem Gehalt es reich und schön wieder auflodere, falls Welt und Zeit es dir sollten überschüttet haben. Sei und werde wieder ein Idealist in Schillers Sinne. Das heißt fürwahr nicht ein Schwärmer sein, der auf Wolken wandelt, ein Romantiker und Phantast, ein für das praktische Leben unbrauchbarer Mensch. Dabei kannst du vollständig ein Realist sein, aufgeschlossen den Anforderungen und Notwendigkeiten des Daseins, den irdischen Interessen dieser Kaufmannsstadt, strenger, ernster Wissenschaft und auch den naturwahren Kunstbestrebungen der Gegenwart, ganz ein Moderner, und doch ein Herzensmensch von reiner, hoher Seele und ein Gewissensmensch mit gesundem, auf das Göttliche und Ewige gerichtetem und aus diesem schaffensfreudig sich entfaltendem Willen. So widersetze dich dem falsch-realen, naturalistisch-geistlosen Wesen, daß du, der Väter würdig, stark bleibest, so welttrotzend und weltüberwindend wie dein Dichter; daß du deines Gottes Heil und Leben in dir erfahrest und nicht auch einmal, gleich diesem Franz am Ende seiner Tage zusammenbrechen müßtest vor dem zerschmetternden Gerichte Gottes, wie er in der Frivolität seines Sinnes nicht mehr imstande, die rettende Hand zu ergreifen!

Auch unser Volksberuf fordert die Bewahrung dieser oculi truces des Schillergeistes. Nur ein Volk des Idealismus kann der Hort jener geistigen Kulturgüter sein, die Gottes Sohn der Welt geschenkt hat. Ohne Überhebung dürfen wir es wohl sagen: wir haben, durch unsere Naturanlage dazu begünstigt, der Vorsehung so lange diesen Dienst geleistet und auch wo wir es einmal nicht mehr wert waren, hat die Gnade unsers Gottes den Leuchter, den sie uns anvertraut hatte, nicht von uns genommen. Aber wunderbare Dinge geschehen in der Zeit. Im fernen Osten steht ein Volk auf, das, ob auch in einem vielfach uns fremdartigen, so doch durchaus echten Idealismus, großartige Krafttaten der nationalen Entfaltung vollbringt. Japan, längst dem Christentum aufgetan, wird in zwei bis drei Jahrhunderten, vielleicht noch viel eher, ein christliches Volk sein. Da wollen nun schon manche aus dem Nebel, der vor uns liegt, die Frage des Himmels vernehmen: Wer soll in Zukunft der Träger meiner Geistesschöpfung, meiner Lebensentwicklung sein, — in euch auch fernerhin der Germane oder aber einst der Mongole durch Japan? Vielen freilich klingt das seltsam, ein unmöglicher Gedanke, stehen wir ja doch gerade jetzt in einer seelenkräftigen Blüte des herrlich

hervortreibenden Lebens wie noch nie. Aber eine Blütenwelt kann eine Nacht verwüsten, und die Kulturgeschichte zeigt manches Beispiel für die durch eingefallenen Frost schnell abgestorbenen Lebenstriebe großer Völker. Der Frost kann bald da sein, wenn wir uns nicht in unserer besseren Natur behaupten, wenn wir an idealer Trutz- und Widerstandskraft einbüßen, wenn wir nicht das Schöne und Große unseres deutsch-christlichen Wesens mutig geltend machen wider die materialistische Flut im Engen und Weiten unserer Kulturwelt und dazu all unseren idealistischen Reichtum, ob er biblisch und kirchlich sei oder nicht, zusammenraffen, auch diesen Schillerschen Idealismus heilig sprechen und all das hüten als unser großes deutsches Glaubensgut.

So wollen wir uns denn von neuem fest und entschlossen um unseren Führer drängen. „Ach, daß der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte!“ tönt es durch die Räuberdichtung. Wir wissen einen, der mehr ist, als der Cheruskerfürst im Teutoburger Walde. Und der ist kein Toter, kein Flämmchen in der Asche — des Arminius großer Zeitgenosse, wie er auferstanden ist aus Israels Schranken; wie auch er Herr geworden ist der Römer, und nun der Unserige sich nennt; wie wir ihn dann, als er, aus dem Bann des Dogmas herausgetreten, sich uns zu erkennen gab als der Wirkende und Mächtige in unseres Volkes besten Geistern, nun erst von Herzen als den Unsrigen empfanden. Um diesen Christus wollen wir uns scharen. Sein sind wir, wenn wir in der heiligen Schrift vor dem Bilde des Meisters voll Andacht stehen; sein aber sind wir auch, wenn wir, wie in dieser gottesdienstlichen Stunde, uns von Deutschlands edlem Dichter wieder haben reicher machen lassen an hohem Seelensinn, an großem Tatensinn, an ernstem Richtersinn.

Und so rufen wir dich an, du Herzog unseres Lebens, ziehe dein Schwert, dieses Schwert, das keine Wunden schlägt im Kampfe der Zwietracht, das aber mächtig scheidet der Menschen Gedanken und Sinne. Richte es wider uns, wo im Herzen noch Leben ist, das, dir fremd und feindlich, böse, kalt und unwahr, kein rechtes, kein ewiges Leben ist. Ertöte in uns den alten Menschen, daß wir ganz die Deinen werden und in Liebe und Treue zu dir stehen und dein Reich dir bauen in unserem Volke, in aller Welt. Gib uns deinen Geist, deinen guten, heiligen Christusgeist, daß deine Ältesten Träume haben, in der Kraft deines idealen Lebens Träume unvergänglicher Jugend, und unsere Jugend laß deine Gesichte sehen. Amen.

Julius Burggraf.

Die berühmte Frau.

(Gedicht von Friedrich Schiller.*)

Beklagen soll ich dich? Mit Tränen bittrer Reue
Wird Hymens Band von dir verflucht?
Warum? weil deine Ungetreue
In eines Andern Armen sucht,
Was ihr die deinigen versagen?
Freund, höre fremde Leiden an,
Und lerne deine leichter tragen.

Dich schmerzt, daß sich in deine Rechte
Ein Zweiter teilt? — Beneidenswerter Mann!
Mein Weib gehört dem ganzen menschlichen Geschlechte.
Vom Belt bis an der Mosel Strand,
Bis an die Apenninenwand,
Bis in die Vaterstadt der Moden,
Wird sie in allen Buden feil geboten,
Muß sie auf Diligencen, Paketboten
Von jedem Schulfuchs, jedem Hasen
Kunstrichterlich sich mustern lassen,
Muß sie der Brille des Philisters stehn,
Und wie's ein schmutz'ger Aristarch befohlen,
Auf Blumen oder heißen Kohlen
Zum Ehrentempel oder Pranger gehn.
Ein Leipziger — daß Gott ihn strafen wollte!
Nimmt topographisch sie wie eine Festung auf,
Und bietet Gegenden dem Publikum zu Kauf,
Wovon ich billig doch allein nur sprechen sollte.

Dein Weib — dank den kanonischen Gesetzen!
Weiß deiner Gattin Titel doch zu schätzen.
Sie weiß warum? und tut sehr wohl daran.
Mich kennt man nur als Ninons Mann.
Du klagst, daß im Parterr' und an den Pharotischen,
Erscheinst du, alle Jungen zischen?
O Mann des Glücks? Wer einmal das von sich
Zu rühmen hätte! — Mich, Herr Bruder, mich,
Beschert mir endlich eine Molkenkur
Das rare Glück — den Platz an ihrer Linken,
Mich merkt kein Aug', und alle Blicke winken
Auf meine stolze Hälfte nur.

Kaum ist der Morgen grau,
So kracht die Treppe schon von blau und gelben Röcken,
Mit Briefen, Ballen, unfrankierten Päcken;
Signiert: An die berühmte Frau.
Sie schläft so süß! — Doch darf ich sie nicht schonen.
„Die Zeitungen, Madam, aus Jena und Berlin!"
Rasch öffnet sich das Aug' der holden Schläferin,
Ihr erster Blick fällt auf Rezensionen.
Das schöne blaue Auge — mir
Nicht einen Blick! — durchirrt ein elendes Papier,
(Laut hört man in der Kinderstube weinen)
Sie legt es endlich weg, und fragt nach ihren Kleinen.

---

*) Dieses wenig beachtete Gedicht führt uns den großen Klassiker als einen fast modernen Satiriker vor. Eins der wenigen Gedichtedenkmale von Schillers sarkastischem Humor. Die Red.

Die Toilette wartet schon.
Doch halbe Blicke nur beglücken ihren Spiegel.
Ein mürrisch ungeduldig Drohn
Gibt der erschrocknen Zofe Flügel,
Von ihrem Putztisch sind die Grazien entflohn,
Und an der Stelle holder Amorinen
Sieht man Erinnyen den Lockenbau bedienen.

Karossen rasseln jetzt heran,
Und Mietlakaien springen von den Tritten,
Dem düftenden Abbé, dem Reichsbaron, dem Briten,
Der — nur nichts Deutsches lesen kann,
Großing und Kompagnie, dem Z** Wundermann
Gehör bei der Berühmten zu erbitten.
Ein Ding, das demutsvoll sich in die Ecke drückt
Und Ehmann heißt, wird vornehm angeblickt.
Hier darf ihr — wird dein Hausfreund so viel wagen?
Der dümmste Fant, der ärmste Wicht,
Wie sehr er sie bewundre, sagen;
Und darf's vor meinem Angesicht!
Ich steh dabei, und, will ich artig heißen,
Muß ich ihn bitten, mitzuspeisen.

Bei Tafel, Freund, beginnt erst meine Not,
Da geht es über meine Flaschen!
Mit Weinen von Burgund, die mir der Arzt verbot,
Muß ich die Kehlen ihrer Lober waschen.
Mein schwer verdienter Bissen Brot
Wird hungriger Schmarotzer Beute;
O diese leidige, vermaledeite
Unsterblichkeit ist meines Nierensteiners Tod!
Den Wurm an alle Finger, welche drucken!
Was, meinst du, sei mein Dank? Ein Achselzucken,
Ein Mienenspiel, ein ungeschliffenes Beklagen —
Errätst du's nicht? O ich versteh's genau!
Daß diesen Brillant von einer Frau
Ein solcher Pavian davon getragen.

Der Frühling kommt. Auf Wiesen und auf Feldern
Streut die Natur den bunten Teppich hin,
Die Blumen kleiden sich in angenehmes Grün,
Die Lerche singt, es lebt in allen Wäldern.
— Ihr ist der Frühling wonneleer.
Die Sängerin der süßesten Gefühle,
Der schöne Hain, der Zeuge unsrer Spiele,
Sagt ihrem Herzen jetzt nichts mehr.
Die Nachtigallen haben nicht gelesen,
Die Lilien bewundern nicht.
Der allgemeine Jubelruf der Wesen
Begeistert sie — zu einem Sinngedicht.
Doch nein! Die Jahrszeit ist so schön — zum Reisen.
Wie drängend voll mag's jetzt in Pyrmont sein!
Auch hört man überall das Karlsbad preisen.
Husch sie ist dort — in jenen bunten Reihn,
Wo Ordensbänder und Doktorenkragen
Zelebritäten aller Art,
Vertraulich, wie in Charons Kahn, gepaart,
Zur Schau sich stellen und zu Markte tragen,
Wo, eingeschickt von fernen Meilen,
Zerriss'ne Tugenden von ihren Wunden heilen,
Dort, Freund — o lerne dein Verhängnis preisen!
Dort wandelt meine Frau und läßt mir sieben Waisen.

O meiner Liebe erstes Flitterjahr!
Wie schnell — ach, wie so schnell bist du entflogen!
Ein Weib, wie keines ist, und keines war,
Mir von des Reizes Göttinnen erzogen,
Mit hellem Geist, mit aufgetanem Sinn
Und weichen, leicht beweglichen Gefühlen —
So sah ich sie, die Herzenfeßlerin,
Gleich einem Maitag mir zur Seite spielen;
Das süße Wort: Ich liebe dich!
Sprach aus dem holden Augenpaare —
So führt' ich sie zum Traualtare,
O wer war glücklicher, als ich!
Ein Blütenfeld beneidenswerter Jahre
Sah lachend mich aus diesem Spiegel an;
Mein Himmel war mir aufgetan.
Schon sah ich schöne Kinder um mich scherzen,
In ihrem Kreis die Schönste *sie*,
Die Glücklichste von allen *sie*,
Und *mein* durch Seelenharmonie,
Durch ewig festen Bund der Herzen.
Und nun erscheint — o mög' ihn Gott verdammen!
Ein *großer* Mann — ein *schöner* Geist.
Der große Mann tut eine Tat! — und reißt
Mein Kartenhaus von Himmelreich zusammen.

Wen hab' ich *nun*? — Beneidenswerter Tausch!
Erwacht aus diesem Wonnerausch,
Was ist von diesem Engel mir geblieben?
Ein *starker* Geist in einem *zarten* Leib,
Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
Gleich ungeschickt zum Herrschen und zum Lieben;
Ein Kind mit eines Riesen Waffen,
Ein Mittelding von Weisen und von Affen!
Um kümmerlich dem *stärkern* nachzukriechen,
Dem *schöneren* Geschlecht entflohn,
Herabgestürzt von einem Thron,
Des Reizes heiligen Mysterien entwichen,
Aus Cythereas *goldnem Buch**) gestrichen
Für — einer Zeitung Gnadenlohn.

Der Geburtstag des Deutschen Schulvereines am 13. Mai 1905.

Von **Viktor v. Kraus.**

Oftmals, bittend, mahnend, manchmal auch ohne böse Absicht verwundend, habe ich im langen, nun zur Neige gehenden Leben für die Sache meines Volkes gesprochen und geschrieben. Aber ich gestehe offen, niemals hat mich die von wohlwollenden Freunden mir zugeschobene Geschicklichkeit der Feder so sehr im Stiche gelassen, als jetzt, wo ich vor dem lieben Geburtstagskinde ein wirksames Segenssprüchlein stammeln soll. Mir ist zumute, wie einem warmfühlenden Kinde, das die Genossen auf eine große blumige Au hinausführen. Dort soll es die duftigen Gaben einzeln, ohne Wahl, auflesen und zu einem prächtigen Blumenstrauß

*) *Goldnes Buch*; so wird in einigen italienischen Republiken das Verzeichnis genannt, in welchem die adeligen Familien eingeschrieben stehen.

formen, zu einem sinnigen Geburtstagsgeschenke. Aber die Pracht ringsum blendet mich, die Hand weiß nicht, wo sie zuerst einbrechen soll in diese bunte Mannigfaltigkeit, ich versinke in einen traumhaften Zustand, in welchem die Schemen der Erinnerung an einstige glückliche Stunden, denen so viele Augenblicke der Entsagung und Enttäuschung folgen mußten, an meiner bangen Seele vorüberziehen. Fast fürchte ich, ich werde nichts heimbringen, als ein paar lose zusammengeraffte Blüten, um sie wortlos mit übervollem Herzen in den Schoß des Geburtstagskindes zu werfen.

Ein volles Vierteljahrhundert ist am 13. Mai ins Land gezogen, seitdem sich in den Kellerräumen des Grand Hotels in der Maximilianstraße zu Wien eine kleine Schar von Gesinnungsgenossen zu gerne gepflogenem Gedankenaustausch zusammenfand. Die Erinnerung an die Einzelheiten des schönen Frühlingsabends steht heute noch so lebendig vor meiner Seele, wie so manche an sich nichtssagende Szene aus den Tagen des großen deutschen Erhebungskrieges. Wir alle, zumeist von der Hochschule her burschenschaftlichen Verbänden angehörend, waren mit offenem Sinne der Entwicklung der großen politischen Fragen, wie sie seit 1864 bis zur neuerstandenen Einheit Deutschlands 1871, rasch nacheinander ins Rollen gekommen waren, mit reger Teilnahme gefolgt. Sich bei der damals noch allgemein herrschenden Sinnesverwirrung schlankweg als Deutschen zu bekennen, dazu gehörte schon einiger Mut. Mehr als mit den Verdächtigungen des slavischen Nachbarn hatte man mit dem seit 1866 im stillen fortwuchernden Groll über das Mißgeschick des Jahres 1866 und auf allen Straßen Wiens mit dem Vorwurf der Preußenseuchlerei sich zurechtzufinden, ein Ruf, der vielfach geflissentlich von recht unreinlichen Publizisten in die große Menge geworfen, zum kleinen Teil einem zwar wohlgemeinten, aber angesichts aufliegender Tatsachen recht nebulosen Österreichertume entsprang. An allen Ecken und Enden reckten und dehnten sich die Nationen und Natiönchen Österreichs und Graf Taaffe war leichten Sinnes an das Werk der allgemeinen Völkerbefriedigung geschritten. Ein großer — Sanguiniker ist er sich zeitlebens über die Tragweite seiner Maßnahmen nicht klar geworden. Der Auftrieb des Slaventums, der Geist der öffentlichen Verwaltung, ein großer Teil der Publizistik stand unserem nationalen und politischen Empfinden feindselig gegenüber. Indes vermochte alles dies nur unseren jugendlichen Kampfesmut zu erhöhen. Was wir aber mit Bitterkeit empfanden, das war die nach unserer Meinung durchaus verkehrte Art, mit der die uns zunächst stehenden Kreise der sogenannten verfassungstreuen und deutschfortschrittlich gesinnten Elemente und deren Vertretung im Parlamente die Sache des Deutschtums inmitten der immer lauter tosenden slavischen Umflutung verfechten zu müssen glaubten. Ich weiß, daß in diesen Frühlingstagen 1880 mehr als der Kampfesmut gegen die Slaven und mehr als ein

diesen konniventes Regime, der Groll über langatmige Reden, über Verwahrungen, über den künstlich inszenierten und in seiner Harmlosigkeit von Taaffe ganz richtig eingeschätzten Entrüstungsresolutionsrummel auf deutscher Seite, dem niemals eine Tat zur Abwehr der ersten Sprachenverordnung folgen sollte, uns in den Kellerräumen der Maximilianstraße zusammenführte. Unter dem Zeichen dieses Gegensatzes, unter der vollen Erkenntnis von der Wertlosigkeit der deutschen Phrase, der man nichts als harte, ehrliche, wenn auch langsam aufwärtsführende Arbeit, nötigenfalls auch den Mut unbeugsamen Handelns, die aufrichtige Neigung, alle Deutsche ohne Unterschied des politischen Glaubensbekenntnisses zur Abwehr aufzurufen und den Kampf gegen alle die unterschiedlichen Cliquen, Salons und Kasinos, wie diese Bollwerke eines eigenartig privilegierten Deutschtums hießen, entgegenzusetzen habe, ist am 13. Mai 1880 der Deutsche Schulverein geboren worden. Daß ein Häuflein junger, völlig unbekannter Männer damals zeigte, daß man trotz aller Anfechtungen von rechts so gut wie von links mit dem Einsatz voller Tatkraft auch unter Deutschen etwas Erhebliches zu leisten vermöge, bleibt das unbestrittene Verdienst der Gründer des Schulvereines. Wir haben die Wege zur Arbeit in nationalen Dingen gefunden, und wenn die Summe des Vollbrachten hinter der Größe der Aufgabe weit zurückgeblieben ist, der Geist, der über der Gründungsstätte des Schulvereines schwebte, trägt wahrlich nicht die Schuld daran. Wir haben ohne Hintergedanken alle Deutsche, in welchem Lager sie auch sonst standen, das wiesen wir selbst in den Tagen des parlamentarischen eisernen Ringes zu Taaffes Zeit nicht ab, zu unserer dem Volke geweihten Arbeit aufrufen wollen. In einer Sommernacht bis zum Morgengrauen habe ich die Briefe an die Bischöfe und Erzbischöfe deutscher Zunge geschrieben, um ihre Unterschrift unter den flammenden Aufruf und unter die goldenen Worte: „Tausende und tausende von Kindern deutscher Eltern gehen dem deutschen Volke verloren .... da haben wir Deutsche, ohne Unterschied der Partei, die Pflicht zu helfen, zu helfen nicht durch unwürdige Klagen und erfolglose Proteste, sondern durch frische Tat", zu erlangen; ich habe, indem ich den verlassenen Kuraten Mitterer auf dem Nonsberg als ein lebendiges Beispiel nationaler Warmblütigkeit vorführte, den Weg zu ihrem deutschen Herzen gesucht, leider aber — nicht gefunden! Das war die erste große Enttäuschung! Und im hohen Hause gingen die Konservativen unter Taaffes Zügelung tapfer weiter mit den Polen und Tschechen!

Dann kam, als wir das Werk mühselig etwas vorwärts gebracht hatten, alle Verdächtigungen der nationalen Gegner uns nichts anhaben konnten, geheime ämtliche Erlässe nicht zum gewünschten Auflösungsziele führten, die trübe Periode der Spaltungen im eigenen Lager des Schulvereines. Doktrinär ist der Deutsche in allen Lagern. Doktrinarismus

hat Spaltungsfragen zur Unzeit aufgeworfen, Doktrinarismus hat das herzhafte Beschreiten des einzig gangbaren Weges gegenseitiger Verständigung um des großen Ganzen willen viel zu lange verhindert. Daß wir uns, auf beiden Seiten fügend, endlich wieder gefunden haben, ist ein Zeichen der wachsenden Einsicht in die Größe der uns bedrohenden Gefahren. Allein die Wunden, die dem Volkskörper einmal geschlagen wurden, vernarben nur langsam.

Es freut uns, sagen zu können: Niemals hat es uns gereut, der deutschen Frau von Anfang an freundlichen Zutritt in unserer Mitte zu gewähren. Von Anfang an hat das deutsche Weib, mildernd unsere Sitten und durch vorlebendes Beispiel uns zum Maßhalten und zur Verträglichkeit ermahnend, unter uns eine achtunggebietende Stellung behauptet. Der ersten Frauenortsgruppe zu Graz 1884 sind dann viele andere gefolgt. Ohne Frauen gibt es Gott sei Dank kein öffentliches Tagen mehr, undenkbar ist für alle Zukunft eine Hauptversammlung ohne den Kranz ernstgesinnter, lieblicher Frauen. Wie viele sehe ich im Geiste unermüdlich bei der Arbeit, die einen in Ausschüssen beratend und beschließend, treue Pflegerinnen unserer Schulschöpfungen, die anderen durch Veranstalten von Festen die leeren Kassen füllend, die dritten arme frierende Kinder kleidend und den Christbaum in das entlegenste deutsche Dorf tragend. Was ihr alle während eines Vierteljahrhunderts in emsigem Bemühen für deutsche Kinder getan, dessen seid zur Stunde herzlichst bedankt! Des Himmels Segen beschere euch deutschen Müttern dafür ein recht kräftiges Geschlecht, Söhne mit scharfblickendem Auge, mit Mark in den Knochen, mit unbeugsamen Nacken und einer sehnigen Faust dazu!

Nur langsam und vorsichtig hat man sich im Zentrum zu einer Änderung der für die ersten Jahre dringend nötigen, alles in einem Sammelpunkte zusammenfassenden Arbeitsorganisation entschlossen. Der Deutsche hat aus alten, trüben Zeiten staatlicher Zerfahrenheit als Erbe ein Übermaß von partikularem Empfinden herübergenommen. Leicht kommt ihm bei der Fürsorge innerhalb der engsten Umgebung der auf das große Ganze gerichtete Blick abhanden. Darum war auch Vorsicht und jahrelanges Beobachten vonnöten. Vor zehn Jahren endlich hat die Tüchtigkeit unserer deutschen Brüder rechts und links von der deutschböhmischen Elbe die Fortentwicklung unserer Arbeitsorganisation ermöglicht. Der erste Schulvereinsgau mit dem Sitz zu Aussig entstand und entwickelte sofort eine segensreiche Tätigkeit. Niemals griff er gewaltsam an den Nerv, der seine Lebensfrische nur von dem unseren Gesamtkörper durchströmenden Blute empfängt. In näher gerücktem Gebiete unter näher stehenden Personen gut, ja besser vorarbeitend steht seine Arbeit stets unter der Weihe des großen Gedankens der uns allen im Norden wie

im Süden unter gleichverbindenden Pflichten zugewiesenen Aufgabe. Je mehr Gaue entstehen werden — jüngst ist als siebenter rühriger Genosse der westböhmische dazu gekommen — desto stärker soll das gemeinsame Zentrum werden: Richtung gebend, von allen respektiert, in Einzelfragen ausgleichend, wenn nötig auch abwehrend, bei auf natürlichem Wege erstarkender Einsicht innerhalb der Verbände von dem großen Wert einer allumfassenden starken und schirmenden Gewalt. So soll die Arbeit im kleinen den Sinn für das große Ganze schärfen und beleben!

Der Deutsche Schulverein ist ein Lehrmeister geworden für die Art, wie man den Kampf wirksam für sein Volk zu führen hat. Wir haben niemals den nationalen Gegner herabgesetzt, ihn niemals verhöhnt, die Ehre seiner Waffen, dieweil wir die eigenen hochhalten, niemals zu beflecken unternommen. So niedrigen Beweggründen auch manchmal Form und Inhalt gegnerischer Angriffe entsprangen, wir haben das Zahlen mit gleicher Münze stets von uns gewiesen. Wir wissen, was wir vom Gegner zu lernen haben und haben uns — dafür zeugen alle offiziellen Berichte — an Schillers Wort gehalten:

„Teuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.“

Immer klarer wird es selbst den Sorglosen — wir ahnten es richtig in den Maitagen 1880 — daß nach Sedan, dem großen marathonischen Tage, des Erdteils Geschicke eine folgenreiche Wendung erlitten haben. Freudig und schmerzlich zugleich erfahren wir es täglich, daß an diesem Tage auch unser Schicksal mitbestimmt wurde. Das große deutsche Volk wendet sich auf verengtem Gebiete staatlich, kulturell und wirtschaftlich immer mehr dem Westen zu. Dahin ziehen seine Schiffe, dahin seine Gedanken. Immer vereinsamter bleiben wir im Osten. Wir müßten bei solcher Lage verkümmern, wenn uns die Kraft, uns selbst zu helfen, verläßt. Darum allein wollen wir hier als Deutsche in Ehren weiter leben und darum sei jede deutsche Schöpfung, in welchem Lager immer, gesegnet, die im Geiste des Schulvereines die Arbeit rüstig aufnimmt und weiterführt. Der Deutsche Schulverein und alle in seinem Geiste geführten Schöpfungen dürfen niemals um die dem Wandel unterworfene Richtung der Staatsraison fragen. Der Deutsche Schulverein hat von keiner Staatsraison jemals etwas zu erwarten. Die Quellen seiner Kraft ruhen bei dem Volke, sie schwellen an mit jeder Bemühung, die den einzelnen von der Stadt zum Dorf, vom Hohen zum Niedrigen, vom erfahrenen Alter zur vorwärtsstrebenden Jugend als getreuen Erwecker unseres nationalen Gewissens und als Fürsprecher für ausdauernde Arbeit treibt. Hoffen wir Deutsche in Österreich im Geiste des Schulvereines niemals etwas von dem huldvollen Lächeln eines Mächtigen. All die Völker, die um uns und gegen uns im Wettstreit stehen, werden im Sturmlauf weder

beflügelt noch gehemmt durch das Machtwort eines Großen, innerlich wirkende Kräfte treiben sie vorwärts. Wirksam widersteht ihnen nur der Einsatz der aus der Tiefe des deutschen Volkstums sich stetig erneuernden Volkskraft.

Am 13. Mai 1905 wird auf jeder vom Deutschen Schulverein ins Leben gerufenen Schöpfung zum Zeichen, unter welchem Geiste sie geboren wurde, die deutsche Fahne flattern. Unter ihrem Schatten soll sich die Jugend sammeln und dankbar der wenigen Lebenden gedenken, deren Warmblütigkeit sie durch die Tat vom 13. Mai 1880 die Erhaltung ihrer Volkesart verdanken. An dem Grabe der Dahingegangenen — schon wächst der Friedhof der Schulvereinskämpfer, die aus unserer Mitte vor der Zeit dahingegangen — an dem Grabe unserer Genossen: Bobies, Bondy, Groß, Haindl, Heilsberg, Hoffer, Dresnandt, Ferstel, Fuß, Grübl, Graf Kinsky, Rechbauer, Pichler, Pohlidal, Promber, Schandl, Seutter, Schaub, Schwingenschlögl, Stingl, Stöger, Wedl, des Brüderpaares Eckel und vor allem unseres unvergeßlichen Weitlof — werden sie mit uns geloben, unbekümmert um die Zukunft auszuharren bei unserem Volke mit Hand, Herz und Mund, in Züchten und in Ehren!

Wahrlich, es sind nur wenige lose aufgeraffte Blumen vom Felde, mit denen ich den Weg unseres Geburtstagskindes heute tiefbewegt bestreue. Den Jüngling aber, dessen einstige Manneskraft unserem Volke voll und ganz gehöre, segne ich zur Stunde mit des Dichters Wort:

„Doch dieser Bau, den eure Liebe schuf,
Sei fürder eures Volkstums Gotteshaus,
An dessen Schwelle jede Zwietracht schwindet,
An dessen Schwelle jede Selbstsucht schweigt,
Und der noch künftigen Geschlechtern kündet,
Wie ihr die Mutter liebet, die euch segnet!“

Der frische, fröhliche Krieg.

Von **Josef Wichner**. (Nachdruck verboten.)

Obschon ich nicht die geringste Aussicht auf den von Alfred Nobel gestifteten „Friedenspreis“ habe, so bin und bleibe ich doch ein begeisterter Anhänger der Friedensidee und freue mich ganz kindlich eines jeden, auch des kleinsten Erfolges, den die wahrhaft gute Sache erringt.

Ich kann nun einmal trotz mancher gegenteiliger Erfahrungen und trotz des entsetzlichen Krieges, der eben in Asien wütet, nicht alle Menschen für mörderische Bestien halten, ich kann nun einmal der Weltgeschichte, insoferne sie mit Blut geschrieben ist, keinen Geschmack abgewinnen, ich kann nun einmal beim besten Willen nicht glauben, daß die höchste Kultur

die der Bajonette ist und daß der großartigste Fortschritt in der größten Vollkommenheit der Menschenmordmaschinen besteht.

Gewiß ..... es gab und gibt Kriege, die kulturelle Großtaten sind, da sie die heiligsten Güter der Menschheit gegen barbarische Feinde verteidigen, es gab und gibt Fälle, in denen nach Schillers schönen Worten eine Nation nichtswürdig ist, wenn sie nicht alles, also auch das Leben, an ihre Ehre setzt; aber, da bekanntlich das Bessere überall der Feind des Guten ist, so wird und muß einmal die Zeit kommen, in der jeder Mensch auch den guten, gerechten Krieg als ein großes Übel empfindet und den bessern Frieden vorzieht.

Wenn die fortschreitende Geistes- und Herzensbildung den Menschen nicht diese Wertschätzung des beglückenden Friedens, wenn sie nicht endlich einmal eine Verbrüderung der Menschheit zustande bringt, dann verzichte ich auf alle Kultur und ziehe mich in ein einsames Bergtal und in mein Schneckenhaus zurück, um bei Eichelkost und Wassertrunk den Friedensbringer Tod zu erwarten.

Darum eben bin ich ganz wütend, wenn ich höre und lese, wie Leute, die außer dem bei Lustfeuerwerken verpufften Pulver noch keines gerochen, die von den Schrecken des Schlachtfeldes keinen blauen Dunst haben, die sicher hinter dem warmen Ofen sitzen, in Wort und Schrift dreinhauen und dreinstechen und dreinschießen, als ob sie die ganze Welt mit all ihren armseligen Lebewesen zerstückeln wollten. Es ist, bei Gott, eine Gemeinheit, wenn einer im Wirtshause zwei friedliche Leute gegeneinander hetzt, daß sie sich krumm und blau schlagen, indes der Hetzer sich den übrig gebliebenen Wein schmecken läßt, und es ist eine bodenlose Gemeinheit, wenn Volksberücker die Völker gegeneinander hetzen und dann, eine gute Zigarre im Munde und den Sekt auf dem Tische, in sicherer Redaktionsstube die Kriegsberichte schreiben!

Da vergeht mir völlig die Friedensstimmung, meine Muskeln zucken und meine Hände ballen sich zu Fäusten, um....... den Kriegsfreund zu bekriegen.

Ach, welch entsetzliches Unheil liegt doch im Worte „Krieg“!

Fragt nur einmal den Krankenpfleger, der das Schlachtfeld nach Verwundeten absucht, fragt den Arzt, der in den Baracken seine hilfreiche Blutarbeit verrichtet, ob sie es für gar so schön halten,

„Unter freiem Himmel
Stürzen in das Schlachtgetümmel“,

wie wir dummen Buben allweil gesungen haben, ohne uns dabei auch nur das Geringste zu denken!

Fragt die Eltern, die ihre Söhne in der Vollkraft der Jugend gegen den Feind sandten, fragt die Frauen und Kinder, die den Gatten, den Vater dem Moloch Krieg opferten und nun im Elende verkommen,

fragt die stummen und doch so beredten Leichen, die in den Schachtgräbern vermodern, fragt die zahllosen Krüppel, die mit dem Leierkasten die Höfe abfechten, wie schön der Krieg sei!

Einer nur freut sich des Krieges unbändig, Gevatter Tod mit seinen Zutreibern, der Pest, der Cholera, dem Fieber, dem Hungertyphus; denn da füllen sich seine Vorratskammern in der Erde, wenn er nach Herzenslust mähen kann, bis die Sense stumpf wird.

Wer im Kriege nur das Siegesgeschrei und die Triumphgesänge hört, dem fehlt eines seiner Ohren, und wer nur auf den rückkehrenden Sieger schaut, dem aus allen Fenstern Kränze zufliegen, dem fehlt eines seiner Augen; horcht doch auch dem Todesröcheln und schaut doch auch das Blutmeer und die zerfetzten Menschenleiber, wenn ihr ganze Menschen mit gesunden Sinnen und einem fühlenden Herzen sein wollt!

Leset doch die Werke eines Staatsrates Bloch, einer Suttner oder das Schlachtenbild in Frenssens „Jörn Uhl" und betrachtet die Kriegsbilder Wereschagins . . . vielleicht dämpft sich euere Kriegsbegeisterung doch etwas ab!

Es bedarf oft gar nicht einmal der eingehenden Schilderung all der Greuel des Krieges, um ..... genug zu bekommen; oft reicht ein Blitzlicht aus, und wenn es auch nur den kleinsten Teil des Kriegsschauplatzes für einen Augenblick taghell erleuchtet.

So ein Blitzlicht ist mir vor kurzem geworden und ich will es auch den Lesern leuchten lassen.

Brachte mir da ein Schüler einen alten, schmierigen, moderfleckigen Brief. Er stammt aus dem Kriegsjahre 1812, der Zeit des entsetzlichen Winterfeldzuges gegen Rußland, und ist, wenn ich richtig lese, am 28. Dezember geschrieben.

Der geschichtskundige Leser weiß, daß dieser Feldzug durch die Ungunst der Witterung, die eigenartige Kriegsführung und energische Verfolgung durch die Russen mit dem Untergange der großen Armee endete und, was mit all dem Jammer einigermaßen aussöhnt, der Anfang vom Ende Napoleons, dieses genialen Massenmörders, war.

Obschon ich meines schwachen Gedächtnisses halber kein Freund von Zahlen bin, mögen hier doch einige Zahlen als lehrreich und überzeugend angeführt werden:

Die „große Armee" Napoleons zählte am 24. Juni 1812, dem Tage, da er die russische Grenze überschritt, 450.000 Mann, am 19. Oktober 100.000, am 9. November 40.000 und am 28. November 15.000 Mann!

Und die siegreichen Russen verloren in diesem Feldzuge auch gegen 300.000 Mann!

Also 635.000 der kräftigsten, gesündesten Männer haben innerhalb fünf Monaten den gräßlichsten Tod gefunden, 635.000 Familien haben zum Himmel hinaufgeweint, zu eben dem Himmel, den stets beide Parteien, den Namen Gottes eitel nennend, für sich in Anspruch nehmen!

Was ist da so ein Theaterbrand wie der in Chicago, wo gegen 800 Menschen, was ein Erdbeben von Lissabon, wo 30.000 Menschen einen schnellen Tod fanden, für ein Kinderspiel!

Und nun weiß der Briefschreiber, der in Marienburg wohnte, über den Rückzug des armseligen Restes des so großen, so stolzen, so siegesgewissen Heeres zu berichten, wie folgt:

Marienburg, den 28. Dezember 1812.

Bester Freund!

Ein schreckliches Bild der Verwüstung haben wir seit 8 Tagen; am schrecklichsten aber haben wir es die 4 letzten Tage gehabt, und noch ist es so viel, daß diese Nacht 100 Divisions und andere Generals, zwischen 900 bis 1000 Officiers und viele 1000te Gemeine übernachteten; die Einwohner mußten aus ihren Häusern, in den Kellern liegen, 7 bis 8 Officiers zusammen, und die Strassen sind gestopft voll von Menschen und Pferden. Ach Gott, in welchen Zustande! Die Officiers vom ersten Range, nicht zu unterscheiden von ihren Knechten, flehen, weinen um einen Platz beym Ofen sitzen zu können. Ein Bett ist eine unerhörte Wohlthat, — viele Sterbende, die weiter müssen, und die grümigste Kälte! machen, daß die meisten erfrieren. — Von allen, die hier durchpassiert sind, haben vielleicht nur einige einen Körper, der nicht erfrorne Theile hat; zu 4 bis 6 Officiers waren in Schlitten gepackt, denen man wegen Fäulniß die erfrorenen Theile oder Beine hatte abnehmen müssen, die Gesichter waren erfroren und zum Theil abgefäult, — alle diese Unglücklichen schrieen: Ach! ins Hospitall, eine Stube; ich will gerne sterben, o des Jammers!

Es waren aber Tausende, die schrieen, wer kann helfen? Sie kamen mit atlassenen Chaloppen und Capisphons, einen Helm mit Pferd-Schweifen, die meisten in Bauern-Kitteln oder Pelze, in Lumpen oder mit einer Art Schall um die Mütze gebunden. — Die Dragoner mit bloßen Füßen, die ganz durch Frost schwarz aussahen, führten sie zu 3 und 4 in dieser Kälte die Nächte hindurch und fanden selten Obdach! Gestern ging die ganze sächsische Cavallerie hier durch, sie bestand aus 3 Schlitten voll Officiers in Betten gepackt ebenfalls mit erfrorenen Gliedmaßen und zum Theil schon abgenommen, und 13 Gemeine; es waren bekannte Officiers von uns, — von den Würtembergischen Truppen, die 15.000 Mann stark waren, kamen ungefähr 10 Officirs und 100 Gemeine verstümmelt zurück. Es waren einige Officirs bey uns, unter andern ein gewisser Obrister Carnott

ist 5 Tage bey uns geblieben, sich auszuruhen; er war ganz unkennbar, abgehungert und zerrissen, ich habe ihm mit Wäsche versehen; dieser behauptet, es seye ein vergeblicher Versuch jemanden das Leiden zu schildern, was sie erdulteten. — Einige Fragmente waren hinreichend, uns zu überzeugen; sie haben nicht allein Pferde-Fleisch, sondern die Leichen ihrer Cameraden gegessen. Auf der Strassen nach Kowno, wo kein Einwohner und kein Obdach zu finden war, lagen die Erfrorenen so viel aufeinander, daß man über sie den Weg nehmen mußte. Die halb Todten, nackt ausgezogen; der Anblick, wie diese gegen das Entkleiden sich noch zu währen suchten, soll so gräußlich gewesen seyn, daß Carnott versichert, er würde nie schlafen können, ohne daß ihn dieses Bild erschrecke. Gestern wurde ich unterbrochen von einem Bauern, der mich um Gotten Willen bath, einen Officier, der nicht weiter könne und ein Deutscher war, für eine Nacht aufzunehmen; ich habe Rath geschaft. Er ist ein Herr von Röhder, ein Sachse, 19 Jahre alt, wie ein Scellet ausgehungert, schwer plessiert, begleitet von einem Bedienten, er ist ganz außer sich, und sagt nichts als: laßt mich sterben. Gott! Die Unglücklichen! Hier haben wir eine so große Noth, daß kein Fleisch, Brot, Milch, Butter ꝛc. nicht zu bekommen ist; ich war so glücklich heute ein halbes Comis-Brot für Frau und Kinder zu erhalten. Leben Sie glücklicher, daß wünscht Ihr Freund N. N.

Ich meine, dieser Brief, dessen etwas eigenartige Schreibweise und veraltete Ausdrücke ich absichtlich nicht im mindesten geändert habe, der aber einen ebenso gebildeten wie wahrhaftigen Mann verrät, spricht für sich, wenn er auch nur, wie ich bereits erwähnt habe, einen winzig kleinen Teil des gesamten Kriegsschauplatzes beleuchtet.

Wer angesichts des fürchterlichen Elendes, das selbst abgestumpfte Krieger mit Grauen erfüllt, dem Kriege noch leichtfertig das Wort reden kann und der Friedensbewegung mit billigen Witzen zu spotten vermag, der ist ein Verbrecher an der Menschheit!

Der Walterbub.

Eine Großvatersplauderei von **Peter Rosegger.**

Vor wenigen Tagen noch war ich selbst so ein Junge, wie jetzt mein zweieinhalbjähriges Enkerl ist. Es kann nicht viel länger her sein, zählen doch nach der heiligen Schrift tausend Jahre wie ein Tag. — Freilich nicht, so lange sie währen, denn da gibt es Tage, die wie eine Ewigkeit sind — aber wenn tausend Jahre vorüber sind, dann zählen

sie wie ein Tag. Und das Erinnern des alternden Mannes ist flinker als seine Beine, es überspringt mit Leichtigkeit sechzig lange Jahre, um wieder dort zu sein, wo es am nettesten gewesen ist — in der Kindheit, voll Sonnenschein und voll Dämmerung zugleich.

Ich bin nun aber gar nicht mehr auf die Erinnerung angewiesen, es ist auch kein Verlaß auf sie, man wird so oft auf Abwege geführt von ihrer leichtfertigen Freundin der Phantasie. Ich brauche nur ein paar Stunden auf der Eisenbahn zu fahren und stehe als alter Mann leibhaftig vor mir, dem kleinen Rockerl-Buben. Wenn dieses Wunder ein einzigmal geschehen wäre, kein Mensch würde dran glauben — aber es geschieht millionenmal, es geschieht täglich; da denkt man, 's ist halt natürlich und geht zur Tagesordnung über. Die Tagesordnung aber ist nichts anderes, als immer wieder: Vater, Sohn, Enkel und so fort in ewiger Dreieinigkeit.

Wenn ich vor meinem Enkerl knie, so geschieht das ja freilich nicht in Anbetung, sondern weil es so klein ist. Als eines Tages der große Zar und dieser kleine Knabe um mich rangen, wer hat gesiegt? Zu Mürzzuschlag auf dem Bahnhofe war ich gestanden, um mit lebhafter Neugierde den russischen Kaiser zu erwarten, der von der Mürzsteger Jagd zurückfuhr. Da fiel mir plötzlich das Enkerl ein, das in einem Stündlein auf ein Stündlein zu erreichen war, den Zar ließ ich Zar sein und lief dem Kinde zu.*) Damals war der Großherrscher noch nicht einmal durch Japaner geschwächt und ist doch das Kind stärker gewesen. Zu Großen kommt man am besten mit Geschenken und so auch zu Kleinen. Doch wie ich meinen Kindern nie etwas mitzubringen pflegte, so halte ich es auch bei meinen Enkeln. Sie sollen mir in die Augen schauen, anstatt auf die Hand, ich will den Empfangsjubel für mich haben, nicht für meine Tasche. Daher frägt auch keines je: Großvater, was hast du mir mitgebracht? Und in Ermanglung eines anderen Spielzeugs spielen die kleinen Saggra mit meiner Nase, mit meinen Ohrläppchen, mit meinem Schnurrbart — mit meinem Herzen. Manchmal habe ich mich schon gefragt, ob wir Erwachsenen und Alten die Kinder nicht bisweilen wie Spielzeuge behandeln, anstatt wie junge, lebendige Menschen. Recht oft von unserer Stimmung und Laune hängt es ab, wie wir zu ihnen sind, was wir mit ihnen treiben, und gar selten bedenken wir, ob das den kleinen Wesen wohl auch immer gut und angemessen sei. Und trotzdem sind wir, besonders wir Großelternleute, mit Haut und Haar die Beute dieser Kinder. Die Liebe zum Enkel ist eine so wonnesam süße, lumpige Liebe! Lumpig deshalb, weil es eine Liebe ohne Sorgen ist; denn diese überläßt man den Eltern. Alte Leute fühlen, wie es um sie

---

*) Siehe „Heimgarten“ XXVIII, Seite 180.

immer kühler und stiller und einsamer wird. Aber sie dürsten nach Liebe, die keiner, der Liebe kennen gelernt, je wieder entbehren will. Und wenn nun im Nachsommer die zweite Ernte aufgeht, die Enkelschar, da ziehen die Alten aus, um mit Lusten und Listen noch einmal ein Stück süßer Liebe zu ergattern. Und ist ihnen kein Mittel zu schlecht. Wo die Eltern ernst sein müssen, haben die Großeltern kindische Zärtlichkeit; wo die Eltern abhärten wollen, möchten sie verweichlichen. Wo die Eltern ängstlich für die Gesundheit der Kleinen sorgen, kommen Großeltern und überladen ihnen die Mägen und ersticken sie fast in übermäßig geheizten Stuben. Wo die Eltern systematische Zucht anstreben, da arbeiten die Großeltern immer daran, diese Zucht zu durchbrechen, den Kindern alle Begehren zu erwirken, zu erlauben und hinter dem Rücken der Eltern sogar kleine Übertretungen anzuzetteln. Alles aus Liebe zu den Enkelkindern? Nein. Vieles aus Liebe zu sich selbst. Eine Großmutter kennt kein größeres Glück auf Erden als wenn sie beim Fortgehen sieht, wie das Enkerl ihr nachweint. Und ein Großvater weiß nichts Lustigeres, als im Vereine mit dem lockeren Enkel dem strengen Papa oder Lehrer einen Schabernack zu spielen. Alles, um eifersüchtig den größten Brocken Liebe für sich zu gewinnen. — Diese Gattung von Großeltern hat der Walterbub zum Glücke zwar noch nicht kennen gelernt, wenn nicht vielleicht ich selbst mich einmal auf einer solchen kleinen Herzensgaunerei ertappt habe.

Sie sagen, daß ich keines vernünftigen Wortes fähig wäre, daß ich auf ganz ernsthafte Fragen gar keine oder nur traumhafte Antworten gebe, wenn ich beim Enkerl bin. Aber das soll nur erst einer erleben. Das Buberl, wie es den ihm trautsam gewordenen Alten mit leuchtenden Braunäuglein anschaut, ganz andächtig, mit ruhigem Behagen, und halblaut vor sich hinspricht: „Goßvater!“ — Und nach einem Weilchen wieder: „Peterosegger-Goßvater!“ (Zur Unterscheidung von einem anderen, dem „Senez“-Großvater.) — Und wieder nach einer Pause: „Goßvater!“ — Und er dann mit dem weichen Händchen leicht und ein wenig schämig meine Wange streichelt und mir forschend ins Gesicht lugt und das Wort sagt: „Adiar!“ — Das heißt: Augengläser — und nun fassen seine Fingerchen auch schon die Spange und zerren die Brillen über die Nase herab. Und als dieser Fremdkörper beseitigt ist, blickt der Kleine neuerdings mit stillem Vergnügen in mein Gesicht und sagt wieder ganz leise „Goßvater!“ — Und bei dieser Beschaulichkeit hat der Junge eines Tages etwas entdeckt. „Walterbub! — Walterbub!“ jubelte er, denn in meinen Augen hatte er sein winziges Köpfchen gesehen und erkannt. — Nun bitte ich einmal auf etliche Minuten lang alle Uhren stillstehen zu lassen, alle Werkstätigkeit der Welt einzustellen, selbst deinem Herzschlag zu gebieten, daß er ganz leise poche, denn was jetzt ist, das

ist lautere Ewigkeit. Das Enkerl ist im Haupte des Großvaters drinnen, es sieht dort sich selbst wieder! — Allerdings nur so lange, bis in unsäglicher Herzensseligkeit helles Wasser die alten Augen verschleiert. Was du da fühlst, wenn das Enkerl dir so treuherzig ins Auge schaut und auf einmal sagt es lachend: da drinnen ist der kleine Bub! — Das hat noch kein Lied ausgesungen. Und mit den Gedanken, die darob uns aufsteigen, könnte man ein Buch füllen und das Buch könnte heißen: Der seligste Augenblick, wenn nicht ein herrlicherer und tieferer Titel dafür gefunden werden sollte.

Aber die Feierlichkeit hält nicht lange an. Über eine halbe Minute lange Ruhe hat es (außer in der Schlafenszeit) der Walterbub überhaupt noch nicht gebracht. Er will, daß man ihm Lieder singe, Sprüchlein lese, Geschichten erzähle — jedoch länger als eine halbe Minute darf die Nummer nicht dauern, oder er zieht mir die Uhr aus dem Sack, um dem Ticktack zu horchen und mich zu bewegen, sie aufzumachen; oder er zerrt den Spielkorb herbei, damit ich ihm mit den Bausteinen einen hohen Turm baue; oder er macht mich, durchs Fenster zeigend, auf den „Personsug“ oder den „Gütersug“ aufmerksam, der drüben an der Berglehne vorbeirauscht. Aber gleich darauf bittet er wieder: „Vom Vogel sagen!“ „Vom sim Fanzl“ sagen!“

„Aber du bist ja nicht ruhig!“

„Vom sim Fanzl sagen!“

„Gut, ich will dir vom schlimmen Franzl erzählen, wenn du mir vorher ein Lied singst. Aber schön langsam, nicht hudeln!“

Er sperrt sich eine Weile, verlangt immer mit der gleichen Gelassenheit: „Vom sim Fanzl sagen!“ bis er wie immer seinen Willen durchsetzt. Ich bin mit meiner Geschichte noch nicht zu Ende, so langt er schon wieder nach der Uhr oder hat etwas anderes vor.

„Pst! Die Uhr mache ich dir erst auf, wenn du mir das Lied gesungen hast.“

Während er sein Ovalgesichtlein nach allen Seiten hin wendet, den Ofen anschaut und mit dem Spielkorb raschelt und allerhand andere Verlegenheits- oder Zerstreutheitsbewegungen macht, singt er ganz korrekt nach der Volksweise:

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie gün sin deine Bätter.
Ni bos zur senen Sommerseit,
Ol auch im Wint — en's schneibt —“

Das übrige ist schon wieder so gehudelt, daß man nichts versteht; die letzte Silbe kaum gemurmelt besteht er auf seinem Schein. Das funkelnde Rädchenwerk der Taschenuhr kann er sich nicht genug angucken und sein Zeigfingerchen spitzt sich, um die Rädchen zu berühren, und das um so angelegentlicher, je strenger es verboten ist. Allzuschnell wird das

Werklein wieder geschlossen, übrigens nicht einen Augenblick der Zeit versäumt. Denn Großvater bleibt nie länger als eine Stunde. Der Kleine schleppt also seine Bilderbücher herbei, daß ich ihm den Struwwelpeter verlästere oder die kleine Taubenfütterin belobe, oder ein Liedel vorlese von den Schneeballenwerfern oder von der Maus, der ganz kleinen Maus, die plötzlich mitten im Zimmer saß, mit hellen Äuglein dreinguckte und schwupps weg war — ein Lieblingsstück, das sich monatelang auf dem Repertoire erhielt!

Ein paar Minuten solcher Kunstgenüsse und es ist die Zeichenstunde da. Der Kleine legt irgend ein zerknittertes Papier auf, gibt mir den Bleistift in die Hand: „Goßvater, Vogel machen! Hundi machen! Bubi machen!" Solche Zeichnungen werden dann von ihm eigenhändig mit Korrekturen versehen.

Draußen vor den Fenstern ist der Garten, er ist noch so jung, daß die Winterschneedecke gerade ein wenig wellig erscheint über den niedrigen Sträuchern. Nur ein einziges Fichtenbäumchen steht dunkel aus dem Schnee empor, von dem der Walterbub behauptet, es wäre der Christbaum, der einmal in die Stube gekommen war und an dem die vielen Lichter gebrannt haben. Als es apert, will der Knabe mit ihm nähere Bekanntschaft machen, vielleicht um zu untersuchen, ob unter seinen Ästen nicht etwa noch Bleisoldaten, Mundharmoniken oder wenigstens Lebkuchen verborgen lägen. Aber da gibt's Verdruß — der Baum sticht: weinend kommt das Buberl zu mir, hält mir das weiße Händchen vor, um die Wunden zu zeigen. Aber es ist keine dran und der schreckliche Schmerz ist auch fort, man weiß nicht wohin, und der Kleine lacht mit noch nassem Auge. — Ja, mein kleiner Walterbub, derlei kann dir noch öfter passieren, da darf man nicht wehleidig sein. Stiche, wo du sie am wenigsten vermutest, Schmerzen, die plötzlich kommen und ebenso plötzlich wieder fort sind, ganz wie die kleine Maus — schwupps sind sie weg! — Komm, wir gehen selbander zum schlimmen Bäumerl. Aber das ist ja gar nicht schlimm, siehst du, wie ich es anfasse und es sticht ja gar nicht. Es tut nur schön streicheln, schau einmal. Es hat dich nur streicheln wollen und nicht stechen, nein, das mußt du nicht von ihm denken, vom lieben Christbaum. Komm, greife ihn einmal an, greif' ihn nur fest an, er tut dir nichts!" Der Knabe wollte nicht, er wimmerte vor Angst, als ich sein Händchen an die Fichtennadeln führte, und er lachte auf, daß es nur kitzelte, daß es eigentlich gar nicht wehe tat. Ganz gerührt streichelte er dann — aber doch mit einiger Vorsicht — die benadelten Zweige: „Du guter Baum! Du lieber Baum! Du bist ja so viel bav!" — Und seither herrscht das herzlichste Verhältnis zwischen Baum und Buben.

Hingegen hat sich einige Tage später in demselben Garten das Verhältnis zwischen dem Walterbuben und dem Großvater etwas getrübt.

Am Rande der Beete standen Mohnstämme mit Knospen, die sich noch nicht entfaltet hatten. Nun riß der Knabe eine solche Knospe ab, gab sie mir in die Hand und verlangte, daß ich „Manderl mache". Ich bog die grüne Umhüllung der Knospe auf, da kam das zarte, rote Blütenknollchen zum Vorschein und das war das „Manderl". Ein paarmal tat ich ihm den Spaß, dann sagte ich, nun wäre es genug mit dem Manderlmachen und er solle keine Mohnstämme mehr abreißen, denn sie würden bald selber anfangen, Manderl zu machen, ihre Knospen zu entfalten, und dann gäbe es große rote Blumen, die weit schöner wären, als das armselige Manderl. Aber der Walterbub achtete nicht darauf, sondern brach Stamm um Stamm und warf sie weg. — Na nu, das war Trotz! Er war ungehalten, daß nicht mehr „Manderl" gemacht wurde, er riß die Mohnstämme ab und warf sie weg.

Woher nur jetzt geschwind ein strenges Gesicht nehmen! Es war schon da und ein beinahe echtes noch dazu. „Walter, jetzt bin ich bös! Ich habe gesagt, du sollst nicht abreißen, und du folgst mir nicht. Siehst du, jetzt ist der Großvater sehr bös! Sehr bös!" Damit wendete ich mich ab, ließ ihn stehen und ging den Zaun entlang gegen das Gartentor. Der Knabe kümmerte sich wenig darum, riß noch ein paar Stämmchen ab und warf sie auf den Sandweg. Dann stand er so herum, ging ein paar Schritte weiter, machte sich mit einem Steine zu schaffen, aber alles mit einer Gelassenheit, die zu seiner sonstigen Hast in Gegensatz stand. Für mich hatte er nicht einen Blick, als ob ich so ganz und gar nicht da wäre. Ich aber stand an einem Setzling, scheinbar untersuchend, wie der an den Stab gebunden wäre, und tat, als ob es auf der ganzen Welt keinen Walterbuben gäbe. Heimlich aber beobachtete ich den Knaben. Der stand in seinem weißen Kleidchen und mit seinem kirschroten breitkrempigen Hute dort, wie ein kleiner heiliger Vater, ein ganz kleiner. Mir den Rücken zugewendet, stand er am Strauche und tat, als ob er Blätter pflücken wollte, pflückte sie aber nicht. Dann wendete er sich sachte und als er merkte, daß ich nicht mehr da war (weil ich mich hinter die Hausecke versteckt hatte), schaute er mit seinen großen runden Augen auf die Stelle hin, wo ich gestanden. Stand unbeweglich da und schaute hin. Endlich ging er langsam dem Hause zu. Vor der Türe stand er wieder still wie eine kleine Bildsäule und blickte auf seine Schuhspitzen hinab. — Armes Menschenkind, die erste Schuld, deren du dich bewußt bist. — Wir begegneten uns dann im Hause. Ich trug auf meiner Zunge schon das Wort: „Komm her, Walter! Großvater ist wieder gut!" und meine Arme zuckten schon darnach, ihn an die Brust zu schließen. Aber der Walterbub ging tief unten zu meinen Füßen vorüber, als ob ich nicht vorhanden wäre, er zeigte weder Reue noch

Freude, ging an seinen Spielkorb und begann die Bausteine auszukramen. Alles wie sonst, wenn er allein war, nur ganz schweigsam und um ein paar Grade ruhiger. Dieser Stolzheit konnte ich meine Verzeihung nun freilich nicht vor die Füße werfen. Der Abschied nachher. Da war nicht das Anklammern mit beiden Ärmchen an meinen Nacken, nicht das fast unwiderstehliche: „Nicht fortdehn, Goßvater. Bei Walterbub beiben!" Kühl ließ er das Handlein, als ich danach langte. Dann blieb er stehen, wo er stand, und begleitete mich nicht zur Türe. Ich hätte lachen und weinen mögen über den kleinen verstockten Sünder. Als ich von der Straße nochmals zurückblickte auf die Fenster, war in keinem derselben das dunkellockige Köpfchen meines Walters.

Mein nächster Besuch verspätete sich zufällig um Wochen und war bei mir jener Konflikt längst vergessen. Es hatte überhaupt sonst niemand um ihn gewußt. Kaum wieder in der Stube, hob ich den Knaben wie gewöhnlich aus seiner Niederung empor, daß das Kleidchen flog, küßte ihn auf die Stirne, auf die Wangen, und fragte lustig: „Na, Walterbub, Schatzhaufen, was treibst du? Grüß dich Gott!" Nicht wie gewöhnlich sagte er sein leises: „Goßvater! Peterosegger-Goßvater!" Er war ganz still und schaute mich forschend an. Und plötzlich hob er sein Händchen, als wolle er meine Wange streicheln, und fragte beklommen: „Goßvater bös?"

„Aber nein, mein Kind, ich bin nicht böse. Warum sollt' ich denn böse sein?"

„Walterbub Manderl abreißen," erinnerte er leise.

„Ach ja so. Na, das wirst du ja nicht mehr tun. Nein, ich bin nicht böse, mein Buberl, komm her!"

„Goßvater wieder gut", sagte er, streichelte mich und über sein Gesichtlein ging die lichte Freude.

Aber noch Monate später, wenn ich kam, fragte er mich manchmal forschend, ob ich böse sei.

Derbere und vielleicht manchmal sogar handgreifliche Verweise der Seinigen nimmt er nicht so tragisch. Wenn er den Verboten zuwider auf das Fensterbrett hinaufstieg, um den flatternden Falter zu erwischen, oder auf den Waschtisch kroch, um dort des Vaters Rasiermesser zu versuchen, oder zwei Stühle übereinandertürmte und auf dieselben kletterte, um von der Wandleiste den geladenen Revolver herabzuholen, da gab's ja manchmal abscheuliche Donner- und Hagelwetter, doch wie das im lieben Menschenmai schon geht, in einer halben Stunde, manchmal schon nach fünf Minuten scheint die Sonne wieder. Und Sonnenschein, hellen, warmen Sonnenschein braucht es ja, das junge Herz. Die feinsten Früchte reifen im Sonnenlande und im Schatten wachsen die Giftpflanzen. Welch eines wonnigen Lichtsternenhimmels er-

erfreust du dich, kleiner Walter! Da ist die Doppelsonne der Eltern, da sind die Nebensonnen der Großväter und Urgroßväter, der Großmütter und Urgroßmütter, da sind die Wandelsterne, wechselnden Monde und Kometen der Freunde und Bekannten. Alles strahlt dir Licht und Liebe zu. Ein wahres Glück, daß jüngst ein munteres Brüderlein erschien, mit dem der Walterbub wird fürder teilen müssen.

Als ich das erstemal an der Wiege des Neuangekommenen stand, der gleich ganz unbefangen ins Licht der Welt blickte, da kam eilig Walter herbei, zerrte mich am Beinkleid, daß ich mit ihm komme und er mir seine Arche Noahs zeigen könne. Ich aber hob den kleinen Schlaumeier auf, zeigte ihm das Kindlein und sagte: „Schau, da haben sie einen Bruder gebracht, der gehört dein.“ Alsogleich begann er sein neues Eigentum zu streicheln und lieb zu haben, und wenn man es recht kost und herzt, so hat er gar ein vergnügtes Gesichtlein, ist es doch *sein*. Sein „Bü fein“. Und von Eifersüchtelei keine Spur. „Bü fein“ heißt „Brüderlein fein“. Der Walterbub ist ein Freund von Abkürzungen. Wenig Worte, viele Tat! Das ist sein Grundsatz.

Schweigend ist er ununterbrochen beschäftigt, sein Spielzeug zu verbessern, indem er den hölzernen Pferden und Eseln die Beine wegschlägt, den Bleisoldaten die Köpfe umbiegt, der Trommel das Fell durchstoßt, im Bilderbuch die Gemälde mit dem Bleistift vervollkommt, sie dann herausreißt und dem „Bü fein“ bringt. Hellfried schmunzelt ihn an, als wollte er sagen: „Warte nur, Bruder, bis ich dir helfen werde!“ Unsere auf dem Markte gekauften Spielzeuge sind ja alle so schrecklich fertig und vollendet, daß ein schaffenslustiger Junge mit ihnen nichts anderes anzufangen weiß, als sie zu zerbrechen. Gib so einem dreijährigen Knaben einmal eine Taschenuhr. Glaubst du, daß er sich begnügen wird, sie in die Tasche zu stecken und manchmal nachzusehen, wie viel Uhr es ist? O nein, er wird sich bald dranmachen mit einer Tischgabel, das Räderwerk zu prüfen, es wo möglich in rascheren Gang zu bringen, die Zeiger kreisen zu lassen, ein Rädchen ums andere loszukriegen, bis schließlich die Uhr in Scherben ist. Damit hat der kleine Mensch sich die Aufgabe geschaffen, die Uhr wieder zusammenzubringen. Erfolgreiche Tätigkeit ist es, was das Kind braucht. Just so wird auch mit dem Spielzeug verfahren und wer dem Kinde fertiggestellte Spielereien gibt mit dem Gebote: „Aber zerbrich es nicht!“ der ist kein Kinder- und wohl auch kein Menschenkenner.

Gar allerhand wüßte ich vom Walterbuben. Heute gedenke ich nur noch eines Herzleides, das mir lange nachging. Bei einer munteren Balgerei auf dem Fußteppich war unversehens sein Schuhabsatz meinem Auge etwas stark nahegekommen. Ich stand auf, legte ein feuchtes Tuch an die Schläfe, hielt es, am Tische sitzend, mit der Hand fest und sagte

nichts. Der Bub stand ein paar Schritte hinter mir, ganz bewegungslos, die Händchen ließ er aneinander geschlungen niederhängen und schaute mich an. Eine Holzfigur kann nicht unbeweglicher und schweigsamer dastehen. Und auf einmal tat er einen tiefen, hörbaren Atemzug. Ein Seufzer unermeßlicher Ratlosigkeit. — Dieser tief schmerzhafte Atemzug des unschuldigen Kindes hat mir länger wehe getan, als die Beule am Auge.

Wenn man mich fragte, was mein Augenlicht ist, das Auge in meinem Kopf oder dieser Junge . . .

Guate Wort gebn.

Gedichte in oberösterreichischer Mundart von Hans Mittendorfer.

Tua di um, tua di um,
Oda i mua di um
'ʃ Sitzleda fragn:
Wann i da stehn bleibn muaßt
Und bei dir antreibn muaß,
Kanns da was tragn!

Zeit und Weil hast ja gnua;
Eifer und Luſt dazua,
Ernst und Vastand!
Wann's von an Menschn hoaßt:
„Stingada Lenzl“ — woaßt,
Das is a Schand.

Fisch ohne Gratn kriagst —
Ghern für dö Stadn, siagst,
Für dö Stingfäuln.
Daß d' a weng laufn lernst,
Dei Kraft valaufn lernst,
Derfst di schon eiln!

Wann ma vom Grabla rödt —
Wir a koa Strabla nöt,
Der nix vollendt,
Der schon vorm Anfanga
Schier is davan ganga,
Kreuzelement!

D' Welt is so liacht und schen,
Guat muaß's dar übrall gehn,
Wann's d' dazua tuast.
Lust und Liab allawärts,
Aba, jungs Menschenherz,
Arbeitn muaßt!

* * *

Sira aufs Feld an guatn Sam aus
Nach'n Ackern, nach'n Eggn
Und aft rast di in Gottsnam aus
Und er bleibt nöt aus, da Segn.

D' Sunn wird schein, da Regn wird netzn,
Wia's da liabi Himmel will;
Aus ar Handvoll wird a Metzn
Mit da Zeit aft in da Still.

* * *

Zwischn d' Tropfen durischliafn
Wirst nöt kinna, wann's wo regnt;
Di wird a dei Unglück triassn,
Wias an iadn Menschn gegnt.

Last und Kumma druckt an iadn
Jabl nieda volla Weh;
Siagst wo kraftlos liegn an Müadn,
So an Menschn richt in d' Heh!

Hilf eahm auf — und wann's vollbracht is,
Wirst eahm nu a Trostwort sagn
Und aft leichta bis daß 's Nacht is,
Selm dei Binkerl weita tragn.

* * *

Wann alls recht war, was ma toa wollt,
Zeit und Glegnheit gabats gnua;
Aba na, da losi Stoa rollt
Gar so leicht da Tiafn zua
Und da Zuafall gibt eahm d' Richtung,
Zoagt eahm 's Platzl, das a triafft;
Schau — und drunt is gegn d' Vanichtung
Neamd vasichert und vabriaft.

Halt dei Züngerl fest im Zügl,
Laß koa Wort, koa giftigs, aus!
Da Valeumdung wachsn Flügl
Und sie fliagt von Haus zu Haus,
Baut a Nest zum Unglückbrüatn —
D' Unglücksbruat is Load und Schmerz;
Und für dö muaß still vablüatn
Oft und oft a Menschnherz.

* * *

D' Leut — laß 's reden wia's wolln und denk da:
I bi koa Altweibaknecht;
Hängt da Apfl drobn, so hängt a,
Fallt ar aba, mir is 's recht.

Wann was gmacht wird oda z'rissn,
Stöckan's d' Ohrn zsamm, groß und kloa.
Was mi angeht, sagt ma 's Gwissn.
Und dös gilt für mi alloa.

Was i toa muaß oda lassn
Tua i oda laß i sein,
Wolln's a druntn auf da Gassn
's Gwissn drobnat übaschrein.

* * *

Selba willst dei Häusl zimmern?
Guat, so lerns und gib halt acht,
Wann an andra wo aus Trümmern
Still und ernst das seini macht.

Schaff da Tisch und Stuhl und Kastn
Erst, wann baut is Haus und Herd;
's Bett zum Ausruahn und zum Rastn
Is das Letzt, das eini ghert.

* * *

Wird dei Himml niedagrissn
Und dei Lebnsglück, wird's da graubt:
Tua, was d' toa derfst, was da 's Gwissn
Ohne Widaspruch valaubt;
Tua koan Unrecht, koan benachteiln,
Gspürst a nix als Trug und Gfrett . . .
D' Reu, dö sitzt si wiar a Nachteuln
Üba 's Stroh- und 's Himmlbett.

* * *

Wer nachtragt, wird müad;
Denn a höllische Last
Is das rachschwari Gmüat,
Is a Herz, das lang haßt. .

Heimgärtners Tagebuch.

Babylonisches.

Nach einem ehrwürdigen Buche hat es eine Zeit gegeben, da die Menschen nur einerlei Sprache gehabt und sich wohl verstanden. Sie lebten auf dem Lande, betrieben Jagd, Viehzucht und Feldbau.

Aber wie sie wanderten, kamen sie auf eine schöne flache Ebene, wo es ihnen so sehr gefiel, daß sie sich niederließen. Des Wanderlebens und des Zerstreutseins müde, beschlossen sie, auf dieser Ebene sich zu versammeln und eine große Stadt zu bauen. Vor allem auch einen Riesenturm, den man weithin in den Ländern sehen, und der das Wahrzeichen sein sollte für andere zerstreute Wanderer, damit auch sie kämen, um zum großen Volke vereinigt zu werden. Dieses feste Zusammenhalten war sehr brüderlich, aber dem Herrgott hat es nicht gefallen. Es scheint, dachte er, daß sie in der Gemeinsamkeit alles können, was sie wollen und daß sie — ohne mich zu fragen — den Turm schnurgerade in meinen Himmel hinaufbauen könnten. Aber mir steht das nicht an. Der Himmel kann nicht mit Ziegelsteinen erworben werden. Und während die Menschen gerade durch einen solchen Bau unter sich eine feste Einigkeit erzielen wollten, entzweiten sie sich in der Sprache. Sie waren nämlich so klug geworden, ihre schlichte Umgangssprache zu erweitern, zu verfeinern, spitzfindig und gelehrt zu machen. Und das trieben sie so bis aufs äußerste, daß die dünngewalzte Sprache auseinanderfiel in viele Stücke, daß sie auf einmal unter sich verschiedene Sprachen hatten, in denen sie einander nicht mehr verstanden. Und das, heißt es, sei durch den Willen Gottes so geschehen.

Was konnte er dabei für Absichten gehabt haben? Wir, diewir das Unglück großer Städte empfinden, können es uns wohl denken. Es sollte nicht sein, daß die Menschen in ungeheueren Haufen beisammen wohnen: aus Liebe zueinander tun sie's ja doch nicht, vielmehr um sich gegenseitig auszubeuten. Und man weiß: je näher sie beisammen leben, je *weniger sie sich verstehen.* Darum sollten sie über die weiten Landschaften zerstreut sein, Naturbau betreiben und so nicht im Gedränge und nicht in der Einsamkeit, sondern in einer leichtgebundenen Nachbarschaft in Ruhe und Arbeitsamkeit der Hände glücklich leben. — Andere mögen den mißlungenen Bau Babels deuten wie sie wollen, ich verstehe ihn so, daß Gott ihn verhindert hat als ein Feind großer Städte, der er war und sicherlich noch ist, weil man in den Städten unvergleichlich mehr Verwirrung, Torheit, Unverträglichkeit und Gottverlassenheit findet, als draußen auf dem Lande.

Und doch möchte heutzutage jedes Dorf ein Marktflecken, jeder Flecken ein Städtchen, jedes Städtchen eine Stadt, jede Stadt eine Großstadt, und jede Großstadt eine Weltstadt sein. Und jede Weltstadt setzt ihren Stolz drein, die andere an Millionen der Einwohner zu überbieten. Man glaubt, es sei ein Vorzug von Wien oder Berlin, wenn es zwei Millionen statt einer hat. Paris prahlt, daß es deren vier habe und London hat sechs! — Ist diese Begier nach ungeheueren Menschenhaufen nicht schon an sich eine babylonische Verwirrung? Ich glaube

weniger, daß diese babylonischen Türme in den Himmel hinauf, als in die Hölle hinab gebaut werden.

Jetzt verstehen wir Sie erst!

Ein vielgereister Mann erzählte mir folgendes:

Nach längerem Aufenthalte in Griechenland kehrte ich in meine österreichische Heimat zurück. Mit demselben Schiffe reisten auch drei Griechen, die den Kontinent besuchten und mit denen ich schon in Athen bekannt geworden war. Nun auf der See fragte mich eines Tages einer von ihnen auf französisch: „Mein Herr, was sagen Sie zu Griechenland, wie hat es Ihnen gefallen?"

„Ein hoch interessantes Land," war bereitwillig meine Antwort „Welche Geschichte, welche Denkmäler! Welches Klima! Nur die Landschaft ist für meinen Geschmack zu kahl, zu wenig grün, zu wenig bewaldet."

Lebhafte Befremdung, fast Entrüstung bei den Griechen. Sofort nannten sie mir eine Menge Gegenden, die fruchtbar sind und Bäume haben.

„Das sind Gärten, große wohlgepflegte Gärten", sagte ich. „Mit verehrunggebietendem Fleiß sind solche Gebiete dem Gestein abgetrotzt, künstlich bewässert und mit schwerer Mühe gehegt und gepflegt. Aber ich meine, die Naturwälder, die üppigen Triften, die fruchtbaren Felder, die unübersehbaren Wälder, die sich über Berg und Tal hinlegen durchs ganze Land, die fehlen Ihrer sonst so schönen Heimat."

Sie schüttelten den Kopf, sie verstanden mich nicht.

Wir hatten die gleiche Reiseroute genommen über Triest nach Wien, unterwegs aber kaum weitere Gelegenheit gefunden, miteinander zu verkehren. Da war es auf dem Bahnhofe in Mürzzuschlag, während ich eine Tasse Kaffee trank, als einer jener Griechen zu mir trat, mich erregt und leicht am Arm betastete und sprach: „Mein Herr! Jetzt erst verstehen wir Sie! Jetzt erst verstehen Sie!"

Es war zum Einsteigen und in meinem Coupé hatte ich Muße, über seine Worte nachzudenken. Die Griechen hatten auf der Fahrt durch Krain und Steiermark gesehen, was ich meinte mit den üppigen Triften, fruchtbaren Feldern und unbegrenzten Wäldern, die über Berg und Tal sich breiten hin über das ganze Land. —

So mein Reisender. Und derlei stimmt uns zum Nachdenken. — Ob nicht nach einigen hundert Jahren Reisende aus dem Norden von unseren Ländern dasselbe sagen können, was wir heute sagen von Ägypten, Palästina, Griechenland und anderen Gebieten der alten Welt, die von einer mehrtausendjährigen Kultur abgenagt und ausgesogen worden sind?

Ich fürchte, daß auch an uns die Reihe kommen wird und trotz gegenwärtiger Anpflanzungsbemühungen der Karst sich einmal erstreckt über die ganzen Alpenländer hin bis an die Donau.

Totenopfer.

Die Blumen brechen, sie ihres schönen Lebens berauben, das nennt man: die Blumen lieben! Diese Blumenleichen auf Särge und Gräber legen, wo sie in wenigen Stunden welk, in wenigen Tagen Heu sind, das nennt man: die Toten lieben. Eine wohlfeile Liebe, kostet das Büschel eine Krone. Ein ganzer Kranz kostet entsprechend mehr. Aber doch immer noch nicht so viel, als das: dem Gedächtnisse des Toten zuliebe einer armen braven Familie für eine Woche lang Nahrung zu geben, oder notwendige Kleider zu verschaffen. Dieses Opfer ist schwerer, und eben deshalb gäbe es Zeugnis von unserer größeren Liebe zu dem Heimgegangenen. Bei der Liebe kommt es gar nicht darauf an, daß sie poetisch sei, sondern daß sie gut ist. Schön mag das Blumenopfer sein, und dem geliebten Toten eine Rose auf die Brust zu legen ist ein Bedürfnis unseres Herzens, darüber kann gar nicht gestritten werden. Aber es gibt Leute, die sich mit solchem Blumenopfer von größeren Opfern der Liebe loskaufen wollen, die über den Totenkultus der Nächstenliebe vergessen. Daß die Gärtner und Kranzbinder auch leben wollen, ist freilich wahr. Aber dann könnte man gerade so gut den Leichen Gedichte oder Gemälde mit ins Grab geben, denn leben wollen auch die Dichter und Maler, deren notleidende es in jeder größeren Stadt gibt. In bezug auf Wohltätigkeit möchte ich es beinahe mit dem Kalchas in der „Schönen Helena" halten, der sich über die Opfer beklagt: „Blumen und nichts als Blumen! Bringet doch auch einmal Butter und Schinken!" — Ich bin ein prosaischer Knoten und würde es nicht für sehr pietätlos halten, statt dem Toten einen prunkhaften Kranz auf den Sarg zu legen, einen Korb voll Brot, Butter und Schinken armen Leuten zukommen zu lassen. Und weil es leider schon sein muß, daß von dem Ehrenopfer für den Toten auch dessen Angehörige erfahren, da es ja zumeist diesen zuliebe gebracht wird, so kann man die Armenspende ja in Gottesnamen in die Zeitung drucken lassen. Gerade schön ist das nicht, am wenigsten wenn derlei etwa gar aus Eitelkeit geschieht; andererseits jedoch mahnen solche Veröffentlichungen andere — desgleichen zu tun. Und im ganzen wird damit etwas menschlich Gutes geleistet.

Gestern erst sah ich an meinem Fenster einen Leichenzug vorübergehen, der nicht weniger als zwei schwere vollgepfropfte Kranzwagen mit sich führte. Voran ging ein Polizist und „säuberte" die Gasse, wo sich — verwahrloste Kinder herumgetrieben hatten. In diesem Augenblick empfand ich zwar weniger das Gefühl der Liebe zu den armen Kindern,

von denen die Straße „gesäubert" werden mußte, als das Gefühl des Zornes über die Torheit. Jemand, der neben mir stand, bemerkte: Es ist ja ein kleines Vermögen, das da in Grünzeug hinausgeschleppt wird! — Ja, gedenket der Toten, aber vergesset darob der Lebenden nicht.

Eine moderne Heiligenlegende.

Am 17. Februar ist in Moskau der Großfürst Sergius ermordet worden, als einer der vom russischen Revolutionskomitee zum Tode Verurteilten. Der Mord war schon längere Zeit vorher geplant, konnte aber nicht ausgeführt werden, weil dem Großfürsten immer sein Schutzengel zur Seite stand. Dieser Schutzengel war seine Gemahlin, die deutsche Prinzessin Elisabeth. Diese Frau war wegen ihrer Güte und Barmherzigkeit, als Helferin der Armen, Kranken und aller Notleidenden im Volke so sehr beliebt, daß man die Bombe nach dem Fürsten nicht schleudern wollte, wenn sie an seiner Seite war. An jenem Nachmittage machte Elisabeth einen Krankenbesuch, während der Großfürst, um eine seiner politischen Gewaltmaßregeln zu betreiben, allein ausfuhr und auf der Straße von der Bombe in Stücke zerrissen wurde.

Der Täter, selbst verwundet, wurde festgenommen. Er verweigerte die Angabe seines Namens, seiner Herkunft, doch gestand er in freudiger Begeisterung, mit aller Absicht zum Wohle des Volkes den Tyrannen getötet zu haben, und ebenso begeistert drückte er seine Freude aus darüber, daß die Großfürstin nicht mit in das Verderben gezogen werden mußte. Ruhig blickte der Mann seinem eigenen Tode entgegen; er habe sein Werk getan. Er beklagte nur das Leid, daß er der edlen Großfürstin habe antun müssen. Wenn er noch einen Wunsch für dieses Leben habe, so sei es der, Elisabeth um Verzeihung anflehen zu dürfen.

Anfangs fanden seine Richter dieses Verlangen empörend dreist; dann überlegten sie, ob das nicht am Ende doch zu einer Aussprache des sonst ganz verschlossenen Mörders führen könnte, zu einem Aufschluß über das Komplott, zu einer Angabe der übrigen Verschwörer. Es wurde also der Großfürstin das Verlangen des zum Tode Verurteilten hinterbracht. Elisabeth aber sagte: „Nie werde ich mich zu einem Polizei- und Gerichtsorgan hergeben, um den Mann auszuforschen. Aber besuchen will ich ihn."

Als sie in seine Zelle trat, kniete der Mörder nieder vor der schönen, erhabenen Frau, deren verschleierte Gestalt vor ihm stand, rang stumm die Hände und begann endlich zu schluchzen. „Unglückseliger Mensch!" sagte die Großfürstin tief erschüttert, „warum hast du mir das angetan?"

Da stieß er es laut weinend hervor: „Unser russisches Volk! Weil wir es retten müssen aus seinem Elend. Weil wir erzwingen

müssen, daß unsere Brüder wie Menschen leben können, in Gerechtigkeit und in christlicher Freiheit. Jeder von uns, der gewürdigt ist, für sein Volk zu sterben, danket, lobet Gott, unseren Herrn. Fröhlich wie zur Hochzeit gehe ich in den Tod. Nur eine, nur eine einzige Gnade, wenn ich mir erbitten dürfte. Aber ich weiß, o hohe Frau, du wirst sie nicht gewähren, du kannst nicht, du bist ein Mensch, wie wir alle. Wohl nicht aus persönlichem Haß, nicht aus Rachgier habe ich deinen Gemahl getötet, nur weil es eine unabänderliche Notwendigkeit war für mein teures Vaterland. Du liebst es ja auch dieses Land, du bist so barmherzig mit den Menschen. Und so will ich doch um Jesu Christi willen bitten, Fürstin Elisabeth — verzeihe mir!"

Und wie die hohe Frau diesen Menschen so vor sich liegen sah als einen, der sein junges Leben opfert, um in seinem Sinne das Volk zu retten, da rannen helle Tränen über ihr blasses Antlitz. Einen Schritt trat Elisabeth vor, legte ihre Hand auf sein Haupt und sagte leise schluchzend: „Gott mit dir!"

Die Offiziere und Soldaten, die bewaffnet an der Pforte standen, sanken unwillkürlich auf ihre Knie, als würde hier ein Meßopfer vollbracht. Die Großfürstin trat aus dem Kerker mit erleichtertem Herzen. Und von dieser Stunde an hat auch das russische Volk eine heilige Elisabeth.

Schillerpfeile.

An die gewissen Dichter.

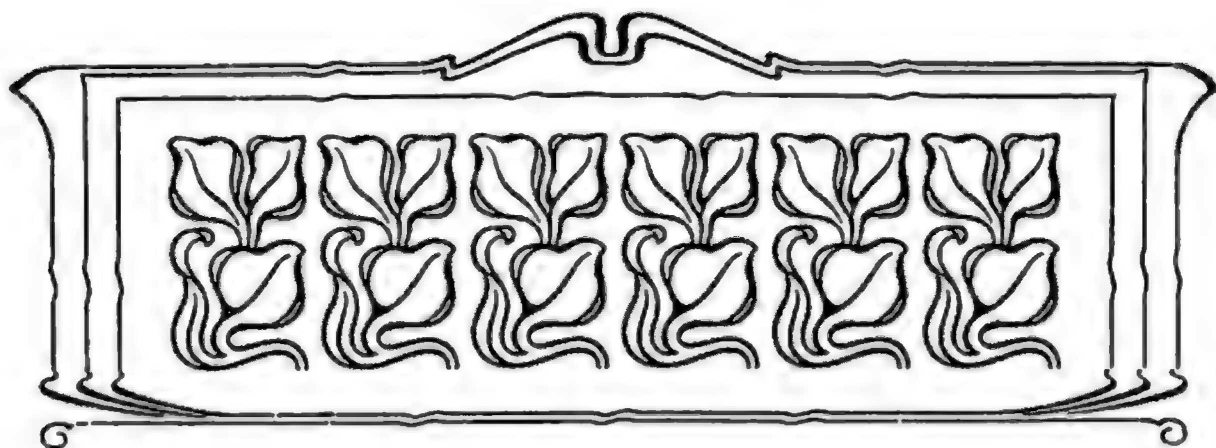
Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt' ich
Eben vergessen, und kam, ach wie gereut's mich, zu dir.

An einen Bestimmten.

Steil wohl ist er, der Weg zur Wahrheit und schlüpfrig zu steigen,
Aber wir legen ihn doch nicht gern auf Eseln zurück.

Rezension.

Sehet, wie artig der Frosch nicht hüpft! Doch find' ich die hintern
Füße um vieles zu lang, so wie die vordern zu kurz.



Kleine Laube.

Es zieht ein Segen von Haus zu Haus.

Es zieht ein Segen von Haus zu Haus;
Es klingt in den Lüften und klingt nie aus;
Es rauscht in den tiefen Gewässern.
Es ruht in der Erde und keimt empor,
Es blüht aus den holden Maien hervor
Und glüht in den Herzen der Bessern

Es leuchtet und tost ein gewaltiger Strom
Dahin durch des Himmels ewigen Dom,
Daß der Erde Urgrund erbebet.
Es tönet ein zarter, süßer Gesang
Wie Saitenzittern, wie Nachtigallklang,
Der alles weckt und belebet.

Wir fühlen im Herzen der Liebe Hauch,
Das Sehnen nach Großem, die Hoffnung auch
Zu schaun einst die seligen Zonen.
Ein heiliger glühender Geist durchzieht
In Sonnenleuchten das dunkle Gemüt,
Die höchste der Religionen. —

Sein Sterben, es mach' uns ja nicht zag',
Hie Todestag — hie Ostertag!
Der Geist wird freigegeben.
Wenn große Menschen schlafen geh'n,
So ist es ein neues Auferste'h'n
Zu wahrem, wirkendem Leben.

Und wie die Glocke auf dem Turm
Durch dieses Lebens Fried und Sturm
In Freud und Leid uns läutet,
So Friedrich Schillers hehrer Sang
Dem Menschensohn auf lebelang
Viel Trost und Heil bedeutet.

Sein Lied ist es, sein Dichterwort —
Schon tönt's ins zweite Jahrhundert fort
Und hallet im dritten wieder.
Der Hirt in der Alpen Himmelsnäh',
Der Schiffer auf ferner wildwogender See
Empfindet und singt seine Lieder.

Sein Lied ist es, der schmetternde Ruf,
Der Sklaven den Drang zur Freiheit schuf
Und sie zu Menschen erkoren.
O kennt ihr des Sängers wildweckenden Schrei:
Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wär' er in Ketten geboren!

Sein Lied ist es, das weist uns die Bahn:
Ans Vaterland, Bürger, schließ dich an,
Bleib treu deinem Lande und Blute!
Dann deutet er mahnend himmelwärts:
Nicht an die Güter hänge dein Herz!
Häng' es allein an das Gute!

Sein Lied ist es, der wonnige Hall:
Die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben! —
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht!
In ihrem heiligen Streben. —

O Dichterkönig! Du ließest zurück
Ein Gut, der Deutschen Stolz und Glück,
Ein flammendes Gotteszeichen;
Das Erbe der Nibelungen und
Die Schätze all in Kyffhäusers Grund
Sind nicht damit zu vergleichen.

So schließen wir heute zur Weihestund
Des Dichtererbes den treuen Bund,
Auf allen unseren Wegen:
In Güte treu, in Frieden frei,
Ein einzig Volk von Brüdern sei
Des deutschen Dichters Segen!

Schiller spricht:

Es ist eine Sprache, die alle Menschen verstehen, diese ist: gebrauche deine Kräfte!

Ernster guter Wille ist eine große, die schönste Eigenschaft des Geistes. Nur die Absicht gibt dem Aufwande von Kräften Wert. Und so erheben wir uns über Lob und Tadel der Menschen.

Es ist nichts als Tätigkeit nach einem bestimmten Ziele, was das Leben erträglich macht.

Die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Überall nehmen wir Schönheit wahr, wo die Masse von der Form und von den lebendigen Kräften völlig beherrscht wird.

Der Tod kann kein Übel sein, da er etwas allgemeines ist.

In dem Kinde ist die Anlage und Bestimmung, in uns ist die Erfüllung dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind ist uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen.

Unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit, zur Natur zurückführen.

Die Kultur soll den Menschen in Freiheit setzen und ihm dazu behilflich sein, seinen ganzen Begriff zu erfüllen.

Der Mensch hat noch ein Bedürfnis mehr, als zu leben und sich wohl sein zu lassen, und auch noch eine andere Bestimmung, als die Erscheinungen um ihn herum zu begreifen.

Bei der Natur ging der erste Mensch in die Schule und ihr hat er alle nützlichen Künste des Lebens abgelernt.

Die Natur zeichnet uns in ihrer physischen Schöpfung den Weg vor, den man in der moralischen zu wandeln hat.

Denke dir die Menschen, wie sie sein sollten, wenn du auf sie zu wirken hast; aber denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst.

Der höchste Genuß ist die Freiheit des Gemüts in dem lebendigen Spiele aller seiner Kräfte.

Nichts führt zum Guten, was nicht natürlich ist.

Das Leben regt sich gern in üppiger Fülle; die Jugend will sich äußern, will sich freun.

Der Mensch besitzt nicht, was er neu in seiner Seele empfindet. Er muß es herausstellen in das lebendige Sein und außer sich anschauen.

Es ist nicht der Himmel, der durch seine Höhe die Berge niedrig macht, sondern die Berge sind es, die durch ihre Höhe die Höhe des Himmels zeigen.

Jede feige und kriechende Tat ist uns widrig durch den Kraftmangel, den sie verrät.

Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten, wo er steht, ganz ausfüllt. Sei der Wirkungskreis noch so klein, er ist in seiner Art groß. Wie ungleich mehr Gutes würde geschehen und wie viel glücklicher würden die Menschen sein, wenn sie auf diesen Standpunkt gekommen wären.

Der Charakter eines ganzen Volkes ist der treueste Abdruck seiner Gesetze, und also auch der sicherste Richter ihres Wertes oder Unwertes.

Singvögel.

In den Frühling!

Im Frühling, wenn der Morgentau
Noch Blitze sprüht, bald weiß, bald blau,
Metallgrün, rot und lila,
Wenn in den Gärten hier und da
Schneeglöckchen blüh'n und Primula,
Windröschen, Crocus, Scilla,
Verlasse ich das enge Haus
Und wand're in die Welt hinein
Und breite Herz und Seele aus
Im Sonnenschein!

Dann wird die Welt zum Märchenland.
Der Quelle schmales Silberband
Umblühn viel tausend Glöckchen;
Hier fliegt ein brauner Falter auf,
Da zeigt ein Käferchen im Lauf
Sein grünes Panzerröckchen!
Dort zittert eine Lerchenbrust
Und schwingt sich bis ins tiefste Blau
Und tränkt mit ihrer Liederlust
Die Blumenau!

Drum, wenn vorm Tor der Frühling lacht
Und dir's im Stübchen bange macht,
Laß alle deine Sorgen
Und werde wieder frisch und frei —:
Die allerbeste Arzenei
Gibt doch ein Frühlingsmorgen!
Verlaß das enge dumpfe Haus
Und wand're in die Welt hinein
Und breite Herz und Seele aus
Im Sonnenschein!

Otto Promber.

Lenzfahrt.

Und singt allein der heisre Rab'
Auf tiefverschneitem Grunde,
Dann greif' ich meinen Herrscherstab
Und gebiete dem Trotz der Stunde.

Herbei, getreuer Dienerhauf,
Ihr flügelschnellen Träume!
Es breche der reichste Frühling auf
Und schmücke die Gärten und Bäume!

Von Blumen schwelle mein Lustrevier,
Von Mailaub und grünen Moosen!
Die heiße Stirne kränz' ich mir
Mit tauigen Erstlingsrosen.

So weit der weite Himmel blaut,
Erglänzen die Gelände;
So weit mein fürstlich Auge schaut,
Ist meiner Macht kein Ende!

Auf! Rappen vier, die Feuer sprühn,
Gespannt an die Silberkarosse!
Zur Lenzfahrt auf! Die Linden blühn
Und rauschen vor dem Schlosse.

Da blitzt vorbei der Lerchensang,
Das Land mit Strom und Seen;
In Glück und Sehnsucht, Duft und Klang
Das Herz mir will vergehen!

Du süße Brust! Wohlhin, wohlhin,
Daß dran mein Haupt sich berge!
Ich fahr' zu meiner Königin
In die wälderbrausenden Berge . . .

Adolf Hainschegg.

Heimkehr.

Mich litt's nicht in der Fremde
Bei fremder Lieb und Art;
Zu knapp saß mir das Hemde,
Mir das Hemde,
Verwildert schoß der Bart.

Hier stört nicht das Getriebe
Der Welt des Glückes Rast;
Die Heimat und die Liebe,
Und die Liebe,
Die laden mich zu Gast! —

Was sollte ich mich grämen
Bei falschen Frauen viel?
Hier will mein Haus ich nehmen,
Haus ich nehmen,
Hier wohnt mein Herzgespiel.

Da strich durch Busch und Hecken
Gelinder Frühlingshauch.
Dich segnet, Mann am Stecken,
Mann am Stecken,
Die liebe Heimat auch.

Karl Krobath.

Dramen der Gegenwart.

Betrachtet und besprochen von Hermann Kienzl. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1905.)

„Kunst ist Standpunktfrage“, sagt der Verfasser in der Vorrede. Befruchtende Kunstkritik könne nur eine aufrichtig subjektive sein, ohne Gelehrsamkeit und Theorie. nur aus der Empfindung, dem Herzen heraus. Im Namen anderer zu urteilen, Gesetze geben zu wollen, sei anmaßend. Anfang und Ende alles Kunsturteils sei: Wie ich es schaue, wie ich glaube. „Darum“, so setzt Kienzl bei, „ist in diesem Buche nichts geschrieben, was der Schreiber nicht empfunden hätte.“ In diesen Sätzen liegt für das Buch die beste Kennzeichnung und das würdigste Lob. Wenn schon offizielle Kritik sein muß, so ist auch nach meiner Meinung diese, die subjektive, die einzig richtige, freilich auch die gefährlichere. Wer mit eigenem Rößlein seinen Gast fährt. der hat größere Verantwortung als der, welcher sich und ihn dem öffentlichen Eisenbahnzug anvertraut. Die Prinzipkritik ist so ein Eisenbahnzug, der auf den Schienen der Theorie, so rostig und brüchig sie auch sein mögen, langweilig dahinklirrt. Während diese Herren Prinzipienkritiker sich einbilden, mit Aufwand hoher Intelligenz die Führer zu sein, sind sie die vom alten Eisen Geführten.

Einmal hörte ich den Ausspruch, Kritik müsse deshalb sein, weil auch die Rezensenten leben wollen. Daher richten sich die Kritiken Solcher nur darauf hin ein, daß sie gerne gelesen, also gut bezahlt werden. Ob sie dem Kunstwerk gerecht werden oder nicht, das ist den Rezensenten einerlei; das Kunstwerk geht sie weiter nichts an, sie interessieren sich nur für ihren Kritikaufsatz. Wie ein Jäger auf das Wild lauern sie auf Fehler, Schwächen, überhaupt auf Stellen im Werke, die irgendwie Gelegenheit bieten, ihren Witz, ihre Bosheit zu üben. „Es gibt“, sagt Hermann Kienzl, „gerne gelesene Rezensenten, die bereit sind, für einen witzigen Einfall Vater und Mutter zu verkaufen, um so lieber einen armen Dichter.“

Von dieser Art Kritik ist in dem Buch wohl nicht eine Seite zu finden. Durchwegs der klipp und klare Ausdruck persönlicher Empfindung und Meinung über dramatische Werke, über Kunst-, Geistes- und Sittlichkeitsrichtungen unserer und anderer Zeit. Zwar manches, was in dem Buche steht, muß ich ebenso aus persönlicher Überzeugung zurückweisen, wie es aus einer solchen heraus aufgestellt wurde. Aber das tut nichts, ja ist eben nach dem oben ausgesprochenen Grundsatze selbstverständlich. Unter allen Umständen ist die unbestechliche Redlichkeit, der unbeugsame Freimut dieses Kritikers zu achten. Die Redlichkeit vorausgesetzt, tut selbst ungerechte Kritik nicht so weh. Aber das ist es ja nicht allein. Die gründliche Durchdringung des Stoffes, die geistvolle, bisweilen geradezu künstlerische Art der kritischen Behandlung wirkt wie ein selbständiges Werk belehrend und anregend. Die Dramen, die dieser Theaterkritiker sah, waren nicht bloß gesehen, sondern gleichsam mitgelebt, mit dem eigenen Herzen an der eigenen Gesinnung, an dem eigenen Leben gemessen — und dieser Umstand gibt den im Laufe der Jahre für Blätter verfaßten Kritiken das volle Recht, hier gesammelt im Buche vor die Öffentlichkeit zu treten. Es ist das Bekenntnis einer scharf ausgeprägten Individualität.

Alle namhaften deutschen Theaterstücke der Gegenwart und auch die bedeutendsten des Auslandes, soweit Kienzl Gelegenheit hatte, sie auf der Bühne zu sehen, sind in dem Buche einer philosophischen Betrachtung unterzogen. Wie knapp und klar weiß er — und schon das ist eine Kunst — den Kern der Fabel hervorzukehren. Mit welch hellen, manchmal grellen Schlaglichtern beleuchtet er die Charaktere der Bühnengestalten, mit der gleichen Leidenschaft in Vernichtung des ihm schlecht und unecht scheinenden, wie mit der begeisterten Glorifizierung des ihm groß dünkenden. In einem leidenschaftlichen Verhältnisse steht er den Werken gegenüber — hassend oder liebend. Das

ist menschliche Kritik. Darum muß einem das Buch wert sein, trotz der Faustschläge, die unsere Überzeugung manchmal ins Gesicht bekommt.

Kienzl führt seinen Kampf gegen alles Abgebrauchte und für das Neue, seine Leitsterne sind vor allem Hauptmann und Ibsen. Der letztere ist so ziemlich sein Höchstes. Mit der alten Sitte will er brechen. In der alten Weltanschauung sieht er fast nur Heuchelei, ohne uns überzeugen zu können, daß sie der neuen Weltanschauung fremd sei. Wie ein gläubiges Kind stürzt er sich in das Neue, das noch nicht erprobt ist! So menschlich gerechtfertigt alles Subjektive ist, so bedenklich ist es, dem Subjektiven alles zu opfern. Die Kunst will freilich subjektiv, das Leben aber möglichst objektiv erfaßt sein. Nicht immer paßt der Maßstab des eigenen Wesens und Glückes auch für andere. Nicht aus der Selbsterfüllung, sondern aus der Selbstbeschränkung erwächst der Altruismus. Und diesem strebt anderseits unser Autor doch mit allen Flügeln zu, diesem hat er viel geopfert. In der Wahl, sein großes literarisches Talent auf ruhigem Boden organisch ausreifen zu lassen oder im Kampf um sein Ideal aufgerieben zu werden, hatte er sich längst für das letztere entschieden. Und das ist es, was uns bei diesem Buche einfällt. Denn ich glaube, daß dieser Mann als Kritiker der Kunst und des Lebens sein Talent nicht erschöpft hat. Wer das Buch „Dramen der Gegenwart" durchdenkt, wird empfinden, daß sein Verfasser eine starke Künstlernatur ist. R.

Männertracht.

Der englische Dichter Shaw wird befragt, wie er über die jetzige Herrenmode denke. Shaw findet sie verrückt und begründet das in folgender Weise: „Ich liebe es, mich rein zu fühlen, und meine Meinung über Kleider ist, daß sie bequem und sauber sein sollen, so weit das in London eben möglich. Aus diesem Grunde verabscheue ich Stärke; ich könnte keine Sachen tragen, die, nachdem sie sauber gewaschen sind, mit einem weißen Schmutz beschmiert und dann zu einer garstigen Masse gebügelt werden. Solch ein Wäschestück auf meinen Körper zu bringen, es zu tragen, drin zu arbeiten und zu schwitzen, ist für mich etwas Schreckliches. Die glänzenden weißen ‚Tuben' um die Handgelenke, den glänzenden schwarzen Zylinder auf dem Kopfe, die glänzende weiße Front des Oberhemdes, die glänzenden schwarzen Schuhe, die Beinkleider, die wie Regenröhren aussehen, das ist Ihr modern gekleideter Mann, er hat das Aussehen eines kalten, angeschwärzten Ofens! Die große Tragödie in dem Leben eines solchen Mannes ist, daß die Natur sich weigert, auf dieses zylinderartige Ideal einzugehen, und wenn in seinen ‚Zylindern' die Knie und Ellbogen beginnen sich zu markieren, fängt er an, sich zu schämen."

Man braucht eigentlich gar kein Weiser zu sein, um auf das zu kommen. Die meisten Männer, die halbwegs mit Vernunft begabt sind, stimmen solcher Ansicht heimlich bei, aber es fehlt ihnen Mut, Wandel zu schaffen. Wir haben genug Courage, um den Gegner niederzuschlagen, unter Umständen das Glück anderer zu zerstören, aber wir sind zu feige, unsere Sitten, z. B. unsere Tracht so zu reformieren, wie sie uns taugen würde. Wenn einmal ein „Naturmensch" unter uns umgeht, der sich nach seiner Weise vernünftig kleidet, was ist das für ein Gaffen und Spötteln! Aber selber das Vernünftige nachzumachen wagen wir nicht, aus Angst ausgelacht zu werden. Unsere Furcht vor der öffentlichen Meinung ist die moderne Geisterfurcht, nur daß von einem Geiste da noch viel weniger zu spüren ist, als einst zur Gespensterzeit, die wenigstens anregend für die Phantasie gewesen war. Wann wird die Zeit kommen, da es wieder Persönlichkeiten gibt, die innerhalb der gesellschaftlichen Schranken jeder sich kleiden mag, nicht wie es anderen gefällt, sondern wie

es ihm gefällt. Diese Schablonenleute sind doch allzukläglich; eine falsche Kultur hat sie entmannt, hat Affen aus ihnen gemacht, die sich gerade so gehaben, wie alle anderen, die zwar Eitelkeit und Selbstsucht, aber keinen schöpferischen Willen haben. M.

Übervölkerung.

Das moderne Bevölkerungsproblem veranlaßt das „Hochland" zu einer interessanten Betrachtung, der folgendes entnommen ist:

60,000.000 Deutsche! Als die amtliche Statistik im September vorigen Jahres dieses Ereignis bekannt gab, jubelierte man auf „Germania, die Übermutter"; schnippische Seitenhiebe setzte es dabei ab auf die „schöne Nachbarin" über dem Rhein mit ihren knappen 38 Millionen. Etwas mehr als ein Jahrhundert früher waren die Rollen vertauscht. Das Frankreich Ludwig des XIV. bis zur Revolution konnte sich rühmen, stärker bevölkert zu sein als irgend ein anderer europäischer Staat; im Jahre 1789 war es von 25 Millionen Menschen bewohnt, während man im Gebiete des heutigen Deutschen Reiches im Jahre 1792 nur 14 Millionen zählte. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts trafen in Frankreich 49 Bewohner auf den Quadratkilometer, in Deutschland nur 26; am Beginne des 20. Jahrhunderts dagegen hier 104, dort 72; über dem Rhein drüben immer lauter werdende Klagen über Bevölkerungsminderung — bei uns sich mehrende Sorgen ob der wachsenden Volkszahl.

München, 17. November 1903. Friedrich Naumann, der glänzende Redner und feinsinnige Vertreter des national-sozialen Gedankens, spricht in dicht gedrängtem Saale über die wirtschaftlichen und politischen Folgen der Bevölkerungsvermehrung. Im Bannkreise der Zuhörerschaft liegt eine schwere, fast dumpfe Stimmung; es ist, wie wenn ein drohendes Ungeheuer, immer größer werdend, immer erschreckender sich auswachsend emporstiege. Das deutsche Volk, zu Zeiten der Großväter noch ein Volk der Bauern, der kleinen Städte mit stabiler Agrarverfassung, mit lokalem Absatz, ist zu einem Volke der Riesenstädte, der großen Betriebe, des Fernverkehrs, der weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung, voll von Spekulation und Projekten, geworden. Die Menge der Menschen steigt. Etwas gewachsen ist sie ja immer, auch in vergangenen Jahrhunderten. Aber der Tod hielt eine reichere Ernte; die Pest kam, die Greuel der alten Hungersnöte kamen; es kamen jene Menschen aufzehrenden Kriege, und so verging Jahrhundert auf Jahrhundert, und in all der langen Zeit steigt die Bevölkerung langsam bis zu jenem Jahre 1816, wo feste Berechnungen einsetzen. 24 Millionen Menschen waren es damals auf dem heutigen deutschen Gebiete, 56 Millionen sind es 1900 im Reich. Und das wächst und wächst weiter, und in jedem Jahre werden zwei Millionen Kinder geboren und 1,200.000 Menschen sterben. 800.000 werden jährlich neu in das deutsche Gebiet hineingeworfen, das als Land nicht wächst, das seine festen Grenzen hat. Wird nach dem seitherigen Gange gerechnet, so werden im Jahre 1925 an 80 Millionen Menschen auf diesem Boden sein. Für die wachsende Masse den Konsum zu beschaffen, das ist die fabelhaft große Aufgabe, die als Folge des Bevölkerungswachstums zunächst herantritt . . .

Baut Schiffe, erwerbt Kolonien! wendet sich Schmoller an die Nation. Und von derselben Grundidee aus proklamiert Naumann als Quintessenz der deutschen Wirtschaftspolitik den Exportindustriestaat, da dieser allein imstande sei, dem neuen Volkszuwachs Brot und Hülle zu geben.

Das neuerlich raschere Tempo in der Volksvermehrung ist nicht so sehr durch die Geburtsziffer verursacht als vielmehr durch die sinkende Sterblichkeitsziffer. Und in der Tat, während im Deutschen Reiche in den Siebzigerjahren noch unter je

1000 Einwohnern alljährlich 27 bis 30 der Tod ereilte, waren von dessen Geschick im letzten Jahrzehnt nur mehr 22 bis 25 getroffen. Ein Blick auf die Gestaltung der Geburtenziffer in den gleichen Zeitabschnitten zeigt ein Sinken von 42 auf 36.

Der Tod ringt immer schwerer seine Beute dem durch moderne hygienische Einrichtungen, durch soziale Schöpfungen, durch eine wohlhabendere Lebenshaltung bis zu den untersten Schichten herunter gestärkten und gefeiten Volkskörper ab. Paralysierend, teilweise aufhebend, tritt diesen glücklichen Folgen zur Seite eine Schwächung in der verminderten Erzeugung neuer Volkskräfte. Und darin kristallisiert sich das moderne Bevölkerungsproblem: in der sinkenden Geburtenziffer; das gilt nicht nur für Frankreich, nein, ebensogut für Deutschland; in Berlin ging die Geburtenziffer in dem kurzen Zeitraume von 1884 bis 1893 von 37 auf 30 zurück. Die allerorts bei reger Arbeit vorwärts schreitenden Bestrebungen für Volkswohlfahrt und Volksgesundheit mögen die Sterblichkeitsziffer noch etwas weiter herunterdrücken; der Arbeit wird immer mehr werden, der Kraftaufwand wird immer größer werden müssen, wie bei einem elastischen Körper, dessen Zusammendrückbarkeit bestimmte Grenzen gezogen sind. Das Hauptaugenmerk verdient die sinkende Geburtenziffer.

Uns darf nicht bange sein, daß uns sobald eine Bevölkerungsentwicklung droht, wie wir sie in Frankreich vor Augen haben. Aber auch bei uns sind Klagen nicht mehr selten über langsames Schwinden der Heiratslust, speziell in den besser situierten Kreisen. In unserer heutigen Genußwelt wird der Sinn für das Familienheim immer mehr abgestumpft. Der Surrogate sind so traurig viele. Neue Genußreize überbieten sich, zumal in Großstädten. Ablenkungen, Zerstreuungen findet man in Fülle. Einfacheren Lebensverhältnissen entfremdet man sich zusehends. Der erzwungen übertriebene Lebensaufwand, der in höheren Gesellschaftskreisen gefordert wird, schreckt. Der weiter um sich greifenden Familienflucht in höheren Kreisen wirkt noch ausgleichend entgegen der Kinderreichtum der Arbeiterbevölkerung. Als ob auch hier die großen Gesetze der Völkerentwicklung gelten sollen: Eine kaninchenhafte Fruchtbarkeit auf den niedrigsten Kulturstufen. Auf dem Gipfel der Kultur beginnt das Absterben. Wenn die Blüte in ihrer schönsten Pracht steht, fehlt ihr die Lebenskraft, sich weiter zu entfalten; sie muß welken, absterben. Dr. Hans Schorer.

Heitere Schillergeschichten von der Karlsschule.*)

Daß Herzog Karl von Württemberg nicht nur der „Tyrann" war, als den ihn eine voreingenommene Auffassung hinzustellen sich immer bemüht, sondern daß er seine Pfleglinge oft auch durch recht humorvolle Einfälle erfreute, dafür diene folgendes Beispiel: Der Herzog hatte von Schillers Gabe, Personen nachzuahmen, vernommen, da forderte er ihn eines Tages auf, auch einmal an ihm selbst sein Talent zu erproben. Trotz aller Weigerung des nicht gerade angenehm Überraschten bestand der Herzog auf seinem Verlangen. Da bat ihn Schiller um die Überlassung seines Stockes, nahm Geberden und Redeweise seines Herrn an und begann diesen ins Verhör zu nehmen. Der Herzog ging auf den Spaß ein und gab Antworten, mit denen der markierte Inquisitor nicht zufrieden sein konnte. Darauf fuhr dann Schiller auf, ganz nach der Art des Herzogs: „Potz tausend Sackerment, Er ist ein Esel!" bot dabei der in seiner Nähe stehenden Gräfin von Hohenheim den Arm

* Aus dem neuen Büchlein: Schiller-Anekdoten von Theodor Mauch. Stuttgart, Robert Lutz. 1905. Der Inhalt hält mehr, als was der Titel verspricht, er bietet in kurzer Fassung das Wichtigste aus Schillers Leben. Die Red.

und gab sich den Anschein, als wolle er mit ihr davon laufen. Da rief der joviale Herzog mit Humor auf die von ihm heraufbeschworene Situation eingehend: „Hör' Er, laß Er mir die Franzel!"

* * *

In der Karlsschule durften die Schüler am Sonntag die Weste*) nur mit drei Knöpfen schließen, um das Jabot breit herausstehen zu lassen; in der Woche mußten sie vier Knöpfe an der Weste schließen. Die putzsüchtigen unter den jungen Leuten knöpften aber auch an den Schultagen nur drei zu und freuten sich über den weitausgelegten Busenstreif. Einst wurde Schillers Nebenmann von dem vorgesetzten Offizier darüber zurechtgewiesen und entschuldigte sich mit dem Vorgeben, der Knopf sei zufällig aufgesprungen. Am anderen Tage war Sonntag; Schiller hatte gedichtet und kam unbekümmert um die militärische Regel mit geschlossener Weste zur Parade. Hauptmann Schmeckenbecher machte ein finsteres Gesicht. „Schiller!" — „Herr Hauptmann?" — „Was ist heut' für ein Tag?" — „Hm — Sonntag." — — „Mit wieviel Knöpf' ist das Gilet am Sonntag geschlossen?" — „Hm — mit drei." — „Wieviel hat Er zu?" — „Ich? — Eins — zwei — drei — vier." — „Wie kommt das?" — „Ah — 's ischt mir einer zugesprunge!"

* * *

Nach einer Beförderung Schillers schreibt dessen Vater an den Herzog:

„Solitude den 17. Dezember 1780. Hauptmann Schiller's tief unterthänigste Entschuldigung und Anzaig der Ursache, daß er anheute nicht mit seinem Sohn sich unterthänigst praesentiren — und seinen tiefsten Dank zu Füßen legen kann.

Durchlauchtigster Herzog. Gnädigster Herzog und Herr!

Die vorgestern Abends erhaltene Nachricht von der noch unerwarteten allergnädigsten Placirung meines Sohnes, hat mich und die meinigen zu heißen Thränen des Danks gegen Gott und Euer Herzogliche Durchlaucht gerührt und ganz trunken vor Freude habe ich mich gestern nach Stuttgart begeben, in der wärmsten Absicht, durch ungesäumte Anschaffung zweier anständigen ganzen Kleidungen diesen meinen Sohn zur unterthänigsten Praesentation und Erscheinung im Publico in den Stand zu setzen. Nach der Parade, da schon die Kleider in Arbeit gewesen, erfuhren wir, daß Euer Herzogliche Durchlaucht gnädigst befohlen hätten, mein Sohn solle die Uniform eines Regiments-Feldscherer tragen. Eine solche bis heute Mittag zu verfertigen, das wolte unter edlichen Schneidern keiner übernehmen, ich werde sie aber heute so gewiß bestellen lassen, daß sie bis Morgen Mittag fertig ist. Da ich aber mit den beeden andern Kleidern, in deren einem er sich heute hätte sehen lassen können, in der besten väterlichen Absicht, einen Aufwand von —: 120 fl. — gemacht: so erkühne ich mich, andurch Euer Herzogliche Durchlaucht tief unterthänigst zu bitten, daß mein Sohn außer seinen Verrichtungen beim Regiment, bei dem Bestreben nach einer Praxi in der Statt oder auf dem Lande, diese Kleider anziehen darf. In der freudigsten Hoffnung, daß ich morgen das gnädigste Angesicht Euer Herzoglichen Durchlaucht anschauen, und sodann den höchsten Dank für alle mir und meinem Sohn erwiesene übergroße Gnade, nach Vermögen erstatten darf, bin ich in der tiefsten Erniedrigung

Euer Herzoglichen Durchlaucht unterthänigst treu gehorsamster

Hauptmann Schiller."

Hierauf erfolgte den nächsten Tag, 18. Dezember 1780, die auf der Eingabe selbst angefügte herzogliche Entschließung: „Sein Sohn soll Uniform tragen."

---

*) Die Uniform der Karlsschüler war: Hell(stahl)-blauer Rock mit schwarzen Aufschlägen und Kragen, weiße Weste, weiße Beinkleider, ein dreieckiger Hut mit silbernen Borden und einem Federbusch, dazu Degen und Stulpstiefel, im Nacken ein langer Zopf, an den Schläfen steifgedrehte Locken. — Durch silberne Achselschnüre unterschieden sich die Adeligen von den Bürgerlichen.

Zum Schillertage.

(Eine Zuschrift.)

Ein Vierteljahrhundert blättert der Mensch zurück im Buche seiner Erinnerung: Er hört die letzten Klänge des Liedes „An die Freude" verhallen, gesungen von frischen Knabenstimmen. Schlußfeier war an der Volksschule und die Kinder eilen der Freiheit entgegen, die sie schon lange ersehnt, es beginnt für sie die Zeit der Freude.

Des Kindes Geist kann den Inhalt dieses Sanges nicht erfassen, er ahnt nur seine Größe; die klangvolle Melodie ist aber dem Kinde geblieben, es singt das Lied im fröhlichen Beisammensein mit Spielgenossen weiter. Dann lernen wir wieder, kommen früher oder später auf die Schule des Lebens, in der wir heranreifen durch schwere Prüfungen, bis uns der Tod das Abgangszeugnis gibt.

Wenn man denkt, daß dieses Lied vor hundertzwanzig Jahren dem offenbarenden Geiste entsprang, aus der schaffensfreudigen Seele eines Jünglings, so wird man des Wertes erst vollkommen bewußt — seine Kraft muß sich ewig erhalten.

Drei Jahre zurück in der Erinnerung: Auf den Spuren Viktor Scheffels erreicht ein Wanderer Schaffhausen. Dort steht ein riesiger Turm am Rhein; seine Plattform, die für viele hundert Menschen Platz bietet, ist durch ein Tell-Denkmal geschmückt, und kommst du in das Kämmerchen des Türmers, erblickst du auf einem Wandregal die Werke Schillers und Körners. Das ist eine Freude! Gehst du dann zum Münster, zeigt man dir im ruhigen Kirchenraume die zersprungene Schiller-Glocke und da schweigst auch du, Menschenherz.

Bist du ein ernster Mann geworden, so wirst du im Liede „An die Freude" das ganze Leben erschauen können. Als Kind sangst du die erste Strophe, heute begeistert dich die letzte mit ihrer Milde und Kraft. In diesem Liede hast du alles für deine menschliche Betätigung, es zeigt sich dir der Weg zur Freude selbst, zur Freude an deinen Taten. Vollbringe sie im Geiste des Dichters, denn er ist es unter uns, durch den sich die Gottheit offenbart, er wohnt ja im Himmel, weil er zu spät kam zur „Teilung der Erde!"

Johannes Just.

Die rätselhafte Inschrift in Krieglach-Alpel gelöst!

Soeben ist unserer Redaktion folgende Depesche zugekommen:

Perchtoldsdorf, 23. März 1905.

„Löbliche Redaktion! Nach eingehender Prüfung ist es mir auf Grund vergleichender Sprachwissenschaft gelungen, die rätselhafte Inschrift aus Heft 7 zu entziffern. Dieselbe entstammt jedenfalls nicht den Römern, sondern den Ureinwohnern des Murlandes, welche mit dem germanischen Volksstamme große Verwandtschaft zeigen; sie lautet im Urtexte: „Hinter a Hulastaun hot si a Fux vasteckt", was sich in „Hochdeutsch" übertragen, ungefähr so gestaltet: „Hinter einem Holunderstrauche hat sich ein Fuchs versteckt."

In dem angenehmen Bewußtsein, der Wissenschaft einen unschätzbaren Dienst erwiesen zu haben, zeichnet der löbl. Redaktion ergebenste C. Arnold."

Merkwürdigerweise gingen uns zu gleicher Zeit auch andere Entzifferungen zu, die genau mit dieser übereinstimmen. Und ein Beweis, daß wichtige Entscheidungen in der Kulturgeschichte wirklich gleichsam in der Luft liegen, ist uns die folgende Zuschrift eines allem Anscheine nach schlichten Mannes aus dem Volke:

Mei Jagdhund hot's außabrocht, hot a weng zuwig'schmeckt:
„Hinter a Hollastaun hot si a Fux vasteckt!"

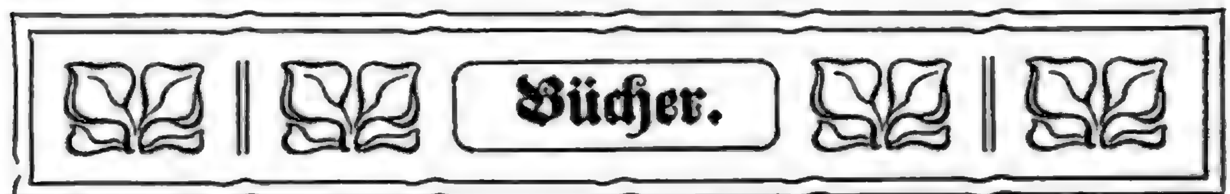
Lustige Zeitung.

Ah so! Onkel: „Sag', Hänschen, welche Stunde macht dir am meisten Vergnügen?“ — Hänschen: „Die Gesangstunde!“ — Onkel: „Und weshalb denn?“ — Hänschen: „Von der bin ich dispensiert.“

Ein Philosoph. Cohn: „Warum weinst du?“ — Maier: „Ach, hier steht: Du bist gemacht aus Staub und wirst wieder Staub.“ — Cohn: „Nun also, was weinst du? Das macht dir doch keinen Schaden.“

Im Theater. Michel und sein Weib haben sehr gerührt der Aufführung eines Theaterstückes beigewohnt. „Sie“, wenden sich beide nach Schluß des Stückes an den Billeteur, „i' bitt', wann is denn die Leich'?“

Zweigespräch: Norddeutscher: Die Süddeutschen scheinen gemütlich, sind es aber nicht. Die Norddeutschen scheinen nicht gemütlich, sind es aber. — Süddeutscher: Dies scheint geistreich, ist es aber nicht. — Norddeutscher: Dies scheint grob und ist es auch. — Süddeutscher: Dies scheint richtig, ist es aber nicht.



Eine wohlfeile illustrierte Schillerausgabe. Unter den zahlreichen Ausgaben von Schillers Werken hat sich die glänzend ausgestattete, von den ersten deutschen Künstlern illustrierte Prachtausgabe der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart als eine der besten und schönsten einen bevorzugten Platz errungen und weite Verbreitung im deutschen Volke gefunden. Der reiche, vornehme, des Dichters würdige Bilderschmuck dieser Ausgabe, der in echt künstlerischer Weise die jedem Gebildeten vertrauten Gestalten, Episoden, Gedanken und Stimmungen aus den unsterblichen Dichtungen Schillers verlebendigt, trägt in hervorragendem Maße dazu bei, die geistige Gemeinschaft des deutschen Volkes mit dem großen Künder alles Schönen und Edlen rege zu erhalten und zu vertiefen. V.

Paul Heyse, Novellen. Wohlfeile Ausgabe. 60 Lieferungen. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung.)

Am 15. März feierte Paul Heyse seinen 75. Geburtstag. Mit unverminderter Geistesfrische waltet der Dichter seines hohen Berufs, seine fleißige Feder überrascht uns immer aufs neue mit Schöpfungen, die nichts von Ermüdung verspüren lassen und seine formvollendete Kunst in hellstem Lichte zeigen. Paul Heyse gehört bekanntlich zu unseren vielseitigsten Dichtern. Als Lyriker und Dramatiker wie als Übersetzer hat er hervorragendes geschaffen, als sein hauptsächlichstes Lebenswerk gelten aber seine Prosaschöpfungen, die Romane und Novellen, von denen eine wohlfeile Ausgabe im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung erscheint. Die erste, die Romane umfassende Serie, liegt bereits in acht Bänden vollständig vor, von der zweiten, den Novellen, sind uns soeben die Lieferungen 21—26 zugegangen, mit denen der vierte Band abgeschlossen ist. V.

Jesus. Ein Roman von Pierre Nahor. (Emilie Lerou.) Aus dem Französischen ins Deutsche von Walter Bloch. (Berlin. B. Behr. 1905.)

Vielleicht hat es der Verfasser dieses Buches klüger gemacht, als der Verfasser des I. N. R. I. Der letztere hielt sich an die Evangelien und wollte doch auch sein Persönliches hineinlegen. Das mußte Konflikte mit der theologischen Kritik geben. Der Verfasser des vorliegenden Romanes hingegen hat die Evangelien beiseite geschoben, um aus sich frei einen Helden zu gestalten, den er „Jesus“ nennt. Dieses Buch werden die Dogmatiker hoffentlich in Ruhe lassen, denn es geht sie nichts an. W. H.

Das Leben eines Priesters in unseren Tagen. Selbstbiographie von Dr. Josef Müller. (Augsburg. Theodor Lampart.)

Das Büchlein an sich schon von Interesse, tritt es uns noch durch den Umstand näher, daß sein Verfasser der bekannte Reformkatholizismus-Müller ist, der Herausgeber der „Renaissance“. Ein redlicher, gescheiter aber unkluger Mann, dessen Mißerfolge vielleicht weniger der Sache als der Person zuzuschreiben sind. Ein unruhiger, verbitterter und streitlustiger Charakter, dem man aber die Achtung nicht versagen kann. Es gibt nicht allzuviele Männer von so großem Rechtssinne, daß sie ihre Stellung, ihre Existenz der Überzeugung opfern. Die Selbstbiographie Müllers trägt sehr bezeichnende Züge und ist der Schlüssel zum besseren Verständnisse der Reformschriften dieses katholischen Priesters. M.

Kunst auf dem Lande. Ein Wegweiser für die Pflege des Schönen und des Heimatsinnes im deutschen Dorfe. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. (Bielefeld. Velhagen & Klasing.)

Den Bestrebungen des deutschen Vereines für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, der neben anderem vor allem Erhaltung der ländlichen Eigenart und des bäuerlichen Volkstums auf seine Fahne geschrieben hat, dient das vorliegende Buch, zu dem sich eine Anzahl hervorragender Fachleute vereinigt haben. Es wendet sich nicht sowohl an das Landvolk selbst, als namentlich an alle die Personen, welche in den behandelten Fragen Einfluß auf dem Lande besitzen. Dem interessanten, aus der Feder von Männern stammenden Text, die auf den einzelnen Gebieten tiefgehende Spezialstudien gemacht haben, ist eine sehr reiche, vielseitige Illustrierung beigegeben. Wohnhäuser, Einrichtung, Dorfkirche, Kirchhof, Dorfschule, Dorfgarten, Tracht und Schmuck sind berücksichtigt. Wenn bei einer nächsten Auflage der Bauern-Bildnerkunst in den Alpen, als z. B. den „Martertafeln“ und den Bildschnitzereien in Tirol ein eigenes Kapitel gewidmet würde, so wäre das zur Vollständigkeit des schönen Werkes sehr wertvoll. M.

Was ist Kinderschutz? Mit einer kleinen Flugschrift dieses Namens eröffnet Lydia von Wolfring, die Begründerin der „Kinderschutz- und Rettungsgesellschaft“ und des „Pestalozzivereines zur Förderung des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge“ in Wien, eine „Rechtschutz der Jugend“ betitelte Reihe populärer Abhandlungen in Fragen und Antworten über die wichtigsten Punkte der neuen sozialen Bewegung. V.

Schiller-Bildnis. Heliogravüren nach Ludovike Simanowiz. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.)

Dieses überaus sympathisch gehaltene Bild unseres großen Dichters empfehlen wir gelegentlich des Schillerfestes mit besonderer Wärme. J. R.

Büchereinlauf.

Das Modell. Pariser Künstlerroman von Paul Brulat. Bibliothek Mignon. (Berlin. Dr. P. Langenscheid.)

Ausgewählte Werke von Honoré de Balzac. Übersetzt von Alfred Brieger (Berlin. Dr. Franz Ledermann.)

Lores Beruf. Novelle von Martin Richard Kabisch. (Stuttgart. Strecker & Schröder. 1905.)

Aus Schillers Jugendzeit. Zwei dramatische Szenen von Alfred Auerbach. (Halle a. S. Otto Hendel.)

Schwobastreich'. Zwei ländliche Komödien von Alfred Auerbach. „D' Erbschaft.“ „D'r Weltontergang.“ (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Sonnenfalter. Gedichte von Kurt Warmuth. (Leipzig. Johannes Cotta Nachf.)

Unser Schiller. Festgabe zur hundertsten Wiederkehr des Todestages Friedrich Schillers (9. Mai 1905). Dem Volke dargeboten von Prof. Dr. Karl Brunner. Mit einem Bilde des Dichters. (Pforzheim. Otto Rieckers Buchhandlung. 1905.)

Cervantes Leben und Werke. Von Dr. Wolfgang von Wurzbach. Mit einem Bildnis des Dichters. (Leipzig. Max Hesse.) Eine kritisch ausgearbeitete Biographie des unsterblichen Dichters Cervantes und eine Würdigung seiner Werke, mit besonderer Berücksichtigung seiner Meisterschöpfung, des „Don Quixote“.

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Otto Lyon. Die Heftchen 15–20: Paul Heyse, Franz Grillparzer, Theodor Storm, C. F. Meyer, Wilhelm Raabe, Adalbert Stifter.

Voltaires Beziehungen zu der Markgräfin Karoline Luise von Baden-Durlach und dem Karlsruher Hofe. Von Dr. Karl Obser. (Heidelberg. Karl Winter. 1903.)

Marie, Fürstin-Mutter zu Wied, ein Lebensbild von M. Kremnitz. (Leipzig. E. Haberland.)

Feldkirchen, Kalsdorf, Pfarr- und Kommunalgeschichte mit Darstellung der allgemeinen Entwicklung des Verwaltungs-, Gerichts-, Steuer-, Schul-, Sanitäts-, Verkehrs- und Gewerbewesens in Steiermark mit einem Anhange über das Geldwesen in Steiermark. Verfaßt von Ignaz Heinrich Jocherl, Pfarrer in Feldkirchen bei Graz. Mit einer Karte und 19 Illustrationen. (Graz. „Styria“. 1905).

Die Erneuerung des Dramas. Von Alfred Nossig. Erster Teil. (Berlin Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.)

Österreichische Strafanstalten. Von Stephan Großmann. (Wiener Verlag. 1905.)

Als Österreich zerfiel ... 1848. Von einem Anonymus. (Wien. C. W. Stern. 1905.)

Der Überschuß an Knabengeburten und seine biologische Bedeutung von Dr. A. Rauber. (Leipzig. Georg Thieme.)

Weibliche Auswanderung und ihr Verhältnis zu einer biologischen Bevölkerungspolitik. Von Dr. A. Rauber. (Leipzig. Georg Thieme.)

Deutscher Glaube. Ein Lesebuch religiöser Prosa zum Schulgebrauch im deutschen Unterrichte. Herausgegeben von Friedrich Michael Schiele. (Leipzig. Dürrsche Buchhandlung. 1905.)

Das neue Weltalter und seine Propheten. Von einem Protestanten. (Dresden. E. Pierson.)

Großstadt-Dokumente: **Das goldene Wiener Herz.** Von Max Winter. (Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger.)

Brieflicher Unterricht des Wissens für die breiten Schichten des Volkes zum Selbststudium in leichtfaßlicher, jedermann verständlicher Form. Herausgegeben von Rudolf Höfler. In zirka 52 Briefen mit 1000 Illustrationen und einem geographischen und historischen Atlas, sowie einem alphabetischen Sachregister, oder in drei Bänden. (Wien. Hof-Verlags-Buchhandlung Karl Fromme.)

Einige Worte über den vielgeschmähten, doch auch oft gepriesenen Tabak und sein Opferfest: **Das Rauchen.** Von Ing. chem. A. Gawalowski. (Tannwald. Apoth. Nachtmanns chem.-techn. Laboratorium. 1905.)

Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte von Konstanze v. Franken. 11. Auflage. (Leipzig. Max Hesse.)

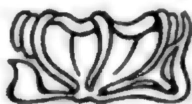
Von **Meyers großem Konversationslexikon** ist soeben der 9. Band erschienen. Er geht bis zum Artikel Jonicus. (Leipzig. Verlag Bibliographisches Institut.)

Schiller-Porträt. Von Karl Bauer. (Leipzig. B. G. Teubner.)

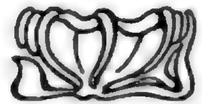
Im Kampfe gegen den Alkohol. Von Dr. med. Ludwig Reinhardt. (Neuwied. Heusers Verlag. 1905.)

Neurasthenie, Wesen, Heilung, Vorbeugung. Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet von A. Baumgarten, Dr. med. und prakt. Arzt. (Wörishofen. Buchdruckerei und Verlagsanstalt.)

☞ Vorstehend besprochene Werke 2c. können durch die Buchhandlung „Leykam" Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten".



K. W., Wr.-Neustadt. Mit allzu „tiefgründiger" Philosophie wissen die Menschen nichts anzufangen. Mein Vater, der Pflüger, sagte einmal: Wer tiefer furcht als einen Schuh, der kommt auf unfruchtbaren Boden. R.

F. G., Graz. Ihre Meinung ist die unsere und die allgemeine. Jener Berliner Gelehrte, Dr. P. L. (weiter hat er sich nicht vorgewagt), hätte mit seiner Weisheit über die Persönlichkeit Robert Hamerlings seine Berliner anplauschen können. Wir Grazer kennen diesen Dichter doch ein wenig besser als dieser gründliche Spree-Literat.

A. P. Hilty lebt in Bern (Schweiz). Brief aus Amerika nur, wenn er Wichtiges enthält und zeitgemäß ist.

F. R., Marburg. Man kann an vielen Leuten die Erfahrung machen, daß das viele Lesen gelehrter theologischer und dogmatischer Schriften religiöse Gemüter abkühlt und skeptisch macht. Die Religion ist eben keine Wissenschaft und der Glaube bedarf, ja verträgt keine Beweise.

M. K., Linz. Leider mißverstehn viele, die jetzt Schillerfeste veranstalten, die Bedeutung des Dichters. Die Bedeutung Schillers liegt nicht darin, daß wir über ihn Festreden halten, sondern darin, daß er zu uns spricht.

Zur Wiedererbauung der Kirche Sankt Kathrein am Hauenstein haben noch gespendet Baumeister Habersack 10 K und Holzhändler Stein 10 K.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 12. April 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Böck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.



Die verkaufte Seele.

Eine Geschichte aus blauer Vorzeit von **Peter Rosegger.**

Die merkwürdige Geschichte, die hier erzählt werden soll, hat sich zugetragen in jenen alten Zeiten, als das Land, durch das die Mur fließt, noch nicht wie heute die grüne Mark genannt wurde, und als die Täler, durch die sie rinnt, noch Wildnis waren.

Auf einer weiten Ebene, die mit Urwald und wilden Büschen bewuchert und von Sandhalden durchzogen war, ragte ein steiler, felsiger Berghügel auf, an dem der klare, tiefe Alpenfluß langsam vorüberzog. Am Fuße dieses Bergleins, knapp an die Felswand gerückt, standen Jäger- und etliche Fischerhütten und ein Hirtenhaus, dessen Bewohner seine Rinderherde auf der Matte weiden ließ, die er sich am Rande des Flusses hin selbst gerodet hatte. Auf der Höhe des Felsenberges aber stand eine feste Ritterburg, deren weiße Türme wie ein Sternbild hinausleuchteten über den dunklen, unendlichen Wald, der über die Ebene hin wie ein schwarzer See dalag und der weiter hin an den Hügeln und Berghängen hinaufstieg, über denselben in andere Täler kroch und Berg und Schlucht und das ganze Land übergoß mit Urwald und mit schwarzblauender, grenzenloser Wildnis.

Auf der Ritterburg lebte ein Edelmann. Seine Vorfahren waren aus den Ländern der Sonne gekommen und hatten sich, teils um grimmen Feinden zu entfliehen, teils um freier Weidmannslust zu pflegen, auf

diesem Felskegel angesiedelt. Der Edelmann war noch jung, lebte aber, von wenigen Reisigen beschirmt, einsam auf seinem Schlosse. Nur sein Söhnlein war um ihn, das er, seit dessen Mutter auf der Jagd von einem Eber getötet worden war, in blutiger, seliger Liebe hegte und erzog. Seit dem Jagdunglücke war ihm das Weidwerk verhaßt und die nur von reißenden Tieren bevölkerte Wildnis ein Greuel. Er rief aus fernen Gegenden heimlose Leute herbei, die den Hag roden sollten, und Hütten bauen und Feldwirtschaft betreiben. So entstand um dem steinigen Berg eine freundliche Lichtung, durch die der helle Fluß zog und auf der Haus um Haus entstand, so daß nach wenigen Jahren an den Fels ein lebhaftes Städtchen sich schmiegte.

Über dem ersten Einfahrtstore der Burg, zwischen den Ketten, an denen die Zugbrücke hing, war in Stein das Bildnis des heiligen Thomas eingemeißelt, des Schutzpatrons dieser kleinen Veste, die nach ihm den Namen Thomasburg trug. Über dem höchstgelegenen, klobigen Erker des Gebäudes ragte eine Turmzinne himmelan.

Der Edelmann stand gerne auf dieser Zinne und schaute hinab auf das fleißige Treiben der Ansiedler, die die Wildnis von Jahr zu Jahr ein wenig weiter zurücktrieben, so wie tapfere Soldaten einen zähen Feind. Oft, wenn er so hinausschaute über das dunkle Land, hielt er seinen Knaben auf dem Schoß und wie gerne wollte er zu ihm sprechen darüber, daß es die Aufgabe seines Lebens sei, diese wilde Gegend allmählich ähnlich zu machen jenen Paradiesen, aus denen die Ahnen gekommen waren. Aber der Knabe verstand das noch nicht. Der hatte ein anderes Vergnügen im Sinn, als solches, Paradiese zu schaffen. Das kommt erst später. Wenn der Vater den Kleinen so recht herzhaft an seine Brust zog, krabbelte sich dieser los, stellte sich mit den winzigen Füßen auf des Ritters Oberschenkel und sagte mit seinem weichen Stimmchen: „Vater, laß mich den Baldar anschauen.“ Da hielt ihn der Vater mit beiden Händen um die Mitte, machte die Augen weit auf und der Knabe schaute andächtig in diese Augen hinein und sah das winzige Köpflein des Baldar, denn das war er selbst.

„Wenn du so eitel bist und dich immer sehen willst“, sagte der Vater, „so kannst du in den Wassertrog schauen.“

„Nein“, antwortete Baldar, „ich schaue da hinein.“ Und er blickte voll inniger Andacht in das Auge des Vaters.

„Hast du mich lieb, Baldar?“

„Ein großes Pferd, ein großer Reiter und ein großer Federbuschen, der bis zum Mond reicht — so groß habe ich dich lieb.“

Wenn der Edelmann sein Kind auf den roten Mund küßte, da schaute es ernsthaft drein. Es wußte nicht, warum man das tut. Um so fester schlang es sein Ärmchen um den Hals des Vaters. Erst, wenn

es auf seinem Schoße eingeschlummert war, küßte er es mit aller Glut und dann legte er das braunlockige Köpfchen an seine Brust, so in den Achselwinkel hinein, daß es bequem konnte ruhen. Und er schaute von der Zinne aus ins Land. Es ist so wundersam still in der weiten Welt. War es nun der dunkle Wald, der wie ein unermeßliches Meer das Eiland umgab; war es die Sonne, die ihr grünes Gold niederlachte auf die Ebene und auf die Berge; waren es die feuchten Bläschen des Nebels, die alles — Wald und Himmel — mit dem gleichen Grau verhüllte; waren es die blendenden Lichtspiele des Winters oder die Hochgewitterschauer des Sommers, oder die großen heiligen Sternennächte, da aus dem Schweigen nur das Raunen des Wassers heraufdrang — der Edelmann schaute hinaus und alle Wonnen der Einsamkeit und der Liebe waren in ihm. Wenn dann der Knabe erwachte, hob er das Haupt und schaute in das Auge des Vaters, in dem die weiche, die heiße, die sinnende Seele stand.

Aber allmählich ward es so, daß die süße Wehmut sich löste, wie Nebelbläschen in der Sonne, daß im Auge des jugendlichen Edelmannes ein unruhiges Feuer flackerte und daß die Einsamkeit auf dem Bergschlosse anfing, sachte wehzutun. So übergab er eines Tages den Knaben der Obhut des Verwalters, stieg auf seinen Rappen und ritt davon. Baldar war in den ersten Tagen überall umhergegangen im Schloß und in den Weiten, wo sein Vater sonst zu sehen gewesen, und als er ihn nirgends fand, setzte er sich im Baumgarten auf die Erde hin und war betrübt. Und als ihm das Betrübtsein zu langweilig ward, ging er in die Mulde und baute aus grauem Lehm eine Gestalt auf. Als der Verwalter einmal vorüber kam und fragte, was das sei, antwortete der Knabe nicht. Denn die Gestalt war sein Vater, und darüber brauchte nicht gesprochen zu werden. Aber dieser Vater stand starr da, bewegte sich nicht, sagte nichts und seine Augen waren zwei Löcher und kein Baldar schaute heraus, so lang und so scharf man auch hineinblicken mochte.

Der Knabe vertiefte mit seinem Holzmeißel noch den Mund, aber die Gestalt blieb stumm. Einmal hatte er einen Fischerjungen gesehen, der einer Forelle, die aus dem Wasser geschleudert, bewegungslos auf dem Rasen lag, scharf in das Maul blies, worauf das Tier wieder lebendig wurde. So stellte er sich nun an den Lehmmann hin, legte ihm die Arme um den Hals und blies in den Mund. Aber die Gestalt blieb tot und starrte mit ihren Löchern in das Nichts. Da wurde der Knabe sehr traurig, kniete vor einen blühenden Hollunderbusch hin und betete zu Gott, daß sein Vater lebendig werde.

Und da war es zur Zeit, daß der lang abwesend gewesene Vater auf seinem Rappen wieder in den Schloßhof einritt. Neben ihm aber

ritt auf einem Schimmel eine junge, schöne Frau. Ihr Haar war schwarz wie gekochtes Pech, ihr Kleid war von himmelblauem Samte und hatte goldene Spangen. An den feinen Füßchen trug sie rotseidene Schuhe, und als der Edelmann ihr die Hand reichte, daß sie vom Pferd auf den Boden steige, tat sie das nicht, sondern ritt in die Halle. Denn der Boden des Hofes war nicht mit Quadern gepflastert, sondern aus rauher, staubiger Erde. Der Edelmann hob seinen jauchzend herbeigeeilten Knaben zu sich an die Brust und stellte ihn der neuen Mutter vor. Sie war freundlich und gab dem Jungen einen Kuß, worauf sie dieser verblüfft ansah.

Dem Edelmann fiel es nun auf, daß seine Thomasburg nicht so stolz und glanzvoll war, wie die Schlösser im fremden Lande, und war doch hier — so dünkte ihm — mehr gearbeitet worden als dort. Er dachte, notwendiger als die Wildnis roden, wäre noch, die Burg herrlich auszubauen. Dieser geheimen Neigung kam nun auch die der neuen Herrin entgegen und bald begann es im Schloß lebendig zu werden. Allerlei Dienerschaft zog ein, neue Gemächer wurden angelegt und glänzend ausgestattet, aber als die schöne Frau auch einen großen Tanzsaal verlangte und ein Bad aus Marmor gebaut, da gestand der Edelmann, es gebreche ihm an Geld. Darob wurde die Schloßherrin mißmutig und bedauerte laut, daß sie ihre schöne Heimat verlassen hatte und ihm gefolgt war in dieses Barbarenland. Der Edelmann war deß betrübt und er suchte auf alle Wege Mittel aufzutreiben, um der Ehegenossin den Aufenthalt fein und ergötzlich zu machen. Aber die Wildnis war unergiebig, lieferte nur das, was Barbaren brauchen, und die Gewerbsleute des Städtchens waren ungeschickt und konnten den Ansprüchen der italischen Frau nicht genügen. Der Edelmann war bisweilen in die Keller hinabgestiegen, wo die Vorfahren ihren Notpfennig aufbewahrt, aber die eiserne Truhe war leer und der Schloßherr sann Tag und Nacht, was er anfangen solle, um den Wünschen seiner prachtliebenden Frau zu entsprechen. Fleißige Arbeit in der Wildnis würde ja Mittel schaffen, aber erst nach vielen Jahren. Und eines Abends, da er wieder in die Keller niedergestiegen war, entdeckte er eine halbverschüttete Steintreppe, die noch tiefer hinabführte in das Innere des Berges.

Der Knabe Baldar hatte lange nicht einschlafen können an jenem Abende, er wollte den Vater erwarten. Als der Schlaf endlich kam, war er unruhig und ein Traumgesicht schreckte ihn wieder auf. Es war Mitternacht, aber sein Vater war noch nicht da.

Am nächsten Morgen war er da. Doch schien er ihm anders als sonst. Der Edelmann war übermütig und laut; er umarmte seine Frau. Er traf lebhaft und herrisch allerlei Anordnungen und sandte Boten aus nach dem Sonnenlande, um Kostbarkeiten einzukaufen und Künstler herbei-

zurufen. Dann begann auf demselben Berge, etwas niedriger gelegen, als das alte Schloß, der Bau einer stattlichen Burg. Der Edelmann hatte nicht mehr Zeit, seinen Knaben auf dem Schoß, von der Zinne aus hinzuschauen ins weite Leben und Weben der Natur. Er hatte nicht mehr Zeit, sich hohen Gedanken und seligen Träumen hinzugeben, er mußte befehlen und schaffen, ohne Unterlaß schaffen und sorgen, bis nach Jahr und Tag das Werk vollendet war.

Stolz wie ein Königsschloß ragte die Burg, mit allem Prunke eingerichtet. Gewaltige Festungsmauern wurden aufgeführt, breite Straßen angelegt talwärts und eine Schar von Knappen angestellt, um zu wachen und zu erhalten. Als das alles fertig war, hatte der Edelmann fahle Wangen und ein müdes Auge. Er hatte erwartet, seine schöne Frau nun zufrieden und froh zu sehen. Aber das war sie nicht. Nun klagte sie über die feuchten Nebel und die rauhen Lüfte, und es fehlte nicht viel, daß sie ihren Mann verantwortlich gemacht hätte dafür, daß an den Hängen des Schloßberges nicht der Lorbeer grünte und die Zitronen blühten. In ihm selber war die Sorge und die Unruhe, das Geschaffene instand zu halten, den Wohlstand zu vermehren, die Macht zu vergrößern. Denn was nicht steigt, das sinkt, und arm geworden sein ist unvergleichlich schrecklicher, als arm geblieben sein. Wieder dachte er an das Roden der Wildnis, aber nicht mehr aus dem Grunde, um vielen Menschen ein Fruchtland zu schaffen, als vielmehr um der Pracht seines Hauses zu genügen. Und doch machte ihm dieses Haus keine Freude. Er wußte nicht wie, es war sein Vertrauen dahin. Wenn er nach den Geschäften des Abends in die Wohngemächer kam, war er abgehetzt und abgespannt, war gefühllos für einen heiteren Frieden des häuslichen Lebens, der freilich auch von der stets unruhigen und unzufriedenen Genossin nicht gefördert wurde. Wenn der blinde Lautenspieler, dem der Schloßherr früher oft gelauscht hatte, vor der Tür sein Ständchen brachte, winkte er ab — er könne das klägliche Gesumme nicht hören. Vor dem Glanze, der ihn überall umgab, begann ihm zu ekeln. Das kindliche Geplauder des Knaben, das ihn früher selbst zum glücklichen Kinde gemacht, verursachte ihm Kopfweh. Sein Liebstes war der Schlaf — und der wich ihm aus. Und allmählich versank der Mann in eine grenzenlose Traurigkeit.

Wenn Baldar den Vater begleiten wollte auf seinen planlosen Gängen in den Wildgärten und im Walde, wies er ihn barsch zurück, er wolle allein sein. Da überkam auch den Baldar, der zu einem schlanken sinnigen Knaben heranwuchs, eine schwere Kümmernis. Je mürrischer ihn der Vater von sich wies, je unermüdlicher und eifriger folgte er ihm von ferne auf den unsteten Wanderungen. Eines Tages holte er ihn ein beim schwarzen Tümpel, der in der Ausmündung einer finsteren Schlucht

stand. Heute war der Tümpel nicht schwarz, denn drei herbstrote Ahorne standen am Rande und spiegelten ihre Feuer im stillen, tiefen Wasser. Der Edelmann stand zwischen stumpfkantigen Steinen und starrte in den Tümpel. Da trat der Knabe hin, schaute zu ihm auf und sagte: „Vater!" — Leise und voll tiefer Betrübnis war das Wort gesprochen.

Der Vater warf einen unruhigen Blick auf ihn und wendete sich ab.

Baldar nahm seine Hand und sagte: „Vater, du bist krank. Was fehlt dir?"

Den Knaben fuhr er unwirsch an: „Was weißt du! Was soll mir denn fehlen?"

„Lieber Vater!" sagte der Knabe innig.

„Laß das dumme Wort sein. Lieb, was heißt lieb? Ich weiß nichts von lieb, alles ist erlogen, will nichts davon hören. Geh, und laß mich allein."

Da sagte der Knabe mit fester Entschiedenheit: „Nein, Vater. Allein lasse ich dich nicht mehr länger. Ich gehe nicht fort, bist du mir gesagt hast, was dir ist."

Da senkte der Mann sein Haupt und schaute den Knaben an. Es war wieder das Auge wie in früheren Zeiten — aber erfüllt von einer grenzenlosen Traurigkeit. Fast flehend sagte er: „Frage mich nicht, mein Kind."

Doch Baldar ging nicht davon und fragte immer wieder, bis der Mann ausrief: „So heb dich weg. Ich will kein Menschengesicht mehr sehen!"

Da erfaßte den Knaben ein Grauen und er sagte: „Vater, was hast du vor? Denke an deine Seele!"

Und jetzt lachte der Edelmann laut auf: „Ich habe keine Seele!"

Nun klammerte sich der Knabe an den Vater und sprach: „O mein Vater, was hast du für eine gute Seele, ich weiß es. Was hast du für eine treue, für eine große Seele!"

„Ich besitze sie nicht mehr, Kind. Ich habe meine Seele verkauft!"

— — Er hat seine Seele verkauft.

Da dieses Geständnis gefallen, erschrak er selbst davor. Aber dann begann er stockend und erzählte, wie es hat sein können. Er blickte dabei den Knaben nicht an, er starrte leer in die Luft hinaus und die Worte waren kalt und lallend, als wären sie im Traum gesprochen. — In jener Nacht, als er hinabgestiegen war in die Keller, um Reste des Notpfennigs zu suchen, hatte er die halbverfallene Steintreppe entdeckt, die noch tiefer in das Innere des Berges führte. Da war er in eine Höhle gekommen, deren Wände einen blauen Schimmer hatten wie morschendes Holz. Dieser Schimmer stieg fort und fort aus der Wand

hervor wie ein Räuchlein, und dieses Räuchlein gestaltete sich zu einem übergroßen Mann mit Fledermausflügeln, und er war fast durchsichtig, so daß man hinter ihm noch die schründige Felswand sehen konnte. Dieser Mann schaute auf den Edelmann her und sprach mit einer glockenhellen Stimme: „Freund, du suchest Geld. Deiner Vorfahren blutige Münzen sind alle vertan, ihrer suchest du vergeblich. Es war ein Fluch daran, sie entstammten dem Raube. Ich weiß, dir behagt das nicht, denn du bist ein tugendhafter Mann. Du gibst dich lieber selbst, als daß du anderen etwas nimmst. Du willst mit dem Gelde nur glücklich machen, dich und dein schönes Weib. Das ist ein löblicher Vorsatz und ich kann dir Geld verschaffen auf viel arglosere Art, als es deine Ahnen getan. Wie viel willst du haben? Da meinte der Edelmann, ein Fäßchen Goldstücke möchte wohl taugen. Hierauf der blaue Riese: Sage nicht ein Fäßchen, sage ein Faß. Und plötzlich vor seinen Augen stand ein großes bauchiges Faß, das ihm bis zu den Achseln reichte — und als er versuchte, ob es auch wirklich sei und sich schieben lasse, stand es wie eingemauert, denn es war von unten bis oben voll von Goldstücken. — Es gehört mein? fragte der Edelmann freudig überrascht. — Es gehört dein, sagte der Blaue mit einer sehr liebenswürdigen Gelassenheit, nur mußt du mir dafür ein kleines Vergnügen bereiten. Ich habe nämlich eine Schwäche für Handschriften. Ich besitze eine Handschriftensammlung und möchte die Handzeichnung eines so wohledlen und tugendhaften Herrn durchaus nicht missen. Hierauf zog er aus sich ein handgroßes Häutchen hervor, das sehr zart und fein war, und eine spitze Feder, die er dem Edelmann in die Hand gab: Wir machen keine Umstände. Du ritzest dich mit der Feder ein klein wenig am Arm und schreibst mit der roten Tinte hierher den geehrten Namen. Der Edelmann konnte von dem Fasse Auge und Herz nicht mehr wenden, ohne weiters schrieb er mit seinem Blut den Namen auf das Häutchen. Schön Dank! sagte der Blaue, das Häutchen hastig hinter seinen Ohren verbergend, die plötzlich in zwei langen spitzen Lappen aufgewachsen waren. Unterhalte dich gut. In zwanzig Jahren sehen wir uns wieder. Deine Seele nehme ich in Empfang. Der Ordnung wegen. — Meine Seele! stammelte der Edelmann erschrocken. — Du brauchst sie doch nicht mehr, Freund, du hast Geld. Ich stärke dir hingegen die Sinne, um wacker zu genießen, das ist in deinem Falle mehr wert. Es hat mich gefreut, deine Bekanntschaft zu machen. Wir werden noch viel miteinander zu tun haben. Du kannst dich auf mich verlassen. Leb wohl. — So unheimlich fremd war das, dieser Mann, sein Verlangen und sein Gespräch. Fernen Zeiten waren die Worte entnommen, als ob er Herr wäre der Ewigkeit, aus deren geheimen Laden er einmal dies einmal das hervorzog, Vergangenheit und Zukunft in tollen Schnörkeln miteinander verquickend.

— Als der Edelmann hierauf in seinem Keller erwacht war, griff er sich an die pochenden Schläfe und dachte: Gott sei Dank, daß es ein Traum gewesen. Aber es war kein Traum gewesen. Prickelnd schmerzte ihn noch die Wunde am Arm, die er sich mit der Feder geritzt. Und was war das für ein bauchiges Ungetüm, an dem er lehnte? Es war das Faß mit den Goldstücken. — Und dann kam die Zeit ohne Gemüt. So lange die Schaffenslust und die Glückshoffnung währte, wurde der Mangel nicht empfunden, aber als die Müdigkeit folgte und die Enttäuschung, da besann der arme Mann sich seiner Seele — und fand sie nicht mehr.

„Sie ist in Ewigkeit dahin", murmelte er und sprang einen Schritt gegen den Tümpel.

Der Knabe hielt ihn zurück und sagte: „Vater, gehe heim und warte. Ich will dir die Seele zurückbringen."

Das war so fest und zuversichtlich gesprochen, daß der Edelmann das Haupt hob. Schlank und stramm wie ein kleiner Held stand Baldar auf dem Rasen und seine Wangen und seine Augen glühten so lebhaft, daß dem Vater flüchtig ahnte, es könnte vielleicht doch noch einmal warm werden in seiner Brust.

Er ging mit dem Knaben zurück aufs Schloß. Unterwegs schwiegen sie. Aber als der Vater in sein Gemach trat, blieb Baldar an der Tür zurück und sagte: „Warte, ich bringe dir die Seele."

Da war es eines Tages, daß Baldar, als nach der lateinischen Lehrstunde der Lehrer ihn verlassen hatte, heimlich in die Keller hinabstieg. Zuerst war es um ihn ganz dunkel, allmählich sah er die hoch oben angebrachten blassen Fensterlein, in deren unsicherem Schein er die halbverfallene Steintreppe suchte. Er ging durch mehrere Gewölbe und fand sie nicht. Er kam zu großen Fässern, die ihn zuerst erschreckten, weil er glaubte, sie wären voller Goldstücke. Aber sie standen nicht aufrecht sondern lagen in Gestellen auf dem Bauch. Und weit hinten in einem Winkel glühte ein rotes Lichtlein. Dem ging er zu und fand hinter dem letzten Faß einen alten Mann liegen. Der lehnte das Haupt an die Mauer, streckte die Beine gabelförmig von sich, hielt die Arme kreuzweise hingelegt und hatte in jeder Hand einen Becher. Einer derselben war so schief gehalten, daß die letzten Tropfen auf die Erde sickerten, den anderen leitete der Alte gegen sein Gesicht und fand den Mund nicht. So goß er den Wein über die Wangen und knurrte dabei über die Unhandlichkeit dieser römischen Trinkbecher. Es war der Kellermeister.

Als er den Knaben sah, wollte er sich aufrichten; aber es gelang nicht und so ließ er sich liegen. Baldar fragte ihn, wo denn die halbverfallene Steintreppe sei, die in das Innere des Berges führe.

„Twatsch", antwortete der Alte.

Oder ob er ihm die Ampel leihen wolle, um die Treppe zu suchen.

„Twatsch“, sagte der Alte. Und setzte mit schwerer Zunge die Frage bei: „Junger Herr, wollt ihr es euerem gnädigen Urheber nachmachen? Ja? — Ich weiß es wohl. Ich sage euch, es ist blauer Dunst.“

„Ich will dorthin, wo mein Vater war,“ sprach der Knabe.

„Ach, dort seid ihr ja. Euer Vater war im Weinkeller und nirgendwo anders.“

„Mein Vater trinkt nicht.“

„Wer spricht vom Trinken. Hier säuft man.“

„Mein Vater hat Größeres zu tun. Und ich gehe seine Seele zu suchen?“

„Junger Herr, euer Vater ist krank. Im Keller wird man immer krank. Ich bin auch krank. Aber so viel weiß ich wohl, seit sechsundzwanzig Jahren bin ich hier Kellermeister und kenne alle Spundlöcher und alle anderen und alle Winkel im ganzen Schloß. Aber von einer Steintreppe, die in die Unterwelt führt, weiß ich nichts, das ist blauer Dunst. Ich sage euch, euer Vater ist krank. Ich bin sehr betrübt darüber, daß unser gnädiger Herr so krank ist. Ihr sagt, er trinkt nicht. Eben deshalb. Er leidet an dickem Blut. Ihr müßt zum Magister gehen.“

Nach diesen Worten war der Kellermeister eingeschlafen. Und Baldar wurde nun nachdenklich. Krank? Dickes Blut? Magister? Das leuchtete ihm fast ein. Der Magister, das war ein hochgelehrer Doktor drüben auf dem Grat, wo eingewanderte Bajuwaren gerodet hatten. Er verstand aus den Wurzeln und Kräutern des Gebirges Lebenssäfte zu brauen und durch Schlagen der Ader krankes Blut abzuführen. Einen Knappen des Schlosses hatte er vor kurzem von der Fallsucht geheilt. Von einem besessenen Fischerweibe hatte er den bösen Geist ausgeschworen. Vielleicht kann dieser Mann dem Teufel doch auch die Seele des Vaters wieder entwinden. Denn der Vater ist nur krank, weil er die Seele verloren hat. — Der Knabe ging zum Master.

Es war ein harter Weg durch Strupp und Gegräße, über Stein und Gefälle, aber am Abende war er auf dem Grat. Im Hause des Magisters war ein betäubender Geruch von all dem trockenen Gewürze und Gekräute, das da an den Wänden aufgestapelt war oder niederhing: Darunter auch Grasbüscheln für die Ziegen, die an dem gelehrten Doktor, seiner alten Frau und seinem jungen Gehilfen die Nährmutterwürde vertraten. Als der Knabe sich dem Doktor vertraut hatte — nicht verschwiegen des Vaters schwere Müdigkeit und tiefe Traurigkeit, hob der schlanke hagere Greis die Arme gegen Himmel und sprach lateinische Worte. Dann schlug er feierlich, wie der Priester bei der Messe ein Buch mit uralt heiligen Zeichen auf und las in tiefer, oft wie vor

Staunen stockender Stimme. Dann hob er mit derselben Würde eine Schale und einen Mörser vom Gestelle, nahm ein Büschel dürrer Kräuter, schlug seine Arme kreuzweise über die Brust und redete in lateinischer Sprache. Endlich schritt er langsam zur Tür hinaus und zog den Saum seines schwarzen Mantels hinter sich her.

Baldar wendete sich zum jungen Gehilfen, der mit einem breiten Messer Wurzeln in einen Trog schnitt, und sprach mit fragendem Blick: „Ich weiß nicht, was er gesagt hat."

„Du brauchst es auch nicht zu wissen", antwortete der Gehilfe. „Der Meister wird nun Salben rühren und Tränke brauen und Pulver mischen, wird sie deinem Vater schicken, schwere Goldstücke dafür verlangen und versichern, daß der Kranke gesund werden würde. Dein Vater wird aber nicht gesund werden von diesen Medizinen, denn ihm fehlt zum Leben die Seele."

Da erschrak Baldar, denn von der verkauften Seele hatte er nichts gesagt.

„Ich habe", fuhr der Gehilfe fort zu sprechen, „deinen Vater vor kurzem im Walde begegnet. Er saß auf dem Pferde und ließ dieses gehen, wohin es wollte. Er saß wie ein Leichnam oben und das Roß ging langsam über Stock und Stein und so gewegen, daß er nicht herabfiel. Aber wie eine Bremse an seine Backen flog, da zuckte er doch mit der Hand danach, weiter nichts, sein Auge blieb gestockt wie Eis."

Nun mußte Baldar wohl bekennen, der Vater habe seine Seele dem Teufel verschrieben.

„Das habe ich mir gedacht", sagte der Gehilfe ganz ruhig. „Er hat gewiß des Geldes bedurft. Aber siehe, das ist kein ärztlicher Fall, das ist ein Rechtsfall. Da mußt du zu einem Rechtswalter gehen, daß er den Prozeß übernehme. Es ist ein schwieriger Fall, aber so ein Rechtswalter ist oft schlauer wie der Teufel. Ich wüßte dir auch einen. Er lebt im oberen Tale der Mur, wo es heißt Sankt Marein. Er ist mein Meister gewesen früher, denn wisse, ich bin ein Studiosus, der alle Fakultäten durchprobieren will. Bei der, wo es mir am besten geht, bleibe ich stehen. Wenn du in Sankt Marein zum Rechtswalter kommst, so sage einen Gruß vom Jünger Klarbold, und er möge sich deiner Sache annehmen."

Nun hat Baldar nicht gewartet, bis der Magister zurückkehrte von seiner lateinischen Küche, sondern ist unter schönem Dank fortgegangen und hat sich auf die Wanderschaft begeben ins obere Tal der Mur. Aber dahin war es weit und unheimlich. Dem Flusse entlang führte kein Steig; da hingen links und rechts von den Hängen herab die gebrochenen Waldstämme in das Wasser und an den Felsen filzten sich grünliche Flechten nieder und legten ihre langen Bärte wiegend auf die

Wellen. Baldar mußte über das Gebirge. Je höher die Berge, je lichter und freier der Boden und auf den Hochrücken und Kuppen war es glatt zu wandern, daß sein Fuß leicht und sein Sinn noch leichter wurde. Der Gedanke, daß er von daheim ohne alles so fortgegangen war, belastete ihn nicht. Mutter vermißt ihn nicht, und dem Vater ist alles eins. Vor wilden Tieren bangte er auch nicht, ebensowenig vor bösen Menschen, denn Furcht hatte er nicht kennen gelernt. Sein hochgemuter Vater hatte in jenen glücklichen Jahren stets nur von Sieg und Glück erzählt, niemals von Unterliegen und Elend. Er sah im Gebiete seiner rauhen Pfade den fletschenden Bären und den grimmen Wolf und den Adler, der mit schwerem Flügelschlag über seinem Haupte kreiste, immer näher, immer tiefer herab, um dann irgend auf ein Tier sich zu stürzen. Sein Bündel am Rücken schritt er mit dem leichten Haselstock munter aus. Auf den Almjöchern wollte ihn manchmal der Sturm zurückjagen, indem er ihm Sand und Eiskörner ins Gesicht warf, er drang durch. Aus fliegenden Nebeln sprangen Blitze auf und ab, hin und her und beschrieben ungeheuere Trudenkreuze — Baldar drang durch und fürchtete nichts. Einmal in der Nacht eines solchen Wettersturmes flüchtete er in ein dichtes Gewebe von jungen Fichten und legte sich auf zerknülltes und zerwühltes Moos. Da knisterte es in den Zweigen und unter Blitzschein sah er zwei riesige Bären, die plump tastend hereinkamen zu ihrem Lager. Als sie den Eindringling merkten, grölten sie, stießen ein paarmal ihre Schnauzen an seinen Kopf. Dann legten sie sich hin und die drei Wesen schliefen friedlich nebeneinander die ganze Nacht. Gegen Morgen allerdings bedachte Baldar, wie das werden könnte, wenn die Bettgenossen mit gutem Appetit auf ein Frühstück erwachten. Er wollte heimlich unterhalb des Gestrüppes davonkriechen, da brüllten die Bären und erhoben sich rascher, als es sonst ihre Art ist. Baldar hatte sich aufgerichtet, so standen sie da und schauten sich an. Die wilden Tiere schienen von seinem Auge gebannt zu sein, sie rührten sich nicht. Endlich senkten sie ihre borstigen Köpfe, tappten durch das Dickicht hinaus und trotteten knurrend davon.

Baldar war gar nicht erstaunt über das Wunder, das geschehen. Er wußte auch nicht, daß die Macht seines seelenvollen Auges die Bestien gebändigt hatte. Er dachte immer nur an die verkaufte Seele.

Am dritten Tage seiner Wanderschaft kam er in ein breites, von Menschen bewohntes Tal und in den Weiler, genannt Sankt Marein. Der Rechtswalter bewohnte ein stattliches Blockhaus. Er hatte einen großen Kahlkopf, aber seine Gestalt ragte nicht höher als die des Knaben Baldar. Über die tränenden Augen hatte er eine grüne Blende gebunden, so stand er schiefschulterig da und studierte in Pergamenten, die aufgerollt von der Wand niederhingen. Die Sache des fremden

Knaben, der die Seele seines Vaters wieder zurückgewinnen wollte, hörte er mit Gelassenheit an. Dann drang er darauf ein, ob der Edelmann mit eigener Hand und mit eigenem Blute seinen Namen unterschrieben, und ob der blaue Riese die Schrift auch sicher zu sich gesteckt habe. Als dieses Baldar nach der Erzählung seines Vaters bejaht hatte, schob der kleine Herr seine breiten Achseln in die Höhe und sprach: „Mein lieber Junge, da wird sich schwer etwas machen lassen. Es sind alle Punkte beobachtet, der Vertrag ist rechtsgiltig."

„Aber der Vater hatte doch nicht geschrieben, daß er seine Seele verschreibe", wagte Baldar zu bemerken.

„Das tut nichts. Unter dieser Form würde niemand ins Garn gehen", antwortete der Rechtswalter. „Wer den Schatz an sich genommen, der hat sich verpflichtet." Als Beispiel erzählte er gesprächig, daß unweit von Sankt Marein ein kluges Bäuerlein gelebt, das sich dem Teufel um einen Hut voll Silberlinge verschrieben habe. „Er schrieb nichts als seinen Namen, aber um den Teufel zu überlisten, setzte er mündlich hinzu: Mit diesem Namenszug verschreibe ich dir meinen Nachbarn Gamsold, der mir immer meinen Grenzstein verrückt. Was geschah? Nach sieben Jahren kam ein grünes Männlein, forderte dem Bauern die Seele ab. Und der andere, der Nachbar Gamsold lebt heute noch. Ja leider, wer mit dem Teufel zu tun hat, der verliert gewöhnlich. Ich könnte ja den Prozeß übernehmen, aber die Sache ist kostspielig, sie kann bis zum jüngsten Tage währen. Und schließlich, um aufrichtig zu sein: Was bliebe euch übrig? Weder Geld noch Seele."

Weil Baldar auf solchen Bescheid tief niedergeschlagen war, so setzte der Rechtswalter bei: „Ob es in diesem Falle nicht klüger ist, mein Junge, du gehst zu einem Priester? Diese Herren können mit dem Teufel besser umgehen. Es ist ja eines Versuches wert. Vielleicht könnte ich dir den Abt des Klosters Taubenhausen empfehlen. Das ist nur wenige Stunden von hier entfernt und der Abt ist ein sehr angesehener Prälat bei Großen und Kleinen. Sollte mich wundernehmen, wenn nicht auch der Teufel vor ihm Respekt hätte. Wenn Einer die Seele deines Vaters zurückbekommt, so ist es der hochwürdige Abt von Taubenhausen."

So verließ der Knabe den kleinen alten Mann und ging talaufwärts, so lange, bis ihm die weißen Mauern des Klosters entgegenleuchteten. Und er hatte gute Hoffnung, daß der hochgeweihte Herr ihm helfen werde, die verkaufte Seele seines Vaters zu retten. (Fortsetzung folgt.)

Sechsundzwanzig und Eine.

(Erzählung von **Maxim Gorki.***)

1.

Wir waren unser sechsundzwanzig Mann — sechsundzwanzig lebendige Maschinen, die in einem feuchten Keller eingeschlossen waren, wo wir vom frühen Morgen bis zum späten Abend Teig kneteten und Brezeln und Kringeln machten. Die Fenster unseres Kellers gingen auf eine Nische hinaus, die vor ihnen freigelassen und mit vom Alter grün gewordenen Ziegelsteinen ausgelegt war; die Fensterrahmen waren von außen mit einem dichten Eisengitter versehen, und das Licht der Sonne vermochte nicht, durch die mit Mehlstaub bedeckten Scheiben zu uns hindurchzudringen. Unser Meister hatte die Fenster mit Absicht so verbarrikadieren lassen, damit wir den Bettlern oder irgend einem arbeitlosen, hungernden Kameraden nicht ein Stück von seinem Brot hinausreichen könnten; unser Meister nannte uns Spitzbuben und gab uns zu Mittag statt Fleisches verdorbene Kaldaunen zu essen . . .

Eng und stickig war unser Aufenthalt in dem steinernen Kasten unter der niedrigen, schweren Decke, die voll Ruß und Spinngewebe war. Schwermut und Ekel lastete auf unserem Gemüt in diesen dicken, von Schmutz und Schimmel bedeckten Mauern . . . Wir standen um fünf Uhr des Morgens auf, ohne ausgeschlafen zu haben, und setzten uns um sechs Uhr stumpfsinnig und gleichgiltig an den Tisch, um aus dem Teig, den die Arbeitskollegen während unserer Schlafzeit für uns angerührt hatten, Kringel zu formen. Und den ganzen Tag, vom Morgen an bis zehn Uhr abends, saßen die einen von uns am Tisch, rollten mit den Händen den elastischen Teig aus und wiegten sich dabei, um nicht steif zu werden, hin und her, während die andern Mehl und Wasser mischten. Und den ganzen Tag brodelte eintönig-melancholisch das siedende Wasser in dem Kessel, in dem die Kringel gebrüht wurden, und die Schippe des Bäckers schurrte heftig und rasch gegen den Herdboden, indem sie die glitschigen, frisch gebrühten Teigstücke auf die glühenden Backsteine warf. Vom Morgen bis zum Abend glühten auf der einen Seite des Ofens die brennenden Holzstücke, und der rote Widerschein der Flamme zitterte an der Wand der Backstube, wie wenn er im stillen sich über uns lustig machte. Der ungeheure Ofen glich dem mißgestalteten

*) Aus Maxim Gorki: „Auswahl aus seinen Schriften", herausgegeben von August Scholz. Bücher der Weisheit und Schönheit. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. Diese Auszüge aus Gorkis Schriften reichen hin, um die kraftvolle Eigenart der Schilderung des russischen Schriftstellers zu kennzeichnen. Erzählt wird im Buche stets von armen Leuten, die nahe am Rande des Verbrechens stumpf dahinleben und deren Gesellschaft einem bald zuwider werden müßte, wenn die Milieuschilderung und Charakterzeichnung nicht so fesselnd wäre. Die Red.

Riesenschädel irgendeines sagenhaften Ungetüms, der gleichsam aus der Erde emporstarrte und aus seinem weitgeöffneten, feuergefüllten Schlunde uns anfauchte, während die schwarzen Öffnungen der Luftlöcher starr auf unsere endlose Arbeit zu blicken schienen. Diese beiden tiefen Öffnungen erschienen wie die Augen — die mitleidlosen, kalten Augen des Ungeheuers: sie schauten auf uns stets mit demselben düstern Blick, als ob sie es müde wären, Sklaven zuzuschauen, von denen sie nichts Menschliches erwarteten, und für die sie nur die kalte Geringschätzung überlegener Weisheit hatten.

Tag für Tag rollten wir in dem Mehlstaub, dem von unseren Füßen aus dem Hofe hereingetragenen Schmutz und der stickigen, übelriechenden Luft den Teig aus und machten daraus Kringel, die wir mit unserem Schweiße netzten. Und wir haßten unsere Arbeit mit bitterem Hasse, wir aßen niemals das, was aus unseren Händen hervorging, und zogen den Kringeln das einfache Schwarzbrot vor. Wir saßen an einem langen Tische einander gegenüber, auf jeder Seite neun Mann, und bewegten viele, viele Stunden lang mechanisch unsere Arme und Finger, und wir waren so gewöhnt an unsere Arbeit, daß wir auf unsere Bewegungen gar nicht mehr achtgaben. Und wir hatten einander schon so bis zum Überdruß oft angeschaut, daß jeder von uns alle Falten und Runzeln auf den Gesichtern der Arbeitsgenossen kannte. Es gab nichts, worüber wir hätten sprechen können, aber wir waren hieran schon ganz und gar gewöhnt und schwiegen die ganze Zeit, wenn wir uns nicht gerade zankten — denn es gibt ja stets Gründe genug, mit einem Menschen zu zanken, namentlich mit einem Arbeitsgenossen. Aber wir zankten uns auch nur selten — worin kann es schließlich ein Mensch versehen, wenn er halbtot ist, wenn er einem steinernen Götzenbilde gleicht und sein ganzes Gefühlsleben durch harte, schwere Arbeit erstickt ist? Das Schweigen aber ist nur für diejenigen qualvoll und schrecklich, die schon alles gesagt und nichts mehr vorzubringen haben; für Menschen jedoch, die überhaupt noch nicht zu sprechen begonnen haben, ist das Schweigen eine einfache, leichte Sache . . . Bisweilen jedoch sangen wir, und unser Gesang begann also: mitten in der Arbeit seufzte plötzlich irgendeiner von uns tief auf, wie ein müder Gaul, und stimmte eins jener melancholischen Lieder an, deren sanft klagendes Motiv stets die schwere Last, die auf der Seele des Singenden ruht, erleichtert. Einer von uns singt, und wir anderen hören zuerst schweigend seinem Einzelgesange zu, der gleichsam unter der niedrigen Kellerdecke verlöscht wie ein kleines Steppenfeuer in kalter Herbstnacht, wenn der graue Himmel gleich einem bleiernen Dache über der Erde hängt. Dann gesellt sich zu dem Sänger ein zweiter, und die beiden Stimmen schweben leise und traurig durch die dumpfe Schwüle unserer engen Höhle, und plötzlich

nehmen noch ein paar weitere Stimmen das Lied auf — gleich einer Woge schwillt es an, wird stärker und lauter und dringt hinaus durch die feuchten, schweren Wände unseres steinernen Gefängnisses . . .

Bald singen alle sechsundzwanzig Mann; die lauten, längst eingesungenen Stimmen erfüllen die Werkstatt; dem Liede wird's zu eng in dem niedrigen Raume: es flattert an den steinernen Wänden entlang, es stöhnt und weint und erregt einen leisen, kitzelnden Schmerz im Herzen, öffnet alte Wunden und erregt die Sehnsucht in ihm . . . Die Sänger seufzen tief und schwer; der eine und andere hört plötzlich auf zu singen und horcht lange, wie die Kameraden singen, um dann von neuem in den Chorgesang einzufallen. Ein anderer stößt mitten im Gesang ein klagendes „Ach!" aus — mit geschlossenen Augen singt er weiter, und die breite, volle Flut der Töne erscheint ihm vielleicht wie ein Weg, der irgendwohin in die Ferne führt, leuchtend, voll hellen Sonnenscheins, ein breiter Weg, auf dem er sich selbst daherwandeln sieht . . .

Die Flamme im Ofen flackert immer noch, immer noch schurrt die Schippe des Bäckers über die Ziegel, brodelt das Wasser in dem Kessel, zittert, uns still verlachend, der Widerschein des Feuers an der Wand. Wir aber singen uns mit fremden Worten die bittere Pein vom Herzen, den dumpfen Gram lebendiger Menschen, die der Sonne beraubt sind, den Gram der Sklaven. So lebten wir sechsundzwanzig in dem Keller des großen, steinernen Hauses, und unser Leben war uns so schwer und drückend, als ob das ganze dreistöckige Haus unmittelbar auf unseren Schultern erbaut wäre.

2.

Außer den Liedern jedoch hatten wir noch etwas anderes, schönes — etwas, das wir liebten und das uns vielleicht die Sonne ersetzte. Im zweiten Stockwerk unseres Hauses befand sich eine Werkstatt für Goldstickerei, und dort lebte außer den zahlreichen Arbeiterinnen auch das sechzehnjährige Stubenmädchen Tanja. Jeden Morgen schmiegte sich ein kleines, rosiges Gesichtchen mit munteren blauen Augen an das Glas des Fensterchens, das in die nach dem Hausflur führende Tür unserer Werkstatt eingelassen war, und eine helle, freundliche Stimme rief uns zu: „Heda, ihr Arrestantchen! Kringelchen her!"

Sobald die uns bekannte helle Stimme erklang, wandten wir uns alle um und blickten freudig und gutmütig auf das Mädchengesicht, das uns vergnügt zulächelte. Es war uns zur angenehmen Gewohnheit geworden, das gegen die Glasscheiben gedrückte Näschen und die kleinen weißen Zähne zu sehen, die zwischen den rosigen Lippen des lächelnden Mundes hervorschimmerten. Hals über Kopf beeilten wir uns, ihr die

Tür zu öffnen, und nun tritt sie vor uns hin, so munter und lieb, und steht da mit vorgehaltener Schürze, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, steht da und lächelt und lächelt. Der lange, dicke, kastanienbraune Zopf hängt über ihre Schulter hinweg auf die Brust. Und wir schmutzigen, finstren, ungeschlachten Burschen schauen zu ihr auf — denn die Türschwelle, auf der sie steht, ist um vier Stufen höher als der Fußboden — schauen sie an mit erhobenem Kopfe, wünschen ihr einen guten Morgen und sagen ihr ein paar Worte von ganz besonderer Art, wie wir sie nur für sie allein bereit haben. Wenn wir mit ihr reden, werden unsere Stimmen sanfter und unsere Scherze harmloser. Alles, was sich auf sie bezieht, nimmt in unsern Augen diesen ganz besonderen Charakter an. Der Bäcker holt aus dem Ofen eine Schippe voll der bestgerösteten und schönstgebräunten Kringel und schüttet sie geschickt in Tanjas Schürze.

„Sieh nur zu, daß du dem Meister nicht in die Quere läufst“, warnen wir sie jedesmal. Sie lächelt schalkhaft und ruft und vergnügt zu:

„Lebt wohl, Arrestantchen!“ — und huscht rasch wie ein Mäuschen davon.

Das ist alles . . .

Aber lange noch, wenn sie fortgegangen, plaudern wir miteinander so gern von ihr — und immer sagen wir dasselbe, was wir gestern und vorgestern gesagt haben, weil sie sowohl wie wir und alles rings um uns genau ebenso geblieben ist, wie es gestern und früher war . . . Überaus qualvoll und niederdrückend ist's, wenn der Mensch so dahinlebt und um ihn her sich gar nichts verändert; und wenn dieser Zustand seine Seele nicht vollends tötet, wird das ewige Einerlei seiner Umgebung mit der Zeit für ihn immer qualvoller . . . Wir sprachen sonst von den Weibern in einem Tone, daß unsere schamlos rohen Reden uns selbst bisweilen zuwider wurden, was leicht begreiflich ist, da jene Art Weiber, die wir kannten, es kaum besser verdienten. Von Tanja jedoch sprachen wir nie etwas Böses, keiner von uns hätte es je gewagt, sich ihr gegenüber einen lockeren Scherz zu erlauben, und noch viel weniger, sie zu berühren. Vielleicht lag das nur daran, daß sie immer nur ganz kurze Zeit bei uns blieb, sie flitzte gleichsam an unseren Augen vorüber wie ein Stern, der vom Himmel fällt, und verschwand sogleich wieder; oder vielleicht auch daran, daß sie so klein und hübsch war, und weil alles Schöne selbst die rohesten Gemüter zur Achtung zwingt. Und dann kam noch eins in Betracht: obwohl unsere elende Tretmühlenarbeit uns zu stumpfsinnigen Lasttieren herabwürdigte, blieben wir doch immer Menschen und konnten wie alle Menschen nicht ohne irgend etwas leben, das wir verehrten. Wir hatten eben niemand, der besser

gewesen wäre als sie, und niemand außer ihr schenkte uns, die wir in dem Keller da unten hausten, irgendwelche Beachtung, niemand von all den vielen, vielen Menschen, die in dem Hause wohnten . . .

Endlich aber — und das scheint mir die Hauptursache — betrachteten wir sie als eine Art Eigentum, als etwas, das einzig und allein dank unseren Kringeln existierte; wir hatten es uns zur Pflicht gemacht, ihr frische, heiße Kringeln zu geben, und das ward für uns gleichsam zu einem täglichen Opfer, das wir unserem Idol darbrachten. Es wurde uns förmlich zu einem heiligen Brauch und kettete uns mit jedem Tage fester an sie. Außer den Kringeln gaben wir Tanja auch noch viele gute Ratschläge — sich wärmer anzuziehen, nicht so eilig auf den Treppen zu laufen, keine schweren Holztrachten zu schleppen. Sie hörte unsere Ratschläge lächelnd an, antwortete lächelnd und folgte uns nie. Doch waren wir darum nicht weiter böse: wir wollten ihr ja nur beweisen, wie sehr wir um sie besorgt waren.

Oft wandte sie sich an uns mit dieser oder jener Bitte, bat uns zum Beispiel, ihr die schwere Kellertür aufzumachen oder Holz zu zerkleinern, und wir taten alles, was sie von uns verlangte, mit Freuden, ja sogar mit einem gewissen Stolze.

Als aber einer von uns sie bat, ihm doch sein einziges Hemd auszubessern, fuhr sie ihn verächtlich an und meinte: „Was dir einfällt, das Hemd flicken — fehlte mir gerade noch! . . .“

Wir lachten den sonderbaren Kauz gehörig aus und — baten sie nie mehr um irgend etwas. Wir liebten sie, damit ist alles gesagt. Der Mensch will stets irgend jemand seine Liebe zuwenden, wenn auch diese Liebe bisweilen dem andern lästig wird und sein Leben beschmutzt oder gar vergiftet. Aber danach fragt eben die Liebe nicht. Wir mußten einfach Tanja lieben, da wir sonst niemand hatten, den wir lieben konnten.

Manchmal begann der eine oder andere von uns zu räsonnieren:

„Warum verwöhnen wir eigentlich das Mädchen so? Was ist denn an ihr so Besonderes — wie? Wir machen schon gar zu viel Umstände mit ihr . . .“

Wir brachten den Verwegenen, der solche Reden zu führen wagte, sehr schnell und energisch zur Vernunft. Wir mußten eben irgend etwas lieben: wir hatten dieses Etwas gefunden und liebten es, und die Tatsache, daß wir alle sechsundzwanzig miteinander es liebten, mußte für jeden einzelnen unantastbar sein wie ein Heiligtum. Wer in dieser Frage gegen uns stand, war einfach unser Feind. Vielleicht war der Gegenstand unserer Liebe dieser Liebe gar nicht wert — aber wir waren unser sechsundzwanzig, und darum wollten wir, daß das, was uns teuer war, auch allen andern heilig sein sollte.

Unsere Liebe ist unter Umständen nicht weniger lästig als unser Haß ... Darum behaupten wohl auch gewisse stolze Naturen, daß unser Haß ihnen noch schmeichelhafter sei als unsere Liebe ... Aber wenn das wirklich der Fall ist — warum fliehen sie uns dann nicht? ...

3.

Außer der Kringelbäckerei hatte unser Meister auch noch eine Feinbäckerei; sie befand sich in demselben Hause und war von unserer Höhle nur durch eine Wand getrennt. Aber die Feinbäcker — es waren ihrer vier Mann — hielten sich von uns fern, da sie ihre Arbeit für reinlicher hielten als die unsere und daher auch sich selbst als etwas besseres ansahen. Sie kamen nicht in unsere Werkstatt und lachten geringschätzig über uns, wenn sie uns auf dem Hofe begegneten; auch wir gingen nicht zu ihnen: der Meister hatte es uns verboten, da er fürchtete, daß wir ihm etwas von dem Feingebäck drüben stehlen könnten. Wir liebten die Feinbäcker nicht, weil wir sie beneideten: ihre Arbeit war leichter als die unsere, sie bekamen einen besseren Lohn als wir und auch bessere Kost; sie hatten eine große, helle Backstube und waren alle, im Gegensatz zu uns, so gesund und sauber. Wir sahen alle so merkwürdig gelb und grau aus. Sie kleideten sich an Feiertagen und in der arbeitsfreien Zeit fein in Jackets und knarrende Stiefel, zwei von ihnen waren im Besitz einer Harmonika, und sie pflegten alle im Stadtgarten spazieren zu gehen. Wir dagegen trugen zerlumpte, schmutzige Kleider und altes Schuhwerk oder Bastschuhe an den Füßen; uns ließ die Polizei auch nicht in den Stadtgarten hinein — konnten wir da wohl diese Feinbäcker lieben?

Eines Tages nun erfuhren wir, daß drüben in der andern Werkstatt der Bäcker, der am Ofen arbeitete, zu trinken begonnen habe und vom Meister fortgejagt worden sei — dieser habe schon einen andern Bäcker angenommen, einen gedienten Soldaten, der eine Atlasweste und eine Uhr an goldener Kette trug. Wir waren sehr gespannt, einen solchen Stutzer zu sehen, und liefen in der Hoffnung, ihn zu Gesicht zu bekommen, immer einer nach dem andern auf den Hof hinaus.

Aber er kam selbst in unsere Werkstatt. Mit einem Fußtritt stieß er die Tür auf, ließ sie offen stehen und sagte zu uns, während er lächelnd auf der Schwelle stand:

„Gott helf' euch! Guten Tag, Jungens! ..."

Die kalte Luft, die in einer dichten Dunstwolke hereindrang, umwogte seine Füße, er aber stand auf der Schwelle und sah von oben her lächend auf uns herunter, wobei unter dem hellblonden, keck aufwärts gedrehten Schnurrbart seine großen gelben Zähne sichtbar wurden. Seine Weste war in der Tat von ganz besonderer Art — sie war

blau, mit aufgestickten Blumen, und schimmerte ganz eigentümlich; die Knöpfe daran waren aus roten Steinchen gefertigt. Auch eine Uhrkette hatte er . . .

Ein hübscher Bursche war er, dieser Soldat, so hochgewachsen, gesund, mit roten Backen, und die großen, hellen Augen blickten so gutmütig-freundlich und klar. Auf dem Kopfe hatte er eine weiße, steifgestärkte Mütze, und unter der saubern, nicht ein einziges Fleckchen aufweisenden Schürze guckten die Spitzen der modischen, glänzend gewichsten Stiefel hervor.

Unser Bäcker bat ihn respektvoll, doch die Tür zuzumachen; er tat es, ohne sich besonders zu beeilten, und begann uns dann über den Meister auszufragen. Wir beeilten uns um die Wette, ihm zu sagen, daß unser Meister ein ganz abgefeimter Spitzbube, Gauner, Halunke und Quälgeist sei — kurz alles, was man nur irgend von einem Meister sagen kann und sagen muß, was sich jedoch hier nicht alles niederschreiben läßt. Der Soldat hörte sich's an, bewegte seinen Schnurrbart und sah uns mit freundlichen, klaren Blicken an.

„Mädels habt ihr hier die schwere Menge“, begann er plötzlich.

Etliche von uns lachten ehrerbietig, andere schnitten eine lüsterne Grimasse, und einer berichtete dem Soldaten, daß ihrer neun Stück im Hause seien.

„Ist was zu machen? . . .“ fragte der Soldat, mit den Augen zwinkernd.

Wir lachten wieder, nicht sehr laut und ein wenig verlegen . . . So mancher von uns hätte wohl gern dem Soldaten als ein ebenso schneidiger Bursche, wie er selbst war, erscheinen mögen, doch keiner von uns hatte eben das Zeug dazu. Und einer gestand's ihm und sagte leise: „Wie können wir an so was denken! . . .“

„Hm — ja, das ist nichts für euch“, meinte der Soldat selbstbewußt, indem er uns aufmerksam musterte. „'s ist nicht viel los mit euch . . . die richtige Haltung fehlt euch, das Äußere sozusagen. Die Weiber lieben nun mal das Äußere am Menschen, sie wollen vor allem 'nen strammen Körper . . . alles akkurat! Und namentlich haben sie Respekt vor der Kraft . . . vor dem starken Arm . . .!“

Der Soldat zog seine rechte Hand aus der Tasche, hob den bis zum Ellbogen nackten Arm mit dem aufgestreiften Hemdärmel empor und zeigte ihn uns . . . Es war ein weißer, kräftiger, mit goldigschimmerndem Flaum bedeckter Arm.

„Beine, Brust, alles muß fest gebaut sein . . . Und dann muß sich der Mann auch danach kleiden, wie's eben die Sache verlangt . . . Mich zum Beispiel lieben die Weiber. Ich ruf' sie nicht, ich lock' sie nicht — sie fliegen mir von selbst an den Hals, zu fünfen auf einmal . . .“

Er hatte sich auf einen Mehlsack gesetzt und erzählte uns des langen und breiten, wie sehr ihn die Weiber lieben, und wie tapfer er mit ihnen umspringe. Dann ging er, und als die Tür sich kreischend hinter ihm geschlossen hatte, schwiegen wir lange und dachten über ihn und seine Reden nach. Und dann begannen alle plötzlich auf einmal zu sprechen, und es zeigte sich, daß er uns allen gut gefallen hatte. So einfach und so nett war er — kommt, setzt sich hin und plaudert los! Niemand kam sonst zu uns, niemand sprach mit uns so, in freundschaftlicher Weise ... Und wir redeten nur immer von ihm und von seinen zukünftigen Erfolgen bei den Goldstickerinnen, die jedesmal, wenn sie einen von uns auf dem Hofe trafen, verächtlich die Nase rümpften und uns auswichen oder gerade auf uns losschritten, als ob wir für sie Luft wären.

Wir aber konnten uns an ihnen nicht satt sehen, wenn wir sie auf dem Hofe trafen oder wenn sie an unseren Fenstern vorüberschritten — im Winter in allerhand originellen Mützchen und Pelzchen, und im Sommer in blumengeschmückten Hütchen, mit bunten Sonnenschirmen in den Händen. Dafür redeten wir dann, wenn wir unter uns waren, von diesem Mädchen in einem Tone, daß sie vor Scham und Empörung außer sich geraten wären, wenn sie uns gehört hätten.

„Daß er nur nicht etwa ... unsere Tanjuschka verdirbt“, sagte plötzlich in besorgtem Tone unser Bäcker.

Wir schwiegen alle, ganz betroffen durch diese Worte. Wir hatten unsere Tanja völlig vergessen: es war, als ob der Soldat mit seiner großen, stattlichen Figur sie in den Schatten gestellt hätte. Dann begannen wir laut zu diskutieren: die einen sagten, Tanja würde sich nicht so weit vergessen; die andern behaupteten, daß sie vor dem Soldaten nicht standhalten würde, noch andere drohten, dem Soldaten, falls er mit Tanja anbändeln sollte, alle Rippen im Leibe zu zerbrechen. Schließlich beschlossen wir alle, auf den Soldaten wie auf Tanja ein scharfes Auge zu haben und das Mädchen vor der drohenden Gefahr zu warnen ... Und dieser Beschluß machte unserem Streit ein Ende.

4.

Ein Monat vielleicht war vergangen. Der Soldat buk seine Semmeln, trieb sich mit den Goldstickerinnen herum und kam oft zu uns in die Backstube, doch erzählte er nichts weiter von seinen Siegen über das weibliche Geschlecht, sondern drehte nur immer seinen Schnurrbart und schmatzte lüstern mit den Lippen.

Tanja holte an jedem Morgen bei uns ihre Kringeln und war munter, lieb und freundlich gegen uns, wie immer. Wir versuchten es,

mit ihr über den Soldaten zu sprechen, aber sie nannte ihn ein „glotzäugiges Kalbsgesicht“ und sonst noch ähnlich, und das beruhigte uns. Wir waren stolz auf unser Mädchen, zumal wir sahen, wie die Goldstickerinnen sich um den Soldaten rissen. Tanjas Verhalten ihm gegenüber hatte gewissermaßen auch für uns etwas Schmeichelhaftes, und ermutigt durch ihre absprechende Meinung über ihn, begannen auch wir, ihn geringschätziger zu behandeln. Sie aber ward uns nur noch lieber, treuherziger und freudiger begrüßten wir sie an jedem Morgen.

Eines Tages kam der Soldat ein wenig angeheitert zu uns, setzte sich und begann vor sich hin zu lachen, und als wir ihn fragten, weshalb er denn lache, erzählte er uns:

„Denkt euch nur — da haben sich zwei meinetwegen geprügelt, die Lidka und die Gruschka! . . . Herrgott, haben die sich zugerichtet — ha ha! In die Haare kriegten sie sich zu fassen, und auf'm Boden im Hausflur haben sie sich gewälzt. Immer eine über die andere weg . . . ha ha ha! Die Gesichter haben sie sich zerkratzt und die Kleider zerfetzt . . . zum Kranklachen! Daß das Weibervolk sich nie auf anständige Manier prügeln kann! Warum kratzen sie sich denn immer, he?“

Er saß auf der Bank, so gesund, so sauber und vergnügt — saß da und lachte in einem fort. Wir schwiegen. Uns wollte er diesmal nicht so recht gefallen.

„Nein, was ich bei den Weibern für Glück habe! Wie? Zum Kranklachen! Nur ein Blick — weg ist sie! Weiß der Teufel!

Er hob seine weißen Arme empor und ließ sie mit lautem Klatschen auf die Knie zurückfallen. Er sah uns dabei mit so freudig überraschten Augen an, als ob er selbst über sein unglaubliches Glück bei den Weibern erstaunt wäre. Sein volles, rotes Gesicht glänzte vor Selbstzufriedenheit.

Unser Bäcker schurrte ärgerlich und heftig mit der Schippe über den Herd des Backofens und sagte plötzlich in spöttischem Tone:

„Um kleine Tannen auszureißen, dazu bedarf es keiner großen Kraft! Aber versuch's doch mal mit 'ner kräftigen Fichte . . .“

„Was — das sagst du mir?“ fragte der Soldat.

„Wem denn sonst? . . .“

„Was meinst du denn damit?“

„Nichts weiter . . . 's ist mir nur so entfahren.“

„Nein, Bruder, wart mal — wovon redest du? Was für 'ne Fichte meinst du?“

Unser Bäcker antwortete nicht, sondern machte sich vor dem Ofen zu schaffen: er schob die gebrühten Kringeln hinein, zog sie fertig heraus und warf sie geräuschvoll auf den Boden, worauf sie von den Lehrburschen auf Bastschnüre aufgereiht wurden. Er tat, als ob er den

Soldaten und das Gespräch mit ihm ganz vergessen hätte. Der Soldat aber war mit einemmal in lebhafte Aufregung geraten. Er stand von seinem Platze auf und ging auf den Ofen zu, wobei er um ein Haar mit der Nase auf den Schippenstiel gestoßen wäre, der heftig in der Luft hin und her fuhr.

„Nein, sag's nur immer — wer ist sie? Du hast mich beleidigt! . . . Mir kann keine widerstehen! Und du sagst mir hier solche kränkenden Worte . . ."

Er schien in der Tat allen Ernstes beleidigt zu sein. Offenbar suchte er seine Ehre darin, die Weiber zu verführen; vielleicht war dies das einzige lebendige Interesse in ihm, das ihm in seinen Augen das Anrecht gab, sich als Mensch zu fühlen.

Es gibt Menschen, die irgendein geistiges oder körperliches Gebrechen, an dem sie leiden, für das Köstliche und Beste halten, das sie im Leben besitzen. Ihr ganzes Leben lang schleppen sie sich damit herum, leben nur dadurch, leiden dadurch, beklagen sich vor den andern darüber und lenken einzig auf solche Weise die Aufmerksamkeit ihrer Mitmenschen auf sich. Dafür ernten sie dann das Bedauern der letzteren, und das ist alles, was ihnen in ihrem Dasein eine Freude macht. Weiter besitzen sie nichts. Nimmt man ihnen ihre Krankheit, heilt man sie davon — dann werden sie unglücklich sein, da sie hinfort ihres einzigen Lebensinteresses beraubt sind und arm und nackt dastehen. Bisweilen ist das Leben des Menschen so armselig, daß er wohl oder übel gezwungen ist, sein Gebrechen als ein Gut und eine Quelle des Lebens zu schätzen.

Der Soldat war, wie gesagt, tief gekränkt — er rückte unserem Bäcker auf den Leib und schrie ihn an: „Nein, jetzt mußt du's sagen — wer ist's?"

„Muß ich's wirklich sagen?" versetzte der Bäcker, indem er sich plötzlich zu ihm umwandte.

„Versteht sich . . . Na, also wer? . . ."

„Kennst du die Tanja?"

„Na — und? . . ."

„Versuch's doch mal bei der! . . .

„Ich?"

„Ja — du!"

„Das ist mir — pah! . . . 'ne Kleinigkeit!"

„Wollen wir erst sehen!"

„Wirst schon sehen, he he!"

„Bist du ein Prahlhans, Soldat!"

„Zwei Wochen! Ich will's euch schon zeigen! Was ist sie denn großes, diese Tanjuschka? Pah!"

„Na, mach jetzt, daß du fortkommst! . . . Stehst uns hier im Wege."

„Zwei Wochen — dann ist alles gemacht!“

„Ach du . . . Scher dich jetzt, sag' ich!“

Unser Bäcker wurde plötzlich wütend und holte mit der Schippe aus. Der Soldat fuhr ganz verblüfft vor ihm zurück, sah uns schweigend an und verließ die Werkstatt, indem er schadenfroh vor sich hin murmelte: „Na, wartet mal!“

Während die beiden miteinander stritten, hatten wir alle schweigend und voll Spannung zugehört. Sobald aber der Soldat gegangen war, begannen wir lebhaft und lärmend durcheinander zu reden.

„Hast da 'ne schöne Geschichte eingerührt!“ rief einer von uns dem Bäcker zu.

„Arbeite, kümmere dich nicht!“ versetzte dieser grimmig. Wir fühlten, daß der Soldat sich an seiner Ehre gefaßt fühlte, und daß Tanja eine Gefahr drohte. Wir fühlten das sehr deutlich, zugleich aber wurden wir alle von einer lebhaften, uns angenehm kitzelnden Neugier ergiffen. Was wird nun werden? Wird Tanja sich gegen den Soldaten halten? Und fast alle riefen überzeugt:

„Tanjka? Die wird fest bleiben! Die läßt sich nicht so mit bloßen Händen fangen!“

Wir waren ganz erpicht darauf, die Echtheit und Zuverlässigkeit unseres Abgottes zu prüfen, wir suchten uns gegenseitig eifrig davon zu überzeugen, daß er stark und mächtig sei und als Sieger aus diesem Kampfe hervorgehen werde. Es schien uns beinahe, daß wir den Soldaten gar nicht scharf genug aufgehetzt hatten, wir fürchteten, daß er die Sache vergessen könnte, und glaubten seine Eitelkeit noch mehr anreizen zu müssen. Wir lebten seit diesem Tage in einer eigentümlich nervösen Spannung, wie wir sie nie gekannt hatten. Beständig disputierten wir miteinander, wobei wir alle geistig reger, klarer und sprachgewandter wurden. Es war uns zumute, als spielten wir ein kühnes Spiel mit dem Teufel, in dem unserseits Tanja den Einsatz bildete. Und als wir von den Bäckern drüben hörten, daß der Soldat unsere Tanjka „scharf aufs Korn genommen habe“, ward uns ganz seltsam wohl zumute, und so sehr gingen wir in dieser Sache auf, daß wir nicht einmal merkten, wie der Meister, unsere Aufregung benutzend, uns täglich an die vierzehn Pud Teig mehr zu verarbeiten gab. Die Arbeit schien uns gar nicht mehr zu ermüden. Tanjas Name kam den ganzen Tag nicht mehr von unseren Lippen, und jeden Morgen erwarteten wir sie mit höchster Ungeduld. Wir stellten uns vor, wie sie eines Morgens bei uns eintreten, aber nicht mehr die frühere Tanja, sondern eine ganz andere sein werde.

Wir sagten ihr jedoch nichts von dem stattgehabten Streite. Wir fragten sie auch nach nichts und begegneten ihr ganz so liebenswürdig und freundlich wie früher. Aber schon hatte sich in unsere Beziehungen

zu ihr etwas Neues gemischt, das unsern alten Gefühlen fremd war — und dieses neue war eine Neugier, so scharf und kalt wie ein Messer von Stahl . . .

„Heute läuft seine Frist ab, Brüder", sagte eines Morgens der Bäcker, als er an seine Arbeit ging.

Wir wußten es, auch ohne daß er uns daran erinnert hätte, doch zuckten wir gleichwohl bei seinen Worten zusammen.

„Guckt sie nur recht scharf an . . . sie muß gleich kommen", fuhr der Bäcker fort.

„Man kann ihr doch so nichts ansehen!" sagte jemand in mitleidigem Tone.

Und wiederum begannen wir lebhaft und lärmend zu streiten. Heut' sollten wir endlich erfahren, ob dieses Gefäß, in das wir unser Bestes hineingelegt hatten, wirklich rein und wider den Schmutz gefeit war. An diesem Morgen kam es uns zum erstenmal so recht zum Bewußtsein, wie groß der Einsatz war, den wir wagten, und daß wir bei dieser Lauterkeitsprobe unsere Gottheit für immer verlieren konnten. Während all der letzten Tage hatten wir gehört, daß der Soldat Tanja aufs zudringlichste verfolge, merkwürdigerweise jedoch hatte niemand von uns sie gefragt, wie sie sich zu ihm verhalte. Nach wie vor erschien sie pünktlich an jedem Morgen in der Backstube, holte sich ihre Kringeln und war ganz dieselbe wie früher.

Auch an diesem Morgen vernahmen wir ihre Stimme:

„Heda, ihr Arrestantchen! Ich bin da . . ."

Wir beeilten uns, ihr die Tür zu öffnen, als sie jedoch eingetreten war, begegneten wir ihr ganz wider unsere Gewohnheit mit Stillschweigen. Wir sahen sie alle starr an und wußten nicht, was wir mit ihr sprechen, wonach wir sie fragen sollten. In finsterer, schweigender Gruppe standen wir vor ihr. Sie war sichtlich erstaunt über diesen ungewöhnlichen Empfang — und plötzlich sahen wir, daß sie erbleichte, daß sie unruhig und verlegen wurde.

„Was ist denn? . . . Wie seid ihr denn heute?" fragte sie mit gepreßter Stimme.

„Und wie bist du denn?" versetzte der Bäcker finster, ohne seine Augen von ihr abzuwenden.

„Ich? Wie soll ich sein?"

„Schon gut . . ."

„Na, gebt nur rasch die Kringeln . . ."

Nie hatte sie es früher so eilig gehabt.

„Wirst schon noch zurecht kommen", meinte der Bäcker; er sah sie immer noch durchdringend an und rührte sich nicht vom Fleck.

Da machte sie plötzlich kehrt und verschwand hinter der Tür.

Der Bäcker ergriff seine Schippe und sagte ruhig, indem er sich dem Ofen zuwandte: „Sie ist also fertig! . . . Hast gewonnen, Soldat! . . . Gemeiner Schuft . . . Halunke . . .“

Wie eine Hammelherde gingen wir, einander stoßend und drängend, an den Bäckertisch, setzten uns schweigend hin und begannen unlustig zu arbeiten.

„Vielleicht ist sie doch noch . . .“ sagte jemand unsicher.

„Laß schon sein! 's lohnt nicht, drüber zu reden“, fuhr der Bäcker ihn an.

Wir wußten alle, daß er ein verständiger Mensch war, klüger als wir alle. Wir nahmen seine Worte als den Ausdruck der Überzeugung, daß der Soldat gesiegt hatte . . . Traurig und bitter ward uns ums Herz . . .

Punkt zwölf Uhr, als wir zu Mittag aßen, kam der Soldat zu uns herein. Er sah sauber und stutzerhaft aus wie immer und blickte uns wie immer offen in die Augen. Uns aber war es peinlich, ihn anzuschauen.

„Na, meine werten Herren, wenn ihr wollt, dann zeig' ich euch mal, was soldatische Bravour heißt“, sagte er und lachte siegesbewußt. „Geht in den Hausflur und guckt dort durch die Ritze . . . verstanden?“

Wir gingen hinaus und drängten einer hinter dem andern nach einer Spalte in der Bretterwand des Flurs, der nach dem Hofe führte. Wir brauchten nicht lange zu warten . . . Bald eilte mit hastigem Schritt und ängstlichem Gesichte, die schmutzigen Schneehaufen und Pfützen überspringend, Tanja über den Hof. Sie verschwand hinter der Tür, die zum Keller führte. Dann kam, sorglos pfeifend, die Hände in den Taschen und die Schnurrbartspitzen bewegend, der Soldat daher. Er folgte Tanja in den Keller . . .

Es regnete, und wir sahen, wie die Regentropfen in die Pfützen fielen und deren Oberfläche sich kräuselte. Es war ein feuchter, grauer, unfreundlicher Tag. Auf den Dächern lag noch der Schnee, die Erde jedoch zeigte schon dunkle, schmutzige Flächen. Auch der Schnee auf den Dächern war von einem braunen Schmutzanflug bedeckt. Langsam und traurig rieselte der Regen herab. Fröstelnd standen wir da und warteten . . .

Zuerst kam der Soldat aus dem Keller heraus. Er schritt langsam über den Hof, die Hände in den Taschen, den Schnurrbart bewegend — ganz derselbe, der er immer war.

Und dann kam Tanja. Ihre Augen . . . ja, ihre Augen strahlten vor Freude und Glück, und ihre Lippen lächelten, und sie ging wie im Traum daher, schwankend, mit unsicheren Schritten . . .

Das konnten wir nicht ruhig ertragen. Alle auf einmal drängten wir nach der Tür, rannten auf den Hof hinaus und begannen zu pfeifen und wild und höhnisch auf sie loszuschreien.

Sie erschrak heftig, als sie uns sah, und stand wie angewurzelt in dem Schmutz zu ihren Füßen. Wir umringten sie, beschimpften sie wütend, ohne jede Rücksicht, mit den unzüchtigsten Worten und sagten ihr die schamlosesten Dinge.

Wir taten es nicht laut, ohne alle Hast, denn wir sahen, daß sie uns nicht entkommen konnte, daß sie rings von uns eingeschlossen war und wir ganz nach Herzenslust unsern Hohn über sie ausgießen konnten. Ich weiß nicht, warum wir sie nicht auch schlugen. Sie stand mitten unter uns, drehte den Kopf bald dahin, bald dorthin und hörte unsere Beleidigungen an. Wir aber bewarfen sie immer toller, immer leidenschaftlicher mit dem Schmutz und Gift unserer Worte.

Alle Farbe war von ihrem Antlitz gewichen. Ihre Augen, die noch eine Minute vorher so glücklich gelächelt hatten, waren weit geöffnet, ihre Brust atmete schwer, und ihre Lippen bebten.

Und wir umringten sie und nahmen unsere Rache an ihr, denn sie hatte uns beraubt. Sie gehörte uns, wir hatten ihr unser Bestes gegeben, und obschon dieses Beste nur aus den Brosamen von Bettlern bestand, so waren unser doch — sechsundzwanzig, und sie war eine, und darum war keine Pein, die wir ihr antaten, groß genug, um ihre Schuld auszutilgen. O, wie haben wir's ihr heimgezahlt! . . .

Sie aber blieb stumm, sah uns nur immer mit verstörten Augen an und zitterte wie im Fieber.

Wir lachten, heulten, brüllten . . . Andere Leute waren herzugeeilt . . . Einer von uns zog Tanja am Ärmel ihres Leibchens . . . Da plötzlich begannen ihre Augen zu funkeln; sie hob langsam ihre Hände zum Kopfe empor, und während sie ihr Haar zurechtstrich, sagte sie laut, doch ruhig uns gerade ins Gesicht: „Ach, ihr unglücklichen Arrestanten!“

Und sie ging gerade auf uns los, als ob wir überhaupt gar nicht da wären und ihr den Weg versperrten. Und wirklich trat auch keiner von uns ihr in den Weg.

Als sie unsern Kreis verlassen hatte, rief sie, ohne sich nach uns umzuwenden, laut und mit unbeschreiblicher Geringschätzung:

Ach, ihr Lumpenpack . . . Gesindel! . . .“

Und sie ging davon.

Wir aber blieben mitten im Hofe stehen, in Schmutz und Regen, unter dem grauen, sonnenlosen Himmel . . . Dann gingen auch wir schweigend zurück in unsere feuchte, steinerne Höhle. Wie vorher, sah auch jetzt die Sonne nie in unsere Fenster hinein, und auch Tanja kam nie wieder zu uns herunter . . .

Der Pfingstkönig.

Ein Bauernschwank von **Karl Krobath**.

I.

Vor Gericht standen der Feidelbauer und sein Eheweib. Die Klage auf Trennung von Tisch und Bett war im besten Zuge . . . . ob gegenseitiger Abneigung der Feidlerischen.

„Hoha Herr G'richtshof," hub der Feidelbauer gerade wieder an, „konn mit meiner Olten nit mehr leb'n; 's gonze Johr kocht sie mir bloß Ritschat und Polent'n. Und dobei sollt' i nit gelb wer'n wia a Kanarievog'l!"

„Nix is wohr, Herr G'richtshof — ka Sterb'nswörtel!" fiel gleich die Feidlerin ihrem Mann in die Red. „Der Feidler lugt, so oft er 'n Mund aufmacht, der Lugenschippl. He . . . schaugt er wohl aus wia a Kanarievog'l — b'sunders bei der Nosen? Is wohl nit von Polent'n so runkelrubenrot worden, dö, sundern vom Nochbor Wirt sein' Giftwosser."

„Glabst wohl, i könnt's den den gonzen longen liaben Tog anhör'n, wia du an- ums ondermol sogst und sumperst: Hätt' i nar den nit g'heirot, den Feidler mit seiner zerlumperten Keuschen; der sauft jo wia a Ochs und nit wia a Mensch! . . . Waßt, Olte, as G'wohnheit sauf' i nit — i sauf' as V'rzweiflung, weil i a söchtenes Weib kriagt hob', wia du's bist. A sölchtene Sechterin!"

Da fuhr die Feidlerin in die Höh, als hätte sie ein Skorpion gestochen. Ihre Stimme erhob sich in ungeahnter Stärke urd ihre Oberlippe kräuselte sich in die Höhenlage der Nasenspitze, als wolle sie vor Jerichos Mauern Posaune blasen.

„Ung'rotens Monnsbild, ormseliger Feidler, Weiberkittel du: frog' di, wos wärst 'worden, wennst nit mi kriagt häst? Wia a Schutzeng'l hob' i di imma z'rückg'holt'n, wonn den ondern Weibsbildern nochg'lofen bist und af den Schwur vor'm Oltor vergess'n host! Wia hob' i di außerg'putzt, domit a bissel a G'sicht kriagt host in der Eh'! Wia hob' i di g'tippelt mit Schmolzraunken und Speckknödeln, doß dei spindeldürrs G'sicht a gonzer Vollmond 'word'n is! Wia hob' i af di g'schaut — mehr ols du selber, du Eh'brech'r — du — du — holt oll's Mögliche, bloß nix Nutzes!"

„Beruhigung, Feidelbäurin!" gebot nun der Richter mit scharfer Stimme. „Sie lieben also ihren Mann nicht mehr?"

„Ka G'spur, Herr G'richtshof!"

Warum haben Sie ihn denn zum Mann genommen? Hat er seine schwachen Seiten nicht schon früher hervorgekehrt?"

„Ka G'spur, Herr G'richtshof!"

„Sie wollen also keinenfalls mehr mit ihm zusammenleben?"

„Ka G'spur, Herr G'richtshof!"

„Und willigen also in die Ehescheidung ein?"

„Ka G'sp— . . . Jo, jo und no 'mol jo, Herr G'richtshof!"

„Und nun zu Ihnen, Feidelbauer! Was für Anlaß hat Ihnen das anwesende Eheweib zur Scheidung gegeben?"

„No, wos denn schon? . . . So viel' Onläß' doß mir z'eilig nit 'mol aner einfollt. Z'wegenst dem Ritschat und dem v'rbrennten Türkenmus holt b'sunders!"

„Sie beklagen sich also über unzureichende Kost?"

„Hob' ihn jo in da letzt'n Zeit eppas kleber holten müaff'n, is wohr. Oba sunsten, wonn er gor so gut g'mästet is, laft er mir no mehr den andern z'nichten Weibsbildern nach!"

„Schweigen Sie, Bäurin, bis ich Sie fragen werde!"

„So a Lug, hoha Herr G'richtshof! I, der Feidelbauer, konn von mir selber sog'n, doß i ka Weibsbild nit schmeck'n mog."

„Hobt's g'hört, Herr G'richtshof? . . . Ka Weibsbild! Alsten mi a nit, Sakramenter von an' Feidler?"

„Di schon gor nit und host mir a den Gusto af die onder'n Weibsbilder g'nommen!" So der Bauer darauf.

„Zur Sache, Ihr beiden! Auf solche Art würden wir in Ewigkeit nicht fertig. — Der erste Punkt Ihrer Scheidungsbegründung, Feidelbauer, ist also der, daß Ihr Weib Sie nicht genügend ernährt?"

„Bitt' schön, hoha Herr G'richtshof!"

„Der zweite Grund?"

„Sie schimpft mi immer so sakrisch, hoha Herr G'richtshof."

„Notieren Sie, Schreiber: Sie beschimpft ihn fortgesetzt."

„Bitt' schön, hoha Herr G'richtshof!"

„Ka G'spur, Herr G'richtshof! Umkehrt is a g'fahr'n!" meldete sich da wieder die Bäurin.

„Haben Sie noch etwas vorzubringen, Feidelbauer?"

„I? . . . Freili no 'wos und 's Schiachste no dozua: mei Olte hot mir a Watsch'n geb'n, doß i sie heunt no g'spür und die Sunn' selb'n zwamol in an' Tog aufgehn g'sehn hob'."

„Oba schon gor ka G'spur, Herr G'richtshof! D' Hond is mir bloß a bissel ausg'rutscht und so a Tatschele nennt so a Feidler schon a Watsch'n! . . . Überhaups — a Mannsbild, döö sich a Watsch'n geb'n laßt, is nit mehr wert, wia recht a föste!"

„Schweigen Sie, sage ich nochmals, bis Sie gefragt werden; sonst lasse ich Sie auf der Stell' in den Arrest abführen!" schrie der

Mann des Gesetzes, dem das Gekeife der Feidlerin das Blut in Wallung gebracht hatte, aus voller Lunge.

Erschrocken ob dem unverhofften Donnerwetter zuckte die Gemaßregelte zusammen. Nur ihre Zunge fibberte noch leise: „Ka G'spur, ka G'spur . . . is aber dös a g'strenger Herr, der G'richtshof! Dös is halt ganz a and'rer wie der Feidler, der Weiberkittel!"

„Sie geben also als Scheidungsgrund gegenseitige Abneigung an, Feidelbauer?"

„Bitt' schön, hoha Herr G'richtshof!"

Er gab seine stereotype Redensart, die ihm für ein kleines Trinkgeld ein gefälliger Gerichtsdiener eingepaukt hatte, nicht etwa als Bestätigung des ihm unverständlichen „gegenseitige Abneigung", sondern nur deshalb zum besten, um in einer so wichtigen Stunde sich vor seiner zu entledigenden Ehehälfte nicht eine Blöße zu geben.

„Und gegenseitige Abneigung ist auch Ihr Scheidungsgrund, Feidelbäurin?" inquirierte der Richter weiter.

„Ka G'spur, Herr G'richtshof!"

„Was sagen Sie da, Feidlerin . . . Sie mögen also den Feidler doch noch leiden, wenigstens halbwegs?"

„Wer sogt dös? I sullt' ihn leid'n könn'? . . . Den Feidler? . . . Schon gor ka G'spur, Herr G'richtshof! Oba wia hobt's g'sogt — 's Wörtel von früher man' i —"

„Gegenseitige Abneigung."

„Jo, jo . . . wos dös do g'sogt hobt's, dös hob' i nit — ka G'spur!"

„Sie haben also keine Abneigung, Bäurin?"

Weil ihr Mann „Bitt' schön, hoha Herr G'richtshof!" auf die „gegenseitige Abneigung" gesagt hatte, sagte sie justament, um ihn zu ärgern, ein recht gedehntes, kerniges: „Kaaa G'spurrr!"

„Mag der Teufel sich bei Euch beiden auskennen, ich nicht!" rief äußerst aufgebracht der Justitiär und sprang mit einem Ruck von seinem Sitz auf, so daß der Talar weite Bauschen schlug: „Ich vertage die Verhandlung, und zwar zum Zwecke der Einvernahme unparteiischer Zeugen über Euer eheliches Zusammenleben. Dann will ich den Rechtsspruch in Eurer Sache fällen. Ich möchte Euch aber noch einen Rat geben und den sollt Ihr beherzigen: In kurzer Zeit ist Pfingsten und da betet zum heiligen Geist, daß er Euern Verstand bis zur nächsten Tagfahrt etwas mehr erleuchte. Jetzt geht!"

Sie gingen aber noch nicht, sondern der Feidler lehnte sich zutraulich mit beiden Ellbogen auf den Richtertisch und forschte wißbegierig, weil ihm das vom heiligen Geist nicht einleuchten wollte:

„Wia mant's denn eigentlich dös, hoha Herr G'richtshof? I glab', i hob' enk und den heilig'n Geist nit recht verstond'n."

Über das strenge Antlitz des Gerichtsbeamten huschte auf Augenblicke ein Schein des Lächelns. Er tippte mit dem Zeigefinger auf die Stirn des Feidlers, als er sagte: „Kauft Öl und einen Docht, damit Ihr wenigstens ein Nachtlicht im Kopf habt. Jetzt aber marsch! — Eine andere Partei herein, Schreiber!

„Bitt' schön, hoha Herr G'richtshof!" . . . . murmelte noch der Feidler und die Feidlerin: „Ka G'spur von an' Verstand bei dem Mensch'n, dem Feidler. I hob's wohl verstond'n, was der Herr G'richtshof g'mant hot!"

Dann trollten sie sich aus dem Gerichtsgebäude.

„Hiaz waß i's, hiaz — geg'nseitige Obneigung is 's, doß mir mei' Olte a so a g'schmolz'ne Watsch'n geb'n hot!" dachte sich der Bauer, und die Bäurin dachte sich: „Alsten zwegenst der ‚Geg'nseitigen' oda wia sie schon haßt, schaut der Feidler so tiaf ins Glasel und last den ondern Weibern noch!"

Und sie meinten in ihrer dumpfen Weise, die „gegenseitige Abneigung" sei ein grimmes Untier, das in der Welt umgehe, um Uneinigkeit und Hader unter die Menschen zu bringen.

Obwohl sie sich keines Blickes würdigten, der Mann rechts und das Weib links schaute, gingen sie doch ganze fünf Stunden weit Schulter an Schulter gemeinsamen Weges nach Hause.

II.

Durch volle vierzehn Tage gab's mockige Gesichter bei den Feidlerischen. Der Bauer gab der Bäurin kein gutes Wort und diese ihm erst recht nicht, denn ihrer Würde wollte sie beileibe nichts vergeben.

„Küah füttern!"

„Du a guat dozua!"

„Rockknöpfel onnah'n!"

„Tuas selber, Lott'r!"

So wurde der Feidler abgetrumpft. Er blieb aber auch nicht die Antwort schuldig, wenn die Feidlerin etwas wollte.

„Mist führ'n!"

„Tua i nit!"

„Holz kliab'n!"

„Will i nit!"

„Af's Feld orbeit'n geh'n!"

„Mog i nit!"

„Loß's steh'n selb'n, Holbochs!"

Solcherart waren die spärlichen Auseinandersetzungen der beiden... kurz und grob. Diese Stimmung lastete wie ein Alp auf dem Hause. Traurig schleppte sich das Zusammenleben hin. Öfter denn je fand man

den Feidler beim Nachbar Wirt, wo er wenig sprach und meist nachgrüblerisch den Kopf in beide Hände stützte, sann und dann wieder aufs neue sann. Er machte dazu ein griesgrämiges Gesicht, wie einer, dem etwas im Leben nicht recht zusammenpassen will, und brummte wohl zeitweise auch einige unzusammenhängende Worte über den Bart hinaus, die kein Mensch verstand.

Wie war's denn eigentlich so gekommen zwischen der Feidlerin und ihm? Die ersten Jahre ihres ehelichen Zusammenlebens waren sie so prächtig ausgekommen miteinander und kein Wölklein hatte den Himmel des häuslichen Friedens getrübt, wenngleich die junge Bäurin die Zügel ihres häuslichen Regimentes allgemach immer straffer anzog und von ihm — unbedingtes Schweigen in allen Angelegenheiten, wo schon sie ein Wort gesprochen, forderte. Er schwieg im Anfang auch immer. Im dritten Jahre aber kam er auf den Einfall, nicht immer zu schweigen und zeitenweis zur Wahrung seiner männlichen Autorität auch ein entscheidendes Wörtel zu sagen. So kam es denn zu kleineren Zwisten und dann zu größeren und das Merkwürdige daran war wieder, daß immer *er* nachgeben mußte und *sie* immer recht behielt. Den häuslichen Groll suchte er mit geisthaltigen Schlücken hinunterzuspülen, goß dadurch aber erst recht Öl ins Feuer. Seine Ehehälfte begann ihn nun mit Eifersüchteleien zu quälen und kaum ein Tag verstrich ohne geharnischte Standreden. Erwiderte er etwas, so wurde der Krawall so arg, daß er dann gerne wieder stillschwieg und sich ins Unabänderliche fügte. Nur in *einer* Sache gab er nicht nach; und das war die:

Vor Jahren schon, als er noch nicht ans Heiraten gedacht, hatte er ein elternloses Mädel, das armen Verwandten zur Last fiel, als Schafehalterin und zur Verrichtung leichterer Arbeiten ins Haus genommen und mit väterlicher Sorgfalt für die Kleine gesorgt. Diese lohnte ihm das durch rührende Anhänglichkeit und durch hunderterlei kindliche Dankesbezeigungen. Auch als er dann heiratete, blieb das Mädchen im Haus und aus der Kleinen wurde im Laufe der Zeit eine Große, der die Götter als Ersatz für das, was sie ihr sonst vorenthalten, ein gut Stück Schönheit auf den Lebensweg mitgegeben hatten. Diese blühende Jungfer, Trudi war ihr Name, war nun ein Hauptärgernis der guten Feidlerin, denn — sie war eifersüchtig auf dieselbe. So unglaublich es klingen mag, es war Tatsache. Sie bedachte nicht den Altersunterschied zwischen den von ihrer Eifersucht Verfolgten und mißdeutete die Gefühle, die selbe für einander hegten. Zudem verletzte es ihren Ehrgeiz, daß Trudi an ihrer Seite mit den Rechten einer Familienangehörigen walten und schalten konnte. Und vielleicht kam noch etwas dazu: daß sie kinderlos und eine Fremde und Verhaßte Stelle eigener Sprößlinge einnahm. Daher drang sie oft und immer wieder auf deren Entlassung.

Aber so willfährig im allgemeinen der Feidler ansonst war, in diesem Stücke gab er nicht nach. Er hatte so seinen stillen Plan. Sollte der Feidlerbesitz nach dem Tode des letzten Feidlers in fremde Hände übergehen, an der Stelle, wo er sich Jahrzehnte lang abgerackert, fremde Leute wirtschaften? War ihm die Trudi nicht lieb wie ein eigen Kind? Sie sollte seine Erbin sein — so war sein Sinnen schon seit langer Zeit her. Der Feidlerin aber sagte er hiervon kein Sterbenswörtel, denn das hätte ihre ohnehin rege Eifersucht ins Unermeßliche gesteigert.

So standen die Verhältnisse bis zu der Zeit, da die Feidlerin nach einer gewaltigen Eifersuchtsszene ihrem Mann, was bis dahin noch nicht vorgekommen, eine schallende Ohrfeige versetzte und überdies noch zu Gericht lief, um Klage auf Scheidung der Ehe einzubringen. Da war denn auch der Feidler nicht mehr zurückgestanden und hatte in die Scheidung eingewilligt, obwohl er ein gar eigen Gefühl dabei hatte. Ist's doch nicht etwas einfaches, sich eines Kreuzes zu entledigen, das man schon volle fünfzehn Jahre getragen hat! Und doch mußte es so sein, weil ja sie, die Feidlerin, selbst es so wollte. So war es denn zu der Verhandlung und deren Vertagung gekommen. Nach Pfingstzeit sollten die ehelichen Bande dann gelöst werden und die Feidlerischen zwei auseinandergehen, wie sie einst zusammengekommen waren.

Wenn nun der Feidler außer Haus beim Wirt oder anderswo war, rumorte es auch im Kopf der Feidlerin nicht wenig herum. Wollte es sich selbst kaum eingestehen; aber auch ihr wurde es weicher ums Herz, wenn sie an die bevorstehende Trennung dachte. Nicht des Feidlers willen, wirklich nicht — redete sie sich ein. Aber wer würde dann an ihrer Statt am Feuer stehen und kochen, wer des Viehes warten und Feld und Garten pflegen? Wer durch die Wohnstube stolzieren und wer die Blumen dort am Fenster begießen und dabei den Kopf hinausstrecken, um den Gruß der Vorübergehenden zu erhaschen? . . . Wohl die Trudi. O, die!

Solche Gefühle hatte sie nicht gehabt, als sie zu Gericht gegangen, hatte sie auch nicht, wenn ihr Mann zu Hause war; aber wenn er fort war — und das war jetzt häufig — hatte sie dies seltsame, wehmütige Empfinden.

„Jo, wonn er a Monn warat, wia sich's g'hört. Oba hot ka Hos'n on, er!“ sagte sie sich und dann schnauzte sie den Feidler an, daß er erschrocken zusammenfuhr und ehemöglichst wieder das Weite suchte. Und wenn er fort war, ärgerte sie sich, daß er so feige floh und ihrem Anprall nicht standhielt. Sie liebte das Energische und war eine entschiedene Gegnerin von Weichlichkeit und Nachgiebigkeit. Leute brauchte sie um sich, von denen keiner etwas ablieſz von seinem Recht; dann hätte vielleicht — sie nachgegeben.

So kam Pfingsten heran und am Samstag war's der Bäurin glücklich gelungen, ihren Mann, weil sie ihm wieder angebrannte Polenta vorgesetzt, einmal ordentlich in Hitze zu bringen, so daß er schon gleich nach Mittag ins Gasthaus gelaufen und abends mit einem recht artigen Räuschchen heimgekehrt war, seiner Ehehälfte zum Trutz. Ahnte nicht, der Feidler, daß diese, während er beim kühlen Schoppen saß und simulierte, einen besonderen Entschluß faßte und Ränke schmiedete ... ihm erst recht zum Trutz.

III.

Die Glocken riefen schon längst zum Festgottesdienst. An den Häusern standen allüberall Birkenstämmchen mit geschäftig raschelnden Blättern, hingestellt in dem frommen Glauben, daß dann der heilige Geist nicht vorüberziehe, sondern Einkehr halte in das Haus. Die erste Kuh, die auf die Weide getrieben worden war, hatte man mit einem schönen Blumenkranz, die letzte — mit einem Krötenkranz geschmückt und Brennnessel auf sie geworfen, um dadurch den fleißigen und pflichteifrigen Halter zu ehren, den trägen aber zu verhöhnen. Vor Sonnenaufgang hatte man schon den heilsamen Pfingstmorgentau mit großen Pfannen eingesammelt, sich dann stattlich zum Kirchgang herausgeputzt (der heilige Geist mag unreine und zerlumpte Leute nicht leiden) und erwartete nun mit Spannung, wer dieses Jahr als Langschläfer zum „Pfingstkönig" gekrönt werden sollte nach alter Sitte. Dabei raunte man sich etwas zu und des Feidlers Name war in aller Mund.

Wirklich lag der Feidler noch mit bleischwerem Haupte im Bette und schnarchte gottlästerlich. Die Feidlerin aber stand schon geraume Zeit am Fenster und hielt Auslug. Ihr Gesicht strahlte, ihre Finger zuckten und ihre ganze Gestalt streckte sich, als gelte es eine Schlacht zu gewinnen. Mit der Trudi hatte sie über etwas gesprochen. Diese hatte Gegenvorstellungen gemacht zu dem „Etwas", mußte aber nachgeben, als die Bäurin sie schroff anfuhr und gereizt sagte: „No bin i Frau im Haus und tua, wos i will! Nocha konnst du weg'n meina onschoff'n wia's dir in den Kopf kimmt. Hiaz oba no nit!"

So hatte sie sich das Oberkommando wieder einmal gewahrt ... und wartete nun auf das Kommende. Bevor sie aus dem Hause ging, wollte sie den Feidler noch einmal in tiefster Demütigung sehen — zur Erleichterung ihres schadenfrohen Herzens. Und dazu hatte sie schon Schritte getan.

„Hiaz kiman's!" rief sie mit einemmale ganz laut und hüpfte vor Freuden, etwa wie ein fetter Truthahn, in die Höhe.

Der Feidler schlug einen Augenblick verwundert seine schlafumflorten Lichtsterne auf, ließ ein Brummen hören, drehte sich dann aber auf die andere Seite und schnarchte friedlich weiter.

Ja, sie kamen, ein langer Zug Leute, gerade auf die Feidlerbehausung zu. Leise traten sie ins Haus, ebenso behutsam in die Stube und wechselten verständnisinnige Blicke mit der Bäurin, die mit triumphierender Handbewegung auf das Bett wies, in dem der gute Feidler weltvergessen „Holz sägte“ und keine Ahnung von dem heranschleichenden Unheil hatte.

Zwei Burschen traten nun ganz nahe an die Liegerstatt heran und fürwahr, eine selsame Zier hielten sie in den durch Wollhandschuhe geschützten Händen . . . einen Kranz von noch lebenden Kröten; und die in Todesnöten zappelnden Tiere waren mit Brennesseln zu dem eigenartigen Gewinde gebunden.

Auf einmal riefen die Burschen mit Vollgewalt der Stimmen: „Hoch und dreimal hoch dem Herrn Pfingstkönig! Der Pfingstkönig soll leb'n . . . Der Pfingstkönig!“

Und sie fingen zu singen, jodeln, schreien, stampfen, springen und zu stoßen an, daß schließlich keiner mehr das eigene Wort verstand in diesem Teufelssabbat.

Jetzt schlug der Feidler wohl endgiltig die Augen auf, und richtete sich empor, verwirrt und entsetzt. Aber schon sauste der liebliche Kranz von Kröten und Brennesseln über sein Haupt und legte sich weich und wonnig um den Hals des Beglückten.

Wütend sprang er nach der ersten Überraschung in Hemd und Unterhosen aus dem Bett, der Feidler. Aber schon waren seine Quälgeister enthuscht und nur vor dem Hause schrieen sie noch unabläßig: „Pfingstkönig . . . hui, pfui! Schlof' weiter schön ruhi. 's Kranzel host jo schon. Hui, pfui, Herr Pfingstkönig!“

Zuerst tanzte der neugebackene „Pfingstkönig“ einigemal durch die Stube, wie einer, der nicht weiß, was er in seiner Wut und Erniedrigung tun soll: die Welt auf den Kopf stellen oder sich selbst. Dabei heulte er vor Schmerz und schimpfte wie ein Rohrspatz. Schließlich riß er seine seltsame Morgengabe nach einigem vergeblichen Bemühen vom Hals herunter und dabei taten die Nesseln ihr Möglichstes zur Erhöhung seines Wohlbehagens.

„A schön's G'schenk, der Kronz! Pfingstkönig kon holt a nit jeder sein! Gelt, Olt'r?“ höhnte die Feidlerin, die der Anblick ihres Mannes natürlich sehr heiter gestimmt hatte.

Nun trat aber der Feidler vor sie hin, in Hemd und Unterhosen, wie er war, und machte ein Gesicht, wie sie ein solches noch nie an ihm gesehen.

„Du host mi verrot'n Hex — host g'plauscht, doß i no schlof!“ schrie er und bebte am ganzen Leibe. „Wort, dös will i dir für a ondermol schon austreib'n!“

Sie war begierig, was er noch weiter sagen würde. Furcht hatte sie keine — was würde ihr wohl so ein zaghafter „Weiberkittel" antun! — wohl aber machte es ihr groß Vergnügen, ihn noch mehr zu reizen. Deshalb sagte sie recht ruhig:

„Won i di a v'rroten hob'! Laugn 's gor nit ... is gor nit wert, z' laugnan, Herr Pfingstk ..."

Weiter aber kam sie nicht, denn es regnete und hagelte plötzlich auf ihren Rücken nieder, daß sie über den Sturmguß des Niederschlages jedes weitere Spötteln vergaß. — Der Feidler prügelte nach fünfzehnjähriger Ehe und knapp vor der Scheidung zum erstenmal sein Weib windelweich durch ...

* * *

Seit diesem Tage war die Feidlerin wie umgewandelt. Mit blaugeflecktem Rücken hatte sie sich wuterfüllt und rachesinnend, in ein Nachbarhaus geflüchtet. Tagelang, wie geknickt im innersten Wesen, blieb sie dort und ließ das Hauswesen beim Feidler gerad und krumm gehen, dachte auch nicht an eine Rückkehr. Allgemach aber legte sich die Hochflut der Erregung und gerade eine Woche nach der Krönung des Feidlers zum Pfingstkönig sagte sie zur Trudi, die sie besuchen gekommen war:

„Is wohl a recht a schiacher Lotter, der Feidler. Aber a Monn is er do. Hiaz hob i's g'seh'n und vaspürt!"

Noch eine Woche später kam sie in das Feidlerhaus zurück und tat, als wäre nie etwas vorgefallen.

Und seit dieser Zeit hörte man auch nichts mehr davon, daß die zwei Feidlerischen Leutchen an gegenseitiger Abneigung leiden.

Vermächtnisse.

Von Franz Karl Ginzkey.

Großvater.

Gern bin ich zu Gast in des Reichtums Haus,
Wo sich Leib und Seele erfreu'n am Schmaus.
Es schmaust der Leib Pasteten und Wein,
Und es schmaust die Seele den funkelnden Schein,
Die strahlenden Lichter, den Überfluß,
Schönheit und lachender Augen Gruß.
Doch wird mir bei allem oft seltsam zu Mut —
Mir liegt wohl noch Großvaters Armut im Blut.

Er war, wie man damals tausende fand,
Ein hungernder Weber im Böhmerland.
Er saß am Webstuhl vom Morgengrau'n
Bis zur sinkenden Nacht, ohne aufzuschau'n.
Sein Schlaf war dumpf und von Träumen leer,
Selbst zum Träumen besaß er die Kraft nicht mehr.
Die Not, die er fühlte als hungernder Knecht,
Sie zittert noch fort bis ins dritte Geschlecht.

Die Mutter.

Sie ließ so früh mich schon allein,
Die Mutter, die ich nie gekannt.
Wo mag jetzt ihre Seele sein?
In welchem Land, an welchem Strand?

Die so mich ließ zurück, verwaist,
Wo mag sie wachen oder ruh'n?
Begleitet mich ihr milder Geist,
Betrachtend mein verworr'nes Tun?

Oft ist es mir, als wär' sie da,
Als könnt' ich ihre Seele schau'n,
Als wär' ihr lichter Geist mir nah:
Im Auge aller andern Frau'n.

Als hätte sie, die müd' entflohn,
Zu ihrer Schwestern Schar gefleht:
Seid alle Mutter meinem Sohn,
Der sonst verwaist durchs Leben geht!

Mich dünkt, was sie erfleht, geschah.
Oft grüßt mich meiner Mutter Geist,
Wenn tief ein Aug' in meines sah,
Und niemals fühlt' ich mich verwaist!

Das Vöglein.

Mir winkt aus tausend Büchern
Die Weisheit vieler Welten,
Die Sehnsucht vieler Völker,
Ihr Frühling und ihr Tod,
Doch hat mir all dies Wissen
Nicht viel an Trost geboten
In Nächten, da die Seele
Aufschrie in ihrer Not.

Dagegen hat ein Vöglein
Auf einem Ast im Walde
Mir jüngst ein Lied gesungen,
So töricht schlicht und klar,
Daß alle Zweifel schwanden
Aus meiner wunden Seele
Und mir so wohl zu Mute
Wie einem Kinde war.

Das dünkt mir wirklich seltsam!
Wie kann ein kleines Vöglein
Mir mehr an Tröstung bieten
Als all die weise Welt?
Das wird nur jener wissen,
Von dem die Frommen sagen,
Daß seine Hand die Sterne
Und die Geschicke hält.

Ellen Key.

Eine Vorkämpferin der Frauen- und Erziehungsreform.

Von **Anna Plothow.**

Zu den literarischen Ereignissen des Berliner Winters gehörten die Vortragsabende von Ellen Key. Der warme Enthusiasmus, den man der nordischen Denkerin entgegenbrachte, ging weit über das Maß der üblichen Modebegeisterung hinaus, es war ein herzlicher Unterton darin, der zeigte, wie groß die Anhängerschaft der schwedischen Schriftstellerin in Deutschland ist. Fast will es scheinen, als würde sie bei uns besser verstanden als in ihrem eigenen Vaterlande. Ihr Buch „Das Jahrhundert des Kindes" ist für die moderne Pädagogik geradezu grundlegend geworden.

Kaum hatten die Tagesblätter sie angezeigt, so waren die Eintrittskarten zu ihren Vorträgen bereits vergriffen. Man drängte sich dazu wie zu einem Erlebnis; viele Frauen und selbst Männer scheuten

weite Reisen nicht und kamen aus entlegenen Provinzstädten nach Berlin, um Ellen Key zu sehen und zu hören. Es waren dies meist nach innen gerichtete, einsam lebende Menschen, die bei Ellen Key den besten Ausdruck ihres stillen Fühlens fanden. Manche davon standen schon länger in Briefwechsel mit ihr und wollten nun den Eindruck ihrer Persönlichkeit empfangen. So war ihre Zuhörerschaft die denkbar gemischteste; neben den Leuten, die immer und überall dabei sein müssen und die auch hier nicht fehlten, sammelte sich um sie ihre Gemeinde, die wunderlich genug war. Neben alten, weißbärtigen Professoren sah man Scharen junger Seminaristinnen, neben der jungen Mutter, die gekommen war, um atemlos lauschend das Beste für ihren Liebling zu lernen, saß das in einem Beruf einsam gealterte Mädchen, das längst gelernt hatte, den Schleier der Resignation über sein Innenleben zu breiten, neben dem frischen, lebensfrohen Studenten die ernste Frauenrechtlerin mit den klugen, kritisch scharf beobachtenden Augen. Sie alle erhoben Ansprüche an Ellen Key und dank der Vielseitigkeit ihres Wesens konnte sie allen etwas geben. Diese nordische Frau mit der gedankenreichen Stirn, den klugen, energischen Zügen, dem zärtlichen Mund, den klaren, von Güte gleichsam durchsonnten Augen ist eine reich und harmonisch entwickelte Persönlichkeit. Von Natur Individualistin, hat sie sich zur originellen, rücksichtslos unerschrockenen Denkerin entwickelt; aber ihr angeborener Gerechtigkeitssinn und ihre Menschenliebe veranlaßten sie, sich zur Sozialistin zu erziehen. Am liebsten hätte sie bei ihrer leidenschaftlichen Liebe zur Natur ihr Leben in ländlicher Stille, in träumerischem Grübeln über Gott und Welt und sich selber verbracht; sie nennt das ihre „Versuchung“. Aber das Leben rief sie mit seinen Mißständen und Ungerechtigkeiten zum handelnden Denken auf und so ward sie zur Neuformerin, die, wie eine Wiener Zeitung treffend sagt, „die Saat ihrer Gedanken in die Winde streut und einmal Menschen ernten wird“. Wie die großen Dichter ihres Vaterlandes, wie Björnson und Ibsen, kämpft sie einen heißen Kampf gegen die Lüge, Ungerechtigkeit und Äußerlichkeit unserer Zeit, aber im Gegensatz zu diesen männlichen Denkern ist ihr Empfinden ein durchaus weibliches. Obgleich sie nie Kinder geboren und nie eigene Sprößlinge erzogen hat, kann man doch Ellen Key mit Recht die „mütterlichste Frau“ unserer Zeit nennen. Ihre Liebe umfaßt die gesamte Jugend aller Länder germanischer Kultur. Dieser Jugend möchte sie den Pfad zu einem reineren Glück und höheren Menschentume weisen.

Dies tiefe mütterliche Gefühl veranlaßte Ellen Key, den Essay „Mißbrauchte Frauenkraft“ zu schreiben, indem sie alle die Arbeiten als Kraftverschwendung ansieht, die die Frau ihrer heiligsten Aufgabe, der Mutterschaft, entfremden oder sie an ihrer Erfüllung im höchsten

Sinne hindern. Gerade dies Buch hat Ellen Key viele Angriffe eingetragen, weil eng denkende Frauenrechtlerinnen darin einen Angriff auf die Frauensache und die Errungenschaften der Bewegung erblickten und Ellen Key vorwarfen, sie wolle die Frau zu dem früheren erniedrigenden Zustand zurückführen, in der „stillen Welt des Heimes eingemauert zu sitzen und auf einen Mann zu warten". Ihnen antwortete Ellen Key im „Kvinnlig Psychologi": „Man sollte meinen, in einer Zeit, wo der Kampf ums Dasein eine solche Höhe erreicht hat, daß die Mehrzahl der Frauen die Wahl hat, entweder zu hungern oder irgendeine Arbeit zu ergreifen, würde diese Ansicht keinem denkenden Menschen mehr zugetraut werden können. Am allerwenigsten denen, die wie ich an eine Zukunft glauben, in der kein einziges Mitglied der Gesellschaft sich der Arbeitspflicht mehr entziehen darf. Ohne zu arbeiten, erreicht die Frau ebensowenig wie der Mann eine allseitige, intellektuelle und ethische Entwicklung, und die Frau bedarf deshalb der Arbeit weit mehr als die Arbeit der Frau bedarf. Die zur Arbeit untaugliche Frau gerät immer in irgendein erniedrigendes Abhängigkeitsverhältnis, und das erniedrigendste ist die Ehe, aufgefaßt als Versorgung. Die arbeitunlustige Frau füllt die Leere ihres Lebens aus mit einem Kultus des Dilettantismus, der Bagatellen und Abenteuer, von denen das gefährlichste die Ehe ist, aufgefaßt als Zeitvertreib. Ich wende mich also nicht gegen die Arbeit der Frau.

— — — Es ist ein großer Irrtum der Frauenemanzipation gewesen, daß sie das Hauptgewicht auf die Arbeit der Frau gelegt hat und nicht auf ihr Arbeitsgebiet — — —

Ich bedaure die Frauen, die nicht wählen können, sondern aus Brotnot gezwungen sind, die erste beste Arbeit zu ergreifen, die sich anbietet, wie wenig Neigung sie auch dazu verspüren. Aber ich richte mich gegen die Frauen, die sich, völlig frei, ihren Lebensberuf aussuchen können und die dennoch mit keinem Gedanken daran denken, so zu wählen, daß das Weibliche in ihrer Natur in der Arbeit Verwendung findet."

Auch von anderer Seite hatte Ellen Key Angriffe zu erdulden. Da ihr furchtloses Zuendedenken weder vor erstarrten Moralbegriffen noch vor kirchlichen Dogmen Halt macht, so nannte man sie eine Verführerin der Jugend und eine Atheistin. Was das erstere betrifft, so stellt Ellen Key allerdings die Glücksmoral über die Pflichtmoral, aber sie gibt der Jugend die höchsten Begriffe von Glück und lehrt sie, zur Erreichung eines solchen die stärksten Ansprüche an sich selber stellen.

Freilich sieht sie in der heutigen Ehe keinen Idealzustand. Die Liebe sollte der einzige Grund der ehelichen Verbindung sein, da nur aus dieser geschlossene Ehen den rechten Nährboden für die werdende

Generation bieten. Die Liebe muß vollständig frei sein, jeder Zwang ist ihr Tod; voll entwickelte Menschen sollten keines äußeren Zwanges bedürfen, um das Band ihrer Liebe fest und dauernd zu machen. Doch soll man unter Freiheit der Liebe niemals die Freiheit erotischer Genüsse verstehen.

Ellen Key kennt wie einer die menschliche Schwäche und das wahre Gesicht unserer Zustände; sie weiß, daß die Menschen von heute, ja auch die von morgen noch der Gesetze und Schranken bedürfen. Aber die gesellschaftliche Heuchelei, die die Monogamie als einzige Eheform anerkennt und ruhig das unausgesetzte Sündigen dagegen duldet, empört sie. In ihrem letzten Buche „Über Liebe und Ehe" (S. Fischers Verlag, Berlin) tritt sie deshalb für eine Reform der Ehegesetze ein. Sie verlangt Erleichterung der Eheschließung, aber auch Erleichterung der Scheidung, um jene Ehen, die den Namen nicht mehr verdienen, auf die beste Art lösen zu können. Sie will die unehelichen Kinder besser versorgt und vor dem Gesetze gleichberechtigt wissen. Nach ihrer Ansicht sollte es vor der öffentlichen Meinung keine ehelichen und unehelichen oder wie man in Schweden sagt, keine echten und unechten Kinder mehr geben, sondern nur gleichwertige Kinder, die alle das Recht haben, zu tüchtigen Menschen erzogen zu werden. Wird man auch nicht mit allen Vorschlägen Ellen Keys einverstanden sein, so doch mit ihrer Überzeugung von der Notwendigkeit der Reformen auf diesem Gebiete und man wird ihr Dank dafür wissen, daß sie durch das unerschrockene Hineinleuchten in die finsteren Abgründe das soziale Gewissen schärft.

Was Ellen Keys Religion angeht, so ist sie eine durch und durch religiöse Natur, die allerdings für sich selber über den Zwang des Dogmas hinausgewachsen ist. „Religion", sagt sie, „ist ein Glück, deshalb kann man sie die Kinder nicht lehren, am allerwenigsten durch das Auswendiglernen von dogmatischen Lehrsätzen. Man muß sie dies Glück erleben lassen, indem man religiöse Stimmungen in ihnen erzeugt". Man sieht, die Schwedin sagt da eine Meinung, der wir im „Heimgarten" oft begegnet sind. Vor allem möchte Ellen Key das Leben der Menschen wieder mehr verinnerlichen, und eine reichere Entwicklung des Seelenlebens scheint ihr der Weg dazu zu sein. Diesen drei Grundgedanken in Ellen Keys Wirken: Erziehung der Kinder zu harmonischen Persönlichkeiten, Reinigung und Vertiefung des Liebeslebens und Vervollkommnung der Menschheit durch eine Bereicherung der Seelenkräfte, waren auch ihre Berliner Vorträge geweiht. Sie gab darin nicht nur einen Extrakt aus ihren Büchern, sondern entwickelte neue Gedankengänge in jener reichen, durch glücklich gewählte Bilder belebten Ausdrucksweise, die der Vorzug ihrer besonderen Begabung ist.

Mit dem ihr eigenen glücklichen Humor verwahrte sich Ellen Key in dem Vortrag über „Kindes-Individualität“, den sie im Verein „Mädchenhort“ hielt, gegen den Vorwurf, den ihr manche Leute machten: sie hätten ihr Kind ganz nach ihren Prinzipien erzogen, und nun sei ein unnützes Ding daraus geworden. Hier seien Prügel am Platze, aber nicht für das Kind, sondern für dessen unvernünftige Eltern. Individuell erziehen heißt nicht, einem Kinde alle Unarten seines Alters oder seiner Natur durchgehen lassen; das Kind ist ein kleiner Wilder, aus dessen Chaos erst ein Kosmos geschaffen werden muß. Die Erziehung muß die Triebe zügeln und das Gute in der kindlichen Natur zu organischem Wachstum bringen, damit das Rechte von innen heraus geschieht, nicht aus äußerlich aufgezwungener Disziplin. Zuerst muß das Kind aufs Wort gehorchen lernen, dann soll man ihm den Grund zu dem Befehl mit diesem geben und schließlich muß man es dahin bringen, selbst an seiner Erziehung mitzuwirken, indem es der besseren Einsicht mit bewußtem Willen folgt. Man stärkt es dazu, indem man nach seiner Veranlagung eine Auswahl von Gewohnheiten in ihm befestigt, die es das Notwendige mit Lust tun lassen. Es werden dadurch Ideenassoziationen in der Kindesseele geschaffen, die zur Erkenntnis des richtigen Handelns führen.

Der Hauptfaktor der Erziehung liegt nicht in der Masse von Geboten und Verboten, sondern in Hinwegräumung der Hindernisse, die die freie Entwicklung des Kindes hemmen. Mit dem Prügelstock kann man äußerlich gut parierende Kinder erziehen, aber auf Kosten der innerlichen Verarmung. In jedem Kinde sind eine Fülle von ererbten Instinkten als Gedächtnis vergangener Generationen aufgespeichert. Die guten Instinkte, insbesondere Zärtlichkeits- und Tätigkeitsdrang sind gegen die schlechten in Bewegung zu setzen, damit sie diese beherrschen lernen. Die besondere Begabung des Kindes ist herauszufinden. Auch der Unbegabteste bringt für irgend etwas eine Veranlagung mit zur Welt, und dies, wa ser besser kann als alle andern, muß man zu entwickeln trachten; so wird er wenigstens in einem Punkte etwas leisten, das über den Durchschnitt hinausgeht.

Ein Hauptübel in unserer modernen Erziehung liegt in dem Dualismus zwischen Glauben und Wissen, in der herrschenden Halbheit der religiösen Anschauungen. Das Kind muß entweder einen kirchlichen Glauben mit aller Tiefe, aller Inbrunst, allem Ernst erhalten, oder man muß es von vornherein auf den Boden moderner Weltanschauung stellen. Da sich Religion eben nicht lehren läßt, so ist der dogmatische Religionsunterricht in der Schule von Übel. Man sollte den Kindern nur Religionsgeschichte geben. Es schadet nichts, wenn sie erfahren, daß es über die letzten Dinge verschiedene Meinungen gibt, nur müssen sie auch erfahren, daß es Menschen gibt, die für ihre Meinung leben und sterben. Kein Zweifel in der Kindesseele sollte gewaltsam unterdrückt werden.

Mit unsern Kompromissen und Halbheiten schaffen wir nur Schwächlinge und keine Charaktere. Nichts sollte hinfort dem Verstande aufgezwungen, nichts seinem Gefühle abgezwungen werden. Die wahre Frömmigkeit, die jedes Kind mitbekommen soll, ist Andacht vor allem Großen und Schönen, vor der Unendlichkeit des Weltenraumes, vor der Herrlichkeit des Geschaffenen, vor der ewigen Erneuerung und Umgestaltung des Lebens. Harmonie der Seele mit sich selber, mit Gott und der Welt, das ist das Reich Gottes.

Im Verein „Frauenwohl" sprach Ellen Key über den „Wert der Liebe für die Gesellschaft". Sie ging davon aus, daß die Bedeutsamkeit des erotischen Gefühls als Kulturwert noch nicht genugsam erkannt sei. Und doch sei die starke und reine Geschlechtsliebe berufen, nicht allein das Glück des Einzelnen zu erhöhen, sondern damit das Glück der Gesamtheit zu vergrößern und die Entwicklung der Menschheit überhaupt zu steigern. Für Ellen Key ist die liebende Vereinigung von Mann und Weib etwas Hohes und Heiliges; sie glaubt, daß Kinder, in Liebe erzeugt und erzogen, bessere Menschen sind und daß durch glückliche Ehen die Liebesmacht in den Seelen der Kinder eine ungeahnte Erhöhung erfahren könne. Während die Rasseverbesserer die gesundesten, stärksten und schönsten Menschen miteinander vermählen möchten, um eine Steigerung des Menschenmaterials zu erreichen, hofft Ellen Key, dieser Fortschritt der Menschheit solle im wörtlichen Sinne hervorgeliebt werden. Mit reinen Händen möchte sie den Eros all jener häßlichen Hüllen entkleiden, mit denen Sinnlichkeit und Niedrigkeit der Menschen, falsche Prüderie und kalte Berechnung sein leuchtendes Wesen bedeckt haben. Auch das Liebesleben der Menschen untersteht Gesetzen, und diese gilt es zu erkennen, um aus der erotischen Zersplitterung der Zeit herauszukommen. Wer das Physische vorherrschen läßt, hat sein Leben ebenso erotisch verspielt wie der, welcher nach leichten Liebeleien zum Philister wird und aus konventionellen Rücksichten oder Geldgier eine liebeleere Ehe schließt. Die Kinder jener Ehen sind dann die mattherzigen, unlustigen Geschöpfe, von denen keine Erhöhung der Gattung Mensch zu erwarten ist. Gewiß gibt es tüchtige Leben ohne Liebe — aber reicher wären sie mit Liebe und wir haben keine Statistik über die durch unglückliche Ehen geschaffenen Lebenshemmungen.

Dem gegenüber hat die beste Jugend das Ideal bereits in sich, aus dem eine neue Sittlichkeit sich aufbaut. Viele Männer und Frauen zeigen eine tiefere Eigenart und sie bringen einander besseres Verständnis und höhere gegenseitige Wertschätzung zu. Sie sind nicht nur Liebende, sondern Freunde und Kameraden, und wenn diese organische Einheit unter den Liebespaaren wächst, so wird eine neue Jugend Hand in Hand glücklichere Heime und eine bessere Gesellschaft schaffen.

Auch hier ist Ellen Keys Ziel Erhöhung der Menschheit und Steigerung des Lebens von innen heraus. Um aber die Menschen dazu fähig zu machen, bedarf es einer Bereicherung des Seelenlebens. Ellen Key glaubt an die Entwicklungsfähigkeit der menschlichen Seele und baut darauf eine neue Kultur auf. Im „Verein Berliner Presse" entwickelte sie ihre Gedanken über „die Evolution der Seele" und ihr letzter Vortrag in Berlin war eine Wiederholung und ein weiterer Ausbau dieser Gedanken. Sie spricht von einer „Seelenvollheit", die den Menschen zum „Lebenskünstler" — nicht zu verwechseln mit Lebensgenießer — machen soll. Nicht das Genie ist es, das immer den größten Seelenreichtum hat, denn oft wird das Genie auf Kosten der Seele groß. Aber von diesen „Seelenvollen" finden sich immer mehr, weit verstreut durch die Länder und Nationen, einander erkennend an kleinen, unscheinbaren Zeichen. Der Reichtum ihres Innenlebens schließt neue Seelengeheimnisse ein und führt zu innigen Gemeinschaften und zu Fernwirkungen, wie sie früher unerhört waren. Für diese neuen Menschen gibt es keine anderen Eroberungen als Seeleneroberungen, sie kennen kein Schicksal und keine Armut. Sie sind bereit zu jeder Begegnung mit dem Leben in Schmerz wie in Freude, wenn ihnen nur das Leben etwas zu sagen hat. Nur von Nichtigkeiten wenden sie sich weg, ja mit dem Instinkt des Tieres lehnen sie ab, was ihrem Wesen fremd ist, hüten sie sich, ihre Kräfte an falscher Stelle zu vergeuden. Bewußt oder unbewußt folgt der Lebenskünstler denselben Gesetzen wie der wirkliche Künstler. Sein Leben macht den Eindruck der Notwendigkeit und hat deshalb etwas vom Ewigkeitswert des Kunstwerkes an sich.

Den Menschen der Seele stehen als ewige Feinde die Verstandesmenschen gegenüber, die materialistischen Kulturdiener, die nicht wissen, daß die Seele der höchste Kulturwert ist. Wie von ihnen so wird auch im allgemeinen der Wert der äußeren Verhältnisse weit überschätzt, die Beglückung kommt nur aus inneren Quellen. „So hat auch der Rechtskampf der Frau die Seelen der Frauen, ihre Kraft, Tiefe und Eigenart nicht vergrößert, aber die neue Frau, die diesen Kampf hinter sich haben wird, wird hoffentlich die Lebenskunst, die die Frauen früherer Zeit in engem Kreise auszuüben verstanden, in freieren Formen wiederfinden."

Und wie sich Ellen Key das Weib der Zukunft denkt, das hat sie in ihrem Buch „Über Liebe und Ehe" so ausgesprochen: „Mensch und Weib, Mitbürgerin und Persönlichkeit — weniger darf die Gesellschaftsmutter der Zukunft nicht sein! Sie hat alle Brücken abgebrochen, die sie zu dem Frauenideal früherer Zeiten zurückführen könnten: zu der kräftigen, aber kleinsinnigen Hausmutter, der gedankenlos nachgiebigen Ehefrau. Aber sie hat auch nichts mit der kurzsichtigen Frauenrechtlerin gemein, die ihre Ehre darein setzt, die rastlose Arbeitsmaschine oder das

fachgelehrte, aber halbgebildete Examenslumen zu sein. Sie hat von den älteren wie von den neuen Typen etwas gelernt. Aber sie gleicht keinem von ihnen, denn nur des Lebens Fülle ist für sie des Lebens Sinn."

Nicht nur ein Zukunftsbild ist es, das Ellen Key malt, sie selber stellt eine solche Persönlichkeit dar. Daß sie dazu werden konnte, dazu halfen ihr ihre angeborene Anlage und ihr Schicksal. Wer sich für ihr persönliches Leben interessiert, dem sei eine eben erschienene treffliche Biographie Ellen Keys aus der Feder von Luise Nyström empfohlen. (E. Haberland. Leipzig-Reudnitz.) Die ihr eng befreundete Verfasserin schildert Ellens glückliche Jugend auf dem ihren Eltern gehörigen Landgut Sundsholm in Südschweden. Dort wuchs das Kind inmitten eines reichen Geschwisterkreises im vertrautesten Umgang mit der Natur auf, als erster Sprößling einer überaus glücklichen Ehe zwischen der schönen Gräfin Sophie Posse, in deren Adern das Blut des alten Königsgeschlechts der Wikinger floß, und Emil Key, dem berühmten schwedischen Parlamentarier, der aus einem alten keltisch-schottischen Geschlechte stammte. Von diesen Vorfahren hat Ellen Key den Hang zu romantischen Träumen, die stolze Weite des Blicks, aber auch das unbestechliche Gerechtigkeitsgefühl und das ritterliche Eintreten für alle Unterdrückten geerbt. Ihr gütiges Herz ist ganz ihr eigen.

Als erwachsenes Mädchen begleitete Ellen Key, die sich durch unermüdliches Lesen und Denken selbst gebildet hatte, ihren Vater nach Stockholm. Sie trat in den Kreis seiner politischen Freunde ein und gewann schon damals die lebensandauernde Freundschaft Björnsons. Als ihr Vater wenige Jahre darauf durch eine wirtschaftliche Krise sein Vermögen verlor, übernahm die schon als glänzende Schriftstellerin gefeierte Tochter eine bescheidene Stellung als Lehrerin an einer Mädchenschule. Später hielt sie vor einem größeren Kreise Vorlesungen über Geschichte und Literatur und war dann zehn Jahre lang als erste Frau Dozentin an dem von Anton Nyström begründeten Arbeiterinstitut in Stockholm, einer Art Volkshochschule. In Schweden wie in Finland gilt Ellen Key als begeisternde Volksrednerin. Oft trat sie in Wort und Schrift für das Recht der Unterdrückten ein und Unzählige suchten bei ihr Trost und Rat. Der Erfolg ihrer Bücher ist ein ungeheurer, aber ebenso oft war sie maßlosen Angriffen ausgesetzt. Sie ertrug beides mit derselben gelassenen Größe, aber innige Freude empfindet sie, wenn ihre Ideen wirken. Vor einigen Jahren hat sie alle Stockholmer Verpflichtungen gelöst und ist aufs Land, das sie so sehr liebt, zurückgekehrt. Dort lebt sie im Hause ihres Bruders, im Kreise seiner Kinder, mit der Abfassung eines Werkes beschäftigt, dem sie den Titel „Lebenslinien" gab und das ihre gesamte Weltanschauung enthalten soll. Der erste Band ist bereits

erschienen und unter dem Titel „Über Liebe und Ehe“ ins Deutsche übersetzt; der zweite Band wird die „Evolution der Seele“ behandeln.

Ellen Key gehört zu den Persönlichkeiten, die überall einen tiefen Eindruck hinterlassen. Aber die höchsten Werte, die sie uns zu geben hat, kommen nicht aus ihrem glänzenden Geist und nicht aus ihrer poetischen Gestaltungskraft, sondern aus ihrem reichen Gemüt. Es ist die in ihr so mächtig zum Ausdruck kommende Eigenart der weiblichen Psyche, die Mütterlichkeit, deren Vertiefung sie dem Genius der Zeit als Kulturgabe darbringt.

Österreichische Strafanstalten.

Vor kurzem ist ein schreckliches Buch erschienen. Stellenweise drehts einem das Herz im Leibe um. Leider keine verbesserte oder verschlechterte Wahrheit. Bloß erbarmungslose Wahrheit an sich. „Österreichische Strafanstalten“ von Stephan Großmann. Wiener Verlag. 1905. Der Verfasser hat, abgesehen von einem Blick nach Karthaus, sechs Strafanstalten, Garsten, Pankraz, Repy, Stein, Neudorf und Göllersdorf, persönlich besucht. Der Minister Körber hat, wohl zum Ärger mancher Strafhausbeamten, dem Schriftsteller die Besuche bewilligt. Ich glaube, er hat es nicht zu bereuen, denn seine Nachfolger können Nutzen schöpfen aus der Darstellung dieser Anstalten, in die das Justizministerium wohl selten einen so klaren Blick zu werfen Gelegenheit hat, als es durch diese Schilderungen ihm möglich wird.

Der Verfasser nimmt natürlich Partei für jene Gefangenen, die zumeist als Opfer gesellschaftlicher Verhältnisse oder natürlicher Abnormalität in die Strafanstalt kommen, in der sie dann körperlich und geistig so zugerichtet werden, daß sie nach einer etwaigen Freiwerdung kraftlos, hilflos auf der Straße stehen und wieder rückfällig werden müssen, um nicht zu verhungern, zu erfrieren. Trotzdem ist die Schrift mit wohltuendem Maße und Takte geschrieben; weniger Personen wird die Schuld gegeben, als dem verrotteten Systeme. Dieses allerdings greift der Verfasser scharf an. Mancher wird aus Neugierde, wie die gefangenen Verbrecher in ihren traurigen Mauern leben, wohnen, essen, arbeiten, dulden und verkommen, zu dem Buche greifen, aber die „Neugierde“ wird bald tieferen Gefühlen weichen.

Ein paar Bilder aus dem Strafhause Stein, das als Musteranstalt gilt, seien hier mitgeteilt, nicht als ob sie die drastischesten wären (ich wähle sogar ein paar „Idyllen“), vielmehr weil sie das normale Milieu solcher Gefängnisse andeuten.

Ein strickender junger Mann.

Der Aufseher öffnet die Zellen sehr rasch, so daß die Sträflinge sich nicht erst vorbereiten. Hinter der Tür, die jetzt auffliegt, sitzt ein junger, kräftiger, gesund aussehender Mensch, der eben mit vollem Munde Brot kaut, in der Hand hält er einen — Strumpf und strickt.

„Ist das die Beschäftigung des Sträflings?“ frage ich den Direktor.

„Ja.“

Die Tür wird wieder geschlossen. Ungestört kann der junge Mann weiter kauen und stricken.

„Gibt es für einen jungen, kräftigen Menschen“, frage ich ganz erstaunt, „keine andere Beschäftigung in der Anstalt als — Strümpfe stricken?“

„Wir bedauern es selbst! Aber was sollen wir tun? Wir bekommen keine andere Arbeit!“

„Glauben Sie, Herr Direktor, daß das Fürsorge vom Staate ist? So einem jungen Menschen sollte man hier ein Gewerbe beibringen, der sollte hier eine Arbeit erlernen, damit er, wenn er hinauskommt, weiß, auf welche Weise er sich nun redlich sein Brot verdienen kann!“

Der Direktor antwortet erst nach einer Pause: „Dieser Stricker gehört übrigens zu den Gebesserten! Er rangiert in die Kategorie jener Jugendlichen, die eigentlich schon durch das Gerichtsverfahren, durch die Verhandlung, durch das Urteil gebessert sind! Tja . . . ich muß ihn dennoch hier halten . . . ich muß mich noch mit ihm beschäftigen, trotzdem ich ihn ja schon kenne und weiß, der kommt wohl nicht wieder . . . Und diese klaren Fälle nehmen einem die Zeit, die man zur Erforschung jener Sträflinge braucht, deren Wesen nicht so leicht zu erkennen ist!“

„Eine Bestie.“

„Jetzt werde ich Sie zu einem der Gefährlichsten in der ganzen Anstalt führen, ein Raubmörder, der zu „Lebenslänglichem“ verurteilt ist. Passen Sie auf, der Mann wird von gar nichts reden, als nur vom Fressen. Es ist übrigens ein gewalttätiger Bursch, den ich aus der Gemeinschaftszelle wegnehmen mußte, weil er einen riesigen Anhang drüben hat und fortwährend aufzuwiegeln sucht.“

Der Aufseher schließt die Zelle auf. Ein Sträfling tritt uns entgegen, der Verbrechertypus, wie ihn Lombroso beschrieben hat. Sein ganzes Wesen ist mißtrauisch, störrisch, aufbegehrend. Eine niedere, jäh zurückfliegende Stirn, tiefliegende stechende Augen, vorspringendes Kinn.

„Na, wie geht's?“ fragt der Direktor.

„Wie soll's denn gehen? Was fragen S' denn?!“

„Wollen Sie nicht lieber in Frieden arbeiten? Schauen Sie, Sie sind für lebenslänglich hier. Machen Sie sich's nicht selbst schwerer."

Der Sträfling wirft zornig ein: „Für mich gibt's nebst dem Essen nur eines: Hinauslassen!"

„Das darf ich doch gar nicht!"

„Ah", erwidert der Lebenslängliche, den Mund höhnisch verziehend. „Sie könnten scho'! Der Justizminister möcht' mi scho' begnadigen. Er will's ja. Aber Sie woll'n net!"

„Besser wär's, Sie würden wieder arbeiten."

„Na, ehnder arbeit' ich nix, eh ich nicht bessere Kost krieg'."

„Ich kann für Sie keine Extrakost machen."

„Na aber", zwinkernd, „Sie wissen scho'!"

„Ah so, ich soll durchschwindeln lassen?"

Mit blitzenden Augen ruft der Sträfling: „Natürli! Bei der Kost kann ma net leben!"

Wir gehen. Etwas Instinktives, Tierisches liegt in dem ungebrochenen Wesen dieses „Lebenslänglichen". Aber, daß er gegen die Kost in den österreichischen Strafanstalten wütet, ist nicht gar so „bestialisch" . . . Bei dieser Gelegenheit habe ich übrigens, wie in jeder Anstalt, auch hier den Direktor gefragt, wie viel abnormale, geistig nicht ganz intakte Individuen in Stein seien.

„Nach meiner Schätzung — zirka zwanzig", war hier die tröstliche Antwort.

Die Kost.

In der Küche ist schon angerichtet. Der Direktor ist so liebenswürdig, mich zum Versuchen mit der Krankenkost — die normale Sträflingskost krieg' ich hier nicht zu sehen — einzuladen. Da koste ich einen Löffel von einer wässerigen, mit ein paar Fettringen verzierten Suppe und wieder habe ich ein entsetzliches Gefühl der Schalheit, der Geschmacklosigkeit am Gaumen. In diese Suppe verirrt sich wohl nie ein kleinwinziges Stück Gemüse. Das Rindfleisch, etwas zäh, ganz ausgesogen, flachsig, aber, mein Gott, für eine Strafanstalt . . . Wie aber muß die normale Sträflingskost, die in anderen Anstalten dem Direktor wohl auch zur Probe vorgesetzt wird, schmecken?

Ich koste auch das Brot. Es ist wirklich gut und ich sage es auch.

„Ja, das Brot muß gut sein", erklärt der Direktor, „es ist ja die hauptsächlichste Nahrung der Sträflinge, denn die Hülsenfrüchte täglich, die verträgt der Verdauungsapparat nicht! Einen Monat schmeckt es den Leuten, dann wird es ihnen verhaßt!"

In einem großen Kessel vor uns ist — Gulasch.

„Ist das auch für die Kranken?" frage ich.

„Nein, das ist die sogenannte Mittelkost. Die ist für geschwächte, herabgekommene Sträflinge, die eigentlich nicht krank zu nennen sind. Zirka hundert Leute kriegen das. Einmal Gulasch, einmal eine Milchspeise in der Woche."

Ich habe diese vernünftige Institution der „Mittelkost" in keiner anderen Anstalt in Österreich mehr angetroffen.

Wir kommen zu den Arbeitssälen der „Gemeinschaftlichen". Hier ist unter anderem eine Druckerei eingerichtet. Eine Presse mit Handbetrieb. Sträflinge als Setzer, Sträflinge als Einleger. Auch eine Stereotypie ist installiert. Die Platten, die ich sehe, sind mäßig gelungen. Erzeugt werden hier nur Drucksorten für Gerichte. In einem anderen Saale ist eine Schneiderei. Zwanzig Leute sind hier, schneiden zu, nähen, bügeln. Der Direktor nimmt ein Gilet zur Hand, an das ein Sträfling Knöpfe genäht hat.

„Na, die Knöpfe sind aber nicht sehr schön genäht, Fock!"

Flink fliegt dem Direktor die Antwort zu: „Um zwei Kreuzer (des Tages) kann man keine schöneren Knopflöcher machen."

„Aber um einen Fasttag!"

„Dann werde ich einen Fasttag und Sie keine Knopflöcher haben!"

Wie wir draußen sind, sagt der Direktor: „Sehen Sie, das macht die Gemeinschaftshaft. Ein gefährliches Volk! Da heißt es: sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen lassen, streng und gerecht bleiben! Und unter die muß ich, weil ich zu wenig Einzelzellen habe, manchen halbwegs besseren stecken! Ich sortiere mir zwar die Leute so gut ich kann, aber ich hab' halt doch zu wenig Einzelzellen."

„Vogelhäuserln."

In einem Saal der Gemeinschaftshaft bei den Schustern hör' ich's auf einmal zwitschern. Was ist denn das? denke ich. Siehe, da hängt an der Wand ein Vogelbauer neben einem anderen. Ein kleines Stück Zucker steckt zwischen den Sprossen. Die beiden Kanari hüpfen herum und ihr Gezwitscher tut wohl . . . Der Direktor erklärt mir später: „Wenn einer, der eine lange Strafe hat, sich brav verhält, so gestatte ich ihm so ein Vogelhäuserl. Das kann für einen braven Sträfling mehr sein, als Sie sich vielleicht vorstellen! Er hat ein lebendiges Wesen neben sich, um das er sich kümmert, für das er sorgt, das er neben sich spürt!" Diese Idee ist eine so einleuchtend richtige, psychologisch verständige, daß darüber kein Wort zu verlieren ist. Es hat in Stein Sträflinge gegeben, die so ingrimmig menschenfeindlich waren, daß sie mit niemandem in Frieden eine Zelle teilen konnten. Der Zwist, der Krieg gegen alle, ist ihnen unversöhnbar ins Nervensystem übergegangen . . . Einen kleinen Vogel aber haben sie mit aller liebenden

Inbrunst, die unbehoben in ihrer Brust gelegen, gehegt und gepflegt. Ich kenne den Fall eines jungen, im Umgang mit Menschen höchst gewaltsamen Burschen, der fast die Hälfte seiner wenigen Heller Arbeitsprämie für Vogelfutter ausgab, seinen „Kanari“ täglich badete, fütterte, behutsam in die Hände nahm, streichelte, hochhielt, damit er frische Luft einatme und der . . . einen Zellengenossen mit einer Eisenstange niederschlug, sich aufs neue für Jahre den Zuchthausaufenthalt sicherte, weil der andere das Fenster unvorsichtig geöffnet hatte, so daß der einzige gute Gefährte des jungen Burschen, sein „Kanari“, ins Freie entfloh . . .

Ferner einige Verbrechertypen aus der Strafanstalt Göllersdorf.

Der Verfasser schreibt:

Da saß ich nun mit dem Direktor und dem Gefängnisgeistlichen an einem Tisch und wir sahen miteinander die Personalakten der Sträflinge durch. Der Geistliche, der — zu seinen Gunsten sei's gesagt — die Geschichte jedes einzelnen ziemlich gut im Kopf hatte, erzählte von ihnen, später sah ich dann die, die mich am meisten interessierten.

Ein ganzer Stoß Akten gilt Jugendlichen, die wegen öffentlicher Gewalttätigkeit verurteilt wurden. „Das ist das Landesverbrechen“, sagt der geistliche Herr. „In den Weingegenden wird an den Sonntagen gezecht und gesoffen, dann wird gerauft, dann wird gestochen und dann kommen die jungen Bauernburschen zu uns her. Gerade die ‚Gewalttätigen‘ sind hier die Bravsten! Ohne diese Weinkellergelage würden sie ihr Lebtag aus dem rechtschaffenen Leben nicht herausgerissen werden.“

Der Geistliche nimmt einen anderen Pack Personalakten. „Das ist eine andere Sorte: die Schleiferbuben. Das sind Kinder der Schleifer, die durchs Land ziehen. Wir haben jetzt zwei hier, die kein Geschäft gelernt haben, die ohne Mutter aufgewachsen sind, niemals ordentlich in die Schule gegangen sind, nicht recht lesen und nicht recht schreiben können, oft vom Vater zum Diebstahl angehalten worden sind. Von den zweien heißt einer Wihlsdorfer. Mit siebzehn Jahren ist er wegen Notzucht zu drei Jahren schweren Kerkers verurteilt worden. Ich halte ihn übrigens für nicht ganz zurechnungsfähig.“

„Jedenfalls nicht ganz normal“, verbesserte der Direktor.

Der geistliche Herr sagt nachdenklich: „Normal sind hier die wenigsten. Ich bin ein Anhänger jener Psychiater, die das Gros der Verbrecher im allgemeinen für geistig abnorm halten. Ich sehe es an unseren Jugendlichen hier. Ganz in Ordnung sind nur wenige, zumindest ist die Willenskraft erschlafft und krank . . . Da lesen Sie zum Beispiel einen Brief, den Wihlsdorfer an seinen Bruder geschrieben hat. Ist das logisch geordnet?“

Ich lese:

An Wohlgeboren Herrn Johann Wihlsdorfer Ich mache Dir zu wissen daß bin ich in Gollersdorf und Dir bekann daß ich 3 Jahre Eingeb eingesperrt bin und Dich gehalten haben oder nicht schreibe Ich schreibe das mir sehrgut geh und schreibe abst Du noch in die Farbrik gehst oder nicht Ich schreibe mein Schreiben mit villen grüsten und schreibe wo der Johann am 3. Speber 1905 ist . . . Schiege mir ein bar Seife.

„Manchmal begreift man gar nicht", erzählt der Geistliche, „wenn man so einen jungen Sträfling bloß aus der Anstalt kennt, wie er draußen ein so gräßliches Verbrechen begehen konnte. Seit zwei Jahren haben wir zum Beispiel einen gewissen Reichenstein hier. Er führt sich tadellos auf, er ist sehr intelligent, er läßt sich nicht das kleinste Verschulden zukommen, und als achtzehnjähriger Mensch ist er wegen — Raubmordes zu zehn Jahren Kerker verurteilt worden. Übrigens ist er krank, er ist tuberkulös, er hat Blutbrechen gehabt . . ."

„Ich habe ihn aber nicht im Tuberkulösenzimmer gesehen?"

„Nein", erwiderte der Direktor, „so arg ist sein Zustand nicht."

Der Direktor fühlt meine stumme Frage: Ist Blutbrechen noch nicht arg? und kommt rasch mit einer Antwort zuvor: „Jetzt arbeitet er draußen im Garten."

Der nächste Akt gilt dem Sträfling Karl Schöpf. „Er war noch nicht achtzehn Jahre, da ist er vom Innsbrucker Schwurgericht wegen Raubes zu zehn Jahren schweren Kerkers verurteilt worden."

Entsetzt fahre ich zurück: „Zehn Jahre?"

„Ja. Der dumme Bub ist so leicht zu beeinflussen, er hat eben auch eine geschwächte Willenskraft. Schlecht ist er nicht. Wenn man ihn ermahnt, stehen ihm gleich die Tränen in den Augen."

„Wie ist denn der Raub geschehen?"

Der Geistliche blättert in der Anklageschrift: „Seine Eltern lebten im Ausland, da hat er sich einem alten Haderlumpen angeschlossen, mit dem hat er zusammen in einem Wirtshaus getrunken, dann ist er hergegangen und hat einen Vorübergehenden beim Kragen gepackt und geschrien: ‚Ein Sechserl gib her!' Er war jedenfalls angetrunken."

Zehn Jahre für diese eine verbrecherische Minute!

Neben den Opfern des menschenverschlingenden Raubparagraphen stehen die Opfer des Brandstiftungsparagraphen.

Der Geistliche erzählt: „Der Hermann Prinz — das ist auch einer, der geistig nicht normal ist. In der Anstaltsschule ist er der beste Schüler, aber dann wird er plötzlich wieder ganz sonderbar störrisch. Er kommt mir so ähnlich vor wie ein Quartalsäufer. Schon seine Kindheit ist merkwürdig. Seinen Eltern lief er weg, weil er nach Eggenburg in

die Besserungsanstalt wollte. Dort ist er sieben Jahre gewesen. Als er hinauskam, rannte er in die Hofburg, um vom Kaiser die Erlaubnis zu holen, nach Eggenburg zurückzukehren. Mit siebzehn Jahren machte er einem Mädchen Liebesanträge. Das Mädel wies ihn ab und er ging her und zündete das erstbeste Haus eines wildfremden Menschen an, den weder er noch das Mädchen kannte. Dafür hat er drei Jahre schweren Kerkers bekommen."

„Manchmal ist er gegen Ermahnungen ganz stumpf", meint der Direktor.

„Aber dann ist er wieder ganz weinerlich", fügt der Geistliche hinzu. „Einmal wollte er hier einen Selbstmord begehen. Aber da war im selben Zimmer einer, dem ein Selbstmord mißglückt ist. Der hat ihm zugesehen, wie er das Leintuch zu einem Strick zusammengewunden hat, hat beobachtet, wie er sich alles zurecht gerichtet hat. Im richtigen Moment ist er dazwischen gefahren und hat ihm gesagt: ‚Wenn ich mich nicht hab' umbringen können, brauchst du dich auch nicht zu erhängen'. Der hat ihn dann die ganze Nacht belauert ... Er ist nicht normal, der Prinz, er hat auch so einen irrsinnigen Blick."

Ich habe den armen Jungen später gesehen. Auch ein blaßliches Gesicht mit großen, wässerigen, starren Augen ... Der Direktor hielt ihm, da er offenbar gerade eine „Krise", wie der Geistliche es nannte, überstanden hatte, eine mahnende Ansprache. Nach meinen genauen, sofort gemachten Aufzeichnungen lautete sie: „Führen Sie sich brav auf, Prinz, sonst werden Sie die Strafe nicht überstehen. Sie sehen eh schlecht aus, Sie haben nicht viel zuzusetzen ..."

„Auch ein geistig Abnormaler ist der Josef Probst." Mit diesen Worten beginnt der Geistliche die Schilderung des nächsten Falles. „Das ist ein Analphabet. Wir haben ihn jetzt schon zwei Jahre hier in der Anstaltsschule und er kann noch nicht lesen. Der Herr Lehrer hat mir unlängst erst erklärt, daß das bei ihm nicht Indolenz ist. Er kann auch keinen längeren Satz normal aussprechen. Er verwechselt die Buchstaben, nennt die letzten zuerst und die ersten vergißt er. Vielleicht beruht das auf einer Anormalität der Sprachwerkzeuge."

Der Direktor unterbricht: „Aber boshaft ist er sehr! Was hab' ich den strafen müssen! Da haben Sie das Verzeichnis. Von Februar bis November dreizehn Disziplinarstrafen. Jetzt ist es besser, seit er in der C-Abteilung ist." (Die C-Abteilung ist die strengste, am ärmsten an Vergünstigungen.) Sofort fügt der geistliche Herr die Erklärung hinzu, warum Probst in der C-Abteilung sich zusammennimmt. Auch diese Erklärung, so befremdend, ja entsetzlich sie klingen mag, zitiere ich nicht aus dem Gedächtnis, ich habe sie sofort notiert: „Wissen Sie, in der C-Abteilung sind ein paar gestorben. Vorher sind sie streng bestraft

gewesen, Fasten, hartes Lager u. s. w. u. s. w., infolgedessen sind sie gestorben. Geschwächte Naturen sind es ja meistens, durch Ausschweifungen hergenommen, die halten eben nicht viel aus und sterben früh."

Der Direktor fügt phlegmatisch ein: „Na ja, einer war dazu veranlagt." (Einer! . . .)

Der Priester beendigt seine Erklärung: Jetzt haben sie alle Angst in der C-Abteilung."

„Der Fall Stogar." Der Geistliche greift zum nächsten Akt. „Auch ein merkwürdiger Fall. Denken Sie sich: Ein Sträfling, der von hier aus, von der Anstalt aus, seine Mutter unterstützt! Er könnte die paar Kreuzer selbst brauchen, er sieht nicht besonders aus, er könnte das bissel Geld zur Kostaufbesserung schon benötigen. Aber er schickt es der Mutter! Und doch ist er — unverbesserlich."

„Weshalb sitzt er denn?"

„Immer wegen einer Gewalttätigkeit. Achtmal ist er vorbestraft. Da ist eben auch ein psychischer Defekt im Spiel. Wenn er aufgeregt wird, wird er unzurechnungsfähig. In seinem Jähzorn muß er wie ein Tier gebändigt werden. Am nächsten Tag ist er wieder still und bereut alles. Der Willen, der Willen ist eben krank! . . .

Noch ein Opfer des Brandlegungsparagraphen: der Bauernknecht Alois Grübler. Als Sechzehnjähriger hat er einmal an einem Sonntag zu viel Most getrunken. In der Trunkenheit legte er einen Brand. „Damit ich einmal ein großes Feuer sehe", das war seine Verantwortung, als ihn die Richter fragten, warum er gegen den vernichtenden § 166 gesündigt habe. Für diese Brandlegung gab ihm ein Provinzgericht — sechs Jahre schweren Kerkers. Pyromanie, wie die Psychiater diese krankhafte Brandlust nennen. Der Begriff ist Provinzrichtern wohl noch nie in den Sinn gekommen. „Hier in der Anstalt ist Grübler sehr brav. Ich habe ihn jetzt zu meinem Ministranten gemacht, das hat sein Selbstgefühl natürlich sehr gehoben."

Ein hübscher, aufgeweckter Junge ist der Friseurlehrling Johann Schmitt, der wegen Diebstahls sitzt. „Nur ein bissel größenwahnsinnig ist er", meint der Direktor. — „Warum?" — „Er wollte als Schreiber in die Kanzlei . . . Auch dichtet er Theaterstücke."

Der Direktor fragt ihn: „Sie schreiben Theaterstücke?"

„Dank Ihrer Gütte", erwidert Schmitt in eingelerntem Ton (alle Sträflinge, die der Direktor vor mir fragt, erwähnen pünktlich seine „Gütte"), „kann ich in der freien Zeit Stücke komponieren."

„So? Wieso können Sie denn das?"

„Ich hab' draußen schon angefangen."

„Kann man denn das als Friseur lernen?"

Auf diesen forschenden Vorhalt hätte auch ein Schlagfertigerer nicht rasch antworten können. Der Direktor läßt den Anstaltlehrer rufen, der die Stücke gelesen hat. „Wie sind seine Komödien?" „Ganz schlecht", erwidert der Anstaltslehrer, „er kann das nicht. Bei einem Theaterstück muß doch eine Schuld entwickelt werden, dann muß der Knoten geschürzt werden und das Ganze muß doch ein Resultat haben. Das kann er nicht. Er teilt auch die Szenen noch in Akte ein, das geht ja auch nicht."

„Natürlich", brummt der Direktor, „ich habe mir ja gleich gedacht, daß er das nicht kann, das ist ja sehr schwer."

„Hammerschlag Julian." Der Geistliche nimmt den Nächsten vor. „Das ist der Schlechteste, den wir hier haben."

„Vorbestraft?" frage ich.

„Nein. Zum erstenmal bestraft. 1886 geboren. Ein Halbgebildeter. Ein Sozialist."

„Wieso das?"

„Er hat selbst gesagt, daß er an nichts glaubt." Der Direktor sagt: „O, der ist keck. Wie er hereingekommen ist, hab' ich ihn zum Rohrflechten verwendet. Wissen Sie, was er gesagt hat? ‚Meine Finger sind zu zart' und er hat wirklich eine andere Arbeit verlangt." Das Rohrflechten, nebenbei bemerkt, ist eine sehr schwere Arbeit, bei der sich, wenn man nicht daran gewöhnt ist, die Haut schmerzhaft herunterlöst, bis die Fingerspitzen eine neue harte Haut kriegen.

„Verfehlte Erziehung", erklärte der Geistliche, „die Eltern sind geschieden."

„Ich glaub', der Vater war sogar ein Jud'", fügt der Herr Direktor erklärend hinzu.

„Das würde ja nichts machen", korrigiert der Geistliche rasch, „er hat eine unverdorbene Weltanschauung."

„Dabei hat er nicht einmal eine schöne Schrift", sagt der Direktor und legt mir aus seinem Akt eine Schriftprobe vor. Man ließ den „Sozialisten" kalligraphieren: „Die Religion ist der beste Schutz des Menschen." Ja, in Göllersdorf fängt man das Bessern pfiffig an . . .

Mit diesen Mitteilungen soll aber das Interesse des Lesers an dem Werke nicht etwa gesättigt werden, ganz im Gegenteil, so sehr verstärkt, daß er zum Buche greift. Denn es gilt, das Gewissen der Menschen, der Gesellschaft aufzurütteln, daß es einmal Nachschau halte, wie es jenen armen Unseligen geht, von welchen gar viele nicht schlechter, nur unglücklicher sein mögen, als wir anderen. Der heilige Ernst, mit dem Stephan Großmann seinen Gegenstand behandelt hat, zielt auf nichts Geringeres ab, als auf eine Reform unseres Strafwesens.

Bildersprache des Volkes.

Nach Dr. Friedrich Polle.*)

Ein Hauptunterschied zwischen der Sprache des Volkes und der Gelehrten ist, daß jene eine größere Anschaulichkeit als diese aufzuweisen hat. Wohl kennt auch der Volksmund viele Wendungen und Wörter, deren ursprüngliches Gepräge verwischt ist, die daher wie abgegriffene Münzen umlaufen, aber im allgemeinen ist der Ausdruck durchsichtiger und greifbarer als in der Schriftsprache. So werden geistige Eigenschaften und seelische Vorgänge von der großen Masse mit Vorliebe durch die äußeren Begleiterscheinungen wiedergegeben. Während der Gebildete von stolzen und großprahlerischen Menschen redet, bezeichnet der Mann aus dem Volke einen solchen als geschwollen oder aufgeblasen, sagt, er tue dick, sitze auf dem großen Pferde, werfe sich in die Brust oder trage die Nase hoch; wo jener das Wort verdrießlich gebraucht, setzt dieser Wendungen ein wie: er macht ein saures (oder ein schiefes) Gesicht oder gar ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter; statt er ist erstaunt heißt es: er sperrt Mund und Nase auf, schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen, macht große Augen, macht ein langes Gesicht, macht einen langen Hals. Und wie oft hört man, daß sich jemand den Mund verbrennt, alle zehn Finger nach etwas leckt, einem die Zähne zeigt, sich mit Händen und Füßen gegen etwas wehrt, etwas aus den Fingern gesogen hat, einer Sache den Rücken kehrt, einem ein Bein gestellt oder einen Knüppel zwischen die Beine geworfen hat? Wie viele beißen nicht die Zähne zusammen, wenn sie Schmerz empfinden, sehen einen andern über die Achseln an, spitzen die Ohren, zerbrechen sich den Kopf, springen deckenhoch vor Freude? Lauter Redensarten, die den Nagel auf den Kopf treffen und so plastisch geformt sind, daß sie uns den betreffenden Vorgang deutlich vor die Augen stellen.**)

---

*) Aus „Wie denkt das Volk über die Sprache?“ Plaudereien über die Eigenart der Ausdrucks- und Anschauungsweise des Volkes von Prof. Dr. Friedrich Polle. Dritte, verbesserte Auflage von Prof. Dr. Oskar Weise. (Leipzig. B. G. Teubner. 1904.)

**) Mit Recht sagt daher O. Streicher in der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereines XV, S. 118 f.: „Eine erstaunliche Menge allgemein gebräuchlicher Redewendungen ist aus der Zeichen- und Bildersprache hergeleitet, die der menschliche Körper durch unwillkürliche oder willkürliche Bewegungen spricht. Mit dieser Sprache ist besonders der gemeine Mann vertraut. Er liebt die Redensarten, die den äußeren, sichtbaren, körperlichen Bewegungen entnommen sind, ebensosehr wie er die eigentliche Benennung des Inneren, Unsichtbaren, Geistigen vermeidet. So liegt ihm fern, z. B. die abgezogenen Begriffe Stolz und Verachtung, Herzlichkeit, Mut, Verdruß, Verwunderung mit Namen zu nennen, er erfaßt dagegen die körperlichen Erscheinungen, durch die sie begleitet zu werden pflegen, und durch diese bezeichnet er nun in seiner Sprache jene. Er bittet nicht herzlich, warm oder innig, sondern fußfällig oder händeringend, er fühlt sich nicht von Sorge frei, sondern atmet auf, er em-

Bei solcher volkstümlicher Bildersprache laufen oft ziemlich starke Übertreibungen unter, die den Zweck haben, die Sache recht drastisch darzustellen und dadurch große Wirkung zu erzielen. Dahin gehören folgende Wendungen: sich die Lunge aus dem Halse schreien, die Augen aus dem Kopfe heulen, ganz Ohr sein, sich die Beine ablaufen, die Beine unter den Arm nehmen, sich für einen Groschen ein Loch in den Bauch bohren lassen, einem auf der Nase herumtanzen, Holz auf sich hacken lassen, das Blaue vom Himmel herunterlügen, er hört das Gras wachsen, hört die Flöhe husten, sie können sich nicht riechen, sie möchten sich vergiften, der ganze Kerl ist nichts als Haut und Knochen, er ist um den kleinen Finger herumzuwickeln, ich möchte gleich aus der Haut fahren, vor Ärger gleich schwarz werden, ich will gleich Gift draufnehmen, ich will mich gleich hängen lassen, ich lasse mir gleich den Kopf abschneiden, wenn das nicht wahr ist, es zieht einem die Stiefel aus, wenn man das mit ansieht, er kriecht einem hinten und vorn hinein, ich habe mich bald zu Tode geärgert, lauf mir den Buckel hinunter, er lacht sich buckelig, er hat ihm die Hucke vollgelogen, man kann sich gleich auf den Kopf stellen, es wird nicht besser, da lacht einem das Herz im Leibe, ich habe mich gewälzt vor Lachen, er sieht den Himmel für eine Baßgeige an, er ist keinen Schuß Pulver wert, er kann nicht bis drei zählen u. a.*)

Mit besonderer Vorliebe bewegt sich das Volk auch in Vergleichen; denn sie wirken am unmittelbarsten und geben das klarste und treffendste Bild von dem, was gemeint ist. Dabei dient die ganze

pfängt den Gast nicht mit Herzlichkeit, sondern mit offenen Armen, beweist seine Geringschätzung dadurch, daß er den Widersacher mit Füßen tritt. Statt in der Not guten Mut behalten, sagt man den Kopf oben behalten oder hoch tragen, statt standhaft einen Schmerz erdulden oder verleugnen: ohne mit den Wimpern zu zucken oder sich auf die Lippen beißen ... Man legt seine Hand aufs Herz, wenn man jemand etwas stark beteuern will, und doch könnte es sein, daß es uns sehr in Verwunderung setzte, wenn uns jemand auf die Aufforderung: „Hand aufs Herz!“ mit der wörtlichen Ausführung dieser Bewegung, also unseres eigenen Verlangens, antwortete. Ganz ähnlich, wenn ein vorlautes Kind die Zurechtweisung der Mutter: „Zupf dich an deiner Nase!“ buchstäblich befolgen wollte. Wir bezeichnen es als eine besondere Eigentümlichkeit, daß ein freimütiger Mensch kein Blatt vor den Mund zu nehmen braucht, und würden uns trotzdem höchlichst verwundern, wenn es einer täte. Wir behaupten ganz keck, einem den Zahn oder Puls gefühlt zu haben, stellen mit Befriedigung fest, daß der Mann das Herz auf dem rechten Flecke, oder mit Bedauern, daß er einen harten Kopf oder keine Ader von seinem gutherzigen Vater habe, ja daß er dickfellig, steifnackig, hartnäckig und halsstarrig sei, und kein Mensch fragt danach, ob wir denn auch die nötigen Kenntnisse besitzen, um Puls, Zähne, Nacken, Herz und Haut sachverständig zu beurteilen. Hochnäsig soll jemand sein und hat doch ein gang regelrechtes Stumpfnäschen, soll ein ungewaschenes Maul haben und davon ist doch das Gegenteil ersichtlich. Man sagt von einem, der im Spiele oder sonst empfindliche Verluste erleidet, er habe Haare lassen müssen, und vielleicht hat der alte Herr keins mehr auf dem Kopfe.“

*) Schröder sagt in seiner Schrift vom papiernen Stil: „Der papierne Mensch ahnt nicht, daß der Stallknecht und die Viehmagd in einem Jahre mehr Tropen und Redefiguren anwenden als er in sämtlichen Literaturwerken der Welt je auffindet.“ Dies ist zwar stark übertrieben, legt aber beredtes Zeugnis für die Neigung des Volkes ab, sich bildlich auszudrücken.

uns umgebende Natur als Quelle, aus der geschöpft wird. Je näher der Gegenstand liegt, je häufiger man damit in Berührung kommt, um so besser und fruchtbringender. Aus den Tausenden von hierher gehörigen Formeln verzeichne ich nur eine kleine Auswahl: Er geht drum herum wie die Katze um den heißen Brei, ist geputzt wie ein Pfingstochse, hüpft wie ein Füllen, ist bekannt wie ein scheckiger Hund, ist munter wie ein Maikätzchen, ist neugierig wie ein Spitz, ist geduldig wie ein Lamm; er hat Augen wie ein Luchs, rennt wie ein Wiesel, hat Hunger wie ein Wolf, ist verliebt wie eine Ratte, schläft wie ein Ratz, liegt da wie ein geprellter Frosch, ist falsch wie eine Schlange, ist munter wie ein Fisch im Wasser, ist giftig wie eine Kröte, ist still wie ein Ohrwürmchen; ist arm wie eine Kirchenmaus, singt wie eine Heidelerche, schimpft wie ein Rohrsperling, stinkt wie ein Wiedehopf, ist rot wie ein Zinshahn, ist dahinterher wie ein Geier; er hat Geld wie Heu, ist gesund wie eine Ecker, zittert wie Espenlaub, blüht wie eine Pfingstrose, hängt sich an mich wie eine Klette; schwitzt wie ein Braten, fliegt hin wie eine Mütze, ist so lang wie eine Bohnenstange, so groß wie ein Scheunentor; es regnet wie mit Ackerleinen, wie mit Bindfaden, wie mit Mulden; er paßt auf wie ein Heftelmacher, läuft wie ein Faßbrenner, säuft wie ein Bürstenbinder, schreit wie ein Zahnbrecher, hat Courage wie ein Leiermann, ist klug wie ein Torschreiber; er ist betrübt wie ein Lohgerber (dem die Felle weggeschwommen sind), lacht wie ein Töpfer (der umgeworfen und nichts zerbrochen hat).

Dieselbe Kraft lebendiger Veranschaulichung haben Personifikationen, an denen die Volkssprache gleichfalls ziemlich reich ist. Ich erinnere an Ausdrücke wie Ladenhüter für ein lange auf dem Lager befindliches Warenstück, Tröster für den Stock, mit dem man dem unfolgsamen Knaben Schläge androht, Rachenputzer oder Krätzer für den sauren Wein, der beim Trinken im Halse ein Gefühl des Kratzens hervorruft oder an volkstümliche Wendungen wie Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste, Lügen haben kurze Beine, Hunger ist der beste Koch, der Nagel will nicht in die Wand, denn er hat seinen Kopf für sich, die Zeit vergeht mit Riesenschritten, der Wolf geht im Korn (— das hohe vom Winde bewegte Korn schlägt Wellen), der Wolf jagt die Schäfchen (dasselbe), Not geht an den Mann, die Wut packt mich, sie war die Güte in Person (oder die reine Güte, die Liebenswürdigkeit selbst). Und wie plastisch ist nicht die Bedeutung in Verben mit metaphorischem Sinne ausgeprägt nach Art von maikäfern, mausen, storchen, sich mopsen, ochsen, büffeln, schnauzen, schnüffeln u. a.?

Eine gleichfalls zur Erhöhung der Anschaulichkeit beitragende Gewohnheit der Volkssprache ist es, scheinbar überflüssige Beiwörter zu Substantiven zu stellen, die zu dem Gedanken im Satze nichts Neues

hinzufügen, aber den Ausdruck plastischer gestalten. Hierher ist es zu zählen, wenn das Volkslied so gern vom grünen Klee und vom weißen Schnee*), von den goldenen Sternen und der finsteren Nacht spricht oder wenn die große Masse so gern Wendungen gebraucht wie keinen roten Heller mehr haben, einen blanken Taler ausgeben, schweres Geld haben, etwas bei hellem, lichtem Tag besehen u. a. Verwandter Art ist die Zufügung von adverbialen Bestimmungen, die den Zweck haben, eine Handlung recht greifbar vorzuführen wie: ich habe es in meine eigenen Ohren hinein gehört, schäme dich in dein Herz hinein, er hat Augen im Kopfe wie ein Luchs, ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen, er ist verrückt im Kopfe.

Dem entspricht die große Neigung der Volkssprache zur Wortwiederholung. Nicht nur liebt es das kindlich harmlose Gemüt, von einem tiefen, tiefen Wald oder von einem weiten, weiten Wege zu sprechen statt von einem sehr tiefen Walde und von einem sehr weiten Wege, sondern auch sonst wird ein Wort gern wieder aufgenommen, wo sich die Volkssprache der Pronomina bedient. Die Anwendung des gleichen Wortes in gleichen Zwischenräumen, die beim Lesen den Eindruck der Armut oder der Nachlässigkeit macht, verliert beim Sprechen das Anstößige und erleichtert sogar die Auffassung.

Zum Ausdruck einer Steigerung bedient man sich aber nicht bloß der anschaulichen Wortverdoppelung, sondern man ersetzt oft auch das farblose matte „sehr“ durch kräftigere und durchsichtigere, weil sinnfälligere Wörter. Der Schwabe sagt für es ist sehr fein: das isch arg fei, elend fei, saumäßig fei, der Berliner verwendet im gleichen Sinne klotzig, klobig, eklig, haarig, lausig, blödsinnig (z. B. schwer), der Thüringer spricht: es ist verdammt, grimmig, mordsmäßig kalt, verflucht, verflixt, verteufelt leer, der Weg ist schauderhaft, schaurig, abscheulich glatt. Ebenso heißt es beim Verb es regnet furchtbar, fürchterlich, schrecklich, es schneit gräßlich, jämmerlich, gottserbärmlich. Oft werden die Adverbien nicht zu den Eigenschaftswörtern hinzugefügt, sondern damit zusammengesetzt; statt sehr schwarz heißt es da pechschwarz, kohlschwarz oder rabenschwarz, statt sehr alt hornalt oder steinalt, statt sehr leicht kinderleicht oder federleicht; ein Mensch ist totmatt oder sterbensmatt, kreuzlahm oder lendenlahm, splitternackt oder fasernackt. Doch werden von solchen, die sich recht sinnfällig ausdrücken wollen, oft auch mehrere dieser Begriffe zu einem Worte verbunden, z. B. pechkohlrabenschwarz, totsterbensmatt, splitterfasernackt u. a.

Dann Naturunmöglichkeiten bei Neujahrs- und Geburtstagsgratulationen. Hier hat man auch Gelegenheit, die blühende Phantasie und die

*) Z. B. im Rosengarten will ich deiner warten, im grünen Klee, im weißen Schnee.

große Erfindungsgabe des Mannes aus dem Volke zu bewundern, denn an Abwechselung fehlt es wahrhaftig nicht. So beginnt in „Foltgens Klopfan" ein solches Gedicht mit den Worten: Ich wünsche dich so lang gesund, bis eine Lins' wiegt hundert Pfund und bis ein Mühlstein in Lüften fleugt, eine Flieg' ein Fuder Weines zeucht und bis ein Krebs Baumwolle spinnt und man im Schnee ein Feuer anzünd't. Ähnlich verhält es sich mit folgenden volkstümlichen Versen: Gott lasse dich so lang gesund, unz (bis) eine Rose gelt' ein Pfund. Gott erhalte euch gesund, bis ein Krebs erlauf' ein'n Hund oder bis daß ein Has' fäht (d. h. fängt) einen Hund oder bis einst schwarzer Schnee fällt und die Laus ein'n Taler gelt.

Auch Beteuerungen und Versicherungen der Treue werden häufig in dieses Gewand gekleidet. Daher finden sich nicht selten in Briefschlüssen Verse folgender Art: Viel eher soll der Rhein über die Alpen laufen, viel eher soll der Main den Odenwald ersaufen, viel eher soll zergehn die Erd' und 's Firmament, eh' gegen Rosalind' mein' Treu' soll nehmen ein End. Dem entspricht der noch gegenwärtig im sächsischen Volksmund verbreitete Spruch: Wenn der Mühlstein trägt Reben und daraus fließt süßer Wein, wenn der Tod mir nimmt das Leben, hör' ich auf, dein Freund zu sein; oder das im Altenburgischen bekannte Wort: Unsere Freundschaft die soll blühen, . . . bis der Bock einst Junge kriegt. Diese und andere Formen der Art stehen auf einer Stufe mit dem Wortlaute eines Friedenstraktates, der im Jahre 985 zwischen dem Zaren Wladimir und den Bulgaren geschlossen worden ist und wo es heißt: Der Friede soll gelten, bis der Stein beginnt oben zu schwimmen und der Hopfen unterzusinken, oder mit den Worten, die Konrad von Würzburg an die Jungfrau Maria richtet: Eher werden Edelstein und Marmor mit einem Halm und der Diamant mit weichem Blei durchbohrt, ehe ich die Höhe des Lobes erreiche, das dir gebührt.

Da sagt man in Tirol: wenn dir das Dummsein wehe täte, da hörte man dich bis nach Amerika schreien. Daher ist dies auch eine beliebte Form der Schnaderhüpfeln, z. B.: Wenn es Taler tät regnen und Dukaten möcht' schnei'n, tät ich den Herrgott schön bitten, es möchte 's Wetter so bleib'n. Aber auch sonst im Volksliede begegnen wir dieser Erscheinung oft. Von den zahlreichen Beispielen greife ich nur einige heraus: Und wenn der Himmel papieren wär' und jeder Stern ein Schreiber wär' und schrieb ein jeder mit sieben Händ', sie kämen mit meiner Liebe nicht zu End'.

Vom Menigil, dem's alleweil gabach ganga is.

(Eine Schalkheit von **Anton Renk.***)

Der Grubenbauer Menigil liegt auf seinem Buckel, wie sich's gehört, in der Gruben und schlaft nach dem Kirchtag, wie sich's gehört. Er schlaft aber schon gar lang; — das kann ja nach dem Kirchtag leicht vorkommen.

Endlich wacht der Bauer in der Gruben auf; aber es muß noch zu früh sein, weil's noch gar so kreuzteufelsrabenstockschwarzfinster ist. Also denkt sich der Bauer: „No' ist's z'früh" und dreht sich mit einem Achezer auf die andere Seiten, denn 's Bett ist heut gar so hart.

Am Bett wird's amend nicht fehlen, steckt halt noch der Kirchtag in den Gliedern; — alles zur Ehr' des heiligen Rochus; der gute Kirchenpatron ist das bißl Wehtun schon wert.

Der Grubenbauer probiert und probiert einzudosen — er betet einen Rosenkranz, da schlaft er sonst alleweil ein; — heut' aber nützt alles nix, er kann nimmer einschlafen; dann schreit er: „Alti, mach die Balken auf, es mueß schon Tag sein!"

Aber die Bäuerin rührt sich nicht und der Menigil denkt sich: „Ah recht, sonst gang grad glei wieder 's Gepretzig an wegen den Kirchtagrausch, den i hoambracht han."

Und nun möcht der Bauer wissen, wie er eigentlich heimgekommen ist... aber mei, man wird halt älter und da laßt's Gedächtnis aus... er weiß nimmer, wie er heimgekommen ist — aber schon gar nicht.

„Wozu no lang sinnieren, da bin i?" denkt sich der Bauer und dreht sich auf die andere Seiten, weil er gar so hart liegt.

Dem heiligen Rochus sind an seinem Tag respektierliche Ehrenräusch' ganz recht, aber die Agnes — die Grubenbäuerin, kann die Räusch' halt gar nit leiden und sieht nit ein, daß der Bauer in der Gruben, der erste Gemeinderat, auch was springen lassen muß an dem Tag.

Wenn man so hart liegt in der finsteren Nacht, kommen allerhand Gedanken und lang nicht die gescheidesten und lang nicht die lustigsten.

So sagt der Bauer in der Gruben, indem er auf sein Leben zurückschaut, zu sich selber: „Ja Menigil, dir ist's eigentlich alleweil gabach gangen."

Diesen Satz sucht er nun zu beweisen. Zuerst fällt ihm die Wettl ein. Ja, die Wettl war blond und lieb und treu — Gott hab' sie selig, wenn sie nimmer lebt. Die Wettl hat er so gern gehabt, aber: „O mei Wettl — du hast nix g'habt — um und um nix, und

*) Aus „Kraut und Ruebn". Kleine Geschichten aus Tirol von Anton Renk. (Linz. O.-ö. Buchdruckerei und Verlagsgesellschaft. 1904.) Dieses Beispiel derben urfrischen Bauernhumors dürfte wohl die Lust nach dem Büchlein selbst erwecken.

da ist's halt nit gangen. Verzeihst mir's halt — bist ja alm a guete Haut g'wesen."

Die Wettl ist nachher, wie sie gewußt hat, daß sie der Menigil doch nicht zum Weib nimmt trotz allem und allem, auf und davon gegangen, weiter als der Himmel blau ist, mit dem Kind unterm Herzen.

Und der Menigil hat die reiche schieche Agnes, die schon als Diandl so zuwider war, geheiratet. Die ist jetzt Bäuerin in der Gruben — die hat ihm kein Kind gegeben, aber bissige Worte und Schläg' zum Ermerken. Also da ist's auch gabach gangen.

Zu den Soldaten haben sie ihn auch nicht brauchen können; andere sind froh, wenn sie Staatskrüppel werden; — er aber hätt' wenigstens, wenn sie ihn b'halten hätten, die Schneid gelernt, die für die Grubenbäuerin notwendig ist. — Also alles gabach.

Der Vater hat ihn wollen studieren lassen; die alte reiche Bas Vev hätt' schon die Taler aus dem Schatzstrumpf springen lassen, denn so ein geistlicher Herr Vetter ist ein gewaltiger Staffel in den Himmel; — aber im Gymnasium haben die Professer gleich gesagt: „Der ist zu dumm."

„Lieber war i schon a Geistlicher ohne Weib, als der Grubenbauer mit dem Drachen" — philosophiert der Menigil: „all's gabach."

Die Professer aber haben's damals nicht verstanden; damals ist's gabach gangen, weil er so viel dumm war; — und wie er sich hat zur Ruhe setzen wollen und von allen Geschichten nix mehr wissen hat wollen, haben sie ihn in den Gemeinderat gewählt, weil er so viel g'scheid ist!

„Jez die Plag für die alten Täg. Alle Tag was anders: Feuerspritzen, Klauenseuch', Kunstdünger, Totenb'schau, Murverbauung, Kirchenstiftung . . . . man woaß nimmer, wo oan der Kopf steht. Da ist's mir a gabach gangen", sinniert der Bauer in der Gruben weiter: „Herrgott, finster ist's und a stickete Luft und a Wehtoan in alle Glieder."

Es dauert ihm zu lang, bis der Morgen kommt, und jetzt schreit er: „Alti, steh' au!"

Der Menigil krabbelt um und findet seine Alte nicht; er kennt sich überhaupt nicht aus, wo er liegt.

„Jesses, amend — weil i nit woaß, wie's gangen ist, bin i überhaupt nit hoamkemmen!"

Dieser schreckliche Gedanke fährt dem Bauern durch den Sinn und findet seine Bestätigung darin, daß der Menigil, als er nach seiner Uhr sucht, merkt, er sei nicht ausgezogen. Er sucht die Uhr und findet sie nicht, er sucht die Zündhölzeln und findet keins, er sucht die Geldtaschen und findet sie nicht; — aber er greift die Silberzwanziger und weiß, daß er noch den Sonntagsrock anhat, den er am Kirchtag getragen.

„Jesses, was es heut' für schlechti Leut' gibt. Niederg'schlagen habens mi und ausgrabt und in a Loch g'worfen! Vielleicht habens mi' blendet. Jesses Maria und Josef! Hilfe! Hilfe!"

Er will aufstehen und stößt mit dem Schädel an, daß es grad schöldert — er sucht noch einmal in allen Taschen — und streift wieder an die Silberzwanz'ger — „ja warum hab'n denn die Räuber dö nit abg'schnitten?" und endlich findet er ein Zündhölzel, das sich im Schileeleiblwest'ntaschl verschloffen hat.

Er ripst es am Hintern an — o wie das schwefelt — und jetzt weiß er — alles.

Und sein erstes Wort, das er mit schwacher, entsetzter Stimme stottert, ist: „Jesses, mir geht aber all's gabach!"

Und der Bauer schreit und strampelt und jessesmariaundjoseft, aber er beruhigt sich mit der Zeit mit seinem Spruch: mir geht all's gabach.

Er denkt und sinniert weiter nach, da fällt ihm eine Gemeinderatssitzung ein.

„Jesses, hätt' i dös nit tun!" ächzt er auf. „Jez bin i für'n Gmoandrat a no' z' dumm und dös will viel hoaßen! Mir geht schon all's gabach; — wie der Würlerjörgele im Gmoandrat g'sagt hat, man soll nimmer die alte Zeggerzenz, dö so guat docktern kann und so prächtigi Mittel woaß für'n Knilling, für'n matt'n Tisel, für'n Ummergang — für's Vieh ist sie a recht z'brauchen g'wes'n — solls nimmer für die Totenb'schau b'halten, weil sie nimmer recht siecht und nix mehr hört und ganz unverläßlich ist, da bin ich dadazu auftreten. Der schundige Tuifl hat wölln um a Sündengeld sein Vetter — der Fallot ist Docktor wor'n statt Geistlicher — dö Stöll' verschaffen. Ja, da hat der Menigil g'sagt, mir wer'n öpper weg'n den oan Scheintoten, der vielleicht alle fufz'g Jahr amol eingraben werd, alle Jahr das Heidengeld zahl'n! Die alte Zeggerzenz versteht ihr' Sach' schon, sie hat schon viel'n, dö nit g'storb'n sein, 's Leben gerettet, drum mueß man ihr dankbar sein, und überhaupt brauchen mir koane fölln liberal'n Neuerungen. Und die ganze Gmoand hat mir damals recht geb'n — dö Esel!" schreit der Menigil, „mir, dem Bauern in der Gruben, weil er sov'l g'scheid ist!" —

„Mir geht schon all's gabach — iez bin i der erste Scheintote, dens eingrab'n hab'n, weil die Zeggerzenz es nit kennt hat, daß dös a besserer Kirchtagrausch ist. Für'n Gmoandrat bin i a z'dumm g'wesen!"

Zuerst schreit und betet der Bauer und verlobt sich zu allen Heiligen und will den Sargdeckel sprengen. Aber da ist Chrysam und Tauf' verloren, drum macht er Reu' und Leid . . . und ganz sicher ist jetzt die Gnad über ihn kommen, denn er wird so still und ruhig, daß man nicht meinen möcht', daß ein lebendig Begrabener so still und ruhig sein könnt'.

Die letzten Gedanken hat der Bauer in der Gruben, der jetzt wirklich in der Gruben ist — in seiner Heimat — seinem Weibe gewidmet. Da wurde er so ruhig und sagt ergeben im Sarge: „Ist eh gescheider!“ — und dreht sich um und schlaft ein.

Und im Schlaf sagt er noch: „Dösmal ist's nit gabach gangen!“ Und er schläft und wacht nimmer auf.

Trotzdem ist's ihm aber gabach gangen, weil's eben so Leut' gibt, denen alles gabach gehen muß.

Während der Menigil so ruhig da unter der Erde lag, erwartete seine Witwe so sehnsüchtig das Ablaufen des Trauerjahres, denn sie hatte schon mit dem Rechenmacher und Bindermeister Jodok angebandelt. Aber das Jahr verging so langsam und im Haus war's so still, daß es die Grubenbäuerin nicht ausgehalten hat. Und weil sie niemand g'habt hat, mit dem sie hat streiten können, ist sie auch noch, vor das Trauerjahr aus war, gestorben.

Ja wenns dem Menigil Zeit lassen hätten mit dem Sterben und ihn nicht scheintoter eingraben hätten, dann hätt' er sicher eine G'schrift aufg'setzt und seiner Frau eine schöne Grabstatt gestiftet — recht weit von der seinigen . . . .

Aber jetzt liegt sie gleim neben ihm — ist ihm also nach dem Tod auch noch alles gabach gangen — es gibt schon so Leut'.

Auf dem schmiedeisernen Kreuz über dem Grabhügel aber steht der Vers:

„Hier liegt der Bauer in der Gruben,
Gar bald nach ihm starb auch sein Weib,
Sie stritt mit ihm in Feld und Stuben,
Das war ihr liebster Zeitvertreib.
Nun liegt sie neben ihm begraben,
Wird er die ewige Ruh' nun haben?“

D' aufgsagt Liab.

Von Hans Mittendorfer.

„Pfüat di Gott“, hör i 's Dirndl sagn,
„D' Liab is iazt gar;
's Herz laß i da nöt,
Is mei bössani War.

Um a Haus, um a Geld
Und um halbwegs a Lebn,
An iads Dirndl auf da Welt
Wird sei Herz dafür gebn.

Und i brings so guat an!
Was i kriag, is ma gnua:
A schens Haus, häufti Geld
Und an Ehmann dazua.“ —

*

Mei Dirndl, mei Dirndl,
Dei Herz um a Haus —
Wohl, d' Fensta san liacht,
Aba 's Glück fliagt dar aus.

Aba 's Glück fliagt dar aus,
Wann's glei Geld einiregnt:
An Eh' ohne Liab
Hat da Teufl zsammgsegnt.

Mit da Liab muaßt di gebn,
Ohne Liab bist nix wert,
Wiar a Fisch ohne Wassa,
A Haus ohne Herd.

Ohne Liab — aba na,
Dir kimmt's andarsta für;
Geh zua — wann's d' nix wert bist,
Was tat i mit dir?

*

's Dirndl hat gsagt:
„D' Liab is gar, pfüat di Gott!"
Dö Röd kimmt ma für,
Wiar a Lästrung, a Spott.

Mit an kloan „Pfüat di Gott!"
So oanfach, so oarm,
Unsa Liab is ja grad
Wiar a Bettlkind gstoarbn!

D' Liab gstoarbn — herst as klopfn
Im Herzn, is's wahr,
Banagln die Tischla
Da drin iazt dö Bahr?

*

Begrabn habn sie's, d' Liab.
Und i kanns nöt dafragn
Wo's liegt — bei ihrn Grab
Habns koa Kreuz nöt eingschlagn.

*

Hast wo in an Haus
Schon die Toinuhr ghert,
Wia's hammerlt und klopft
Bis wer kimmt unta d' Erd?

Klopf-klopf — bei da Nacht
Schlafst nöt ein bis in d' Früah,
Es kimmt da so angstli
Und unhoamli für . . .

A Zeit is ma gwön
Es muaß d' Toinuhr sein.
Was im Herz a so klopft
Und es grabn mi bald ein.

*

Aba d' Augn han i aufgschlagn
Amal in da Früah —
Sunnliacht dö ganz Welt!
Mi hat ziemt, wia nu nia.

Mi hat ziemt, wia nu nia
Wird da Tag herrli schen
Seitdem her i nia mehr
Dö Toinuhr gehn.

Heimgärtners Tagebuch.

Als ich taub war.

Schon seit längerer Zeit war es mir aufgefallen, daß unsere Oper so schlecht besetzt ist. Das Orchester dünn, keine frischen Stimmen. Und so seelenlos. Es war manchmal nicht anders, als ob ein Phonograph spielte.

Dann kam die Influenza. Sie war nicht schwer. Husten, Schnupfen und Kopfsausen. Und siehe, eines Morgens verschlief ich die Aufstehstunde. Es war ja alles so ruhig gewesen, kein Wagengerassel auf der Straße, kein Geräusch im Nebenzimmer. Selbst die Uhr war stehen geblieben. Beim Aufstehen stieß ich von ungefähr den Kerzenleuchter vom Kästchen, er fiel auf den Holzboden, und doch fiel er wie auf Wolle, so geräuschlos. — Was ist es denn, daß heute alles so sanft und weich anmutet? Draußen das Straßengewoge wie gewöhnlich, aber alle Wagen waren „Gummiradler". Im Zimmer griff der Pendel der Wanduhr weitaus. Plötzlich stand mein Töchterlein da und hatte ich doch nicht wahrgenommen, daß es hereinkam, jetzt schnäbelte es lebhaft mit den Lippen, jetzt zog es das Gesichtchen breit, jetzt faßte es mich an der Hand und zerrte dran. Im Nebenzimmer saßen die anderen beim Frühstück, ich sah sie löffeln und lachen und zu mir reden. Und ich hörte nichts.

Über Nacht war ich taub geworden.

Sie huben an, auf mich einzurufen, zu schreien, ich hörte es wie Stimmchen aus einem schlechten Telephon. Meine Frau hatte schon ein ernsthaftes Gesicht und ich verstand: „Mach keine Torheiten, Vater!“

Ich machte ja keine. Ich war taub geworden.

Anfangs kam mir die Sache fast possierlich vor. Dann wurden die Ohren bearbeitet, Versuche angestellt mit allerhand Geräuschen. Die gröbsten davon hörte ich wie einen Lärm aus der Ferne und die lebhaftesten Gespräche um mich waren, als kämen sie durch die geschlossene Tür eines Nebenzimmers. Und das Forte des Klaviers zirpte klanglos wie ein verbrauchtes Spinett aus dem achtzehnten Jahrhundert.

„'s hat dir halt 's Gehör verschlagen“, urteilten sie, „das kommt bei der Influenza oft vor und in zwei Tagen ist alles vorüber.“ Dann kamen die Hausmittel dran. Als es in acht Tagen nicht vorüber war, ging ich zum Arzt. Der untersuchte und erzeugte allerlei Geräusche und Klänge um die Ohren, um den Kopf herum. Der blieb ziemlich verstockt und da sagte mein Arzt: „Ich würde mich freuen, wenn Sie in den Ohren recht große Schmerzen hätten!“

Diese deutlich gesprochenen Worte verstand ich wohl mit den Ohren, aber sonst verstand ich sie nicht. Den Doktor hatte ich doch immer als einen guten mitfühlenden Menschen gekannt. „Wenn Sie Schmerzen hätten“, setzte er bei, „wenn eine Entzündung vorhanden wäre, so könnte es in wenigen Tagen vorüber sein. Aber ich sehe, daß es ein veraltetes Leiden ist und daß Sie sich mit dem Gedanken werden vertraut machen müssen —“

Das weitere sagte er leiser, aber ich verstand schon.

„Was eben noch möglich ist, das müssen wir zu retten trachten.“

Dann begann die Kur. Fast täglich operative Eingriffe mit Sonde und Schlauch in das Innere des Kopfes. Da gab es wahre Orkane im Schädel, doch nach denselben war allemal wieder alles still.

Und so währte es Tag um Tag. Ich hatte sonst den Gesprächen der Hausgenossen, soweit sie nicht gerade mit mir geführt wurden, wenig Aufmerksamkeit geschenkt, sondern mich gern für die Sammlung in mich selbst entschieden. Jetzt aber, da mein Ohr nicht hörte, war ich neugierig geworden. Sah ich sie sprechen, so wollte ich auch wissen, was sie sich so angelegentlich zu sagen hatten. Es kam mir manchmal vor, als wären es Geheimnisse, die ich nicht wissen sollte, weil sie so leise miteinander murmelten. Dann ging ich ein wenig verstimmt auf mein Zimmer.

Dort ruhig im Lehnstuhl sitzend, hörte ich in den Ohren zeitweilig den Wiederhall des Herzschlages. Anders kann ich das regelmäßige Pochen des Pulses, das an die Schläfe und ans Trommelfell schlägt, nicht bezeichnen. Aber zumeist war auch dieser Wiederhall nicht zu spüren und dann war es still — still um mich, wie in der ewigen Ruh'.

Also wieder ein Tor zugeschlossen zwischen der unendlichen Außenwelt und dem Pünktchen, das man Ich nennt. Die Einsamkeit ist ja doch dein Fall, tröstete ich mich. Taubheit ist fast das einzige Leiden, das man nicht spürt, wenn man allein ist. Nur auf deine zwei Fensterlein gib acht, durch dieselben ergötze dich an dem stummen Marionettenspiel, das dich umgaukelt. Bist du taub, so ist die Welt stumm. Und ein ewiger Feierabendfrieden ist dein.

Aber wenn der Frühling kommt, kein Vogelgesang, kein Gewitterdonnern, kein Sturmbrausen, kein Wasserrauschen. Das Rauschen des Gebirgsbaches zu hören, dafür wollte ich alle anderen Töne, Sänge und Klänge verschmerzen. Ei doch noch eins: Bei dem Gedanken daran: Du wirst das Plaudern deiner Enkel nicht mehr hören! ist mir bitter weh geworden.

Nun begann ich auf allen Wegen den Menschen auszuweichen, besonders den Bekannten und Freunden. Von all dem Guten, was sie mir sagen wollten, verstand ich ja doch nichts. Und auf meine Bemerkung, daß ich schwerhörig sei, lachten sie oder schrieen mir die Worte ins Gesicht wie einem Kretin, um in der nächsten Minute wieder zu flüstern und verblüffte Gesichter zu machen, wenn man unrichtige Antworten gab oder schwieg. Die mehr mit mir zu tun hatten, wurden nervös aufgeregt und pikiert, wenn sie laut sprechen mußten und Mühe hatten, mir etwas beizubringen. Es ist oft die Tatsache bemerkt worden, weshalb schwerhörige Leute unliebenswürdiger und mürrischer wären, als etwa blinde. Ich glaube die Ursache liegt nicht sehr tief. Der Taube merkt an den Leuten das Unbequeme und das Unbehagen im Verkehr mit ihm; er empfindet es, als ob er in Gesellschaft zur Last wäre, ja daß man sich geradezu über ihn lustig mache, das scheut ihn zurück und verbittert ihn allmählich.

Diese und ähnliche Leiden hatte ich noch nicht einmal erfahren, aber ich empfand sie bereits. Ich dachte nach, wie nun, gleichsam im neuen Gefängnisse, hinter verschlossenen Toren des Gehörs, mein Leben einzurichten wäre. Das Unvermeidliche gelassen zu ertragen, das stand fest. Mich von der Welt und den Menschen ganz zurückzuziehen, jedoch sie um so mehr zu achten, je weniger Schlimmes ich über sie zu hören bekam, das lag auch nahe. Man hört ja doch nichts Gutes. Durch die Ohren kommen weniger Freuden in uns, als durch die Augen; freilich die Zeitungen ausgenommen, aus denen unsere Augen täglich Ärger, Zorn, Jammer und Elend saugen. Ein optimistischer Phantast, der taub und und blind ist, verliert nichts, ja gewinnt eine herrliche Innenwelt, die vom äußeren Lebensgetriebe, so trostlos es auch sei, kaum zerstört werden kann. — Aber ja. Die ewige Stille will ich ertragen, will sie, wenn möglich, zum Frieden des Gotteshauses machen. Nur die zwei Fensterlein,

die beschütze mir, mein gütiger Gott. Deine Schöpfung will ich sehen — und nicht in der Anhörung, sondern in der Anschauung Gottes, sagt die Schrift, liege die Seligkeit.

Ach, da denke ich an die lieblichen Lieder des Volkes, an die Klänge Beethovens, Mozarts, Wagners, Verdis, Kienzls, Löwes. War hier die Anhörung keine Seligkeit? Dann noch etwas. Landschaften, bildende Kunstwerke u. s. w. kann der Blinde sich (wenn er überhaupt je einmal gesehen) nach Beschreibungen zur Not vorstellen. Geht das auch mit der Musik? Kann man sich ein Tonstück beschreiben, erzählen lassen? Anderes hat verschiedene Wege, um in uns einzugehen, die Musik hat nur einen ...

Der Mensch hat eine treue Freundin an der Gewohnheit. Wird er in ein dauerndes Mißgeschick verschlagen, sofort — schon am dritten Tage — beginnt sie zu schlichten und umzugestalten, um die Last erträglicher zu machen. Zuerst hofft man eine Weile aufs Besserwerden und bis man dessen müde geworden ist, hat die Gewohnheit ihre Arbeit vollführt. Doch bei mir kam es gnädiger. Die Taubheit ging allmählich in Schwerhörigkeit über und diese in einen noch geringeren Grad. Ich höre wieder, etwas dumpfer und stumpfer zwar, aber taub bin ich nicht. Daß ich's einmal ein Weilchen gewesen, war ein sehr wirksamer Wink, auch für den Schall, für den Klang, besonders aber für die warme Menschenstimme dankbar zu sein. Daß wir das Wort lieber Menschen, wie sie es täglich zu uns sprechen, nicht genug schätzen, das wird uns erst klar, wenn wir es nicht mehr hören.

Versuchung.

„Zu Ihnen hätte ich Vertrauen“, sagte er weichmütig, während es schien, als schäme er sich dessen. „Das Beichtengehen habe ich mir schon lange abgewöhnt. Gibt aber halt doch Sachen, die man mit der Zeit nicht ertragen kann. Etwan weil sie schwerer werden oder weil unsereiner schwächer wird. — Aber ein schönes Zimmer haben S'.“ So unterbrach er sich, als ob ihn der augenblickliche Eindruck des Zimmers das schwere Anliegen schon vergessen ließe.

Ein mir wohlbekannter Grobschmied aus dem Murtale war's, der wegen einer geschäftlichen Angelegenheit auf ein paar Tage nach Graz gekommen war und bei dieser Gelegenheit mich besuchte. Er hatte in der Stadt mancherlei Gänge gehabt und dabei war der Grobschmied, der seine Kraft mehr in den Armen als in den Beinen hatte, etwas müde geworden und hatte sich gedacht, er besuche den „Herrn Dichter“. Es sei ihm bei diesem Herumgehen nämlich eine alte Geschichte eingefallen, die sich mit ihm früher einmal in Graz zugetragen, die ihm in schlaflosen Nächten zu schaffen mache und die er gern vom Gewissen haben möchte.

— Ob ich mich nicht erinnern könne, wie ihm dazumal auf dem Grazer Bahnhof die Brieftasche gestohlen worden ist?

Nein, davon wisse ich nichts.

„Es ist geredet worden davon", sagte der Schmied. „Nur die Ursache weiß niemand als ich. Ist es Ihnen recht, wenn ich die dumme Geschicht' erzähle?"

„Aber natürlich. Wollen Sie sich dazu nicht eine anstecken!" und schob ihm das Zigarrenkistchen vor.

„Vergelt's Gott. 's ist nicht der Brauch, daß der Mensch beim Sündenbekennen Tabak raucht."

„Nun, also legen Sie los."

Der Alte neigte sich vor, stützte seine Ellbogen auf den Tisch, legte die flachen Hände an die Stirn und begann — heiser zu lachen. „Wir Obersteirer tun immereinmal gern Leut' foppen", sagte er dann. „Bin auch so einer gewest, aber seit neun Jahren foppe ich nimmer, hab' mir's abgewöhnt. — Na, gewest ist die Geschichte so. Bin dazumal nach Graz gefahren, eines Eisengeschäftes wegen war's. Hab' mich selben noch nicht so ausgekannt in der Stadt und hat mich der Donatl herumgeführt. Von einem meinigen Bruder der Sohn, der beim Militär ist gewest und für die paar Tage Urlaub bekommen hat. Ein gutmütiges Bürschel, ein wenig von der leichten Seiten, und die Zeit ist einem bei ihm nicht lang worden. Sind auch ins Theater miteinand, ins Wirtshaus und überallhin. So gut wie dazumal hab' ich mich selten unterhalten in der Stadt. Am dritten Tag ist's die höchste Zeit, daß ich heimfahr', schier 's ganze Geld ist beim Teuxel gewest. Da fällt's mir im Vorwitz ein: Halt, heut' foppest einen Spitzbuben! Zieh aus dem Leibelsack die leere Brieftaschen, ein alter Fetzen, und stecke sie auswendig in den Rocksack, so daß sie ein bissel herausschaut. Will doch einmal sehen, ob's wirklich so schlimm ist mit den Taschendieben in der Stadt. Unterwegs zum Bahnhof schau' ich mir noch den Zirkus an, kauf' mir nachher ein Glas Bier und auf dem Bahnhof stellt sich mein Soldat nochmals ein, um sich bei mir zu verabschieden und mir Grüße an seine Leute daheim mitzugeben. Hernach schieb' ich mich durchs Gedränge gegen den Schalter hin, um die Fahrkarte zu kaufen, zahle sie mit Silbergeld aus dem Lederbeutel, stecke den wieder in die Hosentasche und denk': So, alte Grazerstadt, jetzt schau dir den Schmiedmeister Reffelbacher von hinten an. Nun höre ich auf einmal ein Getrappel in der Halle und die Leute fahren durcheinander. Was ist denn geschehen? frage ich. — Ein Taschendieb! heißt es, der Sicherheitswachmann hat einen Taschendieb abgefangen. Ich taste nach meiner Brieftasche, richtig — die ist glücklich weg. Und hab' heimlich keine schlechte Freud' darüber, daß ein Langfinger in den billigen Köder geschnappt hat und dabei erwischt

worden ist. Wie ich aber hinschau' — o du heilige Mutter Anna! — zwei Sicherheitswachmänner haben ihn dazwischen und legen ihm Eisen an die Hände — und ist's der Soldat, der Donatl, meines Bruders Sohn. Seine Mütze tief über die Augen herab und schnappen ihm die Knie ein. Wem was gestohlen worden, der soll sich melden! wird ausgerufen. Ich schau', daß ich durch den Wartsaal hinauskomm' zu meinem Eisenbahnzug. Da haben sie mich aber aufgehalten und geschrien: Der ist's, dem hat er die Brieftasche aus dem Sack gestohlen und der Wachmann, der es auch gesehen, sagt: Wahr ist's. Aber ich stoß' mit den Ellbogen die Leut' weg und sag': Laßt's mich einsteigen, ich weiß von nichts. Ein dummer Spaß ist's gewest, sonst nichts. Und wie sie den Soldaten zu mir führen, sag' ich ihm's ins Gesicht: Wegen einer Wett' ist's hergegangen, gelt, Donatl! Sind ja Vettern zusamm' wir zwei — und werden einander bestehlen! Zum Lachen ist's! Daß ich's nicht wahrnehm', haben wir gewettet, wenn er mir einmal spaßeshalber so flugs heimlich — — gelt Donatl? Ist ja eh kein Knopf drinnen, sag' ich, schauts nur einmal nach in der Brieftaschen! — Na ja, da haben sie ihm freilich die Eisen wieder abgenommen und der Wachmann hat uns noch belehrt, ein andermal sollten wir solche Späße unter uns allein treiben und nicht unter den Leuten zum Ärgernis. Ich spring' in meinen Wagen und ist's mir lieb gewest, daß der Zug abfährt."

„So ist ja alles noch ganz nett abgelaufen," warf ich ein.

„Auswendig," antwortete der Grobschmied. „Einwendig freilich wohl nicht. Der Donatl hat's halt wohl recht gut gewußt, daß wir nichts verabredet haben und daß ich's weiß, daß er mich allen Ernstes hat bestehlen wollen. Und daß ich ihn nur schandenhalber herausgerissen hab. Hat sich mir auch nimmer unter die Augen getraut, sein Lebtag nimmer. Ist überhaupt nimmer heimgekommen. Nach einem Manöver haben sie ihn tot auf dem Felde gefunden. Erschossen. Aus Unvorsichtigkeit oder wie. Man hat nichts rechtes erfahren können. — Und das ist die ganze Geschichte."

Dieser Schluß war mir gerade genug. So hatte ich's nicht erwartet. „Und da denken Sie halt manchmal dran," sagte ich.

„Das glaub' ich, lieber Herr, daß ich daran denke! Schier alle Nacht. Ist sonst ein braves Bürschel gewest, man hat nichts Schlechtes von ihm gehört. Aber leicht zu wenig Geld, wie es lustigen Soldaten schon geht. Und meine Dummheit hat ihn in Versuchung geführt wie der Teufel selber. Und ich fürcht' halt alleweil, die Geschicht' ist Ursach', daß er ist gefunden worden — die Kugel durch den Hals. Weil er wohl gar gemeint hat, ich hätt' die Sach' seinen Eltern erzählt, so hat er sich nimmer heimgewagt. Aber man weiß nichts rechtes. In unserer ganzen Freundschaft (Verwandtschaft) ist so eine Unehr' nie vorgekommen."

Während dieser Erzählung war der Mann immer betrübter geworden, nun saß er eingeknickt da, hielt seine Hände vors Gesicht und schluchzte.

Die Begebenheit war wohl Ursache, daß im Laufe der Zeit sich bei dem Alten eine Gemütskrankheit herausgebildet, an der er bitter schwer zu tragen schien.

Das war klar, daß ich nun etwas sagen mußte. So sagte ich, freilich recht unsicher: „Lieber Meister, wenn hier eine Schuld vorliegt, so glaube ich, ist sie nicht bei Ihnen, sondern bei Ihrem Neffen. Er hat dem Willen nach den Diebstahl wirklich begangen. Es mußte in ihm also wohl doch eine Schwäche nach dieser Seite hin vorhanden gewesen sein. In diesem Fall war Ihre Versuchung, wie Sie sagen, und was damals auf dem Bahnhof gefolgt ist, nur geeignet, ihn aufzuwecken und zu retten."

„Aber mein Gott, wenn er sich deswegen sollte getötet haben!"

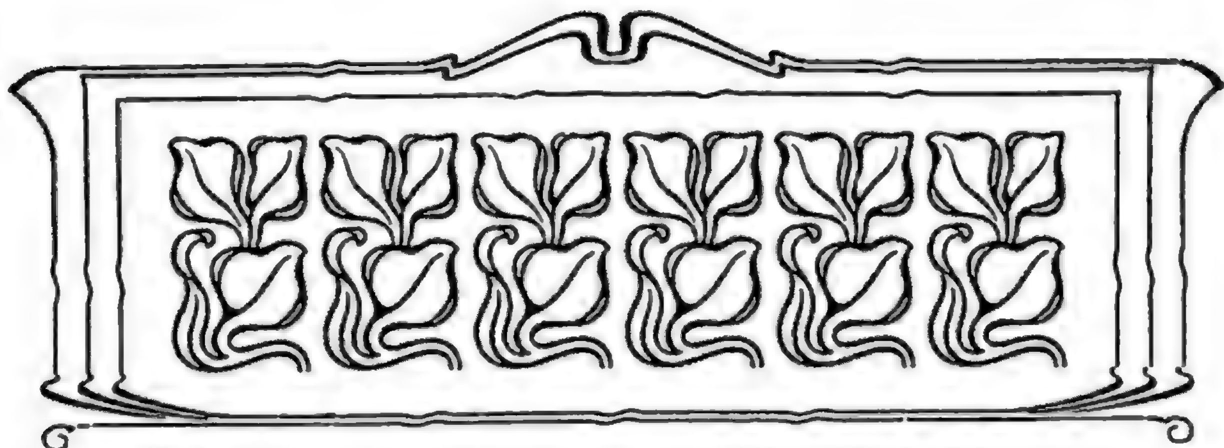
„Wer weiß das. Bei Manövern ist schon mancher verunglückt. — Daß Sie ihm verziehen, das hat er damals ja erkennen müssen."

Diese und ähnliche Worte schienen dem Manne wohlgetan zu haben. Er bat noch, ob er für mein Waldschulhaus und die armen Waldbauernkinder etwas dalassen dürfe, was ihm sehr gerne gestattet worden. Wie er sich weiter mit seinem Gewissen abgefunden, ist mir nicht bekannt. Heute ruht er schon.

Zuwarten! Zuwarten!

Sie gestehen, in Ihrer Ehe unzufrieden zu sein und fragen, ob Sie sich nicht scheiden lassen sollten.

Ich hatte einmal folgenden Traum: Hoch auf dem First eines Kirchendaches saß ein Ehepaar und war sehr glücklich. Nach einer Weile jedoch fühlten sie das Bedürfnis, sich ein wenig zu strecken. Der Mann legte seine Beine nach der einen Seite des steilen Daches, das Weib die ihren nach der anderen Seite hinab. Doch saßen sie nahe beisammen, hielten sich mit den Armen umschlungen und freuten sich des Sonnenlichtes. Allmählich aber wurde ihnen diese Lage unbequem, sie rückten hin und her, machten sich's damit nur noch unbehaglicher und endlich wollten sie voneinander loslassen. Da rief vom andern Giebel ein Storch herüber: Zuwarten! Zuwarten! Nicht loslassen! Näher zusammenrücken und fest zusammenhalten! Dann sitzet ihr wieder gut! Aber die Ehegatten hörten nicht darauf, rückten sich immer und immer unbequemer, lockerten sich immer mehr und zogen endlich die Arme voneinander zurück. Und als sie sich losgelassen hatten, rutschte jedes an seiner Seite die schiefe Ebene hinab.



Kleine Laube.

Der Präsident spricht!

Wie die Deutschen einen modernen Kaiser haben, der kühn und bewegend mit seinem Worte und seiner Person sich für die großen Zeitfragen einzusetzen pflegt, so haben die Amerikaner einen weisen Präsidenten. Und ein Mann auf solcher Höhe kann nicht bloß der politische Führer, er kann auch der Lehrer und Prophet seines Volkes werden.

Auf dem Nationalkongresse amerikanischer Mütter, der vor einigen Monaten in Washington abgehalten wurde, hielt Präsident Roosevelt eine bedeutsame Rede. Diese Rede begann mit einem Hinweise auf die mit unserer modernen Zivilisation verknüpften Gefahren. Zu diesen Gefahren rechnete er u. a. das überaus große Wachstum der städtischen Bevölkerung, denn gerade die Landbevölkerung mit ihrem ungetrübten Familiensinn gäbe dem Staate seine besten Kräfte. Das wichtigste Fundament des Staates sei ein gesundes Familienleben; ohne ein solches sei jede Anhäufung von Reichtümern, jeder Glanz künstlicher Entwicklung einfach nichts wert. Mann und Frau müßten gemeinsam tüchtig arbeiten und mutig kämpfen, vor allem aber die Kinder gut erziehen. Sie sollten sie erziehen im Gedanken an den Ernst des Lebens. Alle diese Gedanken führte der Präsident ganz klassisch durch und schloß sodann mit gehobener Stimme folgendermaßen: „Es gibt viele Familien, denen das Glück, Kinder zu besitzen, versagt ist, und man muß ihnen die größte Teilnahme entgegenbringen, aber man muß auch den Mann oder die Frau, welche absichtlich dem Kindersegen aus dem Wege gehen, wie feige Deserteure verachten. Frauen dieser Klasse bilden eine der unangenehmsten und ungesundesten Erscheinungen unseres modernen Lebens und die Statistik zeigt uns, daß im amerikanischen Leben diese Erscheinungen durchaus nicht selten sind. Aber die Statistik zeigt uns auch, daß die Ehescheidungen in geradezu entsetzlicher Weise zugenommen haben und zu einem Fluch der Nation geworden sind. Diese ungesunden Punkte des modernen amerikanischen Lebens werden auf das schlagendste durch die Bemerkung eines (presbyterianischen) Geistlichen charakterisiert, welcher erklärte, es sollte, von den Reichen ganz abgesehen, das Bestreben eines jeden sein, bloß zwei Kinder aufzubringen, um diesen „die Freuden des Lebens zu kosten zu geben.“ Auch das kürzeste Nachdenken sollte jenem Manne gezeigt haben, daß bei dieser Zweikinderwirtschaft die Nation in zwei oder drei Generationen an dem Punkte des Aussterbens angelangt sein würde. Und ein solches Resultat wäre nicht zu beklagen, denn eine Nation, welche zu solchen Mitteln greift, welche zum Rassenselbstmord greift, verdient auszusterben und sollte einem Volke Platz machen, welches noch nicht die ersten Naturgesetze vergessen hat.“

Das sind große, harte aber gerechte Worte. Was die Ehescheidung betrifft, berührte sie der Präsident wohl in dem Sinne, daß sie den Leuten nicht zu leicht gemacht werde, und doch wohl auch, daß sie nicht unmöglich sei. Die leichte Lösbarkeit, sowie die völlige Unlösbarkeit der Ehe führen zum Ziele der Sittenlosigkeit.

Donner und Blitz in der Natur und Sprache.

Von Th. Vernaleken.*)

Das auf einen Blitz folgende laute Geräusch, der Donner, entsteht durch die plötzliche Erschütterung der Luftteilchen durch den elektrischen Funken. Das öftere Rollen desselben hat seinen Grund in der Zurückwerfung des Schalles von den Wolken und der Erdoberfläche, das mitunter mehreremale sich wiederholende Anschwellen darin, daß der vorhergegangene Blitz aus mehreren elektrischen Entladungen zwischen verschiedenen Wolken besteht, so daß die von ihnen ausgehenden Erschütterungen der Luft das Ohr erst nacheinander gleichzeitig erreichen. In verwandten Mundarten finden wir auch Dunder, lateinisch tonitru. Es wird oft auch bildlich gebraucht und in zusammengesetzten Wörtern, z. B. Donnerblitz.

Das Wort elektrisch spielt bei uns jetzt eine große Rolle, sogar bei den Fahrwagen, die sich ohne Pferde fortbewegen. Elektrizität ist das Vermögen gewisser Körper, z. B. des Bernsteins, infolge des Reibens leichtere Körper anzuziehen und bei Annäherung anderer einen knisternden Funken zu erzeugen.

Blitz steht für Blitz und ist verwandt mit blinken und blicken. Es ist der leuchtende Schein am Himmel. Blitzen dient zur Bezeichnung höchster Geschwindigkeit.

Donner (Donar) ist auch in unserer Mythologie vertreten und der Donnerstag ist sein Tag. Donar hieß einer der mächtigsten deutschen Götter. Nicht gegen die Menschen kehrt er seine Blitze, sondern gegen die Riesen, denen er das Haupt spaltet mit seinem Hammer; wegen des Blitzstrahles sagt man, er habe einen roten Bart. Sein zermalmender Hammer kehrt zu ihm zurück.

Die Rettung von Haustieren aus Feuersnot.

Über diese wichtige, aber höchst selten besprochene Frage finden wir in der „Landwirtschaftlichen deutschen Rundschau" (Mähr.-Weißkirchen) Mitteilungen von Alois Riedl, einem in Feuerlöschsachen erfahrenen Praktiker, die wohl verdienen, weithin bekannt zu werden. Alois Riedl schreibt:

Beim Ausbruch eines Feuers überstürzt sich oft der vernünftigste Mensch in seinen Handlungen, besonders wenn sein eigenes Heim in Gefahr steht, der Vernichtung anheimzufallen. Angst und Schrecken spielen da eine große Rolle und selten wird wohl ein Mensch, dem sein Haus brennt, die Rettung seiner Habe sowie der Haustiere unternehmen und vollbringen können. Zwar ist es in erster Linie Sache der geschulten Feuerwehr, das Rettungswerk einzuleiten und unter größtmöglichster Ausdauer und Ruhe auch durchzuführen, aber immer und jedesmal kann sie beim besten Willen und noch so erprobter Schlagfertigkeit nicht rechtzeitig am Platze sein und kommt es auch vor, daß sie manchmal zu spät eintrifft. Da aber ein rasches Erscheinen am Brandplatze und ein rasches, tatkräftiges, sachverständiges Eingreifen

*) Der 94jährige Autor, der immer noch geistig rege sich beschäftigt, sendet uns diese kleine Skizze, die manchem zur Auffrischung seiner Naturkenntnisse willkommen sein dürfte. Die Red.

oft von einem ungeahnten Erfolg begleitet ist, so ist jedermann verpflichtet, vor Eintreffen der Feuerwehr sein Möglichstes zu tun. Dazu gehört vor allem Mut und Besonnenheit und Vertrautheit mit den eventuellen Rettungsarbeiten sowie mit der Behandlung und den Gewohnheiten der Tiere.

Man hat gewiß schon die Beobachtung gemacht, daß bei einem Brande die Tiere, wenn sie aus dem Stalle herausgebracht wurden, sofort wieder in denselben zurückkehren. Dies hat seine natürliche Ursache in der ungewohnten Helle der Flammen, wodurch die Tiere erschreckt und entsetzt, instinktmäßig Schutz und Zuflucht suchend, an den gewohnten Ort zurücklaufen. Ebenso hat man gewiß auch schon die Beobachtung gemacht, daß die Tiere, sobald sie nicht fest oder gar nicht angebunden, bei Feuers- oder sonstiger Gefahr sich losreißen und zu einem Knäuel zusammendrängen und nicht mehr auseinander zu bringen sind, besonders die Schafe und Pferde. Durch die ungewöhnliche Erscheinung des Feuers werden sie unruhig und beängstigt und die nahende Gefahr drängt sie zusammen, sich in Verteidigungszustand zu setzen. Aus den gleichen Ursachen erklärt sich der Umstand, daß die Tiere bei einem Feuer instinktmäßig die dem Feuer entfernteste und dunkelste Ecke im Stalle aufsuchen und nicht von der Stelle zu bringen sind.

Man beachte daher folgendes: 1. Binde nicht alle Tiere auf einmal los. 2. Verbinde denselben die Augen und führe dieselben einzeln heraus, besonders bei Pferden. 3. Nur im äußersten Notfalle lasse man sie alle los, indem man gleichzeitig ein Tier davon gewaltsam hinausschleppt und die anderen mit Stößen und Schlägen nachtreibt. Am vorteilhaftesten ist es, wenn sich auch im Stalle mehrere entgegengesetzte Türen befinden, damit man die Tiere auf der dem Feuer entgegengesetzten Seite hinaustreiben kann. Im Notfalle kann man dies auch durch ein schnell gemachtes Loch in der Wand bewerkstelligen. Federvieh fängt und steckt man in Säcke oder sperrt es an einem andereren sicheren Orte wieder ein. Schweine lassen sich am schwersten retten und müssen direkt gebunden und herausgetragen werden.

Am öftesten werden die Bienenstöcke vergessen und die Bienen gehen daher infolge der Hitze und des Rauches zugrunde. Man verstopfe die Fluglöcher und trage die Stöcke möglichst sacht an einen geeigneten Platz, jedoch vergesse man nicht, die Fluglöcher sofort wieder zu öffnen, damit die Bienen nicht ersticken.

Bei allen Rettungsarbeiten vermeide man jeden Lärm, auch jedes laute Rufen und Schreien. Man arbeite ruhig und stets auf die eigene Sicherheit Bedacht nehmend, am besten in Gesellschaft von zwei bis drei rüstigen Personen. Bei der Rettung von Tieren ist es gut, wenn man den Pfleger der Tiere zur Hand hat, da sie seine Stimme kennen und sich von ihm besser leiten lassen.

Ein großer Übelstand ist es, wenn die Türen des Hauses nach innen zu öffnen sind. Diesem Baufehler sind schon unzählige Menschen und Tiere zum Opfer gefallen. Alles strömt bei einem Unglücksfalle naturgemäß auf einmal dem Ausgange zu und infolge des gewaltigen Andranges werden die Türen zugedrückt und wehe denen, die noch drinnen sind. Wenn nicht von außen Hilfe kommt und die Türen mit Gewalt gesprengt werden, so gibt es kein Entrinnen mehr und das Schrecklichste aller Schrecken muß ein solcher Verbrennungstod sein.

Schiller dem Volke.

Wer seinem Volke die geistigen und sittlichen Güter vermittelt, der gibt ihm das Beste.

Die unzähligen Feierlichkeiten, zu welchen der Säkulargedenktag an den Tod unseres großen Schiller in allen Ländern deutscher Zunge Anstoß gab, hatten das

Gute für sich, daß sie der Menge den erhabenen Geist des Dichters, wenn auch nur vorübergehend, nahebrachten.

Sobald die Blütezeit vorbei ist, fängt die Frucht an zu treiben. Dieses Naturgesetz macht sich auch hier geltend.

Da und dort, in Deutschland, in der Schweiz, in verschiedenen Ländern, auch in Österreich, haben Land, Staat, Gemeinden, Städte, Vereine u. s. f. einmalige Schenkungen gewidmet (Schillerwerke, oder Geld zur Anschaffung von Schillerbüchern), oder dauernde Schillerstiftungen geschaffen, die den Zweck verfolgen, Schillers Geist ins Volk und in die Schule zu tragen.

Es gelangt somit in der weiten deutschen Heimat nach und nach ein Gedanke zur Verwirklichung, den der „Heimgarten" schon seit Jahren anregt: Statt Dichter persönlich zu feiern, lieber ihre Werke zu verbreiten.

Hieraus ist auch in Hamburg die große „Dichter-Gedächtnisstiftung" entstanden, die besonders jetzt für die Verbreitung der Schillerwerke arbeitet.

Je mehr der Geist wirklich guter Bücher ins Volk dringt, umso höher steigt dieses empor. Und wenn man einen Dichter ehren will, so lese man auch seine Werke.

Wer ernstlich bestrebt ist, für das geistige und sittliche Gedeihen seines Volkes zu arbeiten, der findet auf diesem Felde schönste Betätigung.

Das Schillerjahr kann zu einem wahren Jungbrunnen werden für die geistigen Bedürfnisse unbemittelter, bildungsdurstiger Menschen, so die Freunde des Volkes und der Jugend ein wenig Opferwilligkeit an den Tag legen wollen.

Es gibt ja überall Wohlhabenheit und guten Willen — warum sollte nicht auch bei uns in Deutschösterreich, etwa in Wien oder in Graz, eine „Schiller-Gedächtnisstiftung" nach dem Muster der Schwestervereinigung in Hamburg erstehen?

Ebenso wäre die Schaffung von Bücher-Sammelstellen anzustreben, überall dort, wo sich das Bedürfnis nach solchen geltend macht.

Tausende von Familien haben Schillerwerke und auch andere gute Bücher ähnlicher Tendenz — niemandem zunutz — im Schrank daheim liegen, die, befreit aus ihrer Gefangenschaft und dem Gemeindewohle zugeführt, segenbringend wirken könnten.

Darum nicht lange gezögert — frisch zur Tat und rasch ans Werk!

Es ist immer noch Zeit in diesem Schillerjahre. — Die Durchführung der Sache könnten literarische, auch volkserziehende Vereine besorgen, als Verweser der einfließenden Gelder (Spenden, Stiftungen Vermächtnisse), oder als Sachwalter des sich ansammelnden Bücherschatzes, der nur an würdige Personen, an Volksbibliotheken, an Schulen — auch mit der Bestimmung: „für Prämien!" — an Spitäler, Gefangenen-, Armen-, Irrenhäuser u. s. f. abgegeben werden darf.

Selbstverständlich steht es jedem Spender frei, Bücher oder andere klingende Liebesgaben, ohne Vermittlung, direkt den Volksbüchereien, Schulen, Vereinen (das im Zeichen Friedrich Schillers stehende Jahr 1905 ist auch das Jubeljahr unseres Deutschen Schulvereines, was sich jeder Deutsche besonders zu Gemüte führen mag), die seinem Herzen nahestehen, zu übermachen.

Der Vermittlungsapparat ist ja nur Mittel zum Zweck. Hauptsache ist und bleibt, daß man sich überhaupt rühre.

Welche Dimensionen das Schillerjahr noch annehmen kann, wird sich zeigen.

Die bisherigen, erfreulichen Anzeichen deuten auf Gutes.

Franz Goldhann.

Nachbarliebe.

Nach einem Gedichte des R. Grafen Hoyos.

Unser Haus und Nachbars Haus
Steh'n so eng beisammen,
Daß, wenn's in dem einen brennt,
Beide Häuser flammen.

Nachbars Fliederbäumchen sproßt
Durch des Zaunes Latten,
Unser alter Lindenbaum
Gibt dem Nachbar Schatten.

Tauben flattern hin und her
Und des Nachbars Kätzchen
Hat auf unserm Fensterbrett
Längst sein Ehrenplätzchen.

Ist es da ein Wunder, sprich,
Wenn ich Nachbars Liese,
Abends, wenn es dämm'rig wird,
In die Arme schließe?

Daß wir übern Lattenzaun
Uns die Lippen reichen,
Bis sich Wang' an Wange preßt
Innig ohnegleichen? . . .

Otto Promber.

Der ungeschickte Hinz.

Mirza und Martha waren zwei Schwestern — jung, hübsch und brav. Beide waren sich ähnlich in allem, bis auf den Namen.

Hinz und Hans waren zwei Brüder, aber sich darin unähnlich, daß der Hinz um eine Faust höher war als der Hans, hingegen der Hans um einen guten Kopf größer als der Hinz, damit ich euch weise, welcher der längere und welcher der Gescheitere war.

Da ereignete es sich, daß Hinz die Mirza heiratete, über die Flitterwochen hinaus recht zufrieden war, dann aber —

Und da ereignete es sich ferner, daß der Hans sich mit der Martha verlobte. Da ging Hinz zu seinem Bruder und sagte: „Recht sauber von dir, Bruder, daß du gleich mir in den heiligen Ehestand treten willst, aber — nichts für ungut, wenn ich's dir brüderlich sag': eine andere hättest dir wählen können. Das sind Schwestern!"

„Was, Schwager, bist du mit der Deinen nicht zufrieden?"

„Wohl, wohl, rechtschaffen ja, ein saggrisch braves Weibel hab' ich erwischt," sagte der Hinz und walgte mit der Hand an seiner Hutkrempe, „aber halt — weißt Bruder, 's ist halt so eine eigene Sach' — die Hosen will sie mir nit lassen."

„Unter den Pantoffel bist geraten?" lachte der Hans — „nu, Hinz, hör' mal, ich will dir etwas sagen: Das Weibervolk muß ganz absonderlich behandelt werden; willst gelegentlich mit mir kommen zu meiner Braut, so sollst Wunder erleben, wie ich das versteh', daß mir die Hosen bleiben und ihr der Pantoffel."

Und richtig, als es gelegentlich war, ging der Hinz mit dem Hans zu seiner Braut.

Martha kam ihrem Bräutigam schmollend entgegen: „Du garstiger Hans, wo bist so lang gesteckt?"

„Das geht vorderhand keinen Menschen was an," entgegnete Hans barsch.

„Aber, ich meinte nur —"

„Was denn, was denn?"

„Ich hätte wohl ein Recht zu fragen, und ich frage dich, wo bist so lang gewesen, Hans, ich will es wissen!"

„Grob will ich nicht sein, liebe Martha, aber du wirst es bereuen, wenn du mich böse machst.“

„Ich lasse es darauf ankommen,“ sagte das Mädchen trotzig und hub an zu eifern und zu geifern. Der Hans ging ruhig in der Stube auf und ab, dann nahm er den Blumenstrauß, der auf Marthas Nähtisch in einer Vase stand, und zerknitterte ihn. Das war Feuer ans Dach und ein wildes Wortwetter hagelte über ihn nieder aus dem Munde der holdseligen Braut. Er ging wieder ruhig die Stube auf und ab, dann nahm er den Strauß nochmals und warf ihn zum Fenster hinaus. Das war Öl ins Feuer, die Braut wütete. Der Hans ging wieder eine Weile ruhig die Stube auf und ab und da die Ergießungen nicht enden wollten, nahm er bedächtig die zierliche Blumenvase und warf sie auch zum Fenster hinaus.

Darüber fiel die Martha in Ohnmacht. Gegen solche Ohnmachten aber wußte der Hans ein Mittel, er nahm den weißen Seidenstoff, an dem das Mädchen für die Hochzeit gearbeitet hatte, und wischte sich damit gelassen die Stiefel ab. Das brachte die Dahingesunkene wieder zum Bewußtsein und sie begann kläglich zu weinen.

Eine kläglich weinende Braut aber war dem Hans nicht genehm, er streckte also seine Hand aus, um das zierliche Tischchen zu zertrümmern, da fiel ihm Martha um den Hals und zärtelte und küßte ihn und bat ihn unter tränendem Lächeln, er möge gut sein.

Da sagte der Hans: „Ich bin ja gut, du liebes Herzchen, aber das ist nur so meine Art Zeitvertreib, wenn mich jemand ärgert.“

„O, ich will dich gewiß nie, nie ärgern, du guter Hans!“ rief die Braut aus und dann war Gruppe.

Dem Hinz, der das alles mit angesehen, war ein Licht aufgegangen. „Aha,“ murmelte er zu sich, „jetzt weiß ich, wie man das macht.“

Nach einigen Tagen, als der Hinz wieder zu seinem Bruder kam, hatte er so geschwollene Backen und Wangen, daß kaum die Äuglein herauszugucken vermochten.

„Oho, Hinz!“ rief der Hans, „hast die Gicht? tun dir die Zähn' weh'?“

„Beileib nicht,“ entgegnete der Hinz, „mein Weib tut mir weh. Weißt, Bruder, das ist halt *so* gewesen: Komme ich gestern ein wenig verspätet nach Haus, brummt mein Weib. Brumm' ich auch. Brummt sie noch mehr; geh' ich her, wirf ihr den Kochlöffel und die Krautgabel zum Fenster hinaus; hebt sie fürchterlich zu keifen an, heb' ich an und hau' ihr die Schüsseln und Hafen in Scherben. Jessas und Josef! da wird sie wild, fährt auf mich zu und — das weitere steht da auf meinen Backen geschrieben.“

Der Hans lachte, daß er sich den Bauch halten mußte und rief: „O, du ungeschickter Hinz!“

Da begehrte der andere auf: „Der Teufel hol' dich mitsamt deinem dalkerten Lachen! Hast es ja selber so gemacht und deine Braut ist dir um den Hals gefallen. Den Herrn hab' ich ihr zeigen wollen nach deiner Art.“

„Ja, lieber Freund,“ sagte der Hans, als er sich vom Lachen etwas erholt hatte, „ich habe ja nicht gesagt, daß du mir's nachmachen sollst. Das Verfahren mag schon was taugen, aber 's *ist ein großer Unterschied, ob man es vor oder nach der Hochzeit tut!*“

Lustige Zeitung.

Mißglückte Galanterie. Frau Z. hat die Leidenschaft, Theater zu spielen Am Schluß einer Vorstellung ergeht sich Stöffel ihr gegenüber in Komplimenten. „Ach,“ sagt Frau Z., sich zierend, um die Rolle recht gut spielen zu können, müßte man jung und schön sein!“ — „Sie sind der Beweis für das Gegenteil!“ antwortet Stöffel.

*
* *

Höchste Frechheit. Staatsanwalt: „.... Als besonders erschwerend für den Angeklagten muß es bezeichnet werden, daß er, beim Einbruchsdiebstahle ertappt und vom Eigentümer mit den ärgsten Schimpfnamen belegt auch die letzteren ohne weiteres einsteckte.“

*
* *

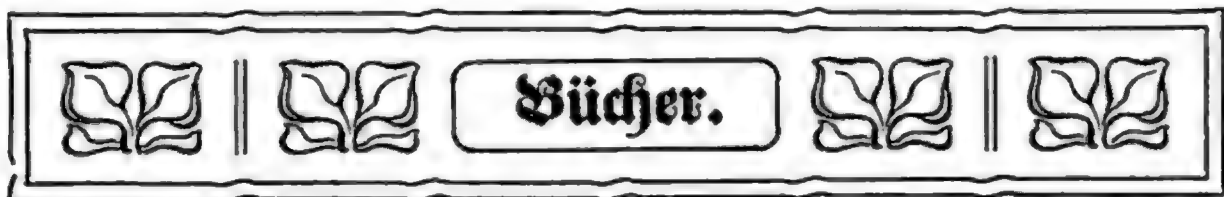
Aus dem Examen. Professor (nachdem ihm der Kandidat keine einzige Frage beantworten konnte): „Vielleicht werden Sie mir wenigstens die Frage beantworten können, was Sie eigentlich hier wollen?“ — Kandidat schweigt.— Professor: „Ich muß hier allerdings um Entschuldigung bitten, denn jetzt habe ich Ihnen eine Frage gestellt, die ich selber nicht beantworten könnte.“

*
* *

Aus der Schule. Schüler (liest): „Die alte Frau ernährte sich und ihren Sohn kümmerlich mit Spinnen. — Lehrer: „Was fällt dir bei dieser Satzbildung auf, Michel? — Michel: „Daß der Junge die Spinnen gegessen hat; das hätte ich nicht getan.“

*
* *

Zweideutig. Knecht: „He, Inspektor, draußen ist der Fleischer und will den großen Ochsen sehen.“ — Inspektor: „Ich komme gleich.“



Caritas. Von Karl Schönherr. (Wiener Verlag. 1905.)

Das schreckliche Buch! „Caritas“ nennt es sich, mit diesem einen Worte nur erinnernd, daß es auf der Welt noch etwas anderes geben sollte als Toren und Teufel. Was war Zola dagegen, der plaudersame Ausmaler menschlichen Elends! Was ist Gorki dagegen, der resignierte Schilderer armer Leute! Was sind sie im Vergleiche zu dem leidenschaftlichen Zorn, mit dem Karl Schönherr vor die Kultur- und Moralschäden der Gesellschaft hintritt! Sie geradezu vernichtend, ohne auch nur mit einem Worte zu moralisieren. Caritas nennt er sein Buch, welches sieben Erzählungen enthält, die zeigen, wie furchtbar mißverstanden Nächstenliebe und Wohltun geübt wird. Die einen wollen leben; sie werden zugrunde gerichtet, durch Torheit und Lieblosigkeit gemordet. Die anderem möchten dem grenzenlosen Jammer entfliehen, sie werden gewaltsam daran verhindert, sie werden brutal im Leben zurückgehalten, bis sie noch elender zugrunde gehen oder bis sie so schuldig werden, daß man sie hinrichten kann. Ich muß gestehen, solche Anklagen gegen die Art moderner Caritas bisher noch nicht gelesen zu haben. Nicht etwa Freude an der Elendschilderei kann es sein, die dem Dichter dieses Buch abschmeichelte; es ist vielmehr — und man merkt's auf jedem Blatte — ein Produkt der Entrüstung. Erquicklich ist, trotz der großartigen Darstellungskunst, die Lektüre nicht, hingegen bleibt, was man da liest, im

Gedächtnisse eingebrannt. Es ist gut, daß Bücher geschrieben werden, die gewalttätig am Gewissen der Zeit rütteln, aber es ist auch gut, daß deren nicht zu viele geschrieben werden, sonst könnten sie leicht die Gewissen wieder abstumpfen. M.

Novellen aus Italien und der Heimat. Von Hans Grasberger. (München. Georg Müller. 1905.)

Seit einigen Monaten findet man in Blättern des Deutschen Reiches würdigende Aufsätze über unseren Österreicher Hans Grasberger. Von diesem deutschen Dichter begannen nämlich bei Georg Müller in München die ausgewählten Werke zu erscheinen. Erster Band: Novellen aus Italien und der Heimat. Wäre es nicht am Ende auch Sache der österreichischen Blätter, den Landsmann nach seinem Verdienste zu würdigen? Nach seinem Verdienste, sage ich, denn geschenktes Lob hat dieser Mann nie angenommen. Zu einer solchen Würdigung nun gäbe Grasbergers Novellensammlung Gelegenheit. Unsereiner, der sich unter den zeitgenössischen Dichtern mehr als erquicklich umsehen mußte und also den Unterschied kennt, hat über diesen Poeten und Erzähler keine geringe Meinung, die man aber niemandem aufdrängen will. Mein Wunsch wäre, daß Leser von Bildung und Geschmack zu Grasbergers Novellenbuch griffen, um sich fürs erste einen Genuß zu verschaffen und fürs zweite sich darüber ein Urteil zu bilden. Es dünkt mich fast unmöglich, daß der Leser das Buch gleichgiltig aus der Hand legt. Er dürfte sich vielmehr fragen: Wie kommt es, daß man von diesem feinen Geiste so wenig hört, daß heimische Blätter, die so manches Nichtige aus der Fremde oft laut klingend anpreisen, über Hans Grasberger schweigen? Ist es das Schweigen der Ehrfurcht? Oder das Schweigen der Mißgunst? Das Schweigen der Nachlässigkeit ist es vielleicht, oder das Schweigen wegen Überbürdung. Um die großen Feinheiten recht zu erfassen, dazu mangelt dem immer gehetzten Zeitungsmenschen die Stimmung und Hingebung. Wer aber einmal eine so recht behagliche, beschauliche, genußfähige Stunde übrig hat, der tue mir und sich selbst den Gefallen und lese aus dem vorliegenden Buche die Novelle: „Maler und Modell“. Das weitere ergibt sich dann. R.

Hans Heinzlin. Erzählung von Wilhelm Fischer. (München. Georg Müller. 1905.)

„Hans Heinzlin“ stellt eine Gestalt dar, die im Leben von unsichtbaren Banden gefesselt ist und deshalb selbst nie die Stellen kennt, wo sich die Wunden seines Daseins befinden. Er lauscht oft in sein Inneres, aber sein Ohr ist zu wenig fein dazu, die innere Stimme zu hören, die ihm den rechten Lebensweg zeigen könnte. So geht er meist den unrechten Weg und lebt mit den meisten in Unfrieden, zumeist aber mit sich selbst, da ihm der Glaube an sich fehlt. In dieses Dasein fällt jedoch ein heller Sonnenstrahl. Das Beste, was ihm sein Schicksal geschenkt, ist seine Tochter. In ihr sieht er sein ganzes Wesen verklärt, er lebt in ihr und so fällt von hier ein Schimmer auf seine widerspruchsvolle Persönlichkeit, der uns mit ihm versöhnt. So viel über das Buch für heute. V.

Opfer der Zeit. Von Emil Ertl Zweite, vermehrte Auflage. (Leipzig. L. Staakmann. 1905.)

Über die erste Auflage dieses Buches, die der „Heimgarten“ seinerzeit angekündigt hat, schreibt unter anderem die „Wiener Abendpost“:

„Wie vieles wandert mit der Bezeichnung ‚Aus dem Wiener Leben‘ durch die Welt, aber nur weniges kann sich mit diesen Novellen Ertls an spezifischem Wienertum messen. Das ist der echte Realismus, dessen nur jene fähig sind, die des Lebens Untiefen nicht mit dem scharfen Blick des Beobachters allein messen, jene einzig, die mit der Wünschelrute des Poetenblickes unter dem Wuste der Erscheinungen den Lebensnerv der Erscheinungen ersehen.“

Die neue Auflage, ein stattlicher, vornehm ausgestatteter Band mit seinem noch reicheren Inhalte, wird die Würdigung, die das Buch bisher gefunden, noch erhöhen. H.

Friedrich Schiller als Humorist. Von Dr. Adolf Kohut. (Groß-Lichterfelde. E. Eißelt. 1905.)

Vieles, was Friedrich Schillers Humor, Witz, Frohlaune, Ironie, Satire, Parodie und Travestie hell zu beleuchten imstande ist, findet sich hier in volkstümlicher und anziehender Sprache zusammengestellt. Nicht nur die gesammelten Schriften des Dichters, sondern auch seine noch vielfach zerstreuten prosaischen und poetischen Werke und Briefe, sowie Memoiren und Berichte seiner Zeitgenossen und andere unanfechtbare Zeugnisse und Quellen, auf die hier Bezug genommen wird, bieten einen unwiderlegbaren Beweis für die Behauptung, daß unser volkstümlichster Nationaldichter nicht nur einer der gewaltigsten Poeten der Weltliteratur, sondern auch einer der gemütreichsten und espritvollsten Poeten und Menschen gewesen, die je auf Erden gewandelt. V.

Eine Nationalbühne für die deutsche Jugend. Der bekannte Literaturhistoriker und Dichter Prof. Adolf Bartels in Weimar

macht in einer bei Hermann Böhlaus Nachfolgern in Weimar soeben erschienenen Denkschrift den Vorschlag, eine Nationalbühne für die deutsche Jugend zu schaffen. Und zwar soll das so geschehen, daß das Weimarische Hoftheater alljährlich in der Ferienzeit vom 1. Juli bis 15. August einen Zyklus von sechs hervorragenden Dramen der Weltliteratur aufführt, zu dem die Schüler der oberen Klassen aller höheren Lehranstalten aus ganz Deutschland einzuladen wären. Dieser Zyklus soll sechsmal wiederholt werden und da das Hoftheater jeden Abend 1000 Plätze für die Schüler zur Verfügung zu stellen hätte, könnten also im ganzen 6000 Schüler alljährlich teilnehmen. Bartels schreibt: „Es ist von unendlicher Bedeutung für ein Volk, in jedes Jugendleben ein großes Ereignis und Erlebnis hineinzubringen, das mit dem Höchsten der Menschheit zusammenhängt und das man sein Leben lang nicht vergißt,“ er will eine ideale Ferienfahrt und erwartet auch von dem Eindruck der klassischen Stätten Weimars, die zu kennen zur deutschen Bildung gehöre, Bedeutendes. V.

P. P. Rubens. Des Meisters Gemälde in 551 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Ad. Rosenberg. [Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. V. Band.] (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1905.)

Auf das überaus schätzenswerte Unternehmen, die Werke der hervorragendsten und berühmtesten Künstler der Welt in Reproduktionen aller ihrer Meisterwerke vorzuführen und einem weiteren Kreise zugänglich zu machen, wurde hier schon einigemale empfehlend hingewiesen. Die Verlagshandlung hat nun den bisher erschienenen Bänden eine Sammlung der Schöpfungen des großen vlämischen Meisters der Farbe und der Komposition, Peter Paul Rubens, angegliedert. Wir erhalten in dem vorliegenden Bande in guter, vielfach ganz vortrefflicher Wiedergabe alle Gemälde, welche der weltberühmte Künstler geschaffen, die Porträts, Landschaften und großen Darstellungen aus der heiligen und profanen Geschichte, aus der Mythologie u. a. Es ist bekannt, daß Rubens die Schönheit seiner zweiten Frau Helene, welche er in vorgerückten Jahren geheiratet, auf vielen seiner späteren Bilder der Nachwelt überliefert hat, indem ihm die Gattin als schönstes Modell für mythologische Darstellungen und Kompositionen diente, in denen die Frauenschönheit verherrlicht wurde. Durch diese Bilder hat er der Frau zur Unsterblichkeit verholfen. Man findet sie alle in der vorliegenden Sammlung wiedergegeben. Wenn auch die herrliche Farbe des Meisters in der Reproduktion seiner Gemälde nicht zur Geltung gebracht werden konnte, so können wir doch die geniale Vielseitigkeit seines großen Talentes hier in der Zeichnung bewundern, seine reichen Kenntnisse auf allen Gebieten, welche mit der Malerei in Verbindung stehen, und seinen beispiellosen Fleiß, der sich sowohl in der bis ins einzelne genauen Ausführung der Bilder als auch in der Zahl derselben zu erkennen gibt. Die biographische Einleitung A. Rosenbergs zu diesem Bilderschatze ist eine wertvolle Zugabe, welche zum Verständnisse des einzelnen überaus viel beiträgt und ein schönes Bild des Lebens und Wirkens des berühmten Künstlers bietet. Auch die praktischen Beigaben von verschiedenen Registern, unter denen sich eines der Orte befindet, woselbst Werke von Rubens zu finden sind, erscheinen für den Besitzer des trefflichen Buches schätzenswert. Dr. A. Schl.

Meisterbilder fürs deutsche Haus. Neue Reihe. Herausgegeben vom „Kunstwart“. XIX. und XX. Folge. (München. Georg D. W. Callwey.)

Großes Verdienst um die Ausprägung der Kunst in gangbare Münze erwirbt sich der Verlag von G. D. W. Callwey in München durch die Herausgabe der „Meisterbilder fürs deutsche Haus“, womit dem Bedürfnis nach guten und billigen Kunstblättern entgegengekommen wird. Die Blätter sind mit erlesenem Geschmacke ausgewählt und technisch ganz vorzüglich. Die Herausgeber beschränken sich nicht auf die Werke der alten Meister, sondern greifen in die Schätze aller Zeiten, aus denen das Schönste ausgesucht wird. St. P.

Die geistige Ermüdung der Schüler. Von Hans Leiser. (Berlin. Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag.)

Der Verfasser hat das Übel an der Wurzel angefaßt und gibt Mittel und Wege an, die geistige Ermüdung der Schüler, die eng damit zusammenhängende Nervosität unserer Kinder, zu beseitigen. V.

Nach Steiermark! Jahrbuch des Landesverbandes für Fremdenverkehr. Nachweisung von Sommerstationen. (Graz. Verlag des Landesverbandes für Fremdenverkehr. 1905.)

Dieses Jahrbuch mit seinen für Touristen und Sommerfrischler sehr brauchbaren Angaben und seinen zahlreichen Bildern, die aber besser gedruckt sein sollten, nähert sich doch immer mehr dem guten Vorbilde, das man sich von einem solchen Preisbuche des Landes macht. Der erste Teil ist poetisch, belletristisch; in demselben hat die Redaktion einige Stellen durchgehen lassen, die den Fremdenverkehr des Landes nicht fördern werden. Daß z. B. Mariazell die Fremden ausbeute, ist nicht wahr; im Gegenteil, das ist vielleicht die billigste von den berühmten Stätten des Landes. Ferner eine Anzahl flüchtiger Reiseeindrücke von Ausländern, die zwar gut gemeint, aber nicht immer richtig sind. Um so wertvoller

ist der zweite Teil des Jahrbuches mit seinen Reisetouren, mit seiner knappen Charakterisierung hervorragend schöner Ortschaften, mit seinen Hotel- und Sommerwohnungverzeichnungen und vielfach mit den Preisangaben, aus denen zu ersehen, daß wir Steirer für das, was wir zu bieten haben, nicht die unbescheidensten sind. E. G.

Adolf Pichlers Leben und Schaffen. Von S. M. Prem. (München. Georg Müller. 1905.)

Ein ganz vortreffliches Büchlein für jeden, der sich über den Tiroler Dichter kurz und gut unterrichten will.

Büchereinlauf.

Friedrich Halms ausgewählte Werke in vier Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Anton Schlossar. Mit Bildnissen, einem Briefe und einem Gedichte als Handschriftproben. (Leipzig. Max Hesse.) Inhalt der vier Bände: Gedichte. „Griseldis.“ „König und Bauer.“ „Der Sohn der Wildnis.“ „Verbot und Befehl.“ „Der Fechter von Ravena.“ „Wildfeuer.“ „Begum Somru.“ „Die Marzipanliese.“ „Die Freundinnen.“ „Das Haus an der Veronabrücke.“

Freie Bahn. Roman von Anna Behnisch-Kappstein. (Dresden. Karl Reißner. 1905.)

Sensitive Novellen. Von A. de Nora. (Leipzig. L. Staakmann. 1905.)

Gregorius Sturmfried. Ein Zeitbild aus dem Katholizismus der Gegenwart von Arthur Achleitner. Erster Band. Der Dorfpfarrer. (Mainz. Kirchheim & Co. 1905.)

In der einzig schönen Ausgabe „Bücher der Weisheit und Schönheit“ von Grotthuß. (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer) sind neuerlich erschienen:

Beethovens Briefe. Auswahl, herausgegeben von Dr. Karl Storch.

Lucian. Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von Freiherrn v. Grotthuß. 2 Bände.

Dichtungen. Von Karl Freiherr von Fuchs. Herausgegeben von Grotthuß.

Der Herzog von Mailand. Tragödie in 5 Akten von Philipp Mallinger. Frei bearbeitet von H. Konrad.

Brüder Grimm. Auswahl, herausgegeben von Prof. Dr. Max Koch.

Vom Karnickel, das immer anfing. Briefe Pierrots an seine Kolombine. Gesammelt und herausgegeben von Ralph Leather. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Schiller als Heiliger. Volksschauspiel mit Gesang in 3 Aufzügen von Heinrich Hugendubel. (München. Salvatorstraße 18.)

Ein Feiertag. Drama in drei Aufzügen von Richard Fellinger. (Berlin. Schuster & Löffler. 1905.)

Der Zeuge. Drama in einem Akt von Richard Fellinger. (Berlin. Schuster & Löffler. 1905.)

Wintersturm. Ein Sang von der Ostsee. Von Ludolf Weidemann. (Hamburg. Alfred Janßen. 1905.)

Ein Liederstrauß. Von Jus Overbeck. (Dortmund. Koeppersche Buchhandlung. 1904.)

Deutsche Literaturdenkmäler des XVI. Jahrhunderts. II. Hans Sachs. Ausgewählt und erläutert von Prof. Dr. Julius Sahr. (Leipzig. G. J. Göschensche Verlagshandlung.)

Stunden mit Goethe. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. (Berlin E. S. Mittler & Sohn.) 3. Heft.

Karl Stieler, der bayerische Hochlandsdichter von A. Dreyer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Komp.)

Geschichte Nieder- und Oberösterreichs. Von Max Vancsa. Erster Band. Bis 1283. (Allgemeine Staatengeschichte. Herausgegeben von K. Lamprecht. Dritte Abteilung: Deutsche Landesgeschichten. Herausgegeben von Armin Tille. 6. Werk. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1905.)

Germanen-Bibel aus heiligen Schriften germanischer Völker. Zweite Auflage in Heften. Herausgegeben von W. Schwaner. (Berlin N. 54, Brunnenstraße 10.)

Das Reich Gottes unter den Slawen. Von Reinhold Urban. I. Heft: Die Wenden. (Striegau. R. Urban. 1905.)

Schillerrede. Gesprochen am 10. November 1863 in Leipzig anschließend an die letzte Feier des 50jährigen Gedenktags der Leipziger Schlacht von Emil Palleske. (Stuttgart. Karl Krabbe. 1905.)

Schiller-Album. Zum 100jährigen Todestag. (Dresden. J. L. Stange.)

Schiller-Brevier. Von Hugo Oswald. (Berlin. Schuster & Löffler. 1905.)

Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung. Von Prof. Dr. O. Weise. Zweite vermehrte Auflage. (Leipzig. B. G. Teubner. 1905.)

Dem deutschen Schulverein. Selbschriften-Album, herausgegeben zur Jubelfeier des Deutschen Schulvereines vom Vorstande der Ortsgruppe Margareten-Wien. Preis

1 Krone. Der gesamte Reinertrag ist für den Jubelfonds des Deutschen Schulvereines bestimmt.

Alkoholvergiftung und Degeneration. Von G. v. Bunge. (Leipzig. Johann Ambrosius Barth. 1904.)

Wider den Alkohol. Gesammelte Reden und Abhandlungen von Dr. med. G. Bunge. (Basel. Friedrich Reinhardt. 1903.)

Drei geistliche Lieder. Für eine mittlere Singstimme mit Klavierbegleitung komponiert von Ad. Stolz. (Ludwigsburg. Eduard Ebner.)

Führer durch das steirische Ennstal und seine Umgebung. Von Karl Reiterer. Mit einem Einleitwort von Dr. G. v. Wißmann. (Aussee. Anton Grill. 1905.)

Schmids Führer durch Abbazia und die weitere Umgebung. (Abbazia. Franz J. Schmid.)

Das große Handarbeitsbuch. Praktische Anleitung zur Anfertigung sämtlicher weiblicher Handarbeiten in 2 Bänden mit sehr deutlichen Illustrationen, erläuterndem Text und vielen verwendbaren Mustern von Hermine Steffahey. I. Band. (Leipzig. W. Vobach & Komp.)

An die Verehrer Adolf Pichlers.

In unvergeßlicher Erinnerung bleibt mir der Tag, da wir den 80. Geburtstag des Altmeisters Tirols feierten.

Eine endlose Schar deutscher Männer mit brennenden Fackeln in der Hand zog durch die Straßen Innsbrucks.

In die Wohnung Adolf Pichlers wurde die schwarz-rot-goldene Fahne gebracht, unter der unser Dichter als junger Akademiker einst gegen die Welschen zu Felde zog.

Wie pochten unsere Herzen vor Begeisterung, wie mächtig erscholl unser Heilgruß zu seinem Fenster in der Müllerstraße empor!

Jahre sind seit jenem bedeutungsvollen Tage vergangen.

Der treue Alte ist nicht mehr. Im städtischen Friedhofe zu Innsbruck liegen die Gebeine Adolf Pichlers in einem einfachen hölzernen Sarge, wie es sein letzter Wille war, begraben.

„Seine Werke aber sind in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet!“

Nicht wahr, das sollte man glauben? Allein die große Volksbegeisterung war leider zu wenig andauernd. Man ehrt zwar nach wie vor den Freiheitsdichter, aber sein literarischer Nachlaß findet verhältnismäßig nur wenige Freunde.

Der Verleger hat erklärt, das begonnene Unternehmen nicht durchführen zu können, wenn nicht eine genügende Anzahl von festen Beziehern vorhanden sei.

Bei der dichterischen Bedeutung Pichlers und bei dem Umstande, daß er doch einer der hervorragendsten Führer der nationalen Bewegung — in Tirol geradezu der Führer — war, müßte man es doch als Schmach und Schande für die Deutschen bezeichnen, wenn sie ihm der Vergessenheit anheimfallen ließen.

Ich mahne die Verehrer Adolf Pichlers, die bei Georg Müller in München erscheinenden gesammelten Werke Adolf Pichlers in irgend einer Buchhandlung zu bestellen.

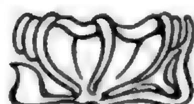
Die Werke erscheinen in etwa 100 vierzehntägig erscheinenden Lieferungen à 60 h oder in 16 Bänden zum Gesamtpreise von 60 K.

Deutschösterreich! Setze dem Altmeister Tirols ein literarisches Denkmal! Helfe sein Lebenswerk in einer Gesamtausgabe erscheinen zu lassen!

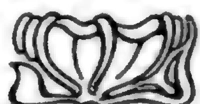
Sei treu dem, der dir treu war!

Triest, am 30. April 1905. Paul Pogatschnigg.

Nicht immer nur Denkmäler setzen, an denen bald alles achtlos vorübergeht, sondern Dichters Werke anschaffen und lesen; das und nur das allein heißt die Dichter ehren. Sollte sich nicht in Tirol ein Verein bilden zur Verbreitung von A. Pichlers Werken? Die Red.



Postkarten des „Heimgarten".



* Ein wenn auch selten, aber gerne gesehener Mitarbeitergast des „Heimgarten", J. K. Lecher, ist am 28. April in Wien gestorben. Er war ein Publizist nach gutem altem Schlage, einem vorarlbergischen Bauerngeschlechte entsprossen. Reich an Wissen, unbestechlich, freimütig, knorrig, verläßlich, herzensgut. Der Heimgärtner bewahrt ihm ein treues Andenken.

F. St., Graz. Über Schillers Glaube sagte Jakob Grimm in seiner Rede an Schillers hundertstem Geburtstage ein gutes Wort: Vielfach ist der Glaube unsrer beiden großen Dichter schnöde verdächtigt und angegriffen worden von seiten solcher, welchen die Religion statt zu beseligendem Frieden zu unaufhörlichem Hader und Haß gereicht. Zu den Tagen der Dichter war die Duldung größer als heute. Welche Verwegenheit heißt es, dem, der blinder Gläubigkeit anheimfiel oder sich ihr nicht gefangen gab, Frömmigkeit einzuräumen und abzusprechen; der natürliche Mensch hat, wie ein doppeltes Blut, Adern des Glaubens und des Zweifels in sich, die heute oder morgen bald stärker bald schwächer schlagen. Wenn Glaubensfähigkeit eine Leiter ist, auf deren Sprossen empor und hinunter, zum Himmel oder zur Erde gestiegen wird, so kann und darf die menschliche Seele auf jeder dieser Staffeln rasten. In welcher Brust wären nicht herzquälende Gedanken an Leben und Tod, Beginn und Ende der Zeiten und über die Unbegreiflichkeit aller göttlichen Dinge aufgestiegen, und wer hätte nicht auch mit anderen Mitteln Ruhe sich zu verschaffen gesucht als denen, die uns die Kirche an die Hand reicht?

St. O., Wien. Wenigstens zweimal im Leben soll man die Klassiker lesen. In der Jugend zur Bildung des Geschmackes und im Alter, um sie zu verstehen.

H. L., Marburg. Der „Heimgarten" hat wiederholt angeregt, daß statt der epidemischen Denkmalsetzerei für Dichter zur Verbreitung von deren Werken mehr getan werden möchte. Gegenwärtig beginnt das Erscheinen der neuen ausgewählten Ausgabe von Hans Grasbergers Werken. Sie leidet Not, man geht im Heimatlande des Dichters gleichgiltig an ihr vorüber. Ähnlich auch mit Pichlers Werken. Solange wir nicht für die Verbreitung der Werke unserer Dichter etwas getan, haben wir gar nicht das Recht, unsere Städte mit deren Bildnissen zu schmücken und zu ehren.

K. L., Wien. Da tuen wir nicht mit. Die größte Gotteslästerung dünkt mich zu sein der Gesetzparagraph — gegen die Gotteslästerung.

F. St., Wien. Dank für die übersendeten 100 K, wovon wir nach Ihrer Weisung 50 K an den Deutschen Schulverein und 50 K an die Deutsche Schillerstiftung abgeliefert haben. Eine echte Schillerehrung!

* Frau Marie Frank in Wien hat zur Wiedererbauung der Kirche in St. Kathrein am Hauenstein die hochherzige Spende von 100 K gemacht. Ferner spendete für den gleichen Zweck H. Gondolatsch, Görlitz, 10 K.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 12. Mai 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Böck. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Die verkaufte Seele.

Eine Geschichte aus blauer Vorzeit von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Das Kloster lag in einem weiten Talkessel, der von kahlen Bergen umgeben war, in dem aber fleißiger Landbau Wiesen bewässert und weite Felder fruchtbar gemacht hatte. Zwei hohe Türme ragten aus dem weitläufigen Gebäude hervor, das umgeben war von einer Schutzmauer aus unbehauenen Steinen. An der Eintrittspforte standen Heiligengestalten aus Sandstein und ein Mönch in langem Rock aus weißer Wolle, der am Nacken eine niederhängende Kapuze hatte. Das Gesicht des Mönches war bartlos, der Kopf kurz geschoren. Da dieser Pförtner mitten im Eingange stand, so sprach ihn der Knabe höflich an, ob er eintreten dürfe, er suche den Abt.

„Was willst du von Seiner Gnaden?“

Baldar blickte ihn zagend an, er konnte es nicht sagen. Da kam über den Hof ein anderer Klosterbruder und berichtete, der Herr sei jetzt nicht in seinen Gemächern, wer mit ihm zu sprechen habe, der möge ihn suchen. Der Knabe wurde durch das Tor gelassen und nun sah er, daß ihm das Kloster und der Garten und die Kirche freigegeben waren, um den Abt zu suchen. Er ging durch den Kreuzgang, an dessen Wänden die dunkelnden Bilder verstorbener Äbte hingen. Er ging durch die Kastanienalleen des weiten Gartens, vorüber an Rosen-

sträuchern und Glashäusern, er ging bis zu dem Fischweiher und zu dem Lusthause. Mancher Priester begegnete ihm, der wie eine weiße wandelnde Säule war und in seinem Breviere las; aber den Abt sah er nicht. Er kam zu dem weiten Sandplatze zurück, trat in das Münster, das rötliche Marmorpfeiler hatte und in den schmalen hohen Fenstern dunkelglühende Glasmalereien, und neun Altäre, an deren einem der Küster eben zwei Kerzen auslöschte. Noch wehte vor den vergoldeten Bildnissen der Weihrauch von der Messe, die eben zu Ende gegangen. Auch in der Kirche fand der Knabe den Prälalen nicht. Er ging wieder in den lichten Tag hinaus und auf dem Wege dahin, der gegen die Wirtschaftsgebäude führte. Unterwegs sah er abseits den kleinen Friedhof, der auf dem grünen Rasen eine Menge schwarzer schiefstehender Holzkreuzlein hatte, und rückwärts einen kleinen Bau, der zum Teil Kapelle und zum Teil Beinhaus war. Und dort, mitten unter den Totenschädeln saß ein gebückter Greis, der eben dasselbe weiße Kleid trug und das kahle Haupt, doch über der Brust an goldener Kette ein Kreuz hängen hatte. Das war der Mann, den Baldar suchte. Als der Knabe sein Hütlein abziehend herantrat, stand er auf und ging ihm tief gebückt und am Stock gestützt ein paar Schritte entgegen. In seinem hageren rötlichen Gesichte war ein gütiges Auge, so daß Baldar Mut faßte und ihm sofort seine Geschichte und sein Anliegen vortrug.

Der Greis hörte ihn an, ernsthaft und freundlich, und dann fragte er: „Hat dein Vater sich seinem Beichtvater vertraut?"

Davon wußte der Knabe nichts.

„Wie ist dein Vater gegen seine Untergebenen?"

„Früher war er gut und hat sie nicht gedrückt und den Armen alles geschenkt. Seither aber, als er sich verschrieben, ist er anders."

Der Abt nahm auf einer Steinbank Platz und bedeutete dem Knaben, daß er sich neben ihn setze. Dann sagte er: „Mein Sohn! Dein Vater hat dir also erzählt, daß er seine Seele an den Teufel verloren hätte. Sollte diese Vorstellung nicht von einem bösen Gewissen kommen? Der Schatz, zu dem er gekommen, ist wohl auf unredlichem Wege erworben worden, das hat seine Seele belastet. Vom Gelde besessen, hat er sich ganz dem Irdischen hingegeben. Die Sorgen, die ihn um Erhaltung und Vermehrung der zeitlichen Güter hetzen und verfolgen, haben sein Herz betäubt. Er hat kein inneres Leben mehr als das, nach Schätzen zu jagen. Er kann sich nicht mehr freuen an unschuldigen Menschen, nicht mehr an der Schönheit der Schöpfung, er hat kein Verlangen nach Gott und Unsterblichkeit, alles in ihm ist wüst geworden, leer und kalt. Aber er hat die Erkenntnis, daß ihn ein gieriger Wille verleitet, und nun kommt es ihm vor, er habe seine

Seele dem Teufel verschrieben. Ich meine, liebes Kind, so ist es und du solltest heimkehren und deinen Vater zu bewegen trachten, daß er die höllische Last von sich werfe, sich von den Ketten des Satans befreie und sich wieder dem Guten und Schönen des Lebens zuwende. Daß er so seine Seele wieder finde, will ich für ihn beten. Und du, sein Kind, das er einst so innig geliebt hat und das ihn noch jetzt so rührend liebt, du sollst deinen Vater erlösen helfen."

Als der greise Priester noch so sprach, begann auf dem Turm eine Glocke zu dröhnen. In langsamen Schlägen sang sie ein ernstes und doch so sanftes Lied. Der Abt erhob sich, faltete über der Brust die Hände und betete schweigend. Auch Baldar versuchte zu beten, aber ihm war zu wehe im Herzen. Es war ja so schön und fromm gewesen, was der hohe Herr gesprochen, und doch konnte er es nicht verstehen. Was ihm der Vater erzählt, das hatte er klar verstanden und deutlich gesehen, das konnte nicht anders als wahr sein, weil es der Vater gesagt. Der geistliche Herr, meinte er, könne nicht so wissen, wie es der böse Feind treibt mit den schwachen Menschen.

Als die Glocke ausgeklungen hatte, bog der Prälat den Arm des Knaben in den seinen und sagte: „Und jetzt wollen wir sehen, daß wir eine Suppe bekommen."

Der junge Edelmann war eingeladen zum Mittagstisch und der Prälat führte ihn unter kleinen hastigen Schritten die weiße Marmortreppe hinauf in den Speisesaal, der schneeweiß getäfelt und an den Gesimsen mit roten Figuren geziert war. Da gab's Gottessegen, da ging's heiter zu und der zunächstsitzende Mönch suchte auch den Knaben zu ermuntern. Dieser aß wenig und blieb schweigsam.

„Dir gefällt es doch bei uns, junger Prinz?" fragte der launige Mönch.

„Wenn ich meinen Vater erlösen soll, so müßte ich etwas anderes sehen," antwortete der Knabe. „Ich wollte fasten und mich mit Geißeln schlagen, wenn ich meinen Vater erlösen könnte."

„Es ist ein guter Standpunkt. Aber dann mußt du zum Einsiedler in die Rauhlos gehen, da kannst du fasten genug."

„Was ist das, der Einsiedler in der Rauhlos?" fragte ber Knabe.

„Das ist ein frommer Mann. Er ist so fromm, daß er nichts Irdisches genießt, daß ihm jeden Tag der Engel die Speise vom Himmel bringt."

Baldar blieb auch noch den Rest des Tages im Kloster und für die Nacht wurde ihm ein freundliches Gemach angewiesen. Aber er konnte nicht schlafen. Tausend Gedanken peinigten sein Gehirn, wie er es denn anfangen solle, die Seele seines Vaters zu retten. Ein Einsiedler, der alles Weltliche von sich geworfen hat, der alles Geld

und jede Lockung des Teufels verachtet und der so fromm ist, daß ihm der Engel die Speise vom Himmel bringt! Das ist der rechte Mann für meinen Vater.

Und am nächsten Morgen, als die schmale Mondsichel über dem dunklen Streifen des Waldlandes niederging, nahm Baldar sein Bündel und seinen Haselstab und wanderte. Man hatte ihm gesagt, dem Monde müsse er immer nachgehen, da würde er in die Gegend kommen, genannt: In der Rauhlos. Er wanderte einen Tag und noch einen. Ohne Mond und Sonnenlauf hätte er den Weg nicht gefunden, weil keiner war. Aller Feldbau war zurückgeblieben, die üppigen Wiesen waren zurückgeblieben, und der wuchernde Wald. In eine baum- und strauchlose Heide war er gekommen, die doch wieder keine Heide war. Der Rasen zitterte unter seinen Füßen, und war es auch grüne Oberfläche, so sank er doch tief in den Morast mit jedem Schritt, und wenn er den Fuß herauszog, schmatzte das Loch zähe zusammen und der Rasen zitterte weithin. Germenfächer und Büscheln von hohen Binsen, an denen weiße Wollflöckchen prangten, sonst war nichts auf dem weiten Moore, aber mancher fremde Vogel schoß kreischend dahin, ohne daß man sah, wo er aufflog und wo er sich verbarg. Ein dünner Nebelschleier verhüllte alle Ferne und verhüllte den Himmel, und es war so furchtbar öde und traurig, daß es dem Knaben einfiel: So muß es im Lande der verlorenen Seelen sein.

Gegen Abend des zweiten Tages, als der erschöpfte Knabe sich hinlegen und sterben wollte, wurde der Boden fest und trocken und es begann eine steinige Heide. Zwischen weißen Felsrücken, die ein wenig aus der Erde ragten, wuchs Wachholdergesträuch und dort und da stand eine blaue Enziane. Und plötzlich hörte Baldar etwas klappern, als ob in regelmäßigem Takte zwei harte Holzstückchen aneinanderschlügen. Dieser Schall kam von einer Steingruppe her, wo wuchtige Felsplatten schräge aneinandergelehnt waren, so daß zwischen ihnen sich ein hohler Raum ergab. Was mußten das für Wesen gewesen sein, die einst von ferner Felswand diese Riesenblöcke losgerissen, um damit hier ein steinernes Zelt zu bauen! An einer der Platten waren schlecht hingemalt große Buchstabenzeichen. Im Halbdunkel des Raumes stand ein Mensch, der an einem Stricklein zog und damit über den Steinen zwei Brettchen aneinanderschlug. Als Baldar nahekam, sah er, daß der Mann in der Steinzelle das Gesicht voller Haare hatte und eine Tierhaut um den Leib trug, der die Wolle nach innen kehrte. Es war der Einsiedler in der Rauhlos. Er läutete seine Holzglocke nun noch emsiger, aber als der Knabe ungeschickt dastand, ließ er los und sagte mit einer kehlhohlen Stimme: „Wer bist du, daß du nicht betest? Bist du ein Heide? Du siehst doch, daß ich die Vesper läute?“

Darauf antwortete der Knabe, er möchte am liebsten immer beten, denn er habe ein großes Anliegen und das trage er schwer herbei zu dem frommen Manne, daß er ihm helfe.

„Ach“, sagte der Einsiedler, „du hälst mich wohl auch, wie so viele, für einen Zauberer, der auch Krankheiten abbeten oder wohl gar Liebestränke bereiten soll. Weißt du, bei wem du bist? Was steht hier geschrieben?“ Er zeigte an die Buchstaben auf dem Stein.

„Rette die Seele!“ las Baldar und sagte dann: „So bin ich doch beim Rechten. Mein Vater hat sich an den bösen Feind verloren und ich bin weit hergekommen, um euch zu bitten, daß ihr uns ratet und helfet, wie wir die Seele wieder zurückretten könnten.“

Darauf antwortete der Einsiedler: „Was geht mich dein Vater an. Meine Seele rette ich.“

Aber der Knabe ließ sich nicht damit abweisen, sondern erzählte die Geschichte seines Vaters. Nun wurde der Einsiedler zornig und sprach: „Wer hat dir denn die Torheit gesagt, daß du mit dieser Teufelsgeschichte zu mir kommen sollst? Wisse, ich habe mit dem Teufel nichts zu tun, ich lebe nur mit Gott, der mir die Speise vom Himmel schickt.“

Weil der Knabe auf diesen Bescheid sehr betrübt und ratlos war, so fuhr der Einsiedler fort zu sprechen: „Wenn du einen Teufelsbeschwörer suchst, so mußt du zu Leuten gehen, die mit dem Teufel vertraut sind. Gehe doch zum Räuberhauptmann Schwarzblut, der ist gut Freund mit dem Luzifer und dreihundert Teufel müssen ihm dienen Tag und Nacht. Der Schwarzblut hat der Hölle schon so viele arme Seelen zugeführt, daß er wohl das Recht hat, eine zurückzubegehren. Die Räuberbande findest du in den Dustergräben, durch die der Weg in die Donaulande geht. Du darfst es wagen, du bist stärker als ein König mit allem Gefolge, denn — wie mich dünkt — dir können sie nichts nehmen. Und gegen den Hauptmann mußt du recht artig sein. Er hat die artigen Knaben gerne. Wenn's je einer kann, dieser Geselle ist schlecht genug, den Teufel zu überlisten. Gehe zu.“

Nun faßte Baldar wieder Mut und er wollte am liebsten gleich weiterziehen gegen die Dustergräben. Aber es dunkelte schon der Abend und er mußte bitten, in der Grotte übernachten zu dürfen. Der Einsiedler war noch hinausgegangen in den Sonnenschein, um — wie er sagte — sein himmlisches Mahl zu sich zu nehmen. Baldar kaute an einer Krume Brot, die er noch in seinem Bündel fand und legte sich dann auf das Binsenstroh. Gegen Morgen, als ihn fröstelte, versuchte er schüchtern einen Zipfel des großen Pelzmantels über sich zu ziehen, mit dem der neben ihm liegende Einsiedler zwiefach zugedeckt war. Aber der Einsiedler knurrte und riß den Lappen wieder an sich.

Am nächsten Morgen schaute Baldar über die Heide hin. Sie war gesprenkelt mit kleinen Schneestreifen und Schneeflecken — das waren die weißen Steine, die aus dem Boden hervorschimmerten. Weiterhin dämmerte der Nebel wie gestern.

Und Baldar wanderte. Fand er schon bei weisen und frommen Männern keinen Erlöser für seinen Vater, so wollte er es mit Toren und Sündern versuchen.

Noch in der Niederung der Rauhlos hatte er einen reisenden Knappen begegnet, der aus heimatlicher Gegend kam und zu sagen wußte, daß der gnädige Herr auf der Thomasburg sehr krank geworden sei. Er wandle auf einsamen Wegen unheimlich dahin und seit Tagen hätte kein Mensch ein Wort von ihm gehört. Man könne nicht mehr sagen, daß er traurig sei, ganz stumpf und dumpf sei er geworden. Er lebe von rohen Früchten, reiße sich manchmal das Gewand vom Leibe und sei gierig wie ein Tier; aber kein Lachen und kein Weinen mehr. So habe es auch sein Ehegespons nicht länger bei ihm ausgehalten, sondern sei den Weg geritten, den es gekommen.

Diese Nachrichten waren wie Peitschenhiebe, die den armen Jungen weiterjagten, um irgendwie und irgendwo Rettung zu finden. Ein Gebirge hatte er zu übersteigen, das hin und hin mit stacheligem Strupp und scharfem lockeren Gestein bewuchert war. Seine Kleider und seine Haut hatten Risse bekommen in den widerhakigen Büschen. In einem kahlen Kar stand ein Wassertümpel, eines jener Augen, mit denen das wilde Gebirge himmelwärts starrt, wie ein Toter, dem keine liebende Hand die Lider zugedrückt. Hier rastete Baldar und zog seine Schuhe aus, um die wunden Füße im kühlen Wasser zu baden. Da stand hinter ihm, so plötzlich, daß er erschrak, ein Jüngling, dem hingen lange Haarsträhne über die Achseln herab und an der Seite hatte er eine Ledertasche hängen. Bekleidet war er spärlich. Er blickte lächelnd auf Baldar und dieser fragte, ob es durch das Kar hinauf recht sei in die Dustergräben. Der Jüngling war erstaunt und fragte: „Was willst du in den Dustergräben? Dort wirst du ja abgeschlachtet. Dort reist kein Kaufmann mehr ohne Soldaten. Und gar mitsamt den Soldaten werden sie erschlagen. Weißt du denn nicht, daß in den Dustergräben der Schwarzblut sein Unwesen treibt?“

„Zum Schwarzblut will ich ja“, antwortete Baldar.

Der Jüngling schaute ihn an, schüttelte den Kopf und sprach mit leiser, fast ängstlicher Stimme: „Das sollte man dir nicht ansehen. Führe uns nicht in Versuchung! Hast du dich wohl schon versucht im Handwerk? Ein bissel heimlich wegnehmen, das ist keine Kunst, aber rauben und morden, mein Lieber! Gott schütze dich vor dem Henker!“

Was? Dieser Mensch glaubt doch nicht, ich wolle mich zur Bande schlagen? dachte Baldar und blickte hinter sich. Der Jüngling war nicht mehr da. Plötzlich erschienen und plötzlich verschwunden. Baldar erschrak. Am Ende ist das der Engel des Einsiedlers gewesen. Der Knabe trocknete die Füße mit Steinflechten und wollte die Schuhe anziehen. Und siehe, die waren auch nicht mehr da, waren mit dem „Engel" verschwunden.

Nun mußte der Knabe barfuß weiter über das rauhe Gestein. Aber rasch ging es dahin. Ein heftiger Jochwind stieß ihn nach vorwärts. Er sehnte sich ordentlich nach Räubern und Mördern. Bei diesen Tugendhaften mit dem kalten Herzen war kein Erbarmen. Da wollte er schier lieber mit dem leidigen Teufel anbinden. Er wollte in Mördergruben steigen und wenn es sein müsse, in die Hölle hinab.

Als er auf dem Grate stand, ging etwas Sonderbares vor, er blickte in ein Land seltsamer Dämmerung. Eine Dämmerung, wie er sie noch nie gesehen. Schwarz lag die Niederung bis hinaus zum Gesichtskreis, wo die Zacken der Waldbäume den Himmel schnitten. Der Himmel war ein dunkles sternloses Blau. Und nach einer Seite hin stand hinter den Waldzacken ein fernes Gebirge, das war rot wie matte Glut. Es hauchte fast einen rosigen Widerschein über den finsteren, unendlichen Wald. Die Luft war schwül und still — reglos und klanglos alles.

Ohne daß es ihm jemand gesagt, wußte es Baldar, da müsse er hinab. Und dann ging eine breite Straße durch den Wald. Nur weil sie weiß war, schimmerte sie in der Dunkelheit. Ein Zug von Männern kam darüber. Sie hatten zwischen sich eine Truhe mit Kostbarkeiten, die sie auf wagrechten Balken trugen. Sie gingen eilig und suchten jedes Geräusch zu vermeiden auf dem Wege. Sie hatten die Laternen ausgelöscht. Da war ein greller Pfiff, von mehreren Seiten schossen Gestalten herbei, Blendlaternen zuckten auf, Beile krachten dumpf an den Köpfen. Nach kurzem Kampf waren die Reisenden besiegt und die Straßenräuber brachten wild johlend ihre Beute in Sicherheit.

Baldar schloß sich heimlich dem Zuge der Räuber an und kam glücklich durch zwei riesige Eisentore, die eine ungeheuere Felsenhöhle bewachten. Als er in einem hohen Raume war, der von mehreren Pechfackeln beleuchtet wurde, so daß an den feuchten Wänden betäubender Rauch niederwirbelte, stellte der Knabe sich fest auf den Fuß und verlangte vor den Hauptmann geführt zu werden.

Da schaute ein rußiger Recke zu ihm nieder und sagte lachend: „O kleine Kröte du! Willst du uns den Hauptmann gefangennehmen! Dann mußt du ein wenig warten, er hat eben Besuch."

Eine dritte eiserne Türe war da, hoch und schmal und verrostet. Hinter derselben hörte man eine volle zornige Bruststimme und ein näselndes Gekeife und Gejammer, das ununterbrochen bald laut klagte, bald leise wimmerte, als geschehe jemandem ein fürchterliches Unrecht.

„Mir scheint, heute setzt er ihm verteufelt zu“, sagte einer der Räuber zum anderen.

„Ich fürchte nichts“, sagte der andere, „er klopft sich wieder heraus. Wir wollten dem Schwanzkerl auch weidlich den Kragen einbiegen, und wenn er neun Katzenleben in sich hätte.“

Der eine setzte aber bedenklich bei: „Wenn der Hauptmann marschiert, dann marschieren wir alle. Ich bin nicht neugierig.“

Und sie drückten sich durch die Höhlen weiter.

Baldar wartete, aber das Gezänke drinnen wollte kein Ende nehmen. Das ward ihm langweilig und er versuchte, ob die eiserne Türe kein Schlüsselloch habe. Als er, um zu gucken, sich daranlehnte, wich sie ein wenig zurück, er sah, daß sie offen war und schlüpfte hinein. Im dunlen Winkel blieb er unbemerkt stehen und sah und hörte alles. Ein derber Mann stand da mit rotem und wüstem Haar und Bart. Er trug ein Ritterwams und hatte an der Seite ein breites Schwert, nach dessen Griff er wiederholt fuhr während seiner heftigen Rede. Es war der mit dem Brustton. Vor ihm war ein zierliches Männlein, das immer hin- und hertrippelte und mit seinen grünen Glühaugen flackerte, wie zwei Lichtlein, in die der Nachtwind bläst. Es hatte kein Kleid an, sein Leib war grünlich beschuppt und der Schwanz am Steißbein schnellte ringelnd hin und her, während es jammerte und kneifte. In dem Augenblicke schien das Männlein von etwas Besonderem beunruhigt zu sein, so daß es mehrmals ängstlich erregt gegen den dunklen Winkel glurrte, im dem sich Baldar geborgen hielt. Drüben dort im Hintergrunde stiegen schwefelgrüne Nebel auf, die durcheinanderwogten und allerlei ungeheuerliche Gestalten bildeten, welche immer aus dem Schwefeldunst hervorzustreben schienen gegen den derben Mann, und die doch nicht vom Fleck kamen.

„So weiche endlich von mir, in drei Teufels Namen!“ fluchte der Räuberhauptmann und stieß mit dem Fuße zornig in das Steinpflaster. Da grinste der Grüne, kam ihm nur noch näher, legte seine Tatze an die Hand des Ritters und wollte sie streicheln. Der Mann zog sie zögernd zurück, er wurde seiner Sache immer unsicher, wenn der Grüne ihn berührte.

Dieser rollte mit kundigem Griff einen Schein auseinander und sagte sehr tief geneigt und demütig: „Es ist richtig, Herr Ritter, sieh dir doch nur einmal deinen Schriftzug an und den Tag. Genau kannst du's sehen. Zweimal haben wir den Termin schon verlängert,

doch auf weiteres kann ich mich bei dem besten Willen nicht einlassen, ohne mich selbst zugrunde zu richten."

„Ohne dich zugrunde zu richten!" lachte der Hauptmann wild auf. „Teufel, sei kein dummes Schaf! Und erinnere dich daran, wie viele hundert Seelen ich dir schon zugeschickt habe seit fünfundzwanzig Jahren — männliche und weibliche. Lasse mich das einträgliche Geschäft für dich doch wenigstens zehn Jahre noch besorgen."

„Ich will nicht schmeicheln, Hauptmann, aber es ist so. Deine einzige Seele ist mir mehr wert, als tausend Philisterseelen. Dazu stehst du im Verdachte des Fluchtversuches und schmiedest heimlich Ränke, um mir zu entkommen. Das ist undankbar. Ich habe es, seit du dich meiner bedienst, an nichts fehlen lassen. Ich habe deine Schatzkammern gefüllt, habe dir immer wieder Mark in die Knochen gegossen, habe dir handfeste Kameraden zugeführt, und ergötzliche Genossinnen, und habe — ach wie oft — deine Feinde geblendet, wenn sie dich halb schon hatten. Nun ist die Zeit aus und verlängert wird nicht mehr. Komm, du bist mein!"

Aus der winselnden keifenden Stimme war ein schmetterndes Schreien geworden. „Komm, du bist mein!" Die schwefelgrünen Nebel qualmten dicht heran, allerlei Augen, Klauen und Mäuler streckten sich aus demselben hervor, das Männlein schnellte den Schwanz und holte aus zu einem Sprung auf den Hauptmann — in diesem Augenblicke schoß Baldar wie ein Pfeil zwischen beide, so daß der Grüne mit einem abscheulichen Gekreisch zurückfuhr und mit seinem Gefolge verschwand.

Sprachlos und blaß stand der Hauptmann da und blickte auf den fremden Knaben, der wie vom Himmel gefallen nun ruhig vor ihm stand.

Und so waren sie zusammengekommen, der grimme Schwarzblut und der fromme Knabe aus der Thomasburg. Und als der Räuberhauptmann das Kind befragte, woher es komme und wohin es wolle, bekannte Baldar seinen Kummer. Er erzählte die Geschichte seines Vaters, erzählte von der weiten Wanderung und den Gefahren derselben, von allen mißlungenen Versuchen, die verkaufte Seele zurückzubekommen und sagte, daß er entschlossen sei, bis ans Ende der Welt zu wandern, ja in die tiefste Hölle hinabzusteigen, um seines Vaters Seele zu retten.

Der Hauptmann stand völlig starr vor solchem Bekenntnisse. Endlich sagte er: „Kind, wie mußt du deinen Vater lieben! Gibt es denn das noch auf dieser Welt?"

Und nun begann Baldar einzugestehen, daß er geradeswegs hergekommen sei zum Ritter Schwarzblut, weil er wisse, daß der ihm bei seinem Werke helfen könne und werde.

„O Knabe!" rief der Hauptmann, „weißt du denn nicht, wer ich bin? Ich bin ein großer Missetäter, bin selber dem Teufel verfallen und kann dir nicht helfen, deinen Vater zu retten."

„Und du wirst mir doch helfen", sagte der Knabe treuherzig, „du bist mit dem Teufel gut bekannt, er ist dein Knecht, du kannst ihn zwingen und ich weiß gewiß, daß du es tun wirst."

Da faltete der Räuberhauptmann bewegt die Hände und rief: „Ein solches Vertrauen ist mir noch nicht vorgekommen. Diese Liebe und dieses Vertrauen!" — Und dachte bei sich: Nun erst weiß ich, weshalb der Teufel hat abfahren müssen, als der Knabe dazwischen trat. Diese Unschuld und diese Liebe!

„Mein Sohn", sagte er. „Wenn jemand die Seele deines Vaters zurückgewinnen kann, so bist du es selbst. Ich will dir dazu nach meiner schwachen Kraft behilflich sein, denn in diesem Augenblick herrsche ich noch über die Hölle. Einstweilen erfrische dich und ruhe dich aus."

Dann wurde der Knabe in ein Gemach geführt, wo auf einem goldenen Tische Speise und Trank bereitstand, und daneben ein Ruhebett aus Seide und feinem Pelzwerk. Aber eine rote Ampel, die vom Gewölbe niederhing, spielte so, als ob alles mit Blut übergossen wäre. In den ersten Stunden der Nacht schlief er friedsam und träumte, wie er als Kind auf dem Schoß seines Vaters sitze, sein Köpflein an dessen Brust gelehnt .... Dann wachte er auf und hörte leise eine arme Seele weinen.

Am nächsten Tage — es war immer die blauende Dämmerung und auf den schwarzen Waldwipfeln lag der leichte Widerschein, wie von einer fernen Feuersbrunst — führte der Hauptmann Schwarzblut den Knaben hinaus. Diesem fiel es auf, daß der Ritter in seinem Armwinkel ein rötliches Tier trug mit einer Art von Menschenantlitz, das Grimassen schnitt. Es hatte auch eine haarige Hand, die ein graues Stäbchen trug und mit demselben manchmal ungebürlich gegen das Gesicht des Hauptmannes stach, der es sich gefallen ließ. Zwischen den hohen Stämmen des Waldes schritten sie dahin, der Boden war so glatt, daß man kaum den Schritt hörte. Es war ein großes Schweigen und nichts regte sich weitum. Endlich kamen sie hinaus in eine Lichtung. Kahler steiniger Boden, der in eine Schlucht niederging. Er war ganz rot beleuchtet von einem glühenden Gebirge, das im Hintergrunde der Hochebene zackig zerrissen aufragte. Sie stiegen den Hang hinab und kamen in der Schlucht zu einer trichterförmigen Einsenkung, in der ein schwarzer Tümpel lag, ähnlich jenem Gebirgsauge, an dem Baldar auf seiner Wanderung die Füße gebadet hatte. Aber an diesem Tümpel standen blasse halbverwitterte Steinsäulen auf, die wie Menschengestalten aussahen. Und da war es, als ob von

diesen Säulen her manchmal ganz leise ein klagender Ton käme, der sogar einmal wie Menschensprache klang. — Nimmer — nimmer! so schien es zu klagen: Der da hinabsteigt, nimmer kehrt er zurück!

Ritter Schwarzblut streckte seinen Arm aus, da sprang das Tier zu Boden und hüpfte, sich mehrmals über das Stäbchen schwingend, übers Geklüfte hinab zum Tümpel. Dort begann der Affe mit dem Stab, der — wie es Baldar schien — immer länger und länger wurde, im Wasser zu plätschern, zu bohren und zu rühren, wobei das Tier sich dehnte in die Länge, in die Breite, daß es endlich war wie ein Riesenungeheuer, so mit einem Mastbaum im Tümpel wühlt. Wie in einem Kessel quirlte und strudelte das Wasser ringsumher und schäumte übers Ufer hinaus. Auf dem ganzen Tümpel kochten die Schäume, gelbliche Dämpfe brachen hervor und tanzten über den brodelnden Wellen und es zischte und winselte und es kam ein betäubender Gestank und es trubelte immer wilder und heftiger aus dem Tümpel auf.

Ritter Schwarzblut ergriff die Hand Baldars und sagte: „Was du nun auch sehen und erfahren wirst, mein Kind — dir kann nichts geschehen.“

(Schluß folgt.)

Das Henkermahl.

Von **Karl Schönherr.***)

Die Tage wurden allgemach wieder länger und die Wärmekraft der Sonne mehrte sich von Morgen zu Morgen. Da saß der rote Jörg eines Abends beim Speisen — in der Armensünderzelle des Kreisgerichtes.

Diese unscheinbare, aber stimmungsvolle Bude war vor einigen Stunden der Schauplatz eines seltenen Ereignisses gewesen. Mehrere schwarz gekleidete Herren waren nämlich erschienen und hatten laut und feierlich verkündet, man habe der Gerechtigkeit freien Lauf gelassen.

„Also morgen! Präzise 7 Uhr wird aufgebrochen .. ob schön, ob Regen!“ Der Jörg möge sich bereit halten.

Der Jörg hatte sich zu guter Letzt noch einen gebackenen Karpfen bestellt und eine Portion Erdäpfelsalat mit viel Zwiebel; denn es war Freitag. Hernach gedachte er noch einige Solokrebse zu wählen. Warum sollten nicht vorher mindestens noch ein paar niedere Krustentiere ihr Leben lassen, bevor er, der hochorganisierte Jörg, an die Reihe kam!

Mein Gott! Gar so eine schwere Untat hatte er nach seiner eigenen Ansicht nicht verübt. Er hatte halt ein Weibsbild geheiratet; dann wäre

*) Aus dem ganz merkwürdigen Büchlein „Caritas“ von Karl Schönherr. (Wiener Verlag. 1905.) Siehe Bücher.

er sie wieder gerne los gewesen, weil ihm eine andere besser gefiel. In der Stadt weiß man sich in einem solchen Falle noch zu helfen, aber auf dem Lande sind die Moralbegriffe stärker, da werden die Ehen recht und schlecht nur durch den Tod geschieden. Nun eben; da hatte halt der Jörg in gutem Glauben ein bißchen nachgeholfen. Das war aber auch alles.

Weiß der Himmel, wieso das Gericht zur Ansicht kam, daß für den Jörg eine „Luftentziehungskur" das beste sei.

An dem Verteidiger lag die Schuld entschieden nicht. Der hatte, wie man so sagt, die Sache des Jörg zu der seinen gemacht. Aus den verborgensten Löchern und Schlupfwinkeln kitzelte er die psychologischen Entlastungsmomente heraus und verwertete sie zu einer packenden Schilderung furchtbarer Seelenkämpfe, die der Angeklagte bis zum Augenblicke der Tat durchgemacht haben mußte.

Der Jörg war zuerst geknickt und bekümmert dagesessen; wie er aber den Verteidiger so sprechen hörte, begann er verwundert den Kopf höher und höher zu heben, und endlich blickte er stolz, mit unsäglicher Verachtung umher. Wer von allen, die da saßen, hatte so ein reichverzweigtes vielgestaltiges Seelenleben aufzuweisen?

Aber kaum war der Verteidiger zu Ende, da stand gleich wieder an einem andern Nebentischchen so ein Stänkerer auf. Der war schon früher dem Jörg durch sein teuflisches Lächeln und Kopfbeuteln in der unangenehmsten Weise aufgefallen. Der Jörg hatte sich noch darüber gewundert, daß der Präsident diesen notorischen Hetzer und Ruhestörer nicht schon längst hatte aus dem Saale weisen lassen. Der borgte sich nun den Angeklagten noch einmal aus — nur auf ein Viertelstündchen, wie er sagte — und nach kaum zehn Minuten hing an dem ganzen Jörg kein guter Faden mehr. Da begann sein Haupt wieder zu sinken, tiefer und tiefer; und endlich bekam er vor sich selbst einen solchen Grausen, daß er entrüstet ausspuckte und murmelte: „Pfui Teufel! Hängt ihn auf! Der Haderlump verdient den Strick redlich!"

Also morgen präzise 7 Uhr.

Der Scharfrichter hatte soeben vorgesprochen und seinen Besuch auch richtig zu Hause getroffen.

Der Jörg saß gerade bei seinem letzten Mahl und aß sich mit wütendem Behagen immer weiter in den Karpfen hinein. Der Scharfrichter wollte ein Gespräch in Gang bringen, aber der Jörg war nicht dafür zu haben.

„Lassen Sie mich in Ruh!" schrie er. „Sie sind für mich Luft."

Der Scharfrichter hätte auf diese Bemerkung vielleicht manche nicht ganz unbegründete Einwendung machen können; aber nicht wahr, man will doch nicht immer gleich zu fachsimpeln anheben. Also schwieg er, und drehte schüchtern verlegen seine beiden Daumen umeinander herum.

Da hub der Delinquent auf einmal gewaltig zu räuspern und würgen an.

„Mensch, was ist Ihnen?“ fuhr der Scharfrichter besorgt vom Sessel auf. „Reden Sie doch! Haben Sie am Ende gar eine Gräte geschluckt? Wirklich? Um Gottes willen!“

Er klopfte dem räuspernden Jörg den Rücken ab und erteilte seine Ratschläge.

„Stecken Sie einen Finger in den Rachen! Vielleicht geht dann die Gräte herauf! Essen Sie einen Bissen Brot, vielleicht geht dann die Gräte mit hinunter!“

Dazu jammerte er in allen Tonarten: „Da haben wir die Bescherung! Aber lieber Herr! Wer wird auch an einem solchen Tage Karpfen essen! Sind Sie verrückt?“

Bald war der Gefängnisarzt zur Stelle.

„Eine Gräte geschluckt? Was? Gut!“

Dann schob er sich die Manschette ein wenig zurück und tastete mit dem Finger den Rachen ab, rechts und links, oben und unten.

„Na! Wo steckt denn das Luderchen?“

Mit Hilfe des Spiegels entdeckte er die Gräte endlich in einer Schleimhautfalte nahe dem Kehlkopfeingang.

„Gut! Jetzt den Grätenfänger her!“

Der Grätenfänger ist ein Stäbchen, dessen Spitze einen kleinen Schwamm trägt. Beim Einführen dieses Instrumentes in den Rachen soll sich angeblich die Gräte in dem Schwämmchen verfangen. Dann und wann trifft dies zu, häufiger aber löst sich bei solchem Beginnen vom Stäbchen der kleine Schwamm los und sucht sich neben der Gräte zu etablieren. Der Schwamm wird dann meist mühelos wieder heraufbefördert.

Inzwischen stürzte schon bleich vor Aufregung der Gefängnisdirektor herfiel.

„Herr Doktor, was hör' ich! Der Delinquent eine Gräte geschluckt! Bitte die Gräte... die Gräte...“

„Gleich! Gleich! Ich führe soeben den Grätenfänger ein!“

„Ja! Also...“

Es folgte ein Augenblick höchster Spannung. Endlich kam der Grätenfänger wieder ans Tageslicht.

„Also, Herr Doktor! die Gräte... wo ist die Gräte?“

Der Arzt besah sich den leeren Grätenfänger und meinte dann, kaltblütig auf Jörgs Hals deutend: „Da drinnen!“

„Um Gottes willen,“ stöhnte der Direktor. „Meine Stellung... das ist ja furchtbar... die Gräte... die Gräte...“

Der Doktor ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Er ging mit dem Grätenfänger ein und aus, aus und ein.

Schon eilte der Präsident herbei. Man hatte den alten Herrn aus dem Schlaf geklopft. Dann der Vizepräsident und der Staatsanwalt. Beide in höchster Aufregung.

„Schöne Geschichten das! Herr Doktor, die Gräte... die Gräte... die verdammte Fischgräte," schnaubten sie.

„Ein wenig Geduld, meine Herren! Sie steckt halt an einer etwas schwer zugänglichen Stelle! Gehe soeben wieder mit dem Grätenfänger ein!"

„Ja . . . also . . ."

Der Arzt hatte kaum das Instrument aus dem Hals zurückgezogen, da wurde er auch schon umringt und umtobt: „Herr Doktor, die Gräte . . . die Gräte . . . wo ist die verfluchte Fischgräte?"

Der Arzt untersuchte den Grätenfänger und deutete dann mit bewunderungswürdiger Seelenruhe auf Jörgs Hals: „Da drinnen!"

Der Direktor wimmerte; der Präsident wischte sich den Angstschweiß von der Stirn; der Staatsanwalt starrte mit hochgezogenen Brauen den Grätenfänger an. Sein scharfes Auge mußte daran etwas Ungehöriges entdeckt haben.

„An diesem Stäbchen war soeben noch ein Schwämmchen dran," stänkerte er den Doktor an. „Wo ist jetzt auf einmal das Schwämmchen hingekommen?"

„Auch da drinnen!" lächelte trübe der Doktor und förderte nun wenigstens das Schwämmchen aus Jörgs Rachen zutage. Er kannte diese Grätenfänger zur Genüge.

Jörgs Rachenschleimhaut begann zu schwellen. Die Aufregung wuchs.

„Da gibt es kein langes Besinnen. Ein Spezialist muß her! Rasch! Nur rasch! Koste es, was es koste!"

Der Spezialist kam mit einer riesigen Instrumententasche herangerast.

„Herr Dozent . . . wir sind in Verzweiflung . . . die Gräte . . . die Gräte . . ."

Um den Spezialisten herum lagerte ein dichter Dunstkreis von Zuversicht und Selbstvertrauen.

„Aber, meine Herren!" tröstete er nach allen Seiten. „Seien Sie heiter, seien Sie fröhlich! Es wird alles gut! Ich bin ja da! Ich, der erste Spezialist für Kehlkopf, Hals und so weiter! Bin schon da!"

Aus den Tiefen der Riesentasche wurden die Instrumente hervorgeholt und reihenweise auf dem Tische ausgebreitet. Er führte ganz andere Sonden als sein Kollege, ganz anders konstruierte Spiegel und vor allem viel höher entwickelte Grätenfänger. Er machte auch ungleich raffiniertere kompliziertere Handgriffe. Die Gräte bekam er zwar auch

nicht aus der schwellenden Schleimhaut heraus, aber die kühne Art und Weise, wie er sie durch anderthalb Stunden hindurch unter den Verzweiflungsrufen der Gerichtsherren drinnen ließ, war schon an und für sich ein technisches Meisterstück und wirkte überwältigend.

Endlich zog sich Jörgs boshafte Rachenschleimhaut vollends über der Gräte zusammen und entrückte sie so allen Späherblicken.

„Kalte Umschläge! Rasch!“ ...

Jörgs Schleimhaut schwoll, der Atem ging schwer. Die Uhr schlug Mitternacht, schlug eins.

„Eisumschläge! Rasch! Rasch!“

Jörgs Schleimhaut schwoll. Der Atem ging pfeifend. Die Uhr schlug zwei, schlug drei.

„Der arme Mann muß Luft bekommen ... koste es, was es koste! schrie der Präsident und raufte sich die Haare.

„Ein Professor muß her!“ befahl der Staatsanwalt. „Ist auf der Stelle vorzuführen!“

Der Professor kam selbstverständlich ohne Instrumente und behielt, wie es bei Professoren, so üblich, die Hände hartnäckig in den Hosentaschen. Er sprach die Ärzte boshaft lächelnd mit den Worten St. Petri an: „Die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen, was, meine lieben Herren Kollegen?“

„Entschuldigen, Herr Professor,“ wollte der bewegliche Spezialist scharf erwidern, doch jener unterbrach ihn in jovialstem Tone: „Lieber Kollega! Gehn Sie, lassen Sie den Professor weg! Tun Sie mir den Gefallen, ja? Schauen Sie, ich geb' nichts auf solche Äußerlichkeiten!“

Dann wendete er sich zu dem kranken Jörg.

„Der Mann ringt nach Luft! Sehen die Herren Kollegen diese Cyanose ... diese inspiratorischen Einziehungen ...“

„Was Sie sehen, sehe ich auch, Herr Professor!“ erwiderte der Spezialist gereizt über diesen Kathederton. „Ich seh' überhaupt alles und noch mehr!“

„Gehn Sie, lassen Sie den Professor weg,“ bat dieser wieder in jovialstem Ton und erklärte dann weiter: „Da gibt's kein Besinnen, meine Herren Kollegen ... oedema glottidis ... Da ist sofort der Luftröhrenschnitt vorzunehmen, verstehen Sie ...“

Der Spezialist lächelte noch, aber in seinem Gesicht leuchtete und sprühte die helle Wut.

„Gewiß versteh' ich! Gewiß! Gewiß! Zufällig habe ich sogar schon meine Instrumente für die Operation vorbereitet! Also ich danke gütigst für ihre Belehrung! Wir sind hier nicht auf Ihrer Klinik!“

Dieser Ton empörte nun wieder seinerseits den Professor.

„Herr Spezialist," replizierte er schärfstens. „Ich denke, Sie dürfen schon noch ein Wort annehmen von einem Professor, der . . ."

Da unterbrachen aber der Spezialist und der Gefangenarzt, wie aus einem Munde, den Professor in jovialstem, bittendem Tone: „Gehn Sie, lassen Sie den Professor weg! Tun Sie uns den Gefallen . . ja? Schauen Sie, wir geben nichts auf solche Äußerlichkeiten!"

Der keuchende Jörg wurde rasch zurecht gelegt. Der Spezialist war in seinem Element. Seine Haare sträubten sich vor Wichtigkeit. Im Nu hatte er sich des Rockes entledigt und die Hemdärmel aufgestülpt. Er entwickelte in der Ausführung der Operation eine Geschicklichkeit und Fixigkeit ohnegleichen. Und dabei fand er noch Zeit, den Professor mehrere Male mit dem Ellbogen äußerst sanft und elegant beiseite zu schieben.

„Wenn mir der Herr Professor ein wenig Raum lassen möchten... so, danke. Genügt schon!"

Auf eins, zwei hatte der Jörg den Luftröhrenschnitt appliziert, und auf drei saß ihm die Kanüle bereits tadellos im Röhrenschlitz. Pfeifend strömte die Luft ein. Nun mochte über dem Kehlkopfeingang die Schleimhaut schwellen wie sie wollte; der Jörg atmete frank und frei durch die Kanüle. Rasch war die Cyanose verschwunden.

„Gott sei gelobt! Der Mann hat Luft bekommen," jubelte der Präsident. Der Direktor weinte Freudentränen. Stiegen auf und nieder, durch alle Korridore hallte die frohe Kunde: „Der Mann hat Luft bekommen!"

Sogar der ewig dräuende Staatsanwalt sah nun versöhnlicher drein und senkte auf einen Augenblick mildbewegt die hochgezogenen Brauen.

* * *

Nun ging nach dem Befinden des Jörg Tag für Tag ein Gefrage los; ein hoher Gerichtsfunktionär nach dem anderen kam vorgefahren: „Wie geht es ihm? Was macht er? Hat er Fieber? Hat er eine gute Nacht gehabt? Wie steht es mit dem Appetit?"

Der Arzt vermochte kaum mit den auf ihn einstürmenden Fragern fertig zu werden. Solange die Welt steht, hat man sich noch niemals so eindringlich um das Befinden eines Kranken aus so niederer Sphäre erkundigt. Ja, wenn halt einmal hohe Herren menschenfreundliche Zustände bekommen, dann tun sie gewiß des Guten zu viel!

„Herr Doktor, schreitet die Besserung fort?" fragt der Präsident; und der Staatsanwalt mit inquisitorisch hochgezogenen Brauen: „Sagen Sie mir, Herr Zeuge . . . will sagen Herr Doktor, wie lange kann es dauern, bis wir den Patienten endgültig heraushaben?"

Und der Vizepräsident — er scheint ein sogenannter „guter" Richter zu sein — schärfte dem Arzte ein: „Herr Doktor, sorgen Sie ja dafür, daß der Mann ordentlich herausgefüttert wird ... erstklassige Verpflegung natürlich ... Kraftbrühen ... gute Weine ... damit wir ihn möglichst bald wieder auf die Beine bringen! Es koste, was es koste!"

Eine von Jörgs Wärterinnen, die beim Verbandwechsel zu assistieren pflegte und sich dabei einmal eines kleinen Versehens gegen die Regeln der Antiseptik schuldig machte, wurde auf der Stelle entlassen. Umsonst war ihr Bitten und Flehen.

„Gehen Sie, Frau! Da hilft kein Bitten, wo es um Menschenleben geht! Denken Sie nur, wenn durch Ihre Nachlässigkeit Jörgs Halswunde in Eiterung überginge, und der Mann daran stürbe! ... Entsetzlich ... der Gedanke ist nicht auszudenken! Gehen Sie, Frau, gehen Sie ... Sie sind entlassen!"

Als nach wenigen Tagen die kleine Halswunde geheilt war, machte man sich sogar noch an die Massage der Narbe.

Und als sich der Jörg endlich infolge der aufopferndsten Pflege bei Tage und bei Nacht so pudelwohl und kerngesund fühlte, wie noch nie in seinem Leben, da wurde er eines Morgens, präzise um 7 Uhr, zu einem kleinen Spaziergang eingeladen.

Nicht weit, hieß es. Nur die paar Schritte über den Korridor, vier bis sechs Stufen hinunter und dann durch ein kleines Türchen hinaus in den kleinen, dreieckigen Galgenhof. Dort wurde der Jörg bereits feierlich erwartet. Sie waren alle da, die kürzlich über seine verlegten Luftwege in so aufrichtige Verzweiflung geraten waren. Auch der Präsident. Der schob nun feierlich den Delinquenten einem schwarzgekleideten Herrn zu; es war derselbe, den der Jörg gelegentlich seines Besuches mit der törichten Phrase: „Herr, Sie sind für mich Luft!" so unfreundlich abgetan hatte.

Damals, als dem Jörg die Fischgräte im Halse stak, hatte der Präsident verzweiflungsvoll ausgerufen: „Der arme Mann muß Luft bekommen ... es koste, was es koste!"

Und jetzt schaffte er: „Der Mann da darf keine Luft bekommen! Walten Sie Ihres Amtes!"

Der Jörg schüttelte nur den Kopf, als ob er manche Dinge ganz und gar nicht verstünde.

Und der Scharfrichter tat, wie ihm geheißen. Das Luftentziehen war so sein Lebensberuf.

Der anwesende Gefängnisarzt untersuchte den baumelnden Jörg zweimal, als ob er nicht wüßte, was ihm fehle; aber er schnitt ihn nicht vom Stricke, sondern ärgerte sich, daß das Herz nicht und nicht aufhören wollte zu schlagen. Ein merkwürdiger Arzt ... nicht wahr?

Hernach als alles gut vorüber war, betete der Anstaltsgeistliche, — mit Ausnahme der Philosophie waren sämtliche Fakultäten offiziell im Galgenhofe vertreten — das übliche Vaterunser. Und als er zu der Stelle kam: Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, da gab es dem Jörg, obwohl er schon ganz tot war, noch einen Riß.

Die Honorarforderung des Halsspezialisten für den erfolgreichen Luftröhrenschnitt und die submissefte Rechnung des Scharfrichters für die von Amts wegen durchgeführte Luftentziehung liefen gleichzeitig bei einem hohen Präsidio ein, und wurden auch beide unter einem prompt liquidiert.

Der Fischotterfang.

Ein Schelmenstreich aus der Oststeiermark von **Adolf Frankl.**

Es war „im wundersamen Monat Mai, als alle Knospen sprangen" und die Leute gern — beim warmen Ofen hockten; denn von Ungarn herüber wehte ein recht ungemütliches Mailüfterl, ein echter „Kaltenbrunner" und für die kommende Nacht ward allgemein ein „schrecklicher Reif" befürchtet. Aber der Himmel hatte glücklicherweise ein Einsehen und verhüllte sich gegen Abend mit dichten Wolken, so daß die in herrlichstem Blütenschmucke prangenden Obstbäume in Berg und Tal vor dem drohenden Unheil verschont blieben und das Landvolk erleichtert aufatmete.

Auch der Pfriem-Schuster flüsterte ein „Gott sei Dank!" und ging in freudiger Stimmung auf ein Paar Viertel zum Gallas, einem der fünf Dorfwirte. Ein gutes Obstjahr war für Pfriem auch ein gutes Schuh- und Stiefeljahr und machte ihm schon im vorhinein einen guten „Hamur", der oft die merkwürdigsten Blüten zeitigte. Beim Gallas traf er den Organisten Nickl, den Wagnermeister Bierer und zwei Eisenbahner, den Lichtl und den Hölzl. Pfriem setzte sich vergnügt zu ihnen und sagte schmunzelnd: „Hiaz lacht mir wieder 's Herz; denn so schön wia heuer hab'n die Bam scha lang nit mehr blüaht, und auf der Höh' is 's ganz külbi.*) Himmel, heut' wär' i wieder amol zu aner recht'n Hetz' aufg'legt! Was stell'n mir nur glei an?"

„Raf' mit dir selber und schmeiß di aft außi, dann is die Hetz' firti!" rief der kleine, aber bärenstarke Wagner.

„Kinnt ma nit einfoll'n!" erwiderte der Schuster heiter. „I bin mir selber durchaus nit feind und freu' mi über mein Dasein!"

*) bewölkt.

„Das heißt natürlich, du freust dich, weilst da bist!“ versetzte Nickl scherzend. „Na, das tun wir auch! Übrigens, wennst ein’ Ulk mitmachen willst, dann geh’ mit uns krebsen!“

„Guat, i bin dabei; aber z’erscht muaß i mi urndli stärk’n!“

Gallas setzte Pfriem ein Viertel Wein vor und sagte: „Mir brech’n so erscht um neuni auf und derweil kannst dir noch an Rausch antrink’n!“

„Na, na, das wär’ mir z’viel für an Gspoaß, aber — wann i unsern Binder an Streich spiel’n könnt’, tät i’s mit der größt’n Passion!“

„Hat er dir leicht was tan?“ fragte Lichtl.

„Na, das g’rad nit; aber — er will immer g’scheiter sein wiar i und das vertrag’ i nit!“

Alle lachten laut auf und Nickl, der schon manchen Schelmenstreich „verbrochen“ hatte, sagte heiter: „Na, da werd’n wir ihn halt einmal — aufs Eis führen!“

Gegen neun Uhr rüstete man zum Aufbruche. Gallas brachte eine Laterne und einen Handkorb zum Aufbewahren der Krebse und die Gäste standen auf und griffen nach ihren Hüten. Da trat der Tatscher-Binder in die Gaststube und fragte verwundert, was da los sei.

Pfriem stieß den Organisten heimlich mit dem Ellbogen, worauf Nickl ganz ernsthaft sagte: „Wir geh’n — an Fischotter fangen!“

„Sakradie noch amol! Da geh’ i mit!“ rief Tatscher rasch entschlossen. „Aber was für a Viech is denn das eigentli?“

„So, das woaßt du gar nit und willst sonst so g’scheit sein?“ sprach der Schuster. „Na, dann darfst dir auf dein G’scheitheit eh a nit viel einbild’n!“

„Ah was, g’scheit hin und g’scheit her! Ollas kann koa Mensch wiss’n und a da g’scheiteste nit! Aber wannst scha dein’ Papp’n so weit aufreißt, na so beschreib’ ma halt so a Rab’ngas, wannst ’s in Stand bist!“

„Na, das wiar i doch epa noch z’sammbringen!“ versetzte der Schuster mit schlauem Lächeln. „Olsa a Fischotter, muaßt wiss’n, mein Mensch, is a schreckli wild’s Viech, halb Fisch und halb — Otter, hat an Schwanz wiar a Karpf’n, Krall’n wiar a Katz’, Zähnt wiar a Wulf und a Gfriß wiar an Aff’, lebt bald auf’n Land und bald im Wossa und is nur bei der Nacht zan derwisch’n!“

„Und damit ’s uns drrauß’n beim Hollerbach nit unsrre Krrebs’n all z’sammenfrrißt, woll’n mirr’s jetzt abfangen odrr umbrringen!“ sprach Hölzl, welcher die Gewohnheit hatte, das „r“ etwas scharf auszusprechen.

„Sakradie noch amol! Aber wia kriag’n ma das Luada?“ rief der Binder.

„Da müssen wir natürlich all bewaffnet sein!“ sagte Nickl. „Na, was ist’s, Gallas, hast die Sachen schon gerichtet?“

„I han leider noch ka Zeit g'habt!“ erwiderte der Wirt. „Aber i denk', es is am besten, wanns glei mit mir mitgehts und si a jeder selber was aussuacht!“

Im nächsten Augenblicke war das Gastzimmer leer und erst nach geraumer Zeit kamen die „Helden“ wieder zum Vorscheine. Zuerst erschien der Tatscher-Binder mit einer Mistgabel, die er im Kuhstalle aufgegriffen hatte; dann kamen der Reihe nach der Wirt mit einem großen Bierschlegel, Lichtl mit einem Knüttel, Bierer mit einem Hetsch*), Hölzl mit einem alten Nachtwächterspieß, Pfriem mit einem Futterbogen und Nickl mit einem — Kuhhorn.

„Aber zu was brauchst denn an Fuadabog'n?“ fragte Tatscher den Schuster.

„Daß ma 'n Bach absperrn kinan!“ erwiderte Pfriem.

„Und das olti Kuahhorn durt?“

„Das werd'n S' gleich sehen!“ sagte Nickl. „Gallas, bring' schnell ein Baumsagl!“ Dieses war bald zur Stelle, worauf Nickl die Spitze des Hornes absägte, die Öffnung reinigte und sachkundigen Blickes prüfte und endlich befriedigt hineintutete; dann sprach er mit großem Ernste: „Ja, mein lieber Binder, so hat alles auf der Welt seinen Zweck und seine Bestimmung und wie man zum Beispiel einen Gimpel oder irgend einen anderen Vogel durch gewisse Locktöne herbeilocken kann, so kann man dies auch beim Fischotter mit so einem Kuhhorn bewerkstelligen!“

„Da schaut ma her!“ rief Tatscher verwundert.

Gallas warf in diesem Augenblicke seinen Bierschlegel in den Korb, nahm diesen und die Laterne und schritt heiter zur Tür.

„Aber zu was brauchst denn a Körbl?“ fragte der Binder lachend.

„Daß i mein Schlegl leichter ertrag'n mag! antwortete der Wirt.

„Geh', fopp' an andern, aber nit mi; denn i bin ka heuriger Has nit!“

Gallas lachte in sich hinein und sprach: „Olsa Spoaß beiseits, das Körbl han i zan Krebs'nfangen mitg'nommen!“

„Aber mir geh'n ja doch an Fischotter fangen und nit krebs'n!“

„Selbstverständlich!“ rief Pfriem. „Aber woaßt, das is so: Für den Fall, daß der Nickl mit sein Kuahhorn das Rab'ngas epa doch nit derlock'n sollt kinan, dann stell'n mar a Körbl Krebs'n zan Bach und wann der Fischotter überhaupt in der Nägst is, so schmeckt er's sofort und schiaßt dir drauf los wiar a Geier auf a Henn!

„Und hiaz vorwärts, marsch!“ rief der Wagner, dem als ehemaligem Unteroffizier das Befehlen noch immer recht geläufig wahr.

---

*) Hacke.

So zogen denn die sieben Helden wie seinerzeit die sieben Schwaben zu einem rechten Schwabenstreiche aus und Nickl konnte mit Recht dem Binder zurufen:

„Hannemann, geh' du voran;
Du hast die größten Stiefel an!"

Denn Tatscher hatte in der Tat zwei gewaltige „Treter" an den Füßen, die seinem breitspurigen Gange eine merkliche Schwerfälligkeit gaben, aber sonst ganz gut zu seiner kräftigen, gedrungenen Gestalt paßten.

„Aber wo geh'n ma denn eigentlich hin?" fragte der Binder.

„Geg'n an Ziaglstadl, zan Hullerbach umi!" rief Gallas und trat mit seiner Laterne an die Seite Tatschers, der, die Mistgabel stramm geschultert, rüstig vorwärts schritt.

Der abenteuerliche Zug bewegte sich, von der Straße nach links abschwenkend, vorsichtshalber durch eine Hintergasse nach dem nahen Ziele, damit nicht etwa ein Unberufener oder gar „das Auge des Gesetzes" in der Gestalt eines herumstreifenden Gendarmen den lustigen Streich in unliebsamer Weise störe.

Nach kurzem Marsche war man bei der gemauerten Brücke vor der Ziegelei angelangt und die Männer stiegen linker Hand zum lustig murmelnden Hollerbache hinab.

Wäre der Tatscher-Binder über den Körperbau und die Lebensweise des Fischotters nur ein bißchen unterrichtet gewesen, so hätte er sofort wissen müssen, daß in diesem unscheinbaren Bächlein kein solches Tier vorkommen könne; so aber ließ er sich von seinen Begleitern ahnungslos an der Nase herumführen und brannte förmlich vor Begierde, sich bei diesem seltsamen Fischotterfange möglichst hervorzutun.

Lautlos schlichen die sieben Helden an dem dichten Ufergesträuch vorbei bachaufwärts, bis sie zu einer Stelle kamen, die gebüschfrei war und für den „Fang" besonders geeignet schien.

„Hier vollend' ich's!" sprach Nickl mit drolligem Ernste und blieb stehen, worauf auch die übrigen anhielten.

„Oana muaß hiaz in 'n Bach drin pass'n", rief der Schuster, „sonst kinnt uns der Fischotter bald auskeman!"

„I geh' scha eini!" versetzte Tatscher rasch. „Denn meine Stiefel san wossadicht!"

„Ja, du bist a da richtige Mann dazua!" sagte Bierer. „Bist stark und hast a Schneid und um was d' di annimmst, das führst a durch!"

„Ah halt ja" erwiderte Tatscher geschmeichelt und stieg in den Bach, indes der still in sich hineinlachende Schuster sofort herbeieilte und seinen zusammengelegten Futterbogen mit der Rundung nach unten vor Tatschers Knien in den Bach stellte, worauf der Binder den Bogen

mit der Linken niederhielt, während er mit der Rechten die Mistgabel stoßbereit in die Höhe schwang und halblaut vor sich hin sprach: „So, hiaz sull ma das Luada na keman!“

Gallas ließ nun den Schein der Laterne voll auf den mistgabelschwingenden Recken fallen, der in diesem Augenblicke einen wahrhaft „überwältigenden Anblick“ bot, so daß sich die übrigen die größte Gewalt antun mußten, um nicht in ein „homerisches Gelächter“ auszubrechen. Den Schuster schüttelte es am ganzen Körper und die zurückgedämmte Heiterkeit fuhr ihm schließlich derart in die Beine, daß er buchstäblich umfiel und krampfhaft in das Gras pfugerzte. Nickl preßte sich das Sacktuch auf den Mund; Bierer fuhr mit den Händen nach der Bauchgegend und kauerte sich nieder; die beiden Eisenbahner jedoch drückten sich auf die Seite und „kugelten“ sich vor Lachen, während Gallas die Zähne fest zusammenbiß und wie ein „Linsertfuchs“ grinste. Und der Hollerbach murmelte und rauschte so munter dazwischen, als wenn auch ihn der tolle Streich, der heute in seinem Bereiche ausgeführt wurde, auf das höchste ergötzte und die Weidengebüsche, Erlen und Traubenkirschensträucher an seinem Ufer schüttelten verwundert ihre Laubfülle und mengten ihr frohes Blättergeflüster in das lustige Rauschen des Wassers, um das verdächtige Gekicher und unterdrückte Gelächter der sechs losen Schelmen möglichst zu übertönen.

„Auweh!“ rief auf einmal der Schuster und krümmte sich ächzend im Grase.

„Na, was hast denn auf amol?“ fragte der Wagner möglichst barsch.

„Ach, gehts zan Teixel, weh tuat ma oll's, als wann i die Kolik hätt'!“ antwortete Pfriem und stöhnte, um nicht laut auflachen zu müssen.

Da tutete Nickl so stark als nur möglich in sein mißtöniges Kuhhorn und gab damit das Zeichen zur — beginnenden „Jagd“.

„Gehts, geh'n mrr trreib'n, daß mrr das Rrab'nvieh bald krrieg'n!“ rief Hölzl, worauf Lichtl bemerkte, daß man das Licht verbergen möge, da alle Raubtiere — Feinde des Lichtes seien.

Gallas barg seine Laterne unter einen Rockflügel und ging mit Bierer bachabwärts gegen die Brücke. Lichtl und Hölzl strichen nordwärts dem Walde zu, indes Nickl und Pfriem in des Binders Nähe blieben, um sich, so weit es die Dunkelheit zuließ, an seinem Anblicke zu weiden.

Tatscher stand geduldig im Bache, schaute scharf in das unter ihm dahinfließende Wasser und achtete auf jedes verdächtige Geräusch in seiner Umgebung. Nickl stieß von Zeit zu Zeit ins Horn und Pfriem schlich sich ein paarmal an den Binder heran, um ihm die größte Wachsamkeit einzuschärfen.

Gallas und Bierer oblagen indessen dem Krebsfange und machten reiche Beute und die beiden Eisenbahner saßen am Waldrande gemächlich im Grase und lachten nach Herzenslust.

„Abrr jetzt müss' mrr doch wiedrr ein Lebenszeichen von uns geb'n, sonst könnt err bald glaub'n, mirr sein durchbrennt!" sagte Hölzl, sprang auf, schleppte einen großen Lehmklumpen zum Bache, warf ihn mit aller Wucht ins Wasser und rief: „Horrch, da ist err drrein! Da ist err drrein!"

„Meinertreu, da is er! Da is er!" schrie Nickl und schlug mit seinem Knüttel in das Gebüsch, daß man es weithin hörte; dann rief er plötzlich: „O du Luder! Jetzt is es mir auskommen!"

Hölzl schleuderte abermals etwas ins Wasser und schrie: „Err schwimmt schon nach abwärrts!" Dann warf er sich wieder ins Gras und stimmte mit Lichtl ein Lachduett an, zu welchem Nickls Kuhhorngetute die angemessenste „Begleitung" lieferte.

Tatscher war freudig erregt wie ein Weidmann, dem zum erstenmal ein Rehbock vor den Gewehrlauf kommt. Er beugte sich tief zum Wasser hernieder, damit ihm ja nichts entgehe und stieß dann plötzlich die Mistgabel mit aller Wucht in den Bach. „I han ihn! I han ihn!" rief er jubelnd und Nickl tutete auf seinem Kuhhorn ein freudiges Halali.

„Laß schau'n!" schrie der Schuster und stürzte neugierig herbei.

„Sakradie noch amol! Was is das!" knurrte der Binder erregt und schleuderte einen dunklen Gegenstand über Pfrimers Kopf hinweg in den nächsten Kornacker.

Auch Nickl war sofort zur Stelle und fragte den Binder, was er erbeutet habe.

„Woaß da Guggu!" rief Tatscher erbost. „Das Glump hat oana von die zwoa Eisenbahner einig'schmiss'n; aber wann dö glaub'n, daß mi für'n Norr'n holt'n kinan, da s' an an Unrecht'n keman!"

„Kreuzbomben und Schuastapech! Machts koane Tanz da drüb'n!" schrie Pfriem gegen Norden gewendet. „Mir san zum Fischotterfangen da und nit zum Unsinnmachen!"

Nickl gab sich alle Mühe, den aufgebrachten Binder wieder zu beruhigen und sagte endlich: „Na den Zweien werd' ich jetzt meine Meinung sagen, daß sie sich's gemerkt sein lassen! Und jetzt passen S' nur wieder recht gut auf, daß wir nicht umsonst da herumrennen! Denn Sie müssen wissen, so ein Fischotter ist ein überaus seltsames Tier und wenn Sie sich heut' recht auszeichnen, dann können S' sogar in die Zeitung kommen!"

„Und der Frankl macht am End' noch a ganze G'schicht draus und du wirst über Nacht a — berühmter Mensch!" sagte Pfriem.

„Ja, wonn ma das Rob'ngas na kriagat'n!" versetzte Tatscher, der nun wieder ganz „Feuer und Flamme" war. „I will mein Möglichstes tuan! Aber Sö, Herr Nickl, sullt'n halt a bissel öfter ins Horn einirähr'n und die andern sullt'n a wenk fleißiger zuatreib'n!"

„I wia s' a bissel aufmisch'n!" sagte der Schuster und ging lachend der Brücke zu, während Nickl sich fröhlich tutend zu den Eisenbahnern begab und ihnen belustigt erzählte, was sich soeben abgespielt hatte; dann begannen sie ebenfalls zu krebsen, stießen aber zeitweise Rufe aus, als wenn sie eifrig nach dem Fischotter fahndeten und Nickl ließ sein Kuhhorn möglichst oft erschallen. Endlich eilte der Organist wieder zu Tatscher, der mit bewunderungswerter Geduld im Bache stand und sich nach dem Fischotter fast die Augen aus dem Kopfe schaute.

„Ist Ihnen nicht langweilig?" fragte Nickl.

„Bis dato noch nit und wann i 'n Fischotter erwisch'n kimt, wollt' i meinetweg'n bis in die Fruah da im Wossa drin steh'n' Aber dann verdienert i wirkli, daß s' mi in die Zeitung druck'n!"

„Ja, das verdienen Sie!" sprach Nickl und hatte Mühe, das Lachen zu verbeißen. „Aber jetzt werd' ich schau'n, was die da unten machen! Der Lichtl und der Hölzl suchen nämlich weiter obenaus und die andern werd'n jedenfalls mehr abwärts geh'n müss'n! Und wenn der Fischotter wirklich da ist, dann treiben wir 'n Ihnen zu. Also nehmen S' Ihnen nur zusammen; denn von unserem Fischotterfang werd'n vielleicht die Leut' noch reden, wenn uns schon längst kein Zahn mehr weh tut und immer wird es heißen: „Ja, der Tatscher-Binder ist es gewesen!"

Bei diesen Worten fühlte sich Tatscher förmlich größer werden, und der Gedanke, durch diesen Fischotterfang vielleicht geradezu eine „Berühmtheit" zu werden, gab ihm frischen Mut und erhöhte Ausdauer.

Nickl eilte lachend zu Gallas, Pfriem und Bierer, die noch immer fleißig krebsten und, wie die zwei Eisenbahner im Norden, den Binder durch mancherlei Rufe in seinem Fischotter-Wahne bestärkten. Allmählich wurden sie aber stiller, übersetzten endlich mit Nickl an der Spitze die Straße und gingen den Bach entlang bis zum Bahndamm. Dort tutete Nickl noch einmal gewaltig ins Horn.

„Und hiaz geh'n ma neb'n der Bahnstreck'n hoam! rief Pfriem heiter.

„Aber unser Liacht lass' ma da!" sprach Gallas, nahm die brennende Kerze aus der Laterne und klebte sie auf einen Grenzstein. Dann schlichen die vier Männer sachte dem Dorfe zu und Pfriem sagte mehrmals still vor sich hinlachend: „Na, so a Hetz' hab' i mein Lebtag noch nit mitg'macht!"

„Aber wann der Binder dahinterkimb, daß mir 'n so gfoppt hab'n, dann hab'n ma nix z' lach'n!“ bemerkte Bierer.

„Nur ka Angst nit!“ erwiderte Gallas. „I bring' ihn schon wieder auf die Gleich!“

Bald waren sie im Dorfe angelangt und hielten in Gallas' Gasthaus fröhliche Einkehr.

Und Tatscher stand draußen im Hollerbach mit der Mistgabel in Händen und träumte von einem seltsamen Tiere, „halb Fisch und halb Otter“, von dessem glücklichen Fange, von Ruhm und Ehre und — Zeitungen!

Hölzl und Lichtl verließen endlich auch ihren „Posten“ und gingen am Friedhofe vorbei dem Dorfe zu; während sich aber Hölzl zu Gallas begab, eilte Lichtl zur Brücke zurück, um von dort aus erlauschen zu können, was der Binder noch weiter beginnen werde.

Auf dem nahen Turme schlug es elf Uhr; aber Tatscher wich nicht von der Stelle. Von Zeit zu Zeit pfiff er, um sich zu überzeugen, ob noch jemand in seiner Nähe weile und Lichtl antwortete stets pflichtschuldigst mit einem Gegenpfiff . . . Es schlug Viertel und „Halber“ und der Binder „paßte“ und lauerte und spähte und pfiff und es schlug Dreiviertel und der Geduldsfaden war ihm noch immer nicht gerissen . . . Als aber die Glocke die Mitternachtsstunde verkündete und Tatscher angestrengt lauschte und pfiff und wieder lauschte und abermals pfiff und er nichts hörte als das Murmeln des Baches und das Rauschen der Gebüsche und des nahen Waldes, da wurde er doch stutzig und schrie aus Leibeskräften: „Sakradie noch amol! Wo seid's denn?“

„. . . seids denn?“ äffte ihn der Widerhall vom Walde her.

Und Lichtl saß lachend auf der Brückenmauer und hörte das Pfeifen und Rufen, aber antwortete nicht mehr, um dem Scherze ein Ende zu machen.

Der Tatscher-Binder war mit einem mächtigen Satze ans Ufer gesprungen, schwang die Mistgabel drohend in die Luft und knurrte: „Haderlumpen, nichtsnutzige! Hiaz haben s' mi gar in Stich lass'n!“ Er riß den Futterbogen aus dem Wasser und schleuderte ihn weit von sich; dann rannte er mit seiner Gabel zur Brücke, die Lichtl bereits verlassen hatte und eilte hinauf zur Straße. Da erblickte er drüben an der Bahn das Licht und rief verwundert: „Ah, durt san s'!?“ Rasch verließ er die Straße und lief neben dem Bache dem Bahndamme zu, war aber nicht wenig erbost, als er nur die auf dem Rainsteine brennende Kerze erblickte. Er führte einen wuchtigen Tritt darnach, daß sie sofort erlosch und stampfte schimpfend und scheltend querfeldein wieder zur Straße zurück. Dort setzte er sich in scharfen Trab und rannte schnurrstracks nach Gallas' Gasthaus.

Und Lichtl, der sich hinter einem Gesträuch versteckt hatte, folgte in sicherer Entfernung dem ergrimmten Binder.

Nickl, Hölzl, Pfriem und Bierer saßen noch gemütlich bei Bier und Wein und lachten noch immer über das jüngste Abenteuer, als plötzlich von der Straße her ein wuchtiges „Trab, Trab, Trab!“ erscholl.

„Der Binder kommt!“ rief Gallas und im nächsten Augenblicke waren auch schon die vier Helden samt ihren Biergläsern durch die Küchentür verschwunden.

Tatscher stürzte mit der Mistgabel in Händen wutschnaubend ins Zimmer und auf Gallas zu. „I bring' di um!“ knurrte er den Wirt an.

„Ja, bist denn verruckt?“ fragte dieser verwundert.

„Wo san d' andern?“

„Jedenfalls — in der Hos'n!“

„Mach' mi nit wild! I will wiss'n, wo s' san?“

„Ja, wonn du's nit woaßt, i woaß 's a nit!“

„So! — Und wia kannst du hiaz Liacht hob'n, wann koane Gäst da sein?“

„Aber sei doch nit so rar! I han mir doch denk'n kinan, daß' nach'n Fischotterfang enk stärk'n und vielleicht sogar a großes „Jubel“-Fest veranstalt'n werd'ts!“

Da ging die Küchentür auf und Nickl und Genossen traten wieder ins Zimmer.

„Da habts den Narr'n; hiaz is der schon da!“ rief der Schuster mit gut gespielter Verwunderung.

„Na, wo kembs dös her?“ schrie der Binder sie an.

„Na, va hinten; das seh'n S' ja so!“ erwiderte Nickl, worauf ein lautes Gelächter erscholl.

„Was, auslach'n wollt's mi a noch! Sakradie noch amol, das leid' i nit!“ rief Tatscher und schwang seinen „Dreizack“ — ein moderner, soeben den „Fluten“ entstiegener Neptun. Aber Gallas riß ihm die Waffe sofort aus der Hand und bedeutete ihm, daß er sich jetzt in einem Gastzimmer und nicht auf der Fischotterjagd befinde.

„I pfeif' enk was auf enker Fischotter!“ schrie der Binder. „Steht ma da stundenlang im Wossa und dann lass'n S' an schandmäßig im Stich!“

Lichtl hatte dies alles vor dem Fenster mit angehört, warf sich dann plötzlich in übertoller Laune in den Straßenstaub, wälzte sich lachend in demselben und stürmte hierauf in das Gastzimmer; zornig packte er den Binder an den breiten Schultern, schüttelte ihn derb und rief: „Was, du willst noch aufbegehren? Du bist derjenige, der —

davong'laufen ist, derweil ich noch draußen war und paßt und paßt hab'! . . . Ja, ja, schau mich nur an; aber es ist so! Ich hab' mir draußen beim Bach die Augen fast ausg'schaut und meine Loser ang'strengt, daß mir ja nichts entgeht — und auf einmal — denkt euch, ich steh' grod hinter an Gebüsch und gib acht wie ein Haftelmacher — da hör' ich was laufen . . . Ich duck' mich und schau — do rennt's knapp an mir vorbei und ich mit meinem Knüttel gleich hinterdrein . . .

„Sakradie noch amol! War's leicht gar der Fischotter?" sagte der Binder ganz verdutzt.

„Na, was denn sonst? Und wenn du nur ein wenig gewartet hättest . . ."

„Häst 'n derwischt — 'n Fischotter?" rief der Schuster.

„Ich sag' euch — so wahr ich hier steh' — ich hätt' ihn erwischt! Aber auf einmal fall' ich her — da schaut mich nur an, wie ich ausschau . . ."

„Meiner Treu, der ‚reinste' Mistkäfer! Und sogar am Buckl bist voll Schmutz!" bemerkte Nickl schmunzelnd.

„Es ist auch kein Wunder! Und wie ich wieder aufsteh', war er weg! Wart', Binder, hab' ich mir gedacht, wann ich mit dir z'sammenkomm', reib' ich dir's gehörig unter die Nas'n! So und jetzt red', wennst dich traust!"

Tatscher war ganz kleinlaut geworden und sagte nichts als: „Sakradie noch amol!" Endlich setzte er sich mit den andern an den Tisch und suchte sich für den mißlungenen und doch so gelungenen Fischotterfang an dem schäumenden Biere zu entschädigen; aber die losen Schelme verleideten ihm auch diesen Genuß und hatten ihn fortwährend „in der Arbeit" und als der Schuster einmal lachend bemerkte: „Na, mein lieber Tatscher, hiaz halt i auf dein G'scheitheit a nit mehr viel!" Da rief der Binder selbstbewußt: „Du sei na schön still; mit dir nimm i 's noch allemal auf! Und i sag' hiaz na so viel: Wann der Fischotter überhaupt zan erwischen is — kriag'n tuar i 'n, so woahr als i a Mensch bin!"

Die anderen schauten ganz verwundert auf den stämmigen Binder, dessen rotes Gesicht ein selbstbewußtes Lächeln verschönte. Pfriem schnitt jählings Grimassen, als wenn er Zahnweh hätte; Nickl hüllte sich in eine Wolke von Zigarettenrauch; Hölzl hatte plötzlich einen Hustenanfall bekommen; Bierer schneuzte sich, als wollte er die Mauern von Jericho zu Falle bringen; Gallas hielt sich hinter Tatschers Rücken beide Hände vor das lachende Gesicht und nur Lichtl bewahrte seine volle Ruhe und fragte den Binder, wie er es anfangen wolle, um den Fischotter zu bekommen.

„Das verrat' i hiaz nit!" erwiderte Tatscher und lachte still in sich hinein.

Gallas fand es nun geraten, die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand zu lenken, damit nicht durch einen übel angebrachten Heiterkeitsausbruch der tolle Fischotterfang ein vorschnelles Ende fände; er holte daher rasch das Körbchen mit den Krebsen aus der Küche, hielt es dem Binder unter die Nase und sprach: „Da schau her, ganz umsonst sein ma doch nit auszog'n!"

„Sakradie noch amol! Dö habts all g'fangen? Aber daß 's der Fischotter nit — g'schmeckt hat?"

„Es is holt wahrscheinlich der Wind verkehrt gangen!" versetzte Pfriem . . .

So ging es noch eine Weile fort.

Da ließ vom Stalle her ein vorlauter Hahn sein etwas verfrühtes Kikeriki erschallen und mahnte die losen Schelme — an die Vergänglichkeit der Zeit.

Gallas machte noch seine Einladung zu einem am nächsten Nachmittage stattfindenden Krebsenschmause, zu welchem alle ihr Erscheinen zusagten, worauf man endlich ans Heimgehen dachte.

Und vierzehn Stunden später fanden sich alle bis auf Tatscher wieder bei Gallas ein und ließen sich die Krebse trefflich munden. Natürlich sprach und lachte man wieder viel über den „gelungenen Fischotterfang".

„Ich bin sonst kein Freund von solchen Foppereien", sagte Lichtl, „und ich möcht' es kan raten, mit mir so an Spaß z' machen; aber dieser Binder ist ein so gelungener Kauz und hat sich bei der ganzen Dummheit so köstlich gestellt und so ahnungslos foppen lassen, daß es wirklich ewig schad' wär', wenn wir die Hetz' nit mitg'macht hätten!"

„Ja, das sag' i a!" sprach Pfriem. „Und i wiar lach'n, so oft i na dran denk' oder 'n Binder g'siach!"

„Aber, wenn err drrauf kommt, wirrd's guat sein, sein Zurrn mit ein paarr Litrr Bierr zu dämpfen, sonst prrügelt er uns am End' all miteinandrr durrch!" bemerkte Hölzl.

„Sel wird nit schad'n! meinte Bierer, „denn er is oft . . ."

Da erschien der Binder, setzte sich zwischen Pfriem und Nickl und fragte, ob sie ihm wohl noch etwas übergelassen hätten.

„Viel G'scheit's is nit mehr da!" sagte Gallas und stellte ihm die Krebsenschüssel hin.

„Ja, aber wia ißt ma denn das Zeug eigentli?" fragte Tatscher. „I han mein Lebtag noch koan Krebs'n g'essen!"

Nickl reichte ihm ein Kopfbruststück und sagte: „Das, was da drin ist, müssen Sie essen!" und der Binder aß mit sichtlichem Wohlbehagen all die sonderbaren „Leckerbissen", die ihm Nickl und Pfriem mit ausgesuchtester Liebenswürdigkeit vorlegten.

„Aber wo san denn die groß'n Schar*) und die Schwanzeln?" fragte der Binder nach einer Weile.

„Ja, woaßt, dö hab'n ma halt selber g'essen!" antwortete Pfriem. „Übrigens da is ja noch a ganzer Krebs; versuach's halt, wiar er tuat!"

Der Binder griff sofort darnach; da ihn jedoch niemand belehrte, wie er hierbei verfahren müsse, so aß er auch Dinge mit, die selbst seinem durchaus nicht verwöhnten Gaumen etwas „gspoaßi" vorkamen. „Na, es g'hört halt an eigener Gusta dazua!" meinte er, wischte sich den Mund ab und trank eine erkleckliche Menge Bier, um den „gspoaßig'n G'schmachn" hinabzuspülen.

„Geht's nit mehr?" fragte der Wirt.

„Na, hiaz han i gnua!" versetzte Tatscher mit etwas kläglicher Miene; aber dann leuchtete sein dunkles Auge plötzlich hell auf und heiter sprach er: „Aber morg'n, wann's guat geht, ess' ma an Fischotterbraten, das hoaßt, wann das Viech überhaupt zan ess'n is!"

„Na, war nit schlecht!" rief Pfriem. „Es is sogar a Dölikateß!"

„Halt ja!" sprach Nickl. „Und ich freu' mich schon drauf!" Die Innenteile essen wir mit Essig und Öl, die Schinken lassen wir selchen und den Rumpf braten; den Schwanz aber muß uns die Frau Gallas am Freitag aus dem Schmalz herausbacken."

Am Freitag? Aber da soll ma doch ka Fleisch nit ess'n!" bemerkte Tatscher.

„Aber der Fischotterschwanz ist ja — Fischfleisch!" erwiderte Nickl.

Der Binder schaute ganz verblüfft darein; aber man ließ ihm keine Zeit, über diese merkwürdige Sache weiter nachzudenken, sondern lenkte seine Gedanken gleich wieder auf den Fischotterfang und Pfriem und Bierer bemühte sich angelegentlich, herauszukriegen, auf welche Weise Tatscher des Fischotters habhaft zu werden gedenke, um vielleicht noch einen Schabernack spielen zu können, aber der Binder schüttelte lachend seinen Kopf und sagte endlich: „Aber so seids doch nit gar a so neugierig; ös werd'ts es schon g'seg'n!"

Und früh am nächsten Morgen wanderte er frohgemut über „fünf Berg' und vier Gräb'n" nach Fürstenfeld, um einen ihm wohlbekannten Weidmann aufzusuchen. „Denn", dachte er, „wenn im Hullaboch wirkli a Fischotter is, so wird 'n a Jager am erscht'n dawisch'n!"

Der Jäger, ein alter, erfahrener Nimrod, erklärte sich sofort bereit, mit Tatscher dem Fischotter nachzuspüren und hoffnungsfreudig trat der Binder in Begleitung des Weidmannes den Rückweg an, verschwieg aber klugerweise das nächtliche Abenteuer, da es ihm dünkte, daß sein „Passen"

*) Scheren.

im Bache mit Futterbogen und Mistgabel doch wohl nicht ganz — weidgerecht war.

Als aber der verblüffte Jäger vor dem kleinen Hollerbache stand, da schaute er den Binder vorerst scharf an, ob der nicht etwa scherze und sagte dann kopfschüttelnd: „Na, mein Lieber, mit dem Fischotter hat man Ihnen einen gehörigen Bär'n aufbunden!"

„Sakradie noch amol! Das wird doch nit sein?" rief der Binder erschrocken und wurde glutrot im Gesicht.

„Ja, ja, da können S' Gift drauf nehmen! Und wenn S' in dem Bacherl an Fischotter finden, dann gibt's in der Feistritz — Krokodil und Haifisch!"

„Sakradie noch amol! Da bin i nobel aufg'sessen! Aber — das zahl' i iahna hoam, so woahr als i a Mensch bin!"

Und das hat er auch wirklich getan, und zwar noch an demselben Tage.

Als der größte Ärger verwunden war, ging er zu Gallas und ergab sich dem „stillen Suffe". Der Wirt merkte gleich, daß etwas los war und hütete sich wohlweislich, des Fischotterfanges auch nur mit einem Worte Erwähnung zu tun. Tatscher trank ein Viertel um das andere und als man meinen sollte, jetzt müßte er genug haben, ließ er sich einen Rostbraten bereiten und trank ruhig weiter. Dann begann er plötzlich zu singen:

„Gscheintaler sein mar,
Loß ma uns nix sag'n'
Z'sammhalt'n tan mar,
Wiar an olta Schrag'n!"

„Hiaz is 's nit mehr g'fährlich!" dachte Gallas und schickte nach Nickl und Genossen. Dieselben ließen nicht lange auf sich warten und setzten sich mit den harmlosesten Gesichtern von der Welt zu dem bereits angeheiterten Tatscher.

„Wia kimb's denn, daß du blau machst?" fragte ihn Pfriem. „Heut' is doch nit Maunti?"

„Ah was, is 's wia da wöll — heut laß i mir halt amol guat g'scheg'n! He, Gallas, hast koane Kuba!"

„Halt ja und Havanna und Britanika a, wannst as willst!" rief der Wirt und brachte scherzeshalber eine Handvoll — „Kurze". „Da suach dir s' glei selber aus!"

Der Binder nahm in seinem Dusel wirklich eine Anzahl „Kurze" für Kuba, steckte eine in Brand und rauchte wie ein Schornstein. „So a Kuba is halt doch an anders Rach'n!" meinte er schmunzelnd; dann leerte er sein Glas und bestellte wieder ein Viertel.

„Ja, wenn Sie so viel trinken, dann werd'n Sie den Fischotter heut' schwerlich mehr erwischen!" bemerkte Nickl in scherzendem Tone.

Tatscher tat einen bedächtigen Zug aus dem frisch gefüllten Glase, setzte es dann ruhig auf den Tisch, strich sich mit der Linken den kräftigen Schnurrbart zurecht und rief mit eigentümlichen Lächeln: „Moan S'? Na, mir kinnt'n ja an Versuach mach'n! Wer geht mit?"

Aber niemand verspürte Lust dazu und ein jeder hatte eine Ausrede.

„Is schad' drum!" sprach der Binder und setzte seine geballten Fäuste lachend auf den Tisch. „Sakradie noch amol! Heut' hätt' i 's enk scha zoag, wo der Fischotter steckt und wia ma's ba so an Fang anstell'n muaß! Und 'n Schuasta und 'n Nickl hätt' i in 'n Bach einitunkt, daß sa si leicht gar für a poar Karpf'n g'halt'n hätt'n!"

„O na!" erwiderte Pfriem. „Der Karpf'n bist ja du selber und mir wär'n höchstens — die Hecht'n g'wes'n!"

„Ja, ja, Hecht'n seids eh' all mitanond!" rief der Binder lachend und alle lachten herzlich mit.

Die gefürchtete Auseinandersetzung mit Tatscher war glücklicher abgelaufen, als man sich hätte träumen lassen und nun ging die Hetze erst recht los. Der Fischotter, der ja heute hätte verzehrt werden sollen, war nun trotzalledem — in aller Munde und schließlich wartete der Binder selber mit den „saftigsten Bissen" auf, indem er wahrheitsgetreu und mit gutem Humor gewürzt erzählte, was für Gedanken und Gefühle ihn bei dem ganzen Fischotterfange erfüllten und wie ihm zumute war, als die Mitternachtsstunde schlug und am Hollerbach „ka Seel" zu hören und zu sehen war.

„Da hätten Sie also mit Fug und Recht singen können: Ich bin allein auf weiter Flur!" scherzte Nickl.

Und als dann der Binder noch erzählte, daß er sogar einen Fürstenfelder Jäger herausbemüht habe, um den Fischotter zu erjagen, da erreichte die Heiterkeit den Höhepunkt.

„Ja abrr, jetzt sag'n S' mirr einmal, wie hab'n S' Ihnen denn so schrrecklich können fürr'n Narr'n halten lassen?" fragte Hölzl.

„Ja, han i 's denn schmeck'n kinan, daß ös solche Lug'nbeutel seids?" rief Tatscher. „So was is mir ja mein Lebtag noch nit passiert und wanns mi noch irger anbeilt hätt'ts, so hätt' i 's a glaubt!"

Der Binder griff wieder zum Glase und trank — und das tat er noch ziemlich oft; nebenbei vernebelte er so manche „Kuba", aß dann zur Abwechslung wieder einmal ein Schnitzel und schloß endlich mit ein paar Glas rumreichen Tees.

Die Tischgenossen stießen sich heimlich mit den Ellbogen oder nickten sich lächelnd zu; denn sie wußten ganz gut, was dies zu bedeuten hatte.

Endlich erhob sich der Tatscher-Binder von seinem Sitze und sprach mit lallender Zunge: „So g'essn, trunkn und gracht han i, was Platz

hat g'habt und hiaz — hiaz zahlts, ös Saggara! Und wanns vielleicht amol wo a Rhinozeros z'fangen gibt — i bin dabei!" Hierauf torkelte er lachend zur Tür, mußte sich aber plötzlich am Türstocke festhalten, um nicht umzufallen. „Sakradie noch amol!" rief er belustigt. „An Fischotter han i fangen woll'n und — an Aff'n han i derwischt!"

Der Raufriffel und sein Einsiedler.

Eine Bergwanderung von **Peter Rosegger.**

Ein welliges Hochland, ungefähr zweitausend Meter über dem Meer. Und mitten hineingestellt eine ägyptische Pyramide. Aber mindestens dreimal so groß als dort die größte am Nil. Und noch ungleich verwitterter, ruinenhafter. Die Felsabsätze sind im ganzen stufenartig, aber unregelmäßig, zerfurcht, zerschründet, hier eine wagrecht liegende Klobe, dort eine schiefe Platte, dann wieder senkrechtes Gewände bis zum nächsten Absatz, so daß man alle möglichen Körperübungen anwenden muß, um mit Hilfe des Führers hinaufzukommen. Von unten hinan sind die Vorsprünge noch stellenweise bewachsen mit Knieholz und Alpenrosensträuchern, weiter oben wuchert in den Ritzen kurzes Gras und Moos und endlich ist nur mehr das kahle Gestein, glattgeschliffen von Wasser und Eis.

Von der Achsel des stämmigen Führers hinangehoben, durch sein Seil hinaufgezogen oder mittelst seines wagrecht eingekeilten Bergstockes emporgestiegen, stehe ich auf einer der Riesenstufen und schaue hinab. Weithin liegt das hügelige Hochland mit Schnee, mit Eis, mit Steinkaren, mit kleinen Felsriffen. Und in den Mulden die braunen Flecken der Gezirme und die schwarzen Wassertümpel, die mein Führer Gebirgsaugen nennt. So wie dort unten der Winter lag, so glühte an unserer Felspyramide der Sommer. Aber ein Wüstensommer. An windgeschützten Stellen waren die Steinplatten so heiß, daß — als wir auf einer saßen — die Lederhose meines Führers anfing von dem Schweinefett zu duften, mit dem sie eingefettet zu werden pflegte. Weil wir uns nicht gerade schmoren lassen wollten, so stiegen wir weiter, um wenige Stufen höher von einem scharfen Winde gepeitscht zu werden.

„Nach Sommer und Winter muß doch auch wieder einmal ein Frühjahr kommen!" sagte der Führer, und noch einige Absätze höher war ein sonniges Plätzchen, nicht heiß und nicht windig. Und da wollten wir rasten. Bis zum Gipfel war es wohl noch eine Stunde. Ich saß auf dem Felsvorsprunge und schaute träumend in die Tiefe. Eine liebliche Stille war, nur in meinem Kopf ein ganz zartes Klingen. Das Bergrund ringsum in starrer Leblosigkeit, die Tiefe des Himmels fast

schwarz und in dieser unermeßlichen Nacht stand der funkelnde Sonnenstern in seiner schweigenden Gewalt. — Wie süß zu schlummern . . .

„Oho!“ rief plötzlich der Führer, hatte mich am Rockkragen gepackt und mich rücklings gerissen. Denn ich soll in meiner Versunkenheit das Haupt und den Oberkörper sachte nach vorn und immer mehr nach vorn geneigt haben. „So was tut man nur, Herr, wenn's sonst keinen Ausweg mehr gibt. Derweil soll's ja noch bergwärts und wenn es dem Herrn recht ist, so pack' ich was zum Essen aus.“

Er hatte Brot, Geräuchertes, Käse und eine Flasche gekochten Kaffees bei sich. Während des Essens ein gemütliches Plaudern und sagte auf einmal der Führer: „Bin ich doch begierig, ob wir ihn in der Höhle treffen!“

Nun muß ich sagen, weshalb wir diesen rauhen Felskegel eigentlich bestiegen. Die Bergwelt war's nicht allein. Ich hatte an diesem Tage eigentlich eine andere Spitze besteigen wollen. Da war am Abend zuvor im Touristenhaus die Rede von einem sonderbaren Menschen gewesen.

An demselben Tage war ich durch die endlos langen Engtäler der Räckel hereingekommen in das Hochgebirge. Unterwegs hatte ich große, uralte Forste durchwandert und war an Holzhauerhäusern vorübergekommen, in denen die kräftigen Männer wohnen, die von fernen Gegenden zusammengezogen waren, um diese Urwälder zu roden. In einem der Holzhauerhäuser nun lebte jener sonderbare Mensch. Er war nicht selbst Holzhauer, sondern erwarb sich seinen Bedarf mit Schleifen von Äxten, Beilen und Hacken und mit Feilen von Sägen, wie sie solche Werkzeuge bei ihm zusammentrugen. Denn jedem steht es nicht an, nach schwerem Tagwerk noch selber das Werkzeug für den nächsten Tag herzurichten. Auch hatte er eine Ziehharmonika, mit der er den Holzern die Feierabende vollmusizierte und die Gelenkigeren zum Tanzen aufmunterte, besonders wenn sich auch die Köhlerinnen und Almerinnen der Umgebung einfanden. Und wenn er die Paare reigen sah, da ward wohl auch in ihm selber die Lust so groß, daß er ein Dirndl um die Mitte nahm, mit ihm sachte herumtanzte, während er hinter ihrem Rücken noch mit beiden Händen die Harmonika zog. Leichter wie die anderen durfte der „Sagfeiler-Veitl“ sich die fetten Nocken, den Wachholdenen, den türkischen Tabak gönnen, länger als die Holzhauer konnte er des Morgens auf seinem Haferstroh liegen bleiben und unbedenklicher konnte er einmal eine frische Dirn um die Mitte nehmen, denn sein Schleifstein und seine Feile, vor allem seine persönliche Unabhängigkeit gestatteten es ihm. Der Veitel führte also die Woche über ein ganz lebenswertes Dasein. Hingegen, sagten die Leute, der Sonntag! Das war der Bußtag, da wollte er sich für seine arme Seele etwas kosten lassen. Um diesen Preis mochte er nicht fette Nocken essen, Wachholdenen

trinken und frische Dirndln um die Mitte nehmen, daß er etwan nachher — später — dort hinten drüben in der anderen Welt sollte Unannehmlichkeiten haben. In der Art, wie die Holzhauer derlei vorbrachten, war zu merken, daß sie den Mann ganz gern hatten, wohl auch deshalb, weil er einer von solchen zu sein schien, die sich willig zur Zielscheibe des Spottes hergeben. — Hoch oben auf dem Rauhriffel über Schnee und Eis war im Gestein eine Höhle, in der vor Zeiten einmal ein frommer Einsiedler gehaust haben soll. Einer schweren Sünde wegen hätte er nach Rom pilgern müssen zum Heiligen Vater, um Lossprechung zu erbitten. Weil er aber krumme Beine gehabt haben soll, die leichter dreitausend Meter bergwärts stiegen als dreimalhunderttausend Meter auf den Heeresstraßen dahinzuwandern, und weil er auch in Ängsten war wegen der harten Buße in Rom, so wollte er sich auf eigene Faust erlösen. Und weil auch die Sage ging, daß vom Rauhriffel aus an besonders glücklichen Tagen die Kuppel der Peterskirche in Rom gesehen werden könne, so soll jener Sünder da oben ein jahrelanges Einsiedlerleben geführt haben, bis ihn eines Tages die Engel in den Himmel trugen. — Diese Höhle nun hatte der Sagfeiler-Veitel in Besitz genommen, um sonntägig dort seinen Bußübungen zu obliegen. Zur Sommerszeit allemal Samstags am Feierabend nahm er seinen Wettermantel und seinen Bergstecken und stieg in den Schründen hinauf zum Hochplateau und von dort auf den Rauhriffel. Keine Minute durfte er stehen bleiben unterwegs, wenn er's in drei Stunden ermachen wollte.

Derlei hatte ich im Holzhauerhause sagen gehört, halb ernsthaft und halb schalkhaft über den Veitel. Und so entschloß ich mich, an diesem Sonntage den Riffel zu besteigen, um vielleicht mit dem Manne zusammenzutreffen. Da es hieß, daß der Veitel schon allemal am Vorabende hinaufstieg, machte ich mich mit meinem Führer am Sonntage auf. Schon vier Stunden unterwegs bis zur Stelle, wo wir den Imbiß nahmen und wo nun der Führer sagte: „Bin doch begierig, ob wir ihn in der Höhle treffen!"

Dann begann wieder das Klettern über die klobigen Trümmer, die ineinander kein festes Gefüge mehr zu haben schienen, sondern wie ein Riesensteinhaufen in losen Blöcken übereinander dalagen. Zwischen dem Gestein aus Runsen und Löchern gähnten dunkle Hohlräume. Der Führer wich von der Richtung ab und wir kletterten quer hin, bis auf einmal vor uns ein Riff niederging, wie eine Kante an der Pyramide, die alles Vordringen unmöglich gemacht hätte, wenn in ihm nicht eine enge Scharte gewesen wäre. Bei irgend einem Erdbeben schien der Fels dort gespalten worden zu sein und durch diesen Schlurf mußten wir kriechen. Hinter demselben war eine Art Söller. Ein ebener Vorsprung,

der am Rand eine Brüstung von übereinandergelegten rohen Steinen hatte. Von diesem Söller war in den Berg hinein eine Spalte, die unten eine Klafter breit sein mochte, oben sich verengte und in eine trockene Rinne sich verlor. Das war die Höhle des Einsiedlers.

Mein Führer trat zuerst hinein, machte in seinem mitgebrachten Laternchen Licht und winkte mir, ihm zu folgen. Die Höhle war so hoch, daß wir ganz aufrecht gehen konnten, und sie krümmte sich seitlings, so daß in diesen Teil kein Tageslicht eindrang. Aber ein rotes Sternlein glühte uns entgegen. In einer Art Kapelle standen wir. An der schwarzen feuchten Felswand ein rohes Holzkreuz, unterhalb desselben, auf der Vorsprungskante liegend, ein Totenschädel, der uns gutmütig anfletschte.

Auf dem niedrigen Holzbrett, das als Tisch, Bank und Betschemel dienen mochte, lag ein Stück Brot, stand ein irdener Plutzer. „Da ist er!“ schmunzelte mein Führer, entstoppelte den Plutzer und roch hinein; aber etwas enttäuscht: „'s ist wirklich nur Wasser!“ Dann spähten wir in den Winkeln der Höhle herum, fanden aber nichts mehr als den Bergstecken, der an der tropfenden Wand lehnte. „Heroben ist er,“ wiederholte der Führer. „Aber da ist er nicht.“ Wir traten wieder ins Freie und entdeckten nun ein schmales Steiglein, das vom Söller am steilen Hange weiterführte. Nur wenige Schritte und wir standen vor dem Büßer. Er lag zwischen Blöcken auf einer sonnigen Platte. Er lag auf dem Rücken, die Knie himmelwärts, die Arme unter Haupten, mit dem Filzhute das Gesicht verdeckt. Er schnarchte.

Der Führer legte seine Hände über dem Bauch zusammen, schaute andächtig den Schlafenden an und sagte leise: „Es ist rührend! Wie hart der tut bußwirken! Er ist wahrscheinlich just verzückt. Wir wollen ihn nicht stören.“

Dann schlichen wir zurück, krochen durch den Schlurf und in der Absicht, auf dem Rückweg nochmals bei diesem Anachoreten zuzusprechen, stiegen wir vollends zur Spitze des Berges hinan. Da pfiff ein heftiger Wind und zwischen den schwarzen Felsblöcken war geschliffener Marmor. So sah im ersten Augenblicke sich das Eis an, das in den Klüften und Kesseln eingebettet lag und das so hart war, daß unsere Stockspitzen davon abprallten. Da wir die Hände gebrauchten, um uns noch über einige Blöcke zu schwingen, mußten rasch unsere Hüte auf dem Kopfe festgebunden werden. Der Führer band den seinen mit einem Lederriemen, ich den meinen mit dem Taschentuche. Endlich auf der höchsten Spitze! Dieselbe besteht in einem mächtigen Felsblock, der die Form eines Ambosses hat und nach einer Seite überhängt. Wir hatten gerade beide darauf Platz und stemmten uns aneinander fest. Der

Wind hätte uns nicht in den Abgrund geschleudert, nur in eines der Eislöcher. Doch wir standen fest und schauten: Im Westen stand eine breite rötliche Wolkenmasse auf, es war aber die Gletscherwelt, die sich viele Meilen weit gegen Sonnenuntergang hinzieht. Im Norden und Osten ein unentwirrbares Gemenge von Felswänden, Bergspitzen und Wällen, gespalten von dem blauenden Engtal der Räckel, durch das ich am Vortage hereingekommen war. Gegen Süden hin sah man über viele Berggipfel hinaus wieder andere Höhen und hinter denselben eine mattgraue Fläche, die man schon für das Firmament hätte halten können, wenn nicht einzelne weiße Punkte und Streifchen darin gelegen wären, von denen mein Führer sagte, es seien Ortschaften auf der lombardischen Ebene. — Die Kuppel der Peterskirche? Da mußte man freilich ein ganz anderes Auge haben als wir mit unseren natürlichen und auch noch künstlichen Sehorganen zusammenbrachten. Ein Auge, das vielleicht auch etwas um die Ecke sehen könnte, um die Bauchung der Erdoberfläche.

Mein Führer zog aus einer Felsenhöhlung ein Eisenblechkästchen hervor. Da drin war ein Fremdenbuch — ich sollte meinen Namen hineinschreiben.

„Wozu? Sind wir denn Nachtwächter, die kontrolliert werden sollen?“ — Wahrlich, wenn sich auch noch unsere höchsten Berghäupter als Autographenbettler entpupen, dann werden sie meine Achtung verlieren. Der Führer tat das Kästlein unverrichteter Sache in das Steinloch.

Länger als fünf Minuten war's auf der Spitze nicht auszuhalten. Der Sturm fegte uns gleichsam die Luft vom Munde weg, so daß wir kaum atmen konnten. Die Wangen brannten von den feinen Eisnadeln, die er uns ins Gesicht steckte. Erst unterhalb der Spitze konnten wir uns niederlassen, um den Ausblick nach Süden genießen zu können, aber nicht auf lange. Über die Steine her kam dünner Nebel geflogen, im Nu hatte die Sonne einen Schleier und zwei Augenblicke später waren wir mitten im Schneegestöber.

Einige Minuten nachher standen wir vor dem lang hinabgezogenen Felsriffe und krochen durch. Knapp hinter dem Schlurf saß der Einsiedler. Als er uns bemerkt hatte, tat er seine Pfeife aus dem Munde, und rief: „Wer da!“ Lachte aber dabei, so daß wir wissen sollten, unser Eindringen durch den Schlurf gehe nicht auf Leben und Tod. Wir saßen bald auf dem Stein neben seiner. Das also war der Schleifer-Veitel aus dem Räckeltal. Ich hatte mir ihn anders gedacht. Mehr sonderlingartig, einer jener einfältigen und zugleich verschmitzten „Halbpelzer“, wie sie im Gebirge nicht selten zu finden.

Aber das war ein noch junger hübscher Mann. Große runde und gescheite Schwarzaugen, blasses Gesicht, dunklen schütteren Vollbart und den Mund voll weißer Zähne. Sein älplerischer Anzug unterschied sich kaum von dem meines Führers. Dieser hatte sich schon gefreut, ihn zu fragen, wo er eine Stunde zuvor, als wir in der Höhle zugekehrt, gewesen sei. Da würde er sich mit weiß Gott was für einer Bußübung rühmen. Aber der Veitel antwortete ruhig, er sei drüben zwischen den Steinen in der Sonne gelegen und habe ein wenig geschlafen. Es war etwas Zutrauliches, Gutmütiges an diesem Einsiedler, nichts Fanatisches. Als ich ihn einlud, uns den Rest des Imbisses verzehren zu helfen, dankte er gelassen, er habe schon seinen Teil. Wir hatten aber nichts gesehen, als Wasser und Brot.

Die Rede hatte sich allmählich so ergeben, daß ich die Frage nicht für zu ungeschickt hielt, was er denn so ganz allein auf diesem hohen Berge mache?

„Was nützt's, wenn ich's erzähle“, antwortete er. „Mir glaubt's ja niemand. Wenn ich sage, daß ich zeitweilig ein Einsiedler sein will, und den ganzen Sonntag beten und fasten und mich mit einem Strick auf die nackte Haut schlagen, so glauben sie's, weil's mein Vorgänger auch so gemacht hat. Der hat freilich noch andere Geschichten gemacht. Auf den spitzigsten Steinen hat er geschlafen, nur in eine Schafhaut eingewickelt. Nächtig ist er aufgestanden und hat da drinn vor dem Kreuz Psalmen gesungen. Zur Almerin auf der Sieleralm ist er jeden Tag hinabgegangen um Milch, hat aber vorher einen Stein in den Mund genommen, damit er mit ihr nicht reden konnte, und hat sich mit einem Lappen die Augen so weit verbunden, daß er nur auf seine eigenen Füße sehen konnte. Da hat sich der Teufel mit ihm einmal einen Spaß gemacht. Ein Sofa hat er ihm in die Höhle gebracht. Das Sofa hat der Einsiedler in den Abgrund geworfen, doch wie er am nächsten Tage wieder die Milch holen will, liegt die Almerin darauf und ist eine Versuchung geworden, wobei man alle Augen verbunden und den Mund voll Steine haben kann. — Ja, wenn ich den Leuten solche Geschichten erzähle, da lachen sie dazu und glauben es. Und wenn ich ihnen von mir selber so was vormach', da glauben sie's auch und das macht mir Spaß. Wer gut Leutanplauschen kann, den hat man überall gern. Gelt, Seppel, du hast dich auch allemal gern anplauschen lassen?“

„Dir glaub' ich gar nichts“, lachte der Führer.

„Nun, nachher mag ich ja still sein“, sagte der Veitel, rauchte vergnüglich die Pfeife und beguckte die schönen Rauchringlein.

Mir tat's leid, daß es verspielt war. Von dem hätte ich mich gerne noch weiter „anplauschen“ lassen.

Der Führer wagte es noch einmal: „Was mag er denn lauter für eine Sünde begangen haben, dein Vorgänger, daß er so schwer hat büßen müssen?“

„Geh' eini und frag' ihn“, antwortete der Veitel. Erst später habe ich erfahren, daß er den Totenschädel meinte, der in der Höhle lag und der einst jenem sagenhaften Einsiedler angehört haben soll.

Die Schneewolke oben hatte sich längst im Himmelsraum verflockt und es war wieder Sonnenschein. Aber die Sonne hatte sich hinter die Riffelwände verzogen, deren Zacken sich unten auf den Schneeflächen im Schatten zeichneten. Die Zeit zum Abstieg war gekommen. Der war kaum weniger beschwerlich im steilen Gestein, als der Aufstieg. Auf der Sieleralm, wo vom Kar die letzte Eiszunge niedergeht, stießen wir an den Fußsteig ins Räckeltal. Hier konnte ich den Führer entlassen, der auf der anderen Seite absteigen wollte, zu einem Jägerhause, von wo aus er am nächsten Tage eine Partie auf den Wildeiskamm zu führen hatte.

„Im nächsten Jahr, wenn Gottes Will'“, rief ich ihm noch scheidend zu, „gehen wir zwei auf den Wildeiskamm.“

„Ist recht!“ sagte er. Und noch einmal rief er mir nach: „He! Wenn der Herr unten zum Bildstöckel kommt, sich fein linkerhand halten!“

Aber nachher beim Bildstöckel — es dunkelte der Abend — war ich schon wieder zu zweien. Der Veitel hatte mich eingeholt und mit dem wanderte ich noch eine Stunde lang bis zum nächsten Holzhauerhaus.

Als ich dort zurückblieb, war mir alles bekannt. Das ist freilich zu selbstverständlich, als daß es Alltagsmenschen leicht glauben können. — Veit Rafelsberger, der Werkzeugschärfer, geht ins Hochgebirge hinauf, weil er bisweilen mit sich allein sein will. Mit sich und der wilden Allmacht, und weil er manchmal einen Gedanken denken will. Wenn schon, meint er, das eiserne Werkzeug der Holzer stumpf wird in der Woche, warum nicht auch die Menschenseele? Auch die muß alle Wochen einmal geschärft werden. In die Kirche nach Karlstetten hat er noch weiter als ins Gebirge, so nutzt er die Sommersonntage und steigt auf den rauhen Riffel. Wenn man sechs Tage dahockt und schleift und feilt, laufen sich am siebenten die Beine gern einmal aus. Wenn man sechs Tage lang ausgiebige Nahrung nimmt und nicht allzuselten einen Schluck nasses Feuer dazu, kann am siebenten Brot und Wasser nicht schaden. Wenn man sechs Tage lang mit übermütigen Gesellen allerhand Dummheiten schwatzt und wie ein herlebiges Tierlein sich's gut sein läßt, mag am siebenten eine stille Besinnung auf sich selber

nicht schlecht taugen. Wenn er im reinen Sonntagssonnenschein da oben hinausschaut in die weite Welt, oder in den Felsen braust der rasende Sturm und schleudert sein Eis und seine Fluten in die Höhle und über Häupter hinweg donnern die Steinlawinen, da ist ihm wohl; oder wenn er in der Samstagnacht da oben über dem Wetter steht, das im Tale siedet und kocht und manchmal einen Blitz himmelwärts zucken läßt — da ist es ihm, als ob seine Seele rein gebadet würde. Und alle Wochen wenigstens einmal nimmt jeder ordentliche Mensch ein Bad. Und die rote Ampel oben vor dem Kreuz, die noch von jenem Einsiedler herrührt, er speist sie bisweilen mit Öl, so als ob bei allem weltlichen Reigen und Ringen und Naturschauen doch ein stilles Herz erglühte für den, der uns durch Welten und Ewigkeiten geleitet.

So hält der leblustige Waldbursche am Samstag seinen heimlichen Gottesdienst.

Aber wie er das Bedürfnis nach Einsamkeit hat, so hat er zur andern Zeit auch das der Mitteilsamkeit. Seinen Wohngenossen, scheint es, mag er sich nur in der Hülle des Scherzens und des Foppens mitteilen — dem Fremden aber, den er nie zuvor gesehen und den er wahrscheinlich auch nie wiedersehen wird, hat er ein klein bißchen tiefer in seine Seele gucken lassen. Sollte ich im nächsten Jahre den Wildeiskamm besteigen, so will ich trachten, in jener Gegend den Veitel nicht wieder zu begegnen. Man soll bei allen Leuten dort stillstehen, wo sie einem gefallen, nicht weiterforschen, weil man dabei leicht in unerfreulichere Tiefen geraten kann. Mir ist mein Veitel gerade so recht, wie ich ihn jetzt kenne.

Wie schön sind die stillen Wege durch's Korn!

Wie schön sind die stillen Wege durch's Korn!
Da blüh'n mir Gedanken auf einsamen Bahnen.
Am Saume grüßt mich der Hagedorn
Und zwischen den Halmen Mohn und Cyanen.
Hier klingt mir des Rebhuhns Schriller an's Ohr;
Dort steigt eine Lerche in's Blaue empor.
Und sticht mich auch hin und wieder ein Dorn —
Wie schön sind die Wege durch's schaukelnde Korn!

Doch lieber wär' mir's dann immer noch,
Ich säh in zwei Augen, die strahlen müßten.
„. . . ich liebe dich ja!" — „. . . . so küsse mich doch!"
„Du höre, wenn das die Leute wüßten!"
Wir wären zwei jauchzenden Kindern gleich
Und in uns läge das Himmelreich.
Zwar wand're ich gern durch's Korn allein —
Doch köstlich muß es zu Zweien sein!

Otto Bromber.

Unser Volk und die Heiligen.

Nach **Richard Andree.***)

Das Volk hofft von den erwählten Schutzheiligen, daß in den besonderen, ihnen durch Gebet nahegelegten Angelegenheiten sie durch ihre Fürbitte bei Gott einflußreich sein können, sie sind also Vermittler zwischen Gott und den Menschen. Letzteren bieten sie Gewähr für den Einfluß bei Gott dadurch, daß sie einst zu Lebzeiten ähnliche Leiden, wie der Bittsteller, ausgestanden und dadurch für sein Anliegen Verständnis haben. Trifft die gewünschte Erfüllung der Bitte, eine Heilung oder dergleichen, ein, so steigt natürlich das Ansehen des Heiligen. Ist dieses nicht der Fall, was wohl noch öfter als die Erhörung sich ereignen dürfte, dann ist weiter keine Rede davon oder die Fürbitte eines anderen, kräftigeren Heiligen wird angerufen.

Für jede Not hat das Volk seinen besonderen Heiligen, dem es Kirchen und Kapellen erbaut, in denen es dessen Bild aufstellt und dem es Opfer darbringt. Hier, an geweihter Stätte, wirkt der Heilige besonders kräftig, hier ist er zu Hause, fühlt sich das zu ihm betende Volk ihm nahe, hier tritt es gleichsam in persönlichen Verkehr zu ihm, beschenkt es ihn gern mit Gaben, die ihn günstig stimmen sollen, oder löst es Versprechungen, Gelübde ein, die in Zeiten der Not, der Krankheit, der Schlacht, während eines Unglücksfalles dem Heiligen im Falle seiner Hilfe gemacht wurden; hier sind auch massenhaft die Opfergeschenke aufgestapelt, Zeugnisse, daß der Heilige Erhörung gewährte oder ihm Bitten vorgetragen wurden.

Dabei wird einem und demselben Heiligen, gleichsam als ob er aus verschiedenen Personen bestände, an seinen verschiedenen Kultstätten eine verschieden große Kraft zugetraut. Man spricht vom Ditramzeller, vom Aigener, vom Siegertsbrunner Leonhard wie von verschiedenen Heiligen. Von all den zahllosen Marien, die verehrt werden, sind jene zu Altötting, Einsiedeln, Mariazell die kräftigsten und man kann hören, wie ihre Verdienste gegeneinander abgewogen werden.

Von den Schutzpatronen einzelner Stände und Gewerbe führe ich hier eine Anzahl namentlich in Süddeutschland verehrter an. Bekannt ist S. Hubertus (3. November) als Schutzpatron der Jäger. Durch die Erscheinung eines Hirschen mit strahlendem Kreuze zwischen dem Geweih, den er an einem Sonntag erlegen wollte, wurde Hubertus von seinem sündhaften Leben bekehrt und starb 728 als Bischof von Maastricht.

*) Aus dessen Werk „Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland.“ (Braunschweig. Friedrich Vieweg u. Sohn. 1904.)

— S. Nikolaus (6. Dezember) ist Patron der Schiffer; er beruhigte auf einer Reise nach Palästina einen wilden Meeressturm und wird gewöhnlich mit drei goldenen Kugeln auf einem Buche abgebildet. — S. Laurentius (10. August) ist Patron der Köche und Kuchenbäcker, weil dieser Märtyrer unter Kaiser Valerian lebendig auf einem Roste gebraten und mit einem solchen dargestellt wird. — S. Krispinus (25. Oktober), ein Märtyrer aus der diokletianischen Zeit, fertigte für die Armen Schuhe und ist deshalb Patron der Schuster. Von ihm sagt ein Volksspruch:

Krispin machte für die Armen Schuh
Und stahl das Leder dazu.

Eine sehr sympathische Erscheinung in unserem Gebiete ist die S. Notburga. Zwar ist sie erst 1862 von Pius IX. heilig gesprochen worden, aber schon lange vorher hat sie das Volk hoch verehrt und in Sachen der Landwirtschaft, der Geburten und bei Krankheiten des Viehes angerufen. Hauptsitz ihrer Verehrung ist das Unterinntal, wo sie auch zu Hause war und ihre einfache, aber schöne Lebensgeschichte sich abspielte. In dem malerischen Rattenberg am Inn zeigte man mir in der Hauptstraße ihr Geburtshaus, wo sie 1267 das Licht der Welt erblickt haben soll und an dem ihre Legende abgemalt ist. Da ist, analog der Legende von der heiligen Elisabeth, gezeigt, wie Brot, das sie Armen gegen den Willen ihrer Herren darbringt, in Hobelspäne verwandelt wird, da hängt ihre Sichel, ihr Attribut, schwebend in der Luft, womit sie bewies, daß man nach der Abendglocke nicht mehr arbeiten solle, da ist auch abgebildet, wie ihr Sarg von Ochsen durch den Inn gezogen wird, der sich beiderseits zurückzieht und der Heiligen eine trockene Durchfahrt gestattet. Zu Eben im Achental liegt sie bestattet; dort wurden 1718 ihre Gebeine ausgegraben, schön geschmückt und auf dem Altar zur Verehrung ausgestellt. Oft ist sie auf den Häusern des Unterinntales mit dem Sichelwunder dargestellt und der Münchener Maler Eduard Grützner hat sie bei Rotholz am Eingange des Zillertales, auf einem schönen Bildstöckel verewigt, als fromme Magd in der Landestracht, mit den Zöpfen um das Haupt gewunden und mit der Sichel in der Hand.

Häufig ist im Unterinntal auf den Hausbildern zu S. Notburga der h. Isidor gesellt, der auch als Schutzpatron der Bauern gilt. Als ihn sein harter Herr einmal zwang, ein steinhartes Feld zu ackern, tat dieses für ihn ein Engel mit einem Gespann schneeweißer Rinder. Begreiflich, daß ein solches Ackerverfahren in den steinigen und bergigen Alpenlandschaften Anerkennung und dem Heiligen zu seinem Patronate verhelfen mußte.

S. Barbara ist eine berühmte Heilige und Märtyrerin; sie stammte aus Nikomeda in Kleinasien und ihr Tag ist der 4. Dezember; mit

S. Katharina und S. Margareta gehört sie zu den 14 Nothelfern und dargestellt wird sie entweder mit einem Turm oder einem Kelche, über dem eine Hostie schwebt. Diese Heilige ist die Schutzpatronin der Artillerie, Arsenale, Pulverkammern und der Bergleute. Die milde Heilige kam dazu, daß Schießpulver unter sich zu haben, „weil man sich gelobte, nur einen heiligen Gebrauch davon zu machen zur Ehre Gottes, was nun leider nicht immer der Fall gewesen. Auf französischen Kriegsschiffen hieß die Pulverkammer S. Barbe und in der Kapelle des Arsenals zu Wien wird an ihrem Tage feierlicher Gottesdienst gehalten, zu dem die Artillerie ausrückt. Da die Bergleute viel mit Sprengpulver zu tun haben, so erwählten auch sie S. Barbara zur Patronin und feiern sie noch heute. Wiewohl Schwaz in Tirol als Bergwerksstadt von seiner einstigen Blüte sehr herabgestiegen ist, haben die dortigen Knappen ihr doch erst 1901 ein Standbild gesetzt, mit folgender Inschrift:

Und fragt ihr, warum Wache hier,
S. Barbara sollt halten?
Wohl ist ihr Bild die rechte Zier
Auf diesem Platz, dem alten.
Wie sich die Knappen ihr geweiht
In ruhmesreichen Tagen
Soll heut und in der Zukunft Zeit
Das Schwazer Herz ihr schlagen.

S. Katharina (25. November), eine Märtyrerin, die gerädert werden sollte; aber das Rad zersprang und mit dem zerbrochenen Rade wird sie dargestellt. Sie ist Patronin der Wagner und Müllner, die mit Rädern zu tun haben, aber auch der Universitäten wegen ihrer Gelehrsamkeit. — S. Eligius (1. Dezember), von den Franzosen S. Eloi genannt, ursprünglich ein fränkischer Goldschmied, wurde 640 Bischof von Noyon. Da er, an sein Gewerbe erinnernd, mit Hammer und Zange abgebildet ist, wurde er Schutzpatron der Schmiede. Man findet ihn daher auf Schmieden abgebildet, gewöhnlich in der Art, daß er einem Pferde das abgebrochene Bein wieder anheilt. Ich verweise hier auf eine recht hübsche Darstellung über der sehr alten Spiegelschmiede in Brixlegg (Tirol), wo ein Bauer in Landestracht dem Heiligen das dreibeinige Pferd vorführt und er den vierten Fuß anheilt. Das Bild scheint aus dem XVIII. Jahrhundert zustammen. — S. Georg (23. April). Die Geschichte dieses berühmten Heiligen ist dunkel, man weiß wenig von ihm und sein Dasein ist angezweifelt worden. Trotzdem ist er einer der verbreitetsten und verehrtesten Heiligen geworden, der als Ritter und Drachenkämpfer dargestellt wird. Er ist Schutzpatron der Kavallerie, der Waffenschmiede und Büchsenmacher. — S. Martin (11. November), Bischof von Tours, gestorben 397, ein sehr großer Heiliger, der in seiner Mildtätigkeit einem Bettler die Hälfte seines Mantels schenkte und daher Patron der Bettler wurde. Er sitzt als Krieger auf weißem Schimmel,

darum ist er auch Schutzherr der Krieger. — S. Wendelin (20. Oktober), ein schottischer Pilger aus vornehmem Hause, lebte als Hirt in der Gegend von Trier und starb 617. An seinem Grabe entstand die Stadt St. Wendel. Er wird stets als Jüngling mit Hirtenstab und Tasche abgebildet, zu seinen Füßen eine Krone, seine hohe Abkunft andeutend. Er ist Patron der Schäfer. — S. Joseph (19. März), der Pflegevater Christi ist wegen seines Handwerkes Patron der Zimmerleute. — S. Lukas (18. Oktober), Patron der Maler, weil von ihm die Sage geht, er habe Bilder des Heilandes und der Mutter Maria gemalt, was schon im VI. Jahrhundert erzählt wurde. — S. Zäzilia (22. November), Patronin der Musiker, wurde aber erst seit dem XV. und XVI. Jahrhundert mit musikalischen Instrumenten, namentlich der Orgel, dargestellt. — S. Gertrud (17. März), eine Brabanterin aus vornehmem Geschlechte, starb 659, ist Schutzpatronin der Gärten, denn an ihrem Tage beginnen die Gartenarbeiten. Sie wird abgebildet mit ihrem Äbtissinnenstabe, an welchem eine Maus emporkriecht, weil sie auch gut für die Abwehr der Feldmäuse ist. — S. Sebastian (20. Januar), der fromme christliche Krieger, den Diokletian durch mauretanische Bogenschützen erschießen ließ, ist Patron der Schützen. Dieses ist sein bekanntestes Patronat. Früher galt er namentlich als Schutzpatron gegen die Pest, neben dem h. Rochus und aus jener Zeit stammen auch noch die Sebastianspfeile, die man an alten Rosenkränzen (sog. Beten) noch sehen kann. Mit diesen kleinen Metallpfeilen berührt man die Stirn, um gegen ansteckende Krankheiten, namentlich die Pest, geschützt zu sein. Im Sebastiansliede von 1707 heißt es:

Die solche Pfeile tragen
Nicht nach der Peste fragen.

Als Schutzpatron der Liebenden gilt der h. Antonius von Padua und daher ist sein in so vielen Kirchen und Kapellen befindlicher Altar eine gern besuchte Andachtsstätte, an welcher viele Täfelchen hängen, auf denen gedruckt steht: „H. Antonius hilf" oder „Antonius hat geholfen". Ein Gebet beginnt:

Heiliger Antonius, ich flehe dich an,
Schick mir einen braven Mann.

„Es werden (in Tirol) von den Verliebten geradezu schriftliche Eingaben in der Form beschriebener Zettelchen gemacht, die hinter das Bild des Heiligen gesteckt werden und die an Deutlichkeit des Hinweises auf den geliebten Gegenstand nichts zu wünschen übrig lassen. Daß hierbei der danebenstehende Opferstock nicht zu kurz kommt, ist selbstverständlich."

S. Johannes der Täufer hat verschiedene Patronate zu versehen. Weil er sich in der Wüste sein Kleid selbst aus Fellen machte, haben ihn die Schneider erkoren und da er die ersten Steine zum Bau

der unsichtbaren Kirche beitrug, wurde er Patron der Maurer und infolge dessen auch der Freimaurer, die am Johannistage ihr größtes Fest feiern.

Groß ist die Zahl jener Heiligen, die in besonderen Krankheiten angerufen werden. Sie treten geradezu an die Stelle der Ärzte und wenn auch bei einer Krankheit ein Arzt zugezogen wird, so kommt doch oft dem Heiligen an erster Stelle das Verdienst zu, die Heilung bewirkt zu haben, wie vielfach die Inschriften der Votive bezeugen.

Die am meisten in Unglücksfällen und Krankheiten angerufenen Heiligen faßt man zusammen unter der Bezeichnung der Vierzehn Nothelfer (8. Juli); ihre Verehrung soll in Deutschland im XIV. Jahrhundert während der Pest aufgekommen sein und ihnen sind eigene Kirchen geweiht, unter denen die berühmteste jene zu Vierzehnheiligen oder Frankental am Main ist. Unter den vierzehn Nothelfern versteht man folgende Heilige: Georg, Blasius, Erasmus, Pantaleon, Vitus, Christoph, Dionysius, Cyriacus, Achatius, Eustachius, Ägidius, Margareta, Barbara, Katharina. Also elf Männer und nur drei Frauen. Die letzteren sind aber auch, abgesehen von Maria, die drei wichtigsten heiligen Frauen, was in Altbayern auch durch einen Spruch anerkannt wird.

Barbara mit dem Turm,
Margareta mit dem Wurm,
Katharina mit dem Radel
Sind die drei heiligen Madel.

Nicht ohne Einfluß auf die von den Heiligen zugeschriebenen Wirkungen ist die Volksetymologie geblieben. Stimmt der Name des Heiligen nur ungefähr mit der Bezeichnung einer Krankheit, so wird er zum Helfer gegen diese erkoren. So kommt es, daß sich die Epileptiker, die an der fallenden Sucht Leidenden, an S. Valentin wenden, Augenkranke an S. Augustin und der h. Blasius heilt durch Blasen, ein Brauch, der an seinem Tage (3. Februar) in den Kirchen durch die Geistlichen ausgeübt wird. S. Gallus, auf seinen Namen anspielend, wird mit einem Hahn dargestellt und ist Schutzpatron der Hühner.

Von verschiedenen solcher „Heiligen," und diese sind die wichtigsten unter den nicht anerkannten, weiß man aber gar nicht, von wannen sie kommen, wie sie in den Geruch der Heiligkeit gelangten. Die Forschung hat da in der mühsamsten Weise eingesetzt, um über das Wesen solcher Heiligen ins Klare zu kommen, so daß über einzelne eine ganze Literatur entstand. Das gilt zunächst von der viel besprochenen h. Kümmernis, die mir in zahlreichen Kirchen und Kapellen begegnete, in der höchsten Verehrung steht, ja wiederholt der Mutter Gottes und anderen hohen Heiligen vom Volke gleichwertig an die Seite gestellt wird. Man kann dieses in der 1883 von dem Ehepaar Leingartner der

schmerzhaften Muttergottes zu Neuötting erbauten Kapelle erkennen, wo ein Bildnis der h. Kümmernis hängt mit der Unterschrift: „O du glorwürdige Martyrin heilige Jungfrau Kümmerniß! Du kennst mein Anliegen, hilf mir in vieler Qual und Kümmerniß, um dieses bittet dich deine Verehrerin M. Z. Neuötting."

Nach der Legende, die erst im XV. Jahrhundert aufgekommen ist und zuerst 1419 bezeugt wird, war Wilgefortis oder Comeria eines heidnischen sizilianischen Königs Tochter, der sie an einen heidnischen Fürsten vermählen wollte. Sie aber war Christin geworden und verschmähte den Heiden, weshalb ihr Vater sie in den Kerker werfen ließ, wo sie so lange schmachten sollte, bis sie sich seinem Willen fügte. Die Jungfrau aber bat Gott, er möge sie so entstellen, daß kein Mann sie mehr zum Weibe begehre. Da ließ ihr Gott einen Bart wachsen, worüber der Vater so ergrimmte, daß er die Tochter kreuzigen ließ. So erscheint sie auch auf den Bildern, mit einer Krone auf dem Haupte, bärtig, im langen, bis zu den Füßen herabhängenden Gewande ans Kreuz genagelt. Diese vielfach variierte Sage ist also nicht sehr alt und an sie schloß sich eine zweite: Ein armes Geigerlein wandte sich um Hilfe an die Heilige für seine in Not befindliche Familie und spielte ihr seine schönste Weisen. Da warf ihm die Heilige einen ihrer goldenen Schuhe herab. Als dieser bei dem Geiger entdeckt wurde, glaubte man, er habe ihn gestohlen und wollte ihn hängen. Da erbat er sich als letzte Gnade, noch einmal vor der Kümmernis geigen zu dürfen, die ihm nun zum Zeugnis, daß er unschuldig, auch den zweiten goldenen Schuh herniederwarf. So oder ähnlich hat die Kümmernissage eine weite Verbreitung.

Ein echter Volksheiliger, bei dem man an keine historische Person anknüpfen kann und der nur in der Legende existiert, ist der Christusträger, der h. Christophorus, der auch zu den 14 Nothelfern gezählt wird und dessen Bildnis, riesengroß, man noch häufig außen an den Kirchen (Füssen, Tölz u. s. w.) angemalt sieht, wie er das Christkind durch das Meer trägt, zuweilen begleitet von der Frage:

S. Christoph trug Christum
Und Christus die ganze Welt,
Nun rate, wo Christoph
Seinen Fuß hingestellt?

So steht das Volk zu seinen Heiligen. Der Glaube ist felsenfest und es fragt sich nur noch, wie er begründet ist.

Gegenüber den tausenden und abertausenden von dankerfüllten Tafeln, welche die Wallfahrtskirchen schmücken und in oft rührender Weise den Heiligen bekennen, wie die Weihenden sich durch Heilungen beglückt fühlen, daß deren Fürbitte bei Gott geholfen und ein Wunder an

ihnen geschehen sei, dürfen wir uns nicht einfach ablehnend verhalten und alles in das Bereich der Selbsttäuschung oder Fabel verweisen. Wir glauben weder an die Fürbitte noch an die Wunder und haben als Student auch das Lied von der Freifrau von Droste-Vischering gesungen, die 1844 zum heiligen Rock von Trier wallfahrtete und dort, trotzdem sie auf allen vieren kroch, „das Laufen wiederkriegte.“ Das sind die Anschauungen der Menge; aber trotzdem liegt etwas Wahres in diesen Wunderheilungen, das wir begreifen lernen, wenn wir psychische Einwirkungen auf Kranke in Betracht ziehen. Psychische Einflüsse können, indem sie quälende Symptome beseitigen und die Widerstandskraft des Organismus erhöhen, auch die Heilung herbeiführen.

Ein deutscher Volksdichter.

Lebensbild.

In dem „Schlößli“ zu Davos rang am 15. März 1874 ein Schwerkranker mit dem Tode. Nach monatelangem Kampfe schien endlich der Todesengel den Qualen des Leidenden ein Ziel setzen zu wollen. In seinen Fieberphantasien war der Kranke schon in den Gefilden der Seligen, wo ihn die geliebten Menschen, die ihm dahin vorangegangen, erwarteten. Mühsam entrang sich der Atem der gequälten Brust und die brennenden Lippen, die schon seit Jahresfrist kein lautes Wort mehr sprechen konnten, flüsterten immer und immer wieder bittend: „Wasser!“ Seine treuen Pflegerinnen durften es ihm aber nicht reichen, denn ein Tropfen genügte, um die fürchterlichsten Erstickungsanfälle hervorzurufen. Der Fiebertraum gewährte ihm, was ihm die Wirklichkeit versagte: Er führte ihn zurück in die thüringische Heimat, in das heimatliche Dorf, an die Quelle, an der er sich so oft gelabt . . . In vollen Zügen trank er sich satt und ein Gefühl köstlicher Labung durchströmte ihn . . .

Als der Kranke aus diesem erquickenden Traume erwachte, suchten seine Blicke das Antlitz der jungen Gattin, die an seinem Bette saß. Auf die stumme Frage, die sie in seinen Augen las, schüttelte sie leise den Kopf. Seit Wochen wartete er auf einen Brief, der ihm sagen sollte, ob die letzte große Arbeit, die er mit Aufwand aller seiner Kräfte vollendet hatte, gelungen sei oder vergebens war. Nur die Sehnsucht nach dieser Entscheidung war es, die das verlöschende Leben des Kranken noch erhielt. Der Gedanke, daß ihn die Botschaft nicht mehr am Leben treffen könnte, verursachte ihm wahre Höllenqualen.

Auch diesmal wandte er schmerzerfüllt das Haupt zur Seite. Da klopfte es an die Tür und der Postbote reichte verschiedene Briefschaften

ins Zimmer. Angstvoll beobachtete der Kranke die Gattin, als sie die Briefe durchsah. Da rief sie freudig aus: „Von Dr. Rullmann!“ Gott sei Dank — jetzt war die Pein zu Ende! Und frohe Botschaft war es, was der Brief brachte! Dr. Rullmann schrieb, daß der Roman „Fritz Reinhardt“ ein voll gelungenes Werk sei, das er dem Verleger Zwißler mit gutem Gewissen zur Annahme empfehlen könne. Nur diesen Satz hatte der Kranke vernommen, da umfing ihn tiefer, ohnmachtähnlicher Schlummer, aus dem er nur hin und wieder auf einige Augenblicke erwachte. In diesen kurzen Zwischenpausen hat ihm seine Gattin nach und nach den Brief noch vorgelesen, dessen Inhalt ihn so glücklich machte. Am anderen Morgen ist Heinrich Schaumberger zum ewigen Frieden eingegangen.

Ein schlichter Dorfschullehrer aus Thüringen war es, der in dem fernen Davos nach jahrelangem Leiden sein junges Leben beschloß. Nur dreißig Jahre alt ist er geworden; noch hatte er der Welt nicht das leisten können, was ihm selbst als Ziel vorschwebte. Und doch hat das, was er in den letzten beiden Jahren seines Lebens als Schriftsteller geschaffen, hingereicht, um seinem Namen einen ehrenvollen Platz in der deutschen Literatur zu sichern. Seine Werke lassen einen Schluß auf das zu, was Schaumberger dem deutschen Volke hätte werden können, und es erfüllt uns mit tiefer Wehmut, daß ein herbes Schicksal diesem urkräftigen Talent die volle Entfaltung versagte.

Ein Landsmann Otto Ludwigs ist Heinrich Schaumberger und wie dieser zeigt er eine ausgeprägte Eigenart. 1843 in Neustadt an der Heide geboren, verlebte er seine Jugend in dem Kirchdorfe Weißenbrunn vorm Walde, wohin sein Vater, der Lehrer Fritz Schaumberger, 1849 versetzt ward. Schon auf die Kinderzeit Schaumbergers fiel ein tiefer Schatten: seine Mutter, an der er mit ganzer Seele hing, starb, als er eben erst zehn Jahre alt war, an einem langwierigen Kehlkopfleiden. Der Vater fürchtete — und die Tatsachen haben ihm recht gegeben — daß der Sohn die Krankheitsanlage der Mutter geerbt habe, und er gestattete darum anfangs nicht, daß Heinrich Lehrer wurde, wie es sein heißester Wunsch war. Er sollte Landwirt werden, das sei ihm gesünder, sagte der Vater. Das paßte dem wissensdurstigen Jüngling aber nicht und er setzte es auch durch, daß er von 1861 bis 1864 das Lehrerseminar in Coburg besuchen durfte. Nach wohlbestandenem Examen amtierte er von 1864 bis 1866 in Einberg, von 1866 bis 1869 in Ahlstadt und nach dem 1869 erfolgten Tode seines Vaters als Lehrer in seinem Heimatsdorfe Weißenbrunn. Schon 1866 zeigten sich bei ihm die Spuren eines Halsleidens. Dieses kehrte immer öfter wieder und veranlaßte ihn, 1871 in Davos Heilung zu suchen. Er fand sie nicht. In die Heimat zurückgekehrt, blieb ihm nichts

weiter übrig, als sein Amt aufzugeben. Er beschloß, sich fortan ganz der Schriftstellerei zu widmen, die er bisher nur zu seinem Vergnügen getrieben, und da ihm das heimatliche Klima nicht mehr zusagte, siedelte er ganz nach Davos über. Dort ist er nach fast dreijährigem schweren Leiden am 16. März 1874 gestorben.

So kurz und schlicht dieser Lebenslauf erscheint, er barg doch eine Fülle von Arbeit, von Freuden, vor allem von bittersten Leiden in sich. Mit dem frühen Tode der Mutter begann die Tragik, die Heinrich Schaumbergers Leben überschattete. Das Glück war damit für ihn aus seinem Elternhause gewichen und seine Jugend wäre eine freudlose geworden, wenn er nicht bei den Großeltern mütterlicherseits, die in Weißenbrunn ansässig waren, die Liebe gefunden, die er daheim entbehrte. Seine Jünglingsjahre wurden ihm dadurch verbittert, daß er wie ein Bauernknecht arbeiten mußte, während alles in ihm nach Wissen, nach einem Studium drängte. Als er dann Lehrer geworden war, fand er in dem so heiß erstrebten Berufe nicht so schnell die erhoffte Befriedigung, wie er geglaubt, trotzdem er mit heiligem Eifer seine pädagogischen Ideale zu verwirklichen strebte.

Im Sommer 1866 schien ihm endlich das höchste Glück beschieden zu sein. Er vermählte sich mit Klara Bauer, einer jungen, anmutigen Lehrerstochter aus dem benachbarten Seidmannsdorf. Wolkenlos wölbte sich der Himmel über dem Schulhause zu Ahlstadt, in dem das junge Paar ein glückseliges Dasein führte. Am 8. Februar 1868 ward ihnen ein Sohn geboren und am 18. Februar 1868 ist die junge Mutter gestorben. Der Sturz aus den Höhen des Glücks in den Abgrund tiefsten Schmerzes drohte den jungen Mann zu vernichten. Alle Trostmittel, von den Seinen angewandt, versagten. Es schien, als werde er der Gattin bald im Tode folgen. Um seinem Schmerz für Augenblicke zu entrinnen, nahm er endlich die literarischen Studien wieder auf, die er seit seiner Seminarzeit eifrig getrieben, und dabei kam ihm das Verlangen, verschiedenes niederzuschreiben, was in seiner Erinnerung lebte: Szenen aus dem Dorfleben seiner Heimat, aus den Lehrerkreisen, die ihm bekannt waren, und besonders aus dem Leben der Weißenbrunner Dorfmusikanten, die seit seiner Kindheit zu seinen besten Freunden gehörten. Die lustigen Streiche der letzteren wiederzugeben, machte ihm bald große Freude und so entstanden damals die Grundlagen für die „Bergheimer Musikantengeschichten", daneben auch für die Erzählung „Vater und Sohn" und den Roman „Fritz Reinhardt".

Die Ruhe, die bei diesen Arbeiten allmählich in sein Gemüt einzog, sollte nur zu bald gestört werden. Ostern 1869 starb plötzlich sein Vater, der ihm in seinem Herzeleid treu zur Seite gestanden hatte. Sein Schmerz über diesen Verlust ward dadurch nicht gemildert, daß

er das Amt des Vaters erhielt und nun in der geliebten Heimat leben und wirken durfte. Sein Gemütszustand wurde vielmehr noch düsterer als vorher. Da führte ein gütiges Schicksal ihm einen Mann an die Seite, der ihm Freund und Vater im edelsten Sinne des Wortes werden sollte.

Wenige Monate nach Schaumberger zog in Weißenbrunn Pfarrer Oskar Bagge als neuernannter Seelsorger ein. Bagge, ebenso bewandert in den Wissenschaften wie in den schönen Künsten, kam in seiner gütigen, liebreichen Weise dem jungen Lehrer so herzlich entgegen, daß dieser seine sonstige Zurückhaltung bald vergaß und sich dem neugewonnenen Freunde rückhaltlos anschloß. Ein neues Leben ging dem Einsamen auf, als er bei dem Pfarrer und seiner Familie alles das fand, was er bisher so schmerzlich entbehrte — nicht bloß Teilnahme für sein schweres Geschick, sondern auch Verständnis für seine Eigenart und Förderung seiner geistigen Interessen. Bagge stand ihm in der Schule hilfreich zur Seite, er musizierte und malte mit ihm und vor allem ermunterte er ihn zur Fortsetzung seiner literarischen Versuche. Der Pfarrer, selbst ein geachteter Volksschriftsteller, erkannte das starke Talent, das in dem jungen Lehrer ruhte, und war eifrig bemüht, es in die rechten Bahnen zu leiten. Bei diesem Bemühen ließ er es an der nötigen Offenheit nicht fehlen; er lobte wohl, was zu loben war, sparte aber den Tadel noch weniger und ruhte nicht eher, bis Schaumberger besserte, was nach seiner Ansicht anders sein mußte. So entstand zwischen den beiden an Alter so verschiedenen Männern ein Freundschaftsbund, wie er edler nicht gedacht werden kann.

Schaumberger hätte von neuem glücklich sein dürfen. Fand er doch auch in der Liebe zu Magdalene Bagge, der dritten Tochter des Pfarrers, Ersatz für sein verlorenes Herzensglück. Aber das Schicksal griff wieder mit rauher Hand in sein Leben ein. Sein Gesundheitszustand verschlimmerte sich zusehends. Trotzdem hoffte der Kranke, als er im Juni 1871 nach Davos ging, dessen Ruhm damals im Aufsteigen war, noch sicher auf Genesung, daß er es wagte, bei dem Pfarrer um Magdalene zu werben.

Als Schaumberger nach acht Monaten in die Heimat zurückkehrte, war er nicht genesen, dennoch kam er als ein anderer zurück. Fern von der Heimat und den Seinen, unter schweren Leiden des Leibes und der Seele, begann sich sein poetisches Talent mehr und mehr zu entfalten. Die erste Arbeit, die er nach Hause sandte, die Erzählung „Vater und Sohn", fand zwar bei Pfarrer Bagge keine Gnade, ja, er verurteilte sie so rücksichtslos, daß Schaumberger entmutigt das Schriftstellern ganz aufgeben wollte. Bagge aber mahnte und tröstete und riet so liebevoll und sachverständig zu weiterem Schaffen, daß der Gekränkte von neuem

die Feder zur Hand nahm. Die zweite Arbeit, die Novelle „Umsingen“, bewies auch schon, daß Bagges „literarische Doktorei“ vortrefflich anschlug, und fortan lernte der angehende Schriftsteller so rasch auf eigenen Füßen stehen, daß Bagge bald erklärte, er bedürfe seiner nicht mehr.

Angesichts seines traurigen Gesundheitszustandes wollte Schaumberger seiner Braut ihr Wort zurückgeben, denn er wollte nicht ihr junges, blühendes Leben an sein dahinsiechendes ketten. Magdalene erklärte aber, daß sie ihr Wort nicht zurücknehme, sondern treu an Heinrichs Seite bleiben wolle, solange Gott sie beisammen lasse. Sie hoffte in ihrem Herzen, daß es ihrer aufopfernden Pflege gelingen werde, den Geliebten dem Tode abzuringen.

Die Eltern wehrten es der jungen Braut nicht, die schweren Pflichten auf sich zu nehmen, die sie nun einmal für die ihr von der Vorsehung bestimmte Lebensaufgabe hielt. Im Mai 1872 vermählte Pfarrer Bagge das junge Paar und dann begannen sie sich zu der Reise nach Davos zu rüsten. In jenen letzten Wochen, die er in der Heimat, in dem trauten Schulhause zu Weißenbrunn an der Seite seiner jungen Gattin verlebte, schrieb Schaumberger die Erzählung „Im Hirtenhaus“, die von der Kritik als sein bestes Werk gepriesen wird.

Ein schwerer Abschied war es, als das junge Paar am 10. August 1872 Weißenbrunn verließ. Alles, was ihnen lieb war, auch den kleinen Karl, Schaumbergers Sohn aus erster Ehe, ließen sie in der Heimat zurück und trübe waren die Aussichten, die ihnen die Zukunft bot. Sie wußten alle, es war ein Abschied auf Nimmerwiedersehen, nur Magdalene hoffte noch immer. Sie hoffte noch, als schon der Tod seine Hand nach dem geliebten Manne ausstreckte . . .

Es sei hier nicht näher auf das Martyrium eingegangen, das Schaumberger noch beinahe drei Jahre ertragen hat, ehe ihn der Tod erlöste. Der Heldenmut, mit dem er es getan, und die geradezu beispiellose Aufopferung, mit der er bis zum letzten Atemzuge für die Seinen dachte und schuf, sind geradezu bewundernswert und erwecken in jedem Herzen innige Teilnahme. Es war ein fortwährendes langsames, qualvolles Sterben und dabei schrieb der Mann noch in diesem letzten Abschnitt seines Lebens acht starke Bände voll trefflichster Erzählungen! Zu den bereits genannten („Vater und Sohn“, „Umsingen“, „Im Hirtenhaus“) kamen noch drei Musikantengeschichten, der Dorfroman „Zu spät“ und als letztes der große Lehrerroman „Fritz Reinhardt“. Diesen hat er, schon ans Bett gefesselt, nur mit größter Anstrengung vollendet; er wollte den Seinen noch etwas hinterlassen, was ihnen eine größere Einnahme bringen konnte. Lastete doch die Sorge um das tägliche Brot gar schwer auf dem Kranken! Von 150 fl. Ruhegehalt konnten sie nicht leben. Schaumberger hatte daher seine

fertiggestellten Manuskripte verschiedenen Verlegern angeboten, aber immer erfolglos. Er war eben ein unbekannter Mann, dessen Arbeiten man nicht der Beachtung wert hielt. Auch Bagge bemühte sich vergebens, die Erzählungen unterzubringen. Nach langen vergeblichen Versuchen war endlich das Eis gebrochen: Dr. W. Rullmann, damals Feuilletonredakteur der „Frankfurter Presse", nahm die Erzählung „Vater und Sohn" für das Feuilleton dieser Zeitung an. In den Tagen, da es diesen Erfolg erleben durfte, traf das junge Paar in Davos ein neuer schwerer Schlag: Pfarrer Bagge schied am 31. März 1873 durch einen Schlagfluß plötzlich aus dem Leben. Schaumberger war völlig vernichtet. Verlor er doch nicht bloß den geliebten Vater und Freund, den Mentor bei seinem dichterischen Schaffen, er hatte auch gehofft, daß nach seinem Tode die Seinen an dem Vater einen Schutz und einen Berater haben würden. Vergebens! — Mannhaft rang der Kranke mit seinem Schmerz; dann aber raffte er sich auf, um an seinem Teile noch für die Seinigen zu wirken, solange er die Feder zu halten vermochte. Ja, er fand sogar noch Trostesworte für die Lieben in der Heimat, denen mit dem Heimgegangenen alles genommen war.

Nachdem Schaumberger durch Dr. Rullmanns Entgegenkommen mit der Erzählung „Vater und Sohn" den ersten Schritt in die Öffentlichkeit getan, fand sich auch ein Verleger für dieses Erstlingswerk. Julius Zwißler in Wolfenbüttel erklärte sich bereit, die Erzählung als Buch herauszugeben und eventuell auch andere Schriften Schaumbergers in seinen Verlag zu nehmen. Dr. Rullmanns freundlichen Bemühungen gelang es auch, andere Verleger für den kranken Dichter zu interessieren, so z. B. Eduard Hallberger in Stuttgart, der sowohl die „Bergheimer Musikantengeschichten" als auch „Zu spät" für seine Zeitschriften („Über Land und Meer", „Romanbibliothek" ꝛc.) annahm und in nobelster Weise honorierte.

So erfreulich sich die Aussichten für die Zukunft in dieser Richtung im Laufe des Sommers 1873 gestalteten, mit Schaumbergers Gesundheitszustand ging es unaufhaltsam abwärts. Fieberhaft arbeitete er unter den unerträglichsten Schmerzen, um den Roman noch zu Ende zu bringen, auf den er große Hoffnungen setzte. Als im August 1873 seine Schwägerin Elise Bagge Schaumbergers damals fünf Jahre alten Sohn Karl nach Davos brachte, fand sie den Kranken bereits in einem ganz hoffnungslosen Stadium. Mit Beginn der rauher werdenden Jahreszeit konnte er sein Schmerzenslager nicht mehr verlassen. Trotzdem zwang er die ermattende Hand, den Bleistift zu führen, bis das letzte Wort des Romans „Fritz Reinhardt" auf dem Papiere stand. Am 11. November konnte er ihn vollendet seiner geliebten Gattin auf den Geburtstagstisch legen.

In den letzten Monaten seines Lebens drängten sich die frohen Ereignisse für den Sterbenden in ungeahnter Weise zusammen. Im November erschien „Vater und Sohn" als Buch. Auch die Erzählung „Im Hirtenhaus" befand sich bei Zwißler in Druck. An seinem dreißigsten Geburtstage, d. i. 15. Dezember 1873, erhielt Schaumberger die Zusicherung, daß ihm die deutsche Schillerstiftung eine Unterstützung gewähren würde, und am 30. Jänner 1874 ward ihm dieselbe auf Grund des Buches „Vater und Sohn" in ehrenvollster Form zugestellt. Hallberger erbot sich, Schaumbergers neue Arbeiten in seinen Zeitschriften abzudrucken; von den verschiedensten Seiten kamen Anträge mit glänzenden Honorarbedingungen und günstige Urteile über „Vater und Sohn". Alles zu spät!

Anfang Februar hatte der Kranke die Durchsicht des Romans „Fritz Reinhardt" beendet und das Manuskript an Dr. Rullmann senden lassen, von dessen Urteil der Verleger Zwißler die definitive Annahme des Werkes abhängig gemacht hatte. Ende Februar hatte der Dichter noch die Freude, die Erzählung „Im Hirtenhaus" als Buch vor sich zu sehen und Anfang März ersuchte ihn die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" unter rühmendster Anerkennung seines Schaffens um Manuskripte unter so vorteilhaften Bedingungen, wie sie nur Schriftstellern ersten Ranges zugebilligt wurden.

Schaumberger hatte sein schweres Geschick bisher mannhaft ertragen. Als sich nun der so lange vergeblich ersehnte Erfolg mit einemmale einstellte und die Zukunft ihm wahrhaft glänzende Aussichten bot, da empfand er die Grausamkeit des Schicksals, das ihm an der Schwelle des Todes so verlockende Bilder zeigte, wohl recht bitter; aber mit der weltüberwindenden Entsagung, zu der er sich in seiner langen Leidenszeit durchgerungen, trug er die Bürde seines Daseins weiter bis ans Ende. Die wachsenden Erfolge freuten ihn, weil sie ihn hoffen ließen, daß seine Werke den Seinen noch eine Zeitlang Frucht bringen würden, und in diesem Sinne waren seine letzten Tage erfüllt von der Sehnsucht nach dem Urteil, das sein gütiger Helfer und Gönner Dr. Rullmann über „Fritz Reinhardt" fällen würde. Beglückt durch dessen günstige Kritik und seine freundlichen Worte ist Schaumberger hinübergeschlummert in die Ewigkeit.

Dicht an der Kirche zu Davos ward Schaumberger zur Ruhe gebettet. Die Stätte ist aber heute schon nicht mehr zu finden. Man hat Promenadenwege über den Friedhof gelegt und dabei eine große Anzahl Grabhügel beseitigt. An der Kirchenmauer lehnt noch das Marmorkreuz mit Schaumbergers Namen, Geburts- und Todestag, das ihm die Seinen auf seinen Wunsch setzen ließen. Noch manchen gibt es aber in Davos, der von dem schlichten, liebenswürdigen Thüringer zu erzählen weiß.

den sie alle lieb hatten und der so lange und heldenhaft gelitten, ehe er sein müdes Haupt zur Ruhe legen durfte.

Frau Magdalene Schaumberger kehrte mit ihrem Stiefsohne Karl zunächst nach Coburg zurück und suchte sich durch Errichtung eines Mädchenpensionates eine Existenz zu gründen. 1882 siedelte sie nach Dresden über, wo sie noch heute eine Fremdenpension leitet. Schaumbergers Sohn, der unter ihrer mütterlichen Sorgfalt zu einem prächtigen Jünglinge herangewachsen war, besuchte nach absolviertem Gymnasium die Bergakademie zu Freiberg i. S. In seinem 22. Lebensjahre erkrankte er an einem Halsleiden, das sich bald als unheilbar herausstellte, da es auch die Lunge in Mitleidenschaft zog. Am 29. August 1890 ist er, 22½ Jahre alt, in der Dr. Brehmers Lungenheilanstalt zu Görbersdorf gestorben, demselben Verhängnis erliegend, das schon seinen Vater und dessen Mutter in jungen Jahren dem Tode zuführte.

Wenn Heinrich Schaumberger gehofft hatte, daß seine Werke für die Seinen eine andauernde Einnahmsquelle bilden sollten, so hatte er nicht damit gerechnet, daß ein Anfänger es ohne durchgreifende Reklame allezeit schwer hat, in dem üppig verwachsenen deutschen Dichterwald emporzukommen, wenn er vollends selbst nicht mehr imstande ist die Ellenbogen zu rühren. Dann hat er noch den Wettkampf mit der ausländischen Literatur zu bestehen. Der Herausgeber des „Heimgarten" sagte 1883 in dieser Zeitschrift gelegentlich einer Besprechung der Biographie Schaumbergers: „Wir wundern uns nur über das eine, daß man aus fremden Literaturen Jahr für Jahr eine Unzahl von armseligen Machwerken für das deutsche Volk zu übersetzen für nötig findet, während manche, aus dem Herzen der eigenen Nation entstandene gediegene Werke in dämmernder Vergessenheit daliegen. So ist's mit Stelzhamer, J. G. Lentner, Kürnberger und vielen anderen. So ist's bisher auch mit Heinrich Schaumberger gewesen. Soll denn das so bleiben, du großes, geistesstolzes deutsches Volk?"

Die äußeren Umstände lagen also nicht günstig, und dennoch haben sich Schaumbergers Werke langsam aber sicher den Weg gebahnt in die Häuser und die Herzen des deutschen Volkes. Die Lehrerwelt ward zum beredten Anwalt für den einstigen Berufsgenossen, der in seinem Roman „Fritz Reinhardt" unerschrocken für die Freiheit des Lehrerstandes eintrat und in dem Helden dieses Romanes eine Lehrergestalt zeichnete, wie sie einzig in unserer Literatur dasteht. Haben sich doch von jeher der Spott und die Persiflage gern Lehrergestalten ausgesucht, wenn sie im Roman oder auf der Bühne komische Figuren darstellen und Lacherfolge damit erzielen wollte! — Von den Lehrerkreisen ward Schaumbergers Werken der Weg ins Volk gebahnt, und so haben sie zunächst dort Fuß gefaßt, wohin sie nach des Dichters Absicht dringen sollten.

In den deutschen Volksbibliotheken gehören sie zu dem „eisernen Bestand“, der amtlich vorgeschrieben ist, und immer wieder kann man von den Lesern das Bedauern aussprechen hören, daß es nicht mehr von Schaumberger zu lesen gibt.

Schaumberger ist aber nicht bloß ein Schriftsteller für das Publikum der Volksbibliotheken. Er verdient es, in den weitesten Kreisen bekannt und gelesen zu werden. Ist doch die Dorfgeschichte, zu deren Meistern er gehört, seit Auerbach salonfähig geworden. Auch Schaumberger ist ein ausgezeichneter Erzähler, ein trefflicher Schilderer von Land und Leuten und dabei ein Humorist ersten Ranges. Darüber ist die Kritik längst einig und die Literaturgeschichte hat ihr Urteil in diesem Sinne gesprochen. Was seinen Werken einen besonderen Wert verleiht, ist der Grundton, auf den sie gestimmt sind: bei allem Realismus der Darstellung, die oft stark modern anmutet, wird Schaumberger nie frivol oder zweideutig, denn hoher sittlicher Ernst, eine ideale, geläuterte Weltanschauung, ein unbestechlicher Sinn für alles Wahre, Gute und Schöne sind die Grundzüge seines Wesens und seines Dichtens. So unterhaltend er sein kann, er läßt dabei nie sein verborgenes Ziel aus den Augen, den Leser anzuregen zu edlem Denken und Tun. Er will wie Rosegger zur Humanität erziehen, den einzelnen und die Völker. Darum kämpft er an gegen alles Faule und Schlechte, gegen Unnatur und Laster, gegen Aber- und Unglaube; darum klingen in seinen Erzählungen, besonders in „Im Hirtenhaus“ und „Vater und Sohn“ schon soziale Fragen an, die damals noch nicht so akut waren wie heute; darum ist der Lehrerroman „Fritz Reinhardt“ ein ausgesprochener Tendenzroman geworden, der deshalb viel Anfechtung, aber doch noch mehr begeisterte Zustimmung gefunden hat. In dem Dorfroman „Zu spät“ zeigt sich Schaumberger als ein Meister psychologischer Entwicklung und es gibt viele, die dieses Werk noch höher stellen als „Im Hirtenhaus“. Am schnellsten gewinnt sich der Dichter die Herzen durch die „Bergheimer Musikantengeschichten“, die geradezu übersprudeln von unerschöpflichem Humor. Man fragt sich überrascht, ob das derselbe Schaumberger ist, der so tiefernste, tragische Szenen zu zeichnen versteht, wie sie in seinen anderen Erzählungen zahlreich vorhanden sind. Er hatte eben alle Farben auf seiner Palette, von den dunkelsten bis zu den sonnenhellsten. Und doch sind die Werke, die wir von ihm besitzen, nur das Ergebnis seiner ersten Werdezeit. Acht starke Bände schrieb er in zwei Jahren und dabei war er ein kranker Mann. Es ist nur zu bewundern, daß seine Erzählungen trotzdem von einer beneidenswerten Frische und Kraft sind. Eine Fülle von Entwürfen lebte noch in seiner Seele. Zu welcher Höhe würde er wohl emporgestiegen sein, wenn ihm das Schicksal Gesundheit und die Zeit zur Entfaltung seines Talentes gegönnt hätte?

Das deutsche Volk hat an Heinrich Schaumberger viel gut zu machen. Jetzt — nach Ablauf der gesetzlichen Schutzfrist — sind seine Werke bei C. Grumbach in Leipzig in einer neuen Gesamt- und Einzelausgabe erschienen, die sich ebenso durch feine, gediegene Ausstattung wie durch billigen Preis sehr vorteilhaft empfiehlt. Ein ausführliches Lebensbild des Dichters und zahlreiche interessante Illustrationen, darunter Originalzeichnungen Schaumbergers, erhöhen den Wert dieser Ausgabe beträchtlich. Mögen Schaumbergers Werke nun in den deutschen Familien die Anerkennung und Verbreitung finden, die sie um ihres poetischen Wertes und um ihrer gesunden, erquickenden Eigenart willen verdienen!

Neinsagen.

(Eine Wiener Skizze von **Fritz Stüber-Gunther.***)

Dem Herrn Privatier Neubauer haben sie heute wieder ordentlich zugesetzt alle miteinander: Die Gattin, das Fräulein Tochter und sogar der Herr Sohn, der Mistbub, der alle Tag' frecher wird. Die Jahreszeit wollen sie ausnützen! Landpartien soll der Vater mit ihnen machen! Das Herumsitzen im Kaffeehaus erklären sie für einen Skandal! . . . Na, so hat ihnen 's halt der Herr Neubauer, damit die arme Seel' eine Ruh' hat, versprochen, daß sie am nächsten Sonntag mit dem Vergnügungszug auf den Semmering fahren. Und jetzt kann er sich endlich wieder in sein geliebtes Kaffeehaus verfügen.

Dort kommt ihm schon sein dicker Freund und Spezi, der Möbeltischler Seifert, mit lautem Halloh entgegen:

„Hörst, wo bleibst denn heut' so lang? Mir passen auf di wie auf ein' Bissen Brot. Waßt, was mir für'n Sunntagna'mittag ausg'macht hab'n? A Heurigenpartie nach Klosterneuburg außi. Der Postl, der Schrammel und der Huber halten mit, der Mayerhofer gibt uns sei' Zeugl. Um Zwa fahr'n m'r von sein Haus weg, wird fesch werd'n. Alsdann, du bist natürli' dabei?"

„I?" erwidert Herr Neubauer verlegen. „Am Sunntag na'mittag? Ja, eigentli' —"

„Was, eigentli'! Da gibt's nix, mir hab'n b'stimmt auf di' g'rechnet. Sei ka fader Kerl und sag' ja!"

---

*) Unerschöpflich wie das Wiener Leben sind die Wiener Skizzen, die Jahr für Jahr erscheinen und uns immer, wenn auch nicht neue Seiten des alten Wienertums, so doch stets lebenswahre Gestalten darbieten. Man müßte sich über manche erzählte Eigentümlichkeit ärgern, wenn uns der Humor des Erzählers nicht statt dessen lachen machte. So ein fröhliches Büchlein ist „Das Durchhaus" von Fritz Stüber-Gunther, welches vor kurzem bei Robert Mohr in Wien erschien.

Der Herr von Neubauer bedenkt sich einen Augenblick, aber wirklich nur einen Augenblick; dann sagt er laut und vernehmlich: „Ja!"

Wie er abends seinem Heim zustrebt, begegnet ihm ein Bekannter, der Rechnungsrat Wimhölzl.

„Hab' die Ehre, Herr von Neubauer", ruft er, „das is g'scheidt, daß i Ihnen triff'! I hab' g'rad' zu Ihnen geh'n woll'n. Meine Frau schickt mich nämlich, i soll Ihnen und Ihre werte Familie für'n Sonntag um viere in unsere Villa nach Weidlingau einladen, auf a Schalerl Kaffee und an' g'mütlichen Plausch. I kann ihr doch ausrichten, daß Sie sicher kommen?"

Herr Neubauer zaudert mit der Antwort. Seine bessere Hälfte kann die Wimhölzlschen nicht leiden und hat schon oft geschworen, nie mehr im Leben einen Fuß über deren Schwelle zu setzen. Der Rechnungsrat fährt fort: „Also gelt'n S', Sie machen uns die Freud'?"

„Aber freilich!" sagt Herr Neubauer, läßt sich von dem andern kräftig die Hand schütteln und begibt sich nach Hause. Das Dienstmädchen überreicht ihm eine Postkarte folgenden Inhalts:

„Sehr geehrter Herr! Am nächsten Sonntag, nachmittags drei Uhr, findet im Gasthause ‚zum reichen Fischzug' eine außerordentliche Vorstandssitzung unseres Spar- und Vorschußvereines statt. Da sehr wichtige Angelegenheiten auf der Tagesordnung stehen, so wird auf Ihr Erscheinen zuversichtlich gerechnet. Sollten Sie absolut verhindert sein, so bitte ich dringend um sofortige Verständigung. Hochachtungsvoll: Müller, Obmann." Herr Neubauer liest die Karte einmal, zweimal, dreimal, wirft sie dann in den Papierkorb und — läßt sie unbeantwortet . . . Für den nächsten Sonntag hat er also vorläufig diese Verpflichtungen übernommen: Zeitig früh eine Reise auf den Semmering, nachmittags zwei Uhr eine Heurigenfahrt nach Klosterneuburg, um drei eine Vereinssitzung in Wien und um vier einen Besuch in Weidlingau. Vorausgesetzt, daß nun keine Einladung mehr kommt, die Herr Neubauer zweifellos auch noch akzeptieren würde — wie lassen sich jene vier Dinge vereinigen? Natürlich gar nicht. Weiß das der Herr von Neubauer? Ja, weil er nicht schwachköpfig ist. Wird er also drei seiner Zusagen brechen? Mindestens; wenn es aber sein kann, sogar alle vier. Ja, um Himmelswillen, warum hat er sie dann gegeben?

„Weil i a guater Kerl bin", würde er antworten, wenn jemand den Mut fände, ihn geradezu darum zu fragen. „Weil i niemandem a Freud' verderb'n will."

Momentan sind wir verblüfft und entwaffnet. Aber wir haben uns nun einmal die schwierige Aufgabe gestellt, dieses merkwürdige Gefühls- und Gedankenleben ganz zu ergründen:

„Es ist sehr edel von Ihnen, Herr von Neubauer, daß Sie niemandem eine Freude verderben wollen. Aber Sie tun's ja doch. Und gerade, indem Sie die unvermeidliche Enttäuschung hinausschieben, machen Sie sie dem Betroffenen umso schmerzlicher. Begreifen Sie das?"

Jetzt glauben wir den Herrn in die Enge getrieben zu haben. Aber siehe, er ist gar nicht peinlich berührt, sondern wirft nur den Kopf zurück und brummt:

„Ah, was, das is mir Wurst. I kann halt net naa sag'n!"

Jetzt wissen wir's. Herr Neubauer kann tatsächlich nicht „nein" sagen, wenn man ihn um etwas ersucht, beim besten Willen nicht. Das ist einfach ein organischer Fehler. Herr Neubauer hat ihn, und die andern leiden darunter. Denn nicht immer sind die Verbindlichkeiten, die er eingeht, so ganz bedeutungslos, nicht in jedem Falle ist ihre Erfüllung oder Nichterfüllung gleichgültig. Er hat schon manchen Leichtgläubigen in recht unangenehme Lagen gebracht. Der gerät dann freilich in Wut und versteigt sich etwa gar zu Vorwürfen. Aber dagegen ist der Herr von Neubauer gewappnet. Am liebsten heuchelt er plötzliches Wiedererinnern:

„Jessas, Jessas — jetzt fallt's mir ein — natürlich, ich hab' Ihnen ja versprochen — wie man nur so zerstreut sein kann! In 'n Tod 'nein vergessen hab' i, meiner Seel'. No, machen S' Ihnen nix draus, aufg'schob'n is net aufg'hob'n. Geduld'n S' Ihnen halt no' bis morgen oder übermorgen, dann is alles in Ordnung, Sie können Ihnen verlassen."

Dieses Manöver wiederholt er mit größter Gemütsruhe so oft, bis der Gefoppte endlich stillschweigend auf sein Verlangen verzichtet. Tut er's aber nicht, nun, dann greift Herr Neubauer zur stärksten von seinen Künsten — er wird grob:

„Das soll i g'sagt hab'n? Mei' liaber Herr, Sie werd'n Ihner irr'n. Da hätt' i viel z' tuan, wann i allen Leuten die G'fälligkeiten machen sollt', um die s' mir kommen. Ah naa, da müassen S' Ihnen scho' an' Dümmern suchen, als wie i bin."

So schön! denkt sich der Angeflegelte; wenn der Herr von Neubauer doch lieber gleich im Anfang nein gesagt hätte! . . . Aber wir haben ja schon gehört, das kann er nicht, er kann's wahrhaftig nicht.

Falls ihn irgendein Subjekt um ein Darlehen von tausend Gulden, eine unentgeltliche Jahreswohnung in seinem vierstöckigen Hause und als Draufgabe um die Hand seiner Tochter ersuchte, er würde sie ihm nicht verweigern; ob du ihn um seine gütige Verwendung beim Statthalter bittest, dem er einmal flüchtig vorgestellt worden ist, oder um die beim Ministerpräsidenten, den er nie im Leben gesehen hat — er verspricht dir beides von Herzen gern; ja, wenn ihn ein zum Tod Verurteilter

anginge, mit ihm zu tauschen, er könnte ihm diesen letzten Wunsch nicht abschlagen. Selbstverständlich denkt er nicht im Traum daran, fremden Leuten Geld zu leihen oder zu schenken, unangenehme Protektionen von zweifelhaftem Wert zu übernehmen, sich aus Gefälligkeit für einen andern aufknüpfen zu lassen. Aber Versprechen und Halten ist schon nach einem bekannten Wiener Sprichwort zweierlei. Jenes ist Herrn Neubauers Leidenschaft, dieses macht ihm kein Kopfzerbrechen.

Er sitzt natürlich auch — habe ich das noch nicht erzählt? — im Gemeinderat und ist dort eine Zierde der festgefügten Mehrheit. Er ist der unerschütterlichen Überzeugung, daß Wien die richtige Insel der Glücklichen sei und daß es Vermessenheit wäre, an ihrer mustergültigen Verwaltung etwas ändern zu wollen. Aber ganz ausnahmsweise findet er doch einmal, daß ein Antrag, der von maßgebender Seite empfohlen wurde, eigentlich abzulehnen wäre. Dann möchte er wohl gerne nein sagen — aber er ist es nicht imstande. Und er sagt wiederum ja. „Hätt' ich nur lauter solche Gemeinderäte", soll unser verehrter Herr Bürgermeister unlängst im Rathauskeller gesagt haben, „wie den Neubauer, dann wär's schon recht."

Auf dieses Lob ist Herr Neubauer ebenso stolz, wie auf sein echtes goldenes Wiener Herz. Das meint er in einem ganz besonders schönen Exemplar zu besitzen. Und er hat auch nicht Unrecht mit dieser Meinung.

Glaube mir, Fremdling, der du nach Wien kommst: Ersuchst du hier jemanden um eine Leistung, einen Dienst, eine Gefälligkeit, und er antwortet dir offen und ehrlich: „Nein! Das kann ich nicht" oder: „Nein! Das will ich nicht" — dann bist du kaum an einen echten Wiener geraten. Das war wahrscheinlich ein aus der Art Geschlagener oder gar „a Zuag'raster". Der wahre Wiener sagt „ja" und denkt sich „nein". Ich muß das wissen. Denn ich bin ja selber nicht viel anders.

Dorfgsangln.

Oberösterreichisches von Hans Mittendorfer.

Mehr.

Bei an Wöda varnimmst oft
Mehr Dunner als Blitz;
Und dö Dirndln habn meistns
Mehr Liab als wia Witz.

Mehr Erdn als Sand
Drum wachst was im Land;
Es gibt ohne Lüagn
Mehr Kinder als Wiagn.

Mehr bucklat als flach
Is 's Land und sei Sprach;
Mehr „geh weiter!" als „beit!"
Muaß ma sagn zu dö Leut.

Zwiesprach beim Fensterl.

Wer will ma denn nehma
Mein Schlaf und mei Ruah?
Woher bist denn kemma,
Geh, sag ma 's do, Bua!

Von obn oda untn,
Was fragst denn lang nah?
Ön Weg han i gfundn
Zum Fensterl her da.

Dös siag i und her i,
Wia kimmst ma denn für:
An Antwort begehr i,
Wer anklopft bei mir!

Es wird halt a Bua sei;
Er hat di recht gern —
Und sollt's da nöt gnua sei,
So nimm a Latern.

Geh aba und schau ma
Heraußt bei da Tür
In d' Augn gschwind und trau ma,
I lüag da nix für.

Wann's d' Wahrhat sagst, nimm i
Nöt erst a Latern;
Zum Hoftürl kimm i,
Daß's d' Hausleut nöt hern.

Do — bist nöt da Gwissi,
Aft trau da nöt hi . . .
Da Haushund is bissi,
I hetz'n auf di!

I trau ma schan, freili,
I wart da schan drent —
Da Hund hat mi neuli
Ja eh a schon kennt.

Das tanznarrisch Dirndl.

Toni, wann i ohne deina,
Auf'n Tanzbodn müaßat gehn,
Nahm mi wer da wöll wegn meina,
Ohne deina gangs nöt schen.

Drahn wia du und zuwadrucka,
Toni, koana kanns a so;
Mecht mi um koan oanzign bucka,
Aba — tanzn tat i do!

Toni, zwö tanzst denn nöt
Rundumadum?
Toni, und wann's d' den nöt
Tanzst, is's ma z' dumm!

Nimmst da du d' Lini her,
Tanz i mit'n Franz —
Heut geht's wia winni her,
Toni, geh, tanz!

*

I muaß an Tanza habn!
Toni, heut kannst
Mi als a Ganza habn,
Wann's d' mit mir tanzst!

's Trauderl von Hollabah.

's Trauderl von Hollabah,
Dö is mei volla Gschmah,
's Dirndl is liab und guat,
Is a jungs Bluat.

Äugerl wia dunkle Nacht;
O du rabnschwarze Pracht!
Drin dö zwoa feurign Stern,
Dö siag i gern.

Leuchtn so wunderliab,
Nia is da Himml trüab;
Mecht a Sternguckа wern
Wegn dö zwoa Stern!

's Trauderl von Hollabah,
Lacht's, is da Sunnschein da,
Singt's wiar a Nachtigall,
Klingt Berg und Tal.

Sing wiar a Fink am Bam,
Sing oft laut auf im Tram;
Wann mir erst 's Trauderl ghert,
Gibt's a Konzert!

's Trauderl von Hollabah
Geht mit mir auf und a;
Willst uns wo sehgn und hern,
Nimm a Latern:

*

Leucht hin, wo's finsta is;
Findst uns — i woaß's nöt gwiß . . .
Willst uns leicht singa hern
Mit da Latern?

Heimgärtners Tagebuch.

Nach dem Schillerfeste.

Hand aufs Herz, mein Leser, hat das Schillerfest nicht ein bißchen Katzenjammer bei dir zurückgelassen? Ja, wenn bei einer solchen Feier die Festlichkeiten nicht wären, das Äußerliche, das Gemachte und Geheuchelte nicht, wenn sie eine rein innere Erhebung des Volksherzens sein könnte! Heutzutage gibt es ja gar nichts Trivialeres mehr, als ein Fest mit Fahnen, Schauzügen, Denkmalstiftungen, Festessen und Reden. Dergleichen kommt alle Wochen ein paarmal vor, es ist schon nahezu lästig. Das Schillerfest, das wir erlebten, glaube ich, das entsprang tieferen Quellen. Wie erhaben wäre es gewesen, wenn nicht gestern der berühmte Meier ebenso gefeiert worden wäre und morgen der große Schulze ebenso gefeiert werden würde. Wenn es im Jahrhundert für sich allein stünde, wie Schiller selbst. — Gewiß, das Schillerfest war recht. Sonst aber müssen wir uns diese Festwütigkeit abgewöhnen, wir werden komisch. Zwar pflegen wir unsere Opferherde nur mit Stroh zu heizen, aber immerhin wird dabei noch zu viele Wärme verschwendet, für die wir bessere Verwendung hätten.

Ich möchte jetzt nur wissen, wie viele Schillerbücher gelegentlich des Festes gekauft worden sind, wie viele davon gelesen, und wie viele von den gelesenen lebendige Früchte tragen! Es ist wahrscheinlich, daß zehn Millionen Deutsche sich jetzt wieder auf Schiller besonnen haben, daß Unzählige geklärt und erhoben wurden, es ist ganz wohl möglich, daß diese neue Schillersaat in Dichtung und Leben der Deutschen Früchte trägt. Dann, Schillerfest, sei mir gesegnet!

Wir sahen in diesen Tagen ja manch echte Begeisterung flammen und manch hohes Werk vollführen, manches Zeichen der Einkehr und Umkehr erscheinen — aber etwas spärlich waren diese Zeichen doch. Im ganzen fand der Dichterheros wieder sein kleines Geschlecht. Tausendfach zwar wurde betont, daß Schiller allen gehöre, daß alle in ihm sich zum großen Gemeinsamen finden können, aber jeder blieb an dem großen Strom in seinem Waschkübel stehen und plätscherte mit *seiner* Wäsche. Jeder wollte den Dichter für *seine* Partei haben, für *sein* Bekenntnis, für seinen besonderen Zweck. Und keiner wollte ihn dem Gegner gönnen. Sogar fremde Völker reklamierten ihn. Die Franzosen erinnerten an Schillers republikanischen Freiheitsgeist. Die Polen behaupteten, die so schauderhaft materialistisch gewordenen Deutschen wären dieses göttlichen Idealisten nicht wert und selbst die katholischen Blätter

kamen und umarmten den protestantischen Sänger begeistert mit der Versicherung, daß Schiller der allerüberzeugteste Katholik geworden wäre, wenn er länger gelebt hätte. Wie um jenen großen Griechen sich sieben Städte stritten, als er ihnen keine Kosten und Unannehmlichkeiten mehr verursachen konnte, so suchten nun die politischen und sozialen Parteien aller Farben Friedrich Schiller in ihr Lager zu lotsen. Und dieser Zank, so lächerlich klein an sich, war vielleicht der echteste Verkünder Schillerscher Größe. Man verzeiht ihm vieles, denn alle lieben ihn. Weil er es nie mit einer bestimmten Richtung oder Partei gehalten hat, weil er nur in sich selbst stand und aus seiner reichen Wesenheit allen spendete, so lieben ihn alle.

So wie die Zeitungsschreiber an diesem Schillerfeuer ihr Sondersüpplein kochten, so taten es auch manche unter den Festrednern. Daß hie und da einer die gute Gelegenheit wahrnahm, um im Himmelsglanz des Fixsternes wenigstens als flüchtiger Komet oder gar nur als fallender Meteor zu strahlen, darf uns ja nicht arg wundern. Andere wieder ergriffen die gute Gelegenheit, um als Festredner ihren literarischen Parteistandpunkt zu predigen und mit wirklichen und eingebildeten Gegnern zu polemisieren. Mancher hat sein Mäntelchen von der Objektivität in der Kritik flott abgeworfen, um sein persönliches Mütchen zu kühlen. Hinter Schillers Schilde ist so was schon zu wagen. Solche Festredner — sonst längst vergessene Dichter kultivierend — konnten plötzlich von einer so kannibalischen Schillerbegeisterung erfaßt werden, daß sie Menschenopfer brachten, ihm zu Ehren alle neuen Dichter abschlachteten. Obs wahr ist, weiß ich nicht, einer der Zuhörer will bei solcher Massenschlächterei eines Festredners gehört haben, wie hinten im Winkel die lorbeerbekränzte Schillerbüste leise zu sprechen begann: „Das sind die Karrner, so trieben sie es schon vor Zeiten; die Toten scharren sie aus, die Lebenden graben sie ein.“

Braucht es denn erst einer akademischen Festversammlung, um feierlich zu konstatieren, daß die Dichter von heute gegen den Adler Schiller armselige Grasmücken sind?

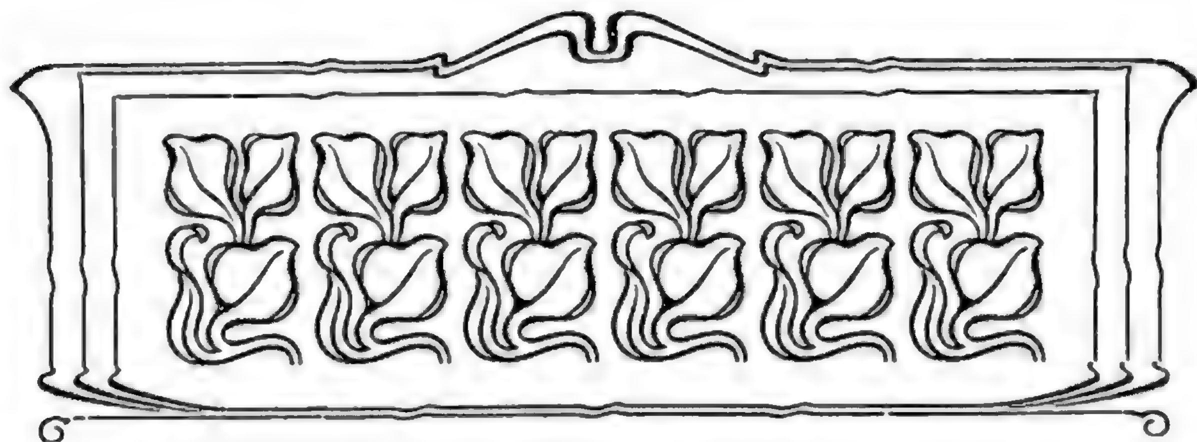
Lasse man bei den Großen doch die Kleinen aus dem Spiele, oder gebe man wenigstens zu, daß es auch unter diesen nicht lauter Lumpen und Honorarfresser gibt, daß auch unter ihnen ein ernstes literarisches und altruistisches Streben sein kann. Ein klein wenig an Honorar hat wohl auch Schiller denken müssen, denn Professorengehalt und Hofratspension waren damals noch nicht so erklecklich wie heute.

Abgesehen von derlei Taktlosigkeiten und gallichten Verunreinigungen des Schillerfestes war es doch eine erfreuliche Zeit. Am besten hat es freilich jener Mann gemacht, der am 9. Mai mit dem Buche hinaus-

ging auf den stillen Waldanger und sich dort die Festrede — von Schiller selbst halten ließ.

So weit ich sehen konnte, waren für das Volk die Festreden und die Schillervorträge im ganzen zu hoch gegriffen. Man schätzte den Zuhörer der Menge wieder einmal zu hoch ein, auch in den Städten, ja vielleicht besonders in den Städten. Will man in literarischen und philosophischen Dingen vom „Volke“ verstanden werden, so kann man gar nicht niedrig genug antragen. Freilich soll man ihm Höheres bieten, aber stets in einfachster Form, und große Gedanken populär auszudrücken, dazu tut's kein gewöhnlicher Festredner, das hat jener Tramwaykondukteur besser verstanden. Als der von einem mitfahrenden Gaste befragt wurde, wer denn dieser Schiller eigentlich gewesen sei, daß man mit ihm so Geschichten macht, antwortete er: „Ja, der Schiller, das ist der, der die Freiheit erfunden hat. Wissen S', in früherer Zeit ist's einmal so gewesen, daß der Grazer Bischof jeden beliebig hat auf die Bank legen und fünfundzwanzig hat herabmessen lassen können. Das hat sich aber der Schiller nit gefallen lassen und hat auch den andern gesagt, daß sie sich's nicht sollen gefallen lassen.“ Ein etwas drastisches Beispiel, aber besser für den Mann aus dem Volke, als die Versicherungen der Festredner, daß Schiller der Sänger der Menschenwürde gewesen. Mit der „Menschenwürde“ wissen die gemeinen Leute nichts anzufangen. Wie anders steht dieser Kondukteur da im Vergleich zu jenen Universitätsbediensteten. Als der eine die Fahne aushing, fragte der andere: „Was ham s' denn wieder die Leut', daß gar a so flaggen?“ Darauf der eine: „Verstengen S', vor hundert Jahren ist halt einmal so ein Verein gewesen.“ Weiter kam er nicht in seiner Belehrung, denn er wußte nichts mehr. Das war anläßlich der Schillerfeier in den Räumen der deutschen Universität zu so und so. Ist es da zu verwundern, wenn jener Institutszögling auf die Frage, wie in seiner Anstalt die Schillerfeier vor sich gegangen, zur Antwort gab: „Sehr schön. Zwei Faßl Bier haben wir ausgetrunken.“ „Und weiter?“ „Ja, der Professor hat auch was vorgelesen.“ „Was denn?“ „Das weiß ich nit mehr.“

Verhundertfacht könnten solche Beispiele werden. Ja, wir sind halt das Volk der Dichter und Denker!



Kleine Laube.

Schip, schip, schip!

Eine Geschichte für Groß und Klein, erzählt von einem Sonntagskind.

's ist ein rechtes Glück, wenn ein's mehrere Sprachen versteht, man kommt leicht überall durch und vermag viel zu lernen von fremden Zungen. Ich bin ein Sonntagskind und habe als solches eine ganz besondere Eigenschaft, ich verstehe die Vögel im Wald, und was sie singen und sagen. Ja wohl!

Einmal am ersten Maitag zur Frühe saß ich im Bergwald und lauschte, was denn die Natur allfort so treibt, während die Menschen unten verkrochen liegen unter ihren Decken, oder in Hast und Tagesmüh' dem täglichen Brote nachlaufen, das sich oft schier nicht will erwischen lassen.

Wie ich so dalag im Moose, da wurden nach und nach im Gezweige des Tanns alle Vögel wach, und riefen einander zu: „Guten Morgen, guten Mai!"

Dann huben sie an und erzählten sich Geschichten.

Ein Ammer und ein Spatz sind sich gegenüber gesessen auf hohen Zweigen. Der Ammer birgt seinen Kopf zwischen den Flügeln, als schliefe er noch oder habe Herzleid. Der Spatz hingegen ist stolz und lustig und erzählt in übermütigen Worten, wie er über den Winter in einem herrlichen Lande gewesen, weit im Süden, und wie er dort göttlichen Sanges gepflegt, und König war unter den Sängern. „Mit der Lerche bin ich geschwebt im Himmelsblau, schier hinauf bis zu den Sternen und für den Abend hat mich die Nachtigall besucht, und wir haben zusammen gesungen. Das war ein Land und eine Zeit! Und so ein miserabler Faulenzer zieht es vor, sein bißchen Gehirn in diesem frostigen Norden vollends einfrieren zu lassen, anstatt zu erglühen im Süden für das Schöne, für die Kunst?" — Oh, der konnte schwatzen!

Der Ammer hat kein Wort entgegnet. Krampfhaft hat er seine Klauen um ein Ästlein gepreßt, die Federchen sind ihm wirr aufwärts gestanden und haben sich nicht wollen glatt legen, so wie beim Sperling. Endlich hat er doch seinen Kopf ein wenig gehoben und mit heiserer Stimme gesagt: „Schau mich einmal an, Spatz!"

„Schip, schip, schip, Sperling, Sperling heiß' ich!" fällt der andere beleidigt ein, „wahrlich, ein bißchen Fremde möchte Ihnen nicht schaden, lieber Ammer, Ihre Ausdrucksweise ist höchst unartig, pöbelhaft. Merken Sie sich das!"

„Ich red' halt, wie mir der Schnabel gewachsen."

„Ein simpler Gelbschnabel, vraiment!"

Nach einer kleinen Pause entgegnet der Ammer: „O, wie tausendmal gern wär' ich im letzten Herbste mit den anderen ein wenig gegen Mittag gezogen.

Ganz ins Welsche hinein, du weißt, das ist unsere Sache nit. Aber ein bißle gegen Mittag. — Du meine liebe Welt, wie ist's mir doch im letzten Herbste gar so unselig ergangen! — Schau' mich einmal an; mit mir wird's bald vorbei sein. — Ein bißle gegen Mittag. Wie hab' ich mich im Spätsommer schon so gefreut! Mein Vater, meine Mutter haben sich schon zusammengestellt, haben mir die Federn gestrichen, und 's ist alles fertig gewesen zum Abfliegen. Noch am letzten Tag hab' ich mich im Bauernhof drüben ein klein Randl im Obstgarten umgeschaut, rechtschaffen süße Butterbirnen, mein' ich! Neben unten aber ist so ein Brettl gewesen und ein Semmelkieferl darauf gelegen. Ist dir zuletzt gar ein ganselgelber Guglhupf, denk' ich, den mir der lieb' Herrgott zu einem Fortgehessen schickt — und hüpf' aufs Brettl. — Ei, mein Eid, hätt' ich das nicht tan! wie ich hinhüpf, schnapp, fällt über mir ein Deckel zu, und ich bin in der Klemm' und kann nicht mehr davon."

Der Ammer schweigt.

„Und dann?" fragt der Sperling kichernd.

„Dann? — brauchst just nit neugierig zu sein; 's kommt nit viel Gutes. Ein Bübel ist gekommen zu derselben Stund'; und wie mich der klein' Hupfauf in der Fallen hat gesehen, da hat er einen so hellen Jauchzer tan, daß ich hab' gemeint, ach Jeß ja! — Das Bübel hat mich nachher zwischen seine zwei Händ' genommen und hat mich so druckt, so druckt hat es mich, daß die Trud dagegen so fein wie ein Blühblattel gewesen wär' — hat mich darauf ins Bauernhaus tragen und in einen vergitterten Kasten tan, daß das lieb' Tageslicht völlig von mir abgeschnitten gewesen. — Was hab' ich denn angestellt, um Gotteswill, daß ihr mich so einsperrt in einen Kerker! — Das Bübel hat sich noch die schauderhaft großen Händ' gerieben und gotteslästerlich gelacht. Zum Fenster hat es mich darauf gestellt, und da hab' ich mögen hinausschauen, wie meine Brüder und Schwestern lustig fortgetanzt sind, wohl in der freien Himmelsluft gegen Mittag hin. Meine Mutter aber — dasselb' vergess' ich nimmer, wie die zu meinem Fenster ist gekommen mit einem grünen Zweig, wie sie mich hat angeschaut so traurig und gar bis zum Sterben betrübt — und wie sie nimmer weggeflogen ist von dem Platz, und wie sie nachher verhungert und erfroren hinabgefallen ist auf den kalten Stein. Mutter, dasselb' vergess' ich dir nimmer" . . .

Das Vöglein schweigt und schlägt ein paarmal mit den struppigen Flügeln. Dann streckt es das Köpfchen gar tief in die Brust, als wollte es gar nichts mehr sagen.

„Bist ein armer Teufel, meiner Seel'!" lacht der Spatz, „hast's halt dumm angestellt; jetzt ist's vorbei und das Klaggeschrei weckt die Toten nimmer auf. — Nu, und weiter?"

Der Ammer rührt wohl wieder das Köpfchen.

— „Nußkern' und Wasser haben sie mir bracht und ein Stück Zucker haben sie mir durch die Eisenstangen gesteckt. Man meint, sie sollen es wissen, die kindischen Leut', daß ein's zu solcher Stund' kein' Hunger und Durst hat, und daß eine solche Lebensbitterkeit ganz was anderes will, als ein eitel Stück Zucker zwischen den Stangen. Der Tausend, was sie da allweg schreien von Freiheit und Licht, und ein armes Vöglein, das ihnen seiner Tag nichts Böses tun hat mögen, halten sie in der Finsternis gefangen, und lachen und freuen sich bei seinem Weinen und Klagen. Der Wurm und der Schneck' und all die Tier' auf der staubigen Erden konnen die Gefangenschaft nicht so empfinden, wie das Vöglein von der freien, weiten, lichten Himmelsluft herein. Daß sie kein Herz für uns haben, das ist gar bös' von den Leuten, gar bös'."

„Zuweg sitzest ihnen auf!“ ruft der naseweise Sperling, „wenn ich in der weiten Himmelsluft bin, so erwischt mich kein solcher Junge. Zum Auslachen bist noch!“

Der Ammer ließ das Köpfchen sinken.

„Aber wie? — jetzt bist denn doch wieder da,“ sagte der Sperling.

„Ja, da bin ich wohl wieder, aber das Sterben wär' mir das Gesündest' gewesen.“

„Bist ein langweiliger Kopfhänger, du. Hörst, wie die anderen singen im Hall und Schall, und es geht just die Morgenröt' auf.“

„So, die Morgenröt' geht auf?“ sagt der Ammer traurig, „an demselben Tag, wo meine Mutter auf dem kalten Stein ist gelegen, hab' ich meine letzte Morgenröt' gesehen. Hat das Bübel nachher mein Gefängnis in die finstere Stub' getragen, und dort bin ich blieben den ganzen Winter. Oft freudige und traurige Stund' hab' ich gesehen, wie sie die Menschen in der Winterstub' miteinander haben. Eine Krankheit ist gekommen, und die Leut' sind gelegen auf den Strohbetten herum, und die Fenster sind all' verhangen gewesen, daß schier kein Tageslicht hat hereingeschaut zu dem Elend. Die Stubentür ist ein einzigmal weit aufgegangen, und da haben sie das alt' Mütterlein hinausgetragen in den Wintertag. Zu derselbigen Stund' ist das einzig' Licht hereingefallen in die Stub'. Wie nachher der Tag wieder angehebt hat zu wachsen, da sind die anderen aufgestanden von ihrer Krankheit, aber das Bübel, dem ich hab' zugehört, ist gar zum Erbarmen arm gewesen — das ist in der Krankheit völlig um sein Augenlicht gekommen. Keine rechte Freud' hat's mehr gehabt, wie das Frühjahr ist dagewesen. Da hat es mich wieder zwischen seine großmächtigen Händ' genommen, daß ich hab' gezittert an allen Federchen, hat mich hinausgetragen, hat mich freigelassen in der sonnigen Luft. — Spatz, da hab' ich wieder das Fliegen probieren wollen, aber das ist nur ein armseliges Flattern gewesen und überall bin ich angestoßen. Wie ich die Augen aufmachen will und den Maitag ansehen — daß Gott erbarm! — da hab' ich kein Fünklein Licht mehr gehabt — blind bin ich geworden — blind wie der Bub! — Schon eine Weil' sitz' ich da auf dem Ästlein grün — kann mir mein Brot nimmer suchen. Die Kräfte haben mich verlassen, der Frost geht mir bis ins Herz, und das Liedlein vom Mai — ich weiß es nimmer.“

Dies alles hatte das Vöglein hervorgeweint, dann war es stumm geworden. Tiefer hatte es das Köpfchen eingezogen, und breiter und wüster haben sich die Federchen gesträubt.

„Schip, schip, schip!“ zwitschert der Sperling.

Da hat der Ammer das Köpfchen noch einmal gehoben und gesagt: „Zisi — zisi —“ Das war sein Letztes gewesen. Bald darauf ist das ärme Vogerl herniedergefallen in das junge, tauige Gras.

Da wird auch dem Sperling langweilig und gar ein wenig unheimlich, er erhebt die Flügel und flattert davon. Er mischt sich unter die Sänger und zwitschert fort und fort: „Schip, schip, schip!“

Sonst weiß er nichts.

Aber die Amsel und der Fink und die Schwalbe wollen ihn nicht leiden, weil er so hochmütig ist und weil er durch sein albernes Gezwitscher den Gesang verunglimpfe, und sie haben mit dem Sperling keine Gemeinschaft.

Das wurmt diesen gottsträflich, und er schwirrt hinab in das Erlgesträuche, wo er in einer Holzleiste eine volle Haferrispe schaukeln sieht. Schadenfreudig, daß die andern das gedeckte Tischlein nicht sehen, hüpft er hin, da — klappt über ihm ein Brettchen zu und er ist — gefangen.

Wohl beginnt er nun im Häuschen fürchterlich zu flattern, und es fliegen die Federn heraus durch die Fugen.

Ich sehe dem Spatzen eine Weile zu und denke daran, wie er nur harte Worte gehabt für das arme Vöglein, das so kläglich hat sterben müssen, zugrunde gerichtet von den Menschen.

„Und du bist doch nur ein Spatz," sagte ich dann, „und du kannst nichts anderes sein."

Ich hebe mit meiner Hand das Brettchen der Falle, und der Sperling schwirrt wild heraus und empor in die Geäste der Lärchen. Und auf dem Zweig, auf welchem vorhin der Ammer gesessen, läßt er sich nieder, und blickt gar traurig hinab auf die kleine Leiche im tauigen Grase, und anstatt sein: „Schip, schip, schip," schreit er, bis die Sonne aufgeht: „Vergib, vergib, vergib!"

Also sprach —?

(Epigramme von Satiricus.*)

Entweder — oder.

Glaubst du, den Klugen und Wissenden spielen zu können,
Bist du ein Großmaul;
Läßt man dich aber die geistige Übermacht fühlen,
Wirst du ein Feigling.

Vom Großmaul zum Feigling? Das nimmt mich nicht sonderlich wunder;
Denn Großmauligkeit
Und Feigheit entsprießen demselben verkümmerten Boden
Der Geistesbeschränktheit.

Blech.

Glaube nicht gleißenden Worten, und glatten Manieren mißtraue:
Gold ist nicht alles, was glänzt; blendet doch manchmal gar — Blech.

Verstanden.

Was du auch hörst, und was du auch liesest, stets hast du's verstanden.
Wenn man nur wüßte, was du unter Verstanden verstehst.

Wahr.

Was manchem klugen Kopfe
ist ohne Verständnis
und sonderbar,
Erscheint dem dummen Tropfe
in voller Erkenntnis
und sonnenklar.

Eine steirische Gesetztafel aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Rudolf Wernbacher, Oberlehrer in Irdning, teilt in seinem Werke „Geschichte des Bezirkes Irdning und seiner Schlösser"**) ein „Vantaiding" der Herrschaft Pürg mit, das uns guten Einblick in die ländlichen Rechtsverhältnisse jener Zeit gewährt und folgenderweise lautet:

*) Dresden, E. Pierson.
**) Verlag Johann Walik. Gröbming. 1905.

Panthätung

zu der herrschaft Pürg, welche alle jar zu der gewönblichen stüft verlesen werden soll — nemblichen:

Zum ersten alle grunt und güeter, die unter die herrschaft Pürg gehörig, brief und sigl darumben haben, noch laut irer inhaltungen.

Item die selbigen grunt, güeter und herrligkaiten sollen behalten und gehanthabt werden mit allen freihaiten, recht und gerechtigkaiten, wie von alter herkomen.

Item es sol niemonts auf der herrschaft gründen wilt jagen, vederspül abfahen, gestel abhacken oder vernichten; und wer das uberfur, der ist in schwörer straf. wer auch mit urlaubnuß fux, mäder, lux, täx oder piber zu handen bräht, der soll die pölg der herrschaft zubringen, dem soll eß nach billigkait bezahlt werden. auch alleß anders Wildpräth, so den reißgejait untergehörig, solle geen hoff herain, nirgend anders hingebracht werden.

Item es sollen alle waag, gewicht und maß beschaut, gehalten nnd gemerkt werden. welche aber das geverlich ubertretten, und nit recht hielten, der ist als oft fünf und sechzig pfunt pfenning verfallen.

Item die weinschenk oder leitgeben sollen rechte lantmaß inner und außerhalb dem hauß geben und guete, redliche, unvermischte trank haben, sich an gleichen gewinn beniegen lassen und die leut nit überschäzen bei vermeidung der herrschaft grosen straff.

Item es sol niemants kain viech, auch weder schmalz noch irgent waß anderß an erlaubnuß auß der herrschaft treiben, hingeben, oder verkaufen. und welche sollicheß uberfaren, der ist alß oft 65 pfunt pfening verfallen.

Item welche aigne holzer oder forst zu iren güetern haben, die sollen darauß nichts hingeben oder verkaufen dann allein waß sie zu zeinen, prennen und zu ires hauß notturft bedürfen; deß mügen sie geniessen und nicht weiter. die alten außgezaigten schön sachen sollen ausgenommen sein, und wellicher darwider handelt, sol umb den stam ainen Ducaten peen erlegen.

Item ob ainer den andern bei seinem holz findt und daß auslegen wolt, so soll der deß das holz ist dem andern pfant nemen und im sein schaden bezallen und darnach in der straff sein.

Item es sollen alle feuerstaet viermalen im jar zu jeder quatember ainsten nottdurftiglich beschaut werden.

Item es sein alle ungewöndlich werg und steeg frembden, unkunten und verdachten leuten verpoten. das soll keiner uber den andern verschweigen bei der straf.

Item es soll auch niemants ungelaiten oder sonsten fremden leut ane vorwissen inhalten oder beherbrigen, frauen oder mannen, und wer das uberfuer, der ist darumben an leib und guet zu straffen.

Es soll niemantß dem andern fröhlich unter sein tachtropfen nachvolgen noch schlachen, auch im verpotene wort nit zuesezen, und wer daß überfüer, der ist in der herrschaft schwören straf und dem andern alle seine sprüch verfallen.

Item die so käß dienen sollen gewarnet sein, hiefüran der gebür, noch solliche zu bringen; wo nit, sol der selbige umb alle die, so er zugegen, entlichen gestraft werden.

Item es sollen alle zehnt getreulich geben und gereicht werden.

Item da hifüran die alten gesezten rotarbeiten, alß das haigen auf der der Stuetering, holz schlagen und flezen nit treulichen wurden verrichtet und mit starken gambarn laiten versorgt werden, solle der selbige umb den schaden so durch das ungewitter ervolgen würt unableßlichen gestrafft, dem arbaiter zugleich kain speiß geraicht werden. und welcher hinfurän saumig in raichung aller herren forderungen

wiert erfunden, sol vermüg seines kaufsbriefs, in welchen diser articl eingeleibt, gestraft oder zuerzustüften verursacht werden.

Item eß soll auch ain jeder nachpaur gegen dem andern friden und zainen, welcher das nit taett, der ist in der straf; so auch ainen durch sein aigen zaun schaden ergieng, des entgelt er.

Item ob ainer an die gemain oder ander pau icht zeug het, der solt zeunen. thät er daß nicht und geschäch etwo schäden durch denselben zaun, deß entgelt der deß der zaun ist. und geschücht jemant schaden darbei, den selben soll er auch erben.

Item ob ain luken ainß zaunes zuegemacht wär, und ain anderer auch recht dardurch zu faren hette, denn soll das verkündt werden. will im aber der andere durch solliche zu farren nit gestatten, der wär in der straf. aber der so recht hiet da durch zu farren, der soll wider zue zeunen, das kein schadt geschech dem andern. beschücht schadt, der ist in der straf und den andern sein schaden abzulegen.

Item wer auf der gemain grebt oder reuter mit der grundobrigkait willen schlecht, der soll die friden, zeun und nach lantgewohnhait inhalten. wellicher daß ueberfuer, der ist in der herrschaft straff.

Item so ainer den andern auf der gemain mit viech uberschlecht und deß nit recht hat, der ist in der pueß.

Item es soll ainer uber deß andern willen in sein rechten oder erlaubten reutern nit graifen oder arbaiten. wer daß uberfuer, der wierdt darumben schwörlich gestrafft.

Item wer an der gemain viech halten oder holz schlachen will und nit angesessen ist oder des recht hat, der soll es haben mit willen der herrschaft oder er ist in der straff.

Eß sol kainer dem andern sein anger noch zeun nit aufsprechen, auch sein rain, anger oder egärten über sein willen nicht etzen noch abschneiden, und wer das uberfert der ist in der straff.

Item wellicher den andern ubermäet, zeunt oder uberpaut, der ist pueßfellig.

Item wellicher dem andern sein marchstain oder gemerkt aufbricht der ist der herrschaft verfallen leib und guet.

Item es soll jeder nachpaur dem andern sein weeg und steeg, darzue er recht hat zu faren, nit wehren. und welcher darwider tätt, der ist in der straff.

Item ob ainer ain acker oder wisen an der andern ackern und wisen hat, so soll der, der zeitig korn oder hei hat, ainen weeg in deß andern frucht abscheiden oder mäen, ob er darüber zu faren recht hat, und dem andern solch garben oder hei so er abgemäet nach billichen widerlegen. und wer darwider fart, der ist in der straff.

Item wen ainer wasser laiten wil und des zu laiten recht hat, der soll das dem andern an schaden bei tag und nacht laiten im soll auch solches laiten. der ander nit weren. und wellicher das uberfuer, der ist in der herrschaft straff.

Wann ainer dem andern sein zaun oder gattern an wisen, ackern oder andern aufhackt, thuet er das bei tag, so ist er der herrschaft verfallen 65 pfunt pfening; thuet ers bei der nacht, so ist er leib und guet verfallen.

Item wen ainer sein halter weist oder heist, er soll das viech auf seines nachbaurn oder andern zu schaden treiben und wil sich nit abweisen laßen, findt in der ander in sein schaden, so soll er in pfenten und der herrschaft nit verschweigen. und der den schaden gethan hat, soll dem andern denselben ablegen und ist in der straf darzue.

Item soll man das viech halten, damit niemants weder wisen, anger, acker. und felder mit wüllen noch andern nicht schaden beschech, und so etliche schwein zu

muetig weren, so soll man die ringeln oder kempen. und welcher das nit thuet, der ist des viechs verfallen.

Item ain jeder so auf der herrschaften grunt angesessen oder sich darin auf gemein und und andern genieß enthelt, der soll zu allen und jeden zeiten, alß oft ime angesagt wirdt, unwaigerlichen erscheinen; und ob er selbß nit mocht, so soll er sein poten haben und ehehaftig not reden. welicher daß nit thuet und an urlaub aussen blib, der ist zu pueß ainen ducaten verfallen. welcher ducaten dem urbas ambtmann weegen forderung, das die persann ungehorsamblichen sich erzaigt, in ansehung soll zur peßrung angehendigt und fur aigenthomb werden. und da der ungehorsamb auf angedeute gelegenhaiten sich der straf waigern wolte, ist hier über der obrigkait für ain ducaten zwen zu erlegen ime hier mit zur vätterlichen wahrung solches vorangedeutet.

Item welcher ainen den andern unrechtlichen vor der obrigkait verklagt, der ist auch zur pueß verfallen zwen ungerisch Dukaten.

Eß sollen auch hinfüran aller offentlicher ehebruch und zugleich alle unzucht so durch ledige und angesesßne personnen beschiecht, die verprecher sambt irem haußherren, wan er sie wißentlich in seiner behausung haien und vertättigen wolte, andern zu ainem exempel, hart gestraft werden.

Es ist auch verlassen und beschloßen, wen man aufs wolfs- pern- oder hirschengejait auf peut, welcher nit gehet, der soll schilling pfenning geben und die gehorsamben so erscheinen einnemen und vertrinken.

Item welcher solcher hievorgeschrieben stuk und articel ainen oder mer uber den andern verschwig, sollich einfall und eingrif der herrschaft nit anbracht, der ist, pueßfellig und strafbar.

So solle man auf heut nach alter gewohnhait auch sezen und ordnen ainen urbarßambtman, rathleit, walt- und vorstmaister, jäger und andere fürsehung thuen in allen notwendigen sachen, damit das urbar bei seinen alten wierden, löblichen herkomen und bei krefften unter der gemain erpaut und wie urbarßleut erhalten werden.

Und zu wasserlei ambt ain jeder beruefen und dargestellt worden, der soll an aideß stat angeloben, daß er dem selben treulehist ist wolle vor sein und außwarten, damit der herrschaft nichtig verschwerzt, verkumert noch veruntreut werde.

Da aber jemants auf dergleichen ambtsverwalter allerlei gefar, mißgunst und andere bese nachreden, so ime zu verklienerung seiner er geraichen theten, werfen wurde oder ime vertailen wolte, der soll neben getaner abbet umb ainen ducaten gestraft, sollicher alßbald dem belaidigten auch zum besten hinumb gegeben werden.

Item auch nach dem oftmallenß loßzunichter, fitschlsätschlhändel, als maulporn, märlreden und dergleichen, hin und wider getragen werden, dar durch die obrigkait, und behelligkeit, und wan dem grunt nachgeforschen wierdet, sich durchauß das widerspüll befindet, derowegen und wan sich dergleichen mer zuetreget und begiebt, so solle gewißlichen dißeß urtl geselt sein: da eß durch ein manßpersonn beschiecht, solle derselb niemants außgenommen 14 tag mit wasser und brodt in der keichen, ist es dan ein weib, 3sontag nacheinder mit der prechl gestraft werden.

Dann so sollen die herbriger, die nit angevoget, durchauß ab- und außgeschafft sein.

Item das diensttrait solle zur stüft richtig oder doch liechtmessen aufs lengist hernach, sauber und vleissig, mit guetn schönen trait geschüttet werden, welcher aber das hinder, schlechtest traid wurde bringen und nit von gemeinen, grossen, hausen, der soll nach billigkeit gestraft werden. Item das niemant alß unterthan sich selbst

noch deren kinter und hausgesint ohne vorwissen der geist- und weltlichen obrigkait sich thue verheirathen bei der straf.

Dannen auch so solle deß Sölckhners, Stäpsl und Stainuß holzschachen in bedenkungen, daß man zu fürfallenden nöten holz haben kan, auf das vleissigest so imer möglichen gehaiet und verschonet werden.

Der Heilige und die Tiere.

Steht J. V. Widmann offiziell nicht schon unter den Ersten der deutschen Dichter der Gegenwart? Wenn nicht, dann muß er sich bequemen, endlich vorzutreten. Selbst, wenn er sonst nichts als dieses Lied vom Heiligen und den Tieren*) gesungen hätte, müßte er in allererster Reihe stehen. Jeder echte Dichter schreibt einmal seinen Faust. Widmann hat den seinen uns jetzt gegeben, und zwar einen von Goethescher Unbefangenheit und einer Tiefe, die mit einmaligem Lesen kaum ergründet wird. Das Lied singt vom Menschensohn in der Wüste. Schon die Einleitung ist von einer Frische und Plastik, die bei aller Ursprünglichkeit an die Klassiker erinnert. Zwei Scholaren, ein süddeutscher und ein norddeutscher, kehren ein beim Pfarrer Lux von Everdinge, einem entzückenden Sonderlinge, der bei seinem Gottesdienste einmal folgendes Stücklein aufgeführt hat:

Im Kanton Zürich war's zur Weihnachtszeit,
Bei hartem Winter, alles tief verschneit.
In seinem Dorfkirchlein am Weihnachtsmorgen
War nach der Predigt Pfarrer Lux dabei,
Den Dienst des Abendmahles zu besorgen
Nach Zwinglis Ritus, wo der Pfarrer frei
Von Bank zu Bank so Brot wie Wein austeilt.
Nachdem er erst im Kirchenschiff verweilt,
Muß zu den Leuten nun er aufs Empor;
Doch keine Treppe führt dorthin von innen.
So tritt er mit dem Brot vors Kirchentor,
Zum Lettner hier den Aufstieg zu gewinnen.
Da liegt vor ihm in Eis und Schnee begraben
Das weite Land bis fern zum dunkeln Forst,
Weiß, kalt und still, ein Tischtuch ohne Gaben,
Kein Hauch des Lebens! — Nur aus ihrem Horst
Sind Krähen dort ein Trüpplein zugeflogen.
Sie hocken längs der Kirchhofmauer still,
Wie Seelen, die das Leben hat betrogen
Und die nun warten, wann es enden will.
Drum denken sie auch nicht mehr an Entweichen,
Als jetzt des Pförtleins Knarren mahnt: Gefahr!
Vielleicht auch scheint er ihnen ihresgleichen,
Der junge Mann im schwarzen Amtstalar.
Der steht und schaut und sieht die armen Schächer,
Und plötzlich flammt sein Antlitz purpurrot
Wie in der Morgenglut des Dorfes Dächer.
„Ah!“ ruft er aus, „hat Gott für euch kein Brot?
„Da! da! kommt alle, alle, nehmet, esset!
„Das ist der Leib des Mannes, der geglaubt,
„Daß, ob ihr auch nicht Korn in Scheunen messet,
„Gott Vater doch zu leben euch erlaubt.
„Der gute Mann, er hofft es wohl von Herzen!
„Und Optimist ist auch sein Weihnachtsbaum,
„Der, wenn er abends strahlt von hundert Kerzen,
„Vergessen hat des Waldes finstern Traum.

*) Huber & Ko. Frauenfeld. 1905.

„Nehmt, esset! Nährt vom Brot des Abendmahles
„Zum Frühmal euch am heil'gen Weihnachtstag.
„Des Menschensohnes Licht — einmal erstrahl' es
„Auch euch! ob nachher komme, was da mag!"
So sprach der Predikant und teilte
Dem Rabenvolk das Brot des Altars aus.

Wie sich aber später dieses Mannes Liebe zur Kreatur vertieft und erhöht, vom Tiere bis zum Menschen, davon handelt das wundersame Schattenspiel, welches der Pfarrer Lux den beiden Scholaren vorstellt: Der Heilige und die Tiere. Ein biblisches Schattenspiel. Der Menschensohn in der Wüste sieht in den Tieren das Elend der Kreatur und wird von grenzenlosem Mitleid ergriffen. Glühende Wüstenbilder, Fabeln von wunderbarer Stimmung und Schönheit, dann der böse Feind Asasel, der Mephisto, der den Menschensohn durch das Mitleid zum Tiere niederziehen will. Durch das ausschließliche Mitleid des Menschensohnes mit dem Tiere der Menschen zu vergessen, immer tiefer zum Tiere hinab — das plant Asasel. Im letzten Gesange „Auf dem Berge der Versuchung" klären sich die phantastischen Bilder zu dem einen großen Gedanken. Asasel stellt den Heiligen, dem Menschensohne, vor, wie sie beide mit dem Vater zu dreien auf der Höhe sitzen:

Auf Jaspissäulen ruht der stolze Bau,
Wir auf drei goldnen Stühlen mitten innen,
Mit grenzenloser Weltenüberschau.
Und dann — an eines denke der Gemächer,
Ein Purpurvorhang schied ringsum es ganz
Von all den andern offnen Himmelsräumen,
Denn in dies Kabinett zog sich zurück,
Der, den wir „Vater" nennen, um „zu träumen".
Doch — du erinnerst dich — er schrieb sein Stück...
(da der Heilige eine abwehrende Bewegung macht)
Der Alte findet nun mal drin sein Glück,
Ein tragisch Drama, das ihn ganz erfüllt,
In einem schweren Pathos abzufassen,
Von dem die Erde stöhnt, das Weltall brüllt.
Denn, was er sinnt und schreibt, bleibt nicht papieren,
Stürzt sich in Fell und Federbalges Haft,
Fliegt, kriecht, läuft schreckensbang davon auf Vieren.
Da in ihm gärt der heiße Lebenssaft.
Wir damals, vor dem Vorhang stehend, lachten,
Wobei dein Lachen freilich bitter klang,
Indem wir zu dem Werke Glossen machten,
Das drinnen alle Tage neu mißlang.
(da der Heilige sich die Ohren zuhält)
Nein! höre noch. Du brauchst dich nicht zu schämen,
Daß du nicht schwiegst zu jenem Schaffen still;
War doch in deinem Spott ein leidvoll Grämen.
„Warum nicht statt Tragödien ein Idyll?"
So riefst du zürnend aus und standst in Gluten,
Wie wenn des Himmels Hälfte wetterblitzt.
„Warum nur soll im Heldenspiel verbluten,
„Was weder Heldensinn noch -kraft besitzt?
„Wie bitter ernst um wenig Tropfen werben
„Vom Honigseim des Glücks die Armen all,
„Und müssen wie Heroen leiden, sterben,
„Ein jeder Mückentod ein Schicksalsfall!
„Und alles immer nach demselben Schema:
„Der Hunger, der die Zähne fletscht und wetzt,
„Und jenes andere verlogne Thema,
„Die Brunst, die Fleisch auf Fleisch unendlich hetzt?"

Ich seh' es noch, wie du Verachtung schnobst,
Und es geschah, daß du den Vorhang hobst,
Dein Finger hat ihm auf die Schrift getippt:
„Mit roter Tinte werd' ich's korrigieren!"
Riefst du und wolltest ihm das Manuskript
Mit einem sonderbaren Kreuz verzieren.

Der Heilige (nach langer Pause des Grauens).

Entsetzlicher! — Wer nur gibt dir Gewalt,
In deines Atems Pesthauch mich zu bannen?
Ist's, weil ich fahren ließ des Glaubens Halt,
Als Mitleidstränen mir vom Auge rannen?
Verfluchte Worte fürchterlichen Sinns,
Der mich erbeben macht, sprach deine Zunge.
Den du als Gottes Sohn begrüßt — ich bin's,
Jetzt fühl' ich's an dem Riß, dem wehen Sprunge,
Der mir das Herz will in zwei Hälften teilen,
Wie eines Hohenpriesters Kleid zerreißt,
Da du mir Wunden schlugst, die nie zu heilen,
Mit deinem Lästerwort, verfluchter Geist!

Asasel.

„Verfluchter Geist?" — Wie eng doch diese Rinde
Des Erdenleibes dir den Sinn gemacht!

Der Heilige.

Und du — was bietest du dem Gotteskinde,
Verworfner? — daß den Vater es verlacht!

Asasel.

So nenn' es denn „beweint", wenn das dir lieber,
Und was ich „dichten" nannte, nenne „krank".
Der Vater träumt die Welt in schwerem Fieber,
Der Sohn zog aus und sucht den Heilungstrank.
Magst du mich „Satan", „Geist der Hölle" schelten —
Du bist doch da, hierin ist doch kein Trug,
Und fühlst es selbst, du kamst aus andern Welten
Mit einer Sendung her. Das ist genug.
Nur mußt du auf die Sendung dich besinnen:
Der Geist hat in die Wüste dich geführt,
Hier, bei den Tieren, muß dein Werk beginnen,
Nachdem ihr Jammer dich zumeist gerührt.

Der Heilige.

Auf einen Irrpfad möchtest du mich leiten;
Zu meinem Volke nur ward ich gesandt
Und hab' in diese Wildnis mich gewandt,
Den Geist zum Werk in Stille zu bereiten.

Asasel.

Und diese Stille — hast du sie gefunden?
Hast du der Wüste Stimme nicht gehört,
Den steten Tropfenfall aus tausend Wunden,
Den Schrei der Angst, der sich zu Gott empört?
Er drang im Himmel schon durch jede Wolke,
Wie dicht den Erdkreis sie umschloß, zu dir.
Was willst du bei dem sünd'gen Menschenvolke?
Hier gilt's, die Heilung zu versuchen, hier!

Hier trieft, das durch die ganze Schöpfung schneidet,
Am blutigsten — das fürchterliche Schwert,
Hier ist die Kreatur, die schuldlos leidet,
Und die allein drum des Erbarmens wert.
Wer, wenn er retten kann, hilft Bösewichten,
Statt zu befreien eine fromme Schar,
Die schon seit Ewigkeit mit Bleigewichten
An hartes Felsgestein gekettet war?
Der Menschen Volk laß für sich selber sorgen,
Dem hilft kein noch so heiliges Panier,
Dieselben sind sie gestern, heute, morgen;
Der Mensch ist besten Falls das schlimmste Tier.
Du kannst es, wenn du Lust hast, selbst erproben,
Doch widerrat' ich das Experiment;
Sie haben Martern, die im Himmel droben
Man selbst mit ein'gem Schauder teuflisch nennt.
Nein, diese Brut wird nie und nimmer besser,
Wie seit Äonen gilt in Zukunft auch
Krieg aller gegen alle bis aufs Messer,
Und immer bleibt ihr höchster Gott der Bauch.
Geh hin, versuch' es ihrem Tun zu wehren,
Sag' ihnen, Liebe sei das Hauptgebot,
So schlagen sie, ich wette, dir zu Ehren
Mit neuer Lust und List einander tot.
Wie anders diese willenlosen Scharen
Im Reich der Luft, des Wassers, im Gefild,
Die still und redlich ihre Straße fahren,
Ein jedes treu dem eingebornen Bild,
Das seines Wesens Kern enthält und Schranken;
Wie ernst erfüllen sie die enge Pflicht
Und sind in ihren träumenden Gedanken
Ganz, was sie sollen, einfach, harmlos, schlicht.
Sie sind die Heil'gen, sie, die kein Verschulden,
Auch wenn sie andern Wunden reißen, trifft,
Denn auch ihr zorn'ger Zahn ist ein Erdulden
Und eingeimpfte Galle nur ihr Gift.
Hier gilt es drum, vom unverdienten Bösen,
Von eines grauenvollen Fluches Last
Die einzig wahrhaft Guten zu erlösen;
Und das ist, was du selbst beschlossen hast,
Als du dich schwangst herab aus Himmelshöhen.

Dieser Versuchung des Bösen tritt der Engel entgegen, der sich an den Menschensohn wendet:

Gabriel (hinzutretend).

Und deine Zeit nunmehr ist auch gekommen.
So wende zu den Brüdern deinen Blick.
Nur ihnen kann dein heilig Mitleid frommen.
Und schlimmer, glaube mir, ist ihr Geschick
Als derer, die in diesen Einsamkeiten
Nach regem Leben faßt ein jäher Tod.
Oft sah'n sie seinen finstern Schatten gleiten,
Doch ihre Seele litt davon nicht Not.
Erst, wenn den Griff sie spüren seiner Klammer,
Dann gellt ihr sterbensbanger Schmerzensschrei,
Ein voller, aber bald geschweigter Jammer,
Ein Augenblick der Hölle — doch vorbei!
Sie aber, die jetzt deine Brüder heißen,
Ach! wie von Sorgen ist ihr Herz erfüllt.
Wie sie in Ängsten an dem Schleier reißen,
Der gnadenvoll das Kommende verhüllt!

Wie keinen Augenblick sie rein genießen,
Weil in die Gegenwart, die sie umfängt,
Begier und Wünsche nach dem nächsten fließen
Und in der Stunde Glück sich Zweifel mengt
Und zu der Sorgenlast, was alles dräue
In Monden, Jahren, kommt die andre Pein,
Die rückwärts blickende, die bittre Reue,
Der leere Wunsch: O! könnt' es anders sein!
Der Tierheit Fluch liegt auch auf ihrem Fleische
Und an des Weges End' im Erdental
Steht, daß den Zoll er auch von ihnen heische,
Der fahle Tod und harrt am Henkerpfahl.
Sie haben ihn von weitem schon gesehen
Und, wenn auch meist mit abgewandtem Blick,
Sie müssen immer näher, näher gehen
Den einen Weg, erfüllend ihr Geschick.
Mühselig wankend und beladen schreiten
Sie ihren Pfad, wie keine Kreatur,
Berufen zwar zu hohen Seligkeiten,
Doch um so ärmer, sehnsuchtsbanger nur.
Sei denn ein Führer dieser irren Herde,
Die bald verzagt, bald trotzig sucht ihr Heil.
Das Tier erfüllt sein Dasein auf der Erde,
An jenen hat die Welt der Geister teil.

Der Gedankengröße dieser Dichtung hält ihre Kunstgröße die Wage. Schon in den wenigen Auszügen sieht man die geniale Leichtigkeit, mit der schwerstes Innenleben schön und klar zum Ausdrucke kommt. Und noch höher stelle ich des Dichters Phantasie, die uns Niegeschautes zeigt.

Josef Viktor Widmann ward geboren im Jahre 1842 zu Nonnwitz in Mähren und lebt seit vielen Jahren in der Schweiz zu Bern als einflußreicher Publizist. Er redigiert den „Bund". Als Reiseschilderer und touristischer Schriftsteller hat er seit langem sich einen Ruf geschaffen, so auch als Philosoph. Als Dichter wird er zu den feinsten Geistern des deutschen Parnasses gezählt. Aber das bezeichnet bei weitem noch nicht die Bedeutung, die er sich erworben durch dieses Buch „Der Heilige und die Tiere". Ein Buch, das man mit keinem anderen vergleichen kann. R.

Deutsche Jungfrauen, heiratet keine Trinker!

Der „Berliner Lokalanzeiger" veröffentlicht den Notschrei einer mit einem Trinker verheirateten feinfühligen Frau:

„Wenn ich zu dem traurigen Thema ums Wort bitte, so muß ich vorausschicken, daß ich ergraut bin im Kampfe gegen den Alkohol, daß ich es mir zur Lebensaufgabe gemacht hatte, die Trunksucht bei einem mir ehemals teuren Menschen zu heilen, und zwar nicht mit Vorwürfen und bösen Worten, sondern mit Liebe, und darum, liebe, junge Leidensgenossinnen, die ihr noch frisch und unverbraucht seid, rufe ich, gestützt auf meine langjährigen Erfahrungen, euch zu: Rettet euch! — Rettet euch, so lange es noch Zeit ist. Zerstört euer junges Leben nicht, denn ihr habt auch Pflichten gegen euch selbst. Ihr rettet keinen Trinker! — Es wird so viel von ‚Rassenveredelung' und ‚Zuchtwahl' geschrieben und gesprochen. Man könnte damit einen großen Schritt vorwärts tun (und es kommt vielleicht noch so weit), wenn der Staat jedem Trunksüchtigen das Heiraten verbieten würde; denn die Nachkommen, die aus einer solchen Ehe hervorgehen, dienen wahrlich nicht zur Veredelung des Menschengeschlechtes. Die Natur in ihrer Weisheit zerstört, was

nicht lebensfähig ist, unser Zeitalter aber in seiner falschen Humanität hegt und pflegt das Minderwertige. Baut nur den Verbrechern Villenkolonien, gebt barmherzige Schwestern hinein, sammelt durch Preisausschreiben die besten und edelsten Frauen und verheiratet sie dann mit euren Trunkenbolden und seht euch die Sache in zehn Jahren an — ihr werdet staunen über das Resultat, das eure Humanität gezeitigt hat. Und nun, ihr lieben, jungen Leidensgenossinnen, die ihr mich steinigen wollt, wartet damit noch einige Jahre; wenn ihr dann findet, daß ich zu hart geurteilt oder übertrieben habe, dann möget ihr mir einen Denkstein setzen mit der Inschrift: ‚Sie war eine nichtswürdige Lügnerin.‘ Ich war auch einmal jung wie ihr, auch voll Liebe, Glaube und Hoffnung wie ihr, auch voll Opfermut und Selbstverleugnung wie ihr und meinte, ich könne das Laster, von dem ich vorher nichts ahnte, durch Liebe bezwingen; was habe ich erduldet und ertragen, von dem ihr vielleicht heute noch keine Ahnung habt! Was wissen die Außenstehenden, wie man sich in Sehnsucht verzehrt nach reiner Luft, in dieser Atmosphäre von Lüge, Verstellung und Heuchelei — und — und anderem, von dem ein stolzes Weib nichts merken darf. (Denn eine Sünde zieht die andere nach sich, und wer auf unrechten Wegen geht, muß heucheln.) — Wollt ihr wissen, wie es kommt? — Die Liebe stirbt! Und je aufrichtiger und tiefer sie gewesen ist, desto langsamer und schmerzvoller ist der Todeskampf. Wie die Liebe tot ist, tritt an deren Stelle das Mitleid, wenn aber auch das Mitleid von der Verachtung allmählich erstickt wird (und es kommt so, es muß so kommen, denn wir sind keine Götter und keine Engel, sondern Menschen), wenn auch das Mitleid tot ist, dann wird die Ehe zur Unsittlichkeit! Und dann macht die Frau, die Charakter besitzt Schluß — wenn das Schicksal nicht vorher ein Einsehen hat. Und darum rufe ich euch nochmals zu: Rettet euch! Lasset euch nicht von falschem Mitleid betören, höret nicht auf die, die nie im Leben ähnliches durchgemacht haben, die also nicht darüber urteilen können. Warum ich Wunden aufreiße und die Feder in Herzblut tauche? Nicht meinethalben, mir ist nicht mehr zu helfen, mein Schicksal muß sich erfüllen — vielleicht, daß mancher von euch durch meine Aufzeichnungen ein elendes Leben erspart bleibt.“

Lustige Zeitung.

Ein gewissenhafter Mensch. Stephen Marshall, der Vertreter eines großen Londoner Handelshauses in Reykjavik, der die Insel Island sehr gut kennt, erzählt ein hübsches Beispiel dafür, daß niemand mehr Achtung vor dem Buchstaben des Gesetzes haben kann, als der Isländer. Marshall kam vor etwa zwei Jahren durch das Land zwischen Reykjavik und Akureyri; da traf er einen Mann, der auf seinem Pony zur Hauptstadt ritt. „Wie heißt du?“ fragte Marshall. „Stephan“. „Wessen Sohn?“ „Thorsteinsohn“. „Wohin gehst du?“ „Ins Gefängnis.“ „Weshalb?“ „Weil ich Schafe gestohlen habe.“ „Bringt dich niemand hin?“ „Nein, der Richter war beschäftigt und schickte mich mit dem Vollziehungsbefehl allein hin.“ Darauf boten sie sich gegenseitig eine Prise an und trennten sich. Als Marshall nach vier Tagen zurückkehrte, traf er seinen neuen Bekannten wieder, er befand sich augenscheinlich auf dem Rückwege. „Was,“ rief Marshall überrascht aus, „Stephan Thorsteinsohn! Du sagtest doch, daß du ins Gefängnis gingest.“ „Ja, das habe ich auch getan, aber man hat mich nicht hineingelassen.“ „Warum nicht?“ „Ich verlor den Vollziehungsbefehl, und der Richter in Reykjavik sagte, ohne diesen könne er mich nicht aufnehmen.“ „Aber warum bist du nicht schon wieder zu Hause? Du hättest die Reise

doch gut in zwei Tagen machen können!“ Und nun stellte sich heraus, daß Stephan zwei Tage vergebens nach dem Vollziehungsbefehl gesucht hatte, der ihn ins Gefängnis bringen sollte! Wunderbar bleibt nur, daß ein so gewissenhafter Mensch Schafe überhaupt gestohlen hatte.

* * *

Mit oder ohne. „Trinken Sie Ihren Tee mit oder ohne Rum, Herr Meier?“ — „Ich trinke ihn am liebsten ohne Tee, gnädige Frau.“

* * *

Vater und Sohn. Vater: „Schon wieder ein schlechtes Zeugnis?“ — Sohn: „Ja, Papa, du mußt schon ein ernstes Wort mit dem Lehrer reden, sonst macht er immer so fort.“ — Vater: „Diesen Monat ist deine Zensur schlechter als im vorigen und du bist auch der zweite geworden. Willst du mir nicht die Freude machen, daß du der erste bist?“ — Sohn: „Ja, siehst du, ein anderer Vater will doch auch eine Freude haben.“

* * *

Auch ein Urteil. „Schon wieder ein Bild fertig, mein Fräulein?“ — „Wie Sie sehen!“ — „Aber das geht ja bei Ihnen wie geschmiert!“

* * *

Gut getroffen. „Ach, Herr Pfarrer, ich wünschte, ich könnte mein Geld mitnehmen,“ sagte ein alter reicher Mann, als es ans Sterben ging. — „Es möchte schmelzen,“ erwiderte ruhig der Geistliche.

* * *

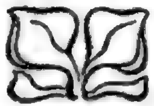
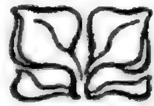
Vornehm. „Nun, meine Herren, schon wat jefangen?“ — „Was glauben Sie denn, wir angeln doch nur zum Vergnügen!“

* * *

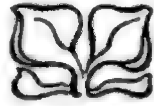
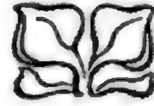
Einem Gerichtspräsidenten wurde die Bemerkung gemacht, er möge die Entscheidung eines Prozesses verschieben, weil dadurch dem Ministerium ein wichtiger Dienst geleistet würde. — „Wir sprechen hier Urteile,“ erwiderte der brave Mann, „aber wir leisten keine Dienste.“

* * *

Noch schlimmer. „O wie schrecklich muß es sein, wenn die Sängerin merkt, daß sie ihre Stimme verloren hat!“ — „Gewiß, aber noch schlimmer ist es, wenn sie's nicht merkt.“

Bücher.

Freie Bahn. Roman von Anna Behnisch-Kappstein. (Dresden. Karl Reißner. 1905.)

Liebe, Künstlertum und Frauenfrage. Ich wüßte kein Buch der neuesten Literatur, in dem dieses irrlichternde Dreigestirn so meisterhaft behandelt wäre, als in diesem Zeitbilde. Es tut wohl, besonders bei einem weiblichen Erzähler, wenn er so unbefangen und frisch ins reale Leben greift, als es hier geschieht, ohne jedoch edlen Frauenidealismus zu verleugnen. Diese prächtigen Wahrgestalten der beiden Schwestern! Die eine, leichtfertig angelegt, nimmt die Welt, wie sie eben einmal ist, macht sich keine Gewissenskruppeln, gibt sich, handelt, wie es beliebt wird, greift munter zu, wo es was abgibt, und kommt prächtig durchs Großstadtleben. Die andere Schwester ernst, von strengerer Weltanschauung, mit Frauenstolz und sittlicher Tiefe, wird ebenfalls von der Liebe in moderne Bereiche, in Künstlerkreise gezogen; sie möchte den freien Anschauungen dieser Kreise genügen und doch auch den Halt der alten guten Sitte nicht aufgeben. An diesem Zwiespalt geht sie nach tapferem Kampfe auch zugrunde, aber so, daß ihr reiner Idealismus sieghaft bleibt. Um diese Hauptpersonen gruppieren sich zahlreiche andere Gestalten, die nicht bloß geschildert, sondern auch geschaut sind und also von dem Leser wieder geschaut werden können. Die Darstellung des Großstadtkünstlertums, des Lebenskampfes solcher Großstadtmenschen ist durchwegs vortrefflich. Der Gang der Handlung bewegt sich nicht in jenen nervösen Sprüngen, wie es bei vielen unserer Erzähler vorkommt, wohl oft in der Absicht, um lebhaft hinzureißen, noch öfter aber aus dem Grunde, weil ihnen die Selbstbeherrschung mangelt. Hier schreitet die Handlung in epischer Gemächlichkeit voran, den Leser gleichmäßig anregend, spannend und befriedigend. R. H.

Alt-Innsbrucker Hans-Wurst-Spiele. Nachträge zum „Höttinger Peterlspiel". Herausgegeben von A. Rudolf Jenewein. (Innsbruck. Wagnersche Universitäts-Buchhandlung. 1905.)

Ein tüchtiger Brocken Volksdichtung ist diese Sammlung. Bauernderbheit und Witz mit eingreifender Wirkung. Aber nicht für den Familienkreis. Das Buch enthält auch die in ihrer Art geradezu wertvollen Bauernstücke „Don Juan" und „Doktor Faust". Als Hauptperson darf in allem die Nebenperson des Hans Wurst gelten, dessen oft urdrollige Einfälle auch den Feingebildeten ein lautes Lachen abgewinnen könnten, wenn das laute Lachen nicht zu sehr gegen den Anstand ginge. In dem Stücke „Die Brautwahl oder des Teufels Anteil" zeigt der lustige Naturphilosoph drastisch, wie man den Teufel, dem man sich halbwegs verschrieben, schließlich um seinen Teil betrügt, indem man ihm „seinen Teil" abläßt. E.

Sedan. Von Karl Bleibtreu. Illustriert von Chr. Speyer. (Stuttgart. Karl Krabbe Verlag Erich Gußmann.)

Unter allen Schlachtbildern Bleibtreus dürfte dies großartige „Sedan" wohl das bedeutendste sein. Die Kämpfe bei Bazeilles, die Todesritte der Franzosen und alle wechselvollen Episoden dieser merkwürdigsten Schlacht sind mit malerischer Glut und düsterer Gewalt der Tragik dargestellt. V.

Gegen die Schundliteratur zieht der bekannte Leipziger Literarhistoriker Prof. Dr. Georg Witkowski in einem Vortrage zu Felde, der unter dem Titel: **„Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen"** in Max Hesse's Verlag in Leipzig im Druck erschien. Der Verfasser warnt auf das eindringlichste vor den sogenannten Kolportage-Romanen und führt aus, daß die Preise dieser Romane geradezu unverschämt hohe seien und daß man für diesen Betrag schon eine hübsche und wertvolle Sammlung guter Volksbücherei-Bändchen erwerben könne. Man möge doch immer wieder in erster Linie zu den Werken unserer Klassiker greifen, denn „. . . die große Gesinnung, die feurige Begeisterung für alles Edle und Hohe und die reine, leicht verständliche Form lassen die Werke unserer Klassiker noch immer als die beste, als die unentbehrliche geistige Nahrung für das deutsche Volk erscheinen. Gerade weil sie uns weit von den Kämpfen und dem Lärm der Gegenwart hinweg in einen Bezirk reiner Schönheit führen, bieten sie uns die Gewähr, daß unser Genuß durch keinen Ton aus der Alltagswelt gestört wird. Und dabei ist das, was sie uns sagen, der Ausfluß unseres deutschen Empfindens, in ihnen lebt ein unerschütterlicher Freiheitssinn, das Gefühl für die Menschenwürde eines jeden, auch des Geringsten". Wir möchten unseren Lesern die Anschaffung und Lektüre dieses billigen Büchleins auf das wärmste empfehlen. V.

Los von Rompredigten aus der evangelischen Bewegung. Von P. Klein, Stadtpfarrer in Mannheim. (München. J. F. Lehmann.)

Herr P. Klein, früher Vikar in Turn in Böhmen, hat als der erste Vikar der großen Los von Romgemeinde Turn diese Predigten erscheinen lassen. Sie sind ein Denkmal aus der Zeit des wiedererwachenden Protestantismus in Österreich. Sie widerlegen durch sich selbst am besten den Vorwurf, als sei die Bewegung bloß eine politische Mache; aus ihnen weht der warme Hauch fester Frömmigkeit; sie betonen mit nachdrücklicher Kraft: Eins ist not, nämlich das Evangelium Christi zu haben. Wohl auch der Katholik kann es haben, und wohl auch dieser ist einverstanden mit des Verfassers strenger Forderung, daß aus dem Glauben auch im kleinen alltäglichen Leben die sittlichen Folgerungen gezogen werden; der Frau im Hause, den Kindern, den Jünglingen, den Arbeitern, den Fabrikanten, den Geistlichen legt er verständlich, eindringlich in schlichter Sprache dar, wie jeder in seiner Stellung als Christ sich zu bewähren habe.

D. Meyer.

Schillerbildnis. Von Leo Samberger, herausgegeben vom Dürerbunde. Kleine Ausgabe im bekannten Meisterbilderformate, große Ausgabe im Bilderformate. (München. Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey.)

Da ein wirklich befriedigendes Schillerbildnis noch immer fehlte, wandte sich Ferd. Avenarius im Namen des „Dürerbunds" an den nach Lenbachs Tode bedeutendsten deutschen Bildnismaler der Gegenwart wegen eines solchen. Prof. Samberger kam der Anregung mit Begeisterung entgegen und hat nun ein Schillerbildnis geschaffen, das endlich einmal die ganze Geistesgröße Schillers ohne jedes falsche Pathos und seine seelische Schönheit ohne jede Sentimentalität darstellt. V.

Leni Wutki und andere Geschichten nebst einem verdeckten Beigericht. Von Dr. K. Elm. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Besonders aufmerksam machen wollen wir bei diesem Büchlein auf das „verdeckte Beigericht": Unter uns! Wer die rote Hülle entfernt, dem steht eine Überraschung bevor! M.

Unsere Haustiere ist ein von Professor Dr. Richard Klett und Dr. Ludwig Holthof herausgegebenes illustriertes Werk betitelt, das soeben bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart zu erscheinen begonnen hat. Auf 20 Lieferungen berechnet. Der Text ist in durchaus gemeinverständlichem Ton gehalten und schildert in kurzweiliger Form und mit liebevollem Eingehen die Herkunft, die verschiedenen Rassen, die Lebensweise und Eigenart der einzelnen Haustiere, ihre Aufzucht, Pflege, Dressur und Züchtung. V.

Geschichte des Bezirkes Irdning und seiner Schlösser. Von Rudolf Wernbacher. (Gröbming. Johann Walik. 1905.)

Ein dankenswertes Buch, in dem Interessantes und Wesentliches aus allen Bereichen jener schönen Gebirgsgegend und Ortschaften mit Fleiß und Geschick zusammengetragen sich findet. Nebst den Hauptzügen der Geschichte, der Naturverhältnisse, des Volkslebens gibt es eine Menge Einzelnheiten, Persönliches und Örtliches, um das Bild zu vervollständigen, besonders zu gedenken mehrerer Urkunden, die auch ihrer Spracheigentümlichkeiten wegen von Interesse sind. Das inhaltsreiche Buch ist auch mit Bildern versehen. Der vaterländischen Geschicht- und Landesforschung wird mit ähnlichen Büchern ein großer Dienst erwiesen. Das Werk des braven Oberlehrers Wernbacher in Irdning darf für Landlehrer und Geistliche zur Nachahmung empfohlen werden, denn der ungehobenen Schätze in unserer alten Mark gibt es noch viele. H.

Panorama von der Goldhannwarte auf dem Frauenkogel. Mit einem Geleitwort von Franz Goldhann. Zeichnung von Rupert Gutmann. Höhenbestimmungen von Rud. Wagner. (Sektion Graz des Österreichischen Touristenklubs. 1905.)

Die auf den Namen des Menschenfreundes, besonders auch für das Touristenwesen so verdienten Franz Goldhann getaufte Aussichtswarte auf dem Frauenkogel ist ein Lieblingsziel der Grazer. Der Aussichtspunkt ist zwar nur 693 Meter hoch, bietet aber nach Westen und Norden eine überraschend schöne Fernsicht. Wenn man mit einem Nachmittagszug von Graz nach Judendorf fährt, dort seinen Kaffee trinkt, dann durch Buchen- und Fichtenwald den schönen Schlangenweg, höchstens eine Gehstunde lang, zur Warte hinaufsteigt, dort mit Behagen das weite Alpenlandschaftsbild bewundert, hernach über die teilweise ausgeblößte Waldhöhe hinausgeht und den sachten Abstieg zur Ruine Gösting nimmt, wo sich im Abendsonnenscheine das herrliche Bild von Graz darbietet — so hat man den Nachmittag auf die allerschönste Weise zugebracht. Diese Alpenbesteigung können sich auch Frauen, Kinder und Greise leisten — ich rate ihnen dazu. R.

Büchereinlauf.

Spuk. Roman von Peter Baum. (Berlin. Deutsche Verlagsanstalt. 1905.)

Waldspuk. Von Rudolf Baumann. (Zürich. Schultheß & Co. 1905.)

Springtanz. Roman aus dem nordischen Bauernleben von Emil Frithjof Kullberg. (Hamburg. Adolf Janssen. 1905.)

Das Moordorf. Kulturroman in zwei Büchern von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann. 1905.)

Aus Suomiland. Erzählungen von Anselm Heine. (Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Buckelmajor. Erzählung von Georg Hondrey. (Dresden. E. Pierson.)

Myrten und Cypressen. Zwei Geschichten, Dichtung und Wahrheit von Karl Weislein. (Dresden. E. Pierson.)

Wenn die Träume erwachen. Eine Geschichte aus der Jugend von Robert Müller. (Straßburg. Gritz & Mündel.)

König Fialar. Von Johann Ludwig Runnberg. Aus dem Schwedischen von Rudolf Hunziker. (Zürich. Schultheß & Co. 1905.)

Ein Stück aus dem Leben. Volksstück in fünf Akten von Heinrich Wacha-Wachtl. (Dresden. E. Pierson.)

Göttliche Liebe. Drama in drei Aufzügen von Alfred Rossig. (Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Amor generilis. Von Hanna Grube. (Wien. Akademischer Verlag. 1905.)

Waltharilied. — Der arme Heinrich. — Lieder der alten Edda. Übersetzt von den Brüdern Grimm. (Hamburg. Gutenbergverlag. 1905.)

Erntesegen. Gedichte von M. Fersche. (Hannover. H. Fersche. 1905.)

Gedichte. Von R. Eckert. (Dresden. E. Pierson.)

Lieder. Von Peter Lohmann. (Leipzig. J. J. Weber. 1905.)

Lautes und Leises. Ein Liederbuch von Robert Palten. (Leipzig. Modernes Verlagsbureau. 1905.)

Kunst, Leben und Natur. Lieder und Gedichte von Robert Palten. (Leipzig. Moderne Verlagsanstalt. 1905.)

Spielmannsklänge. Dichtungen von E. Spielmann. (Wiesbaden. Heinrich Staadt.)

Irdische Engelchen und Bengelchen. Kinderbilder von Marie Hermes v. Baer. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Repertoire. Von Gisela Schneider-Nissen. Komponiert von Paul Mittmann. Album schlesischer Lieder. (Striegau. A. Hoffmann.)

Paul Mittmanns ausgewählte Lieder. (Striegau. A. Hoffmann.)

Friedrich Schiller. Zum 100. Todestage. Von H. Behlen-Marbach. (Bielefeld. A. Helmich.)

Schillerbüchlein für Schule und Haus. Von Prof. Dr Ernst Müller. (Wien. F. Tempsky. 1905.)

Schillers pädagogische Bedeutung. Von Ernst Schreck. (Bielefeld. Verlag von A. Helmich.)

Friedrich Schiller in seinen Beziehungen zur Musik und zu den Musikern. Von Dr. Adolf Kohut. (Stuttgart. Nationaler Verlag.)

Die Literatur. Herausgegeben von Georg Brandes. Die griechische Tragödie. (Berlin. Bard. Marquardt & Co.)

Das letzte Evangelium. Vom Tröster. (Wien. Selbstverlag des Verfassers. 1905.) [Pathologisch nicht ohne Interesse.]

Die Entstehung des Christentums. Von Prof. Dr. Pfleiderer. (München. J. F. Lehmann.)

Von den Quellen des Lebens. Sieben Aufsätze von Dr. Johannes Müller. (München. F. H. Beckscher Verlag. 1905.)

Die Symbolik der Lunation. Von der Entstehungsursache des Sprach- und Sagenschatzes der Gesamtmenschheit. Von Bernhard Marr. (Dux. E. Scheithauer. 1905.)

Willensfreiheit, Moral und Strafrecht. Von Dr. Julius Petersen. (München. J. F. Lehmann. 1905.)

In der Heimat Mirza Schaffys. Von Stanislaus Lucas. Kulturbilder aus dem Kaukasus. (Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Deutsch-Südwest-Afrika jetzt und später. Von Dr. Joachim Graf v. Pfeil. (München. J. F. Lehmann.)

Die Kunst und die Natur. Von Viktor Cherbuliez. Deutsch von G. Weber. (Ascona. C. v. Schmidts. 1905.)

Die „Wiederkunft des Gleichen" in der Malerei. (Wien. Gerlach & Wiedling. 1905.)

Über Sonnenuhren. Beiträge zu ihrer Geschichte und Konstruktion nebst Aufstellung einer Fehlertheorie. Von Dr. Hans Löschner. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1905.)

Kunstgeschichte. Bearbeitet von Dr. Max Schmid, nebst einem kurzen Abriß der Geschichte der Musik und Oper von Dr. Clarence Sherwood. (Neudamm. J. Neumanns Verlag.)

Schillerbildnis. Von Karl Bauer. (Leipzig. B. G. Teubner. 1905.)

Nicht rasten und nicht rosten! Jahrbuch des Scheffelbundes für 1904. Geleitet von Oskar Bach. (Wien. Verlag des Scheffelbundes. 1905.)

Über Kindererziehung. Erlebtes und Gedachtes von Otto Baumgartner. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1905.)

Liebhaberkünste, ein Leitfaden der häuslichen Hand- und Kunstfertigkeiten. Von Wanda Friedrich. (Leipzig. J. J. Weber.)

Die Bauernlegung in den Alpentälern Niederösterreichs. Agrarische Erhebungen und Reformvorschläge von Ferd. Ritter v. Pantz. (Wien. Manzsche Verlagshandlung. 1905.)

Atlas der Heilpflanzen. Verfaßt von Erzherzog Josef von Österreich, bildlich dargestellt von Margarete Klementine Fürstin v. Thurn und Taxis. Heft 2—9. (Regensburg. W. Wunderling.)

Die Kultur der Pflanzen im Zimmer. Von L. Gräbener. Mit Abbildungen. (Stuttgart. Eugen Ulmer.)

Der Zahnschmerz und die Pflege der Zähne. Von Dr. S. Scherberl. (Lissa i. P. Friedrich Ebberka. 1905.)

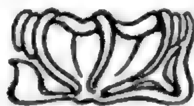
Die Krüppel in der Schule. Von Dr. Otto Heine. (Bielefeld. A. Helmich.)

Die Nassauische Simultanschule. Historisch-kritische Betrachtung von einem inaktiven katholischen Schulmanne Nassaus. (Bielefeld. A. Helmich.)

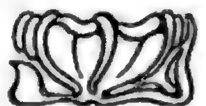
Der Grazer Schloßberg. Von Dr. Franz Zistler. (Graz. Leykam. 1905.)

Jahresbericht des Grazer Schutzvereines für das Jahr 1904. (Graz. Grazer Schutzverein.)

☞ Vorstehend besprochene Werke rc. können durch die Buchhandlung „Leykam" Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten".



H. H., Graz. Sie legen mir eine schwere Frage vor, doch habe ich darüber oft nachgedacht. Um von den großen seelischen Konflikten, die den Menschen allzeit beunruhigen, erlöst zu werden, gibt es zwei Mittel. Entweder wir alle leben genau nach der Lehre Jesu, dann ist Frieden und Harmonie auf Erden; oder wir schaffen alle Gesetze ab, schaffen den Begriff Sünde ab, so daß es in jedes Belieben steht, zu tun was er will, dann gibts kein peinigendes Gewissen, keinen Zwiespalt mehr. Aber wahrscheinlich jeden Tag viele tausend Erschlagene. — Das erste ist nicht möglich, das zweite nicht denkbar. Die Gläubigen haben noch ein drittes Mittel den Konflikt zu beseitigen — die Erlösung Christi ohne unser Verdienst. Es ist wohl zu verstehen, daß so viele dieser Beruhigung sich zuwenden. R.

J. K. L., Berlin. Ihr Aufsatz darüber, daß Asketen kein frohes freudiges Leben führen können, ist theoretisch sehr hübsch ausgearbeitet, aber — wie es sehr oft geht — praktisch bewährt sich Ihre Theorie nicht. Wie oft kann man beobachten, daß gerade solche Menschen, die sich viele sinnliche Lebensgenüsse freiwillig versagen, ein viel froheres und zufriedeneres Leben führen, als die Weltlinge, die alles für sich haben und genießen wollen. Solche sind die ersten, die des Lebens überdrüssig werden. Zur weisen Lebenskunst gehört das Entsagen zur rechten Zeit und aus irgend welchen idealen Gründen. Der Artikel harrt im Manuskriptkasten unseres Verlages Ihrer Verfügung.

* In der „Neuen metaphysischen Rundschau" (1905, 2. Heft) gelegentlich einer Besprechung des „I. N. R. I." steht eine Bemerkung, die für manche sehr interessant sein wird. Da heißt es, daß das buddhistische Nirwana nicht, wie man gemeiniglich annimmt, das Erlöschen der individuellen Existenz, das Nichtsein bedeutet, das wir Tod nennen, sondern vielmehr soll Nirwana heißen das Nichtsein von Leiden und Veränderung. Der vollkommen gewordene Mensch ist also bleibend, ewig lebend, aber das Leid und die Veränderlichkeit ist dann nicht mehr. Nirwana ist demnach nicht ewiges Nichtsein, sondern ewige glückselig empfundene Ruhe. Uns ist diese Erklärung neu.

B. J., München. Von allen Seiten dringen religiöse Probleme so lebhaft heran, daß, wenn wir alle Fragen und Anregungen berücksichtigen wollten, der Heimgarten eine ausschließlich religionsphilosophische Zeitschrift werden müßte. Das aber will und kann er doch nicht sein.

J. H., Wien. Gegenstand prächtig, aber uns mangelt für längere Zeit der Raum. Besten Dank.

* **Zur Wiedererbauung der Kirche in St. Kathrein am Hauenstein** beigetragen von L. L., Wien, 20 Kronen.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 12. Juni 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Nöck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.



Die verkaufte Seele.

Eine Geschichte aus blauer Vorzeit von **Peter Rosegger.**

(Schluß.)

Die gelben, immer auseinanderquellenden und immer sich ineinander verballenden Dunstwolken verdichteten sich zu Gestalten. Bauchige Drachen, ringelnde Schlangen, flatterndes Gevögel mit speienden Mäulern und glotzenden Augen quollen auf und aus ihnen hervor wuchs ein dünnes Männlein mit einem grünlichen Schuppenleib und gelber Schaum bildete auf seinem Haupt ein Diadem. Als dieser Aufgetauchte den Räuberhauptmann herrisch über sich stehen sah, krümmte er sich demütig zu einem Halbringe; doch konnte sein schielender Hakenblick die Tücke nicht verleugnen, die er gegen diesen Mann hegte, der ihm gestern schnöde entschlüpft war, den er aber doch in allernächster Zeit auf seine Fleischbank zu bekommen hoffte. Vielleicht heute schon — wenn das Kind nicht bei ihm wäre. Nun legte er die Hände — sie waren wie Froschpfoten — über der Brust zusammen und fragte mit wimmerndem Stimmlein, womit er dem gnädigen Herrn zu Diensten sein könne.

„Kennst du den Edelmann auf der Thomasburg?“ fragte der Hauptmann.

„Gnädiger Herr, den kenn' ich gut.“

„So hast du ihn verführt, daß er dir seine Seele verschrieb?“

„Gnädiger Herr, das habe ich nicht.“

„Ich befehle Dir, daß du den Schein herausgibst. Der Mann wollte nie etwas mit dir zu tun haben. Er ist überlistet worden. Gib den Schein heraus!“

Da wimmerte das Männlein erbärmlich, er habe es nicht getan und wisse nicht, wer den Schein besitze.

Der Räuberhauptmann streckte sich und nahm eine grimmige Miene an: „Zischrauch! Meine Herrschaft währe noch kurz oder lang, aber so lange sie dauert, wirst du mir ohne Trug gehorchen, oder ich —“ Er entriß dem Knaben den Wanderstab, brach ihn mitten entzwei, legte ihn in Kreuzesform und hielt diese vor dem Grünen hin. Dieser barg sich jämmerlich ächzend in die Dampfwolken und winselte daraus hervor: „Ich hab' ihn nicht, ich hab' ihn nicht. Aber ich rufe den, der ihn hat.“

Dann gellte ein schriller Pfiff und bald hernach entstieg dem Qualm des kochenden Tümpels ein Schock schwefelgelber Teufelchen, halb Mensch, halb Tier.

„Hat einer von euch den Schein des Edelmannes von der Thomasburg?“

„Nein!“ zischten sie und verwirbelten im Qualm.

Nach einem zweiten Pfiff kam ein Schock rötlich schillernder Teufel, bei welchen sich immer einer hinter dem andern zu ducken versuchte.

„Hat einer von euch den Seelenschein des Edelmannes von der Thomasburg?“

„Nein!“ kreischten sie und lösten sich in Dunst.

Ein dritter Pfiff. Der Tümpel kochte wild und warf wilde Blasen auf. Und wie sie barsten, züngelte aus jeder eine blaue Flamme, die in phosphorschimmerndem Qualm erstickte; und aus dem Qualm grinsten Larven gegen den Hauptmann und Baldar, die im Geklüfte standen.

„Hat einer von euch den Schein des Edelmannes von der Thomasburg?“

Schweigen. Nur das Wasser brodelte unter dem Qualme.

„Wer ihn hat, der steige herauf!“

Jetzt Pfauchen, Gröhlen und Stöhnen. Da stand aus dem Dunstbrocken hervor ein übergroßer bläulicher Mann mit Fledermausflügeln, und er war durchscheinend, so daß hinter ihm das Quirlen der Rauch- und Dunstwolken zu sehen war.

„Sums, du hast den Schein! Gib ihn heraus!“

Mit grellem Gekreisch lachte der Teufel auf.

„Ich beschwöre dich, gib ihn heraus!“

Das Gelächter wiederholte sich hundertfältig im schäumenden Kessel.

„O nein!“ rief der Hauptmann, nicht bei mir und meiner Seele beschwöre ich dich, verfluchter Höllenhund!“ Mit der einen Hand hob

er den gekreuzten Stab, mit der anderen faßte er den Arm des Knaben: „Bei diesem Zeichen und bei diesem Kinde beschwöre ich dich!"

Als sei in den Tiefen des Tümpels eine ungeheuere Bombe geplatzt, so flog das Wasser jetzt in einem ungeheueren Springbrunnen gegen Himmel, und man sah nieder in den Rachen der Erde, aus dem träger Rauch stieg.

Der blaue Riese kauerte im Geklüfte, mit den Fledermausflügeln angstvoll flatternd — so hilflos wie ein unflügges Vöglein, das aus dem Nest gefallen. Mit diesen Flügeln, mit den Armen, mit der einen Wange sich ans Gestein schmiegend, kegelte er das eine Auge hervor und stotterte die Worte: „Wohl besitze ich den Schein, aber ich habe ihn nicht bei mir. Tief unten in der Hölle ist er verwahrt und es liegt nicht in meiner Macht, ihn herauf zu holen. Willst du mitgehen mit mir hinab, so werde ich dir den Schein ausliefern."

Jetzt stutzte der Räuberhauptmann. — Mitgehen hinab? Wie konnte er das, er, der in der Hölle die Heimat hat. Er würde nie wieder die Erdoberfläche betreten, sondern mitsamt dem Edelmann der Thomasburg dahin sein. Kleinlaut wollte er dem Teufel antworten, mitgehen werde er nicht, da rief Baldar laut und hell: „Ich will mit hinab und den Seelenschein meines Vaters holen!"

Der blaue Riese tat mit den Flügeln zwei zornige Schläge aufs Gestein. Wenn das Kind mit ihm geht, dann ist alles verloren. Dem Kinde, das sich so für seinen Vater einsetzt, muß er sonder Rank und Trug den wertvollen Schein ausfolgen.

„So komm ein andersmal", sagte der Blaue.

„Ich gehe jetzt mit dir!"

Der Blaue gröhlte in tiefem Unmut einen Fluch.

Baldar nahm den zerbrochenen Stab an sich, dankte dem Ritter Schwarzblut und verabschiedete sich, um in Begleitung des Riesen niederzusteigen in die Schrecken der ewigen Unterwelt.

Der Hauptmann hielt noch seine Hand und wollte ihn kaum lassen.

„Lebt wohl, Ritter", sagte der Knabe, „ich komme wieder zurück."

„Dann melde dich bei mir, du tapferer Knabe."

Durch unterirdische Höhlen dahin und immer dahin. Dem Knaben einige Klafter voran ging der Riese mit den schweren Fledermausflügeln, die er manchmal weit und heftig ausschlang, daß es knatterte. In der Hand trug er eine Laterne, in welcher ein geflügeltes Tier flatterte. Es war wie ein zackenflügeliger Schmetterling, der bläulich leuchtete, so daß ein matter zuckender Schein die Wanderer begleitete durch die Nacht. Aber plötzlich war dieser Schmetterling ausgelöscht und da trat aus der Dunkelheit allmählich eine ungeheuere Stadt hervor, die ins Unermeßliche sich dehnte. Ihre Zinnen und Türme standen in dunkler

Glut, aus der ein roter, erstickender Qualm strömte und die unabsehbare Gegend überflutete. Das Stadttor war königlich hoch und breit und hatte goldene Riesensäulen an beiden Seiten und auf seiner Zinne wehten zwei Flammenfahnen. Auf breiter Straße diesem Tore zu wogte lachend und tanzend eine unabsehbare Menschenmenge, und sie drängte sich zum Tore hinein.

Baldar war hinter seinem Führer wohlgemut einhergeschritten und den Riesen, der manchmal Miene machte, abseits zu verschwinden, ließ er nicht aus den Augen.

Ein altes Weib begegnete ihnen, mit seinen dürren Beinen und Armen griff es zähe und spinnenartig aus. Der blaue Riese flüsterte ihm verzweifelt sein Mißgeschick zu, diesen Menschenknaben durch die Hölle führen, ihm den Schein seines Vaters ausfolgen und ihn dann wieder auf die Erde bringen zu müssen. Er sei dazu genötigt ohne Wahl, denn das Kind habe eine unbezwingbare Gewalt.

Dem entgegnete zischelnd das alte Weib: „Und da weiß sich der Lümmel wieder einmal nicht zu helfen. Ein wenig Kenntnis, wie man Menschenkinder behandelt, hättest du dir, mein Sohn Sums, die tausende von Jahren her schon aneignen dürfen. Du bist und bleibst der alte Stümper. Wer wird einen solchen Gast den Weg durchs Feuer fahren! Es gibt ja einen viel angenehmeren. Lasse mich vorausgehen, ich wette mit dir Großbritannien, die unbezwingbare Gewalt deines Schützlings wird bald gebrochen sein."

Seitlings am Weg stand ein falbes munteres Pferdlein mit glattem Sattel und goldenen Steigbügeln.

„Feiner Knabe Baldar, willst du nicht deine wunden Füße schonen und das schöne Reitpferd besteigen, das für dich bereitet ist?"

Der Knabe tat, als höre er es nicht und schritt gerade aus, der glühenden Stadt zu. In ihm mahnte eine Stimme: der gerade Weg zum Ziele geht durch das Feuer.

Ein wenig später tat sich rechtshin ein kühler Hain auf, aus dem eine liebliche, eine wunderbar süße Musik erklang.

„Willst du nach so langer, beschwerlicher Pilgerfahrt hier nicht ein wenig rasten?"

Der Knabe schritt geradeaus.

Am großen Stadttore, wo das Volksgedränge war, flüsterte die Alte etwas zum Blauen.

Da wurde dieser besonders freundlich und wollte den Knaben durch ein Nebenpförtlein geleiten. Hier war ein stilles dämmerndes Gemach, mit prickelnden Wohlgerüchen erfüllt. Auf seidenem Ruhekissen lehnte eine schöne junge Frau, und ihr weißer Leib war verhüllt mit einem zarten

Schleier. Ihre Arme breitete sie aus, daß der Knabe, der keine Braut hat, an ihrem Busen ruhen möchte.

Baldar stieß seinen Wanderstab derb in den Boden und ging vorüber.

Jetzt begann der blaue Riese kläglich zu wimmern, da er sah, daß alles umsonst war. Und nun begann der Gang durch die feurige Stadt. Zwischen schwarzen Palästen stand und rann das Feuer wie geschmolzenes weißglühendes Eisen und auf diesen Kanälen ruderten schnaubende Teufel kleine Schifflein mit den verdammten Seelen, die erbärmlich stöhnten und ächzten. Nicht die Gluten, die an seinen Leib schlugen, taten dem Knaben so wehe, als das Winseln dieser armen Seelen. Ein vieltausendstimmiges Wehklagen war's aus diesem unermeßlichen Pfuhl, Baldar sah, wie die Verdammten die Teufel anflehten um Schonung, um einen Augenblick der Ruhe. Aber die Ungetüme in den widerlichsten Gestalten peinigten mit allen erdenklichen Werkzeugen die Seelen, die jeden Augenblick in Stücke zerrissen, zu Krusten verbrannt und jeden Augenblick wieder zusammengewachsen und lebendig waren. Und Baldar sah, wie in Glost und Qualm die Verdammten miteinander rangen in Verzweiflung. Männer und Weiber, Eltern und Kinder, Vorgesetzte und Untergebene, Arme und Reiche, Priester und Laien, klagten einander der Schuld an und der Verführung zur Hölle. Wie ein Sturmwind, einmal in dumpferen Senkungen, einmal in furchtbaren Stößen, dann in unbändigen Schallfluten fortwogend, so brauste der verlorenen Menschheit Jammer ununterbrochen dahin — grenzenlos und endlos. An Marteranstalten unbeschreiblich und ohne Zahl führte der Weg vorüber. Baldar hielt sein Herz fest eingeschlossen in seinen Willen, es sollte nur an den Vater denken. Aber als er zu einer großen glühenden Fleischbank kam, neben welcher zwei Teufel mit feurigen Haken standen, ohne daß ein Opfer zu sehen war, mußte der Knabe doch denken: für wen kann das bereitet sein?

„Das will ich dir sagen“, sprach, ohne befragt zu sein, der blaue Begleiter. „Auf dieser Bank wird Ritter Schwarzblut, der Räuberhauptmann, durch alle Ewigkeit in Stücke zerhauen werden, wenn seine Zeit aus ist.“

Schaudernd eilte Baldar vorüber. Weiter unten sah er einen Kessel, unter welchem drei Teufel mit dreizackigen Gabeln das Feuer schürten und in welchem Schwefel und Pech kochte. Der Knabe getraute sich kaum zu denken: für wen wird das bereit stehen? Da kam der Blaue so nahe, daß sein übelriechender Atem dem Knaben ins Gesicht schlug: „Wenn du es nicht verrätst, so will ich es dir sagen. Dieser Kessel wartet auf einen heiligen Mann. Der ist so heilig, daß ihm der Engel die Speise vom Himmel bringt. Es ist der Einsiedler von der Rauhlos. Er wird bald kommen.“

An alldem und anderem, das so schaudervoll ist, daß es kein Mensch beschreiben könnte, und wären auch alle Eichenblätter Papier und alle Fichtennadeln des Waldes Federn — war der Knabe Baldar unversehrt vorübergekommen. Immer weiter wanderte er durch die Hölle, und immer weiter. Da änderte sich die Gegend. Das Feuer erstickte in Rauch, der Rauch stockte zu Nebel und der Nebel zu Eis. Gewaltige Eissäulen ragten auf, stützten in ungeheuerer Höhe ein Gewölbe von Eis, aus dem eisige Vorhänge und Zacken und Zapfen niederhingen. Von solchen Gebilden ging ein wässeriges Licht aus. Ein Urwald von Eis war, aber wie in der feurigen Stadt die Flammen aufwärts gestiegen, so wuchsen hier die eisigen Stämme von oben herab. Die Wärme strebt zur Höhe, die Kälte zur Tiefe. Und hier in dieser starren eisigen Dunkelheit, so dünkte es dem Knaben, hier erst war der Ort der trostlosesten Verdammnis. Da wurde ihm sehr bange. Er blieb stehen vor dem blauen Riesen, stieß seinen Stab heftig in den Boden und rief: „Wohin führst du mich?"

„Willst du nicht dahin, wo der Seelenschein deines Vaters aufbewahrt liegt?" entgegnete der Teufel mit dünnem Stimmlein.

„Warum hast du den Schein so tief herabgetragen?"

„Weil dein Vater so tief wohnen wird."

Da ging ein Schauer des Entsetzens durch das Herz des Knaben und er rief: „Vorwärts!"

Und wieder wanderten sie dahin — dahin. Stellenweise rasselten von der Höhe Eiskörner nieder und schlugen hart an die Schollen des Bodens. Was ist das? dachte der Knabe und da sagte der Blaue: „Das sind die heißen Tränen, die auf Erden geweint werden um die ewig Toten."

Endlich stand Baldar vor einem Eishügel. Er war hoch wie ein Haus und ein kalter Dämmerschein lag über ihm. „Lege deine Hand hin", sagte der Teufel.

Der Knabe tat es. Das Eis war hart wie Stein und die kalten Schauer gingen ihm durch Mark und Bein. Aber als er die Hand zurückzog, hing ein Wassertropfen daran. Und nun sagte der blaue Riese: „Unser gestrenger Herr, der Ritter Schwarzblut, hat mir befohlen, dir den Schein beizustellen, auf dem uns dein Vater seine Seele verschrieben hat. Das soll des Räuberhauptmanns letzter Befehl gewesen sein, von nun an tut er keinen mehr. — Nun Knabe, siehe diesen Eisberg. In seiner Tiefe begraben ist der Schein deines Vaters. Hole ihn heraus, wenn du kannst." Mit hämischem Grinsen sagte er das, denn er hatte an Baldars warmer Hand den Wassertropfen nicht gesehen.

Da der Knabe sich endlich an der Stelle wußte, erwachte in ihm aller Mut. Mit den Fingern begann er zu graben im Eise. Er ge-

dachte seines Vaters, den er nun oder nimmer aus ewigem Grabe hervorscharren soll, den er dem Leben, dem Glücke, der Seligkeit wiedergeben will. Glühend heiß wurde ihm in der Brust, er grub und grub und als aus seinen Fingern das warme Blut zu rieseln begann, da schmolz das Eis, daß die Bäche rannen. Es krachte und es sprang in Stücken auseinander, unter Strömen sank es in sich zusammen und plötzlich fühlte Baldar, daß etwas an seiner Hand klebe. Als er hinblickte, was das wäre, sah er ein zähes Häutchen, auf dem in blassem Rot der Name seines Vaters stand.

In diesem Augenblicke quoll der blaue Riese auf wie eine Dunstblase, tat ein häßliches Gekreisch und zerplatzte. Da begann in den Tiefen ein Beben und Rollen, da hub ein grauses Wirbeln an. Baldar fühlte sich hingeschleudert, emporgestoßen — und er lag am Felsentümpel zwischen den Steinen. Als er das Auge auftat, sah er über sich die lieben Himmelssternlein. Und in seiner krampfig geballten Faust lag der Schein seines Vaters.

Als hätte es die Flügel der Lerche bekommen, so leicht, frei und hoch schwang sich nun des Knaben wonniges Herz. Kein Sturmwind war ihm zu wild, der ihn heimtrage nach der Thomasburg. Aber er hatte dem Ritter Schwarzblut versprochen, daß er auf der Rückkehr sich bei ihm melde.

Der Räuberhauptmann saß allein in seinem Gewölbe unter den Truhen der Schätze. Die Pechlunte war herabgebrannt, er zündete eine neue an. Seine Diener hatte er fortgeschickt, seine Raub- und Mordgesellen hatte er entlassen. Er brütete starr vor sich hin und sein roter Bart war fahl geworden.

Als er den Knaben sah, stand er auf und rief: „Baldar! Bist du es? Bist du wirklich zurück?“

„Und habe den Schein meines Vaters da!“ sprach der Knabe und schlug die Hand ans Herz, wo die kostbare Beute verborgen war.

„So setze dich auf diesen Teppich“, sagte der Ritter und ging, um ihm Speise und Trank zu holen, dem der Knabe mit irdischer Tapferkeit zusprach. Und als er sich genährt und ausgeruht hatte, rückte Schwarzblut an ihn heran und bat ihn, zu erzählen, was er auf seiner Wanderung durch die Hölle gesehen und erfahren habe. So erzählte nun Baldar von den langen, finsteren Höhlen, von den lockenden Irrwegen, von der glühenden Stadt und der durch das Höllentor strömenden Menge. Erzählte von den Feuerströmen, auf denen die Schifflein verlorener Seelen schaukeln, von den schaudervollen Eisnächten, dem Tränenhagel und dem Eisberge, aus dem er den Seelenschein seines Vaters gegraben hatte. Als er dann schwieg, fragte der Ritter: „Und sonst weißt du nichts mehr?“

Da sprach Baldar auch von den gräßlichen Peinen und dem unermeßlichen Jammer der Verdammten, und als er von den Marterwerkzeugen erzählte, und von den Vorbereitungen für solche, die erst kommen sollten, auch von dem brodelnden Kessel für den Einsiedler, da brach er stockend ab. Aber der Ritter drang in ihn, er ahnte, der Knabe wisse noch etwas, das er nicht sagen wolle. Er müsse es aber sagen, sei es was immer.

Und nun gestand der Knabe, eine glühende Fleischbank habe er gesehen, an der zwei Teufel mit feurigen Haken stünden.

„Für wen ist das bereitet?"

„Er war nicht da, sie warten noch auf ihn."

„Auf wen warten sie?"

„Mein Führer kann mich belogen haben", sprach der Knabe zagend. „Der sagte, für den Ritter Schwarzblut?"

Da saß der Ritter lange unbeweglich da und schwieg. Endlich sagte er ganz leise: „Also, das hast du gesehen." Dann versank er in sich. Dem Knaben war gar wehe ums Herz.

Wie aus einem Traum aufschreckend, rief plötzlich der Hauptmann: „Junger Mensch! Du gehst durch Himmel und Hölle und es kann dir nichts geschehen. Deine Schutzengel sind Unschuld, Liebe und Vertrauen. Einmal — aber es ist lange her — haben diese Engel auch mich geleitet. Sie haben mich frühzeitig verlassen, denn ich habe nur Schlechtes erfahren von den Menschen. Der Vater hat mich verleugnet, der Freund verraten, das Weib betrogen. Länger als zwanzig Jahre treibe ich seither das blutige Handwerk. Nur aus Haß und Rache. So habe ich mich dem Teufel ergeben. Im Bunde mit der Hölle habe ich mich an der Menschheit gerächt und der Hölle habe ich hunderte von Seelen, die durch Mörder in der Sünde starben, vorgeworfen. So haben mir die bösen Geister gedient. Die Leute, die ihre Schuld immer mit fremder decken wollen, meinen, ich sei Missetäter des Goldes wegen. Ja, hier in diesen Truhen habe ich Gold gesammelt. Sieh einmal, Knabe, wie viel ich davon besitze." Er öffnete die Truhen, eine nach der andern. Sie waren leer. „Alles habe ich — als sie fortzogen, den Kameraden zur Beute gegeben. Das Gold wird ihr Gericht sein. Ich besitze aber einen anderen Schatz und den will ich dir zeigen."

Als der Räuberhauptmann so gesprochen hatte, führte er den Knaben aus der Höhle und hin in den grünen Wald. Einen Spaten nahm er mit sich und unter uralten Riesenbäumen begann er zu graben. Mit Emsigkeit grub er, bis ihm der Schweiß vom Gesichte rann. Dann war die Grube offen, in der eine eiserne Kiste stand. „Hier ist mein Schatz verborgen", sagte er und öffnete mit drei Schlüsseln die Kiste. Sie war von unten bis oben voll mit scharfen Messern. Den Knaben schüttelte ein Schauer.

Der Räuber sagte: „Mit jedem dieser Messer habe ich einen Menschen umgebracht." Dann faßte er langsam die Hand des Knaben: „Mein Kind! Ich habe dir einen Gefallen getan, habe dir geholfen, daß du den Schein deines Vaters wieder zurückerlangen konntest. Und nun mußt du mir auch einen Gefallen tun."

„Mit tausend Freuden!" rief der Knabe aus.

„Baldar, du mußt mich erlösen!"

Froh und mutig leuchteten die Augen des Knaben.

Der Hauptmann sprach: „Von all den Messern, die in dieser Kiste sind, mußt du jedes in die Hand nehmen und mit jedem mußt du mir ein Stück Fleisch aus dem Leibe schneiden."

„Herr, das kann ich nicht, davor bewahre mich Gott!" sagte der Knabe entsetzt.

„Und du mußt es doch tun", sprach der Räuberhauptmann ruhig und feierlich. „Ich habe die Schuld zu büßen, soweit es dem Menschen möglich ist."

„Ich soll meinen Wohltäter zu Tode martern? Nein, das tue ich nicht!"

„Du sollst ihn zum ewigen Leben führen. — Du frommes, treues Kind!" Er sank vor dem Knaben auf beide Knie, er rang zu ihm die Hände: „Rette mich! Du hast es selbst gehört, wie nahe mein Verderben ist. Noch in dieser Stunde können sie erscheinen, um mich abzuholen. Rette mich!"

Was nun in dem Herzen des armen Knaben vorging, das ist nie ausgesprochen worden. Noch in derselben Stunde hat sich unter den uralten Fichten das beispiellose Blutopfer vollzogen. Als der letzte Messerschnitt ans Herz gekommen war, hat dieses noch gezuckt. Und dann entstieg diesem Herzen ein schneeweißes Täublein, das emporflatterte zwischen den schwarzen Ästen und Wipfeln, und leicht und frei zum blauen Himmel hinanschwebte. Jetzt noch ein schimmerndes Blättchen, jetzt ein funkelndes Sternlein — und dann dem irdischen Auge entschwunden.

— — — — — — — — — — — — —

Was zurückgeblieben, das begrub Baldar unter den Fichten und dann machte er sich auf die Heimreise. Er wanderte über das Gebirge und die Beschwerden und Drangsale der Reise fühlte er kaum. Als er in die Gegend der Rauhlos kam, ging ein schweres Gewitter nieder und er suchte Schutz im steinernen Zelte des frommen Einsiedlers. Dieser war nicht zu Hause.

Schon tagszuvor war der Einsiedler bei seinen Psalterandachten unruhig geworden, denn er hatte Hunger. Es zögerte diesmal der Engel mit der Himmelsspeise. Oft hatte der Einsiedler Ärgernis

genommen an Leuten, die den immerwährenden Gottesdienst außeracht ließen und weltlichem Erwerb nachgingen. Jetzt fand er sich selbst fast in die Lage versetzt, Nahrung zu erwerben, sei es, daß er Wurzeln grabe, sei es, daß er ein Tier erlege. Die nächtliche Mette wollte schon gar nicht mehr anschlagen. Und als an diesem Morgen der Engel auch noch nicht erschien, nahm er einen Knüttel und ging aus, um Nahrung zu suchen. Wilde Früchte gab es nicht auf der Heide, aber weiterhin im Moor hatte er manchmal Fasanen gesehen. Dahin ging er nun, und wenn er bis aufs Knie in den Morast versank, so schoß manchmal aus seiner Brust ein Fluch, den er wohl rasch mit einem Stoßgebete gutzumachen suchte: Herrgott, strafe diesen pflichtvergessenen Engel!

Doch siehe, plötzlich stand der Engel vor ihm mit dem Speisekorb.

„Warum bist du gestern nicht gekommen?" herrschte ihn der Einsiedler an, während er bis über die Knöchel im Sumpfe stand.

„Gestern habe ich keine Zeit gehabt", antwortete der Jüngling mit den weißen Fittichen bescheidentlich.

„Keine Zeit gehabt? Da möchte ich schon wissen, was einem Boten wichtiger ist, als der Dienst seines Herrn!"

„Und das sollst du auch wissen", sprach der Engel. „Gestern ist bei uns oben ein großes Fest gewesen. Es ist der Räuberhauptmann Schwarzblut in den Himmel gefahren. Da ist großer Einzug gewesen und haben wir Engel alle beisammen sein müssen."

„Der Räuberhauptmann Schwarzblut in den Himmel gefahren?" fragte der Einsiedler verblüfft und entrüstet. „Dieser Räuber und Brandstifter, dieser Schänder und Mörder, diese Ausgeburt der Hölle in den Himmel gefahren?"

„So ist es. Er kam rein wie ein Kind."

Anfangs konnte sich der Einsiedler nicht fassen. So erregt war er, daß er nicht merkte, wie seine Beine immer tiefer in den Morast sanken. Dann faltete er die Hände über der Brust und sagte mit weihevoller Würde: „Gott ist ja langmütig und barmherzig, aber das kann nicht mit rechten Dingen zugehen, daß ein so gottloser Mensch in den Himmel kommt und so festlich empfangen wird. O, welch ein großes Fest wird es erst sein, wenn der fromme Einsiedler, der viel Jahr und Tag ein heiligmäßiges Leben geführt hat, in den Himmel einzieht. Da werden alle Heiligen in Reihen stehen an der Straße, da werden die neun Chöre der Engel nicht genügen."

„Sie werden genügen", antwortete der Engel, „wenn dieser fromme Einsiedler in den Himmel einzieht, da wird ein gar geringer Zusammenlauf sein, da gedenke ich es allein zu richten."

Der Einsiedler wütete bei diesem Wort und kreischend schrie er es heraus: „Ehe ich mit nur einem Engel in den Himmel fahre, will ich mit neunundneunzigtausend Teufeln in die Hölle fahren!"

Kaum dieses Wort gesprochen, begann der Erdboden des Moores sich in Wellen zu bewegen. Aus den Löchern pfiff und sprudelte Morast hervor, der Engel hob sich vom Boden wie ein weißes Wölklein, der Einsiedler versank im Sumpfe.

— — — — — — — — — — — — —

Nun wanderte Baldar noch der Tage drei oder vier, da glänzte über der dunklen Waldebene her im Abendsonnenschein die Thomasburg.

Dort war es mittlerweile still und öde geworden. Der Burgherr wandelte planlos umher, gleichgültig für alles. Überall Einsamkeit, seitdem sein Sohn verschwunden war und seine Frau ihn verlassen hatte. Er trauerte nicht und freute sich nicht, war tatlos und willenlos, stumpf und verloren. Die Leute wichen ihm aus und sagten, er sei ein wandelnder Leichnam. Schon seit langem war er nicht mehr auf der Burgzinne gesessen, aber nun stieg er einmal hinauf, um noch mehr allein zu sein, denn die mitleidigen Blicke seiner noch übrigen Dienerschaft waren ihm zuwider. Er legte sich auf die steinerne Bank. Dieses kalte, lichtlose Leben wollte er am liebsten verschlafen.

So war es, als plötzlich sein Sohn Baldar vor ihm stand. Anfangs erkannte er ihn nicht, denn der Knabe hatte sich unerhört verändert. Das Gewand zerfahren und zerrissen, das Haar verzaust und rötlich versengt, die Hände verschwielt und verschrammt, die nackten Füße voller Wunden. Die ganze Gestalt abgehetzt und erschöpft. Aber das Gesicht! Dieses schöne, freudenverklärte Gesicht, diese leuchtenden Augen, deren warmer Strahl das welke Wesen des Edelmannes ein wenig belebte. Er erinnerte sich an die Zeiten, da er, dieses Kind am Arm, auf derselben Steinbank gesessen und selig hinausgeblickt hatte in die große Natur Gottes.

Baldar breitete die Arme aus, sprang ihm an die Brust und rief: „Vater, jetzt habe ich dich wieder!"

Und dann erzählte er die Reise und die Abenteuer, wie sie in diesen Blättern mitgeteilt worden sind. Während er davon sprach, wie der Schein aus dem Eisberg geholt worden, zog er das an seiner Brust geborgene Pergament hervor. Als der Edelmann dieses Blättchen mit seiner Blutschrift sah, sprang er auf und rief gellend laut: „Kind! Kind! Und das hast du für mich getan? O du armes, du tapferes, du liebendes Kind!" Er weinte vor Mitleid, er lachte vor Wonne.

Er hatte seine Seele wieder.

Seine Engel wachen.

Skizzen von **Hans Wittendorfer.**

Die Ferne hat den Mantel weit geöffnet, ihre blauen Augen winken grüßend. In leuchtenden Wolken rollt ihr sonniges Goldhaar über den Nacken nieder. Die Luft ist klar und liegt schimmernd über den Tiefen der Vergangenheit. Ich höre Glocken läuten — Vineta meiner Kindheit, deine Glocken!

Wie schön war es doch, durch jene Jahre zu wandern, die nun versunken sind! Um wie viel kleiner meine Schritte waren, um so viel größer war mir die Welt. Und Sonnenschein gab es und Schatten: die Tage erschienen mir glänzender als jetzt, die Nächte dunkler, die Sterne größer, näher. Aus jedem Busche sprangen die Wunder hervor, unbefangene, helläugige Kinder, am blühenden Wegrand zu spielen. Flogen ihnen nicht die frohen Sonnenstrahlen wie zahme Vöglein auf die Schulter? Oder trugen sie selber goldene Flügel? Waren sie Englein?

Je weiter ich ging, desto ferner blieben sie menschlichen Spuren, desto seltener sah ich sie. Oder ich kannte sie nicht mehr und hielt sie für Kinder des Dorfes.

Einen Schutzengel aber habe ich nie gesehen. Er spielt wohl nicht am Wege, er ist zu ernst dazu. Er hat ja viele Sorgen, und Sorgen verleiden das Spiel und machen ernst. Wenn ein Kind verunglückt, so geschieht es nur, weil Gott ihm keinen genug erfahrenen Engel zur Seite gab, sondern einen Neuling, der noch nicht lang seine Dienste versieht. Seine Engel wachen. Es heißt, daß Gott sie verantwortlich macht für alles Übel, das ihrem Schutze anvertrauten Kindern geschieht, wenn das Unheil nicht von böswilligen Menschen kommt; solches nämlich könnten die Schutzengel nicht verhindern. Für jene Menschen aber wäre es besser, wenn sie mit einem Mühlstein um den Hals so tief versenkt würden, daß der Posaunenschall am jüngsten Tage sie nicht mehr erreichte, als dereinst vor Gericht erscheinen zu müssen; denn die ihnen bestimmten Strafen sollen schrecklich sein.

Die größten Schädlichkeiten lauern tückisch in stillem Hinterhalte. Darum wohl hat es Gott gefügt, daß auch die größten Wohltäter der Menschheit im Verborgenen tätig sind. Seine Engel wachen!

*

* *

Senkrecht zur Front des massig gebauten Mühlentraktes und von diesem durch den aus westlicher Richtung kommenden Bach getrennt, der sich erst knapp vor der Kulisse einer Bretterwand viertelkreisförmig süd-

wärts wendet und zu geheimnisvollem Tun hinter derselben hastig verschwindet, um nach dunklem Schaffen und Wandern einige Meter tiefer auf der gegenüberliegenden Gebäudeseite in ruhigem breiten Fluße wieder unter einer Holzverschalung hervorzutreten, steht, den Gebäudekomplex meines Vaterhauses abschließend, eine Brettersäge.

Ihre Holzwand ist nach der Westseite zu in Blochlänge und Mannshöhe durchbrochen und zu dieser Öffnung, über welcher die nebeneinanderhängenden Falltüren nur als Symbol angebracht worden zu sein scheinen, da sie nie geschlossen werden, führen starke Laufbäume empor, worüber die Rundhölzer aufwärts gewunden werden. Unter der Fletze aber, auf welcher der langgestreckte schmale Bindewagen mit dem Schnittbloch in einem Schienengeleise dem aufrechtstehenden Sägegerüste entgegenrollt, an welchem wieder das Sägegatter als Träger der Säge in unermüdlich stoßender Schiebung auf- und niedergleitet, so daß zwei sich kreuzende Bewegungen in rastlosem Zusammenwirken und Schaffen sich ergänzen, wie innere und äußere Arbeit, wie die Tätigkeit von Mann und Weib in einem Haushalte — unter diesem Werkboden also befindet sich, halb noch über der Erde, halb schon unterirdisch, die Transmission der Kräfte vom Wasserrade zum Kampantrieb des Werkes mit der lautlos, aber unheimlich rasch rotierenden Schwungwelle und dem schweren, aber doch in fliegender Eile sich bewegenden Stangenkolben, der dabei ein regelmäßiges, unterbrochenes Geräusch erzeugt, das sich anhört, wie die eindringlich aufreizenden, unablässig wiederholten Worte: „Pack' an, pack' an!", worauf die Säge ebenso regelmäßig wie mit zustimmendem Nicken sich abwärtsschiebend etwas gezogenen Tones, dem man die Anstrengung der Arbeit anmerkt, bei kleinen Hölzern frischer, lauter, bei größeren ernster, dumpfer, immerdar antwortet: „Durch! Durch!" — Die eintönige Melodie der Zerstörung des Gewordenen zugunsten neuen Werdens, die Melodie der ewigen Notwendigkeit: „Durch! Durch!"

Wenn ich später gerichtlichen Obduktionen von Todeshand gefällter Mitmenschen beiwohnte und das entblößte Knochengerüste angesägt wurde, hörte ich dieselbe Melodie, wie einst als Kind in meines Vaters Säge, nur daß sie in meiner Knabenzeit mich jauchzen machte, weil ich ihren Sinn noch nicht verstand, so wie die ersten Menschen in ihrer Paradiesesunschuld nicht wußten, daß sie nackt waren, bis sie vom Baume der Erkenntnis aßen, vom Baum des Leids — und heute hallt das Lied so ernst mir in der Seele nach: „Durch! Durch!"

Der kleine Holzplatz vor den Laufbäumen dient dem Tagesbedarfe. Der Anstreif- und Hauptlagerplatz für die Rundhölzer liegt jenseits des Baches, denselben gegen Norden zu leicht überhöhend, und fällt mit der natürlichen Steigung einer kleinen Erdwelle gegen ihn ab.

Ein heller Frühlingsnachmittag. Hochgeschichtet lagern die Stämme übereinander, teils noch mit Rinde bekleidet, teils glatt geschält und mattgelb schimmernd im Sonnenschein. Die Leute waren beschäftigt, mit eisenbeschlagenen Hebebäumen aus Eichenholz Unruhe in die Holzmasse zu bringen, Bloch für Bloch aufzuwiegen und den Hang hinunterkollern zu lassen, so daß diese mit dem gewonnenen Anlauf den Weg über den Bach hinüber bis an die Laufbäume vor dem Aufzuge zur Säge nehmen mußten. Mein Vater leitete die Arbeit, ich durfte zuschauen. Hei, war das eine Lust, ein Gepolter! Als müßten die von Menschenhand bezwungenen, derben Söhne des Waldes laut brummend und scheltend über die unwillkommene Störung aus der wochenlang geübten Trägheit sich entrüsten, als müßten sie sich beeilen, eine neue Rast zu finden. Aber ihre Ruhesehnsucht sollte vorläufig ungestillt bleiben, sie mußten dran — schon in den nächsten Tagen. Dann mochte es ja wieder Ruhe geben für des zerschnittenen Stammes neue Daseinsform, für die langen, schmalen Bretter oder — in denselben!

Die ersten Läufer schwenkten von selbst parallel zur Säge ein, sobald sie mit dem nächsten Rande an den vordersten Laufbaum stießen; die folgenden bedurften der Nachhilfe.

Wenn nun der eine oder der andere von diesen niederrollenden Riesen besonders übermütig oder boshaft war, hob er im richtigen Momente das Kopf- oder Fußende, um es sodann gerade in der Mittellinie des Baches mit wuchtigem Schlage auf die stegbildenden Balken niederfallen zu lassen, und einmal gelang es so einem Unband wirklich, in den Bach einzubrechen und dort klatschend einen Sprühregen auszuwerfen und eine ungeheure trübe Wolke aufzuwühlen. Dann blieb er gemächlich liegen wie ein Betrunkener in einem Straßengraben, rührte sich nicht mehr und überließ seine Befreiung aus dieser Lage fremder Sorge.

Der Sonnenschein und die schwere Arbeit hatten den Leuten heiß gemacht. Ein frischer Trunk wurde gebracht und der Vater übergab den Arbeitern den tiefbauchigen Krug, worauf diese seithalb des Stoßendes der Blochschicht zu kurzer Rast zusammentraten.

Ich entfernte mich einige Schritte von ihnen. Was mich trieb, weiß ich nicht; ich befand mich nur mit einemmale auf halbem Hange zwischen dem hoch sich auftürmenden Rundholzhaufen und dem ersten Stegbaum. Da plötzlich ein dumpfer Schlag, einem beginnenden Donner ähnlich — der aufgeschichtete Berg, dessen feste Lagerung man durch Abzwängen einzelner Stämme gelockert hatte, kam ins Rollen. Der Donner setzte sich fort. Mit jeder Viertelsekunde wuchs die Gefahr — ich war den kollernden Klötzen gerade im Wege. Ein paar Schritte den Leuten zu und ich wäre in Sicherheit gewesen. Dies zu denken

aber hatte ich keine Zeit. Ich stand mit dem Gesichte zur anderen Seite gewendet und dorthin lief ich auch. Schon hatte ich einige Sprünge gemacht und war im Begriffe, die Mitte des gefährdeten Raumstreifens zu erreichen, da — ein Schreckensruf: „Hieher! Mein Gott!“ Es war die Stimme meines Vaters. Warum hemmte ich den Fuß nicht zur Umkehr, warum schwankte ich nicht einen Augenblick, sonst gewohnt, seinem leisen Winke zu gehorchen? Vorwärts, vorwärts, wie vom Sturm getragen! Mit rasender Wucht wälzten sich, stürzten die Hölzer heran. Am rechten Fuß, der gerade in der Sprungbewegung nach rückwärts sich hob, fühlte ich eine leicht streifende Berührung und hinter mir ging die donnernde Lawine einer unaufhaltsamen Woge gleich vorüber, schlug sämtliche Stegbäume des Baches durch und brauste darüber hinweg. Nur die letzten Nachzügler blieben drinnen liegen. Da empfand ich: Hätte ich auf den Anruf des Vaters hin die Flucht unterbrochen, ich wäre von den stürzenden Klötzen zermalmt worden.

Langsam, müden Schrittes ging mein Vater an der Außenseite des noch immer ansehnlichen Blochhaufens zu mir herüber und nahm mich stillschweigend bei der Hand. Warum war sein Gesicht so blaß? Warum zitterte seine starke Hand? Langsam, wie von einem Feiertags-spaziergange um die blühenden Felder, führte er mich ins Haus zurück. An diesem Tage hat er kein Bloch mehr abgestoßen.

* * *

Heiß brennt die Sonne auch im späten August, glühend heiß. Backofenhitze bergen die steinernen Stufen, die zur Haustüre emporführen, und das granitene Türgericht. An den Sohlen spürt man's, wenn man barfuß geht, und mit den Händen kann man's fühlen an den blaugrauen Kanten. Wohl ist die goldene Erntelast schon eingeheimst, frühreif in unserer reichen Gegend; wohl streift das Auge schon bedeutsam häufig über brachgewordene Felder und frischgewendete schwarzbraune Ackerschollen zwischen schmalen Angerstreifen: aber es liegt trotzdem noch keine duldende Todesmüdigkeit im sonnigen Grün der Wiesen, der breiten Erlenblätter und der dunklen fernen Fichten, sondern eine gesättigte Kraft. Das Jahr steht noch auf der Sommerhöhe, sein Atem glüht.

Kühl fließt der Bach durch die Erlen, lockend kühl. Doch wer hört auf sein Rauschen untertags? Glückliche Kinder nur. Die Erwachsenen müssen im Schweiße des Angesichtes Brot verdienen. Sie kommen erst abends, die müden Glieder sich zu kühlen.

Sorglos wie ein Maientag und mit meinen sieben Jahren noch unbekannt mit der Arbeit Last und Lust, durfte ich die süß wiegende

und spülende Wohltat nach Wunsch und Laune genießen. Der Bach mit seinem dichtbelaubten Gefolge von Erlen war mir Spielkamerad und Freund.

Eben war ich froh von ihm gegangen, denn es war Mittagszeit. Da erhielt ich den Auftrag, die Dachdecker und die übrigen Arbeitsleute zu Tisch zu rufen. Wenn wir nämlich fremde Handwerker im Hause hatten, was ohnedies vielleicht den größten Teil des Jahres der Fall war, so aßen sie in der Regel mit den Hausleuten. Nur mit den Näherinnen, die gleichfalls samt Zubehör ins Haus kamen, wurde eine Ausnahme gemacht. Für sie wurde besonders gekocht, weil sie von der Frau des Hauses, deren Sonntagsschönheit von ihrer Kunst nicht unwesentlich abhing, für eine ganz eigene Art von höheren Wesen gehalten wurden und überdies im Rufe standen, ganz besonders empfindliche Mägen und — Zungen zu haben.

Ich mußte also die Dachdecker und die übrigen Arbeitsleute verständigen, daß das Mittagsmahl bereitet sei. Das tat ich gerne, weil ich wußte, daß es frohe Botschaft wäre. Überdies war ich den Strohdeckern ganz ausnehmend gewogen, die auf der Schattenseite des Wirtschaftsgebäudes streifenweise nach außen zu vorrückend das alte, schwarzgraue, morschgewordene Dachstroh samt den darauf gewachsenen Moospolstern seelenruhig und ohne sichtbare Regung der in meinem Knabenherzen bei diesem Anblick ungestüm lodernden Zerstörungslust herunterrissen, so daß der blaue Himmel neugierig auf die Randziegel des Heubodens und auf den tiefer liegenden kleineren Futterboden hereinschauen konnte, wo der Schneidestock stand und die Schlauchöffnung war, in welche ich mit Vorliebe das kurzgeschnittene Dürrfutter solange einräumte, bis drunten im Stalle die Futterkrippe überlief. Diese Schlauchöffnung wurde durch einen Holzdeckel abgeschlossen und machte mir dann immer den Eindruck eines mit der Hand verhaltenen gähnenden Mundes.

Außer ihrer Berufsbeschäftigung des Zerstörens und kunstreichen Wiedererneuerns, die mit einem idealen Herumklettern auf den Dachsparren in unzertrennlicher Verbindung stand, imponierte mir von jenen zwei merkwürdigen Männern mit den stacheligen Bartstoppeln in den braunroten Gesichtern auch in nicht geringem Maße der bastgeflochtene Werkzeugzegger und das kurze Spitzleiterchen, das mit einem Stahlhaken gleich dem ins phantastische verlängerten Hauzahn eines Ebers versehen war.

Die hohe Leiter von der Tenne zum Futterboden stand unsicher. Das war kein Hindernis; flink war ich droben. Dort fand ich mehrere Personen beschäftigt, Dachgarben zu bereiten. Eine ganz nette Arbeit. Es gilt nämlich, aus dem langen, frischen Kornstroh das Gewirre aus-

zuscheiden, die gesunden Halme parallel zu schlichten, zu handlichen Garben festzubinden und die Halmenden glatt zu stutzen.

Ein von der Wand bis knapp an die Linie des oberhalb den Köpfen der Arbeiter quer über den Futterboden laufenden Bindebalkens der Dachstuhlzimmerung breit gebetteter Stoß von Garben zeugte für den Fleiß dieser Gruppe, unter welcher sich auch die laute Rosl befand, eine ältere Taglöhnerin, die auch Windmühle, Klapperschlange und Waschploi genannt wurde, weil ihrer Zunge die Gabe der Beredsamkeit in hohem Maße verliehen war. Sie war aber auch eine tüchtige und unermüdliche Arbeiterin. Heute lebt sie, zur gebrechlichen Greisin geworden, als Gemeindearme in meinem Heimatsorte in drückender Not.

Die laute Rosl leitete meine Heilsbotschaft unverzüglich an die Dachdecker weiter, die mit ihrer Arbeit befaßt, gerade über den Futterboden auf den Dachlatten wie auf einem Bratroste lagen und mit ihrer Leibeslänge ein gutes Stück vom blauen Himmel verdunkelten. Rief da der jüngere von den beiden Lazarussen herunter:

„Das muß uns der Bub selbst sagen! Dir glauben wir's nicht!"

„Wenn ihr noch keinen Hunger habt, dann habt ihr auch das Mittagmahl noch nicht verdient," war die trockene Antwort der Klapperschlange. Mich aber reizte der Scherz und ich schrie aus Leibeskräften:

„Dachdecker, zum Mittagmahl!"

„Jessas, meine Ohren!" entsetzte sich die Windmühle. Von droben aber ließ die Stimme sich abermals vernehmen:

„Von da drunten versteht man nicht, was du sagst, wirst schon weiter heraufkommen müssen, wenn's uns angeht!"

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, trotzdem die alte Rosl scheltend warnte. Flugs die Heubodenstiege hinauf, von dort behend auf den Verbindungstram hinüber und denselben entlang wie ein Seiltänzer, furcht- und schwindelfrei, wie ich es später nie mehr konnte. Ich vermochte mich auch bald nachher, als sich Gelegenheit hiezu ergab, auf dem Dachfirste nicht frei aufzurichten, während mein Bruder bodenfest auf dem Schornsteindache stand, gleich einer Statue auf dem Sockel. Und in der Folge mußte ich auch den äußersten Rand der offenen Laternenfenster unseres Kirchturms meiden und schroff abstürzende Wände in den Bergen. Damals aber kannte ich den verhängnisvollen Zug in die Tiefe noch nicht und lief über den schwebenden Tram hin, hurtig wie ein Wiesel. Nach spielender Überwindung des Hindernisses, das ein senkrechter Strebebalken mir bot, stand ich mit ein paar weiteren Schritten vorwärts hoch über den Köpfen der Schaubmacher, knapp unter den Füßen der Dachdecker, zur linken Hand den

Garbenstoß, zur rechten die Tiefe mit dem gedielten Boden. Eben wollte ich den Mittagsruf wiederholen, als der ältere Dachdecker, der mir am nächsten lag, den Arm durchstreckend mit einer Bindestange gegen mich eine schlagdrohende Bewegung machte. Unwillkürlich ausweichend, verlor ich auf dem schmalen Balken das Gleichgewicht. Nun hätte ich wohl auf den Garbenstoß fallen können. Aber einesteils kam von dieser Richtung her der Schlag und beugte ich mich naturgemäß nach der anderen Seite, anderenteils bin ich in meinem Leben nie auf die Butterseite gefallen. Ich stürzte also kopfüber auf die Diele . . .

„Gott sei Dank, jetzt schlägt er die Augen auf," hörte ich sagen. Die laute Rosl war's Und schon sah ich die Arbeitsleute alle, die Dachdecker dabei, mit unbeholfener Neugierde um mich herumstehen. Das war mir lästig, zudem ich gerade auch an den nahen Spuren bemerkte, daß ich eben unbewußt eine Art Seekrankheit überstanden haben mußte und ein unbestimmtes Gefühl der Verlegenheit und Beschämung darüber empfand. Darum stand ich auf und ging zur Leiter . . .

Tief stand die Sonne, als ich erwachte. Ein kleiner Streifen des Rasens neben mir, den mein schmaler Schatten gedeckt haben machte, fühlte sich feucht an. Es hatte doch nicht geregnet? Nein, keineswegs. Wo war ich denn überhaupt? Richtig. Ein paar Schritte vor mir der Bach mit den Stegbäumen oberhalb der Säge. Ein paar Schritte hinter mir ein Berg von Rundhölzern, der sich seit ein paar Monaten wieder erhöht hatte — seit dem Tage, als ich an der gleichen Stelle mit knapper Not dem Tode entging, als es die stürzenden Stämme so plötzlich gelüstete, ein schwaches Büblein zu zerdrücken.

Wie war ich nun hieher gekommen? Was war geschehen von dem Momente an, da ich die Leiter betrat, um zur Tenne niederzusteigen? Ich wußte von nichts.

Wie im Traum ging ich umher. Der Vater war nicht daheim. Schon seit frühmorgens war er fort. Im Hause hatte mich offenbar niemand vermißt. Man war ja voller Arbeit. Mir war nicht wohl. Ich ging wieder hinaus, aber ich schlief nicht mehr ein im Freien. Als ich sah, daß die Leute Feierabend gemacht hatten, suchte ich die Stube auf. Sie saßen beim Nachtmahl. Der jüngere Dachdecker war nicht unter ihnen. Der ältere fragte mich: „Bist einmal ausgeschlafen heute?" Ich sah zum Lächeln verzogene Gesichter und antwortete nicht. Er wandte sich nochmals an mich: „Ich habe dir ein Schaff Wasser über den Kopf gegossen; hast du nichts gespürt?"

Mir war es peinlich, Gegenstand dieser harmlosen Grausamkeiten zu sein. Mir war nicht zum Lachen. Ich verließ die Stube. Im Hinausgehen hörte ich noch, wie die laute Rosl dem Dachdecker für

mich antwortete: „Wenn er nicht so einen guten Schutzengel und so einen harten Kopf hätt', könnt's Unglück groß geworden sein. Vor dummen Leuten soll man die Kinder sorgsamer behüten als vor Feuer und Wassergefahr."

Für die nächsten Ereignisse fehlt mir jede Erinnerung. Bangend sehnte ich mich nach der Heimkunft des Vaters. Ein paar Tage darauf war ich auf den Tod krank.

* * *

Perlen, gestreut, um zu glänzen. Lichtfarbige Bänder rauschen. Wir fahren zu viert in den Sommertag.

Rein und sonnig blau die Höhe, kristallgrün, klar die Tiefe. Luft und Wasser warm und weich. Von der Traunsteinspitze winkt das Wetterkreuz, dem freien Auge fast zu fern. Hier Schlinggewächse, üppig, unerfreulich in ihrer Einförmigkeit. Aber sie streben zum Licht! Sie schwanken in der Wellenhöhe, berauscht von der Sonne. Es liegt eine traurige Hoffnungslosigkeit in diesem Schwanken, ein müder Irrglaube und eine lähmende Furcht: die Sonne ist groß und kann töten. Die Schwankenden fürchten den Tod.

Ernst blüht die Seerose. Emporgewachsen aus dem Herzen eines Ertrunkenen, Gesunkenen, als dessen letzte Hoffnung, kann sie nicht lächeln. Nur wo die Wasser allzu tief sind und wo allzutief das Leid war, das sie decken, dort treiben keine schwachweißen Blumen mit mattgrünem Kelche empor, um an der Sonne gläubig sich zu wärmen: tiefstes Leid und tiefste Herzen sind verschwiegen.

Vielleicht blühen ihre stillen Rosen farbenfroh in einer anderen, schöneren Sonnenglut, schweben badend auf noch reineren Fluten als wir ahnen. Oder es ist ihre Seligkeit, zu ruhen: immerfort, ohne Blüte, ohne Traum, süß und tief. Der See birgt Rätsel wundersamster Art.

Wenn man die bleiche Blume der Wellen bricht, trägt man Unglück mit nach Hause. So weiß es der Volksmund. Und ich pflückte ahnungslos deren so viele, einen vollen Strauß! Ich freute mich daran. Ich war ja zum erstenmale auf dem See und jene Sage war mir unbekannt. Tausend Hoffnungen sprangen mir jubelnd ins Herz, dessen Pförtner Frohsinn heißt. Das war eine Verschwörung all dieser beschwingten jungen Hoffnungen, eine lachende, lustige. Ihr Asyl wollten sie emportragen in die blauen Höhen, hoch über das Traunsteinkreuz hinaus. Leicht ward mein Herz und leise schon gehoben: da brach ich wieder eine Wasserrose. Eine Hoffnung mußte sterben. Nun ließen sie ab von ihrer Schelmerei, ihr Lachen verstummte.

Und doch ist es eine Lust, Blumen zu brechen und Hoffnungen; eine Wollust, die Hand immer wieder einzutauchen in die weiche, kostbare Flut. Sehnsüchtig beneiden die Augen die spielende Hand um diese Wonne; sehnsüchtig klopft das Herz der lockenden Kühle entgegen. Warum darf es seinem Empfinden nicht folgen? Weil der Kahn so rastlos gleitet? Oder weil es nur farbige Knospen trägt, heiße, rote, keine weißen, blassen im dunkelgrünen Kelche des Entsagens? Voll bricht die Freude nieder, strahlend, herzkräftig lachend der Sonnenschein.

Ferienzeit! Sonnenschein! O Freunde, welche Lust!

Das war nach der zweiten Gymnasialklasse. Ferienzeit, Sonnenschein, Freundschaft und weltfrohe Wanderlust hatten uns zusammengeführt, vier heitere Gesellen. Seekundig war von meinen Gefährten nur ein einziger, ein Einheimischer. Es war der Sekundaner Becker, dessen trotz seiner Knabenjugend greisenhaftes Aussehen durch zwei lange, symmetrische Faltenlinien hervorgerufen wurde, welche seinen Zügen den Schein einer merkwürdigen Unbeweglichkeit verliehen. Unsere kollegiale Liebenswürdigkeit behauptete deshalb, er trage die Lambach—Gmundener Bahn in seinem Gesichte herum und leide an Verspätung der Gedanken. Allerdings beeilte er sich auch nie mit der Beantwortung einer Schulfrage. Die Ziele seines Ehrgeizes lagen im Hügellande, nicht im Hochgebirge. Aber ein guter Junge war er und das Doppelruder handhabte er mit Meisterschaft. Dabei arbeitete er mit der Regelmäßigkeit und Ausdauer einer Dampfmaschine. Die schlanken Seelentränker freilich überholten uns, schwalbengleich fliegend. Was lag daran, wir genossen dafür unser Glück zu viert. Der eine im Rudern; die zwei anderen im Gespräche von ihrer Briefmarkensammlung; ich in einem unbeschreiblichen Lustgefühl. Ich brachte das Boot zu leichtem Schaukeln und wiegte mich wohlig. Welcher Genuß! Vor uns die weite, hellgrüne Wasserfläche, leuchtend im Sonnenglast mit wechselnden Lichtern. Die schlafende Griechin drüben. Wunderlich wilde Bergformen nach rechts hin. Rückwärts Gmunden, hügelansteigend, herrlich gelegen. Und links, stolz aufragend, schroff und mächtig der König Traunstein, dem eine helläugige Büßerin, die junge Schönheit des Sees demütig die Füße wäscht.

Unser Boot hat den ursprünglichen Kurs längst mehrfach geändert. Von selbst. Das Steuer wurde kaum geführt, nur die Ruder, der Bewegung halber. Wozu auch; es ist ja doch überall schön, wunderschön! Wir hatten den Turm von Traunkirchen gesehen. Wir waren bei Schloß Ort unter der Brücke durchgefahren. Wir hatten das Leben im Schilfe belauscht, wir hatten das Schweigen der Tiefe gefühlt. Er war wirklich unermüdlich, unser freiwilliger Fährmann, der glückliche Anwohner all dieser Herrlichkeiten, und kein Zug des Ver-

drusses ging wolkentragend über das schmalspurige Geleise auf seinem Angesicht.

Jetzt überholen uns auch keine schwalbenschlanken Boote mehr. Wir sind einsam geworden, trotzdem wir uns nahe dem Ufer, nahe der Stadt befinden. Hier blühen auch keine Wasserrosen; der Grund scheint tief zu liegen. Ich kann mich nicht satt sehen an diesen grünen Wassern. Wie eilen wir! Auch scheint die Strömung uns zu tragen. Gewiß. Es kann keine Täuschung sein: ich sehe, wie kleine Gegenstände, Halme, Hölzchen — ein Windstoß beim Nahen des letzten Nachtgewitters mochte sie in den See getrieben haben — einem langsamen, allgemeinen, mächtigen Zuge der stillen Wasser folgen, gegen die Spitze der sich verjüngenden, schimmernden Fläche hin, gegen das Ufer zu.

Als ich den fachkundigen Gefährten nach der Ursache dieser merkwürdigen Strömungserscheinung fragte, zeigte er sich überrascht. Erst wandte er sich um, dann ließ er die Ruder wie in plötzlicher Ermüdung sinken, und sagte, indem er sich wieder zurecht setzte: „Es zieht uns in die Klause hinunter.“ Eine merkliche Aufregung lag in seinen Worten nicht, aber eine tiefe Mutlosigkeit. Die unbewegten Augen teilnahmslos offen, die Miene starr, schien er eben aus einem versteinernden Traume zu erwachen, oder in denselben zu versinken. Hätten sich nicht seine Lippen entfärbt, wären nicht die charakteristischen Linien in seinem Gesichte um einen Schatten schärfer hervorgetreten, wer hätte geahnt, daß Todesangst in seiner Seele lag! Die Ruder rührte er nicht wieder an; schlaff hängend streiften sie dem treibenden Booten in den Wellen nach.

Die Veränderung in unserer Lage war auch den Markensammlern nicht entgangen. Verdrossenheit malte sich in ihren Gesichtern. An die Ruder wagte sich keiner. Der eine blieb ruhig, als ginge ihn die Sache überhaupt nichts an. Ich glaube übrigens, er verstand sich besser auf das Sammeln fremder Briefmarken als auf das der eigenen Gedanken. Der andere aber schalt den Freund Becker einen Dummkopf.

Nach raschem Umsehen hatte ich den Ernst und die treibende Gefahr unserer Lage erkannt. Der See mußte einen Abfluß haben: die Traun. Also dort! Ein instinktives Wissen durchzuckte mich. Ein Angstgefühl hatte ich dabei nicht, sondern nur eine unerklärliche, geradezu übermächtige Neugierde, was die nächsten Sekunden bringen würden, aber ohne eine Beimischung irgendwelcher quälender Gedanken. Vielmehr erfüllte mich eine frische Lust, wie man sie auf schwindelnder Berghöhe empfinden mag, wenn das Auge die rätselhaften Fernen mißt und im Herzen eine Ahnung aufquillt von der Wahrheit einer schönen Sage, von der Heimat eines süßen Traums . . . .

Ein jäher Entschluß! Ich schnellte empor, riß das nach rückwärts schleifende Ruder aus dem rechtsseitigen Widerlager und stemmte es aufrecht stehend mit mächtigen Stößen gegen die Flut. Unwillig schäumte sie auf. Ihre Wirbel verschlangen meine Wasserrosen — Blumen des Todes.

„Dort! Das Floß!“

Spannung lag in Beckers Blicken; Ausdruck, Leben in den Linien seines Gesichts. Sein ausgestreckter Arm, die ganze sich dehnende Haltung seines rippenreichen Knabenkörpers wies mit dem gewaltigsten Hoffnungsdrange des Willens nach vorwärts in der Laufrichtung der Zille. Hatte ich quer links, schräg vor uns, den mächtigen Piloten bemerkt und das Floß, das nahe am dunklen Ausgang des Sees darangeseilt hing? Hatte ich unwillkürlich das Boot in die Richtung gezwungen? Es schnitt die Strömung. Wir erreichten das Floß.

Ich sprang hinaus auf die Stämme, an welche sich meine Gefährten festklammerten, bis ein Rettungsboot uns wegholte . . . .

Zwei Stufen von mächtiger Höhe. Geborstene Wogen zerstäuben weißwirbelnd nach dröhnendem Sturz. Aufkochen, sich regend, bewegend, polypenarmig die Wasser — das ist die Klause der Traun.

Wehe dem Sterblichen, der ihre Tücke nicht kennt, die leise strömend zur Tiefe führt! Wehe! Donnergesang empfängt ihn; doch das ist ewiger Gruß. Menschenohren macht er taub. Aus Edelgestein ist ihr Schloß gebaut; sie trägt einen Gürtel von Perlen. Menschenaugen erblinden dran. Sie legt den Finger an die Uhr der Zeit: da steht der Herzschlag stille . . . .

* * *

Die Glocken der Kindheit verklingen. Ich höre das Rauschen der Flut. Die Engel ziehen ungern ins Meer hinaus. Doch segnen sie das Schiff, das sie verlassen. Weit über die Wellen klingt ihr: „Fahr wohl!“

Ein kräftig Wort, das Stürme bricht!

Den Galgen! sagt der Sichele.

Eine Geschichte von **Hermann Kurz**.

Item, einstmals hatten die Beutelspacher und die Bopfinger einen Span miteinander. Derselbige hatte sich erhoben wegen eines Zolles, mit welchem die Bopfinger den Beutelspachern den Weg verlegt hatten. Nun wäre es zwar das beste gewesen, wegen solchen Zolles eine Einung miteinander aufzurichten; allein so viele Einungen auch

dazumal gemacht wurden, so schossen doch die Zweiungen reichlicher und lustiger ins Kraut. Auf beiden Seiten standen mannhafte und streitbare Helden, die ihr heißes Blut in etwas abkühlen wollten. Also beschlossen sie den Krieg und schickten einander Absagebriefe, die fein langsam und deutlich geschrieben waren.

Damals aber war in deutschen Landen ein sonderlicher Brauch: wenn zween Teile miteinander stößig wurden und ein Krieg zwischen ihnen anging, so griffen sie, ehe denn sie das Schwert zogen, zu mancherlei vorgängigen Tathandlungen, um warm zu werden und förderlich in Harnisch zu geraten. Die Beutelspacher fingen's züchtig an: sie fuhren hin, hieben den Bopfingern ihre Bäume um und zogen wieder heim. Da gingen die Bopfinger auch nicht müßig, rückten her und schnitten den Beutelspachern die Weinberge aus, trieben auch ihre Ziegen hinein, welche die jungen Schösse fressen mußten fürs kommende Jahr; dann zogen sie gleichfalls wieder heim. Nun war es den Beutelspachern schon ein wenig heiß um die Leber geworden; sie machten sich auf, legten sich in einen Hinterhalt nicht weit von einer Aue, wo die Frauen und Töchter der Bopfinger lustwandelten, fielen in sie und schleppten dieselbigen gefangen hinweg, einen ganzen Schwarm; ihrer etliche aber ließen sie ohne Gürtel wieder ziehen, darum, daß sie, wie sie fürgaben, böse Mäuler hätten. Solches verdroß die Bopfinger über alle Maßen sehr; sie brachen den Beutelspachern in ihre Landschaft und sengten und brannten, daß die Vögel aus der Luft gebraten herunterfielen und die Engel im Himmel ihre Füße hinaufziehen mußten. Dieses Fürnehmen war den Beutelspachern unleidlich, sammelten ihr Volk und jagten mit einem reisigen Zuge den Bopfingern nach, legten eine Wagenburg um ihre Stadt und Gezelte und begunnten sie zu belagern und schwerlich zu berennen.

Die Bopfinger aber hielten sich stattlich und ließen die Feinde nicht hinein, außer wenn sie mit ihren langen Haken über die Mauern in die Stadt zogen, und selbige wären lieber draußen geblieben bei den Ihrigen. Die Beutelspacher wurden auch nicht laß und wollten nimmermehr von dannen weichen, bis daß sie die Stadt bezwungen hätten. Am Ende gedieh es dahin, daß auf beiden Seiten alles, was die Zähne brechen oder malmen konnten, aufgezehrt war und eine Wurst nicht für Gold zu haben gewesen wäre, weder im Lager, noch in der Stadt. Da versah man sich wohl, wer den anderen niederhungern könnte, würde Meister sein. Die Bopfinger aber waren gar zäh, schnürten sich Stricke um den Leib, auf daß sie den Magen, wenn er knurrte, in der Botmäßigkeit erhielten, und tat ihnen der Hunger allzuweh, so machten sie grimmige Gesichter von ihren Mauern herunter, wie vor lauter Streitlust. Die Beutelspacher dagegen hatten

größere Mägen denn die Bopfinger, darum geschah ihnen vom Hunger zwier soviel weh, konnten sich auch zuletzt nicht mehr fristen, sondern beschlossen, ihr Letztes zu wagen, einen erschrockenlichen und sorgfältigen Sturm. So taten sie auch, aber der Sturm geriet ihnen übel, denn sie fielen aus Magenschwäche wie auch von den Stößen der Bopfinger haufenweise die Leitern herab und sahen, daß sie diese harte Nuß unzerschroten lassen müßten.

Da hielten sie einen Kriegsrat und wurden eins: weil die Feinde müde und hinfällig sein würden vom Streit, so wollten sie versuchen, ob sie dieselbigen nicht durch Schrecken und Überfahrung des Gemüts bezwingen könnten. Schickten also zween Herolde unter die Mauern und ließen sie auffordern, von Stund an ihre Stadt einzugeben, sonst wollten sie stürmen, daß man den Schall und Tos bis vor Gottes Thron hören müsse, wollten auch des Kindes im Mutterleib nicht schonen, und noch andere grausame Reden mehr. Die Bürger aber ließen sich nicht bedräuen, riefen von den Mauern herab, sie wollten die Stadt nicht übergeben, nicht einen Stein; und einer von ihnen, er hieß Eichele, ein kecker, frohmütiger Gesell, der allezeit gar fromm unter den Vordersten gestritten hatte, schrie spöttlich hinunter: „Ja, den Galgen, den könnet ihr han!“

Die anderen riefen's ihm nach und lachten die Herolde aus.

Damit ritten die Herolde wieder davon und berichteten im Lager getreulich, was ihnen abseiten der Stadt anbefohlen worden war. Die Beutelspacher konnten's nunmehr mit Händen greifen, daß sie für diesmal das Spiel verloren hätten, und schickten sich ohne fernere Umschweife zum Abzug an. Wie sie aber am Galgen vorüberkamen, der im freien Felde stund — die Bopfinger hatten vergessen, eine Schildwache bei ihm zurückzulassen — da gedachten sie der Antwort, die ihre Herolde überbracht hatten, und deuchte ihnen geraten, solch ehrlich Erbieten nicht von der Hand zu weisen. Trugen also den Stock und Galgen ab, um doch nicht ganz unpreislich heimzukommen, sondern wenigstens ein Denkmal mitzubringen, und richteten ihn hernach in ihrem eigenen Gebiete wieder auf.

Nachdem sich aber beide Teile in etwas gestärkt hatten, brachen sie von neuem gegeneinander hervor. Die Bopfinger hatten ihre Helfer versammelt, eine weidliche Schar; die Beutelspacher hatten auch ihre Bundesgenossen um Hilfe gemahnt; und so trafen beide Heerhaufen auf einem Felde zusammen am Tage Allerseelen und stritten miteinander den ganzen Tag. Da gab es ein großes Geschläg. An diesem Tage kämpfte auch der Eichele mit, der den Beutelspachern den Galgen zum Schmerzensgeld angeboten hatte, und ihm zur Seite stund ein Söhnlein seines Stadtmeisters, so nannte man den Bürgermeister; das-

selbe hatte der Herr Stadtmeister ihm in seine Obhut und Fürsorge gegeben, weil er bekannt war für einen tapfern und zuverlässigen Mann. Das junge Herrlein war aber sehr unmüßig und fürwitzig und suchte sich allenthalben vorzudrängen in seinem grünen Wappenröcklein, so daß der Eichele seine liebe Not, Mühe und Arbeit mit ihm hatte. Da wurde er mit eins von den zween Heroldеn angerannt, die er mit Unehren von der Stadtmauer fortgewiesen hatte, und während er sich gegen dieselben zur Wehr setzte, wischte das Herrlein von ihm weg, um auch mit jemand auf dem Blachfelde anzubinden. Da stieß es auf einen langen Beutelspacher, der stand mitten im Feld allein, hatte Feierabend und sah dem Getümmel zu. Das Herrlein machte sich an ihn, begann höhnisch mit geschwungenem Schwert um ihn herumzutanzen und rief: „Du langes Krokodil, beiß in mein Schwert und bück' dich nicht!" — Diese Rede war dem Reisigen beschwerlich und er hob seinen Streitkolben, der mit spitzigen Stacheln beschlagen war. „Du kleiner Grashupfer, küß meinen Morgenstern und streck dich nicht!" sagte er und schlug das Herrlein zwischen die Ohren, daß es erbärmiglich zappelnd auf den Boden fiel. Unterdessen entstrickte sich der Eichele seiner beiden Widerwärtigen und gedachte dem Stadtmeisterlein beizuspringen, aber er kam zu spät, seinen Freund, der ihm anvertraut war, zu erledigen, und konnte nichts weiter als den langen Schlagetot zu ihm in den roten Klee werfen, was er auch mit einem einzigen Hieb zuwege brachte. Das arme Herrlein reichte ihm vom Boden herauf die Hand, radbrechte noch ein paar Worte, befahl ihm einen letzten Gruß an seinen Vater und löste sein Halsgeschmeide, um es seinem getreuen Schirmer und Rächer in Gedächtnisweise zu verlassen.

Dieser drückte ihm die Augen zu und eilte in das Getümmel zurück, wo er ungebärdig unter die Feinde schlug. Es war aber alles vergebens. Da der Tag sich neigte, neigte sich der Sieg auf die Seite der Beutelspacher, die Bopfinger samt ihren Eidgenossen wurden aufs Haupt geschlagen und flohen eilends heim, ein jeglicher in seine Hütte. Doch brachten sie ihre Toten ehrlich von der Walstatt mit hinweg und ließen den Feinden nichts denn einen alten, wollenen Kappenzipfel, welchen ein Pfahlbürger auf der Flucht verlor. Der durfte wohl des Fersengeldes nicht sparen vor den Beutelspachern, denn wenn sie ihn gefangen hätten, so hätten sie ihm beide Augen ausgestochen, weil er ihnen zuvor verbürgert war, und hatte ihnen geschworen, war aber ein unverrechneter Amtmann, der sich nicht getraute, seine Rechnung abzulegen, und hatte sich darum von ihnen entfremdet und war Pfahlbürger worden bei den Bopfingern. Die Beutelspacher aber hielten den erbeuteten Kappenzipfel gar hoch als ein großes Siegeszeichen, ja nicht weniger denn wie wenn sie ein ersiegtes Fähnlein zuhanden ge-

bracht hätten, setzten ihn auf eine Stange und verwahrten ihn in der Kirche, wo sie ihre Toten begruben, und in der Inschrift zu deren Häuptern, worin Tag und Stunde geschrieben stand, wann diese Biedermänner ehrlich und ritterlich erschlagen worden, denen Gott eine fröhliche Urständ verleihen möge, gedachten sie auch des Kappenzipfels mit den Worten: „Und auf die Stund wurd dieser Kappenzipfel in Fähnleinsscham den Feinden abgewonnen.“

Es waren aber bei der Geschichte auf beiden Seiten viele Gefangene gemacht worden. Und obwohl die Bopfinger feldflüchtig geworden waren, so war es doch nicht not, daß ihre Gefangenen mit ihnen geflohen wären, denn damals war es Brauch, wer im Streit zu Gefängnis gedrungen worden war, der leistete Feldsicherheit und konnte ohne weiteres auf freiem Fuß zu den Seinigen kehren. Nach der Schlacht aber wurden von beiden Teilen diejenigen, die sie auf solche Weise gefangen und gesichert hatten, bei ihren Eiden eingemahnt und mußten sich bei dem Feinde stellen und in offener Herberge bei ihm verbleiben mit starkem Leidwesen und allda ihr Hab und Gut verzehren, und durften ohne sein Wissen und Willen nicht von dannen kommen. Da erhub sich auf beiden Seiten groß Wehklagen der Weiber und Kinder von Armuts wegen, auch erkannten beide Teile, daß ihnen dieser Krieg in vieler Weise schädlich gewesen sei, und ließen es zu, daß Freunde dazwischen traten mit wohlbedachtem Mute und gutem Willen, die schieden und verrichteten und vertrugen den Streit und machten zwischen beiden eine friedliche Stallung, und wurde auch zuletzt ein steter und fester und ewiger Friede geschlossen, mit dem Beding, daß sie ihn halten sollten, so lang' es ihnen anstehen würde. Denn das war der Brauch in deutschen Landen dazumal.

Wer sich aber des Friedens wenig zu erfreuen hatte, das war der Eichele. Der wurde von dem gestrengen Herrn Stadtmeister gar übel empfangen und hart angelassen, darum daß er seines Söhnleins nicht besser gewartet habe. Er wollte ihm den Kopf vor die Füße legen lassen; da aber namhafte Zeugen gesehen hatten, wie er angegriffen wurde und ihm das Herrlein derweil entlief, so mußte der Stadtmeister von solchem Vorhaben zurückstehen. Er erdachte also einen anderen Weg, um seinen unversöhnlichen Grimm zu sättigen, und da der Eichele das geschenkte Halsgeschmeide frei öffentlich sehen ließ, wie er auch mit gutem Gewissen tun konnte, so zog er ihn vor Gericht und klagte ihn an, daß er seinem Söhnlein freventlich einen alten unveräußerlichen Erbschmuck abgestohlen habe. Dagegen schwur zwar der Eichele hoch und teuer, das Herrlein habe ihm den Schmuck zu eigen gegeben, aber niemand von seinen Freunden war zu der Stunde im Streit an seiner Seite gewesen, und der Stadtmeister wußte vieles

vorzubringen, um seine Aussage unglaublich zu machen. Die Herren vom Rat, da sie sahen, daß der Stadtmeister von seinem Willen nicht lassen und dem Eichele an Leib und Leben gehen wollte, so ließen sie der Sache ihren Lauf. In der Gemeinde dagegen hatte er viele Freunde, die auf seine Unschuld schwuren und mit Gut und Blut zu ihm stehen wollten. Es war ohnehin eine Spaltung zwischen der Bürgerschaft und ihrem Rat entstanden; denn die Zünfte, die bei den unaufhörlichen Kriegsläuften in Wehr und Harnisch freisam geworden waren, wollten sich die Herrlichkeit der Geschlechter, die im Gericht und Rate saßen, nicht allewege mehr gefallen lassen. Die Mißhellung wurde je länger, je größer, und wußte man oft kaum mehr zu sagen, ob es ein Rechtshandel sei des Stadtmeisters mit dem Eichele oder eine Sache zwischen Rat und Bürgerschaft.

Darüber verzog sich der Entscheid, aber der Rat, der im langen Herkommen des Regiments gewitzt war, machte sich den Frieden zunutze, um sich zu befestigen, und wie er allmählich seine Macht wieder erlangt hatte, so wagte er's doch zuletzt und sprach das Todesurteil, daß der Eichele wegen ehrbrüchiger Bestehlung eines Kampfgefährten zwischen Himmel und Erde an seinen Hals gehenkt werden solle.

Da nun das Armensünderglöcklein grillte, machte sich alles Volk auf und zog zum Tor hinaus, um den Eichele auf seinem letzten Gange zu begleiten. Niemand unterstand sich, ihm zu helfen, aber sie riefen ihm Abschiedsgrüße zu und sahen ihn traurig an, denn er war ein treuer, kühner, fröhlicher Gesell. Fröhlich und aufrecht schritt er auch bei diesem sauren Gang einher, also daß sich männiglich über ihn verwunderte; ja es schien zuweilen, als ob er sich Gewalt antun müßte, um das Lachen zu verbeißen. Zu seiner Rechten ging ein Pfaffe, zu seiner Linken sein Prokurator und Rechtsanwalt, der seine Sache vor Gericht geführt hatte.

Endlich, als sie zur Richtstätte gelangten, sah sich alles Volk um, still und verwundert; aber bald brachen sie in ein großes Gelächter aus, denn es war ihnen auf einmal klar, warum ihr Freund solche fröhliche Zuversicht blicken ließ. Die Bopfinger hatten, erst über dem Kriegslärmen, dann über dem Rechtshandel, ganz und gar vergessen, was mit ihrem Galgen vorgegangen und wie ihnen derselbige von den Beutelspachern weggebrochen worden war. Nun erst, als sie im Eifer daherkamen und ihn nicht mehr auf seinem Platze sahen, gedachten sie daran und waren die Gerichts- und Ratsherren fast sehr erbost und befahlen, daß alsbald ein neuer Galgen aufgerichtet werden solle. Da trat Eicheles Prokurator hervor und sprach: „Mitnichten, edle Herren, das wäre wider Recht und Gesetz; habt ihr den Galgen nicht mehr, so habt ihr auch die Gerechtigkeit verloren, denn sonst könnte ein jeg-

licher, der etliche Balken aufeinander zu zimmern vermag, den Blutbann ausüben; wollet ihr aber henken nach wie vor, so müsset ihr entweder das eurige bei den Beutelspachern oder aber einen neuen Freibrief für Galgen und Stock und alles Hochgerichte, auch was das Blut und Leib und Gut betrifft, bei dem Kaiser holen."

Was der Prokurator gesprochen hatte, das wurde von dem ganzen Volke mit einer Stimme für Recht erkannt, und der Rat mußte sich, wiewohl mit widerhärigem Herzen, darein fügen. Der Stadtmeister wollte zwar den Eichele als einen stinkenden Ruffianer, der den Blutbann meineidig, ehrlos, loblos, treulos an den Feind verraten habe, von der ganzen Gemeinde zu Tode steinigen lassen, konnte aber nicht durchdringen, sondern der Eichele wurde dieser Schuld halber freigesprochen. Auch legten seine Freunde eine große Sicherheit und Bürgschaft für ihn dar, daß er bis zu Austrag der ganzen Sache auf freien Fuß gestellt werden mußte.

Nun wurmte es jedoch den Geschlechtern und Zünften und allem Volk und auch dem Eichele selbst, daß die Beutelspacher ihren Stock und Galgen haben sollten. Schickten demnach zu ihnen und ließen ihr dreibeiniges Eigentum zurückfordern. Die Beutelspacher lachten und antworteten, sie seien nicht gewohnt, ein geschenktes Gut wieder herauszugeben; wenn man den Galgen mit Gewalt holen wolle, so sei solches nicht verwehrt; in Minne aber werden sie ihn nun und nimmer lassen. Dabei verwiesen sie auf den Richtungsbrief, der bei der Sühne aufgesetzt worden war, laut Urkund dessen die aufgewandten Kriegskosten jedem der beiden Teile an seinem Part zur Last fielen, dagegen aber auch beide Teile alles das behalten sollten, was sie in diesen Spänen und Stößen, Zweiungen, Kriegen und Aufläufen mit Gewalt zuhanden gebracht und sich zugeeignet, und sollte auch aller Unwille ab und tot sein und kein Teil dem anderen nichts geahnden noch geäfern, weder Mord, noch Brand, noch Raub und Nahme, wes Namens es auch sein möge, weder mit Worten, noch mit Werken, noch mit Raten, noch mit Getaten, weder heimlich, noch öffentlich, noch in irgend einer Weise, ohne alle Arglist, ohne alle Gefährde.

Wäre es nun den Bopfinger Herren nach ihrem Sinn ergangen, so wäre abermals der Krieg entbrannt, und auch der Eichele hätte sich gern wieder frisch gehalten vor dem Feind, um die Scharte auszuwetzen, und hätte es ihn auch nachher den Hals gekostet; aber die Zünfte wollten keinen neuen Krieg und sagten, der vorige sei nur aus Eigennutz der Herren angesponnen worden, die die meisten Weinberge hätten und mit ihrem Zoll den Beutelspachern den Weinhandel hätten abstricken und für sich allein behalten wollen. Also waren die Herren genötigt, von ihrem Fürnehmen abzustehen.

Da wurde der Rat des Sinnes, an den Kaiser zu gehen und eine neue Galgengerechtsame von Vollkommenheit kaiserlicher Macht und Gnade zu erwirken; denn der Kaiser war für alle Schäden gut, wenn man an ihn kommen konnte. Nur war er nicht leicht zu finden, denn er zog das ganze Jahr im Reich umher und war bald da, bald dort. Also rüsteten sie mit großen Kosten Gesandte aus, die zogen dem Kaiser nach und fragten allenthalben nach ihm. Es währte aber lang', bis sie ihn fanden. Und als sie ihn gefunden hatten, konnten sie nicht gleich vor ihn kommen, denn es waren Botschafter und Verordnete aus allen Landen da, und jeder wollte etwas von ihm und hatte ihm etwas zu klagen, also daß er viel zu richten und zu schlichten hatte. Da blieben sie einstweilen bei ihm, bis daß sie Gehör erlangen sollten, und zogen mit seiner Hofhaltung von Ort zu Ort durch das ganze Reich. Und weil sie auf solche Weise ihren Reisepfennig verzehrten, so mußten sie jeweils einen aus ihnen gen Bopfingen heimschicken, um neue Wegzehrung für sie zu holen. Auch mußten sie allen die Hände schmieren und salben vom untersten Diener bis zu den obersten Erzämtern hinauf, um endlich zu dem Kaiser durchdringen zu können; und auch vor dem Kaiser selbst durften sie nicht mit leeren Händen erscheinen. Solches dauerte jahrelang, und haben die Bopfinger viel Gelds und Guts dabei zusetzen müssen.

Unter dieser Zeit begab sich's einmal, daß ein fremder Dieb zu Bopfingen auf handhafter Tat ergriffen wurde. Da saßen sie über ihn zu Gericht und er bekannte ihnen frei, daß er um dieser und anderer Taten willen den Galgen reichlich verschuldet habe. Sintemal sie aber nicht hatten, woran sie ihn henken konnten, schämten sie sich sehr, gaben ihm fünfzig Gulden und sagten, er solle sich anderswo einen Galgen suchen. Der Dieb meinte, sie hätten das aus Verachtung seiner getan, ward sehr erbost, lief hin zu ihrer sauren Nachbarschaft, den Beutelspachern, und bot diesen die fünfzig Gulden, so sie ihm zu seinem Recht verhelfen wollten. Die Beutelspacher aber pochten und sprachen: „Was bedürfen wir eines Fremden? Dieser Galgen ist für uns und unsere Kinder." — Ließen ihn mit diesen Worten wieder laufen. Der zog auch lang' umher im Reich und konnte nicht zu seinem Rechte kommen, bis er zuletzt nach Westfalen geriet und der heiligen Feme in die Hände fiel. Dieselbige erbarmte sich sein, henkte ihn an den nächsten Baum, wie es ihre Weise, Handhabung und Gewohnheit war, und steckte ihr Messer dazu. Denn dieses Gericht übte großen Fleiß und nahm sich aller femwrogigen Missetaten an, die sonst in den Landen deutscher Zunge ihr Recht und ihren Strick nicht finden konnten.

Den Beutelspachern erwuchs inzwischen auch mancher Segen von ihrem Galgen. Sie hatten ihn an einem ungereimten Ort aufgerichtet, und als sie auf einen Tag etliche Diebe, weiß nicht eigene

oder fremde, daran gehenkt hatten, so trug es sich zu, wenn die Sonne dahinter stand, daß die Schatten der Gehenkten in die Häuser hereinfielen, an den Wänden hin und wieder spielend, und die Weiber, die mit einem Kinde gingen, zum Schaden ihres Leibes an dem Schattenspiel erschraken. Da besorgten sie sich schwerer Gefahr für ihre Nachkommenschaft, ja sie fürchteten gar, es möchten von diesen Dingen mit der Zeit Erbdiebe unter ihnen aufkommen; brachen daher den Galgen wieder ab und führten ihn an einem gelegeneren Orte auf, also, daß er ihnen auch nicht wenig Unlust, Zeit und Geld gekostet hat.

Nachdem nun die Gesandten der Bopfinger viele Jahre mit dem Kaiser umhergefahren waren, erdrangen sie endlich einen Brief von ihm, worin ihnen die Freiheit und Gewalt erteilt wird, einen neuen Stock und Galgen aufzurichten und sich desselbigen zu gebrauchen. Und alsbald, da sie das Pergament mit dem kaiserlichen Siegel nach Hause brachten, ließ der Rat den Galgen zimmern und den Eichele hinausführen, um das vergilbte, aber noch rechtskräftige Urteil nunmehr durch die Hand des Meisters Hämmerling an ihm zu vollstrecken. Und abermals zog die Gemeinde traurig mit und getraute sich nicht, ihren Freund zu erretten. Der aber war betagt und lebenssatt, und als sein Prokurator im Hinausziehen zu ihm sprach, diesmal werde ihm nicht mehr zu helfen sein, so antwortete er, es liege ihm nicht viel daran, und doch, so lang' er noch nicht von der Leiter gestoßen sei, könne sein Heil noch blühen und hätten seine Feinde keine Ursache, sich zu freuen. Da er nun auf der Leiter stund, so verlas ein Ratsherr mit lauter Stimme den kaiserlichen Freibrief vor der Gemeinde. Der Eichele hörte aufmerksam zu und bei einer Stelle gab er seinem Prokurator einen Wink; dessen Gesicht aber sah mit einmal ganz freundlich aus, wie ein Herbsttag, wenn sich das Gewölke verzieht. Der Ratsherr, da er zu Ende war, wollte den Befehl zur Hinrichtung geben, und der Henker griff schon zu; da trat aber der Prokurator hervor und sprach: Edle, gestrenge, feste, wohlweise, fürsichtige Herren, ihr habt zwar von kaiserlichen Gnaden die Freiheit erlangt, Holz im Walde zu fällen und einen Galgen daraus zu zimmern, selbigen auch aufzurichten, nebst Bewilligung anderen Zubehörs an Eisen, Klammern, Nägeln, Leiter und mehr, aber die Hauptsache ist von kaiserlicher Majestät übersehen und vergessen worden, nämlich die Gerechtigkeit, einen Strick an dem Galgen zu haben, da doch sonsten in dem Privilegio aller Punkten gar besonders gedacht wird und kein Jota mangelt, nur allein den Strick ausgenommen; bin derhalben gänzlich der Meinung, ihr müsset den Kaiser noch einmal beschicken und des Strickes wegen um ein vollständiges Privilegium einkommen, anheute aber und bis auf ein weiteres euch vorhabender dieser Exekution bemüßigen.

Über solchen Protest entstand ein unermeßliches Frohlocken in der Bürgerschaft und der Eichele ward mit lachendem Munde von der Leiter herabgeholt. Der Rat wollte sich zwar dagegensetzen, aber er mußte die Satzung und den Rechtsbuchstaben ungescholten lassen, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als auf ein oberstrichterliches Erkenntnis anzutragen, bis zu dessen Findung und Fällung der Malefikant abermals gegen Bürgschaft seiner Freunde auf freien Fuß gesetzt werden mußte. Die Sache kam vor das löbliche Kammergericht, das jegliches Unrecht von Herzen scheute und darum ein Urteil in keinerlei Weise übereilte. Endlich aber erließ es doch sein Mandat und erkannte, daß der Rat allerdings den Kaiser erst um ein besonderes Privilegium, sich des Stricks zu bedienen, bitten müsse, und daß er, bevor ihm sotanes Privilegium erteilt sein würde, sich eines peinlichen Halsgerichtes, wobei auf den Strick erkannt werde, in alle Wege zu enthalten habe.

Da nun der Spruch, nach welchem der Verurteilte den dürren Baum reiten sollte, nicht mehr zu ändern war und seine Widersacher sich nicht unterstehen durften, ihn mit einer anderen Strafe anzusehen, so zogen die Gesandten wieder dem Kaiser nach und mit dem Kaiser im Reich umher; weil jedoch der Herr bei dem großen Drang des Regiments nicht gern von derselbigen Sache zweimal hören wollte, so hatten sie nun mit dem Strick noch viel mehr Kummer, Aufhalt und Hindersal, denn sie zuvor mit dem Galgen gehabt hatten. Da sie aber zuletzt doch ihre Werbung vollbracht hatten und mit der Gerechtigkeit des Stricks als alte eisgraue Männer nach Hause kamen, da fanden sie die Geschlechter vertrieben, die Zünfte in Rat und Gericht eingesetzt und die ganze Ordnung umgekehrt. Sie legten der neuen Obrigkeit Rechenschaft von ihrer Sendung ab, überlieferten die besiegelte Urkunde und erlangten freien Abzug, worauf sie eilends weiterreisten, um ihre alten Freunde aufzusuchen.

Der unversöhnliche Stadtmeister war am Tage, wo die Zünfte über den Rat obsiegten, vor Leid und Unmut gestorben, und auch der Eichele schlief schon längst, aller Todesangst überhoben, unter einem schönen Grabstein, den ihm seine Freunde aus den Zinsen des Bürgschaftsgeldes hatten setzen lassen. Nach alter Sitte war der Inschrift beigefügt: Ascensionem exspectans, und heißt das zu deutsch: Er harret seiner Erhöhung.

Auf solche Weise sind die Bopfinger endlich wieder zu ihrem Galgen und Strick gekommen. Es hat sich aber davon viele hundert Jahre lang in Bopfingen und Beutelspach ein Sprichwort erhalten. Nämlich wenn einer von einem anderen etwas Unbilliges, oder was diesem unbillig schien, begehrte, und der es ihm recht nachdrücklich abschlagen wollte, so schlug er's ihm ab mit den Worten:

„Ja, den Galgen!“ sagt der Eichele.

Die Religion und die Dichter.

Von R. H. Braasch.*)

Will man das Leben einer Zeit erkennen, so darf man an dem Reiche der Poesie nicht achtlos vorübergehen. Kommt doch dem Dichter eine Doppelstellung zu seinen Zeitgenossen zu. Er ist nicht immer produktiv im eigentlichen Sinne, d. h. er hat nicht immer die Gabe, durch kraftvolle Originalität den Geist seiner Zeit wesentlich beeinflussen und umbilden zu können. So mächtig einst Schiller unser Volk ergriff, der Kern seiner Gedankenwelt stammt doch von Kant. Der Philosoph erscheint hier als der Schöpfer neuer Lebensanschauungen, der Dichter nur als sein Prophet und Interpret. So erscheint der Dichter zunächst als ein lebendiger Spiegel des geistigen Lebens seiner Zeit. Was Geist und Herz des Volkes bewegt, bringt er zu einem volkstümlichen Ausdruck. Die Probleme seiner Zeit stellt er in seinen Schöpfungen den Zeitgenossen vor die Augen. Aber auf der anderen Seite bringt er auch oft, was erst halb unbewußt die Gemüter beherrscht, zum vollen Bewußtsein, wie das in hinreißender Weise Schiller in seinen „Räubern" getan hat. Dadurch bricht er neuen Geistesbewegungen unwiderstehlich Bahn. Ja, vielleicht ist er selbst auch der originale Träger neuer, zukunftsschwangerer Anschauungen und Ideen, wie das von Goethe gesagt werden kann.

Auf das religiöse Leben angewandt, bedeutet das: einerseits spiegelt sich der allgemeine Stand desselben vielfältig bei den Dichtern wider, anderseits wirken sie kräftig auch auf das religiöse Empfinden, Denken und Leben ihrer Zeitgenossen ein.

Wenn wir es aber nun unternehmen wollen. unter diesen beiden Gesichtspunkten die lebendigen Einflüsse der Poesie auf die Religion unseres Geschlechtes aufzusuchen, so kann das hier natürlich nur skizzenhaft geschehen. So können wir nur die prägnantesten Beispiele herausgreifen, um das zu illustrieren, was wir zeigen wollen. Und oft bleibt bei der gewaltigen Fülle dichterischer Leistungen es mehr Sache des Zufalls als der Notwendigkeit, ob wir gerade diesen oder jenen Dichter in unsere Betrachtung mit hineinziehen sollen.

Ich beginne mit einem Wort über unsere Klassiker.

Klopstock ist ganz zurückgetreten. Sein Messias wird von der heutigen Jugend längst nicht mehr gelesen. Auch von Herder darf man wohl sagen, daß er trotz des Herderjubiläums 1903 unserem Volke nicht wieder wirklich nahegetreten ist, so vieles auch heute noch von ihm

* Aus dessen trefflicher Schrift: Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Leipzig. B. G. Teubner. 1905.

zu lernen wäre, gerade auch von seiner religiösen Eigenart. Von Lessing! Wir sahen, wie seine religiöse Toleranz mehr Gleichgültigkeit als geschichtliche Gerechtigkeit gegen die verschiedenen Religionen in sich schloß und so auch heute die Indifferenz bestärkt. Das Schwergewicht im Leben der beiden so engverbundenen Dichterheroen Schiller und Goethe fiel nicht auf die religiöse Seite. Sie waren nicht in erster Linie religiös gestimmt und gerichtet, sondern ästhetisch und humanistisch. Das Schöne und das menschlich Edle, das war ihre hohe Losung. Und das haben sie in ihren unsterblichen Dichtungen so groß aufgefaßt, so rein und gewaltig dargestellt, daß sie als Dichter zugleich die Bannerträger der edlen Humanität geworden sind mit einer ganz ungemein tief in die Herzen gehenden Gewalt und Autorität. Beide nahmen in religiöser Beziehung im großen ganzen selber nur eine unsicher schwankende Stellung ein, waren selber suchende, vom religiösen Geist und der Kirche ihrer Zeit nicht befriedigte Menschen — (selbst Herder konnte Goethe nicht in die Kirche ziehen!). Trotzdem kann man es wahrnehmen, daß die beiden Gewaltigen auch mit ihren religiösen Aussprüchen einen außerordentlichen Einfluß noch heute ausüben. Die Herzen kommen solchen Geistesheroen eben in allen Dingen mit einem außerordentlichen Vertrauen entgegen. Man darf wohl sagen, beide waren zu tief, als daß sie nicht oft auch religiös empfunden hätten. Ich erinnere an Schillers „Drei Worte inhaltsschwer", an seinen idealen Schwung, sein inneres Schauen einer seligen und himmlischen Idealwelt, an sein sittliches Pathos, das durch seine Dichtungen flammt. Das alles darf man getrost christlich bei ihm nennen, eben weil es zugleich rein menschlich ist im edelsten Sinne. Daneben aber hören die der Religion im Herzen Entfremdeten noch heute umso lieber sein wenigstens mißverständliches Bekenntnis: „Ich habe keine Religion aus Religion" und breiten es aus in Volksversammlungen mit dem Hinzufügen: So glaubte Schiller! Und dem entspricht doch auch die Klage des Dichters in den Göttern Griechenlands:

Einen zu bereichern unter allen
Mußte diese schöne Götterwelt vergeh'n!

Vollends Goethe hatte in seinem Leben Zeiten eines starken Gegensatzes gegen das Christliche. Er wollte selbst als ein entschiedener Nichtchrist angesehen sein. Im „Faust" ringt und kämpft schon lange vor Nietzsche ein Übermenschentum, das sich auch des überkommenen Sittlichen zu entledigen sucht. Freilich hat es bei Goethe in der Tragik seiner Opfer ein starkes Gegengewicht. Wird aber nicht auch das berühmte Faustbekenntnis noch immer von vielen als Gipfelpunkt aller Weisheit und alles religiösen Tiefsinns gepriesen?

Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott!
Ich habe keinen Namen dafür! Gefühl ist alles,
Name ist Rauch und Schall umnebelnd Himmelsglut.

Diese schönheitsvolle Stelle kann nun aber offenbar ihrem Inhalt nach ebensogut ganz religionslos, rein ästhetisch, als ganz pantheistisch ins Nebelhafte zerfließend, als auch wirklich fromm verstanden und ausgelegt werden. Es ist daher wohl begreiflich, daß es viele gibt auch unter den Hochgebildeten, die sich an Goethe gerade als den „alten Heiden" am liebsten halten, um sein Heidentum zu teilen und ebenfalls als „dezidierte Nichtchristen" zu leben.

Doch sind die schönsten, tiefsten Klänge im „Faust" dem Christlichen entlehnt, doch geht durch die „Iphigenie" ein Hauch milden und tiefen christlichen Friedens, und wer Eckermanns Gespräche mit Goethe einmal durchgelesen hat, wird zwar auch hier mancherlei sich widersprechende Äußerungen nacheinander finden können, aber es tritt ihm unabweisbar entgegen, wie religiöse Gedanken in dem abgeklärten Geist des großen Dichters ihr Heimatrecht behaupten und ein denkender Glaube mit christlichem Inhalt und christlichen Hoffnungen sich füllt.

Immer bleibt es eine ungemein tragische Verkettung unserer Geschichte, daß unsere klassische Dichtung und mit ihr unsere gesamte geistige Kultur sich so weit hinweggestellt haben von dem Geiste der christlichen Religion, dem sie doch selbst ihr Wertvollstes durchaus verdanken und ohne welche sie schließlich Maß und Halt verlieren müssen.

Weit schärfer noch als in der klassischen Literaturperiode sollte freilich in der Folgezeit so mancher Dichter gegen die Religion zu Felde ziehen. Es blieb in den Vierziger- und Fünfzigerjahren nicht bloß bei dem Kampfe gegen das Muckertum, den wir besonders in den politischen Liedern vertreten sahen. In dieser Zeit erhob sich auch die neue Dichterschule, die sich mit dem stolzen Namen des „jungen Deutschland" schmückte. Ludwig Wienbarg hatte den Namen gegeben, indem er seine „ästhetischen Feldzüge" dem „jungen Deutschland" widmete. Gutzkow, Laube, Wienbarg, Theodor Mundt, Börne, vor allen Heinrich Heine, der glänzende lyrische Dichter, gehörten in diesen Kreis. Eine Zeitlang beherrschten sie die deutsche Journalistik und beeinflußten schon dadurch in weitreichender Weise die Lebensanschauungen und Lebensrichtung des deutschen Volkes. Für uns kommt, indem wir ihre sonstige literarische Bedeutung beiseite lassen, ganz allein ihre Wirkung auf das religiöse Leben in Betracht. Und das Urteil darüber kann nicht zweifelhaft sein. Die Tatsachen führen hier eine zu deutliche Sprache. Hat doch der sonst gerne mit seinem Wissen prunkende Gutzkow sich nicht gescheut, Christus einem Thomas Münzer gleichzustellen und seine Jünger als einfältige, leichtgläubige Menschen geschildert, als „Gottes Wort vom

Lande"! Sein Wunsch war: „Hätte die Welt doch nie von Gott gewußt, sie würde glücklicher sein!" Und Heine wollte das Kreuz vollends umstoßen. Voltaire habe mit seinen Scherzen und Spöttereien nur den sterblichen Leib der christlichen Religion geritzt. Er wolle die Seele töten. Durch sein Lied geht ein heiserer Ton des Hasses:

Und als der Morgennebel zerrann,
Da sah ich am Wege ragen
Im Frührotschein das Bild des Manns,
Den man ans Kreuz geschlagen.
Mit Wehmut erfüllt mich jedesmal
Dein Anblick, mein armer Vetter,
Der du die Welt erlösen gewollt,
Du Narr, du Menschheitsretter!

Dieser Stellung des „jungen Deutschland" zum christlichen Glauben entsprach auch seine Stellung zur Sittlichkeit, ich möchte fast glauben als Erklärung für jene. Es predigt die Freiheit der Instinkte, die freie Liebe als neues Evangelium. Es legte die Hand an jede sittliche Scheu und keusche Scham und wollte Bahn machen für die Emanzipation des Fleisches.

Unsere besten Männer haben gleich gegen die verderbliche Lehre energisch Front gemacht. Karl Hase wandte sich, als sie ihr dreistes Haupt emporhob, gleich an seine studentischen Zuhörer: „Ihr teueren Jünglinge, welche die Wissenschaft in diesen freundlichen Tälern versammelt hat, entreißet jenen, welche eine abgestandene Weisheit aus Paris geholt haben, durch euern Glauben und euer Leben den täuschenden Namen eines „jungen Deutschland"! Die wahren Dichter der deutschen Jugend, das sind Ludwig Uhland, der die heimlichsten Gefühle eines schwäbischen und eines deutschen Herzens in Lieder gebracht hat, und Friedrich Rückert als der Urheber der Wunderlieder, in denen die ewigen Gefühle der Menschheit eine Blumensprache reden, deren Worte er auf deutschen Bergen, in der Naturfülle des Morgenlandes und in geheimen Zaubergärten gepflückt hat."

Freilich werden auch die dringendsten Warnungsrufe so getreuer Männer es nicht verhindert haben, daß die reichlich ausgestreute Saat auch in vielen Herzen aufgegangen ist. Tatsächlich ist doch namentlich Heinrich Heine eine Zeitlang einer der am eifrigsten gelesenen und am höchsten gefeierten Autoren gewesen. Seine Schriften wurden von vielen mit Heißhunger verschlungen und seine Lieder, unter denen manche echte Perlen sich befinden, wurden gesungen im deutschen Volke.

Eine neue Epoche deutscher Literatur mit einer starken Beimischung skeptischen und antichristlichen Geistes tritt uns endlich auch in der modernen Dichtung entgegen. Allmählich trat der Einfluß Auerbachs mit seinem aus Spinoza geschöpften Pantheismus und derer um Gutzkow

mit ihrem allgemeinen und verschwommenen Aufklärungsstreben zurück. Nun machten die Schopenhauer und Nietzsche und mit ihnen zugleich Dichter des Auslandes, die Tolstoi, Ibsen und Zola ihren Einfluß in der deutschen Literatur geltend, abgesehen davon, daß eine Reihe von russischen, französischen und skandinavischen Romanen auch in deutscher Übersetzung eine große Verbreitung fanden. In vielen dieser fremden Dichtungen waltete auch ein deutschfremder, auflösender, zersetzender und vergiftender Geist vor. So hat Ibsen leider einen viel zu großen Einfluß besonders durch die Bühne erlangt. Er bietet uns in oft harter Unschönheit meist Bilder ungesunder, schiefer und verrotteter, heuchlerischer Zustände und Charaktere. Der schweizerische Dichter Josef Widmann hat einmal treffend gesagt, Ibsen gleiche einem Spechte, der so lange an die Rinde eines Baumes klopfe, bis er eine faule Stelle unter derselben entdecke. Zola schildert mit sinnlicher Anschaulichkeit die Sünden des Fleisches. Er läßt sie sich freilich auch mit unerbittlicher Folgerichtigkeit oft genug tragisch auswirken. Und in den russischen Romanen ist das oft nicht weniger der Fall. Und doch liegt, wenigstens in einem großen Teile dieser modernen Literatur, keine reinigende und erhebende, begeisternde Kraft. Der Leser wird nicht von reiner Freude durchströmt, vielfach im Gegenteil nur vom schleichenden Gifte der Lüsternheit ergriffen. Und damit spekulieren vielfach die modernen Dichter. Insoferne knüpft die moderne Dichtung kräftig an das „junge Deutschland" wieder an, ja geht noch über dasselbe hinaus. Otto von Leixner hat daher in der „Täglichen Rundschau" mit Rücksicht auf Dr. Paul Gräbers „Liebeslieder moderner Frauen" einen sehr ernsten Warnungsruf zu erheben sich gedrungen gesehen. Das sei „Dirnengeist in Frauenlyrik", verderbliche „Giftmischerei", und man müßte beklagen, daß man gegen die Urheberinnen nicht die Geißel anwenden könne. Sodann spukt, wie gesagt, besonders Nietzsches Geist durch die moderne Literatur. Unsere Modernen predigen nicht direkt wie das „junge Deutschland" die Emanzipation des Fleisches, sie stellen sie aber dar in lebensvollen Gestalten, wodurch sie vielleicht noch verderblicher wirken.

So schildert Sudermann in seinem „Johannes" zunächst meisterhaft mit wenigen Strichen geschichtlich treu die Gesetzesangst der Pharisäer und die ganze religiöse und politische Situation. Dafür ist Johannes um so mehr karikiert: ein teils mystisch unklarer, teils modern-sentimentaler Mensch. Seine Gestalt schwankt — höchst ungeschichtlich — zwischen dem Bußprediger, der freilich zur dürren Gemütlosigkeit verhärtet erscheint, und dem politischen Volksführer und Aufrührer. Auch die Art, wie Christus — wenn auch ganz im Hintergrund bleibend — in das Stück mit hineingezogen wird, ist wesentlich sentimental. Die Anziehungskraft ruht auf der Dekadenzfamilie des Herodes mit der ehebrecherischen

Herodias und der schamlosen Salome. Salome ist die Hauptperson. Das Jenseits von Gut und Böse sieht man in ihr verkörpert: „Ich bin eine Rose im Tal und eine Blume zu Saron. Wer mir danken will, der pflücket mich ab. Ich fürchte mich vor keinen Männern. Sie sind mir recht, so wie sie sind."

Max Kretzer läßt uns in seinem „Gesicht Christi" lehrreiche Blicke tun in das Großstadtelend Berlins, in die sozialdemokratische Arbeiterwelt, auch in die religiöse Stimmung und Gedankenwelt der Sozialdemokratie. Die Darstellung aller anderen Lebenskreise zeigt uns Härte, schmutzigen Egoismus, gemeine Verkommenheit. Die Visionen Christi aber, wie sie immer wieder in den Gang des Romanes eingreifen, sind unpsychologisch, schwarmgeisterisch. Und die Art, wie sie einmal in eine widerlich lang ausgesponnene, rohe Verführungsgeschichte hineingezogen wird, hinterläßt den bestimmten Eindruck, daß hier vor allem auf die Lüsternheit der Leserwelt spekuliert wird und wirkt doch direkt abstoßend und verletzend. Nebenbei ist dieser Roman vielleicht typisch zu nennen in bezug auf die Bibelkenntnis mancher unserer Modernen. Da lernen wir eine neue Seligpreisung kennen: „Selig sind die Einfältigen, denn sie werden das Reich Gottes sehen", und einen neuen Spruch: „So du an mich glaubst, will ich dir die Krone des Lebens geben." Und eine Dame der Heilsarmee droht mit dem Fegefeuer. Eine tiefere Ahnung taucht aus der nervösen Gesamtstimmung doch empor: „Wenn wir alle so weit gekommen sein werden, die Leibesnot der Erde verbannt zu haben, dann wird ein anderes Elend beginnen, das die Sehnsucht nach dem Himmlischen erweckt."

Die Beispiele ließen sich mit leichter Mühe vermehren. Es hätte sich auch an Hauptmanns „Versunkener Glocke" zeigen lassen, wie Meister Heinrich nichts anderes als ein Stück Übermensch sein will oder wie die Hauptheldin von Ibsens Nora dabei anlangt, daß sie zuletzt nicht mehr weiß, was gut und böse ist und daß sie ganz am Ende ist mit ihren religiösen Anschauungen. Und in der modernen Kunst ließen sich leicht verwandte Erscheinungen nachweisen. Vielleicht, daß sich aus all dem noch eine gewisse Ehrlichkeit und ein Wahrheitsenthusiasmus herausarbeitet und den Boden für höheres Schaffen bereitet. Sowie die „Moderne" im großen und ganzen uns anmutet, ist sie für die Verjüngung und Läuterung des religiösen Volkslebens nicht angetan. Vielmehr birgt sie dauernd schwere Gefahren in ihrem Schoß. Sie zieht nicht hinauf in ideale Höhe, sie kettet an die Erde und belastet die Seelen mit Erdenschwere. Sie bricht heilsame Schranken und notwendige Normen nieder, unterminiert die religiöse Anschauung von tausend Angriffspunkten aus, ohne etwas anderes wiedergeben zu können, als Überhebung, frostige Zweifel, künstliche Probleme, Unsicherheit des

Gewissens. Die ungezählten Bühnen niederen und niedersten Ranges vollenden das Werk, tun, wie mit Recht gesagt worden ist, hochverräterische Arbeit an unserer Jugend, ziehen den Geist des Volkes hinab in gemeine Sinnlichkeit. Und das eben dürfte die Hauptwaffe zugleich des modernen religiösen Unglaubens sein, er öffnet die Türe zum Genuß, er macht frei zur Sünde.

Zum Glück dürfen wir aber auch noch eine ganz andere Linie unserer literarischen Entwicklung verfolgen, auf die wir mit Freude und Hoffnung blicken.

Das sind die glücklichsten und gesundesten Zeiten, wenn der Strom der Poesie zugleich Wogen warmbegeisterten, nationalen und religiösen Empfindens treibt, zugleich sinnige Volkslieder und innige Kirchengesänge aus sich heraus gebiert, wenn das allgemein und rein Menschliche mit der Religion harmonisch sich zu vollen Akkorden verschmilzt. So war es in der Zeit der Freiheitskriege. Vor 100 Jahren sang Uhland (1805) sein Lied von der Kapelle und Schäfers Sonntagslied, 1814 die Siegesbotschaft: Es rauscht und singt im gold'nen Licht, der Herr verläßt die Seinen nicht. Ernst Moritz Arndt, Körner, Schenkendorf, Novalis stimmen zugleich innig gläubige und lodernd patriotische Gesänge an. Noch heute tönen sie fort im Herzen des deutschen Volkes, ein reines Echo jener weihevollen und drangvollen Zeiten. Nach dem großen Krieg 1870 haben wir wenigstens noch einen Nachklang von dem allen erlebt. Emanuel Geibel, Rosegger, Riehl sind voll von patriotischer und zugleich frommer Empfindung, Geibel zumal darf auch als der Sänger einer wiedergeborenen freien Kirche des Geistes gepriesen werden. Auch die uns schon bekannten politischen Liederdichter haben manchen herzerfreuenden Ton gefunden. Hoffmann von Fallersleben wollte nicht nur ein politischer Muckerfresser sein, er gab uns auch seinen gemütvollen Abendgesang!

So in deinem Streben bist, mein Herz, auch du:
Gott nur kann dir geben wahre Abendruh.

Und ins Herz des Volkes klang sein Trost:

Bist du auch hienieden
Gar gering und arm,
Herz, gib dich zufrieden,
Laß den Gram und Harm!
Denn die höchsten Gaben
Sind auch dir nicht fern,

Weil wir alle haben
Einen Gott und Herrn,
Einen Herrn und Meister
Und ein Himmelreich;
Alle guten Geister
Sind auf Erden gleich.

Robert Prutz schenkte uns das köstliche Weihnachtslied: „Heil'ge Nacht, auf Engelsschwingen nahst du leise dich der Welt." Das war die Kehrseite zu seinem Spott: „Das Volk muß glauben — glauben oder doch so tun!" oder zu Herweghs: „Reißt die Kreuze aus der Erden!" Dann als schon das Morgenrot der ersehnten deutschen Volkserneuerung

unter Kaiser und Reich heraufzog, stimmte Fritz Reuter, der die ganze Misere der Vierziger- und Fünfzigerjahre am eigenen Leibe so bitter empfunden hatte, seine Leier zum reichen, köstlichen, von der Sonne echten Humors durchwärmten Volksgesang. Ein Erzählertalent ohnegleichen erquickt, rührt und läutert dieser echte Dichter nicht nur durch seinen urgesunden Humor, sondern auch durch seine lautere Frömmigkeit noch heute Tausende durch seine unvergänglichen Werke. Gleich im Eingange seiner „Stromtid" stellt er uns in Havermann ein ergreifendes Beispiel echten und großen Gottvertrauens, wie dann weiterhin das Idealbild eines evangelischen Pfarrhauses vor Augen. Es ist aber zugleich sehr charakteristisch, wie viel Kritik Reuter auch aufzuwenden nötig hat gegenüber der unter seinen Augen vollzogenen Wendung der kirchlichen Entwicklung im Protestantismus, wie deshalb Bräsig, der Mann mit dem goldenen Herzen, der beste Freund des Pfarrhauses, doch nichts weniger denn ein Kirchenmann ist und erst recht ein abgesagter Feind der „Jesuwiter und Pitisten" und welche Typen Reuter z. B. in seinem „Hannenüte" bei der Taufe zur Verfügung hat im Konsistorialrat Truthahn und seiner frommen Anhängerin, der augenverdrehenden Gans. Das ist eine bittere Beigabe zu seinem echt frommen Sinn, die auf wunde Stellen in der neueren Gestaltung der evangelischen Kirche nur zu drastisch hinweisen muß.

Einen Einblick in den Reichtum der rein religiösen Dichtung, namentlich lyrischer Gattung, welche uns im ganzen Verlaufe des letzten Jahrhunderts bis in diese Stunde begleitet, gewährt uns Nippold in seinem „Christuslied".

Eine eigentümliche Tatsache, die er mit Recht betont, ist es, daß speziell in der ultramontanisierten, neueren katholischen Kirche das Christuslied verstummt ist. Aber eine andere bemerkenswerte Tatsache ist es auch, daß es eine sehr große Anzahl von Namen solcher religiöser Dichter evangelischer Herkunft gibt, die völlig der Vergessenheit anheimgefallen sind.*) Es bleibt doch eine stattliche Reihe solcher übrig, die wir alle kennen. Ich nenne als die älteren Vertreter dieser vielbegehrten religiösen Lyrik Spitta und Knapp. Ihnen folgen Julius Sturm, Gerok und noch mehr als humorvoller populärer Erzähler Emil Frommel. Ihre Schriften haben in den ausgesprochen christlich gesinnten Kreisen eine ungemein reiche Verbreitung, Anerkennung und Bewunderung gefunden. Sie leben und wirken noch heute in Segen. Eine missionierende, erobernde Kraft scheint ihnen aber nicht innezuwohnen. Sie pflegen und stärken das religiöse Empfinden, wo es schon vorhanden ist, sie setzen aber den Glauben voraus und werden da als tote Schaustücke in den Salons aufliegen, wo man dem modernen Geist der Skepsis

*) Es gibt auch namhafte katholisch-religiöse Dichter, die nicht vergessen werden sollten.
Die Red.

oder der Indifferenz sich ergeben hat. Unter den erzählenden Talenten haben seit Mitte des Jahrhunderts besonders der Bremer Pastor Funke und die schwäbische Pfarrfrau Ottilie Wildermuth zahlreiche Leser gefunden. Dann haben wir einen bemerkenswerten Zustrom englischer Literatur erlebt. Am tiefsten dürften Robertson und mit seinen glanzvollen und gedankenmächtigen Romanen Kingsley in unser Geistesleben eingedrungen sein.

Das Lutherjahr 1883 brachte wieder einmal eine kleine spürbare Woge patriotischer und religiöser Erhebung. Ihre schönste Frucht waren die verschiedenen Lutherdichtungen, unter denen O. Devrients Lutherfestspiel durch populäre Kraft am meisten hervorragt. Es hat einen Triumphzug bis über Deutschlands Grenzen hinaus gemacht und ungezählte Tausende ergriffen und wenigstens auf Augenblicke vor die höchsten Fragen gestellt. Es ist noch heute jung und stark.

Aus der Flut der literarischen Erscheinungen der letzten Jahre ragen Gustav Frenssens, des holsteinischen Pastors wahrhaft dichterische Schöpfungen, vor allen Jörn Uhl, nun in 170 Auflagen erschienen, hervor. Diese Dichtungen vertreten zugleich einen freien und innigen religiösen Standpunkt. Es fehlt auch hier nicht ganz, wie bei Reuter, die Kritik der gegebenen kirchlichen Wirklichkeit. Aber die Leser sehen inmitten all der Nöte des Lebens, all der menschlichen Irrungen und Schwachheiten das Licht eines Glaubens, der schlicht, anspruchslos und tiefgewurzelt ist. Und auch Naumann steht unter den religiösen Schriftstellern als ein Dichter mit machtvollen, klaren Worten unter seinen Zeitgenossen und auch um ihn scharen sich ungezählte, eifrige Leser. Man braucht nicht zu erwarten, daß diese beiden die Kraft haben, eine neue religiöse Zukunft herbeizuführen. Aber das machen sie offenbar, daß das religiöse Bedürfnis auch heute trotz aller modernen und minderwertigen Literatur noch lange nicht aus den Herzen getilgt ist. An ihnen hat es sich neuerdings vielfach neubelebt, wohl auch geläutert und vertieft. Noch ist das Zeitalter Nietzsches und des naturalistischen Monismus lange nicht gekommen. Vielleicht darf man hier Zeichen eines sich anbahnenden tieferen Umschwunges zu sehen wagen.

Ein armes Volk.

Gestalten aus deutsch-ungarischem Grenzgebiete von **Rosa Fischer.**

Vor der Haustür tönt Gesang — Gesang von zwei Stimmen, eine hoch, eine nieder — Kinderstimmen mit fremdartigem, langsam fallendem Klang. Das Hinausschauen, um zu wissen, wer es ist, hätte gar nicht not, denn schon bei dem ersten Ton, der erklingt, weiß man im steirischen Bauernhause: „Zigeuner sind draußen, Zigeuner von jen-

seits der ungarischen Grenze." Dennoch öffnet man allmählich die Tür und Große und Kleine treten hinaus, um die Ankömmlinge zu sehen und zu hören.

Zwei Buben sind's, einer groß, einer klein — einer gut, einer schlecht gekleidet — beide „käst'nbraun". Der gutgekleidete Große hat einen neuen Buckelkorb auf dem Rücken, der schlechtgekleidete Kleine ein dunkles Bündl in der Hand. So gehen sie von Haus zu Haus und singen ihre Lieder. Lieder? Ach, Lieder sind es nicht, nur Weisen — Weisen, die sie mit gutem Gehör wiederzugeben wissen, indes der Text ihnen nur bruchweise im Gedächtnis bleibt und in recht bunter Ergänzung vorgebracht wird. Zum Beispiel:

Mei Dirndl is von Grumboch,
Von Kloanschlag is s' dahoam,
Schöni Häusl auf der Höh',
Duliö, duliö.

Hot scha sechsi g'schlog'n,
Steht holt noh nit auf,
Holba Neuni is da Brauch.

Hot scha sechsi g'schlog'n,
Steht holt noh nit auf,
Holba Neuni is da Brauch.

Auch von einer Sennerin singen sie:

Mach die Tür auf, laß mich hinein,
Ein Einundzwanz'ger Jäger
Wird der Rechte sein.

Ein Wallfahrtslied können sie auch, freilich nur ein Bruchstück, aber mit unendlicher Sehnsucht verstehen sie es zu singen:

Pfüat dih Gott Mariazellerin
Nimms uns an zu deine Dienerin,
Daß mir's glaub'n tuan an Gott,
Is das erste Gebot,
Is das erste Gebot.

Sie sprechen auch von einem zweiten, dritten und vierten Gebot, aber so unklar, nur in dem Verlangen, immer und immer wieder singen zu können:

Pfüat dih Gott Mariazellerin,
Nimms uns auf zu deine Dienerin.

Ein anderes, glücksehnsüchtiges Lied, das sie schmelzend und jauchzend singen, lautet:

Schau ih's die Blüamelein,
Lacht's in mein Herzerl drin,
Siach's holt mei Dirndl drin,
Liegt mir im Sinn.

Möcht ich's zum Pforrer geihn,
Beim Herrn Oltor niederknian,
Möchst du's mei Weiberl sein,
Ih g'hör dein, du g'hörst mein,
Fix auf der Olm.

Unwillkürlich haftet der Blick in mitleidiger Frage auf den braunen, von der Gesellschaft der „ordentlichen" Leute ausgeschlossenen Kindern; kommen sie in die Kirche? Sie scheinen Sehnsucht darnach zu haben. Auf die ausgesprochene Frage schütteln sie traurig die Köpfe: „Mir hob'n koan Gwond."

„Müßt's euch holt eins verdienen, arbeit's was," ist wohl die Antwort darauf und zu hundertenmalen können die Buben die unwirsche Rede hören: „Geht's in Dienst, seid's groß gnug zum Kühhalt'n."

Darauf erwidern sie eintönig: „'s nimmt ins niamd auf" — oder auch der Große beteuert, ohnehin im Dienst gewesen zu sein; da habe er sein Gewand verdient und die starken Stiefel, aber im Winter behielten ihn die Bauern nicht, da hätt'ns eh Leut' gmua.[1]

Und wie sie so fertiggemurmelt haben, fangen sie an in ihrem langsam bettelnden Ton: „Mir tat'n recht schein bitten um an olt's G'wond; won's hätt'n eppa a worm's Tüachl oder a paar olte Schuach oder a Hemad."

Und wenn sie um das nicht bitten, so halt um etwas anderes: „A wengerl a Mehl oder a Bröckerl Fleisch, oder a bisserl a Gmacht[2], wanns ins gabatn,[3] tat'n ma recht schein bitt'n."

Die Bäuerin, wenn es eine hitzige, junge, arbeits- und sparsame ist, jagt sie wohl mit einem Stückl Brot davon: „Schauts, daß weiter kommts, faule Zigeuner!" oder schlägt ihnen, wenn sie gerade mißgelaunt ist, wohl gar die Tür vor der Nase zu. Die Buben murmeln und murren, gehen langsam weiter und kommen nächstens wieder. Inzwischen hat die junge Hausfrau vielleicht bereut, daß sie so heftig war und gibt ihnen diesmal etwas mehr; oder sie wissen eine Tür, hinter der ein Menschenkind weilt, das von Jugend auf und von den Eltern her gewohnt worden ist, jedem Bittenden etwas zu geben, und das auch im braunen, rechtlosen Zigeunerkind den Menschen erkennt.

Dann heißt es wohl, wenn die Kälte recht groß ist draußen: „Geht's eina, warmt's euch an", und langsam ziehen sich die Buben herein. Sie singen dann wohl, was sie können, und geben auf verschiedene Fragen auch Antwort, aber wortkarg. Geläufig plaudern sie nur in ihrer Sprache, die unsereins nicht versteht, sonst sind sie nicht gewohnt, in langen Diskurs verwickelt zu werden — es fordert sie nicht leicht jemand dazu auf.

Verübelhaftig[4] sind die Zigeuner nicht; dazu sind sie schon zu sehr ans Ausgescholten- und Fortgejagtwerden gewöhnt, aber dankbar

[1] Ohnehin Leute genug.
[2] Schmalz.
[3] Wenn Sie uns gäben.
[4] Empfindlich, Groll nachtragend.

sein in ihrer Art, das können sie wohl, nämlich sie kommen zu Personen, die freundlich mit ihnen sind, recht oft wieder. Und da sind es dann nicht die zwei Buben allein und ihre Kameraden, von denen sie manchmal einen mitbringen, es stellen sich auch „Große“ ein. Nicht gerade erwachsene Männerleute — die gehen nur vereinzelt mit Ketten aus oder manchmal einer mit einer Harmonika, denn Schmiede und Musikanten sind sie alle — aber junge und ältere Weiber sind es, die kommen, insbesonders Mütter, die ihr Kleines in einem Tuch auf den Rücken gebunden tragen.

Wenn die wo eine junge Hausmutter wissen, die selber Kinder und ein gutes Herz hat, da werden sie wohl nicht müde, zu betteln, „daß die Frau a weng schau'n tat, ob's nit a bisserl a Gwond find, a Hematerl oder a Kloaderl für dös ormi Kint, den 's so viel kolt is.“

Tatsächlich schupft die braune Mutter die kleine Ware ein wenig höher und nackte Gliederchen kommen zum Vorschein, und tatsächlich geht dann die weiße Frau und sucht in Laden und Körben unter ihrem Kindergewanderl herum, bis sie dies und das findet, was dem kleinen braunen Weltbürger paßt. Sie freut sich selber und die Zigeunerin freut sich auch; die lacht und die dunklen Augen glänzen und das Kindlein im Rückentuch lacht auch, wenn's nicht etwa gerade weint.

Sonst heißt es eigentlich, die Zigeuner nähmen so wie so nichts wahr von der Kälte; die würden ja schon von klein auf „g'hirtnt“[1], nämlich die neugeborenen Kinder im Schnee „abgrüplt“[2], im Sommer aber mit Rindschmalz „ang'schmiert“ und in die Sonne gelegt, damit sie schön braun werden. Es wird aber wohl nicht ganz richtig sein, was die Leute so erzählen, denn erstens kommen nicht alle Kinder im Winter zur Welt, wo Schnee da wäre, um sie damit abzureiben, und zweitens ist dann und wann so ein Würmlein zu sehen, das trotz alles Anstreichens mit Rindschmalz und Liegens in der Sonne nicht so braun aussieht wie seine Kameraden, weil — weil halt die Mutter zu viel unter den weißen Leuten umgegangen ist. Zuweilen kommt das vor — oft nicht.

Wie aber so eine Zigeunermutter ihr Kind liebt und wie sie zufrieden ist mit ihrem Los und dem Kleinen auch kein anderes wünscht, ist eigentlich rührend. Stand da einmal in der warmen Küche des Bauernhauses so eine dunkeläugige, zerlumpte Schöne mit einem sehr hübschen heiteren Gesicht und mit einem sehr hübschen heiteren Kind im Rückentuch. Da sagte man ihr, weil das Kind, ein Mädchen, gar so lieb war und strahlende Augen hatte, sie solle es hergeben, es würde sich jemand annehmen darum. Die Zigeunerin

[1] Gehärtet.
[2] Abgerieben.

lachte, lachte so schön, daß ihre weißen Zähne schimmerten und die dunklen Augen glänzten und sagte dann: „Ehnder wullt ich's mit die Zähnt umtrog'n, ols daß ih mei Kint hergab."

Später freilich, wenn einmal mehr sind, da könnte sie sie nicht mehr mit den Zähnen umtragen und auch nicht auf dem Rücken, wo das halbnackte Kleine noch immer genug Wärme erhielt, und da kommt dann die Not heran. Und von dieser Not getrieben, wagen sich die Kinder über die Grenze, auf die Gefahr hin, von den „Gstondarn"[1] erwischt und eingesperrt zu werden, was eigentlich gar nicht lustig sein soll. So viel wie möglich weichen daher die Buben den belebteren Wegen aus und aus diesem Grunde geh'n vielleicht die halbwüchsigen Dirndln nicht so leicht über die Grenze heraus, denn ein bißl mehr Schüchternheit haben sie doch, trotzdem sie braune Zigeunerinnen sind.

Andere freilich wieder fürchten sich nicht, wenn sie auch zum schwachen Geschlechte gehören und an falschen Vorspiegelungen und Lügen hat's keinen Mangel, insbesonders wenn eine bejahrtere und erfahrene Führerin zur Seite ist.

Da ist so eine braune dicke Wutschk'n[2], die sich bei ihrem Erscheinen alle möglichen Keckheiten mit den Hausbewohnern erlaubt. Einmal will sie einen Kittl oder ein Fürtuch — ihre Tochter sei zum Krankwerden und hätt' nicht a Fetzerl, daß kümnt' as Kint eindrah'n.[3] Mitleidig gibt ihr die Bauerntochter eine neugewaschene Schürze und einige Kreuzer. Das Geld steckt die Alte ein, die Schürze, die schon rissig ist, hält sie an's Licht und fängt dann an: „Däs is jo scha hin; mit den kunn mar koan Kint nit eindrah'n" — und noch allerhand dazu, bis sie davongejagt wird.

Nächstens kommt sie wieder; braun und häßlich glurrt[4] sie zur Küchentür herein, hinter welcher die junge Hausmutter mit dem Fleischschneiden für die beim Essen sitzenden Hausleute beschäftigt ist.

„Frau, ih tat recht schein bitt'n, geb'ns mar a Stückl Fleisch."

„Ja, freilich," erwidert die Hausfrau, die die Alte gut kennt und nicht mag, „für euch hab' ich gleich ein Fleisch; mög'ns eh die Arbeitsleut'." Sie ist entschlossen, der widerwärtigen Person das Verlangte nicht zu geben. Da sagt die Alte noch einmal: „Geb'ns mar oans — mir is der Hols a darnoch."

Da schaut die junge Frau die dicke Wabi an — dann lacht sie: „Na, daß der Jockerl kein Mal nit kriegt," und damit stellt sie der dem Anscheine nach ein Kleines erwartenden Person das erbettelte Selchfleisch hin.

---

[1] Gendarmen.
[2] Unförmliche Person.
[3] Eindrehen, umwickeln.
[4] Glüht, guckt.

Ein nächstesmal ist das Weib wieder da, an einem Sonntagvormittage, da die Herrenleute in die Kirche gegangen sind und nur ein Mädl und der alte Hausvater „hüat'n“[1] daheim. An das erstere macht sich nun die Zigeunerin heran, will ihm Kartenaufschlagen und Wahrsagen, wenn es ihr ein Stückl Fleisch gibt, und geht endlich, als sie von der Anwesenheit des alten Vaters hört und daß er sie fortjagen will für ihr Freveln an einem Feiertag, mit finsterem Gesicht und unwirsch brummend davon.

Aber sie kommt nächstens wieder und diesmal in Begleitung einer jungen Dirne, der sie einen Kranz aufgesetzt und eine lichte Schürze umgebunden hat, denn sie ist Braut, wie die Alte erzählt. Ob's wahr ist, weiß man freilich nicht, aber auf dem braunen Gesicht des jungen Dinges liegt so viel Fröhlichkeit und in den Augen so viel Glänzen, daß man wirklich Mitgefühl hat und sich der Jugend und des Glücklichseins des armen Dirndls freut. Mag's auch erlogen sein, was sie vorspiegelt, mag ihre Freude nur dem Aufputz gelten und dem Faschingscherz — Geschäft macht sie, nämlich im Einheimsen von allerlei leichten und seichten Scherzen und auch von Geld und Nahrungsmitteln.

„Wen heiratest denn,“ fragt einer der anwesenden Männer. „Auch einen Zigeuner? Du kriegast ja einen andern auch.“

Die Dirne lacht und schweigt.

„Gelt'ns,“ vermittelt eines der Mädeln, „wenn Ihnen halt just ein Zigeuner g'fallt. Wenn's nur den gern hat“ — und das braune Mädchen schaut mit einem dankbaren Blick auf die Sprecherin und lacht wieder, ganz glückselig.

Ein anderesmal kommt die alte Zigeunerin wieder allein. Es ist in der Fastenzeit, nahe vor Ostern, und diesmal hat sie ein besonderes Anliegen. Sie möchte gern am schmerzhaften Freitag nach Pinkafeld[2] in die Kirche gehen, denn dort sei es an dem Tage so viel schön und feierlich, und ein Ablaß zu gewinnen und sie, die so gern mitmachen möchte, könne nicht hin, weil sie „koan Gwant nit hot“. Ob ihr, der so sehr wegen ihrer Lügen Bekannten, jemand traute und im Hinblick auf ihre dargestellte Frömmigkeit das erbettelte Sonntagsgewand schenkte, ist wohl sehr zweifelhaft, gewiß aber, daß sie sich deshalb nicht abschrecken ließ und ein anderesmal wieder kommt.

Diesesmal bringt sie eine große Neuigkeit. Sie sei mit ihrer Tochter gestern in dem Haus „durt drent ban Wolt, wos do uma schaut“[3], über die Nacht geblieben und „da is die Tochter nieterkeman und hots Kint nit af d' Welt bringan mög'n und is sie

---

[1] Haushüten.
[2] Ein größerer Ort jenseits der ungarischen Grenze.
[3] Dort drüben beim Wald, das da herüberschaut.

g'storb'n — just wias zwölfi gläut' hob'n, hots 'n letzt'n Nothnzug gemacht und 's Kint lebt noch in ihr."

Und wie sie das erzählt, ist es kaum ein Uhr und die Alte ohne eine einzige Träne, eher voll freudiger Aufregung, daß sie eine so große Neuigkeit zu berichten weiß.

Ein helles Auflachen ist die Antwort. „Lugnats Weibsbild auch, ist ja so alles nicht wahr."

Sie tut, als ob sie nichts hörte, und erzählt wichtig weiter: Der Herr von den Haus is scha in d' Stodt gongnen za dar Herrschoft; ich woaß nit, wias tuan wern, begrobns as in der Stodt oder wirds huam eini g'führt ins Ungarisch?!"

Sie geht hin und her, tut als ob sie taub wäre, wenn ihr vorgeworfen wird, daß die ganze Erzählung erlogen sei, und rückt endlich mit der Bitte um Wäsche und Kleider heraus, weil das, was die Verstorbene anhabe, alles „derzog'n"[1] sei und man sie doch nicht so aufbahren und in „die g'weicht Erd'n" legen könne.

Als sie noch keinen Glauben und keine Gabe findet, erblickt sie eine lichte Schürze, die am Stiegenpfeiler vor der Haustür hängt; die erbettelt sie sich und sagt freudig, die passe schon für die tote Tochter, weil sie „a Jungs"[2] sei und damit geht sie aus dem kleinen Häuschen ins nahe große Bauernhaus hinunter, wo sie mehr Glück hat, denn die junge Frau daselbst, die selber Mutter ist, fängt an, die erschütternde Geschichte zu glauben, und schenkt der Zigeunerin für ihre so unglückliche Tochter, die halt auch in diesem Falle trotz aller sonstigen Abhärtung Hilfe gebraucht hätte, manches Stücklein guter Kleidung. Die Folge davon ist, daß man später erfährt, alles, alles sei erlogen gewesen, und daß von nun an die junge Hausfrau aus Zorn über ihre Leichtgläubigkeit und die unverschämte Lügnerin jedesmal die Tür zuschlägt, so oft bettelnde und singende Zigeunerbuben davor stehen.

„Ich mag das G'sindel nicht, seitdem mich das alte Mistvieh so angelogen hat," ist die Erklärung, und so kommen halt wieder einmal Unschuldige für eine Schuldige zu leiden.

Daß sie gar so unschuldig seien, kann man nun von den Buben freilich auch nicht behaupten; wenigstens kommt es einem manchmal vor, als ob die Namen, die sie tragen, nicht immer gleich auf den und den verteilt seien, Michl, Toni, Seppl, Hiasl, wie sie einmal angeben, sondern ein anderesmal wieder anders, und daß auch die Verwandtschafts- und Verbrüderungsgrade nicht immer genau stimmen.

„Däs is mei Bruader," sagt der Große und deutet auf den Kleinen und das nächstemal ist wieder der Kleine nur einem Dritten sein

[1] Umhergezogen, beschmutzt.
[2] Ein junger Mensch.

Bruder. Oder irrt man sich nur in den braunen Gesichtern, die sich doch mehr oder minder ähnlich sind? Gewiß ist es, daß einmal ein rundgesichtiger braunäugiger Bursche, ein ganz kleiner Knirps noch, vor der Türe stand und sang, und so herzig, daß man ihn lieb haben mußte, und erst, als er so hieß, wie der kleine Bub im Haus — Tonerl — man doppelt mitleidig mit ihm war. Nach Jahr und Tag aber, als noch immer der Tonerl in gutem Andenken stand und der kleinste der braunen Buben als derselbe angesprochen und reichlicher beschenkt wurde, da stellte sich plötzlich heraus, daß der Tonerl schon der hochaufgeschossene Große mit den guten Stiefeln, der langsamen Sprechweise und den oft traurigen Augen war, der heute mit dem neuen Buckelkorb vor der Türe steht.

Also den hat er sich schon erwirtschaftet! Es ist gewissermaßen interessant, zu betrachten, wie so ein Mensch auch vorwärts kommt. Zuerst stand er als kleiner hilfloser Bub, zerlumpt und verfroren mit den größeren vor den Türen fremder Leute, noch nicht imstande, ein Bündel zu tragen, sondern nur dazu mitgenommen, um durch Mitsingen und Lachen und durch den Anblick seiner kleinen Erscheinung das Mitleid rege und das Almosen reichlicher zu machen. Später trug er ein zerlumptes Bündel oder einen schmutzigen Sack und jetzt hat er schon gar einen neuen Buckelkorb.

Mit dem „g'schlaunts"[1] freilich — mit dem bringst du wohl auf einmal so viel heim, daß ihr zu Haus die ganze Familie wochenlang vor dem Hungern bewahrt seid, aber sag', Toni, wie lang wirst du den neuen Buckelkorb benützen? Schon hast du dir den Sommer über durch Arbeiten ein gutes Gewand und starke Stiefel verdient — schon steigt es dir heiß ins Gesicht, wenn eine Flut von Vorwürfen über deinen jetzigen Müßiggang sich über dich ergießt und traurig können deine schönen Augen blicken, traurig auch, wenn man dich im Guten zum Arbeiten und Bravsein ermahnt. Wirst du dich nicht bald, recht bald schämen, bettelnd durch das Land zu ziehen?

Freilich, wenn die Leute so hineinschauen könnten in die Verhältnisse dieses armen Volkes, das so verachtet ist, und in die Herzen, die doch auch menschlich fühlen, vielleicht würde man den Kindern verzeihen, daß sie betteln geh'n, weil daheim Mutter und Geschwister am Hungertuche nagen, und vielleicht würde man manchem armen Weibe, das mit Bürden und oftmals mit einem Kinde beladen mühselig ihres Weges geht, noch die Muttersorge und Liebe zugute halten, wenn man sich nur ganz flüchtig an ihre Stelle dächte. —

[1] Beschleunigt — gibt es aus.

Eine Gesellschaft, bei der auch Schreiberin dieses war, hat einmal gelegentlich einer sommerlichen Spazierfahrt nach dem ungarischen Grenzorte Alhau das Zigeunerdörfl, das als eine Sehenswürdigkeit mit seinen niederen, spießig und verwittert gedeckten Hütten draußen im Felde liegt, besucht.

Stille war's, als wir uns nahten; aber kaum von einem kleinen oder großen Bewohner der urweltlich erscheinenden Menschenansiedlung bemerkt, wurden wir mit einem großen Lärm empfangen. Kinder kamen nackt und halbnackt uns entgegengesprungen, die Hände ausgestreckt, bittend und verlangend. „Bitt' gar schein, schneeweißer Herr, um an Kreuzer; bitt' gar schein, schneeweiße Frau, mir, mir, bitt' gar schein, an Kreizer oder a Stückl Zigarrn. Bitt' gar schein, schneeweißer Herr, bitt' gar schein, Frau, ih hon no nix kriagt — bitt' gar schein, bitt' gar schein."

Hinter den Kindern standen die Mütter, jung, braun, lachend, und sie hatten Kleine auf dem Arm oder drängten die anderen ihnen gehörigen vor und streckten auch die Hände und baten auch: „Bitt' gar schein, bitt' gar schein."

Als sich der erste Sturm gelegt hatte, verlangten wir, in die Häuser gehen zu dürfen, was uns bereitwilligst gewährt wurde. Ein seltsames Lager! Mitten im Umkreis der Hütten, auf einem freien Platz, stand eine große Anzahl mächtiger, irdener Häfen, gefüllt mit gelblichbraunem Wasser, auf ebener Erde um eine Feuerstätte. Da mochten sie gemeinschaftlich kochen zur Sommerszeit, und heute, dachten wir, hätten sie Lauge aufgestellt zum Waschen. Aber unsere hausfrauliche Ader und weißfarbige Idee wird wohl auf dem Holzwege gewesen sein und die gelblichbraune Flüßigkeit in den Häfen eben Lehmwasser, geholt aus irgendeiner Lache, und bestimmt, das Nachtmahl oder Mittagessen der braunen Schar weich zu kochen.

Wäsche sahen wir keine — nicht an den braunen Leibern und nicht auf den strohgefüllten Betten, wie wir wenigstens je eines in jeder der Hütten trafen. Aber etwas sahen wir, worauf wir nicht gerechnet hatten: Heiligenbilder an den Wänden, in guten Rahmen, und das Kruzifix. Schier angeheimelt hat einen der christliche Hauch.

Tisch und Bänke waren auch da, eine Herdstelle ebenfalls, wo sie im Winter heizen und insbesonders in einer der Hütten, die dem Richter, dem sogenannten „Manzi" gehört, erschien es fast gut bäuerlich, sowie auch die Frau, die uns empfing, etwas frauenmäßig Anständiges an sich hatte. Wir empfanden schließlich etwas wie Scheu, in noch mehrere Wohnungen zu dringen — es erschien uns doch zu keck.

Vor einer Türe kauerte ein altes Weib, eine echte Zigeunerin, mit einem häßlichen Gesicht. Die warf uns böse Blicke zu und murmelte etwas vor sich hin, das wohl eine Verwünschung sein mochte. Dieses Weib war die einzige alte Person, die wir sahen; sonst war alles jung — Mütter und Kinder.

Burschen und Mädchen sahen wir keine, die mochten irgendwo im Tagwerk arbeiten; nur als wir uns zum Fortgeh'n richteten, war plötzlich eine Musikbande da — drei, vier Mann mit Trompeten und Klarinetten. Sie spielten uns frohe Weisen, und wie die Klänge weithin ins Feld drangen, kam vom Wald her aus allen Richtungen eine junge Schar gesprungen: halbwüchsige Dirndeln und Buben mit Schwarzbeer-Häferln in den Händen und Schwarzbeer-Malen im Gesicht. Und als die Musik verklang und die Spielleute ihren Lohn in Empfang nahmen, ging von neuem der Tanz los, der Bettelreigen: „Bitt' gar schein, Herr, bitt' gar schein, schneeweiße Frau, bitt' gar schein, mir, mir." Ungezählte Hände streckten sich uns entgegen — wir konnten nur schauen und geben und als das Kleingeld zu Ende ging, nachdenkend erwägen, welches der Bittenden am ehesten einer Gabe würdig, oder welches ohnehin schon doppelt und dreifach beschenkt war.

Da war ein Kind auf der Mutter Arm, blaß, trotz der dunkelfarbigen Abkunft, und traurig und still. „Derbarmens Ihna über däs kranki Kint," bettelte das Weib und streckte die Hand des Kleinen bittend aus. Andere hatten ihre Sprößlinge gewaschen dort bei den irdenen Wasserhäfen und wischten ihnen mit Schürzen- und Kittelzipfen die Gesichter ab, so daß wir lachen mußten, weil nun auch Zigeuner „weiß" gewaschen wurden. Und so schön waren einzelne dieser Gesichter und so wohlgeformt die halbnackten Leiber und so unschuldig die glänzenden Augen, daß einem der Gedanke kam: „Armes Volk. Warum, warum müßt ihr in solchem Elend geboren sein."

Das Lachen war uns vergangen; wie eine Königin stand eine der mit uns gekommenen Damen unter der sich drängenden, bettelnden braunen Schar, in Gedanken versunken und in Gedanken auch wir anderen, selbst die Männer, die vergessen hatten, sich über die vielen Kinder lustig zu machen.

Als wir gingen, geleiteten uns die Musikanten mit einem „Tusch" und als der schon verhallt und wir schon im freien Felde waren, sprangen noch immer kleine und größere halbnackte Kinder neben uns her wie beim Auszug der Israeliten aus Ägypten um die Pauken- und Trommelschläger.

Wir haben an diesem Tage an mehreren Orten über die Zigeuner sprechen gehört und meistens mit sehr wenig Freude. Die Leute ärgern sich über die braune Gesellschaft, die sich immer vermehrt, und

wissen nicht, sie los zu werden. Die Wirtin, bei der wir Einkehr hielten und die als nächste wohlhabende Nachbarin wohl am meisten heimgesucht werden mag, erzählte uns, daß derzeit einige Wöchnerinnen im Zigeunerdörfl seien und wie die Leute überhaupt so viel Kinder hätten; sie täten ja nichts als wie liegen. Aber soviel sie auch greinte, was blieb ihr, der wohlhabenden und gutherzigen Frau, sonst übrig, als immer wieder mit warmer Suppe und wohl auch mit manchem anderen sich der armen Weiber zu erbarmen.

Besonders heuer, hieß es, sei es gar so arg mit der Bettelei; sonst hätten sie, die Zigeuner, halt aus dem benachbarten Wolfau — einem katholischen Pfarrdorf — allwöchentlich einmal große Packe heimgetragen, aber da habe unlängst der Hagel alles zusammengeschlagen und nun waren die Almosen spärlich geworden. Wer sollte denn nun helfen?

Es ist überhaupt über diese Frage nachgesonnen worden. Die Zigeuner sind katholisch, Alhau aber, zu welcher Gemeinde die gehören, welche wir besucht hatten, zum größten Teile evangelisch mit einer konfessionellen Schule. Die braunen Kinder wachsen darum auf ohne jeglichen Unterricht, denn eine andere Gemeinde ist nicht verpflichtet, sie, die kein Schulgeld zu zahlen vermögen, aufzunehmen. Wie nun soll eine Besserung der armen Gesellschaft zu erwarten sein, wenn sie von Kindheit auf von den übrigen gesitteten Menschen abgeschlossen aufwachsen wie die Bäume im Wald? „Unsere sind ohnehin noch anständig,“ meinte die Wirtin. „Aber droben in Leopersdorf laufen ja die Großen umeinander halbnackt wie die Wilden.“

Wie die Wilden? Wer hätte das nicht schon gedacht, wenn er in manchen Gegenden, z. B. bei Neustift, Grafenschachen, die ungarische Grenze passierte. Wenn da die braune Kinderschar nackt und halbnackt gleich hungrigen Wölfen hinter dem dahinrollenden Wagen herläuft: „Schneeweißer Herr, bitt' gar schein, an Kreizar oder a Stückl Zigarrn,“ und wenn sie sich lärmend um eine hingeworfene Münze raufen oder ein erhaschtes Zigarrenstückl in den Mund stecken, als sei es Brot. Und wenn Weiber ihren Säuglingen gekauten Tabak und Pfeifensatz als vielgeliebten „Motschka“ ins Mäulchen geben und wenn sie verlottert und zerlumpt ihre Wege gehen und wenn sie in ihrer fremden Sprache reden — wenn manche lügen und betrügen und stehlen, oder wenn Wagen voll fremden braunen Gesindels, das allerdings nicht von der Grenze, sondern viel ferner her kommt, durch das Land fahren — wer soll da erkennen können, daß dieses Volk dem weißen ebenbürtig und vom Schöpfer her verbrüdert sei?

Und wenn sich diese Gesellschaft für die Gemeinden, wo sie ansässig ist, zu einer wahren Landplage gestaltet und als ein Schandfleck betrachtet wird, wer könnte das nicht begreifen? Und doch sind die

Gewaltmaßregeln, die manchmal angewandt oder geplant werden, wohl nicht das Richtige.

Man erzählt, daß ungarische Gendarmen oder sonstige obrigkeitliche Personen die Zigeuner schlagen wie die Sklaven, und Vorschläge werden gemacht, daß man Männer und Weiber trennen oder sonst was anstellen soll, um ihre Vermehrung zu hintertreiben, am liebsten wohl die ganze Brut aus der Welt schaffen. Und doch sind Abkömmlinge dieses Stammes besonders in ungarischen Städten, wo die Zigeuner berühmte Musikanten sind, zu Vermögen und Gesittung gekommen.

Und wie stolz die Leute dort sein können, so stolz, daß sich manches weiße Dirndl in so einen braunen Kavalier verschaut, und wie stolz auch schon ein ganz einfacher Musikant sein kann, wenn er auch noch nie in Sälen und Salons gespielt hat, sondern sich nur in einfachen Kreisen sein Brot verdient, aber halt doch verdient.

Fuhr da einmal auf der Eisenbahn so ein brauner Bursche mit seiner über die Achsel gehängten Ziehharmonika. Und Leute waren im Coupé, die kamen von einer Hochzeit, waren angeheitert und verlangten, der Zigeuner solle spielen. Er tat es nicht. Sie machten ihre „Moasenbinkl"[1] auf und hielten dem Burschen verlockend süße Spagatkrapfen hin; er spielte nicht, denn die Leute hatten ihn zuvor zum Besten gehalten, ihn wegen seiner Abkunft geneckt und nun vergalt er mit Trotz. Nur erzählt hat er, daß eine Prinzessin einen Zigeuner geheiratet habe und das erfüllte ihn mit frohem Stolz.

Die Zurücksetzung, die Mißachtung, die Niedrigkeit, die ihnen anhaftet, ist gar manchem aus dem Stamme schmerzlich bewußt, und gläubiger als mancher Weiße hält sich so ein Rechtloser an die Verheißung von einem besseren Jenseits.

„Ja, ja," sagte der kleine Kettenschmied mit dem keck gedrehten Schnurrbärtchen, den listigen Augen und dem lästigen, nie versiegenden Redeschwall, mit dem er von Haus zu Haus seine im schwarzen Buckelkorb mitgetragenen „Kättan" anpreist, „wenn mar amol g'storb'n san, sän mar olli gleich, der Zigeuner wia die onan Leut."

Von einem katholischen Pfarrer — in Kitzladen[2] — wird erzählt, daß er so überaus gütig gegen die Zigeuner sei; daß er sie aufsucht in ihren armseligen Höhlen, sie belehrt, ihnen Unterstützung bringt und kostenlos die Verstorbenen einsegnet und christlich begraben läßt. Von diesem Pfarrer nun muß man die braunen Leute reden hören.

„An sölichen Herrn," sagt der Toni mit den schönen, ernsten Augen, „gibt's mehr gor nit, so brav wia der is." Und ein Schimmer

[1] Bündel mit Backwerk.
[2] Eine ungarische Ortschaft an der Grenze.

liegt auf dem dunklen Gesicht — Verehrung, Dankbarkeit, Glück, daß man unwillkürlich mit Liebe an den unbekannten Priester denken muß.

Auf die Frage, ob sie eine Schule besuchten, schütteln die Buben die Köpfe. „Mir nit; oba es gengnan scha oan." [1] Und nun erzählen sie, dem einen, dem Seppl oder Hiasl seine Schwester gehe in die Schule und so viel lernen täte sie, und ordentlich freuen tun sich die Buben und unsereins sich mit ihnen.

Ein andersmal freilich kommt wieder eine Dirne mit — halbwüchsig und frech — und ein Kind an ihrer Seite — ein Mädchen weiß und schüchtern — ein Kind, das seinem Vater, einem Bauer, nicht zuzugehen wagt, und das seine Mutter, die einen anderen geheiratet, verloren hat — ein Kind, das nicht singt, weil es trauert um seine vor Wochen verstorbene Ahne; und an diesem Kind, das niemand hat daheim als einen alten Großvater und das so herbe schuldlos blickt und doch treu und dankbar „Gelts Gott" sagt für die erhaltene Gabe, haftet der Blick, wie es so zartgliederig dahingeht in dem armen Kleidchen, dahin mit der frechen Dirne und den bettelnden Buben und wieder wird die Frage wach im Innern: „Warum mußt du so verkommen — warum wachst Ihr auf ohne Halt, ohne Unterricht? —"

Denn wie sollte eine Besserung, eine sittliche Hebung des Volkes möglich sein, wenn nicht von unten auf, vom Kindesalter an? Es ist ja zu verwundern, daß diese Leute, so verachtet und verwahrlost, nicht viel schlechter sind, daß sie nicht rauben und morden und untergehen in Sittenlosigkeit. Daß sie noch glauben können trotz ihrer Verlassenheit, daß sie noch singen können trotz ihrer Armut, daß sie noch danken können mit lachenden Lippen und glänzenden Augen, bekundet eine harmlose, schönheitsfrohe und unverdorbene Seele, und daß sie trotz allen Ausgestoßenseins von der übrigen menschlichen Gesellschaft doch arbeiten lernen, sei es als Taglöhner, als Ziegelmacher, als Schmiede, verrät, daß ein gesunder Kern in ihnen wohnt.

Vielleicht, wenn gleich dem Pfarrer von Kitzladen und vereinzelten einsichtsvollen Persönlichkeiten das Gros der Gesellschaft, vor allem eine hochmächtige Regierung sich daran machte, durch guten Schul- und Religionsunterricht die Kinder zu ordentlichen Menschen erziehen zu lassen, würde dieses Volk, das heute ärmer ist als die Neger und Indianer in fremden Weltteilen, aufhören, eine Schande für das stolze Königreich Ungarn und das österreichische Vaterland zu sein.

[1] Es gehen schon welche.

Die gemeindeämtliche Bewilligung.

Aus Karl Morres Leben.

Erzählt von seinem Neffen Peter Morre in Feldkirchen.

Es war zu Anfang der Achzigerjahre, als sich der gefeierte Dichter Karl Morre nach den großartigen Erfolgen, mit welchen sein Volksstück „'s Nullerl" auf den meisten deutschen Bühnen zur Aufführung gebracht wurde, entschloß, sein liebes Graz zu verlassen, um nach den vielen Aufregungen, denen sich seine sensitive Natur nicht zu entziehen vermochte, auf dem Lande Erholung zu suchen, die er dort, fern von Gesellschaft und Stadt, bei Enthaltung jedweder geistigen Anstrengung und angemessener landwirtschaftlicher Betätigung zu finden hoffte. Aus der Wertschätzung der bäuerlichen Arbeit hatte er schon längst kein Hehl gemacht und aus der Liebe zum Bauernstande schöpfte seine scharfe Beobachtungsgabe den Stoff für die ländlichen Charaktergemälde, deren Erfolge ihm nun die Mittel an die Hand gaben, einen langgehegten Herzenswunsch zu verwirklichen und sich einen kleinen ländlichen Besitz käuflich zu erwerben. Die Wahl traf eine unansehnliche Realität in der Nähe des Marktes Leibnitz an der Straße nach Leitring und zur letzteren Gemeinde gehörig. Sie bestand aus mehreren Jochen Ackerland, entsprechend großen Wirtschaftsgebäuden und aus einem ebenerdig gebauten Wohnhause, das, in einem Garten gelegen, nach der Straßenseite hin den auf schlanken Mauerpfeilern getragenen Zaun ungleich überragte. Die niedlichen Fenster umrahmten Rebzweige und Blätter im üppigen Grün und nur wenige Stellen der weißgetünchten Mauer blickten, durch die Strahlen der wärmenden Sonne erleuchtet, wie Äuglein aus dem Blätterwalde hervor. An der Giebelseite des Hauses, von Garten und Straße durch dichtes Gebüsch geschützt, klommen die sich hastig mehrenden Stengel des wilden Weines an ein zierliches Gartenhäuschen und beschatteten mit ihren weichen Blättern ringsum die freundliche Laube, während von oben die überhängenden Äste eines Kastanienbaumes der Sonne den Zutritt verwehrten.

Diese Laube war an schönen Sommertagen der Lieblingsplatz des Dichters; hier konnte er von der Straße aus nicht beobachtet werden, wohl aber erwünschtenfalls die Vorgänge auf derselben überblicken. Die Straße, oder besser gesagt der Gemeindeweg, stellt die bequemste Verbindung der Gemeinde Leitring und der Triester Reichsstraße mit dem Markte Leibnitz her und wird von den Kindern des östlichen Schulsprengels von Leibnitz als Schulweg benützt. So wanderten denn an Schultagen die Kinder von Leitring, große und kleine, einige schnellen Schrittes oder laufend, andere wieder langsam schleichend vorüber an Morres Heim. Obzwar selbst kinderlos, war Morre doch ein großer

Kinderfreund und seine mildtätige Hand hat sich gar oft aufgetan, um armen dürftigen Kleinen die Not zu lindern; wiederholt stellte er sich in den Dienst der Öffentlichkeit, um durch humoristische Vorträge auf Kassenerfolge zu wirken, welche der armen Schuljugend zugute kommen sollten. Und in Freundeskreisen! Wo immer Morre Kinder fand, der bejahrte Mann wurde selbst zum Kinde und konnte so zu ihnen herabsteigen, daß es immer ein Vergnügen war, ihm zuzuhören. Schlagfertigkeit und Witz der Kleinen ergötzten ihn ebenso wie ihre Unbeholfenheit und Angst. Von der Schuljugend aber verlangte er Art und Manier und richtete auf das Verhalten derselben auf der Straße strenges Augenmerk. In dieser Beziehung war nun die Leitringer Schuljugend ein wahres Muster. Lärmend, pfeifend und schreiend zogen, zumal die Knaben, nach dem nachmittägigen Unterrichte die Straße entlang, scheuten sich nicht, die impertinentesten Schimpfwörter zu gebrauchen und selten verging ein Schultag, an welchem auf der Straße nicht auch gerauft wurde. Alle persönlichen Zurechtweisungen und Drohungen Morres halfen nur kurze Zeit oder gar nicht und selbst die Maßregeln der Schule, welche über Morres Intervention erfolgten, hatten nicht den gewünschten Erfolg.

So verging denn Monat auf Monat. Die Bewohner von Leitring hatten während dieser Zeit wiederholt Gelegenheit, die Leutseligkeit und das gute Herz des neuen Gemeindeinsassen kennen zu lernen, denn Morre liebte es, mit Bauern Gespräche anzuknüpfen, und gar oft traf man ihn, mit der gewohnten Zigarre an einem Gartenpfeiler lehnend, in eifriger Diskussion mit Bauern. Zunächst war es der Gemeindevorsteher Trummer von Leitring, ein Mann, der ob seines biederen Charakters bald zu Morres Freunden zählte, welcher wiederholt bei Morre vorsprach, sei es, um irgendeinen Rat einzuholen oder um Morres Einflußnahme bei Durchführung gemeindeämtlicher Aktionen zu erbitten. Daß Morre anläßlich solcher Besuche betreffs der Leitringer Jugend ernste Klage führte, ist wohl selbstverständlich, doch wurde es, wie gesagt, nicht viel besser, es mußte anders kommen.

Eines Nachmittags war Morre in ziemlich übler Laune in die Laube getreten, in der Absicht, sich dort ein wenig auszuruhen, als er in unmittelbarer Nähe ein Geräusch vernahm. Er bestieg rasch die Ruhebank und konnte nun bemerken, wie sich drei Knaben, ein großer und zwei kleinere, zwischen einer Pappel und dem Zaune in lauernder Stellung zu verbergen suchten. Es dauerte nicht lange, da näherte sich der Stelle ein Schulmädchen, welches mit Schultasche und einer Milchkanne auf dem Heimwege begriffen war. Wie ein Tiger auf seine Beute, stürzte der größere Knabe auf das ahnungslose Mädchen los, erfaßte es zornig an beiden Armen und riß es zur Seite. „Hab' i

di amol, du S . . . . ., du Ka . . . .!“ schrie er ihr ins Gesicht. „Wie oft soll i denn no wegen deiner eing'spirrt werd'n? Ha! Sag's! Sag's! Was hab i dir denn tan, daß d' mi alleweil in der Schul' verklagst? Ha! Na heut' werd' i dir's amol zag'n!“ und rucks! lag das Mädchen im nahen Straßengraben, wobei er selbst zum Falle kam. Tasche und Kanne entglitten den Händen des Mädchens und klirrend kollerte die leere Kanne über die staubige Straße. Nun schickten sich auch die zwei Kleinen an, dem Rächer beizustehen und tapfer hieben alle drei mit ihren Fäusten auf das arme Mädchen los. In diesem Augenblicke stand Morre mit einer Hundspeitsche hinter ihnen. „Halt!“ rief er mit kräftiger Stimme. Die Knaben fuhren erschrocken zusammen und blickten um. In den Gesichtsausdrücken des empörten Herrn das Gefährliche der Situation erkennend, sprangen sie rasch auf und schickten sich an, das Weite zu suchen. Von gerechter Entrüstung übermahnt, erfaßte Morre den größeren Knaben und gebot den kleineren, sich nicht von der Stelle zu rühren. Ängstlich, auf den Knien rutschend, weinend und flehend baten sie um Verzeihung, während Morre den Großen mit zornig erhobener Stimme fragte: „Wer ist dein S . . . . ., wer ist deine Ka . . . .?“ und dabei die Peitsche in schnellen Zügen über die straff gespannte Hose schwang. Je ärger der Knabe schrie, desto rascher folgte Schlag auf Schlag. Mit Armen und Beinen suchte sich der Knabe der Gewalt seines Richters zu entwinden, umsonst, unbarmherzig folgte Streich auf Streich. „So, jetzt geh' und sag's deinem Vater, wer heut' dein Richter war. Und euch Zweien die Zeugengebühr!“ Sagt's und erfaßte beide. Sst, sst! pfiff die Peitsche einigemale durch die Luft, jämmerlich schrien die Kleinen. Kaum losgelassen, trabten sie auf der Straße dahin, daß die Staubwolken hinter ihnen links und rechts über die Felder streiften. Anders der größere. Weinend vor Zorn und Schmerz ging er langsamen Schrittes weiter und schrie mit drohend erhobenen Armen so laut er konnte: „Sö hab'n mi gar nix z' schlagn', Sö net und koa Mensch, der Lehra net und neamd. I sag's meiner Muatta, dö muaß Ihna klag'n geh'n, ja klag'n muaß sie Ihna, daß eing'spirrt wern.“ Das Mädchen, welches indessen vom Boden aufgestanden war und ihre Kleider, sowie die zerzausten Zöpfe in Ordnung gebracht hatte, weinte bitterlich. Sie holte Schultasche und Kanne und schickte sich an, fortzugehen. Morre tröstete das arme Kind und fragte es nach dem Namen des rohen Jungen. „Geh' nur schön nach Hause“, sagte er, „in Zukunft wird dir so etwas wohl nicht mehr geschehen“ und reichte dem Mädchen ein Geldgeschenk.

Aufgeregt und erhitzt, der Schweiß rann ihm von der Stirne, schritt nun Morre in den Hof und befahl seinem Knechte, sogleich einzuspannen und eine Viertelstunde später rollte der Wagen zur Behausung

des Gemeindevorstehers. Rasch trat Morre in die Stube. Ohne darauf zu achten, daß Trummer eben mit einer Partei verhandelte, sprach er ihn kurz und bündig an: „Grüß dich Gott! Ich komm' dir sagen, daß ich nicht länger in eurer Gemeinde bleib', morgen verkauf' ich meine Keuschen und zieh weg, denn in einer Gemeinde, die so ausgelassene Kinder, solche Ausbünde von Menschen aufzieht, will ich nicht länger als Bürger bleiben." „Ja um Gotteswillen, was soll's denn, was war denn g'schech'n?" fragte verwundert der Vorsteher und blickte den aufgeregten Herrn groß an. Morre erzählte kurz den ganzen Vorfall und verlangte nun, Trummer möge mit ihm zum Vater des gezüchtigten Knaben gehen. „Aber laß das sein, Morre, meinte er, i werd' die Gschicht mit 'n Hellbauer schon allan ausmachen. Du bist ja ganz aus'n Häusl. Erspar dir an Weg und dann wird's ja nia so haß gess'n als kocht." Alle Einwendungen des Gemeindevorstehers, Morre möge sich doch weitere Aufregungen ersparen und die Sache als abgetan betrachten, waren vergebens, Trummer mußte die Partei für künftigen Tag bestellen und wohl oder übel mit zum Hellbauern. Sie mochten sich kaum einige hundert Schritte vom Hause entfernt haben, da zeigte der Gemeindevorsteher mit der Hand nach der einen Seite und sagte: „No schau, wia g'wunschen, da kümmt ja der Hellbauer selber, aber laß mi zerscht mit ihm alloan reden."

Der Hellbauer, ein kräftiger Mann in den Vierzigerjahren, schritt vielleicht rascher als sonst auf die beiden Männer zu, grüßte freundlich und antwortete auf die Frage des Vorstehers, wohin er gehe, ruhig aber entschieden: „Eigentlich ninderscht, aber a weng vom Haus fort." „Deine Wort' san seltsam, dö versteh' i net", meinte Trummer. „Nöt? No du sollst 's glei inne wern", versetzte der Hellbauer und sah dabei auf Morre, der, ohne ein Wort zu sprechen, auf die Seite getreten war. „Vor oaner halben Stund kümmt mei Hansl von der Schul hoam, fleant und schreit, daß eham der Herr Morre so dign gschnoat hätt, daß er frei niama gehn künt. Mei Alte schaut 'n Buam an und ruaft mi. Na gnua kriagt hat er schon, moan i in der Still, aber 's wird net umsist gschehn sein. ‚I hoan nix ton', schreit der Bua, ‚als die Stanhauer Nani a weng beutelt, weils mi in der Schul allwal vaklagt und i wegen ihr immer eingspirrt wir. Meiner Alten fallts Herz in Kittel, sie fangt mit'n Buam z' hean an und valangt von mir, daß i standapedi mit'n Hansl zum Dokter soll und mit an ärztlichen Zeugnis den Herrn Morre klag'n. Hör' ma auf, sag i, i kenn den Herrn Morre z'guat, er hat für d' Armen und Deanstleut so a guat's Herz, wie viel Guat's tuat er für d' Kinda, so oft's nur a G'legenheit gibt, fürs Vieh hat er schier a besseres Herz als manche Leut für d' Menschen, umsist wird er den Buam net prügelt hab'n. Mei Alte gibt net nach, endli will's selber furt. A Wurt gibts andere,

bis mi so kreuzschichtig macht, daß i mein Mittaream obanimm und meina Alten samt den Buam links und rechts a paar übri wisch. Wannst 's net glaubst, geh hin und frags. I bin furt, sonst müaßt i rein no gröber wern, als i 's eh schon gwen bin."

Morre war über diese unerwartete Handlungsweise des Hellbauer mehr als überrascht. Noch ehe er etwas sagen konnte, trat der Gemeindevorsteher lächelnd auf ihn zu, ergriff seine Hand und sprach mit einiger Wärme: „No, siehst es, Herr Morre, wann d' Leitringer a an oder 'n andern schlimman Buabn hab'n, so segn's ein und tuan nix dagegen, wann so a Kerl von gscheiten Leut'n gleich gricht wird, drum nimm dei Wort zruck, tua uns das Load net an und bleib' bei uns zur Ehr und zum Segen der Gemeinde." Morre achtete nicht auf seine Worte, sondern wandte sich an Hellbauer: „Aufrichtig gesagt, ich hätte es nicht vermutet, in der Gemeinde einen Vater z' finden, der früher glaubt als hört. Wenn euer Bua heute auch unerwartet mehr erhalten hat, als vielleicht notwendig war, so ist 's wohl auf den richtigen Ort kommen; Strafe verdient hat er. Haltet es nur immer so und unterstützet auf gleiche Weise die Bemühungen der Lehrer, dann wird der Segen eurer Kinder an euch nicht ausbleiben. B'hüat Gott!" Morre machte einen Pfiff nach seinem Hektor und schlug die Richtung zum Wagen ein. Der Gemeindevorsteher, der noch einige Worte mit dem Hellbauer wechselte, kam bald nach, klopfte dem Freunde auf die Achsel und sprach vergnügt: „No, ich glaub, jetzt wirst mit uns do z'frieden sein und auf dein heutigen Grüßgott vergessen hab'n. Übrigens", meinte Trummer weiter, „damit du aber siachst, was die Bauern von dir denken und wia alle mit deinen Ratschläg'n und Handlungen einverstanden sein, will i dir demnächst was Schwarz auf Weiß bringen." Sie hatten den Wagen erreicht. Morre lud den Vorsteher ein, mit ihm zu fahren und gab dem Knechte den Befehl: „Zum Flucher!" Flucher besaß und besitzt noch heute ein kleines Gasthaus an der Reichsstraße, war damals Gemeinderat und ebenfalls ein getreuer Anhänger Morres. Im Gasthause lenkte Morre das Gespräch auf die verschiedenen Tagesfragen und kam auch auf die jüngste Feuersbrunst in der Gemeinde zu sprechen, bei welcher drei Inwohner um ihr Hab und Gut, einer sogar um seine Kuh gekommen waren. Obschon er zu einer eingeleiteten Sammlung bereits einen Beitrag geleistet hatte, versprach er, in Kürze in Leibnitz zugunsten der Armen eine Wohltätigkeits-Vorstellung zu arrangieren (die auch stattfand und ein namhaftes Erträgnis abwarf), welcher der Gemeindevorsteher und Flucher bestimmt beiwohnen müßten. Damit nahm er Abschied und fuhr nach Hause.

Mehrere Tage darnach, Morre saß eben wieder in der Laube, wurde der Gemeindevorsteher gemeldet, der ihm die gewiß seltsame Mit-

teilung überbrachte, daß die Gemeindevertretung in ihrer gestrigen Ausschußsitzung einstimmig beschlossen habe, Herrn Morre das Strafrecht an allen Schulkindern der Gemeinde zu bewilligen. Er führte aus, daß die Gemeinde durch diesen Beschluß ihr unumschränktes Vertrauen ihm gegenüber zum Ausdrucke bringen will und legte ihm diese gemeindeämtliche Bewilligung schriftlich vor. Morre nahm die heitere Mitteilung noch heiterer auf, war diesmal überhaupt in besonders guter Laune und versprach — in Leitring zu bleiben.

Zunächst war Morre nun neugierig, zu erfahren, welchen Einfluß die ihm übertragene Kardinalgewalt auf die Kinder ausüben werde, aber Tage und Wochen vergingen, man sah kein Kind mehr auf der Straße; ruhig war es früh, ruhig war es nachmittags. War denn keine Schule? Die Geschichte vom Hellbauer Hansl und von der gemeindeämtlichen Bewilligung hatten die Kinder des Dorfes rasch erfahren und sie zogen es nun vor, den Schulort auf Feldwegen zu erreichen und wichen dem gefürchteten Hause und dessen Besitzer links und rechts aus, bis sie endlich, durch schlechte Witterung gezwungen, den alten Schulweg wieder aufsuchten. Da traf sich's nun, daß Morre eben durch den kleinen Park schritt, der sich in einem spitzen Winkel von der Laube weg längs der Straße hinzieht, als zwei Knaben im eifrigen Gespräche von der Schule nach Hause gingen.

„Du", sagte der eine zum anderen, „woaßt, wann mir ban Morre vorbeigeh'n, muaßt ganz still sein. Ja, der Vater hat g'sagt, der Lehra und der Geistli dürfatn uns net schlag'n, aber da Morre. Ja, mei Liaber, der hat die gemeindeämtliche Bewilligung." Hi, hi, hi, lachte es im Parke und die Knaben, der Meinung, sie hätten schon zu laut gesprochen, liefen über Hals und Kopf davon. —

Nichts wird auf Erden leichter mißbraucht, als allzugroße Güte. Diese Erfahrung mußte auch Morre in Leitring machen, aber nicht von seinen Bauern, sondern von seinem Dienstpersonale. Um sich eines braven Knechtes für Jahre hinaus zu sichern, baute er seinem Philipp anstoßend an das Wirtschaftsgebäude ein Stöckel und richtete, da Philipp verheiratet war, die Wohnung dementsprechend ein. Philipp diente als Knecht, sein Weib als Taglöhnerin, und beide hätten sich wahrlich kein angenehmeres Dienstverhältnis wünschen können. Ein Jahr ging es gut, auch ein zweites, aber nicht länger. Die allzu höfliche Art und Weise, wie Morre mit seinen Dienstleuten verkehrte, die vielen Rechte, die er ihnen einräumte, züchteten Geringschätzung und Sorglosigkeit, und so kam es, daß sich Morre gezwungen sah, entweder Philipp zu entlassen, oder, wie er schon meinte, seine Keuschen zu verkaufen. Die bagatellmäßige Durchführung oder wohl gar Unterlassung seiner Aufträge, Befehle konnte man es kaum nennen, brachten den guten Herrn immer

mehr zu unnötigen Aufregungen und öfter als einmal klagte er seinen bäuerlichen Freunden, daß er die Freude zur Wirtschaft der Dienstleute wegen ganz verloren habe. Und doch war es nicht dies allein, weshalb er seine Besitzung auf Knall und Fall verkaufte. Morre hatte Scherz und Ernst in einem Sacke und war bereit, aus allem seine Konsequenzen zu ziehen. So brachte es denn der Besuch zweier Freunde, welche sich mit ihm anläßlich einer bevorstehenden Reichsratswahl einen Witz erlauben wollten, dahin, daß Morre Scherz für Ernst nahm, kandidierte und auch zum Abgeordneten des Leibnitzer Städte- und Märktebezirkes gewählt wurde.

Diese neue Stellung, die ihn zwang, wochenlang dem Hause ferne zu sein, bestimmte nun endgültig seinen Beschluß, Morre verkaufte und übersiedelte wieder nach Graz.

Fünf oder sechs Jahre mochten verflossen sein, als der Abgeordnete eines Tages nach Leibnitz fuhr und in dem von Oleandern begrenzten Vorgarten des Kaffeehauses am Marktplatze Platz nahm. In Gedanken vertieft, saß er bei einer Tasse Kaffee, rauchte eine Zigarre und erwartete den Bürgermeister. Eine Viertelstunde dürfte vergangen sein, da näherte sich dem Kaffeehause ein kräftig aufgeschossener Bauernjunge mit mehreren Milchkannen, deren Inhalt jedenfalls für die Gastwirtschaft bestimmt war. Schon wollte er beim Vorgarten vorbei die Hausflur betreten, als Morre, durch die Schritte ermahnt, aufblickte. Stracks stellte der Bursche die Kannen zur Erde, nahm rasch den Hut vom Kopfe und grüßte freundlich: „Küss' die Hand, Herr von Morre!" „Guten Abend", dankte Morre, „ja woher kennst Du mich denn?"

„Du mein Gott, i wer Ihnan net kennen! Sö haben mi" dabei fuhr er sich mit beiden Händen in die Haare, „Sö haben mi amal so prügelt, ach Gott, daß i glaubt hab, i stirb. Alle Heiligen han i vor den Augen gsegn und nachher dahoam der Vater, heut gspür is no, wann i drauf denk, richtig wahr." „So, also du bist der Hellbauer-Hansl, no und hat's dir was gschadt?" „A beileib, i sag's Ihna, wann's mi selm net prügelt hätten, meiner Sex", seine Stimme erstickte völlig, „i war no a Rauba wurn." Mit vergnügtem Lächeln entgegnete Morre: „So, so, nun es freut mich, daß du's so bald einsehen g'lernt hast, daß dir damals nicht unrecht geschehen ist, und auf das hin will ich dir heute ein kleines Schmerzensgeld geben. Wann's dir wieder einmal einfallen sollte, so roh und grob zu werden, so denk halt an Herrn Morre und an deinen braven Vater. Bleib recht brav und jetzt b'hüat dich Gott!" „Ich bedank mi vielmal, Herr von Morre, küss' d' Hand. Selbe is schon sicher, daß is mein Lebtag net vergessen wer. Küss' d' Hand!"

Ehevor ich mich entschloß, diese Erzählung, die ich teilweise aus dem Munde meines seligen Onkels hörte, niederzuschreiben, machte ich

eine Fahrt nach Leitring. Ich wollte in Erfahrung bringen, ob sich's, was die gemeindeämtiche Bewilligung betrifft, tatsächlich so zugetragen hat. In den zwanzig Jahren, die seither verflossen, haben jedoch die meisten Mitglieder der damaligen Gemeindevertretung das Zeitliche gesegnet und Herr Flucher konnte sich an alles nicht mehr genau erinnern, bekräftigte aber wiederholt, daß es in Leitring nie so brave Kinder gab, als zu der Zeit, wo ihr Ehrenbürger Karl Morre zu den ihrigen zählte.

D' Landleut-Wocha.

Oberösterreichisch von Hans Mittendorfer.

I han eng's neuli vasprocha,
I vazöhl eng ebbs von da Wocha;
Na, so gehn ma's halt an
Mit'n Sunta voran:

Ön an Sunta
Is's frei a Wunda,
Wia's dahersteign, wia sauba,
D' Arbeits-Urlauba:
D' Manna und d' Weiba,
D' Menscha und Buama,
Dö heiligna Leiba
Zum Himmelsturma
Randi beinand
Im Feirtagwand.

Mit Singa und Betn
Toans in da Kira ön Herrigott netn,
Daß a nöt abaschaut,
Daß ar eah traut —
Daweil speazln dö Buam a weng
Umi auf d' Menschabenk
Und derfst ma's wohl glaubn,
Wia „peck-peck!“ bei dö Taubn
Gehts von da Weibsbildaseit „guck-guck!“
Krumpaugat herum auf d' Buama zruck.
Dö richt si das schwarzseida Tüachl;
Dö luat, als lesats im Büachl;
Dö wicklt um d' Finga ön Rosnkranz
Und denkt, i mecht wettn! an'n Kirtatanz —
So a Tanzn, dös hat schan an Gwalt,
So lusti i's halt!
Und daß a nöt ganga war bald . . . .
Da Franzl, der is schon a Kund a —
A schena Tag is da Sunta!

*

Ön an Monta
Is ma d' Arbeit ungwohnta
Als sunst.
War a Kunst!
Nah Sunta und Feichta
Gang 's Nixtoan schan leichta
Als hebn und tragn
Und schindn und plagn
Und schwitzn und radern
Auf Wiesn und Ackern!
Das schlechta Gwandl
Hat's anglegt, 's Nandl;
Zum Stallgehn wirds,
Ma gspürts!
Sie woaßt's, daß's ar im Küahstallgwandl
Kreuzsauba is; drum halt's a Standl,
A hübsch a langs mit'n Nachbarn-Xandl —
Den hats im Bandl, 's guati Nandl!

*

Da Eritag
Is ar a Weritag,
Denn Weritag hat sechsi grad
A Wocha, dö koan Feichta hat
Als wiar den siebentn,
Den bstimmtn.

A Fleisch, a gräuckts, gibts auf Mittag
Und nachn Essn zoagt da d' Wag —
Probiers amal und wög's genau
Dö ganzn Baurnleut von oan Haus
(Du kennst di mit dö Gwichtar aus) —
Mehr Schwarn um a halbe Sau!

*

Da Miricha —
Dö Ausspräch wird iazt gschicha;
Habn netta nu dö altn Leut
Damit a Freud,
Wiar a koa Mensch mehr „Mirl“ hoaßt;
(„Marie“ und „Miaz“ is schena, woaßt!)
Grad bei dö Jungfraun, bei dö altn,
Hat si der Nam bis heut dahaltn.
Da Miricha hoaßt iazt Mittwoch!
Neun Knödln in oa Loch,
Neun Kegln auf oa Schanz,
Siebn Spielleut und koan Tanz,
Fünf Löffln auf oa Brüah,
Neun Hahna in da Früah,

Acht Spötta auf oa Schand,
Siebn Kinige ohne Land.
Fünf Grafn auf oan Schloß,
Drei Reita ohne Roß,
Vier Fensta für oan Buam,
Sechs Hachln auf zwoa Ruabn,
Neun Treffa nebna Ziel —
Zum Merka is das oanmal z'viel!

*

Da Pfingsta!
Wann's d' arbeitst, so gwingst da
Da brauchst di nöt z'rantn,
Zum Lebn und zum Gwandn
Was not tuat.
Wia schmeckt da das selm gwunga Brot guat!
An Appatit bringst da
Vom Buckln und Schindn allmal hoam,
Bist lusti und singst a,
Und seltn nur tragst dar a Gall hoam.

*

Da Freita
Is a Fasttag leida.
Da kimmt's halt auf d' Bäurin an,
Obs was Guat's kocha kann:
Mäultaschn, Rahmstrudl,
Bunkl und Rohrnudl,
Krapfn warn a nöt schlecht
Wann si's na bacha mecht!

Da Pfarra und ön Baurn sei Bua
Kriagn gleichi Speis, an iada gnua:
Dö Köchin stellt dö bachan Fisch
Ön Freita auf'n Herrntisch;
Da Bua kriagts ohne Gratn glei —
Foreлln san aba koa dabei!

*

Ön Samsta
Sagt d' Wocha: „Ghorschamsta
Deana, pfüat Gott!“ —
D' Wangerl glüahrot
(Das macht das jung Bluat)
Und dö Bussln so guat
Und d' Augn, wia's leuchtn
Mit an Glanz, mit an feuchtn,
Wia d' Sternderl in ar warma Nacht,
So liabli, daß oan 's Herz frei lacht!
Ja, dö Dirndln san liab;
Und nöt alls is a Diab,
Was si einschleicht ins Haus
So hoamli, wia d' Katz zu da Maus.
Es spricht da Bua
Beim Dirndl zua
Und denkt voll Lust
Daweil er's bußt:
Di hat da Herrgott uns z'liab g'macht,
Du hoamligi, herrlichi Samstanacht!

Heimgärtners Tagebuch.

Nun heben die Glocken zu läuten an.

Der Kirchenbau zu St. Kathrein am Hauenstein schreitet tüchtig vor, so groß nach dem Brande (im Juli 1904) die Mutlosigkeit auch gewesen war. Zuerst wurde der erhalten gebliebene Teil mit einem Bretterverschlag von der Brandstätte abgegrenzt, damit noch zur Not Gottesdienst gehalten werden konnte. Die Verzagtesten meinten, das würde nun wohl jahrelang so bleiben. Aber sachte begann die Tatkraft der Bevölkerung zu erwachen und schon im Herbste wurde das morsche Mauerwerk des ganzen rückwärtigen Kirchenteiles abgetragen und mit frischem Materiale aufgeführt. Dann konnte noch vor dem Schnee, der dies Jahr in jener Gegend so beispiellos massenhaft gewesen war, die ganze Kirche eingedeckt werden, sie erhielt ein Dach aus Schiefern, die weit aus dem Oberösterreicherlande eingeführt werden mußten. In diesem Frühjahre wurde sofort der Turm in Angriff genommen, dessen Gemäuer massig ist und zu dessen Ausbau ein umständliches und hohes Gerüst nötig war, an dem sechs Zimmerleute fünf Wochen lang bauten. Der Turm war von unten bis oben ausgebrannt wie ein Schornstein.

Als nun in demselben die Stockwerke und Treppen fertig gezimmert waren und hoch oben auch der wie für eine Ewigkeit gebaute Glockenstuhl feststand, schrie alles nach den Glocken. Nicht der Kirchenraum, nicht die Bänke, nicht Chor und Orgel waren so schwer vermißt worden, als die Glocken. Weihnacht und Ostern, die Marienfeste und Patronsfeste ohne Glocken. Allerseelen, die Beerdigungen der Toten ohne Glocken, kein Aveläuten, das sonst jeden Tag dreimal die weitverstreute Gemeinde an ihre menschliche und religiöse Zusammengehörigkeit erinnert. Nach dem Glockenklang hatte alles ausgehorcht seit Menschengedenken, und jetzt auf einmal der unaufhörliche Karfreitag. „Das ist wohl traurig bei uns jetzt, daß man keine Glocke hört!“ Diese Klage war die allerhäufigste in St. Kathrein seit einem Jahre, „wenn nur wieder die Glocken läuten, nachher sind wir schon getröstet.“

Daher hatte man beim Glockengießer in Wiener-Neustadt die drei Glocken auch rechtzeitig bestellt, und als nun der Turm so weit fertig war, kamen sie eines Tages auf drei schweren Wagen angefahren. Die Gemeinde kann sich von der Form der alten Kirche nicht trennen, alles soll möglichst wieder so werden, als es die Vorfahren geschaffen hatten und als es ihr Auge gewohnt worden zeitlebens. Sicher wäre eine schlanke Turmspitze schöner gewesen, aber die Gemeinde entschied sich für ihre alte Kuppel, die freilich ausnehmend stilvoll und anmutig gewesen war und die nun der Baumeister mit Fleiß wieder nachzuformen sucht. Ich kann der Gemeinde das Festhalten an den alten Bauformen um so weniger verdenken, als ich ja selbst noch so sehr an dem Aussehen der Kirche meiner Jugendzeit hänge. Nicht einmal das Auge will sich das Seine, das Altgewohnte nehmen lassen, während uns doch unter den Füßen und über dem Haupte alles Alte allmählich und unerbittlich weggezogen wird, so daß wir endlich auch selbst andere sind, als wir gewesen. Als nun aber die Leute von St. Kathrein statt des alten Schindeldaches das schöne glänzende Schieferdach sahen, und nun die stattlichen Glocken, die mit ihren Gebilden im Sonnenschein wie Gold funkelten, da waren sie's gar wohl zufrieden und planten nur danach zu hören, wie sie klingen werden.

Der Christihimmelfahrtstag war zum Glockenaufzuge erlesen, und an diesem lieblichen Frühlingstage war die ganze Gemeinde ein einziges erhobenes Herz geworden. Aus allen Gräben und von allen Höhen waren sie herbeigekommen im Festgewand und mit leuchtenden Augen, die Männer wie die Weiber, die Greise wie die Kinder. Das Kircheninnere lag noch voller Schutt und der Kirchhof ringsum war verrammelt mit Gerüsten, Stein- und Bretterwerk. Trostlos zerfahren sah alles noch aus, es kostet noch monatelange Sorge und Arbeit und große Opfer, bis es recht sein wird. Aber auf hohem Turmgerüst wehte die Festfahne und

den Leuten war, als wäre die Kirche eben fertig geworden. Die zwei kleineren Glocken waren bereits auf dem Turm, die große wurde auf bekränztem Wagen, vom Pfarrer, von einer Schar Kranzeljungfrauen und einer großen Menschenmenge bei klingendem Spiel den Berg heraufbegleitet. Vom nahen Wäldchen her krachten die Pöller. Der Hügel vor dem Turm war gefüllt mit Menschen, viele Hunderte an der Zahl. Man hörte nicht jenes vorwitzige Hin- und Herreden, welches sonst in solchen Volksmengen vorkommt; schweigend oder nur leise und ehrerbietig flüsternd sahen alle zu, wie nun vermittelst Flaschenzuges die Glocke durch die Öffnungen des Gerüstes langsam emporschwebte, während sechs junge Burschen in Steirertracht ohne Gepolter und Geschrei, ruhig und ernst, von einem Monteur unauffällig angeführt, den Aufzug durch das Gebälke leiteten. Viele der Zuschauer, so schien es, haben in diesen Augenblicken aufs Atmen vergessen. Da stieg vor ihren Augen, die so etwas noch nie gesehen, die Glocke auf, die hinfort ihre Freuden- und Leidenstage mit ihrer Stimme erfüllen soll und die sie einst ins Grab läuten wird!

Und als die Glocke endlich im Turmfenster verschwunden war, da erreichte die Spannung den höchsten Grad. Man wollte miteinander sprechen, aber getraute sich nicht recht, als müsse die ganze Stille und Feierlichkeit dieser Frühlingsnachmittagsstunde den metallenen Zungen vorbehalten bleiben. — — Plötzlich der erste klingende Schlag der kleinen Glocke. „Es ist schon gewonnen!" rief ein Bauer aus. „Sie bimmelt nicht, wie die alte." Sie läutete ein paar Minuten lang. Dann kam die zweite dran. „Die läutet schon so tief, wie früher unsere größte!" sagten einige. „Sollt' man nit beten, statt schwatzen?" bemerkte eine behäbige Bäuerin. „Darauf ein vorlauter Bursche: „Nix schwatzen und nix beten — nur losen." — So begann nun in langsamen Schlägen feierlich die große Glocke zu läuten. Da machten die Leute weite Augen. Ein solcher Klang war in diesen Bergen noch nicht gehört worden. Nach ein paar Minuten schwieg auch sie. Dann setzte wieder die kleine ein und nun läuteten alle drei zusammen. Den Leuten rannen die Tränen über die Wangen. Es half nichts, wenn sich einer deren schämte, weinen mußte er doch. Das alte liebe Geläute, das vor einem Jahre für immer verstummte, war vergessen, denn in dieser hellen schönen Harmonie, in dieser feierlichen Getragenheit hatten die hundertjährigen von damals nicht geklungen. Alle Bergwälder ringsum grüßten zurück und schluchzend sagten die Leute zueinander: „Jetzt haben wir wieder eine Kirche!" Eine solche hatten sie freilich noch lange nicht, aber die Glocken hatten sie. Und an diesem Tage ist es mir erst recht klar geworden, was die Glocke bedeutet: Sie ist die Seele der Gemeinde. Die Glocke hat eine soziale Bedeutung. Weit über den Bau der Kirche klingt sie hinaus in die Welt zu allen. Sie spricht Menschliches und Göttliches zu den

Weltkindern der Städte, die nie eine Kirche besuchen, sowie zu den Landleuten, die in Feld und Wald und in den einsamen Höfen sind. An diesem Nachmittage war freilich alles herbeigekommen, was Füße hatte, und die Jährlinge ließen sich tragen und die Achtzigjährigen kamen in Steirerwäglein; doch immerhin waren auch Menschen zurückgeblieben in den einsamen Berghäusern, um den Hof zu hüten. Die standen vor der Haustür Stunde um Stunde und schauten und horchten gegen die Kirche hinab, die manchem von Wald oder Berg verdeckt war, und horchten und horchten sehnsüchtig nach der Stimme des Rufenden in der Wüste. Die Sonne sank tiefer und tiefer, es blieb still. Endlich, endlich! Es hallten die ersten Schläge und das Glockengeläute kam weich und lieblich in den Lüften heran.

Seit die Gemeinde besteht — und sie besteht schon lange — wird selten ein solcher Freudentag gewesen sein als an diesem Himmelfahrtsfeste, so daß jemand die Bemerkung machte: „Wenn das Unglück nicht gewesen wäre, hätten wir heute keinen solchen Freudentag!“

Aber es kam auch die Stunde der Wehmut. Es kam die Stunde, da nun für alle geläutet wurde, die während der glockenlosen Zeit ins Grab gesenkt worden waren. So als ob die Toten des Jahres mit dem Einschlafen gewartet hätten, bis sie von den Glocken zur ewigen Ruhe gesungen würden.

Doch — zum Werke, das wir ernst bereiten, geziemt sich auch ein ernstes Wort. Das war während der Feier nicht gesprochen worden. Als ich nachher mit Freunden im Almhofe mitten unter Bauern saß, habe ich aus der Tasche meinen Schiller hervorgezogen, habe den Leuten gesagt, daß wir dieses Glockenfest nun noch extra mit dem allerschönsten Gedichte feiern wollten, das vor länger als hundert Jahren gedichtet worden sei von Friedrich Schiller. Es heiße „Das Lied von der Glocke“. Es schildere einen Glockenguß und stelle während desselben Betrachtungen an über das menschliche Leben, und was die Glocke für das Menschenleben bedeute. Sie seien also eingeladen zuzuhören. Hierauf hat Freund Toni das Gedicht mit edler Begeisterung zum Vortrage gebracht. Die Bauersleute hörten so andächtig zu, als vorher den Glocken. Wohl steht zu vermuten, daß es auch hier vorwiegend — der Klang gewesen ist, der gewirkt hat. Glocken werden ja nicht verstanden, nur gehört und empfunden. Man sah es den Leuten wohl an, wie gehoben sie sich fühlten, daß sie eingeladen worden zu einem Geistesmahle, dessen Göttlichkeit sie freilich mehr ahnen als verstehen konnten.

Bei diesem Glockenfeste zu St. Kathrein in der Waldheimat bin ich mein altes Bauernherz wieder einmal recht inne geworden. Ja, gottlob, es ist noch vorhanden! Am nächsten Tage fingen freilich wieder die Sorgen an, wie wir den Bau dieser Kirche zur guten und schönen Vollendung führen werden.

Ein Spaziergang in Wien.

An einem Maimorgen, als auf den steirischen Bergen Neuschnee lag, kam es mir an — ich will einen Spaziergang durch die Wienerstadt machen. Seit vielen Jahren ist ein solcher schon nicht mehr geschehen; meine kurzen Wiener Aufenthalte pflegen stets ausgefüllt zu sein mit gewöhnlichen kleinen Angelegenheiten, so daß man zum Großen nicht kommt, zum ziel- und zwecklosen Dahinschlendern ganz allein durch die Lebensbrandung dieser herrlichen Stadt. Es ist dabei das Gefühl, als ob man durch stürmische Hochwaldwildnis wanderte, nur daß die Mißlichkeiten im Walde nicht so groß sind, als die in der Stadt, wo der arglose Landwanderer, um das nächstliegende zu sagen, jeden Augenblick unter irgend ein Rad zu kommen in Gefahr ist.

Vier Stunden Eisenbahnfahrt, und ich war dort. Auch mitten in der Stadt interessiert mich vor allem — die Landschaft. Der Verkehr, das unendlich hin- und herwogende Leutegemenge, vollends die kostbaren Dinge und das Geträdel in den Auslagekästen vermögen mein Auge weniger zu fesseln, als die Straßenprospekte, die Gebäude, die Monumente mit Umgebung. Maler rechnen, glaube ich, derlei ja zum Landschaftlichen.

Wem das alte Wien noch so hell und bunt im Gehirnkasten nachdämmert, der weiß sich im neuen Wien nicht zu fassen. Zum Eintritte: Der Stolz der Kärntnerstraße erschrickt ihn fast. Aber der alte Stefel, dem ich aus treuer Anhänglichkeit vor allem zugehe, ist noch ganz derselbe wie vor vierzig Jahren. In den dunklen Hallen dieser Kirche saß ich eine halbe Stunde lang. Von draußen dröhnte das Branden des Lebens wie ein Sturmgetöse dumpf an's Ohr, was den Frieden des Gottesdienstes fast noch erhöhte. Ich betrachtete die schwere düstere Pracht und dachte an die kleine, durch Feuer zerstörte Kirche in der Waldheimat, die trotz allen Sorgens und Kümmerns so hart wieder zu errichten ist. Mit dem Wert eines einzigen Kronleuchters, einer einzigen Fensterrose, eines einzigen Meßgewandes hier könnten wir die weiße Kirche im Waldland erbauen. Ach, wenn man das wollte, wenn man so rechnen dürfte, dann würden die Sachen ja ausreichen in der Welt. Aber nichts Großes käme zustande. Ich glaube, hunderte von Dorfgemeinden in Österreich würden ihre kleinen Kirchtürme opfern, wenn es sich handelte, damit den Stefansturm zu erhalten. Dieser Turm, dieser Dom ist der Stolz des ganzen Reiches. Und ich bin so, daß ich mich als persönlicher Miteigentümer aller öffentlichen Gebäude der Reichshauptstadt fühle. Also ein reicher Mann!

Dann die Wollzeile hinab, das ist ein Gang durch Altwien, da schauen sie gleichsam noch zu den Fenstern heraus oder schreiten den ruppigen Bürgersteig entlang, Kürnberger, Anzengruber, Grillparzer,

Raimund, und sie alle, alle die Dichter und Denker, die Künstler, die Techniker, die Staatsmänner, die uns Unstete mit der Vergangenheit noch verankern.

Es lichtet sich. Ich bin am Stubenring, ich komme auf den Platz, wo der Ring um die innere Stadt noch nicht fertig geschmiedet ist. An der Stelle der abgetragenen Franz Josefskaserne und ihres Exerzierfeldes entfaltet sich, da die Straßen noch nicht gelegt sind, ein scheinbar planloses Gewirre von neuen und noch unfertigen Zinshäusern. Jedes ringt für sich nach neuen Variationen, aber alle Formen sind abgebraucht und das mit noch so anspruchsvollen Absonderlichkeiten aufgeführte und gezierte Haus steht schließlich da wie jedes andere. Unter all dem Auffallenden fällt nichts mehr auf. Nun der Franz Josefskai! Er ist endlich ausgebaut. Seine Riesenkurve am Donauarme hinauf, in der ein Prachtbau sich an den andern reiht; seine glatten Bürgersteige, die so breit sind, daß bei einigem guten Willen die Völker Österreichs gemächlich aneinander vorbeikommen, ohne Ellbogen gebrauchen zu müssen; seine am Donauufer sich dahinziehenden Gartenanlagen — im Hintergrunde dann der Kahlenberg — es ist glänzend, es ist, meint der Provinzler, wohl einer der großartigsten Stadtstraßenprospekte des Kontinents. Aber die Sache steigert sich.

Es kommt der Schottenring. Der Rathausplatz und seine Umgebung in der Maiensonne, in der grünen Frische seiner Anlagen, nach Regentagen in staubloser, rosenduftender Luft — schon dieses eine Bild ist wert, von den Schneebergen herabzukommen und aufzujubeln darüber, daß es so viel Macht, Reichtum und Städteschönheit gibt. Um so heller aufzujubeln, da man — in nächster Stunde schon wieder heimkehren kann in die stille Waldlandschaft zu den bescheidenen Hütten!

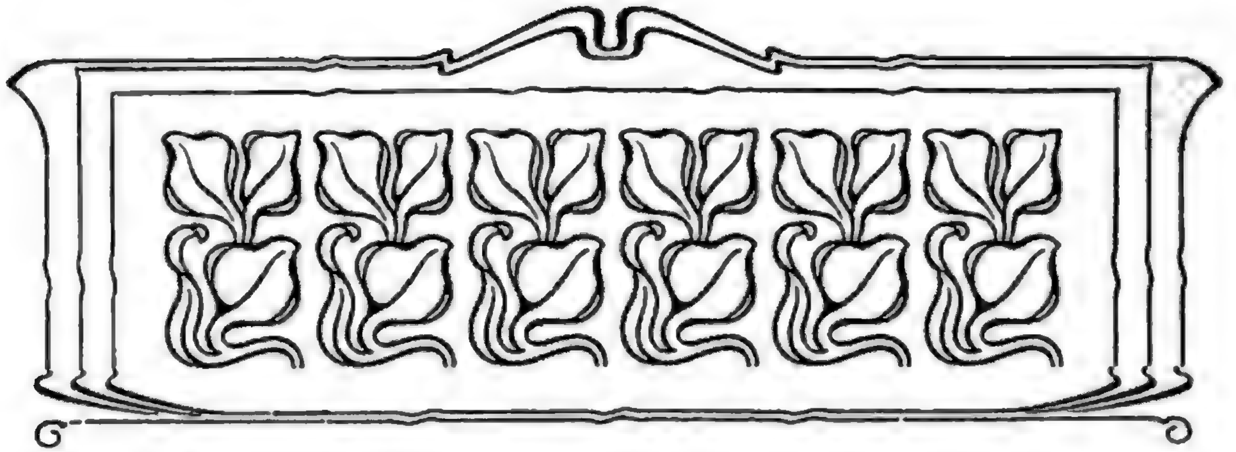
Mein zweckloser Spaziergang hatte schließlich aber doch ein Ziel. Wenige Wochen vorher war das Anzengruber-Denkmal enthüllt worden. Ganz unwillkürlich haben meine Schritte der kleinen Parkanlage zugestrebt, die hinter dem Parlamentsgebäude grünt. Dort steht der eherne Ludwig — auf der Alpe. In wuchtiger Überlebensgröße, derb und in rauhem Gewand steht er auf rohbehauenem Stein. Der Hügel ist aus grauen, verwitterten Bergfelsen, an denen Knieholz wuchert, dazwischen Steinnelken und auch Edelweiß. Eine kleine Schutthalde zieht vom Denkmal herab und verliert sich sachte im grünen Anger. An dieser Schutthalde lehnt der Steinklopferhans, der über Gott und Welt nachdenkt „beim Steinerschlag'n", und dem nichts geschehen kann, weil er sich schuldlos im Schoße der Vorsehung ruhend weiß. Der Steinklopfer, ebenfalls aus Erz, ist ungefähr lebensgroß und macht im Verhältnis zur riesigen Hauptgestalt vielleicht den Eindruck des Zwerghaften. Im ganzen überkommt einen

vor diesem Denkmal eine frische, gehobene Hochgebirgsstimmung — man fühlt sich auf der Höhe.

Hier endete ich meinen Spaziergang und fuhr auf der Tramway dem Bahnhofe zu. Aber lange hat diese kleine Stadtwanderung schön in mir nachgewirkt. Was doch für das Praktische und Schöne geschehen ist, die ltzeten Jahrzehnte in Wien! Und was in idealer und ethischer Beziehung geleistet wurde! An den Riesenwerken, die im Jahre 1858 begonnen wurden mit dem Entschlusse zur Stadterweiterung, hatte das damalige Geschlecht nichts als die Arbeit, die Greuel der Zerstörung. Den Genuß davon haben wir, die heutigen. Und ebenso wird jetzt wieder viel begonnen, wovon den Genuß erst spätere Geschlechter haben werden. Dieser Zug unserer Zeit, uneigennützig für die Zukunft zu arbeiten, von der wir persönlich doch nichts mehr haben können, ist groß und ethisch. Aber freilich, wir vererben mit den Riesenwerken unseren Nachkommen auch die Riesenschulden! Jetzt ist schon die Rede von einem Wald- und Wiesengürtel, der um ganz Wien angelegt werden soll, so daß die Zweimillionenstadt eine Stadt im Walde sein wird. Wahrlich, dieses moderne Wien ist ein merkwürdiges Beispiel, wie schön sich mit geistigem Stillstand materieller Fortschritt vereinigen läßt. Übrigens sieht man das nicht bloß in Wien, auch schon anderwärts. Man hat halt die Erfahrung gemacht, daß bei dem sogenannten geistigen Fortschritt, wenn er nicht nach dem Ethischen hin gerichtet ist, nicht viel herauskommt. Er wird noch aus der Mode kommen. Der öffentliche Zank über Politik, Wissenschaft, Kunst, Religion u. s. w. wird mehr und mehr verstummen. Die positive Arbeit im sozialen Leben wird Geist und Hand beschäftigen und anderseits wird auch die Erholung und Ruhe wieder eine ersprießlichere werden, als sie es in unseren nervösen Tagen ist. Hat nur erst das Gemüt wieder einmal seinen Halt gefunden!

Mitten im Ewigen.

Halte nichts für klein,
Was da ist,
Du wirst ewig sein,
Weil du bist. R.



Kleine Laube.

Der Kirchenzank.

Wenn in einem langwierigen Kriege eine Partei sich erschöpft fühlt, so fängt sie an von Verständigung zu sprechen und zeigt sich bereit zu Friedensverhandlungen. Es hat nun wohl nicht den Eindruck, daß die evangelische Kirche in Deutschland im Streite mit der katholischen erschöpft und dem Unterliegen nahe wäre. Und doch wird von dieser Seite immer wieder der Wunsch laut, es möchten die durchaus unchristlichen Feindseligkeiten, wie sie gegenwärtig zwischen den beiden Kirchen Unheil stiften, sich mildern und schlichten, es möchte in unserem deutschen Volke nicht immer das Trennende der beiden Kirchen betont werden, sondern vielmehr das Einigende. Die beiden Kirchen mögen ja ihre Türen offen halten und jede für sich ihre Glocken läuten, im übrigen es aber den Leuten freigestellt lassen, in welche sie treten wollen.

Die „Christliche Welt" veröffentlichte vor einiger Zeit einen Aufsatz: „Der evangelische Bund. Eine Selbstkritik und ein Programm" von Fritz Friedrich, dem wir einiges entnehmen wollen.

Wir Deutschen, sagt der Verfasser, haben uns mit einer geschichtlichen Entwicklung abzufinden, wie sie auch nur annähernd keines der europäischen Kulturvölker aufzuweisen hat. Das Heimatland der Reformation ist das einzige, in dem weder diese, noch ihre Gegnerin den unbedingten Sieg errungen, sondern tödliche Erschöpfung beide Konfessionen genötigt hat, unbezwungen in annähernd gleicher Stärke (2 : 3) neben- und miteinander weiterzuleben. Wenn anfangs der Grundsatz ‚Cuius regio, eius religio' wenigstens die konfessionelle Geschlossenheit der deutschen Einzelstaaten gewährleistete und diesen ihre durch den Westfälischen Frieden geheiligte Selbständigkeit auch eine selbständige Kirchenpolitik ermöglichte, so haben politische und wirtschaftliche Ursachen im neunzehnten Jahrhundert die Verhältnisse völlig verändert: die Gebietverschiebungen der napoleonischen Zeit haben fast überall die konfessionelle Geschlossenheit gesprengt und konfessionell gemischte Staaten so sehr zur Regel gemacht, daß von den größeren wenigstens heute nur noch das Königreich Sachsen so gut wie rein protestantisch, kein einziger rein katholisch ist. Freizügigkeit und Eisenbahnen wirbeln die Konfessionen unausgesetzt noch mehr durcheinander. — Dies ist die Lage, mit der wir uns abzufinden haben. Ändern wird sie sich in absehbarer Zeit sicherlich nicht.

Müssen wir uns also vertragen, unbedingt, um des Lebens willen, so müssen wir uns auch auf religiösem Gebiet zu ertragen und zu vertragen lernen. Uns

Protestanten ist das in mancher Beziehung erleichtert. Können wir im einzelnen Katholiken den Mitchristen erblicken, so können und müssen wir auch in seiner Weltkirche, so schwer sie es uns macht, die Schwesterkirche achten und damit erweisen, wie fern uns die Gesinnung der Zanktheologen des siebzehnten Jahrhunderts liegt, die uns gelegentlich zugeschrieben wird. Dabei wissen wir sehr wohl, daß es sich natürlich nicht um eine Versöhnung der Prinzipien handelt, die ewig unvereinbar sind, sondern um einen modus vivendi, d. h. eine Möglichkeit, trotz dieser Unvereinbarkeit nebeneinander zu leben und sogar in tausend wichtigen Dingen miteinander Hand in Hand zu arbeiten. Ein solch ungeschriebener Vertrag fordert Opfer von beiden Seiten.

Daß die beiden Kirchen aneinander Kritik üben, das ist gut und wird nicht abzuschaffen sein. Aber wir können unserer Kritik den Stachel des Erbitternden nehmen, indem wir nicht spotten und höhnen oder in gehässiger Weise schelten und schimpfen, sondern aufklären. Dies wird am besten geschehen in der Form historischer Belehrung. Dadurch wird die unvermeidliche Polemik auf den Ton gestimmt werden, der im Streite der Geister der allein würdige ist und der allein mögliche sein sollte.

Wir können der durch die Unfehlbarkeit der römischen Kirche geschaffenen Sachlage Rechnung tragen und dürfen nicht verlangen, daß uns offiziell Prinzipien geopfert werden. Die Unfehlbarkeit ist ja doch das schwerste Joch, das auf dieser Kirche lastet, denn sie bürdet ihr eine 2000jährige Geschichte mit allen ihren Sünden auf und gibt ihr keine Möglichkeit, auch nur ein Jota davon abzuschütteln. Die Genfer Calvinisten durften ein Sühnedenkmal für die Hinrichtung Servets errichten; die schottische United Free Church konnte ein Glaubensbekenntnis der Väter aufgeben, weil sie einzelne Sätze darin als unerträglich empfand; die römische Kirche kann nie etwas zurücknehmen, was sie einst gebilligt, nie etwas gutheißen, was sie einst verdammt hat. Sie kann nur in Vergessenheit geraten, praktisch außer Kraft treten lassen, was unhaltbar geworden. Daß sie sogar dies sehr häufig nicht will, liegt mir fern zu bestreiten; aber wenn sie dazu bereit ist, sollen wir uns damit zufrieden geben. Wir müssen unsere geschichtliche Einsicht und Bildung auch dadurch beweisen, daß wir für die geschichtliche Entwicklung der Papstkirche, selbst wenn wir sie mißbilligen, Verständnis zeigen.

Wir brauchen die vergangenen Sünden der römischen Kirche nicht so stark zu betonen und unseren katholischen Zeitgenossen immer wieder vorzuhalten, wie es vielfach geschieht — vorausgesetzt allerdings, daß auch jene sich entschließen, von Reformation und Reformatoren in einer Weise zu sprechen, die für uns erträglich ist. Inquisition und Ketzerverfolgungen, Albigenserkriege und Bluthochzeit und all die anderen Ausgeburten des religiösen Wahns sind und bleiben Schandflecke in der Geschichte der Kirche, und wer Beruf hat, hiervon zu reden, soll keinen Zweifel daran lassen. Wir aber haben es mit dem Katholizismus und der Kirche der Gegenwart zu tun, und für die Gestaltung unseres Verhältnisses zu diesen dürfte es nicht förderlich sein, allzulebhaft die Erinnerung an jene Greuel wachzurufen, die, das dürfen wir denn doch wohl annehmen, wenngleich in der Theorie nicht verworfen und von einzelnen beschränkten Fanatikern noch jetzt gebilligt, dennoch Vergangenheit sind und bleiben werden.

Endlich sollen wir diejenigen Richtungen im Katholizismus, die sich uns irgendwie nähern und Bereitwilligkeit zur Versöhnung an den Tag legen, fördern und stärken, denn sie arbeiten mit uns an der Herbeiführung des ersehnten Friedens. Wir sollen von ihren Vertretern auch nichts verlangen, was katholisch eben unmöglich ist. Wir sollen z. B. nicht über F. X Kraus schimpfen, weil er nicht zur evan-

gelischen Kirche übergetreten ist, sondern uns freuen, daß die römische einen solch evangelischen Christen erzeugt und ertragen hat. —

Man sieht, dieser Aufsatz betont strenge den evangelischen Standpunkt, ohne der katholischen Kirche tatsächlich nahezutreten. Dasselbe Recht mag gewiß auch die katholische Kirche ausüben, wie es hin und wieder wirklich geschieht, ohne unwürdige Polemik zu treiben. Das leidenschaftliche und würdelose Eifern gegen die evangelische Kirche ist durchaus unklug, es setzt sich damit ins Unrecht, es reizt die Gegner und mit solchem Geschimpfe ist schon mancher Christ aus der katholischen Kirche hinausgeekelt worden. Aber auch viele Protestanten zeigen durch ihr beständiges und gemütloses Protestieren, daß bei ihnen der religiöse Friede nicht daheim ist, den mancher so sehnsüchtig sucht.

Was beiderseits gesagt werden mußte, ist nun einmal gesagt. Ich selbst habe in früheren Zeiten nach meiner Überzeugung die Mängel und Ausartungen der katholischen Kirche scharf behandelt, und zwar die der katholischen Kirche, weil wir in unserem Lande es gerade mit dieser zu tun haben. Ich stand nicht einen Augenblick an, auch die großen Fehler und Ärgernisse der evangelischen Kirche zu verurteilen, wo sie in meinen Gesichtskreis traten. Wäre es nicht geschehen, so müßte es erst noch geschehen, denn dazu zwingt einfach das Gewissen. Möchte ich mich nicht mehr gezwungen fühlen, krassen Aberglauben, heuchlerische Formreligion, herzlose Unduldsamkeit, pharisäischen Hochmut rücksichtslos rügen zu müssen; der sichtbare Erfolg ist ja doch nicht so groß, als die Verbitterung, die damit erzeugt wird. Aus Verbitterung keimt keine Liebe, und ohne Liebe gedeiht keine gute Tat. So wie die einzelnen Menschen nur durch Nachsicht und Güte miteinander auskommen können, so und nicht anders ist es auch bei den Kirchen. Allerdings ein himmelweiter Unterschied besteht doch in der Art, wie beide Teile gegeneinander vorgehen. Der evangelische Bund setzt in öffentlichen, kontrollierbaren Schriften seinem Gegner oft scharf zu, aber das ist nicht zu vergleichen mit den Wutausbrüchen katholischer Kanzelredner, deren Wiederlegung in der Kirche verboten, bei dem bigotten Pöbel unmöglich und bei den Gebildeten überflüssig ist. Ich war in früheren Zeiten über solche Tobsuchtsszenen im Gotteshause oft auf das äußerste empört, weil sie die Religion in Mißkredit bringen und dem anständigen Priester den Beruf erschweren; jetzt haben die schaumwütigen Predigten für mich mehr pathologisches Interesse. Ich deute die Erscheinung, die in neuester Zeit noch an Übermaß zugenommen hat, nur an als eine Ursache der Übertritte und der trostlosen Feindschaft, die zwischen den beiden gottgewollten Kirchen herrscht. Diese Kirchen sind gottgewollt, denn sonst könnten sie nicht so lange bestehen, sonst könnten sie die menschliche Kultur nicht so mächtig leiten. So muß auch die Kirchen ein solcher achten, der für seine Person der Kirche nicht mehr bedarf. Wenn wir alle mitwirken sollen, die Kirchen zu vergeistigen, zu verinnerlichen, zu vervollkommnen, so braucht ja das gerade nicht den Kirchen zuliebe zu geschehen, wohl aber den Menschen zuliebe, unserem Volke zuliebe. Jedes Scheit, das wir zwischen die Brüder werfen, ist ein Scheit in das höllische Feuer der Zwietracht. Ja gewiß, die Gewissen dürfen wir nie zur Ruhe kommen, nie versumpfen lassen, die müssen immer aufgerüttelt werden zum sittlichen Bewußtsein. Der Streit um das so äußerliche Glaubensbekenntnis aber möge doch endlich verstummen in unserem geistig sonst so hoch stehenden deutschen Volke. Haben die Kirchen einmal nicht ihre ganzen Kräfte aufzubieten, um sich voreinander zu wehren, dann werden sie mehr für ihre innere christliche Entwickelung tun können. Im Kampfe hat keine Kirche Zeit, ihre Fehler abzulegen, denn sie muß dieselben ja fortwährend verteidigen. Kommt sie erst zur Ruhe, dann besinnen sich ihre Mitglieder, die im Grunde ja doch moderne und zumeist sittlich denkende Menschen sind,

wohl selbst ihrer Mängel und Verfahrenheiten. Sollte der Kirchenzank der Führer aber fortdauern, Zwietracht zu säen in unserem Volke, dann käme eine schreckliche Zeit, die nur darum nicht das äußerste, wie im dreißigjährigen Krieg, erreichen dürfte, weil das Volk, gerade der edlere Teil desselben, sich massenhaft von allem Kirchentume überhaupt loslösen würde.

Die beharrlichen Schwalben.

Zu dem Aufsatz „Lose Stubengenossen", den der „Heimgarten" in seinem 23. Jahrgang veröffentlichte, wird uns folgendes Geschichtchen aus dem Leben der Schwalbe mitgeteilt:

Im vergangenen Sommer nistete in einer Ecke meiner Loggia ein Schwalbenpaar und brachte glücklich vier Junge zur Welt, deren Fütterung, Flugversuche usw. uns viel Freude verursachte. Da uns das Nest in der Ecke nicht genierte und Vorkehrungen getroffen waren, daß die Loggia nicht beschmutzt wurde, waren wir in froher Erwartung, das Pärchen diesen Sommer wieder begrüßen zu können — Schwalben sollen ja Glück bringen. Und richtig! Ende April kam unser Schwalbenpaar wieder; das alte Nest war tadellos erhalten und wir warteten, daß es in diesem froh, der Arbeit des Bauens enthoben zu sein, wieder Platz nehmen würde. Unser Erstaunen war daher groß, als das Schwalbenpaar plötzlich in der Mitte des etwa 20 cm breiten Bogens der Loggia an freier Wand zu bauen anfing. Das paßte mir aber durchaus nicht in meinen Kram, denn gerade darunter befand sich mein Eßtisch und „Schutzvorkehrungen" waren da oben an dem schmalen Bogen nicht zu treffen; ich entfernte daher, trotz der Entrüstung meiner ganzen Familie, das zu einem Viertel fertige Nest. Nach zwei Tagen ist das Nest wieder an derselben Stelle im Entstehen; ich entferne es diesmals heimlich ohne Wissen meiner Familie abermals und befestige an einem Nagel einen flatternden Bogen starken Schreibpapieres, überzeugt, die Schwalben würden davor scheuen und mich nun weiter nicht beehren. Da sehen wir am nächsten Tage, daß beide Schwalben mit aller Kraft bemüht sind, den Bogen Papier zu entfernen; sie beißen sich hinein einzeln und zu zweien, und zerren und ziehen so lange, bis der ziemlich starke Bogen glücklich zerrissen und entfernt ist. Allgemeines Gejubel meiner Familie; in mir aber der feste Entschluß, dem frechen Schwalbenpaar doch einmal zu zeigen, wer „Herr im Hause ist" und daß es seinen „dicken Kopf" denn doch nicht durchsetzen kann. Als niemand meiner Familie, die mich himmelhoch gebeten hatte, doch nun genug des grausamen Spieles sein zu lassen, in Sicht war, kletterte ich schnell die schwindelnde Höhe hinauf, nahm einen Leinwandlappen von etwa 25 cm im Quadrat und befestigte ihn mit drei Nägeln fest an der Wand. Erlassen Sie mir es, die Empörung meiner Lieben zu schildern, die „Empörung" des Schwalbenpaares zu sehen, war jedenfalls interessanter. Unter fortwährendem Gekreisch und Gezwitscher umkreisten sie erst den lustig flatternden Lappen, dann aber machten sie wütende Attacken auf denselben, zerrten an ihm, hingen sich mit dem Schnäbeln an ihn und versuchten ihn auf diese Art, ebenso zu entfernen, wie den Papierbogen. Aber er hielt stand, alle Mühe war umsonst! Nun zwei Tage Hin- und Herflattern, Begucken und Überlegen des Schwalbenpaares. Da — ich traue meinen Augen kaum — fangen diese Frechdachse an, den freischwebenden Leinwandlappen mit feuchter Erde zu beklecksen, und ihr Nest an diesen zu bauen. Nun fühlte ich ein menschlich Rühren. Ich werde meinem Tisch einen zwar etwas unbequemeren, anderen Platz geben und den Schwalben ihren Willen lassen; ich bin dadurch in den Augen meiner

Lieben von dem Ansehen eines „grausamen Wüterichs“ rehabilitiert und Ruhe und Frieden herricht in dieser Beziehung in meiner Familie und bei dem Schwalbenpaar. Jetzt ist das Nest beinahe fertig, die jungen Schwalben bekommen eine famose, schaukelnde Wiege. Ich frage aber, was staunenswerter ist: die Ausdauer der Schwalben, ihr Nest trotz viermaliger Störung genau an derselben Stelle zu bauen, oder die Kunst, ein Schwalbennest an einen freischwebenden Leinwandlappen zu kleben.

Singvögel.

Unser Abschied.

Wir sah'n beim Abschiedgeben,
Mit bangem Weh
Zwei Lilien sich heben
Aus tiefem Schnee.

Es bebte all mein Sinnen
Ins Wort hinein:
„Das traurige Beginnen —
Muß es denn sein?“

Sie kehrte ab, die Reine,
Das Angesicht.
„Für deine Art, die feine,
Da taug' ich nicht!

Ich kann nicht zu dir stehen,
Du Mann der Welt.
Mein Hoffen soll verwehen —
Auf dich gestellt!“

Die Sonne, rot und trübe,
Schien uns so bang,
Als ging — wie unsre Liebe —
Sie letzten Gang.

Wie war mir klar geworden
Der harte Schluß:
Dein eigen Herz nun morden,
Ach, bitt'res Muß!

Denn unsres Liebens Sterne
Sind blank und weit;
Voll Segnung in der Ferne,
Im Nahn voll Leid.

Wir reichten uns die Hände
So leicht und kalt;
Die Jugend ging zu Ende,
Das Herz ward alt.

Schneelilien, gerötet
Von Sonnenglut:
Wie bleicht ihr, wie getötet,
Und schwimmt — in Blut!

Karl Krobath.

Gebet.

Herr, ich will ja sonder Klage
Durch den grauen Alltag schreiten,
Neidlos meine Blicke senken
Vor des Lebens Festlichkeiten.

Aber schenk nur hin und wieder
Mir ein Stündlein der Erhebung,
Daß nicht ganz der Sinn verdorre
In der Nüchternheit Umgebung.

Gib mir ab und zu ein Wünschen
Mit auf meine Wanderwege,
Wie so oft in alten Tagen,
Sehnsuchtsstark und hoffnungsrege.

Schenk mir dann und wann ein Träumen
Von entschwund'nen lieben Zeiten . . .
Gib mir das — und ich will gerne
Durch den grauen Alltag schreiten.

Alfred v. Wurmb.

Mein Hartberg.

Am Kirchturme glitzert die goldene Zier
Im glutigen Sonnenglanze
Mauerschwalben ziehn hin mit lautem Geschwirr
In lustig kreisendem Tanze.

Tief drunten da blühet ein duftiger Flor
Am gartenbesäten Damme,[1]
Rosen blühn selbst an Hausecken empor
Am kletternden alten Stamme.

Am Fuße des Karners[2] wächst Ehrenpreis
Mit zartem, zitterndem Herzen,
Im Gotteshaus drüben duftet es leis,
Wie Rauch verglommener Kerzen.

Drüben am Damme der alte Turm steht
Mit Schießscharten und mit Luken,
Stückweise hin noch die Ringsmauer geht,
Wo sonnend Eidechsen ducken.

Im Stadtteiche plätschert des Springbrunnens Strahl
Nieder auf grünliche Wogen,
Wo wohl vor Zeiten einst Graben und Wall
Treu schützend die Stadt umzogen.

Dem Bergbach, der herbraust durch Wald und Gestein
Unter gepflasterten Gassen,
Hier ist ihm am Damme im sonnigen Schein
Offen das Bett nun gelassen.

Und weithin dann dehnt sich das fruchtbare Land
Mit Wiesen, goldenen Feldern,
Nach Norden des Ringes[3] grünschimmerndes Band
Besät mit Häusern und Wäldern.

So sah ich, mein Hartberg, vor Jahren dich stehn,
Umsäumt von rauschenden Bäumen,
Da fühlte den Frieden, die Treue ich weh'n
Und kindliches Glückesträumen.

Hier hab' ich gelernt und gespielt und gelacht,
Hab' manche Heimstatt betreten,
Sah schaffen die Bürger, und wenn's Werk vollbracht,
Sie ruhen, genießen und beten.

Hier hat mir die Glocke treu mahnend getönt
Wenn stille Stunden vergangen,
Und hat wohl am Sonntag gar mächtig gedröhnt
Zum Kirchgang im Sonnenprangen.

Und hat wohl geklungen, wenn an dem Altar
Bräute empfingen den Segen,
Und gesungen, wenn mit dem Kränzlein im Haar
Mädchen im Sarge gelegen.

[1] Einstiger Wallgraben.
[2] Romanischer Bau, einstiges Taufhaus.
[3] Der Berg.

Viel Menschen, die stolz einst und viele, die gut,
Hat hier zu Grab man getragen,
Und andere wieder mit strebendem Mut
Hat fern das Schicksal verschlagen.

Und Fremde dann kamen, die niemand gekannt,
Kinderchen wurden geboren,
Bist du nun, Alt-Hartberg, das mein ich genannt,
Bist Heimat du mir verloren?

Ach siehe, wo munter dahin wir geeilt
Auf sonnigen Kindeswegen,
Und wo schützende Liebe treu hat geweilt
Und segnendes Händeregen.

Siehe, da tändeln im buntschimmernden Kleid
Kinder, die harmlos sich freuen,
Und Bürgersinn, Liebe und brennendes Leid
Allzeit sich treulich erneuen.

Ist viel auch vergangen, was teuer uns war,
Vieles blieb glücklich erhalten,
Noch eint sich um uns eine heimische Schar
Und Fremde ehrenwert walten.

So seh' ich, mein Hartberg, wie einst ich dich sah,
Mit Frieden in meinem Innern,
Nur manchmal da kommt es wie Wehmut mir nah,
Wie fernen Glückes Erinnern.

Dann seh' ich im Geiste die Rosen aufblüh'n,
Die weißen und roten Rosen,
Und kühle Düfte, die die Gassen durchziehn,
Des Ehrenpreis' Herzlein kosen.

Und sehe den Kirchturm im Sonnenglanz steh'n
Und schwirrende Schwalben kreisen,
Und fühle die Gräser des Friedhofes wehn
Im Winde, im heimatlich leisen.

Rosa Fischer.

Königin Hekabe.

Trauerspiel in fünf Akten von Wilhelm Fischer. München, Müller, 1905.

Wiederholt ist es mir vergönnt gewesen, in diesen Blättern auf die eigenartige literarische Persönlichkeit Wilhelm Fischers aufmerksam zu machen, noch zu einer Zeit, wo er zu den ungelesensten Autoren Deutschlands zählte und erst ganz wenige sich geneigt zeigten, über die Sprödigkeit seines künstlerischen Wesens hinweg dessen Ehrlichkeit und Festigkeit gebührend zu schätzen. Inzwischen ist sein Name durch den Roman „Die Freude am Licht“ weiten Kreisen rühmlich bekannt geworden, und seine Weltanschauung, die in dem Werke „Poetenphilosophie“ niedergelegt und von maßgebenden Beurteilern als ebenso edel wie tief bezeichnet worden ist, dürfte manchem Suchenden zur Belehrung und Erhebung gedient haben. Auch die älteren erzählenden Dichtungen wurden jetzt zum großen Teil wieder neu aufgelegt, so die poetischen „Sommernachtserzählungen“, die „Grazer Novellen“, deren

erstem Bande ich allerdings weniger Reiz abzugewinnen vermochte als dem zweiten, ferner die von Romantik durchtränkten Novellen „Unter altem Himmel“ und die satten Renaissance-Bilder, die in dem Bande „Der Mediceer“ gesammelt sind. Neuestens wird eine größere Erzählung „Hans Heinzlin“ allenthalben gerühmt, und zugleich mit ihr konnte der Verleger auch das erste Drama Fischers auf den Büchermarkt bringen, die „Königin Hekabe“. Die ergreifende Tragödie, die im Gewande einer edlen Jambensprache einherschreitet, führt uns ins Griechenlager vor Ilion, unmittelbar nachdem Priams Feste gefallen. Widrige Winde verhindern die Heimkehr der Achäer und zugleich zeigt sich nächtlicher Weile über dem Grabe Achills der Schatten des gefallenen Peliden. Niemand weiß die Zeichen zu deuten, nur Kalchas kennt den Sinn der unheilkündenden Erscheinungen und verlangt, daß Hekabe, die zur Sklavin gewordene Königin, ihr Letztes und Liebstes, die Tochter Polyxena geschmückt in den Hain der Persephassa geleite und den Griechen überliefere. Da Neoptolemos, des Achilleus Sohn, Polyxena liebt, so erwacht neues Hoffen und neues Vertrauen in der Königin gebrochenem Herzen, und sie führt die Tochter freiwillig in den Hain. Aber der düstere Kalchas weiß, daß diese dem Tode geweiht ist. Denn Achilles selbst hat Polyxena geliebt, und als er ihrethalben in Ilion eindrang, traf ihn meuchlings der Pfeil von Polyxenas Bruder. Dieses sein Wissen enthüllt der Seher dem leidenschaftlichen Neoptolemos, der Polyxena für sich zu retten hoffte. Jetzt opfert der Jüngling selbst die Geliebte und Braut dem Vater zur Sühne, und Hekabe stirbt an der Leiche ihrer Tochter. — Die Weltanschauung, aus der die Voraussetzungen dieser Handlung stammen, mag mit ihrem starren Schicksalsbegriff, ihrer unerbittlichen Sühne und Rache an einer Schuldlosen unserem Fühlen vielleicht fremd geworden sein — die Empfindungen, Hoffnungen und Leiden, die der Dichter aus diesen Voraussetzungen ableitet, sind so menschlich und von ihm zu so echtem, warmem Leben erweckt, daß sie in ihrer antiken Vereinfachung mächtig zum Herzen dringen. Besonders schön gegeben ist die wiedererwachende Hoffnung Hekabes, durch ihr Leid die Götter versöhnt zu haben, besonders packend der ausgezeichnete Einfall, den Geist der Negation, der an nichts Gutes, nichts Edles, an kein Gelingen und kein Erlösen glaubt, den Geist des Unvertrauens und der Lieblosigkeit, in die Gestalt des Thersites zu bannen. An seiner Seite steht edler und finsterer, aber mit derselben Tendenz, wenn auch aus anderen Motiven, der Seher Kalchas, der „den Groll im eigenen Busen Gott nennt“, als Vertreter des — Pessimismus, möchte ich fast sagen, denn wenn mich nicht alles trügt, sind Spuren wohl längst überwundenen Schopenhauerschen Geistes in dem Werke nachweisbar; und endlich neben Thersites und Kalchas als dritter im zufälligen Bunde der Wächter Kateus als Vergifter der vertrauenden Seele. (S. 108/9.) Zwei wunderschöne Gegenfiguren zu diesem Kleeblatt hat der Dichter mit ansehnlicher Kraft der Charakteristik in dem Jüngling Neoptolemos geschaffen, in dem der Wille zum Leben sich so feurig als edel verkörpert, und in der Hauptgestalt der Hekabe, deren Lebensinhalt nach vollstem Verzicht auf eigenes Glück die Mutterliebe geworden ist. Aber schließlich scheint doch die Weltanschauung zu siegen, die wie das hieratische Haupt der Meduse erstarren macht: „Der Gottheit Macht erkenn' ich an, doch ihre Güte nicht.“ Wird uns da nicht etwa kalt und brauchen wir nicht alle doch ein ganz klein wenig Güte? Und soll denn wirklich Thersites Recht behalten? . . . Fast schiene es so, dürften wir nicht die freiwillige Hinopferung Polyxenas und seiner selbst durch Neoptolemos als jene vergeistigende Entsagung deuten, die immer etwas Erlösendes und Emporleitendes hat, wie in mancher anderen Tragödie der Liebestod, dem Ziele vor der Seele schweben. Dr. Emil Ertl.

Lustige Zeitung.

Ein kluger Junge, der eben auf dem Felde einen bösen Streich gespielt hatte, erblickte den Feldhüter und nahm alsbald Reißaus.

„Höre, Männchen," rief der letztere ihm nach, „komme einmal her, ich muß dir etwas sagen."

Der Kleine roch Lunte und antwortete: „O, so junge Leutchen wie ich, brauchen nicht alles zu wissen."

*
* *

Merkwürdiges Zusammentreffen. A.: „Im Vorjahre sind einmal vier Monate zusammengetroffen."

B.: „Wieso?"

A.: „Da schenkte August im Februar der Juli(e) Maiglöckchen."

*
* *

Berechtigte Frage. Reisender: „Unsere Weine sind von einem Chemiker auf ihre Echtheit geprüft."

Kunde: „Ist auch der Chemiker auf seine Echtheit geprüft?"

*
* *

Aus der Instruktionsstunde. Feldwebel: „Ich habe Ihnen die ganze Einrichtung des Gewehres erklärt; jetzt sagen Sie mir, aus welchem Grunde saust die Kugel mit so immenser Geschwindigkeit aus dem Rohre?"

Rekrut: „Aus Angst vor dem Pulver."

*
* *

Boshaft. Wirt: „Da haben Sie aber einen feinen Gänsebraten; ich sage Ihnen, vor dem können sie den Hut abnehmen!"

Gast (nachdem er gekostet hat): „Stimmt, das Alter soll man ehren."



Erinnerungen aus meinem Leben. Von Josef Schöffel. (Wien. Jahoda & Siegel. 1905.)

Zur Geschichte der Korruption in Österreich — das wäre eigentlich der richtige Titel für dieses Buch, welches ein Mann geschrieben hat, dessen Alter, Redlichkeit und Verdienste ihn berechtigen, ja verpflichten, ein herbes Urteil zu sprechen über eine Zeit, die so grenzenlos verrottet und verkommen war und der er durch seine Weisheit und Energie doch so viel Rechtschaffenes abzuringen gewußt hat. Josef Schöffel beim Militär. Da geht wieder einmal ein Licht auf, wie es noch vor fünfzig und vierzig Jahren bei uns zugegangen ist und — nach den Behauptungen des Verfassers — vielfach noch zugeht. Dann kommt Schöffels berühmter Kampf um den Wiener Wald, der als Staatsdomäne anfangs der Siebziger-Jahre zum Behufe völliger Abholzung hätte verschleudert werden sollen und der durch das tapfere Eintreten, durch ein jahrelanges, geradezu heldenhaftes Ringen des Volksmannes erhalten blieb zum Wohle des

Landes und der Reichshauptstadt. Dann Schöffels Tätigkeit im Reichsrat, als Bürgermeister von Mödling und als Mitglied des niederösterreichischen Landes-Ausschusses. Es ist recht und billig, wenn ein bedeutender Mann, dessen wenn auch noch so große Verdienste sehr bald in Gefahr kommen, von den dankbaren Zeitgenossen vergessen zu werden, am Rande des Lebens noch einmal mit ruhigem Ernste daran erinnert, was er für sein Volk geleistet hat. Das Buch aber hat durchaus nicht allein diese persönliche Bedeutung; es ist, wie schon bemerkt, ein Beitrag zur Geschichte Österreichs in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Und welch ein lehrreicher Beitrag! Viele von uns haben ja die im Werke geschilderten Zustände und Geschehnisse noch miterlebt, aber ein klares Bild des Erlebten wird ihnen erst in diesem Buche vor Augen geführt. Der Brustton des Verfassers: Das habe ich geleistet! ist ein so ruhiger und ehrlicher, daß diese Memoiren nirgends den Eindruck eitler Selbstbespiegelung machen. Dazu ist alles mit Namen, Zahlen und Dokumenten belegt, was den Leser einfach zwingt, Unglaubliches zu glauben. Diese Schöffel-Erinnerungen sind eine gar gesunde Lektüre für alle, die in Staat und Gesellschaft etwas zu sagen haben, und noch mehr für solche, die — nichts zu sagen haben. „Ich lebe nun“, so schließt Josef Schöffel seine Schrift, „in der Hoffnung, daß eine neue Sündflut die zum Himmel stinkende Kloake der Korruption auf allen Gebieten der menschlichen Gesellschaft hinwegschwemmen wird, was nicht ausbleiben kann!“ M.

Der Zeuge. Drama in einem Akte von Rich. Fellinger. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1905.)

Die Mache meisterhaft, die Mundart vortrefflich, der Stoff trostlos. Man läßt sich auf der Bühne eine solche Geschichte ausnahmsweise ja einmal gefallen, aber daß die Modernen gar nichts mehr anderes dichten können als Lumperei und Elend, das ist auf die Länge unerträglich. Dann kommt schließlich eine „Lösung“ heraus, die der Dichter gar nicht wagt auszusprechen. Er schickt den Leser oder Zuschauer mit dem Ungewissen unbefriedigt heim; der ist ärmer um einen Abend und reicher um einen abscheulichen Eindruck. M.

Nansen und die norwegische Krisis. Nansen ist nicht nur ein kühner Polarforscher, sondern auch ein heißblütiger Patriot. Sein Vaterland ist in Gefahr, steht vielleicht am Vorabend blutiger Ereignisse, vielleicht der Beseitigung der Königsmacht — da tritt Nansen auf den Plan. Man hat ihn berufen, vor der ganzen zivilisierten Welt den Nachweis für die Berechtigung der Ansprüche seines Vaterlandes zu führen. In der soeben bei Brodhaus erscheinenden Schrift „Norwegen und die Union mit Schweden“ bekämpft mit den Waffen des Geistes der Mann, den man schon einmal den „ungekrönten König von Norwegen“ genannt hat, die Übergriffe des schwedischen Bruderstaates. Nie waren die demokratischen Norweger Freunde der aristokratischen Schweden. Nun haben die Norweger die schwedische Vormundschaft plötzlich abgeschüttelt und wollen das Geschick ihres Staates selbst leiten, wollen zu einer Zeit, wo von Rußland nichts zu befürchten ist, die völlige Gleichberechtigung und Unabhängigkeit Norwegens erzwingen. V.

Politik und Geistesleben in Wien. Ein Mahnruf von Dr. Wolfgang Madjera. (Wien. Karl Konegen. 1905.)

Die Übertragung der politischen Fehde und Kampfesweise auf das Gebiet des Geisteslebens wird in diesem Schriftchen scharf, doch maßvoll gerügt. Denn in Wien und wohl auch weiter um in unserem lieben Österreich werden die Leistungen der Gelehrten und Lehrer, der Schriftsteller, der Bildner, Musiker, Schauspieler u. s. w. zumeist vom Parteistandpunkt aus geschätzt und das führt allmählich in eine abscheuliche Korruption. Lueger, der wirtschaftlich für Wien Bewundernswertes leistet, hat, um nur eins zu erwähnen, vor allem die Lehrerschaft sich nach seiner Partei zugeschnitten. So muß er sich's gefallen lassen, wenn sein an sich gewiß bedeutendes Wirken auch von anderer Seite nur mit dem Maßstabe politischer und sozialer Parteien gemessen wird. Und solches ist das Verderbliche, das Zersetzende in unserem Staate, besonders aber in Wien. Möchten wir doch endlich gescheit werden. Gescheit kommt von unterscheiden können. Wir müssen unterscheiden lernen zwischen der politischen Meinung und der tatsächlichen Leistung auf den Kulturgebieten. Wir müssen es in der Bildung wenigstens so weit bringen, daß eine gegenseitige Achtung der Meinungen aufkommt, sei es in Politik, Religion, Wissenschaft, Kunst oder im Sozialismus. Das verlangt die Schrift Madjeras, aber sie nicht allein. Das verlangt jeder vernünftige Mensch, das verlangt das Wohl der Gesellschaft. M.

Marterln und Volivtaferln des Tuifelemalers Kassian Kluibenschädel. Zu Nutz und Frommen der verehrlichen Zeitgenossen herausgegeben von Rudolf Greinz. Mit Buchschmuck von Arpad Schmidhammer. (Leipzig. L. Staackmann Verlag.)

Mit seinem Tuifelemaler Kassian Kluibenschädel hat Rudolf Greinz eine der köstlichsten und populärsten Figuren der Münchner

„Jugend" und zugleich ein völlig neues Genre der zeitgenössischen Satire geschaffen. Der Tuifelemaler Kassian Kluibenschädel, dessen satirische Geißel die Schäden und Lächerlichkeiten unserer Zeit empfindlich genug trifft, hat es zu echter Volkstümlichkeit gebracht. Arpad Schmidhammer, der Zeichner der Münchner „Jugend" hat den Buchschmuck des Bandes besorgt. Seine launigen Zeichnungen verkörpern mit wahrer Genialität den Stil der Marterln. Man wird selten eine derartige Harmonie zwischen Künstler und Dichter finden. V.

Der süße Willy. Die Geschichte einer netten Erziehung. Von Otto Ernst. 2. Auflage. (Leipzig. L. Staackmann. 1905.)

Ein boshafteres und ein heilsameres Buch läßt sich kaum denken. In seiner lustigen Satire wirksamer als jede pathetisch gehaltene Erziehungslehre. M.

Die Gruppe des Hochlantsch. Von Rudolf Wagner. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei.)

In einem halben Tage kann der Grazer einen Ausflug ins Felsengebirge voll interessanter Punkte und malerischer Schönheiten machen! Das Lantschgebiet. Durch die vor wenigen Jahren hergestellte Hochstiege in der Bärenschützklamm (siehe Heimgarten, XXVII., Seite 541) ist der Anstieg ein geradezu pikantes Vergnügen geworden. Auf beträchtlicher Alpenhöhe finden wir die Sommerfrischkolonie der Teichalm, mehrere Touristenhäuser, unter denen seiner romantischen Lage wegen das am Schüsserlbrunn das bemerkenswerteste ist und den 1722 Meter hohen Berggipfel mit seiner Hochgebirgsaussicht. Die Schrift führt gut und gründlich Buch über alle Besonderheiten dieses Bergstockes, über seine verschiedenen Aufstiege, Rast- und Pflegestätten. Wir dürfen dem Schriftsteller Rudolf Wagner, der das Büchlein verfaßte, sowie dem Grazer Alpenklub, der es herausgegeben hat, Dank sagen. Das sehr brauchbare Büchlein ist mit 16 Bildern und einer Touristenkarte versehen. H.

Der Grazer Schloßberg. Von Dr. Franz Zistler. (Graz. Leykam. 1905.)

Nach einer Wahrscheinlichkeitsrechnung hat Schreiber dieser Zeilen den Grazer Schloßberg mindestens dreitausendmal bestiegen und gerade nicht mit verbundenen Augen. Und doch hat er manches Interessante nicht gesehen und nicht gewußt, was dieses Büchelchen von dem merkwürdigen Berge, seiner Geschichte, seinen Sagen, seiner heutigen Gestalt zu erzählen weiß. Hat man diese Schrift gelesen, so wird sich bei den nächsten Schloßbergbesteigungen ein gewisses Gefühl der Ehrerbietung einstellen, besonders vor den Resten der alten Festung, aber auch vor dem gemeinnützigen Geiste derer, die den Schloßberg zu einem so einzigartigen Erholungsgarten gemacht haben. Das so fleißig gearbeitete Werkchen enthält auch 12 Abbildungen verschiedener Gegenstände des Schloßberges. Nur vermissen wir das Bild des Schloßberges selbst. Auch wünschten wir bei einer neuen Auflage ein Kärtchen oder einen Plan des Schloßberges, seiner Bauten und seiner Anlagen. Es gibt gewiß viele Grazer, die ihren Schloßberg noch gar nicht kennen und froh überrascht sein werden ob der vielen mannigfaltigen Spazierwege und Ruheplätze, mit deren Begehung man reichlich einen halben Tag genußreich zubringen kann. Aber man sollte solche Geheimnisse, die man bisher mehr oder minder für sich allein gehabt hat, eigentlich gar nicht verraten. R. H.

Führer durch Laßnitzhöhe und Umgebung. Herausgegeben vom Verschönerungsverein Laßnitzhöhe. 1905.

Es muß auf Erden immer noch wundersam reizende Örtlichkeiten geben, die in keinem Bädeker stehen, damit auch noch Raum und Gelegenheit für Überraschungen da ist. Eine solche Örtlichkeit ist Laßnitzhöhe, elf Kilometer von Graz entfernt, nahe der Station Laßnitz an der ungarischen Westbahn liegend, 550 Meter über dem Meere. Ein sonniger Sommerfrischkurort mit frischer Wald- und milder, herrlicher Höhenluft und überraschender Fernsicht über das Hügelland und Mittelgebirge hin bis ins ferne Hochgebirge. Weiteres erzählt der obengenannte Führer. M.

Büchereinlauf.

Die Jäger. Von L. Ganghofer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co. 1905.)

Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend von Edward Stilgebauer. In vier Romanbänden. Dritter Band: Im engen Kreis. (Rich. Bong, Berlin.)

Der Schwedenleutnant. Von Wilhelm Kotzde. (Berlin, Schall & Rentel.)

Zur Freiheit. Roman von Paul Oskar Höcker. (Berlin. W. Vobach & Co.)

Seelenwanderungen. Novellen von Karl Frank. (Dresden. E. Pierson.)

Die Finsternis und ihr Eigentum. Von Anton von Perfall. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Das rote Lachen. Von Leonid Andrejev. (Berlin. Verlag „Snanije".)

Frau Marias Sohn. Von Wolfgang Burghauser. (Rostock i. M., C. F. E. Volckmann [Volkmann u. Wette]. 1905.)

Um den Wegzoll. Von Timm Kröger. (Hamburg. Alfred Janßen 1905.)

Glücksklee. Vier Sommergeschichten von Käthe Becker. (Hinstorffsche Hofbuchhandlung. Wismar.)

Die zehn Gebote. Sagensammlung aus Passek und Umgebung von Rudolf Krill. (Olmütz. Friedrich Grosse. 1905.)

Volksbücher der deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung, Hamburg 1905: Heft 9. Woans ick tau ne Fru kamm. Von Fritz Reuter. Der blinde Passagier. Von Max Eyth.

„'s Franzerl" von Bhm. Lauris (Jos. Wratitsch), Wiener Volksstück in vier Aufzügen.

Friedwald. Ein Sang aus Böheims deutschen Bergen von Adolf Wildner. (Diessen, Bayern. C. Huber.)

Bardenlied. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage von Julius Schuldes. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1905.)

Das letzte Märchen. Ein Idyll von Paul Keller. (München. Allgemeine Verlagsgesellschaft.)

Lieder des Wanderers. Von J. Horschick. (Leipzig. C. F. Amelang.)

Herzensklänge. Gedichte von Gottwalt Mensch. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Friedrich Schiller. Ein Gedenkblatt für die studierende Jugend von Emil Soffé. (Brünn. Zweigverein „Brünn" der deutschen Schillerstiftung. 1905.)

Was versteht der Katholik und was der Protestant unter „Kirche"? Die römische Grundlehre gemeinverständlich dargestellt und nach dem Evangelium beleuchtet von Pfarrer Friedrich Stober. (Leipzig. Carl Braun. 1905.)

Luthertage in Frankfurt am Main. Ein Festspiel von Dr. H. Dechant. (Frankfurt a. M. Elsingen u. Lange.)

Ludwig Ganghofer. Ein Bild seines Lebens und Schaffens von Vinzenz Chiavacci. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1905.)

Ästhetik der deutschen Sprache. Von Professor Dr. Oskar Weise. Zweite, verbesserte Auflage. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Der historische Roman in Deutschland und seine Entwicklung. Skizze von Richard Graf du Moulin-Eckart. (Berlin. Verlag der „Deutschen Stimmen". 1905.)

Auf dem Wege zur Künstlerin. Von Heinrich von Poschinger. (Leipzig. G. Müller-Mann'sche Buchhandlung.)

Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland. Von Dr. Wilhelm Rudeck. (Berlin W. 30. Verlag H. Barsdorf. 1905.)

Wider den Saufteufel. (Leipzig. H. F. Adolf Thalwitzer.)

Alkohol und Kaffee in ihrer Wirkung auf Herzleiden und nervöse Störungen. Von Dr. Hans Stoll. (Leipzig. Reichs-Medizinal-Anzeiger. 1905.)

Kulturschäden oder die Zunahme von Nerven- und Geisteskrankheiten. Von Dr. L. Gelpke. (Basel. Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung. 1905.)

Deutsche Kolonialreform. Von einem Auslanddeutschen. (Zürich. Zürcher u. Führer. 1905.)

Die Photographie im Hochgebirge. Praktische Winke in Wort und Bild von Emil Terschak. (Berlin. Gustav Schmidt. 1905.)

„Rechts und links der Eisenbahn." Neue Führer auf den Hauptbahnen im Deutschen Reiche. (Gotha. Justus Perthes.)

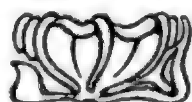
Glossen und Gedanken einer Mutter und Erzieherin über den Raubmord der geprüften Lehrerin Klein und andere Opfer unseres Bildungsschwindels. Der Bankerott des herrschenden Erziehungs-humbug und der ihr zugrundegelegten philosophischen Seelenlehre. (Wien. Verlag der „Jugendwelt". 1905.)

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148.000 Artikel und Verweisungen auf über 18.240 Seiten Text mit mehr als 11.000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

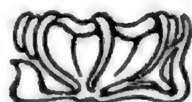
Für die Massenverbreitung guter Volksschriften hat die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung soeben eine eigene Abteilung errichtet. Die Stiftung setzt sich bekanntlich zur Aufgabe, hervorragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes zu setzen und dadurch gleichzeitig der schlechten Literatur den Boden abzugraben. Jetzt ist die Tätigkeit fest genug gegründet, daß die Stiftung ihrem von Anfang an gehegten Wunsch, auch der Massenverbreitung besonders billiger Volks-

hefte sich zu widmen, näher treten kann. Die Stiftung beschränkt sich daher auf die Herausgabe sehr billiger „Volksbücher“ in vortrefflicher Ausstattung. Zunächst sind 10 Volksbücher in Aussicht genommen worden. Besonderes Gewicht legt die Stiftung darauf, sich nicht auf die neueste Literatur zu beschränken, obwohl auf diese ein besonderes Augenmerk gerichtet werden soll — sondern auch aus der älteren Literatur solche Werke herauszuheben, die sich durch dichterischen Gehalt oder durch spannende Erzählung zur Massenverbreitung besonders eignen. Eben sind erschienen: Ausgewählte Briefe von Friedrich von Schiller, ausgewählt und neugeleitet von Dr. Eugen Kühnemann, 2 Bände, und Novellenbuch mit Novellen von C. F. Meyer, E. v. Wildenbruch, Fr. Spielhagen, Detlev v. Liliencron.

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam“ Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten“.



* Am 19. Juni ist zu Oberdrauburg unser lieber Freund und Mitarbeiter Friedrich Marx in seinem 75. Lebensjahre gestorben. Als Dichter war er einer der edelsten Ausläufer der alten Schule. Die früheren Jahrgänge des „Heimgarten“ enthalten manches wertvolle Gedicht dieses so vornehm angelegten Dichters und Menschen. Im Leben bekleidete er einen hohen Offiziersrang, den die Schlichtheit seines Wesens und die innige Zartheit seines Gemütes nur noch mehr adelte. Nach einem schönen, inhaltsreichen Leben ruht er nun in seinem heimatlichen Hochgebirgstal, zu dem er aus den Fernen der Welt, in die er zeitweilig verschlagen wurde, immer wieder mit der Anhänglichkeit eines treuen Kindes zurückgekehrt ist. Die Liebe seiner Familie, die Verehrung seiner Landsleute bewachen das Grab.

* Der „Heimgarten“ brachte vor kurzem eine prächtige Charakterisierung der Ellen Key als Vorkämpferin der Frauen- und Erziehungsreform. So wollen wir nun auch auf einen Artikel aufmerksam machen: „Bedenken gegen Ellen Keys Ansichten über Liebe und Ehe“ von Dr. Fr. W. Foerster, Zürich, im Juniheft 1905 der „Deutschen Rundschau“. Wir freuen uns besonders der loyalen Art, in der eine strenge Kritik über die Lehre der schwedischen Reformatorin ausgesprochen ist.

J. J. H., Wien. Das nützt Ihnen nichts. Üben Sie die Wohltaten im Stillen, so werden Sie für geizig gehalten, und tun Sie auch dort mit, wo die Gaben öffentlich bestätigt werden, so wird man sagen, daß Sie vor Eitelkeit platzen. Am besten wird es sein, Sie kehren sich nicht nach der Leute Reden, sondern tun, was Sie für richtig halten.

C. F. B. Alle eingelaufenen Bücher werden kurz angezeigt, aber die allerwenigsten — selbst sehr viele gute nicht — können näher besprochen werden. Der „Heimgarten“ ist keine kritisch-literarische Zeitschrift und es mangelt an Kräften, Zeit und Raum, um alle Erscheinungen zu würdigen. Der Heimgärtner selbst kann sich, unter wenigen Ausnahmen, mit Bücherbesprechungen gar nicht mehr befassen; auch bildet er sich nicht ein, daß seine Meinung maßgebend sei. Und daß er für Reklamezwecke arbeiten soll, wird wohl nicht von ihm verlangt werden.

S. S., Graz. Dem denkenden Leser dürfte doch nicht allzu unwahrscheinlich vorkommen, daß es in der Erzählung „Die verkaufte Seele“ auf Seite 725, Zeile 7 von unten, statt „Sonnenschein“ heißen muß „Mondenschein“.

* Zur Wiedererbauung der Kirche in St. Kathrein am Hauenstein von Frau Arendt 10 K.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 20. Juli 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Röck**. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Susanna, nit wana!

Eine Waldbauerngeschichte von Peter Rosegger.

Zu jener Zeit mußte noch *geschlagen* werden, um Funken zu erzielen. So steht Susanna am Herd und schlug Feuer, bis der Schwamm gloste. Mittagessen kochen für den Vater.

Das Mädel hält noch den anglosenden Buchenschwamm zwischen den Fingern, als zur Tür der Bursche eintritt. Der kernige Sandbichlersohn.

„Muß schaun, wer daheim ist in dem Haus da." So grüßt er.

„Ja schau nur." So dankt sie.

„Feuerbetteln möcht ich bei dir."

„Hast selber keins?"

„Die Pfeif'n ist mir ausgangen."

Sie hat den Schwamm unter ein Häuflein dürrer Zündspäne gelegt und bläst nun drein, bis es lichterloh brennt. „Na greif halt zu!"

Rasch legt er seinen Arm um ihre Mitte.

„Oha, Helm!" sagt sie in der Redeart und schlendert den Arm von sich. Denn sie ist eine von besonderer Art.

„Hast ja gsagt," lacht er, „daß ich zugreifen soll." Und setzt dann bei: „Kanns eh so auch machen," nimmt einen Spann und zündet die Pfeife an. Und als sie brennt und als er saugt und zwischen den Lippen

einen bläulichen Rauchstrahl sprüht, setzt er sich an den Rand des Herdes und sagt halblaut: „Hast schon nachdenkt drüber? Weißt eh.“

„Da brauchts kein Nachdenken. Was ich g'sagt hab vorig Sonntag, dabei bleibts.“ Emsig legt sie Scheiter über das Feuer.

„G'scheit wärst nit,“ sagt er. „Einem Dirndl wie dir, hätt' ich gemeint, müßt's taugen — Großbäurin werden.“

„Aussuchen kann ich mir's, die Bauernhöf', wenn mir drum ist. Alle Tag feilt mir ein anderer einen an. Ich mag nit und ich mag einmal nit.“

Der Bursche stellt sich auf die Füße. „Wie du halt glaubst. — Laß deinen Vater schön grüßen. Und mit dem Kornmalen wird's derweil nix sein auf meiner Mühl. 's ist zu kalt. 's ist frei zu kalt. 's hat das Wasser vereist.“ — Aber sogleich tritt er sie zärtlich an: „Saggrisch leid tut's mir wohl um dich. Weil ich mir keine Liebere weiß, ich weiß mir keine. Wenn du's nur tätest sagen, was für einen großen Fehler ich hab' — daß d' mich so kannst fortschicken!“

„Was für einen Fehler? Zu schön bist mir. Zu brav bist mir. Zu reich bist mir auch.“ Hell lacht sie zum Spott. Und der Sandbichlersohn ist fortgegangen.

Als das Mittagessen gekocht ist, schiebt sie ein Glasfensterlein seitlings und tut durch die Lücke hinaus einen hellen Pfiff. Vom Strohdach, die Leiter herab, steigt ein betagter Mann. Der Dachdecker Karl, der heute einmal den Schopf seiner eigenen Hütte ausgebessert hat. Der kleine Tisch ist weiß gedeckt, eine Schüssel dampfender Milchsuppe, ein Topf mit Erdäpfeln, ein Salzgefäß und ein Laib Brot. Das Brotmesser zieht der Karl aus seinem Sack.

„Sanna,“ sagt er während des Essens, „heut früh, wie ich Weiden schneiden geh, ist mir der Tonhofer begegnet. Und — er hat mich wieder gefragt. Und will auf den Abend noch einmal anfragen. — Sanna, was darf ich ihm denn sagen?“

Schon wieder einer! denkt sich das Dirndl.

„Was meinst denn von wegen seiner?“

„Ich hab's schon gesagt.“

Der Alte schält einen Erdapfel, tunkt ihn in Salz. „Daß d' gar so trutzig magst sein,“ sagt er heiser und schiebt den Erdapfel in den Mund.

„Wenn ich nit mag. Wer kann mich zwingen?“

„Zwingen — kein Mensch. Aber leid wird's dir einmal tun, wenn du dein Glück bei der Tür hinausjagst. Wohl, wohl — bei der Tür hinausjagst, nit anders. Das klemmige Kummerörtel da. Und dort der prächtige Bauernhof, überall Sachen zum hernehmen. Und der Mensch ist ja auch nit z'wider.“

„Wem er gefallt!“

„Gern hat er dich, sagt er. Ihm stehen zehn für eine, wenn er will. Wohl auch angesehene Bräut. Dich hätt' er halt so viel gern, sagt er. Und — mir wollt's auch taugen, wenn ich mir's in alten Tagen ein eichtel leichter geschehen lassen kunt."

Da schaut sie auf. Traurig und müd ist sein Gesicht. Alt und zusammengeknickt sitzt er da, der sein Lebtag fleißig gewesen ist und noch im weißen Haar für ihn, für sie das Brot soll herschaffen.

„Wenn er noch einmal fragt, in Gottesnamen Vater — sag halt ja."

Er hält im Essen ein, schaut sie von der Seite an. „Wenn's g'rad nur meinetweg wär', Sanna! Das dürft auch wieder nit sein. Das möcht' ich nit verantworten."

„Deinetweg und seinetweg. Zwei gelten mehr als eins."

Und noch an demselben Abend ist's, sie liegt schon im Bette, klopft der Holzknecht an ihr Fenster. Schade, daß es schon finster ist und man nicht mehr sieht, was das für ein schöner Mensch ist. Susanna zieht die Decke über ihr Haupt. So herrisch sie gegen alle andern ist, aber vor dem vermag sie sich nicht zu schützen. Sie fürchtet sich vor ihm und — vor sich selber.

„Warum tust denn heut so, Dirndl?" flüstert er durch das Fenster.

„O mein Siegi, mit uns zweien ist's aus."

„Du Narrl," lacht er, „mit uns zweien hebts erst an. Gestern bin ich Holzmeisterknecht geworden. Um einen ganzen Gulden mehr Wochenlohn. Wenn du willst, können wir jetzt ernst machen?"

„Mein Gott!" schluchzt sie, „ich hab mich einem anderen versprechen müssen."

„Geh' mach' keinen dummen Spaß."

„Behüt dich Gott, Siegmund! 's kann nit sein bei uns. Behüt' dich Gott!"

„Was b'hüt dich Gott? Wie b'hüt dich Gott? Geh, mach' auf, 's ist Schad um die Zeit."

Da geht im Fenster der Holzschuber zu.

Er hat lange geklopft und gebettelt und geschmeichelt und geflucht. Verschlossen ist das Fenster geblieben und still hinter demselben, als wäre alles abgestorben. Bergwärts ist er gegangen gegen seinen Hochwindschlag und hat sich unterwegs mit der Faust an den Kopf geschlagen, weil er sich vor seiner selbst hat geschämt. Denn wie ein Kind weinen hat er müssen. Nur weiß er nicht, aus Zorn oder aus Liebe. Dumm ist beides — ganz dumm. „Jetzt — jetzt, wenn ich die nit krieg, ist mir alles eins. Eine Freud muß der Mensch doch haben. Ein nirnutziger Kerl will ich

werden.“ Damit will er sich trösten und schleicht jenem Dickicht zu, wo er unter Moos und Steinen seinen Kugelstutzen versteckt hat. Das Dirndl hätte ihn zurechtbringen können von seiner alten Leidenschaft. Wenn's nicht sein kann, muß der Mensch halt zugrunde gehen.

Der Tonhofer, wie er von dem Alten hört, er dürfe kommen, da steht er auch schon vor der Haustür. Ein dicklicher, gutmütig dreinschauender Bursche, nicht mehr gar jung, so daß er — wenn's nicht sein muß — den Hut ungern vom Kopf tut. Es muß auch nicht sein. Aber, als er zum Suppenessen eingeladen wird und der alte Decker Karl das Tischgebet ruft, da muß es doch sein. Es ist nicht anders, beinahe bis an den Scheitel geht sie hinauf, die Glatze. Der Susanna macht die gerade nicht viel. Sein süßliches, untertäniges Girren und Schleichen um sie herum ist ihr viel zuwiderer. Zwingen muß sie sich zur Freundlichkeit und was die Hütte in Vorrat hat, das kocht und brät sie und bringt es auf den Tisch. So lange er ißt, hat sie Ruh vor seinen läppischen Schmeicheleien. Und denkt weiter: Die so viel essen, die leben nicht lang, und am liebsten wäre ihr, seine Glatze ginge auch noch hinten hinab, so daß seitlings nur ein paar weiße Haarschüberln stünden und er keinen Zahn mehr im Mund hätte und er bucklig und hustend und trensend auf dem Stecken herumwanke — da wollte sie ihn am liebsten nehmen, da wollte sie ihn sogar recht liebreich hegen und pflegen — lange könnt's ja nachher nicht dauern und sie säße mit ihrem guten Vater allein auf dem schönen Tonhof.

Nach dem Abendessen streichelt der Tonhofer die Sanna am Arm — weiter hin wagt er sich noch nicht, spricht aber vom Dableiben.

„Fragst halt den Vater!“ rät sie ihm, das weiß sie wohl, der Alte winkt ab, denn er ist sehr streng in solchen Sachen. Der Karl hat für diese Strenge seinen besonderen Grund. Wenn so ein Großbauer einmal weiß: Dableiben kann ich so auch, dann verschiebt er das Heiraten. Solche Leut' muß man brav aushungern lassen, bis sie dazukommen, die Hochzeitstafel zu decken. Also heimgehen, Tonhofer! Und wenn du willst, daß wir zum Pfarrer gehen — wir sind allzeit bereit. Gelt, Sanna!“

„Na freilich!“

So ist er willig heimgegangen.

„Einen kamoden Mann kriegst!“ sagt der Karl zu seiner Tochter. „Jetzt derweil hältst ihn fest, verstehst und daß er dir nit auskommt. Daß ich dir sag, ein bissel könnt'st just schon zutunlicher sein mit ihm, weißt, es gibt auch noch andere Weiberleut, die nach ihm angeln. Nach der Hochzeit nachher ist's nit mehr so heikel — kannst dich schon besser gehen lassen wie du willst. Froh bin ich halt wohl, daß die Heirat zustande kommt. Jetzt sind wir auch einmal wer. Das taugt.“

Die Susanna ist still. Aber als sie in ihre Schlafkammer geht, muß sie doch ganz laut aufkreischen: „Jesses, diese Mannerleut. In alles tun sie sich drein und alleweil denken sie auf sich selber und von der Lieb wissen sie nix.“ Wer in derselbigen Nacht gehorcht hätte an ihrem Fenster. Der Alte hat's ganz zufällig gehört und bei sich gesagt: „Daß sie wieder so viel Zahnweh hat, die arme Dirn! Und kunt sonst jetzt so lustig sein!“ — Aber am nächsten Morgen hat sie sich die Augen mit kaltem Wasser gewaschen. Kein Mensch merkt es.

Eine Woche später, an einem kühlen Aprilmorgen, sind sie früh aufgestanden. 's ist über zwei Stunden weit ins Kirchdorf und auch der Tonhofer wird sich dort einfinden. Dann wollen sie in den Pfarrhof zum „Versprechen“.

Unterwegs auf dem kiesigen Waldweg fallen dem Karl rote Flecken auf und zerrupfte Vogelfedern. Er hebt eine auf und sagt: „Sanna, schau einmal her. Da ist heut schon ein Schildhahn geschossen worden.“

„Wegen meiner,“ sagt sie und geht ihren Schritt weiter. 's ist ihr alles gleichgültig. Wird noch nicht ausgeschlafen haben, denkt sich der Alte. Oder sollt' sie doch so verschossen sein in den Zukünftigen, daß sie alles andere übersieht und überhört, wie der Hahn auf der Pfalz? Bei den Weiberleuten kennt sich eins frei nit aus.

Im Kirchdorf beim Bräuer müssen sie warten. Er ist noch nicht da. — Es wär' schon Zeit, kunt schon da sein. Hat auch nit weiter, wie wir, sinniert der alte Karl. Die Kirche läutet zur Messe. Man sollt' doch zu Meß' gehen an so einem Tag. Sonst wird sich der Pfarrer was Schönes denken von so Brautleuten, die den Herrgott beiseite schieben, just wenn man ihn am notwendigsten zu brauchen haben möcht'. — Der Alte wird unruhig. Der Tonhofer! Wenn er sich's überlegt hätt'! Kriegen tät so ein Großbauer jede. Auch gar angesehene. Daß ihm seine Blutsfreund' abgeredet hätten: Ein Tonhofer wird eine Häuslerin nehmen! Das wär' schon gar schön. So unruhig wird der Karl, daß er gar nicht mehr sitzen bleiben kann bei seinem Bierglas. Er geht hinaus und schaut die Dorfstraße hin, ob er nicht endlich daher steigt. Die Susanna denkt: Was soll eins da auch noch hersitzen wie ein angemal'ner Kineser. Als ob man ihn schon nit möcht' derwarten. So einen! Ich geh' lieber in die Meß'.

Und auf dem Weg zur Kirche hinauf, im kleinen Birkenschachen, steht auf einmal der Holzknecht vor ihr. Er ist im lodenen Werktagsgewand und ein wenig verstört. „Sanna!“ sagt er, zischt es fast nur, „komm' ein bissel mit mir!“

„Ich geh' in die Kirchen", sagt sie, „wenn du mit willst, wird dir auch nit schaden."

Er faßt sie am Arm und zerrt sie mit gelassener Gewalt zwischen den Birken und Erlensträuchern hin. Sie weiß nicht wie ihr geschieht. So hat sie noch kein Mensch in seine Kraft genommen.

Er steht still, läßt sie los und fällt vor ihr auf beide Knie: „Sanna!" Er ringt die Hände: „Sanna! Ich weiß, auf wen du wartest. Um deines und meines Lebens und Sterbens Willen, das darf nit sein."

„Was das dich angeht, will ich wissen!"

Da nimmt er sie heftig an beiden Händen, zieht sie nieder an sich: „Du gehörst da her! Zu mir gehörst du! Zu mir gehörst du!"

Sie wehrt ab, will sich losreißen, da versetzt er ihr einen heftigen Schlag an den Kopf. — —

Nach dem Schlage stehen beide bewegungslos da. Er hat sie ja losgelassen, er hat sie geschlagen — und sie bleibt vor ihm stehen, ohne Trotz und Zorn. Ihre Augensterne werden so groß, daß sie das Weiße ausfüllen. Dann kommt eine Thräne hervor. Er verdeckt mit den Händen sein Gesicht und sein Leib schüttert.

„Siegmund," sagt sie in einem gar innigen Ton. „Wenn du mich so unsinnig gern hast, daß du mich schlagen mußt — —! Ich hab' ja auch keinen so gern, als wie dich. Keinen Menschen auf der ganzen Welt. — Führ' du mich, wohin du willst."

Der Tonhofer war freilich zu spät gekommen. Im Bräuhause haben die beiden Männer gewartet, dann sind sie hinausgegangen und haben gesucht und gerufen. Derweil sind die Susanna und der Holzknecht Siegmund oben im Pfarrhof gewesen und haben sich versprochen.

Wie der Holzknecht nachher allein hinübergeht in seinen Hochwindwald, begegnet ihm der Sandbichlersohn. „Was ist's, Holzknecht?" ruft er diesem zu, „verkaufst mir deinen Schildhahnschwanz?" Das ist kein kleiner Schreck für den Siegmund. Aber ganz unbefangen stellt er sich und sagt: „Geh, Sandbichler, was du nit plauschest!"

Der Sandbichler macht einen Ruck mit der Achsel, gleichsam: Ich kann schweigen, kann dich aber auch verraten. Dann geht er seines Weges. Er hat die Absicht hinein ins Tal zur Dachdeckerhütte zu gehen und es nochmals zu versuchen mit der Susanna. Warum just dieses Fleisch und Blut von Stein sein sollt, das möcht' er wissen. Unterwegs, nicht weit vom Forsthause, begegnet er dem gräflichen Oberjäger. Der ist in einer wütenden Erregung. Seine Gnaden, der Herr Graf, kommt in einer Stunde von der Stadt daher auf den Hahn. Morgen sollt' Jagd sein und heute früh ist der Hahn abgeschossen worden!

„So, ſo,“ ſagt der Sandbichlerſohn, „der Hahn iſt dir abgeſchoſſen worden. Nachher ſchau nur, Jager, daß du den Wilddieb nit derwiſcheſt, ſonſt kommſt auf zehn Jahr ins Zuchthaus.“

„Ich?“

„Freilich du. Weil du ihn niederſchießeſt.“

Dann gehen ſie auseinander.

In der Dachdeckerhütte iſt der Sandbichlerſohn nicht eingelaſſen worden am ſelbigen Abend. Er hat auch kein Begehr danach gehabt. Denn drinnen iſt ein wildes Schreien und Fluchen und Weinen geweſen. — Wenn der Vater frägt: Du Sanna, der Tonhofer hat lang auf dich gewartet beim Bräuer, daß er mit dir zum Pfarrer geht. Wo biſt du denn geweſen? — Vater ich bin mit dem Holzknecht Siegmund beim Pfarrer geweſen — ſo iſt ein ſolches Zwiegeſpräch vergleichbar mit einem Zunder, den man ins Pulverfaß legt.

Das Unwetter hat gedauert die halbe Nacht, dann ſind ſie müde geweſen vor Schreien und Weinen, haben ſich in ihre Betten gelegt und hat jedes für ſich geſagt: In Gottesnamen! — In Gottesnamen! ſagt die Suſanna, ich nehm den, der mir gefallt. — In Gottesnamen! ſagt der alte Karl, bleib' ich halt mein Lebtag ein armer Teufel Iſt vielleicht eh' g'ſcheiter, ſo.

Erfahrene Leute wiſſen zu ſagen, daß manch' ein großes Glück, welches viele Jahre lang mit allen Sehnſuchten herbeigefleht, mit allen Kräften angeſtrebt wurde, wenn es plötzlich da iſt, nicht die große Freude verurſacht, die man von ihm erwartet hat.

Sollte das auch dem Holzmeiſterknecht Siegmund ſo ergehen? Seit dem Tage, da er ſich mit ſeiner Herzallerliebſten verſprochen hat, iſt er nicht mehr luſtig. Er tut ihr alles, was er kann, zulieb, aber er iſt oft in ſich verſunken, ſchweigſam und nicht mehr luſtig. Suſanna weiß ſich das nicht zu reimen, mag ihn aber auch nicht fragen nach der Urſache. Am Ende — denkt ſie — iſt es gar, daß ihm der Schlag weh tut, den er ihr damals in der Aufregung verſetzt hat. Mein Gott, dieſer Schlag iſt es ja gerade geweſen, der ſie zu ihm hingeriſſen hat. Nach einem heißen Menſchen hat's ihr ja immer verlangt. Weichmütige Leute, die haben ſie nur zum Trotz gereizt. Aber dem Mann, der ſie geſchlagen hat, weil ſie nicht hat lieben wollen, dem hat ſie ja ſagen müſſen.

Die Trauung wird angeſetzt für einen Sonntag nach dem Nachmittagsgottesdienſt. Aber juſt noch vor dieſem Gottesdienſt hat der Holzknecht die Braut in eine Ecke der Kirchhofmauer geführt und geſagt: „Oder was meinſt, Sanna, ob wir's nit etwa auf ein paar Wochen verſchieben ſollten?“ Ihre Antwort: „Siegmund, ich verſteh dich nit!“ Da iſt er mit ihr in die Kirche gegangen.

Die Anwohner des Gottesdienstes sind nach demselben alle sitzen geblieben. Bei dieser Trauung wollten sie doch dabei sein. Wenn eine arme Häuslersdirn reiche Bewerber ablaufen läßt, einen um den andern und einen notigen Holzknecht auserwählt — ein solches Brautpaar muß man sich doch anschauen. In ihrem einfachen Sonntagsgewand kommen sie daher. Er hat im Knopfloch eine blasse Nelke, sie hat in das gescheitelte Haupthaar ein schütteres Rosmarinstämmlein gewunden — anders unterscheiden sie sich nicht von den übrigen. Der Altar trägt keine Zier, der Pfarrer hat den einfachen Chorrock an und eine abgeblaßte Stola. Im Gebettone liest er aus dem Buch eine kurze Traurede, dann schreitet er zur Trauung. Dann kommt, wie es im Lande herkömmlich, die dreifache Frage. Den Bräutigam frägt der Priester, ob es sein ernstlicher und ungezwungener Wille sei, diese anwesende Braut zum Weibe zu nehmen. Er säumt mit der Antwort und murmelt ein unentschlossenes ja. Sie macht es bei derselben Frage kräftiger. Der Priester fragt das zweitemal, ob er ihr treu bleiben wolle und all Freud und Leid mit ihr teilen, bis sie der Tod trennt. Er zögert — dann antwortet er kaum vernehmlich ein zagendes ja. Dabei neigt er sein Haupt über die Brust hinab und ein Zucken geht durch seinen Körper. Susanna möchte versinken vor Angst und denkt: Er stirbt mir. Aber sie bleibt starr auf ihrem Stein stehen. So frägt ihn der Pfarrer, und zwar mit nachdrücklicher Stimme, das drittemal um seinen Willen, den ewigen Bund abzuschließen. Siegmund steht unbeweglich und schweigt. In derselben Sekunde ist kein Atemzug getan worden in der ganzen Kirche. Da richtet der Bräutigam sich plötzlich in die Höhe und ruft laut: „Nein! Jetzt nit! Ich kann nit!" und eilt durch die Sakristeitür davon.

Das Volk in der Kirche ist auf und fährt murrend und fast laut sprechend durcheinander. Der alte Dachdecker Karl, der hinter dem Paare gestanden, streckt beide Arme empor wie einer der im Ertrinken ist und schnappt nach Luft. Aber nur ein paar Augenblick so, dann duckt er sich unter die Menge. Der Pfarrer ist rasch dem Flüchtigen in die Sakristei gefolgt. Die Braut steht vor dem Altare unbeweglich wie eine Säule. Da steht sie nun. Die reichsten und angesehensten Werber hat sie heimgeschickt. Und der arme mißachtete Holzknecht hat sie verschmäht. — — Endlich wendet sie sich — und geht auch hinaus.

Aber den Flüchtling hat niemand eingeholt. Die Dorfgasse lief er hinab, dann hat ihn keiner mehr gesehen.

Die Susanna steht wieder am Herd ihrer Hütte und schlägt mit Stahl und Stein Feuer, um ihrem Vater die Suppe zu kochen. Arme Leute sind abgehärtet. In Gottesnamen, denkt sie, auf der Welt geht

alles vorbei, wird auch das nit stehen bleiben. Etliche hätten gerne gewußt, ob sie ihn liebt oder haßt. Andere haben gemeint, jetzt wäre sie vielleicht billiger zu haben. Der Sandbichlersohn machte einen Versuch, der abscheulich mißlang und der Tonhofer war froh, daß er unbeweibt geblieben. Eines Abends gehen drei Burschen an der Hütte vorüber und singen spottweise: „Susanna, nit wana!“ — Und sie weint ja auch gar nicht. Sie verliert über den durchgegangenen Bräutigam kein Wort, kein gutes und kein schlechtes. Weil aber der Vater doch immer anfangen will, seiner zu fluchen, so ist ihr die Zeit am liebsten, da er in der Arbeit aus ist und sie ihr wehes Gedenken still für sich hat. Wenn er aber Samstags heimkommt, so ist's halt doch immer wieder die Frage: „Und kannst dir's denn gar nit denken, Sanna, warum er's hat getan?“ Blickt sie nicht von ihrer Arbeit auf, zuckt die Achseln und sagt trocken: „Wird ihm halt g'rad so gepaßt haben.“

Da ist eines Tages der Brief gekommen. Verknittert, schlecht zugeklebt, mit gelblich blasser Tinte, von einer Hand, die besser das Holzbeil führt als die Feder:

„Liebe Susanna!

Bitt' um verzeichen, indem ich dich so in Unehr. Ist schlecht aber hat nicht andersch Sein können und dich vor den leuten in unehr hab gebracht. Jetz mus ich wol hart Büssen und in 5 Wochen dir vor Augen treten kann.“

Das ist alles. Kein Ort, kein Datum, kein Name. Aber sie weiß es ja doch. Und sie schweigt. Als ob nichts wäre, so arbeitet sie in der kleinen Wirtschaft ihre Tage dahin.

Der Brief muß lange gegangen sein, denn noch vor der angegebenen Zeit steht er bei der Hütte am Brunnen. Er hat sein Gewand an wie damals. Sein Gesicht ist ein wenig schmäler und blasser geworden, aber gut rasiert. Seine Augen schauen größer aus, so wie nach einer Krankheit. Er nimmt einen Schluck Wasser. — Sie sieht ihn, geht langsam hinaus und reicht ihm die Hand. Er hält sie fest, schaut sie an und sagt nichts. Sie führt ihn in die Hütte, setzt ihm eine Schüssel mit Milch vor, legt ein Stück Brot daneben hin und einen Löffel.

„Ich tu' lieber trinken,“ sagt er und führt den Rand der Schüssel zum Mund. Jetzt, da sie sieht, wie gierig er die Milch austrinkt, kann sie ihr Herz nimmer verhalten. „Aber, Siegmund!“ schreit sie weinend heraus, „warum hat denn das so sein müssen?!“

Er fährt sich mit seinem zerknüllten blauen Sacktuch über das Gesicht und tut ein kurzes heiseres Auflachen.

„Wenn's dich gereut hat mit mir, weswegen bist denn jetzt wieder da?“ fragt sie.

„Du weißt es halt nit, Sanna,“ sagt er. „Du hast es halt nit wahrgenommen. Wie wir in die Kirche sind gegangen und am Tor das

Gedräng' ist, streicht mich der Sandbichlersohn an und raunt mir ins Ohr: Mußt dich schleunen mit der Koplation, in einer Stund' sind die Schandarm da! — Da weiß ich, er hat mich verraten. Weil ich den Schildhahn hab' geschossen und der Sandbichler hat mich dabei gesehen."

„Und was denn weiter?" fragt sie.

„Jetzt kannst dirs ja wohl denken. — Hätt' ich dir's leicht antun sollen, daß mich die Schandarm vom Altar wegtreiben? Da geht einer schon lieber so. Schnurgerade zum Land'sgericht bin ich, hab' mich gestellt und mein' Sach' abgebüßt."

Susanna steht da, hält die Hände über der Brust gefaltet und schweigt. Nach langem Schweigen endlich: „Eines Schildhahns wegen!"

„Ungeschickt genug, daß ich so bin davongelaufen. Und dir eine andere Schand gemacht, derweil ich dir die eine hab' ersparen wollen."

„Und auf mein Leid hast nit gedacht?!"

Jetzt bricht sie in ein heftiges Weinen aus.

Er reißt sie an sich und herzt sie und küßt sie.

„Und wenn's gutzumachen wär', Susanna. Freilich hab' ich des Hahn's wegen auch meine Holzmeisterstell' verloren. Bin halt gar nix jetzt . . ."

„Ich frag' nit nach Schand und Ehr und Holzmeisterstell'. Vier gesunde Händ' haben wir und wenn du ordentlich ja sagen kannst, so woll'n wir's halt noch einmal miteinander probieren."

Ist aus den zwei armen Leuten ein zufriedenes Ehepaar geworden. Und ist's ihnen am liebsten, wenn sich fremde Leute nicht weiter um sie kümmern.

Wie Jüstken Poddert seinen eigenen Sarg machte.

Westfälische Dorfgeschichte von **August Hagedorn.**

„Wer im Ravensbergischen wohnen will, der darf keinen merkbaren Baufehler an sich haben, sonst kann er leicht um seinen guten Namen kommen."

Der das sagte — jedem sagte, der's hören wollte — war ein alter Tischler und Zimmermann. Seinem äußern Menschen nach hätte er ebenso gut ein Klosterinsasse sein können. Ein weiter, um die Hüften von einer Schnur zusammengehaltener blauleinener Kittel umflatterte den langen Körper, auf dem ein vollmondblanker mächtiger Kopf saß, der von welligem, aschgrauem Haar umkränzt wurde.

Aus dem allsonntäglich glattrasierten Gesichte sahen zwei große, von düsteren Brauen überschattete wasserblaue Märchenaugen gutmütig in die Welt, während die Habichtsnase überall geräucherten, rotdurch-

wachsenen Schweinespeck witterte, den der Tischler für sein Leben gern aß.

Soweit war an ihm noch alles lot- und winkelrecht; nur mit dem Munde haperte es — ja, der Mund hatte einen Baufehler. — In der Form eines umgestürzten Torbogens durchquerte er das Gesicht, so daß es fast aussah, als wäre er an den Ohrzipfeln aufgehangen. Und öffnete sich dieser weitbogige Mund zum Sprechen, dann kamen breite, holperige Worte heraus.

„Der Tischler poddert," sagten die Ravensberger. Mit „poddern" bezeichneten sie eben jene bullerige Sprechweise, die sich anhörte wie das Rollen eines Bächleins über Grand und Kiesel.

Als August Rabe war der Zimmermann vor einem halben Jahrhundert ins Rabensbergische gekommen, wo er sich inmitten der Heide ein kleines Hüttchen gebaut hatte. Aber der schwarze Name hatte nicht lange vorgehalten: gar bald war ein Jüstken Poddert daraus geworden. Das ärgerte ihn mächtig; jedoch konnte er nichts daran ändern. Er war Jüstken Poddert und blieb Jüstken Poddert, als der er sich schlecht und recht durchs Leben quälen mußte.

Nur ein Trost war ihm geblieben. Die Staatsobrigkeiten und die Hausobrigkeit nannten ihn nach wie vor bei dem ihm angeborenen Namen.

Die Hausobrigkeit verkörperte seine Rieke, ein schmächtiges Mütterlein mit tränichten Augen, das zu ihm in einem Größenverhältnisse stand wie der Zollstock zum Metermaß. Dennoch war sie nicht weniger wetterfest als er, hatten doch beide miteinander schon die goldene Hochzeit gefeiert.

Jetzt aber war Rieke krank — sterbenskrank, wie Poddert meinte. Letzte Nacht hatte sie sogar phantasiert und bei wachen Augen von einem neuen Backtrog gesprochen, den er ihr machen sollte.

Wie konnte sie nur an einen neuen Backtrog denken, da es mit ihr zu Ende ging?

Poddert krabbelte aus der Dönse,* schob die grobknochigen langen Beine durch die steife Manchesterhose und sah durch die kleinen flaschengrünen Fensterchen hinaus auf die kahle Heide.

Draußen schneite es. Und gleich wie die Schneeflocken in der eisigen Morgenluft wirbelten, so durchschwirrten allerlei Gedanken seinen grauen Kopf.

„Rieke, der Herrgott wirkt das Totenhemd," bullerte er. „Es dauert gewiß nicht lange mehr, dann wanderst du aus der Heidehütte in die Kirchhofskuhle."

---

* Bett.

Sie warf ihm einen düstern Blick zu.

„Laß mich in Ruhe!“

„Rieke,“ fing er von neuem an, „du bist wahrhaftig wie die Hülskrappe (Stechpalme) im Märchen vom Waldgeist, die auch mit keinem was zu tun haben wollte und zuletzt —“

„Elendig umkam,“ ergänzte Rieke. „Aber schweig mir still von deinem Märchen. Mach', daß du zu dem Eschbauern kommst und deine Arbeit verrichtest, damit du ein paar Groschen verdienst. — Zum Sterben habe ich niemand nötig; wenn's sein muß, kann ich das ganz allein!“

Das klang freilich nicht wie das Phantasieren einer Todkranken. Dennoch stand bei Poddert fest, daß Rieke bald „abrutschen“ würde.

An Gehorsam gegen seine Ehehälfte gewöhnt, warf er den blauen Kittel über, steckte die Füße in schwere Stülpenholzschuhe und suchte das Handwerkszeug zusammen. Das hing er an einem Lederriemen über die Schulter, stützte sich auf den drei Fuß langen Maßstock und stapfte dem Bauernhofe zu. Dort hatte er den bretterverschalten Scheunengiebel, Wagenflechten und brüchige Jauchetonnen zu flicken.

Die Arbeit wollte ihm jedoch gar nicht von der Hand gehen. Schwere und wichtige Gedanken mußten es sein, die ihn beschäftigten. Er überhörte sogar die helle Stimme der Eschbäuerin, die ihn zum Frühstück rief. Erst als sie die Aufforderung wiederholte und hinzufügte: „Poddert, der Speck wartet auf Euch!“ da kam er wieder zu rechter Vernunft; denn der Speck ging ihm doch über alles.

„Was macht die Altsche?“ fragte ihn die Bäuerin.

„Ach, der geht's wie 'ner Wassermühle im trockenen Sommer, die nur noch langsam klappert und jeden Augenblick in Stillstand kommen kann. Über heute oder morgen wird Rieke sich kaum hinwegschleppen. — Stünde nur erst der Sarg für sie parat. Die Sache macht mir viel Sorge! Schon den ganzen Morgen habe ich darüber nachgegrübelt, wie ich den Kasten rechtzeitig fertigkriege, ohne daß sie's merkt. Das beste wird sein, ich scharwerke des Nachts daran, wenn sie schläft. Denn 'nen schönen Sarg aus Eichenholz soll sie haben — den hat sie verdient.“

„Ach, du lieber Gott,“ seufzte die Bäuerin, „Ihr sprecht ja vom Sterben so gleichgültig, als handle es sich um das Absägen eines dürren Baumes.“

„Na ja! Wer es an Jahren so weit gebracht hat wie meine Rieke, von dem ist nicht mehr viel zu hoffen. Hat doch noch am vorigen Sonntag unser alter Diestelkamp gepredigt, daß des Menschen Leben siebzig — höchstens achtzig Jahre dauert. Und Rieke ist nun schon achtzig Jahre und sechs Wochen alt!“

„Aber Poddert,“ versetzte die Bauersfrau, „Ihr könntet dennoch mit dem Sargmachen wenigstens so lange warten, bis Eure Altsche gestorben ist.“

„I bewahre! Vom Sterbetage bis zum Grabgeläut kriege ich den Kasten nicht mehr zurecht, dazu bin ich selbst schon zu gebrechlich. Und wißt Ihr, mit 'nem Sarg muß man's halten wie mit 'ner Wiege. Die steht in manchem Hause auch schon auf'm Boden, ehe der langhalsige Rotbein über's Dach geflogen ist und 'nen kleinen Schreihals abgeladen hat.“

Die Bäuerin schwieg. Auch auf ihrem Boden stand seit Jahren eine bisher unbenutzt gebliebene Wiege.

Poddert war's schon recht, daß die Eschbäuerin nichts mehr sagte, er brauchte dann nicht zu antworten und konnte um so besser dem schönen Speck zusprechen, von dem ein ansehnliches Stück auf einem irdenen Teller vor ihm stand.

— — — — — — — — — — — — —

Ticktack — und noch ein leises tick—tack! Die Schnur war abgelaufen. Das Bleigewicht sank kraftlos auf den Estrich. Sie stand mit einemmal still, die alte Stubenuhr, an der nur noch der Stummel eines Stundenzeigers die Vergänglichkeit verkündete. Mancher Sprung und Riß war ihr in langen, wechselreichen Jahren durch Seele und Leib gegangen — schon manchesmal ihr Gehvermögen zu Ende gewesen. Aber immer wieder hatte sie neue Lebenskraft erhalten — Kraft von Ricke Rabes Kraft.

Sie stand still — die Uhr, an deren gleichmäßigem Gang Mudder Rabe oder „die Podderische“, wie die Leute sagten, so gewöhnt war, daß sie durch das plötzliche Verstummen des Pendelschlages aus dem Schlaf aufschreckte.

Besaß Ricke noch so viel Überschuß an eigener Stärke, daß sie die Uhr wieder in Gang bringen konnte?

Wo ein Wille ist, da ist auch Kraft! Der Wille hatte Ricke durch all die schweren Lebensjahre nicht verlassen. Sie erhob sich vom Krankenlager, zog die Uhr auf und setzte den Perpendikel in Bewegung.

Ticktack! Der Zeiger begann von neuem seinen Kreislauf.

Nun hätte Mudder Rabe wieder schlafen können; doch die aufgewandte Kraft forderte Ersatz.

Was für Jüstken Poddert der rotdurchwachsene Speck — das bedeutete für Ricke ein Schälchen Kaffee — und war's auch nur eine Brühe von gerösteten Moorrüben, die ihr den kostspieligen Bohnenkaffee ersetzen mußte.

Sie schleppte sich mühsam nach der Hüttendiele, an deren oberem Ende einige mit Lehm zusammengehaltene Backsteine die Stelle des Herdes vertraten.

Eine Handvoll Hobelspäne wurde zusammengerafft, mit Stahl und Feuerstein ein Fünkchen im Zunderkasten entfacht — und bald züngelte ein munteres Flämmchen unter dem singenden Kaffeekessel, dessen Inhalt Riekes Labsal werden sollte.

Ein Wärmegefühl durchrieselte ihren von Fieberfrost zitternden Körper, als sie ein Schälchen des kastanienbraunen Rübenkaffees getrunken hatte und in den kleinen, rauchgeschwärzten Raum zurückgekehrt war, der Wohn- und Schlafzimmer in sich vereinte.

„Ob ich wohl noch einmal wieder gesund werde?“ sprach sie für sich hin.

Ticktack! antwortete die Stubenuhr — ticktack, als wollte sie damit sagen: Sehet mich an, wie ich gekräftigt und munter geworden bin. Kriecht nur wieder in die Dönse, dann schlaft ihr euch gesund; ich werde für euch wachen!

Rieke trank noch ein Schälchen und ein letztes Schälchen. Denn als sparsame Hausfrau durfte sie nichts umkommen lassen. Dann aber suchte sie die Dönse auf, kroch bis an die Nase unter das schwere, mit Hühnerfedern gefüllte Oberbett und verfiel beim Gesumme einer letzten Stubenfliege und gleichmäßigem Ticktack der Uhr in einen erquickenden langen Schlaf.

So traf sie Poddert an, als er am Abend nach Hause kam. Leise strich er mit der schwieligen Hand über ihre tief durchfurchte Stirn, die von leichtem Schweiß genäßt war.

„Ach — ja, ’s ist, wie’s ist: sie macht nicht lange mehr! Schade, daß ich sie verlieren muß; aber die Natur verlangt ihr Recht und die Gottheit auch.“

Er zündete den Trankrüsel*) an, der an einem hölzernen Ständerpflock der Hüttendiele hing, an deren unterem Ende die Hobelbank mit Handwerkszeug stand. Alsdann suchte er die zum Sarge nötigen Eichenbretter zusammen, die er zunächst der Länge nach maß.

„Hm, hm! Die Rieke brauchte eigentlich bloß knappe fünf Fuß, aber ein akurater, regelrechter Sarg muß doch seine sechs volle Fuß lang sein.“

Jetzt ging es ans Klopfen und Sägen, Hobeln und Bohren, als gelte es, einen doppelten Arbeitslohn zu verdienen. Poddert war mit solchem Eifer bei der Arbeit, daß er das Geräusch seiner eigenen Werktätigkeit nicht merkte und deshalb auch glaubte, seine Rieke würde von alledem nichts hören. Doch — er täuschte sich.

Hatte das nächtliche Hantieren schon die Hühner auf dem Bühnenwiemen und das Zickchen im Stalle unruhig und aufrührerisch gemacht,

*) Kleine blecherne Öllampe.

so war Rieke dadurch erst recht im Schlafe gestört worden. Allein sie sagte nichts. Denn als sie das Scharren der Säge und das Quitschen des Hobels vernahm, da beschäftigte sie nur der eine Gedanke: daß Jüstken ihr endlich den lange gewünschten Backtrog zimmere und sie damit überraschen wolle.

Hie Backtrog, hie Sarg!

Am frühen Morgen nach der zweiten durcharbeiteten Nacht stand der Sarg nebst Deckel fertig auf der Diele. War's auch nur ein schlichter Sarg ohne jegliche Verzierung, so war's doch ein dauerhafter Sarg aus schönem Eichenholz. Nur der schwarze Anstrich und der blanke Blechbeschlag fehlten noch — Kleinigkeiten, die sich zwischen Sterbetag und Grabgeläut schnell nachholen ließen.

Nicht ganz ohne Rührung betrachtete Poddert das Erzeugnis seines nächtlichen Fleißes. Jetzt konnte er nach seiner Meinung ruhig den kommenden Stunden oder Tagen entgegensehen!

Behutsam trug er die untere Sarghälfte auf die Bühne über dem Ziegenstall und den Sargdeckel auf den Hühnerwiemen. Beide Hälften überdeckte er sorgfältig mit Stroh, damit sie den Augen anderer verborgen blieben.

„Nach vollbrachtem Werk deinen Körper stärk'!" murmelte er.

Bis dahin, daß er das Tagewerk beim Eschbauern wieder aufnehmen mußte, hatte der abgebrochene Uhrzeiger noch die Zeitmaße einiger Stunden am Zifferblatt zu durchlaufen. Währenddessen wollte Poddert sich ausruhen.

Es dauerte nicht lange, da sägte es dicht neben Rieke in einer Art, die von des Tischlers gesundem Schlafe redete.

Für die Poddersche war das Geräusch unerträglich. Aber sie gönnte ihrem Manne die Ruhe, deshalb ließ sie ihn ungestört weiter sägen.

„Der mag sich mächtig abgerackert haben!" dachte sie. „Vielleicht hat er gar den Backtrog fertig gekriegt? Schön wär's — wir könnten dann endlich mal wieder selbst gesäuerten und eigengekneteten Pumpernickel essen. Appetit darauf hätte ich schon! Wahrhaftig — die Lebensgeister sammeln sich allmählich, ich glaube, ich rapple mich noch einmal hoch und mache noch ein paar Jährchen mit!"

Sie war mit ihrem Selbstgespräch noch nicht zu Ende, da stand sie schon, in Rock und Tüchern gehudelt, auf der kalten Diele, warf dem Zickchen einige Göbschenvoll Heu in die Raufe und bereitete das sogenannte „Imt", bestehend aus Mehlsuppe mit Brotbrocken.

Ja, Rieke verspürte nicht bloß Appetit auf selbstgebackenen Pumpernickel — sie bewies überhaupt Eßlust. Das war ein gutes Zeichen — ein untrüglicher Beweis dafür, daß sie sich tatsächlich erholt und gesund — geschlafen hatte.

Was würde Jüstken sagen, sähe er sie unverhofft so schalten und essen?

Einstweilen sagte Jüstken Poddert rein gar nichts — vorläufig schnarchte er mit Unterbrechung weiter, unbekümmert um die Stellung des stümmeligen Uhrzeigers, der freilich bedenklich auf eine vorgerückte Morgenstunde deutete.

Als indes Rieke einen Blick auf das Zifferblatt geworfen hatte, da konnte sie sich nicht länger halten.

„August, Poddert, Jüstken, Rabe!“ rief sie in einem Atemzuge. „Menschenkind, willst du denn gar nicht aufstehen, sondern den ganzen lichten und teueren Tag um die Brenne schlagen?“

Das half. Die Stimme seiner Hausobrigkeit wirkte auf ihn wie das Geschmetter von Donner und Hagel. Hastig zog er sich an der über dem Bette hängenden Quaste in die Höhe, rieb sich die Augen und sah verstört umher.

„Wa—wa—was ist denn das?“ stammelte er. „Um Himmelswillen, Rieke, du bist hoch und wieder munter? Das geht beileibe nicht mit rechten Dingen zu!“

Über das runzelige Gesicht der Achtzigjährigen huschte ein überlegenes Lächeln.

„Nicht mit rechten Dingen zu? Sieh, du alter Schwarzseher — gesund geschlafen habe ich mich, weil ich 'ne gesunde Natur habe, die sich nicht so leicht unterkriegen läßt! Hoffentlich bist du nun von deiner unsinnigen Podderei kuriert, mit der du mich schon nach Küsters Kampe*) bringen wolltest. Nä, Männeken, erst backen wir noch ein paarmal Brot, ehe ich ins Gras beiße!“

Poddert war ganz verdutzt. — Der Sarg — der Sarg! Es verging ein Weilchen, bis er seine Sinne in Ordnung und der Wirklichkeit anbequemt hatte. So — jetzt war er damit fertig! „Rieke“, sagte er, „es ist doch gut, daß du wieder ‚kontant‘ und ‚mobil‘ geworden bist. Wärest du hinübergegangen zu Petrus, so hätte ich dich sicherlich vermißt. Denn warum? Weil man so besser sein Recht — wollte sagen: seine Pflege im Hause kriegt. Nu aberst wird's nachgerade Zeit, daß ich dem Eschmeyer seinen Scheunengiebel ausflicke, damit's ihm nicht noch mehr ins Korn schneit.“

„Äch—he, äch—he!“ keuchte er. — Schweren Trittes schlug er den Weg nach der Arbeitsstelle ein.

Hui! Wie der Novembersturm ihm den eisigen Schnee um den alten Kopf peitschte, so daß ihm Sehen und Hören, ja, fast der Atem

*) Friedhof.

verging. Um so gewaltiger aber arbeitete das Gehirn unter Podderts blaugestreifter Zipfelmütze. Und womit beschäftigte es sich? Nicht mit Sturm und Schnee — ja, nicht einmal mit dem rosigen Rauchspeck. Nein, das Gehirn arbeitete an dem Sarg — an dem Kasten auf dem Hühnerwiemen.

Und Rieke? Rieke sann über den Backtrog nach und dachte an das schöne Schwarzbrot, das nun bald die armselige Hütte mit köstlichem Duft erfüllen sollte.

Während Poddert auf hoher Dachleiter am Scheunengiebel des Eschbauern die „klaterigen" Bretter durch neue ersetzte, kletterte Rieke an der wurmstichigen Dielenleiter auf die Bühne über dem Ziegenstall und forschte neugierig nach dem Werke der nächtlichen Arbeit ihres Mannes. Sie brauchte nicht lange zu suchen. Ein so hoher Strohhaufen, wie sie ihn vorfand, hatte dort zuvor nicht gelegen. Der mußte künstlich hochgebauſt sein! Sie warf etliche Strohbunde beiseite — und richtig, da kam er zum Vorschein, der begehrte neue Backtrog.

Freilich — ein bißchen zu lang und ein wenig zu niedrig war er geraten. Dabei hatte aber vielleicht die Rücksichtnahme auf die Bohlen ein Wörtchen mitgesprochen — die schönen astfreien Eichenbretter, die Jüstken nicht gerne allzusehr zerstückeln wollte. Schadete auch nichts! Besser ein etwas unförmlicher Backtrog als gar kein Backtrog!

Rieke war zufrieden und seelenvergnügt.

Mühsam schleppte sie ihren erfüllten hölzernen Wunsch in die kleine Stube, wo er mit Ticktack von der alten Uhr begrüßt wurde.

*
* *

„Ach, du lieber Gott — ach, du lieber Gott! Leute, Menschenkinder, kommt — Hilfe!"

Die Eschbäuerin war's, die das rief und mit hochgespreizten Armen im Scheunentor stand.

Sie hatte das Vieh gefüttert und plötzlich gehört, wie draußen etwas mit dumpfem Schall auf das Hofpflaster niederfiel. Nichts Gutes ahnend, war sie hinausgeeilt. Was bot sich ihrem ängstlichen Auge? Vor ihr lag wie ein Häufchen Unglück der stöhnende — Jüstken Poddert.

Der Schneesturm hatte in der luftigen Giebelhöhe ihm die Glieder erstarrt und den Halt genommen, so daß er mit den glitschigen Holzschuhen von den Leitersprossen abgerutscht und in die Tiefe gestürzt war.

„Is was kaput? Hat er Schaden gekriegt? Lebt er noch?" Das waren die bangen und neugierigen Fragen des auf der Bäuerin Ruf zusammengeströmten Haus- und Hofgesindes.

Da trat der Eschbauer hinzu.

„Papperlapapp! Angefaßt — in die warme Stube getragen! Dann wird sich zeigen, ob die Knochen heil geblieben sind oder ob er sonst was abgekriegt hat!"

Äußerlich ließ sich kein erheblicher Körperschaden wahrnehmen. Aber aus dem Munde des Tischlers ergoß sich ein dunkler Blutstrom, der auf eine schwere innere Verletzung deutete.

In diesem Zustande konnte und sollte er nicht im Bauernhause bleiben!

Wohin mit Poddert?

„Nach der Heidhütte zu seiner Altschen!" lautete die kurze Anordnung des Eschbauern, dem noch nie ein Glied am Leibe wehgetan hatte.

„Wenn der Bauer befiehlt, hat das ganze Haus zu gehorchen!" Das war gleichsam das erste Gebot auf dem Eschhofe, das auch jetzt widerspruchslos befolgt wurde.

Schnell war ein Bündel Heu auf einem Mistwagen ausgebreitet, in das man den Verunglückten bettete.

„Fritze, hüh!" trieb der Knecht die vorgespannte Kracke an — und langsam rollten die Räder durch den knisternden Schnee.

Die Poddersche war gerade mit dem Einsäuern des Brotteiges fertig, als sie das Klappern des Wagens hörte und ihn herannahen sah.

In die einsame, unwegsame Heide kam nur selten ein Gefährt, zumal bei solch ungestümem Wetter. Das mußte eine besondere Bewandnis haben! Ei — ei! war das nicht das Gespann des Eschbauern?"

Rieke überkam ein ängstliches Gefühl — ein kalter Schrecken durchfuhr sie, dessen Ursache ihr sofort erklärlich wurde, als sie die kümmerliche Gestalt ihres Mannes erblickte.

Der handfeste Knecht trug ihn in die Hütte und setzte ihn sachte im Stübchen auf die hölzerne Ofenbank.

„Gott im Himmel, was ist passiert?" fragte Rieke.

„Der Alte is vom Giebel gestürzt; hat sich was verstaucht und inwendig was verrenkt", sagte der Knecht, während Podder nach Atem rang, und seine großen Märchenaugen verwundert auf dem in der Stubenecke stehenden Kasten mit dem Mehlgemenge ruhten.

Der Sarg als Backtrog! Das schnitt ihn mit Messerschärfe in die Seele — dazu konnte er unmöglich schweigen! Mit Aufbietung aller Kräfte stöhnte er: „Rieke — Rieke, wie kannst du bloß in einem Sarge Brot backen wollen, bist du denn ganz verkehrt geworden?"

Weiter kam er nicht.

Rieke sah erst ihn und dann den vermeintlichen Backtrog an. Sie war bestürzt und wußte im Augenblicke nicht, was sie sagen sollte.

Bald hatte sie jedoch den zerrissenen Gedankenfaden wieder zusammengeknotet.

„Jüstken, dir ist schlecht!" sagte sie. „Du bist matt und elend. Ich will dir flink Brotsuppe mit Ei kochen, damit du wieder zu Kräften kommst!"

Erregt ging sie an den Herd und richtete die Suppe vor. Dann stieg sie auf den Hühnerwiemen, um die nötigen Eier herbeizuholen.

Doch was war das? Sie stieß mit den beholzschuhten Füßen an einen hohlen Gegenstand, der einen dumpfen Klang gab. Gewohnt, nichts ungeprüft zu lassen, warf sie das Stroh auseinander. Sie hatte genug gesehen! „Ein Sargdeckel!"

Hastig griff sie nach ein paar Eiern, die sie in die Schürze tat. Kaum war sie damit unten, da entglitten die Schürzenzipfel ihrer zitternden Hand, und die Eier lagen zerbrochen zu Riekes Füßen.

„Es soll nicht sein!" murmelte sie, ließ vorläufig Suppe — Suppe sein und eilte, von Unruhe und Sorge getrieben, wieder ins Stübchen.

Der Bauernknecht wollte gerade ein Vaterunser beten. Er hatte die Pudelmütze abgenommen und hielt sie zwischen den gefalteten Händen.

„Poddert is dote; er atmet nicht mehr", sagte er, als spräche er mit den Worten zugleich Beileid und Trost aus.

„Herr, du meine Güte, Gott im Himmel!" seufzte Rieke. „Er ist tot — wirklich gestorben? Ach — ach! Wir haben uns immer so gut verstanden. Nur zuletzt — wegen des Kastens da in der Ecke sind wir verschiedener Meinung gewesen. Ich glaubte, es wäre ein Backtrog für mich, und es ist doch wirklich und wahrhaftig ein Sarg — ein Sarg für ihn, den er sich selbst gemacht hat. — Gott sei dem guten, fleißigen Mann gnädig! Sein Leben war köstlich, weil es Mühe und Arbeit gewesen ist."

Der vorwitzig geweckte Cupido.

Eine Erzählung von **Hans Malser.**

Auf einer meiner Reisen durch Deutschland habe ich eine Begegnung erlebt, die wert ist, aufgemerkt zu werden. Ob man alles ohne Vorbehalt drucken lassen kann, das war zu überlegen.

Es war in einer kleineren Stadt, nach dem Theater. Die üblichen Vorstellungen mit den üblichen Artigkeiten und auch wirklich warmen Begrüßungen waren vorüber. Schon vorher hatte ich einen kleinen alten Herrn bemerkt mit dichtem weißen Haar und einem Gesicht, in welchem greisenhafte Züge mit jugendlichen auffallend ineinandergeprägt

waren. Er stand an der Tür und schien warten zu wollen, bis der Leuteandrang vorüber wäre. Als dann die Letzten — da ja doch das Gespräch bei solchen flüchtigen Begegnungen keinerlei Vertiefungen erfahren kann, sondern auf der flachen Höhe der Phrase bleibt — sich zögernd und unbefriedigt entfernt hatten, trat der alte Herr vor. Es war zuerst nichts Besonderes, er könne es nicht unterlassen, mir die Hand zu drücken und zu danken für die Kunstabende, die er — einen wie den anderen — mitgenossen. Mit ziemlich lebhafter Geberde zog ich meinen Überrock an und nahm den Hut, um in mein Hotel zu fahren. Aber er stand ganz ruhig und sagte: „Sie haben in Ihren Gestalten sich uns, Ihrem Publikum, ganz hingegeben. Wir wissen, wie Sie sind und durch Sie, wie wir sind. In Ihrer Kunst opfern Sie sich persönlich auf. Wie sollen wir uns Ihnen geben? Und möchten es doch tun."

Das klang schon eigentümlich und ich sagte: „Ich habe Vieles gegeben. Aber wer kann wissen, ob auch das Wesentliche?"

„Das werden Sie wohl selbst nicht wissen können", entgegnete der Mann. „Es ist so Vieles in uns, was wir selbst nicht überschauen, obschon es uns vielfach bestimmt. Gerade die inneren Mächte, die uns am meisten beeinflussen, können wir am wenigsten nennen. Also sind alle Bekenntnisse, ob in Kunst oder Person, so wahr sie gemeint sein mögen, ganz unzulänglich, wir täuschen leicht andere und uns selbst damit. Und doch —?" Er stockte und blickte mich mit seinem lebhaft leuchtenden Auge an. Seine scharfgeschnittenen Lippen bewegten sich, als übten sie sich in einer Form, in der das Folgende zu sagen wäre: Und doch drängt es uns zur Mitteilung. Nicht jeder bedarf sie und ich preise den Mann, der mit sich allein fertig wird. Ich kann es nicht mehr. Der Feder bin ich ungewohnt, man würde es nicht lesen. Beichtväter haben wir Protestanten auch nicht. Und Freunde findet man so wenige, die uns ihr Vertrauen schenken. Und wer sich mir nicht ganz gibt, dem kann auch ich mich nicht geben. Sie haben sich mir gegeben, so weit — möchte ich sagen — als Sie selbst über sich verfügen. Ich glaube, Sie kennen den Menschen so weit, daß Sie alles begreifen und somit auch verzeihen können. Sie wären mein Mann. Und deshalb, geehrter Herr, hätte ich eine sehr große Bitte."

Ei, dachte ich, wie der abgeschwenkt hat! Am Ende hat er den sattsam bekannten Dolch im Gewande. Ein Drama. Oder gar lyrische Gedichte, und will sie mir beibringen. Das Mißtrauen wurde beschämt.

„Wie ich höre", fuhr er fort, „sind Sie morgen noch in unserer Stadt. Tun Sie bei dieser Gelegenheit ein gutes Werk an einem

Ihrer Mitmenschen. Ich habe ein Anliegen, ein Geheimnis, eine Sünde, oder wie man's nennen mag. Ich trage sie seit Jahren mit mir herum und muß sie endlich wem mitteilen. Sie sind gekommen und gehen wieder fort, wir kennen uns nicht und werden uns auch kaum je wieder sehen. Und doch sind Sie mir so nahe gekommen, ich weiß nicht wie, kaum durch die Kunst allein. Weiß nicht, wie es kommt, daß ich zu Ihnen das große Vertrauen habe und Sie von Herzen bitten möchte, mein Freund, mein Beichtvater zu sein. Schenken Sie mir morgen eine Stunde."

So hatte er gesprochen und wartete nun auf Antwort. In solcher Weise war mir noch kein Mensch nahegetreten. Ich war gefesselt, nicht etwa von Neugierde, sondern von der wunderlich sensitiven Art, mit der dieser weißhaarige Mann vor mir, dem weit jüngeren, stand.

„Von acht Uhr morgens an bis in den späten Abend", so antwortete ich, „währt morgen das vom Komitee entworfene Programm. Die Proben wären noch nicht das Schlimmste dabei. Ein Vormittagsausflug und ein Festessen. Das Joch ist süß — aber die Bürde ist schwer. So bleiben uns nur die Morgenstunden. Wollen Sie etwa um sechs Uhr zu mir ins Hotel kommen!"

„Pflegen Sie nicht einen Morgenspaziergang zu machen?" fragte er entgegen. „Die Au am Flusse entlang ist sehr schön. Da wären wir ganz unbehelligt."

„Also gut. Holen Sie mich um sechs Uhr zum Spaziergang ab."

Dann gab er mir seine Visitenkarte und empfahl sich kurz. — Den Namen habe ich nicht zu sagen. Von Beruf war der Mann Mathematiklehrer an einer Mittelschule der Stadt. Was konnte der mir zu sagen haben? Es hat mir ja mancher schon sein Leben angeboten, um darüber ein Drama zu schreiben oder Rollen zu studieren. Nun kann ich aber fremde Leben für solchen Zweck nicht brauchen. Alles, was ich schaffe, muß irgendwie durch mein eigenes Leben gehen. Zudem sah mir der Mann nicht danach aus, als ob er eitel wäre und mit dem, was er zu geben hatte, sich hervortun wollte. Es ging doch die halbe Nacht dran in dem Denken und Sinnen, welch ein Anliegen der alte Herr mir am nächsten Morgen vorzutragen haben würde. Erraten hätte ich es in hundert Jahren nicht.

Noch vor sechs Uhr früh, als ich aus dem Frühstücksalon trat, stand er an der Türe. Sein Anzug schien mir noch feierlicher als gestern. Zylinder, weiße Krawatte und weiße Handschuhe, die er in der linken Hand hielt.

„Also, Herr Professor, nun führen Sie mich, wohin Sie wollen. Ich werde Ihnen folgen."

Er blickte mich lange an, um dann ganz leise zu sagen: „Das wäre schade." Erst später habe ich verstanden, wie das gemeint. Die Mauern der Stadt waren hell von der Morgensonne beschienen, die meisten Fenster geschlossen, die Straßen noch unbelebt. Wir kamen bald zum Wasser und zu den Bäumen. Schütter, aber unabsehbar dahin standen alte Eichen, zwischen denen ein leichter, feuchter Nebelhauch strich. Dem Wasser entlang ging ein schöner breiter Weg, an dem von Strecke zu Strecke Sitzbänke waren. Auf eine solche setzten wir uns und schauten hin über den stattlichen Fluß, der herkam von einer weiten Ebene, hinter der ein blasses Gebirge aufstand. Er glitt ganz still und ruhig daher.

„Er kommt aus jenen Bergen hervor", sagte mein Begleiter. „Dort gibt es rauschende Bäche und stürmische Wasserfälle. Der Fluß hat eine bewegte Jugend und ein ruhiges Alter. Bei Leuten kann es auch umgekehrt sein."

Das war die Einleitung und dann suchte er anzufangen. Aber es kam ihm nicht leicht an. Ich mußte noch sagen: „Wenn Sie mir etwas erzählen wollen, Herr Professor, es ist gewagt. Denken Sie, daß ich ein geschwätziger Komödiant bin, ja zeitweilig sogar so ein Schreibersmensch, die sich zum Beichtgeheimnisse nicht verpflichtet halten."

„Wenn Sie es verbreiten, so wird das zwar wenig nützen, aber auch nicht schaden. Nur den Namen nennen Sie nicht. — Sehen Sie, es ist sehr merkwürdig, lieber Herr, wie wir jetzt hier beisammen sitzen und ich will Ihnen etwas heben, was sich eigentlich doch nicht heben läßt. Gestern abends glaubte ich, es gar reinlich hervorschälen zu können. Aber es ist doch alles zu sehr verwachsen. Ich habe mir jetzt oft gedacht: Der Mensch sollte ja nur darauf sehen, daß alle seine Eigenschaften und Neigungen sich gleichmäßig entwickeln. Sobald eine bestimmte Neigung gewaltsam zurückgedrängt wird, kann sie einmal ebenso gewaltsam hervorbrechen. Und anderseits, wenn eine Neigung besonders gepflegt wird, so kommt die Zeit, da sie uns beherrscht. Die unschuldigste Anlage — übermäßig bevorzugt — kann zum Laster, zum Verbrechen werden. Denken wir an — kurz gesagt — an die Liebe."

„Ja, ja, guter Herr Professor. Aber das sind alte Sachen, derentwegen man doch nicht um fünf Uhr aus dem Bette steigt."

„Merken Sie mir denn wirklich nichts an? Man müßte es einem ja anmerken. — Kurz und gut, Herr!" rief er plötzlich aus, während er das Gesicht von mir abwendete, gegen den Fluß hin: „Ich bin ein alter Luderskerl!"

Das sonst schier gemütlich dreinschauende Herrchen war in diesem Augenblicke völlig anders, sein Blick war gleichsam flüchtig, sein Gesicht

verzerrt, als ob er einen Schmerz empfände. Endlich kam er doch ins Erzählen.

„In meiner Jugend sah es aus, als würde ich heil entkommen. Als Mittelschüler hatte ich einen Freund, der um einige Jahre älter war als ich. Wir bewohnten zusammen ein Zimmer und lasen mitsammen die Klassiker. Er war ein bildschöner schwärmerischer Jüngling. Wenn er des Abends in seinem Bette laut Liebesgedichte oder Liebesromane las, da wurde seine Stimme unsicher und erstickte fast. Dann hielt er Nachtwanderungen, die mich so schlaftrunken fanden, daß ich nicht schwören könnte, ob sie wirklich gewesen sind. Dann kam eine Zeit, daß er sich ein besonderes Zimmer nahm und seine eigenen Wege ging, ich wußte nicht welche und kümmerte mich wenig darum. Ich stellte damals meinen Ehrgeiz darauf, zwei Studienjahrgänge in einem Jahre zu machen, um meinem Vater die Last zu verkürzen. Eines Tages besuchte mich der Freund, um, wie ich glaube, ein paar Bände Shakespeare zurückzubringen, die er von mir entlehnt hatte. Dann stand er noch eine Weile schweigend herum, was sonst nicht seine Gewohnheit war. Und dann sprach er plötzlich: daß ich dir mal was sage, Louis! Er sagte aber nichts weiter, sondern ging langsam zur Türe hinaus. Als er draußen am Fenster vorüberkam, denn ich war ebener Erde, klopfte er an die Scheibe. Als ich aufgetan hatte, sagte er: Hüte dich vor der Liebe! Und dann ist er die Straße dahingegangen. Am nächsten Tage hat er sich erschossen. Ich weiß nichts weiter, wir haben nichts rechtes erfahren können. Ich habe es nur erzählt, weil ich von derselben Zeit an über meinem Schreibtische den Spruch geschrieben hielt: Hüte dich vor der Liebe! Übrigens war ich in jenen Jahren durchaus nicht geplagt von dieser Sache. Das Weibervolk bekümmerte mich wenig, mein Kopf hatte anderes vor. Wenn der Tag mit den Studien, mit den Reitpartien und Fischfängen, die ich leidenschaftlich pflegte, vorüber war, fiel mein Blick manchmal noch auf den Spruch: Hüte dich vor der Liebe! dann legte ich mich hin und schlief ein. Da war es einmal, daß mein Geographie-Professor, ein schlanker, gütiger und ernsthafter Herr, aus irgendeiner Ursache in mein Zimmer kam und den Spruch sah. Er schüttelte den Kopf und sagte: Diesen Spruch sollten Sie wegtun, Louis. Er erinnert Sie zu sehr an das, wovor er Sie warnen will. An Liebe soll man denken so wenig als möglich. So habe ich den Spruch ausgelöscht. Die Sache interessierte mich überhaupt wenig. Was die Leute da für ein Aufhebens von der Liebe machen — ich verstand es nicht recht. Ich lebte meinen Studien, meinen körperlichen Übungen. Ich war der Erste in meiner Klasse und nach vollendeten Schuljahren erhielt ich bald eine schöne Lehrstelle in einem Gymnasium. Später kam ich in diese Stadt und habe eine

Weile die Leitung der Realschule geführt. Das nährte gar angenehm meinen Ehrgeiz, um so mehr, als einige mathematische Werke, die ich schrieb, in den Gelehrtenkreisen Aufsehen erregten. Nebenbei beschäftigte ich mich mit Kunst, malte Landschaftsbilder und versuchte mich in der Dichtung. Sorglos und froh war mein Leben, so recht harmonisch ausgefüllt mit Nützlichem und Schönem. So frisch und rege war mein Wesen, daß ich mir an geistiger Arbeit gar nicht genug tun konnte; schwere Aufgaben löste ich ohne Schwierigkeit. Jetzt darf ich das ja sagen. In späteren Jahren kam eine große Naturfreude in mich. Wanderungen über Berg und Tal, Reisen zur Ferienzeit in die Alpen, nach Italien, auf dem Mittelländischen Meere machten mich zu einem größeren Menschen, dessen Ebenmaß und Kraft ich immer mehr empfand. Wenn je ein Mensch glücklich genannt werden kann, so war es ich. Und weil ich dementsprechend leicht heiter und freundlich sein konnte, so bin ich überall gerne gesehen worden. Meine Schüler liebten mich und in Gesellschaft unterhielt ich mich ebenso gerne mit trefflichen Männern, als mit anmutigen Frauen. Nachher habe ich erfahren, wie manches heiratslustige Dämchen, wie manche schöne Frau ihre Schlingen nach mir ausgeworfen hätten; ich habe nicht viel darauf geachtet, war stolz auf meine Freiheit."

Nun schwieg er, nickte mit dem Kopf und lachte hell auf. Dann stand er von der Bank auf und sagte: „Wir könnten ja einmal weitergehen."

Wir schritten den leise wogenden Fluß entlang. Er streifte die weißen Handschuhe an die Finger. „Es kommt bald der feierliche Moment", sagte er. „Ich gestehe nur, daß mein fünfzigster Geburtstag mich noch in diesem ruhigen und schönen Glücke fand. Es mußte aber erst einmal eine Blamage kommen. Um dieselbe Zeit schrieb ich für eine bekannte Monatsschrift einen Essay des Inhalts, daß nicht jeder Mann des Weibes bedürfe, daß es für den geistig Schaffenden, der persönlicher Vollkommenheit zustrebe, geraten sei, sich nicht zu vermählen. In meinem Alter glaubte ich mich als Beispiel anführen zu dürfen." Plötzlich riß er sich die Handschuhe von den Fingern, knüllte sie zusammen und warf sie in weitem Bogen ins Wasser. — „Kurze Zeit später war ich der tollste, dümmste Liebeshahn von Europa."

„Jener Aufsatz", so fuhr er fort, sich zu entwickeln, „hatte mir nämlich statt Ehre Widerstreit und Spott eingetragen. Man sprach von einer geschlechtslosen Moral, die das Lebenswerteste dieser Welt verlästere. Da fiel es mir einmal auf, daß dieses Lebenswerteste eigentlich überall und immer so lebhaft anerkannt wurde. Daß die größten Leidenschaften gerade um dieses Beste wüteten. War es denn auch danach? Und ich fragte mich selbst, ob ich denn am Ende wirklich

das Beste versäumt hätte? Und als ob da neben untergeordneten Lebensaufgaben gerade die höchste unerfüllt geblieben wäre. Und als ob solcherart die immer mit Sehnsucht erhoffte Unsterblichkeit unmöglich geworden sei. Am empfindlichsten traf den alten Knaben der Vorwurf der geschlechtslosen Moral und gleichzeitig begann es mir klar zu werden, daß immer noch die besten Bedingungen vorhanden wären, Versäumtes so weit nachzuholen, um die Ehre zu retten. Schon eine Weile hatte mir eine Hauptmannswitwe den kleinen Haushalt geführt, nun sah ich sie einmal daraufhin an, ob sie hübsch sei. Zum Donner, das war sie eigentlich, trotz ihrer vierzig Jahre. Und dann, eines Abends, habe ich sie gefragt, ob ihr noch nie was eingefallen sei? „O, sehr oft!“ lachte sie. Da bekam ich Angst und hub an mich vorzusehen wie einer, der sich nicht recht auf sich verlassen kann. Schließlich war das überflüssig, der Vorwitz riß mich immer weiter. Ein paar Wochen später erwog ich theoretisch schon den Unterschied, der wohl bestehen muß zwischen einer vierzigjährigen Witwe und einem jungen Weibe, und da das Exempel einmal aufgestellt war, so mußte es auch gelöst werden. Dann konnte ich ja wieder zurückkehren in meine einsame Studierstube. Beim Satan, jetzt hatte ich auf einmal gemerkt, daß die Studierstube einsam ist, daß die Umherlaufereien an den Wässern, in den Wäldern langweilig sind. Andererseits schien es mir, daß wie alles, so auch Liebesglück geübt werden müsse und einer Steigerung fähig sei. Ich horchte unauffällig aus nach Andeutungen und Gesprächen, die mich früher angewidert hatten, ich las Liebesgedichte und derlei Bücher, lernte da zwischen den Zeilen und Gedankenstrichen zu lesen und fand auf einmal alles reizend. Auch auf die Körperpflege hieß es nun bedacht zu sein; wenn ich sonst den alternden Jahren Rechnung getragen, nun gab ich mich dem Schneider und dem Friseur völlig frei, und sie machten etwas so Leidliches aus meiner Wenigkeit, daß ich mir im Spiegel mit großer Sympathie entgegenlachte. Der Friseur pflegte meinen Haarboden und behauptete, daß der Bart um rund fünfundzwanzig Jahre jünger sein müsse als das Haupthaar, was schließlich auch stimmen dürfte. Mit süßem Schauer wurde es wahr, daß die Liebe jung mache. Das Überraschendste war mir zuerst die Leichtigkeit der Siege; selbst schwerere Aufgaben bei ehrenwerten Ehefrauen und sittigen Mädchen gelangen auf das verblüffendste. In Gesellschaft wie auf der Straße, in der Kirche wie im Konzert sah ich nur nach Liebe aus und wurde nicht müde, glücklich zu sein. Zur großen Verwunderung der Stadt zeigte ich mich mit meiner Hauptmannswitwe, zu ihrem Entsetzen gelegentlich auch einmal schäkernd mit einem blühenden Mädchen. Man konnte nicht einmal vom Johannistriebe witzeln, weil ein dem notwendig vorhergegangener nicht zu beweisen war. Freilich merkte ich glühend, daß

es längst nicht mehr äußere Beweggründe waren, sondern daß es mir angetan sein mußte. Auch wenn ich auf der Jagd war oder in den Bergen, immer und überall fiel mir die Liebe ein. Ich konnte keinen Menschen ansehen, sei es Weib oder Mann, ohne an Liebe zu denken. Wie ich in den Blättern sonst nur die Rubriken der Geisteskultur beachtet hatte, so spähte ich nun nach gewissen Inseraten. An pornetischer Kunst und Literatur ergötzte ich mich heimlich, während in der Öffentlichkeit natürlich geheuchelt werden mußte. Meine literarischen und beruflichen Arbeiten tat ich lässig, weil mir die Liebe im Kopfe war und in den Nächten floh mich der Schlaf, ich dachte an Liebe, ein heißes Gift fluidete durch alle Glieder und machte alle Behaglichkeit unmöglich. Erst dachte ich in der Tat, es sei eine Hexerei mit im Spiele und es würde vorübergehen. Aber, mein Herr! Jetzt währt das schon Jahre! Meine Freude an der Kunst ist lau geworden, mein Vergnügen an Sport und Reisen ist matt geworden, meine wissenschaftlichen Arbeiten gehen nicht vorwärts, ich bin kein eifriger Lehrer mehr und die Leitung der Anstalt entglitt meinen Händen. Immer und immer muß ich mit geringen Unterbrechungen an die Weiber, an diese Weiber denken und es scheint, das will sich noch immer steigern, jetzt am Beginne der Sechziger. Was ist denn das? Eine Luderei. Hart an der Schwelle des Irrenhauses! — Junge Leute lieben nicht so. Nein, so lieben sie nicht. Wohl wenige werden es erfahren, wie naturwidrig dämonisch das ist, wenn's erst in späten Tagen losbricht. Gestern abends war ich kühl, so faßte ich den Entschluß, Ihnen meine Not zu gestehen, daß von allen Menschen doch einer sei, der es wisse, wie mir ist. Aber in dieser Nacht hätte es mich beinahe wieder reuen mögen. Doch ich will nicht untergehen in diesem Elende. Mensch will ich wieder werden, meine Seele will ich wieder haben. Sagen Sie, was soll ich tun?"

Es ist wohl kein Wunder, daß ich diesem Ausbruche des alten Mannes, der ihn unheimlich machte, mit aller Spannung zugehört hatte. Und nun meine Antwort: „Aber, lieber Herr Professor, das ist doch leicht gesagt. Heiraten müssen Sie!"

„O Herr, das habe ich ja getan!" rief er aus. „Seit fünf Jahren schon bin ich mit der Hauptmannswitwe verheiratet. Das ist es ja, daß dieses Feuer nicht zu löschen ist! Daß mir der Satan in allen Arten zusetzt. Ach, vorwitzig habe ich leicht den Amor wecken wollen, und jetzt umgaukeln mich die Faune und ziehen mich hinab. — Sie ist mir nicht genug!"

„Es ist eine Krankheit", sagte ich.

„Knabe, das weiß ich. Will auch keinen Namen dafür. Mir ist nur, daß ich's einem Menschen habe sagen können. In diesem Augenblicke steht mein Vorsatz wieder fest: Umkehr! Aber ich glaube nicht

mehr daran, dieser Vorsatz ist schon hundertmal gemacht und gebrochen worden. Ich glaube, ich bin verloren. Es wird wohl das klügste sein, jenem Jugendfreunde zu folgen. Er war doch gewiß unschuldiger als ich. Aber ich bin ein bißchen feige. — Wenn mich jemand da von rücklings ins Wasser stoßen wollte. Es ist nicht um das allein, daß ich gemein geworden bin, ich habe unglücklich gemacht. Es geht ein blasses Mädel um in der Stadt, dessen Blick mich verdammt macht. Es gehen andere Leute um. Wer die giftige Sünde wenigstens für sich behielt. Ich bin ein Scheusal!"

Nun begann er mir wirklich unheimlich zu werden. Weit war mein Verstehen mit ihm gegangen, nun wollte es zurückbleiben. Eigentlich verkommen sah er ja nicht aus, das war kein geknickter Wüstling, das war noch lohes Feuer in den Augen. Man konnte doch an aufgespeicherte Jugendkraft denken, nur die Willensschwäche wollte sich dazu nicht reimen. Und wohin denn, wenn die wilde Bestie keinen Bändiger hat!

Als die Stunde kam, die uns — wohl fürs Leben trennen mußte — wußten wir beide nicht, was zu sagen war. Das von ihm vielleicht erwartete Pathos war ausgeblieben; seinen jüngeren Beichtvater, dem er wohl die Gewalt eines hochgemuten Wortes zugemutet hatte, sah er gedrückt und stumm. Mit schlecht gesetzten Worten entschuldigte er sich; als ich ihm die Hand gab, legte er nur die Fingerspitzen hinein, dann ging er wie flüchtig davon.

Ich konnte mich zum mit anderen verabredeten Stelldichein um acht Uhr nicht einfinden. Ging lange planlos in der weiten Au umher, das Herz voll Unbehagen.

Hatte sich denn gar kein gutes Wort finden lassen? Ein fremder Mensch kommt im Vertrauen und schenkt dir das Intimste, was er hat, seine Sünde. Und du bist kalt wie ein Stein, und doch empfindest du sein Elend mit, die Verzweiflung wie die Lust. Dann die Frage ins Leere hinaus: Wenn ich mit einem solchen Bekenntnisse zu ihm gekommen wäre, was hätte er antworten können? Ebenfalls nichts. Das ist eine stumme Schose. Die muß jeder mit sich allein ins Reine bringen. Aber wissen möchte ich es erst, ob dieses Naturphänomen unentwegt seinen Lauf in den Abgrund nimmt. Ist es eine notwendige Folge seiner Entwicklung? Sollte ein fremdartiger Zwang so spät in sein Leben eingegriffen haben? Schließlich dachte ich mir: Es ist der alte Adam. Wir kennen ihn alle. Aber für die Öffentlichkeit ist das nichts.

Und doch habe ich es hier vor aller Welt erzählt. Es hat sich nämlich noch etwas zugetragen, und das ändert die Sache. Jetzt muß sie unter die Menschen. Von meinem Mathematikprofessor hatte ich nichts

mehr gehört. Da war es einige Jahre später, daß aus jener Stadt in Deutschland ein Pastor nach Wien kam und mich in meinem Hause besuchte. Bei dem erkundigte ich mich nach Bekannten in seinem Berufsorte, besonders nach dem Professor.

„Der ist schon lange tot", war die Antwort. „Das ist ein wunderbarer Mensch gewesen. Er ist verbrannt mitsamt seiner Frau."

„Verbrannt? Mitsamt seiner Frau? Was soll das heißen?"

Und hat mir nun der Pastor die traurige, nein, die herrliche Geschichte erzählt.

In jener Stadt war eine Epidemie der schwarzen Pocken gewesen. Und eines Tages, als der Professor von seiner Schule nach Hause kommt, findet er seine Frau nicht mehr. Von der Seuche ergriffen, war sie rasch auf die Isolieranstalt gebracht worden. Der Mann überlegte es sich nicht einen Augenblick, folgte ihr in das Seuchenlazarett und pflegte sie Tag und Nacht, inmitten der Schwerkranken und Sterbenden. Sie genas, hatte aber das Augenlicht eingebüßt. Nun gab der Professor seine Stelle auf, seine literarischen Arbeiten, alle seine Passionen, um ganz der armen Frau leben zu können. Er besorgte persönlich den Haushalt, die Küche, die Kleider; unterhielt sie mit Lesen und Erzählen. Ihr das schwere Geschick erträglich zu machen, war sein einziges Bestreben. Er wich nicht von ihrer Seite. Er führte sie ins Freie, in die Kirche, ins Konzert und ein junger Bräutigam — bemerkte mein Pastor — könne nicht zärtlicher mit seiner Braut sein, als es der alte Professor mit seinem blinden Weibe war. Nachbarn wollten auch bemerkt haben, daß er Notwendiges sich selbst abkarge, um ihr besonders Musikgenüsse zu verschaffen. Anfangs hatten vorwitzige Leute gespottet, das ging allmählich in stille Bewunderung über. Man suchte ihm heimlich Vorteile zuzuwenden, so daß zum Beispiel durch vertrauliche Beizahlungen seiner alten Kollegen und Schüler scheinbar die Pension erhöht wurde. Aber das dauerte nun nicht mehr lange. Dann kam das Ende. Eines Tages, während der Alte in das Kasseamt ging, um seine vierteljährige Pension zu holen, brach in dem Hause seiner Wohnung Feuer aus. Es griff rasch um sich, die blinde Frau konnte sich nicht retten, sie stand, während über ihrem Kopfe schon der Schwalch herausschlug, am Fenster und rief nach ihrem Manne. Dieser eilte durch Rauch und Brand die Treppen hinauf und — ist nicht mehr zurückgekehrt."

Das war die letzte Kunde.

Einem Wünschenden.

Geh kühl vorüber an des Reichtums Stätte.
Der die Welt hat, ist ärmer,
Als der sie — gern hätte.

Franz Stelzhamer als Prosaist.

Studie von **Leopold Hörmann.**

„Wen die Narrheit befallen, dem steckt sie in allen Gliedern; und wer ein Dichter ist, verrät sich in jeder Form." Stelzhamer.

Daß ein so reich bewegtes, abenteuerliches Leben, wie es das unseres gefeierten Volks- und Dialektdichters Stelzhamer, des hochstudierten Bauernsohnes aus Großpiesenham, gewesen, sich nicht bloß in allerlei Verslein und Liedern ausspielte, sondern oft auch umfassenderen schriftlichen Ausdruck suchte und fand, wird jedermann erklärlich scheinen. Wer aber Stelzhamer, der im Jahre 1874 das Zeitliche segnete, näher kannte, den muß es sehr befremden, daß er, der in persönlichem Verkehre ein ganz eminentes improvisatorisches Plaudertalent entfaltete, so daß man ihn in dieser Beziehung vielfach als ein literarisches Wunder anstaunte, als Prosaschriftsteller über ein kleines Stammpublikum hinaus wenig bekannt wurde. Freilich, in der Blütezeit seines Dichterruhmes, anfangs der Vierzigerjahre, buhlten die gelesensten Wiener Zeitungen um seine Mitarbeiterschaft, und die solchen Aufforderungen entsprungenen feuilletonistischen Arbeiten wurden gerne gelesen. Man weiß es ja: das, was in der Zeitung steht, ist meist nur für den Tag geschrieben und verflüchtigt in der Regel auch mit diesem. Stelzhamer begnügte sich auch nicht mit diesen journalistischen Eintagsfliegen, er lieh seiner erzählenden Kunst bald mächtigere Fittiche, indem er in der kurzen Frist von zwei Jahren allein ein halbes Dutzend Bände hochdeutsche „Prosa" erscheinen ließ. Bücher haben ihre Schicksale und seine Bücher hatten unter dem Vorurteile des Publikums zu leiden, als dürfe er, der berufene Dialektdichter, nun nichts anderes als nur Dialektgedichte schreiben. So oft der „Franz von Piesenham" mit einem Dialektwerke erschien, waren Kritik und Publikum mit Lob und Beifall hinterher; wie aber der glatte Name Franz Stelzhamer sichtbar wurde, verstummte die erstere und verlief sich das letztere. Stelzhamer beklagte sich darüber bitter; in seinem Buche „Sebastian der Spaziergänger" (gleich dem „Gedankenbuche" und den „Novellen" 1815 bei Manz in Regensburg verlegt; zwei Bände „Heimgarten" und ein Band „Jugendnovellen" erschienen 1846 bei Heckenast in Pest), gewidmet seinem „ältesten und

treuesten Freunde ‚Niemand‘, Ritter keines Ordens, Mitglied keiner gelehrten noch sonstigen Gesellschaft“, heißt es in der Vorrede:

„Euer Nichtgeboren! waren von jeher ein ganz anderer Mann als meine jüngeren Freunde und Verehrer, welche ein Teil in ihrer Frömmigkeit und Sanftmut glauben, ich könne außer meinen obderennsischen Liedern nichts schreiben; der andere aber aus Klugheit und Vorsicht meint und mir inständig anrät und einschärft: ich solle ja doch — den allwöchentlichen Waschzettel etwa ausgenommen — nichts Hochdeutsches schreiben, um mein erlangtes Nämchen nicht zu erschüttern und ihr dünnes, mir spendiertes Stimmchen nicht unnötigerweise zu zwiespalten. Klug geraten und wohlgemeint! Aber, liebe Freunde, warum rietet ihr denn nicht, gleichviel der Wiese oder dem Paradiese, als Gott die unermessene Fülle der Dichtkunst — ihren Frühling über sie ausgoß und hinströmte, daß sie entweder lauter Lotos und lauter Rosen oder lauter Krauthäupter und Runkelrüben ansetzten und ausschossen?!“

Auch sonst ist „Sebastian“-Stelzhamer auf seine lieben Mitmenschen nicht gut zu sprechen. In der einleitenden „biographisch-genealogischen“ Skizze „Sebastian“ (das Buch ist ein Novellenzyklus) wimmelt es von Ausfällen auf das Provinzphilistertum. Man kann sich beiläufig denken, wo die in dem Buche angezogene Stadt „Sauerhausen“ (Sebastian notiert: „sie liegt unweit China und wird auch größtenteils von Chinesen bewohnt“) — in Wirklichkeit liegt. Der Leser kann übrigens aus folgender Äußerung „Sebastians“ selbst erwägen, wohin die Lanze gerichtet ist: „Ich traf Menschen, von denen ich wahrlich nicht wußte, ob sie nicht albern oder sinnig genug seien, um mich zu verstehen; ich stieß auf glatte Gesichter, hinter denen ein heimtückischer Geist hauste, der mich dann allenthalben verfolgte, am allerleidigsten aber fiel mir der dickfleißige Spießbürgersinn und die wasserköpfige, lautmäulige Gelehrtheit auf, das fand des Rümpfens und Tadelns kein Ende und trübte den lauteren Spiegel meines Gemüts, erfüllte mit Argwohn und Zweifel mein Herz und gab meinem Gesange einen neuen, aber leider keinen schöneren Klang.“

Wie nicht bald ein Buch Stelzhamers, ist „Sebastian der Spaziergänger“ von subjektivem Empfinden durchströmt, fast auf jeder Seite finden und erkennen wir den „Franz von Piesenham“ wieder, den wir aus seinen obderennsischen Liedern so lieben gelernt haben. Oder klingt aus dem folgenden Satze, der sich in der reizenden Skizze „Ein Frühstück im Freien“ findet, nicht ganz dieselbe Stimmung heraus, die dem Dichter das reizende Gedicht „'n Vogel sein Fruahlingsg'sang“ diktiert hat? Der „Spaziergänger“, der sein Frühstück mit dem kecken Spatzen, „den verdienstlosesten aller Vögel“, liebevoll teilt, resumiert:

„Die Grasmücke, Schwalbe, Drossel, Amsel und alle edleren Sänger umher halten es gar nicht der Mühe wert, mir um eine Brosame ihre Aufwartung zu machen; fröhlich singen sie im Busch, als ginge es ihnen noch so gut, und hungern lieber einen Tag, als daß sie dem Erdmagnaten — Mensch ein Kompliment machten. Der uns singen heißt und dem wir gerne singen, sagen sie, erhält uns schon doch. Behalte nur, du stolzer Mensch, deinen Bissen für dich oder verschenk' ihn an deinesgleichen, an die Schmeichler und Bettler von Profession, ihr höchstes Glück ist ein voller Magen, unseres aber — ein lustvolles Herz!"

Man lese nun folgende, freilich aus dem Zusammenhang gerissene Verse:

„Frei bin i, frei blei i,
Mag wiadavöll wern,
Und du, Mensch, kannst mein' Singar
Unzahlta zuahern!

Frei g'löbt und frei g'storib'n,
Frei g'sunga sei G'sang,
Und nöt a Weil b'sorig'n,
Währt's kurz oder lang.

Währt's lang oder kurz
Und geht's schlecht oder guat —
So a Vogel is a Vogel,
As liegt schon im Bluat. — —

Das wertvollste Stück der Sammlung, vielleicht von Stelzhamers „Prosa" überhaupt, ist die Novelle „Die Mechaniker". Es ist eine mächtig ergreifende Geschichte, wie sie Gottfried Keller nicht besser und eindringlicher geschrieben hätte. Ein schlichter Mann aus dem Volke, ein Tischlermeister, ist von einer brennenden Leidenschaft zur Mechanik erfaßt worden, er grübelt an einer neuen Erfindung. Meister Johannes will einen Automaten herstellen, der es den Lebewesen gleichtun soll. Jahrelang spekuliert der Mann und raspelt und feilt an seiner „Puppe" herum, zu deren Vollendung es vielleicht nur mehr eines Rädchens, eines einzigen Griffes bedarf — vergebens! Eben diesem beseelenden Hauche steht er ohnmächtig gegenüber — und das bringt ihn zur Verzweiflung. Der Mann wird wahnsinnig, nachdem ihn schon vorher seine Passion finanziell zugrunde gerichtet hat. Meister Johannes hat nun einen Sohn, der in der Rheingegend seinem, vom Vater erlernten Handwerk freudig nachgeht, bis er plötzlich von einer quälenden Ahnung, von einer mächtigen Sehnsucht nach der Heimat erfaßt wird.

Schwer läßt Meister Feinschnitt den kunstfertigen Gesellen ziehen; des Meisters Töchterlein, dessen Herz in heller Liebe für den hübschen Burschen entbrannt ist, weint ihm bittere Tränen nach. — Bernhard wird daheim die traurige Mitteilung von des Vaters Geschick. Nun

erleuchtet aber Bernhard, der von seinem Vater die Leidenschaft für Mechanik geerbt hat, ein Gedanke: den Versuch zu wagen, zur Rettung seines irrsinnigen, von ihm heißgeliebten Vaters die Puppe fertig zu stellen! Der liebe Herrgott muß dabei im Spiele sein — denn es gelingt ihm!

Hören wir den Erzähler: „War ich denn jählings nach Lilliput verzückt worden oder in eine Gnomenhöhle oder war es bloß Sinnentrug von einem bösen Zauberer? Die ganze Stube wimmelte von niedlichen Menschlein in bunten Flitterstoffgewändern, die sich auf das possierlichste drehten und schwenkten; sie winkten mit ihren kleinen Händen, nickten traulich mit den Köpfen und trieben unter sich die harmloseste Kurzweil von der Welt; aber eines tat sich vor allen übrigen hervor durch die ausgelassenste Lustigkeit und die tollste Drollerie. Allenthalben hatte es zu tun und zu gucken, mit jedem mußte es ein Wörtchen tauschen und entblödete sich nicht, auf mich schauderhaften Riesen anzutrippeln und mit vielen Bücklingen, Handwedeln und wackelndem Kinne mir seinen Respekt und sein Wohlwollen zugleich kundzutun.“ Es war der Klein-Käsperle, wie ihn sich Meister Johannes gedacht hatte.

Man muß das letzte Kapitel dieser Geschichte, das „im Irrenhause“ spielt, lesen; es dem Meister nacherzählen, wäre von dem Jünger eine Verwegenheit.

Bernhard mit seinem „Automaten“ als Seelenarzt ruft den Vater aus der Nacht des Wahnsinns wieder ins lichterfüllte Leben zurück. Das gibt eine Szene, wie sie nicht großartiger erfunden werden kann.

Der Dichter sagt: „Das sah ich und mußte es eine gute Weile ansehen, weil des allernatürlichsten, reinbäurischen Herzensergusses kein Ende werden wollte; aber ich gestehe, es wurde mir die Zeit nicht lang, wie oft bei den wohlgesetzten Phrasen der hochgebildeten Menschen, die sich gegenseitig ihr entzücktes Herz auswörtern.“

Wie schade, daß diese Novelle (aus Verlagsrücksichten wohl?) nicht in den „Ausgewählten Dichtungen“ enthalten ist! Wollen wir hoffen, daß in die vom „Stelzhamerbund“ verheißene Ausgabe der Prosaschriften Stelzhamers diese für die Erkenntnis der Novellistik des Dichters so charakteristische Arbeit Aufnahme finde. Mit ihr allein wäre der Beweis erbracht, daß Stelzhammer ein ganz außerordentliches novellistisches Talent besessen, das leider nur verkümmert und nicht genügend gepflegt und aufgemuntert wurde. Auch die im dritten Bande „Prosa“ enthaltene Geschichte „Die drei Schlemmer“, die am Kalvarienberge beginnt und am Schaffotte endigt, fehlt leider; gleich den „Mechanikern“ ist sie voll grellphantastischer Farbe, die aber durch die Realistik der Darstellung wieder leise abgetönt erscheint, so daß die

Wirkung nicht beeinträchtigt wird und der Leser einen überwältigenden Eindruck gewinnt. Doch auch die „Ausgewählten Dichtungen“ enthalten einige Erzählungen (vor allem die prächtige Geschichte „Franz Gipfel und seine Familie“), die, um mit Robert Hamerling zu reden, der auch den Schriftsteller Stelzhamer zu schätzen wußte, von „hohem Werte und von frappantester Eigentümlichkeit sind“.

Originelle Auffassung und interessante Durchführung muß übrigens allen Prosaarbeiten Stelzhamers zugesprochen werden. Und alle Töne stehen dem Dichter zur Verfügung, vom übermütigen Frohsinn bis zur tiefsten tränenumflorten Trauer. Welch reicher Stimmungswechsel von dem „Märlein vom Rausche“ bis zu den Skizzen „Hundert Gulden“, „Das tote Herz“ und dem Nachtstück „Sohn und Mutter“!

Der selige Dr. Märzroth hat Stelzhamers novellistische Art „Jean-Paulisierend“ genannt; nicht ganz unbegründet. Unser Dichter hat etwas von dem „Zettel“-Wesen und der Vor- und Nachwort-Manier des großen „Humoristen“ an sich. Wir behaupten aber daneben mit aller Entschiedenheit: Stelzhamer war auch als Novellist kein nachahmendes, sondern ein ureigenartiges Talent. Wenn wir ihn mit Jean Paul nahe in Beziehung bringen, so tun wir es darum, weil er mit diesem vollends die gleichen vorzüglichsten Eigenschaften des echten Dichters gemein hat: Humor, Gemüt und Geist. Man lese des Dichters „Gedankenbuch“ und man wird diese Behauptung vollauf gerechtfertigt finden.

Als Lockspeise setzen wir ein paar Aphorismen aus dieser Sammlung hierher: „Wer alle Menschen liebt, der liebt keinen recht; wer aber einen recht liebt, der liebt alle.“ — „Wer nicht ein paar Grobheiten vertragen kann, ist nicht einer Höflichkeit wert.“ — „Unser Verstand vermag nur die allerleichtesten Rätsel aufzulösen; die Bedeutung der schwereren finden oder doch ahnden wir durch den feinen Sinn des Herzens.“ — „Schöne Gestalten sind nackt am schönsten; aber sie können nur Naturmenschen und ganz Gebildeten ohne Gefahr gezeigt werden — so ist es mit der Wahrheit auch.“ — „Das Leben ist eine Last, die mit jeder anderen Last, die man trägt, das gemeinsam hat, daß sie immer schwerer wird.“ — „Unter allen wildwachsenden Blumen der Erde ist keine schöner als das sanfte Veilchen der Augen, die Glutrose der Wangen und der Lilienflor des Leibes; und unter allen wilden Früchten im ganzen weiten Gottesgarten schmeckt keine süßer als die Erdbeere der Lippen.“

Wir wollen diese Blütenlese aus vorgenanntem Buche noch um einige Prachtstücke aus dem Blumengarten der „Ausgewählten Dichtungen“ Stelzhamers, auf die hinzuweisen ja mit der Zweck dieser Skizze ist, vermehren: „Ihr werdet mir's nicht glauben wollen, aber der kürzeste Weg zum Himmel geht schnurgerade durch die Hölle.“ —

„Wenn Gott Gerechtigkeit übt auf Erden, so bedient er sich dazu gewöhnlich eines ungerechten Menschen." — „Wer weiser ist als ich, der sei mein Meister, wer besser ist, mein Herr." — „Wenn ich ein Urteil über meine künstlerische Leistung vernehmen will, so ist mir einer genug, mehrere sind mir zu wenig."

„Bei manchen der Aphorismen Stelzhamers ist uns, als würfe der Dialektdichter den Bauernkittel ab und träte in angeborener geistiger Vornehmheit vor uns hin", sagt der schon erwähnte Hamerling in seinen „Bemerkungen über Stelzhamer" äußerst zutreffend.

Und auch wir schließen mit seiner Aufforderung: „Willst du den Unterschied kennen lernen zwischen einem genialen Poeten, der sich einer Volksmundart bedient, und einem ordinären Reimeschmied in Hemdärmeln, so laß beide sich hinsetzen und ein halbes Dutzend hochdeutscher Aphorismen von dieser Sorte niederschreiben." (Lechners Mitteilungen.)

Haus- und Küchengeräte der Älplerin.

Von **Karl Reiterer.**

In Ergänzung meines Aufsatzes „Haus- und Ackergeräte des Älplers", „Heimgarten", 29. Jahrgang, Heft 7, Seite 539—545, sei in Nachstehendem einiges über jene Haus- und Küchengeräte gebracht, deren sich die Älplerin bei verschiedenen bäuerlichen Arbeiten bedient, es sind dies: das Spinnrad, der Haspel, der Schüttspieß, allerlei Körbe, Kübeln, Tröge, Brentln, Butten, Milchwirtschaft- und Alpenwirtschaftsgeräte u. s. w.

Beim Spinnrade unterscheidet die Älplerin des Enntaler Gebietes ein Haarradel und Werkradel, je nachdem der „Haar" oder das „Werk" damit gesponnen wird. Dem Baue nach gibt es Stockradel und Stehradel; erstere sind mehr breit, letztere mehr hoch konstruiert. Die Stehradel sind immer nur für den „Haar", die Stockradel für „Haar" und „Werk". Die Haspel dient zum Abwickeln des Spinnfadens von der Spule. In der Volkssprache nennt man unter einem „Haspel" auch einen unbeholfenen tölpelhaften Menschen. Ich hab' mih g'haspelt, sagt der Älpler, wenn er sich stolperte. In diesem Falle geht der Bauer noch einmal zurück und passiert die Stelle ein zweitesmal. Der Schüttspieß ist aus Holz und dient dazu, das Werk zu lockern, damit es leichter gesponnen werden kann.

Der Volksglaube lehrt: zu Martini muß die bäuerliche Magd (Dirn) bereits drei Strähne gesponnen haben, sonst darf sie im Fasching nicht auf'n Tanz gehn. Auch nimmt die Bäuerin nach dem Spinnen jedes-

mal die Schnur vom Rade: damit der Ganggerl, wie man glaubt, beim Haar nicht sein Spiel treibe und das Spinnen mehr ausgibt am nächsten Tage.

Auf dem Lande gibt es eigene Spinnradelmacher; im Gebirgsdorfe Donnersbachwald lernte ich seinerzeit den Spinnradel-Naz kennen, den man ortsüblich den Spinnradeldoktor nannte. Wenn die Allerheiligen herankamen, ging dieser Mann von Hof zu Hof fragen: Bäuerin, hast koan kronks Spinnradel? Wohl, wohl, lautete hie und da die Antwort: dem meinen fehlts beim Tritt, der Bua is mir auf'm Bod'n drob'n im Sommer drüber kemm'. Woaß ma eh, kloane Kina loss'n nix in Fried ... Wenn der Flachs gesponnen ist, macht die Bäuerin den Zwirn. Auf diese Arbeit deutet der Gasselspruch hin, den der Bub zur nächtlichen Stunde den weiblichen Dienstboten hineinruft:

Dirndl, Dirner,
Stehts auf Zwirner,
's kimmt der Schneider vom Oberland,
Macht Enk a schöns neu's Sunntogg'wond,
Hint' und vorn oans vull Folten.
Ha, möcht's mih nit über Nocht do g'holten?

Der Bauer unterscheidet Happkörbe, Buckelkörbe, Brotkörbe, Erdenkörbe u. s. f. Der Sulmtaler nennt die Brotkörbl auch Loazkörbl. Der Oberländer fertigt die Happkörbe aus Holzschienen an, der Sulmtaler kennt nur Körbe aus Stroh und Weidenholzschienen. Die Buckelkörbe werden auf dem Rücken (Buckel) getragen, daher ihr Name, die Happkörbe nennt man in St. Peter im Sulmtale, wo ich meine Jugend verlebte, einfache Tragkörbe. In dieser Gegend kennt man auch den Ausdruck Erdenkörbe; diese Korbart dient zum Eintragen des Düngers auf steil gelegene Weingärten, wie ich es in Fröhlichberg, Riemerberg, Kreuzberg und Aichegg traf. Der Ausdruck: „'s Körbel is g'macht" ist auf folgende Volksüberlieferung zurückzuführen: Es lebte einst ein Korbflechter, der jedesmal, wenn er einen Korb fertig hatte, sagte: Gott Lob und Dank, 's Körbel is g'macht. Er wollte, daß dies auch sein Weib nach beendeter Arbeit sage, doch die Halsstarrige tat es nicht, weshalb sie vom Manne Hiebe erhielt. Dies wurde im Dorfe bald erzählt. Der Bürgermeister sagte es seinem Weibe. Dieses meinte: Recht hatte die Korbmacherin, ich an ihrer Stelle würde mir das vom Manne auch nicht vorschreiben lassen, was ich nach Beendigung meiner Arbeit zu sagen habe. Was, schrie das Gemeindeoberhaupt seine Ehehälfte an, du wolltest mir auch nicht gehorchen? Nein. Und nun klopfte der Mann sein Weib so lange, bis sie sagte: 's Körbel is g'macht, ja, ja, 's Körbel is gmacht.

Es gibt Schmalzkübel, Rahmkübel, Butterkübel. Den Namen Rahmkübel traf ich im Gebirgsdorfe Wörschach sogar als Hausnamen.

In dem Schmalzkübel befindet sich das Rindschmalz, in dem Rahmkübel die Sahne und in dem Butterkübel die Butter. Mit dem Rahmkübel, vom Ennstaler auch Sahntruhe genannt, fährt der Bauer im Sommer auf die Alm, um die Butter oder Sahne heimzuschaffen. Im Gebirgsdorfe Vorberg soll vor Jahren ein Bauerssohn beim „Sahnführn“ den Wagen mit dem Butterkübel vor einer Almhütte stehen gelassen haben. Während der Bub mit der Sennerin schäkerte, kamen die im Freien sich befindlichen Schweine über d' Sahntruhe und „wirtschafteten“ fürchterlich. Der vulgo Klüftl-Urberl in Lassing, ein Volksdichter des Ennstales, brachte das „Dorfereignis“ witzig in Verse und das Lied wurde viele Jahre lang in den Bezirken Irdning und Liezen gesungen. Herr Landtagsabgeordneter und Realitätenbesitzer Franz Stieg in Alt-Irdning hatte die Güte, mir ein Liederbuch zu überlassen, in welchem ich jene Volksdichtung unter dem Titel „Der Schmalzführer“, Seite 83, traf. Es kommt in demselben die Stelle vor:

So a Sau kunnt ma essen
In an Fosttog a glei,
Bei a sölchen Sau is
So viel Rindschmolz dabei.
Wer a so a Sau ißt,
Wird koa Fosten brecha,
Aber 'n Bichler in Loantschern
Wird d' Seiten stecha.

Im Oberlande nennt man die Kübeln auch Brenntln, wenigstens ist eine Brenntl ähnlich gebaut wie ein Kübel. Man unterscheidet speziell Waschbrenntln, Milchbrenntln, Schottenbrenntln. Im Kaskai, auch ein Holzgefäß, wird der Steirer- oder Stinkkäse geformt; er hat Ähnlichkeit mit einem Kegelstutz. Den Brenntln ähnlich sind die Bottiche, nur sind diese größer als jene. Der Krautbottich dient zum Aufbewahren des Sauerkrautes, das von den Hausleuten genossen wird. Der Krautstiber ist nichts anderes als ein Riesenkrautbottich. Man gräbt in die Erde ein Loch und zimmert es mit Lärchenholz aus. Das Sauerkraut erhält sich im Stiber zwanzig Jahre lang genießbar. Krautmesser, Krauthacken und Krauthobel dienen zum Verkleinern der Krautköpfe. Über das Kraut als Volksnährmittel habe ich bereits seinerzeit mehreres veröffentlicht. Ebenso schrieb ich über „Krauthackg'sangeln“ aus St. Martin a. d. S. bereits im „Heimgarten“.

Der Backtrog, im oberen Murtale Backtesen genannt, ist das Holzgefäß, in dem der Brotteig angemacht wird. Wenn es am Sonnenwendtag regnet, so regnet es, lautet ein Spruch, der Bäuerin in die Backtesen. Im Sulmtalerischen vernahm ich, daß man den Backtrog die Bachmultern nennt, wozu ich bemerke, daß kleinere Backtröge allerdings mehr multenförmig aussehen, während größere tatsächlich einem Trog gleich-

kommen. Im Ennstalerischen kennt man auch eine Krapfmultern, das Holzgefäß, in welches der Teig für die Roggenkrapfen kommt.

Andere Holzgefäße sind noch die Butten: Schmalzbutten und Weinbeerbutten. Erstere dienen den Schmalzpaters zum Rindschmalzsammeln bei den Bauern, letztere werden bei der Weinlese benützt, was ich nur nebenbei erwähne.

Nun zu den Küchen-, Milchwirtschafts- und Almwirtschaftsgeräten. Zu ersteren zählen wir unter anderem das Nudelbrett, den Sechter, zu letzterem den Kupfer- oder Kaskessel, die Kesselrait oder Kesselheang, das Schottuch, die Schottwiag'n, die Milchtötzeln, Milchbrenntln, Milchseihe, Milchloater, Milchspriedel, Butterkübel, die Buttermodel und den Rahmzweck.

Das Nudelbrett ist sehr populär geworden. Es ist von demselben sogar in einem Volksliede die Rede, das ich schon vor 36 Jahren von einem Schneidergesellen namens Wilhelm Meißl singen hörte. Es beginnt im Wiener Gassenhauerton:

Hiaz woaß ih, wos ih tua,
Hiaz woaß ih, wos ih tua,
Hiaz geh' ihs in die Stodt hinein,
A Köchin will ih's sein, hots gsogt,
Hiaz geh ih's in die Stodt hinein,
A Köchin will ih's sein.

Ich fand das Lied auch in der obenerwähnten Stieg'schen Sammlung mit der Überschrift „Die Köchin".

Es gibt Gsottsechter, Milchsechter, Wassersechter u. s. w. Die Gsottsechter dienen zum Abbrennen der Heublumen mit siedendem Wasser, wozu ich bemerke, daß die Heublumen im Sulmtale „Ohm", die abgebrannten Heublumen im Ennstalerischen „'s Gsott" heißen.

Der Kaskessel kann kleiner oder größer sein. Bei Großbauern hat er oft einen riesigen Umfang.

Der Waldbauernbub singt übermütig:

's Dirndl auf d'r Olm
Is in Kaskessel gfoll'n,
Hot sih die Kniascheibn broch'n
Und 'n . . . . 'n holbn.

Es kommt eben vor, daß die Käsekessel in der Tat so groß sind, daß darin ein Mensch ganz gut Platz hätte.

Der Kessel hängt an der Kesselrait, die auch Kesselheang genannt wird. Diese dient dazu, den Kessel oberhalb des Herdfeuers beliebig hin und her zu bewegen. Das Schottuch dient zum Abseihen des Schottenkäses. Es ist zumeist aus grober Leinwand, für den Topfen aus Rupfen; für den Schotten aus Hawern (Reistenleinwand).

Das Schottuch wird über die Schottwiege gebreitet. Diese hat Sprossen und liegt über einer Brenntl.

Der Triefuß ist aus Eisen. Auf denselben wird die Kochpfanne gestellt, auch das Einbrennpfandl oder die Wasserpfanne. Zuweilen hat man anstatt der Pfanne ein Kesserl; auf drei Füssen stehend, dient es zum Knödelsieden, es vertritt das „Knödelhäfen".

In einem Gasselspruche kommt die Stelle vor:

Nachten is oaner vorbeigrennt
Ham eahm d' Heansch 'n Tobak onbrennt.
Da Hohn zünd't eahm a oan on,
Han, Dirndl, host nix wahrg'nomm' davon?
Und 's Knödelhäfen fongt ah on z'prachten,
Woaßt heut' neama so viel z'lüag'n wia nachten?

Die Rüben- und Rettichschoaber sind aus Holz, ebenso der Krapfwalker, welcher dem Nudelwalker nicht unähnlich ist, nur ist letzterer viel größer als ersterer; kleiner und kürzer hat er auch an den Enden keinen Griff wie der Nudelwalker.

Die Milchstötzeln sind aus Holz, seltener aus Ton oder Blech. In dieselben kommt die süße Mich, in die Milchbrenntl die sauere. Der Älpler sagt: im Winter möcht er ein Ofeng'lander und im Sommer eine saure Milchbrenntl sein.

Zum Seihen der Milch bedient man sich des Milchseihers. Damit ein Milchstötzel auf das andere gestellt werden kann, hat man die Milchspriedel, linealförmige Holzstücke, von denen je zwei auf ein Milchstötzel gelegt werden. Auch die Milchloatern ist aus Holz, auf dieselbe kommt die Milchseihen, sie hat die Form eines Totenschragens.

Die Butterkübeln sind aus Holz und entweder zum Treiben (Rühren) oder zum Stößen; letztere werden Stehkübel genannt. Der Buttermodel und Rahmzweck sind zwei weitere unentbehrliche Geräte zur Milcharbeit des Älplers. Ersterer dient dazu, die Butterknollen mit Verzierungen zu versehen, mit letzterem wird die Sahne, der Rahm, abgehoben, wozu ich bemerke, daß der Ausdruck „Zweck" ein Stückchen Holz bedeutet. Alte Bauern nennen auch die Zündhölzchen „Zweckln" und wenn ein Bauer den andern um ein Streichholz bitten will, so hört man oft im Gebirge den Ausdruck: „Geh, gib mir a Zweckl!" Sowohl der Buttermodel als auch die Rahmzwecken werden von bäuerlichen Naturkünstlern mit Verzierungen, Sprüchen oder Buchstaben verziert, öfters findet man ornamentale Verzierungen origineller Komposition auf Buttermodeln.

Ein Sprüchel, in einen Rahmzweck geschnitzt, kann lauten:

Mit Gott fang' an,
Mit Gott hör' auf,
Das ist der schönste Lebenslauf.

Oder:

Auf Gott vertraut,
Ist wohlgebaut.

Die Sennin, wenn sie auf die Alm fährt, hat auch eine Gaisglöckel bei sich, das ist ein Lärminstrument zum Herbeilocken der Ziegen von der Weide. Es ist gleichsam eine Glocke, welche aus einem einzigen Stück Holz, mit einem Griff versehen, besteht, und wenn die hölzerne Kugel, welche daran hängt, fest geschwenkt wird, so gibt das einen weithin vernehmbaren Ton. Dem interessanten Hausgeräte dieser Art wurde in der „Festschrift" des Vereines für österreichische Volkskunde, Jahrgang 1904, eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und wir finden darin Seite 184 auch eine gute Abbildung davon.

Außer den Gaisglöckeln der Senninnen gibt es auch Eßglöckeln, welche die Hausglocke vertreten. Jedenfalls erinnern diese Instrumente sehr alter Herkunft an längst entschwundene Kulturperioden, an Zeiten, wo es noch keine Metallglocken gab.

Kommt der Bäuerin der Schuhmacher oder der Weber ins Haus, so richtet sie ersterem 's Schneidbrettl und 's hülzern Glachter, letzterem den Webstuhl und 'n Ellenstab her. 's hülzern Glachter besteht aus den Keilen zum Aufleisten der Schuhe.

In den meisten obersteirischen Bauernhöfen ist auch ein Branntweinofen oder Branntweinkesserl, ein Boaßfassel zur Maische und ein Kühlapparat, die die bäuerliche Hausmutter das ganze Jahr über in Verwahrung nimmt, damit es ja keinen Anstand gibt, wenn die Finanzwachorgane zur Brennzeit den Bauern kontrollieren kommen.

Der leichtlebige Bua singt:

Der Bronntwein is dick beim Boden,
D' Strümpf san vom Bauernloden,
D' Schuach san vom Fliaßpopiar,
Guat geht dös niar.

Oder:

Der Bronntwein is guat,
Brauchat scho längst 'n grean Huat,
Wenn der Bronntwein nit wa(r),
Hätt' ih längst 'n Huat ah.

Über den Älpler und den Branntwein habe ich bereits einiges geschrieben und veröffentlicht. Seitdem erfuhr ich von einem bäuerlichen Schnapsliebhaber unserer Gegend den klassischen Ausspruch: Wenn der Irdninger Kirchturm eppes niedriger und die Schnapsglaseln um dös höher wären, war's glei recht.

Außer dem vorigen hat jede Bäuerin noch eine Flickschachtel (Nähschatulle), eine Wage älteren Datums, Kürbishacken, Sympathiemittel, verschiedene Besen u. s. w.

Wenn die Flickschachtel einer Magd, heißt es, voll ist, kommt ein Freier. Im Innern der Nähschatulle ist beim Deckel gewöhnlich ein Spiegel angebracht, damit sich eine Schöne darin beschauen kann, und nicht selten mag ein eitles Bauernmoidele wohl auch fragen:

Spiegelein, Spiegelein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen — Dorfe?

Beim Maß und Gewicht hält sich die Bäuerin zumeist nach dem Alten. Die Kilo und Deka verwirren sie nur.

In einem von mir aufgefundenen Volkslied, betitelt „Maß und Gewicht", heißt es:

Und kauft ma hiaz a halbes Pfund,
Was hat das für'n Nam'?
Sö leg'n das neue G'wicht auf d' Wag'
Dös hoaßt ma Dekagramm.
Kilogramm und Dekagramm,
Dös ham mir als dabei,
's Pfund is hiaz halt schwächer word'n
Bei dera Maßerei!
Der Geldpreis oba bleibt sich gleich,
Koa Teirl will nit zruck,
Der Arme därf ja eh nix sog'n,
Dens do am meisten druckt,
Den Großen liegt do ah nix dron,
Dö schwärzen durchanond,
Was frag'n denn dö nach unser Klass'
Wenn wir nix z'essen hobn.

Das kennzeichnet so recht, mit welchem Unbehagen der Älpler die Einführung des Metermaßes entgegennahm. Zu den Hausgeräten der Älplerin, welche Sympathiemittel sind, kann gezählt werden: die Fraisbeten, das Trudenmesser, der Peststein, Gallizenstein, Salmtegel, Honigtegel u. dgl. Fraisbeten und Trudenmesser werden dem Kinde in die Wiege gelegt: damit es nicht von der Trud gedrückt wird und keine Fraiskrankheit bekommt. Der Gallizenstein vertritt den Lapis (Höllenstein); mit ihm brennt sich der Bauer „'s wilde Fleisch" bei den Wunden weg.

Die Sennin auf der Alm hat einen Sennspiegel und ein Kräutertrüherl, in dem sich Einhaken, Bibernell, Bitterwurz Bilsen, Borresch*) und anderes befinden. Wenn ein Tier erkrankt, muß die Brenntlerin gleich nach eigenem Ermessen doktern, denn fürs erste kann sie vom Vieh nicht weg, fürs zweite ist es oft schon viel zu spät, wenn ein Bauernarzt oder ein g'studierter Viehdoktor herbeikäme. Sorglos „walgt" die Magd beim Vieh auf der Alm herum, heißt es ja doch im Liede:

Und wia i auf die Alma kimm,
Da hats mir ah glei gfoll'n
Da siach i halt die Senderin
Bei d' Kuahla umawolg'n.

*) Siehe „Steirischer Wortschatz", Seite 194, 81, 84, 104.

Ein unentbehrliches Hausgerät für jede Älplerin ist der Birchbesen und Wisch. Ersteren machen Besenbinder aus Birkenreisig, letzteren aus Tannenreisig. Zu Martini, sagt man, ist's zum Wischbrocken. Je mehr Besen in einem Bauernhofe zugrunde gehen, desto besser. Wenn einerseits der Seifeverbrauch ein Bildungsgradmesser ist, so kann man anderseits an dem Besenverbrauch messen, wie es in einem Bauernhofe zugeht.

Ein alter Bauernspruch lautet:

Am Wisch und am Besen
Und an der Schmalzdesen
Kannst da Bäuerin ihrn Hausstond
Allzeit obalesen.

Geheimnisvolle Warnungen.

Ein Stückchen alter Volkspädagogik von **Karl Bienenstein.**

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß Menschen, welche nicht die nötige Erkenntnis- oder Urteilskraft besitzen, um eine ihnen nützliche Maßregel einzusehen, zur Befolgung derselben am ehestens gebracht werden können, wenn sie ihnen in der Schale des Geheimnisvollen gereicht wird.

Mit Vergnügen erinnere ich mich da eines meiner Freunde, eines Arztes im österreichischen Gebirge, der es ganz ausgezeichnet verstand, die Bauern zu ihrem eigenen Nutzen zu dupieren. So sehr auch das Naturheilverfahren, das den Hauptwert auf die Anwendung des Wassers legt, in den Kreisen der Gebildeten Anklang gefunden hat, so wenig fand es bei dem Bauern Verständnis. Das vollständig farb-, geschmack- und geruchlose Ding, das dazu noch kalt ist, als Heilmittel zu betrachten, dazu kann er sich nicht herbeilassen. Er will eine Medizin haben, deren Zusammensetzung er nicht kennt, die Farbe, Geruch und womöglich einen unangenehmen Geschmack hat. Hatte nun mein Freund einen Patienten, dessen Krankheit er durch Abreibungen mit kaltem Wasser beizukommen hoffte, so gab er ihm ein kleines Fläschchen einer vollständig harmlosen Medizin und befahl ihm, davon eine bestimmte Anzahl von Tropfen, beileibe aber nicht mehr oder weniger in ein Schaff mit kaltem Wasser zu gießen, hierauf das Wasser etwa eine Stunde stehen zu lassen und sich dann mit demselben abzureiben. Dieses Rezept wurde ebenso gerne befolgt, als es nicht befolgt worden wäre, hätten nicht die geheimnisvollen Tropfen dem Wasser erst ihre vermeintliche Heilkraft mitgeteilt.

Wie hier mein schlauer Freund den Bauern seiner Praxis gegenüber verfuhr, so hat es der Volksgeist schon vor Jahrhunderten hauptsächlich den Kindern gegenüber getan und Gesundheits- und Wohlverhaltungsregeln, gegen die er immer wieder sündigen sah, in das Gewand

des Geheimnisvollen gehüllt, das nun weit sicherer wirkt, als die eindringlichste und beweiskräftigste Belehrung jemals imstande gewesen wäre. Einige derselben, die im österreichischen Gebirge gang und gäbe sind, mögen hier Platz finden. Sie dürften nicht nur an und für sich von Interesse sein, sondern mehr noch dadurch, daß sie zeigen, welch tiefe psychologische Erkenntnis unbewußt in der Volksseele schlummert, und weil sie vielleicht auch der Pädagogik wertvolle Winke geben, indem sie beweisen, von welchem Erfolge eine Erziehungsmaßregel begleitet ist, wenn sie sich in erster Linie an das Gemüt wendet.

Es ist z. B. ein alter Erfahrungssatz aus dem Gebiete der Gesundheitslehre, daß das Baden unmittelbar nach dem Mittagessen nicht nur schädlich, sondern auch gefährlich ist, da durch die rasche Abkühlung eine Zusammenziehung der Gefäße bewirkt wird, welche nicht nur schwere Verdauungsstörungen und Erkrankungen, sondern sogar tödliche Schlagflüsse zur Folge haben kann. Nun aber war der Tag sehr heiß, die Erntearbeit vormittag schon schwer und hat den Körper mit einer juckenden Schichte von Schweiß und Staub überzogen. In der Pause nach dem Mittagessen wäre gerade Zeit für ein Bad und so gut müßte das sein, ach, so gut! Mahnend erhebt sich die Stimme der Vernunft: „Das Baden unmittelbar nach dem Essen ist gefährlich!“ aber sie wird übertäubt durch die lockende Stimme des Verlangens, die beruhigt: „Oh, dir macht das nichts, du bist ja gesund und stark!“ Der Verstand müßte kapitulieren, käme ihm nicht die geheimnisvolle Warnung zu Hilfe, welche einer uralten Tradition nach spricht: „Nach dem Essen darfst du nicht baden, denn zwischen 12 und 1 Uhr spielt das Wasser.“ Das sagt eigentlich nichts und doch so viel. Still fließt der Fluß dahin. Kleine Wellen plätschern am Ufer und in kräuselnden Ringen wallt es weiter draußen aus der Tiefe auf. Woher kommt das? Gewiß: Unten auf dem Grunde, da spielen die Wassergeister, die Nixen und der Wassermann. Auch sie hatten tagsüber Arbeit, mußten Mühlen treiben und Schiffe tragen, nun aber ist auch ihnen ein Freistündchen gewährt zu Spiel und Scherz und sie würden sich an dem Sterblichen, der es wagte, sie darin zu stören, schwer rächen. Leise schleicht der Bauernbursche, das Bauernkind fort, einen Blick heimlichen Grauens auf die schillernde, aber so heimtückische und unheimliche Flut zurückwerfend. Das Wunderbare hat gesiegt.

Ein Kind sitzt da und kaut an den Fingernägeln. Die Mutter gibt ihm einen leichten Klaps auf die Hand und meint: „Beiß nicht an deinen Nägeln, du beißt dir das Glück ab.“ Die Mutter weiß selbst nicht, warum sie das sagt, sie hat es gehört und sagt es nun nach. Und doch steckt gerade in diesem Ausdruck eine so tiefe psychologische Erkenntnis. Man hat noch keinen fröhlichen Menschen an den Nägeln

kauen sehen, wohl aber solche, die gerne über allem und jedem brüten, die Grübler, die Sinnierer und jene, die sich mit sogenannten „schwarzen" Gedanken tragen. Der Nägelkauer also, wenn er überhaupt nicht direkt Schlechtes sinnt und plant, raubt sich selbst die naive Daseinsfreude, er greift nicht kräftig zu, wo ihm das Leben ein Glück entgegenbringt, sondern erwägt und grübelt, ob es doch wert sei, genommen zu werden und so verpaßt er die schönste Gelegenheit und wenn er dann vielleicht zugreifen will, ist die Kugel des Glückes schon längst fortgerollt. Außerdem ist das Nägelkauen immer mit Untätigkeit verbunden und wer über nutzlosen Grübeleien das Handeln verpaßt, der wird gewiß das Glück nie an seine Seite zwingen. Auf das Kind aber wirkt der Spruch mit der Macht des Geheimnisvollen. Erstaunt betrachtet es seine Nägel, an denen das Glück hängen soll, von dem es doch keinen klaren Begriff, wohl aber die dunkle Vorstellung hat, daß es die Summe alles dessen sein müsse, was es sich wünschen könne. Und wenn es sich wieder einmal vergißt, im rechten Augenblick fällt ihm die Warnung ein und scheu zieht es den Finger vom Munde.

Ein Mädchen, in dem eben die Eitelkeit erwacht, steht vor dem Spiegel und kann sich an seinem eigenen Bilde nicht satt sehen. Da hört es sagen: „Wer lange in einen Spiegel sieht, dem sieht der Teufel entgegen." Das Mädchen zuckt zusammen und wie es noch einen scheuen Blick in den Spiegel wirft, da vermeint es wirklich schon eine höllische Fratze mit zwei glühenden Augen sich entgegenblicken zu sehen. Der Volksgeist hat das Schreckbild des leibhaftigen Beelzebub an die Wand oder besser gesagt: in den Spiegel gemalt, um mit ihm den Teufel der Eitelkeit und Hoffart auszutreiben. Vor dem Spiegel steht nur, wer sich schön findet und wer sich schön findet, der fühlt sich auch berechtigt, vom Leben ein höheres Ausmaß von Gaben des Glückes zu verlangen, denn die Schönheit will die ihr entsprechende Folie haben. Von diesem Verlangen nach der Folie des Reichtums, des Ansehens u. s. w. geht der Weg nach abwärts; er führt zu den Abgründen der Schande, des Lasters, zum Verrat an Eltern, Geschwistern, Gatten, Volk und Vaterland. Und das ist der Teufel, den der gesunde Geist unserer Altvorderen aus dem Spiegel sehen sah.

Auf der Straße spielen die Kinder und der Großvater sieht ihnen von der Bank unter dem großen, schattigen Nußbaum aus zu. „Wer kann das?" ruft ein kleiner Knirps und geht, so schnell er kann, rückwärts, bis er plötzlich über einen Stein stolpert und sich platt auf die Erde setzt. „Ja, siehst du", meint der Großvater, „rückwärts gehen soll man nicht. Wer rückwärts geht, geht dem Teufel in die Arme". Der Kleine macht große Augen. Der Teufel, das ist ja der furchtbare Mann, schwarz wie ein Kaminfeger, mit einem langen Schweif,

glühenden Augen, einer langen, feurigen Zunge und Hörnern auf dem Kopfe, der die schlimmen Kinder mitpackt, um sie wohl gar aufzufressen. Puh, mit dem will er nichts zu tun haben; soviel ist das Vergnügen des Rückwärtsgehens gewiß nicht wert. Der Großvater sieht mit Vergnügen, wie seine Worte gewirkt haben, obwohl er sie sich selbst nicht deuten kann. Das Mahnwort dürfte sich weniger auf den verwerflichen Rückschritt als Gegensatz des Fortschrittes beziehen, man wird es vielmehr vom Standpunkt der Religion aus zu erklären haben. Wer nach rückwärts geht, ist, da man, wie das Sprichwort sagt, „hinten keine Augen hat", allen Gefahren ausgesetzt. Er kann in ein daher sausendes Gespann laufen und von den Hufen der Pferde zertreten werden, er kann aber auch über ein Hemmnis einen derartig unglücklichen Fall tun, daß er ihm das Leben kostet. Und da der Mensch ein sündiges Wesen ist und wohl nur in Ausnahmsfällen von schwerer Gewissenslast frei ist, so kann ihn ein rascher Tod, der ihm keine Zeit läßt, sich mit Gott auszusöhnen, dem Teufel in die Arme werfen. Denn die Kirche lehrt, daß einer, der mit schwerer Sünde behaftet stirbt, nicht in das Himmelreich eingehen kann.

Da sich die Kinder scheuen, nach dieser Ermahnung des Großvaters das Spiel mit dem Rückwärtsgehen zu betreiben, sinnen sie auf anderes und sie beginnen, Steine in die Luft zu schleudern. Aber auch das geben sie sofort auf, als sie der Großvater belehrt: „Wer einen Stein in die Luft wirft, trifft einen Engel." Und das wollen sie schon gar nicht. Hätte der Großvater gesagt, die Steine träfen den Teufel, dann würde die Mahnung wohl nicht viel genützt haben, denn die Kleinen sind überzeugt, daß der garstige Schwarze ein paar blaue Beulen immerhin verdient. Aber mit den Engeln, das ist was anderes. Die sind ja ihre Lieblinge und denen wollen sie beileibe kein Leid zufügen. Wie schön sind die Engel in ihren weißen Kleidchen und mit den goldenen Flügeln und wie gut sind sie noch dazu. Unsichtbar sind sie den Kindern in jeder Stunde zur Seite, um sie zu beschützen, in der Nacht halten sie treulich Wache an ihren Bettchen und das Brüderchen oder Schwesterchen, das vor einem Jahre gestorben ist, ist ja nun auch ein Engel und wie würde es weinen, wenn es von einem Steine getroffen würde. Nein, unter solchen Umständen wollen sie keine Steine mehr werfen. Auch mit dieser Warnung hat also der Großvater sein Ziel erreicht. Er lächelt. Vielleicht ist er sich selbst seines unschuldigen Betruges bewußt und denkt daran, daß ein Stein, der einmal aus der Hand gelassen ist, zum Schicksal werden kann, indem er einem harmlosen Wanderer den Tod bringen, dem Schleuderer aber für sein ganzes Leben die furchtbare Gewissenslast einer Blutschuld aufbürden kann.

Im vorstehenden wurde versucht, aus dem reichen Schatze geheimnisvoller Warnungen, wie sie noch heute in unserem Volke angewendet

werden und gewiß dereinst auch für Erwachsene berechnet waren, einiges anzuführen und auf seine wahrscheinlichen Entstehungsursachen zu untersuchen. Nüchterne Verstandesmenschen werden freilich darüber den Kopf schütteln und sich über den Aberglauben entsetzen, der so in den Kindern großgezogen werde. Nun, sie mögen sich trösten: Der reifende Verstand besorgt schon ganz von selbst die nötige Korrektur. Solange aber die Vernunft nicht ausreicht, wird man wohl schwerlich etwas dagegen einwenden können, daß die Mächte des Gemütes aufgeboten werden, um Dinge hintanzuhalten, welche ein Menschenleben vernichten können.

Anzengruber-Geschichten.

Aus alten Erinnerungen von **Peter Rosegger.**

Anzengruber und der Rezensent.

Herrjeses! Wenn ein Rezensent Stücke beurteilt, die er nicht gehört und gesehen hat, wie soll er da ein Urteil abgeben können, das sich hören und sehen lassen kann!

So schrieb mir Anzengruber damals, als ein Theaterkritiker in Graz seinen „Meineidbauer“ abgetan hatte. „Wieder die alte Leier von zweien Liebesleuten, die sich heiraten möchten, und von den Alten, die nicht wollen. Ein zweites Mal wird das Haus füglich leer bleiben, denn unsere Bevölkerung hat Besseres zu tun, als sich darum zu bekümmern, ob der Großknecht des Kreuzweghofbauers die Vroni kriegen wird oder nicht?“ So ähnlich hatte jene „Kritik“ gelautet, die für das betreffende Blatt von einem literarisch bestrebten Studenten allerdings aushilfsweise geliefert worden war.

Ein paar Wochen nach dieser kaltblütigen Hinrichtung eines der gewaltigsten deutschen Dramen kam Anzengruber nach Graz. Wir machten zusammen einen Spaziergang durch den jungen Stadtpark, der damals seine dünnen schlanken Gerten aufreckte, wo jetzt die knorrigen Bäume stehen. Anzengruber war noch nahe zuvor auch so ein Reis gewesen, das jenes Rezensentlein mit einem einzigen Handgriff ausrupfen wollte im Garten der deutschen Literatur. Aber siehe, schon stand die Rieseneiche da, die den ganzen Dichterwald überragte.

Wir unterhielten uns lustig über jene Rezension, aber weil ich zur Zeit magenleidend war, so ging mir stellenweise der Humor aus.

„Ärgerlich sind solche Zeitungsgeschwätze,“ sagte ich.

Er blieb stehen, durch die funkelnden Brillen, die ihm auf der scharfgebogenen Nase saßen, guckte er mich an und sagte: „Ärgerlich? Steht dieses Wort in Ihrem steirischen Volkswörterbuch? Ich glaube

nicht. Das Wort sollte ein Volksdichter gar nicht kennen." Anzengruber war anfangs nicht gerade leicht zum Sprechen zu bringen, aber wenn er einmal sprach, langsam, mit seiner Fistelstimme scharf betonend und pointierend, dann war es der Mühe wert, ihm zuzuhören.

„Drei Dinge kujonieren uns," fuhr er fort, „physischer Schmerz, Kummer und Ärger. Die ersteren sind Löwen, letzterer ist ein Windhund. Und doch belästigt uns dieser am meisten, wenn man das Mistvieh nicht auspeitscht. Nein, für das Beest muß man nicht zu haben sein. Man laßt was gehen und wendet sich ab. Sie ärgern sich da über einen grünen Jungen, der in Ermanglung eigener Fechsung auf fremden Felde nach Strohhalmen späht. Lieber Freund! Da kann man in Wien ganz andere Sachen erleben."

In Wien, meinte ich, könne er mit den Zeitungskritiken doch zufrieden sein. Dem Hamerling ginge es dort viel schlechter. Jedes neue Werk von diesem müsse durch die Wollzeile (Zeitungsgasse) Spießruten laufen.

„Die Zeitungen schaden dem Buche nicht viel," antwortete Anzengruber, „außer das beständige Loben macht dem Publikum einen Autor langweilig, das heißt man einen Dichter auf warmem Wege auflesen. Übrigens hat die Leserwelt lange Hände und greift um den bissigsten Zeitungsrezensenten herum nach dem Buche. Beim Theater ist das anders; da kann Ihnen ein einziger Lump den ganzen Weg zum Publikum verstellen. Die Operettenleute jetzt, wie sie huschen und zischeln und Ränke schmieden, um den Volksstückdichter nicht aufkommen zu lassen. Was es beim Theater für Trugschleicherei gibt, davon haben Sie keine Ahnung."

„Wie halten Sie es mit einem Rezensenten, der Sie so recht mit aller Bosheit oder Dummheit zerfetzt?" fragte ich.

„Hi hi, mit einem solchen halte ich's gar nicht," lachte er. „Es gibt unter den schlechten Kritikern ja zweierlei Gattung: die ehrlichen und die hundsföttischen. Den ersteren kann man, ist man just wohlgelaunt, einmal schreiben, ihnen ihre Mißverständnisse und Fehler vorhalten. Wenn man sie achtet. Ist aber besser, man tut's nicht. Niemand ist so empfindlich gegen Kritik, als — der Kritiker. Die hundsföttischen, nun — die schweigt man tot. Sie sind ja bald hin. Sie setzen schon auch instinktiv nichts anderes voraus, als — das Schweigen der Verachtung.

Während dieses und ähnlichen Gespräches ging vom „Café Promenade" her ein junger Mensch an uns vorüber, der mich grüßte. Ich erkannte in ihm den grimmen Rezensenten des „Meineidbauer" und teilte das meinem Begleiter mit. Ob er nicht seine Bekanntschaft machen wolle? fragte ich neckend.

„Wenn Sie sich mit ihm unterhalten wollen,“ antwortete Anzengruber, „ich will derweil hinten drein gehen mit meinem Freunde Gruber.“ Ludwig Gruber war anfangs nämlich des Dichters Deckname. Unter diesem Namen war er auch als fahrender Komödiant in den Schmieren zu erfragen gewesen.

Ich überließ ihn also „seinem Freunde Gruber“, machte mich an den kleinen Zeitungsschreiber und begann mit ihm ein Gespräch über das neue Bauerndrama. Anfangs wollte er auskneifen, um auf einen anderen Gegenstand überzuspringen. Ich aber ließ gerade einmal nicht locker. Da erklärte er rundweg, er sei kein Freund von dieser rührseligen Schnupftücherdramatik, man habe schon an der Birchpfeifer genug, wenn nun auch diese Dorfgeschichtenverzapfer anfingen, mit ihren blöden Bäuerinnen und bigotten Bauern, Stalldunggeruch auf die Bühne zu bringen, dann müsse man den Musentempel einmal gründlich ausräuchern, und zwar mit starkem Kraut.

Hinter uns hörte ich ein Nasenschnauben, das wir später bei Anzengruber so oft zu hören bekamen, wenn ihm etwas Besonderes anstieß. Ich ließ meinen Rezensenten weiter an: Ob denn dieser „Meineidbauer“ wirklich so unter aller Kritik sei? Da wäre man doch begierig, wenigstens die Fabel zu hören.

„Herr, es ist wirklich nicht der Mühe wert!“ versicherte der junge Mann.

„Aber die Wiener Presse hat ja mit größtem Respekt, sogar mit Begeisterung dieses Stück besprochen.“

„Die Wiener Presse — ich bitte Sie! Das ist ja alles Coterie untereinander.“

Hinten schnob es stärker.

„Im vierten Akt soll eine so großartige Szene sein,“ sagte ich.

„So lange bin ich gar nicht geblieben,“ antwortete der Rezensent leichthin. „Wissen Sie, ich sprang an dem Abend nur für den Dr. K. ein, der verhindert war. Und offen gesagt, nach den ersten Szenen hatte ich genug. Ich ging zu meinem Bier.“

Nun war der von hinten uns an der Ferse. Der kleine Zeitungsschreiber war erschrocken, als dieser Mann mit dem mächtigen Haupt und der auffallenden Adlernase neben ihm stand. Anzengruber hielt ihm die Hand hin und sprach säuftiglich: „Junger Mann, Ihre Aufrichtigkeit ist eines Handschlages wert. Sie waren gar nicht in meinem Stück, das Sie kritisiert haben!“

Nicht oft habe ich ein so jämmerliches Gesicht geschaut, wie dieses vom strengen Rezensenten jetzt war, als er merkte, vor ihm stünde der Dichter des „Meineidbauers“. Eine Menge Sätze der Entschuldigung begann er zu sagen, kam aber bei keinem über die ersten Silben

hinaus. Sein Antlitz spielte fleckig in allen Farben. Da befiel den Dichter ein menschlich Rühren. Er legte ihm die Hand auf die Achsel und sagte freundlich: „Lassen Sie sich einen guten Rat geben, mein Herr. Bleiben Sie beim Bier.“

Damit war der Kleine wohlwollend entlassen. Er scheint den Rat des Dramatikers beherzigt zu haben, wenigstens hat man auf geistigem Gebiete nichts mehr von dem Manne gehört.

Aus einer Zwiesprach.

Einst, auf einem Spaziergang mit Anzengruber. Wir plauderten über dichterisches Schaffen und über dichterische Stoffe. Da äußerte ich, daß er viel in Oberbayern gelebt, mit oberbayerischen Bauern verkehrt haben müsse. Denn seine Bauerngestalten und deren Mundart erinnerten an diesen Schlag.

Er setzte seinen funkelnden Zwicker auf die scharfgebogene Nase und sagte: „Oberbayern? Nein. Ich habe eigentlich mit Bauern überhaupt nie verkehrt. Wenigstens nicht näher.“ Als er darüber meine Verwunderung merkte: „Ich brauche das auch nicht. Mir ists zur Anregung genug, wenn ich so einen Bauersmenschen von weitem sehe, ein paar gleichgültige Worte von ihm höre oder irgend eine Geste an ihm beobachte. Dann kenne ich den ganzen Kerl aus- und inwendig.“

Mir war das sonderbar.

„Lieber Freund,“ sagte er. „Sie wissen es ja selber. Alle äußeren Gelegenheiten und Anlässe sind nur Hebammen. Gebären muß der Dichter aus sich heraus. — Nun ja, Bauern. Ich bin ein Großstadtmensch. Aber wenn ich, wie sie sagen, besser bauerndichten, als stadtleutdichten kann, so mag das wohl im Blut stecken, oder irgendwo in den Knochen — wie eine vererbte Gicht. Meine Vorfahren vaterseits sind oberösterreichische Bauern gewesen. Na, und so was rumort halt nach.“

„Ein großer Teil von Oberösterreich hat vor nicht langer Zeit noch zu Bayern gehört,“ sagte ich, „da sind Sie am Ende doch von bayerischer Abkunft.“

„Von bayerischer oder von bäuerischer, oder von beiden — ganz wie Sie wollen. Alles in Gnaden bewilligt.“

Damit war die Sache abgetan. Ein ganzer Mensch, wie er war, legt auf „Abkunft“ nicht viel Gewicht. Er stammt von allen und ist für alle.

Die Kanaillen! Wenn sie's nicht wüßten!

Eines Abends waren wir wieder einmal in der Birn gesessen, einem Gasthause in der Mariahilferstraße zu Wien. Anzengruber hatte sich als der erste eingefunden und um sich die Zeit zu vertreiben, war

er mit Manuskriptelesen beschäftigt gewesen. Als Redakteur des „Figaro" mußte er wöchentlich ein paarmal einen „Schippel" österreichischer Politikwitze, Tschechen-, Juden- und Pfaffenwitze durchlesen und wohl auch selber fabrizieren — eine reizende Beschäftigung! Es war kein Wunder, als wir später Ankommenden an unserem Freunde ein wütendes Gesicht mit geschwollenen Stirnadern, rollenden Augen und der zuckenden Nasenspitze vorfanden. Wir taten auch noch ein Übriges, bittere Bemerkungen machend über die Plackereien eines Witzblattredakteurs, der seine Zeitgenossen mit dem Phosphoreszieren politischer Fäulnis ergötzen muß, während er Blitz und Donner schleudern sollte. Der Dichter aß und trank und aß und trank. Dann beugte er sich nach vorne mit dem Ellbogen auf den Tisch gestützt, rauchte seine lange dünne Zigarre, schnob manchmal durch die Nase und war schweigsam. Sonst hatte er im Freundeskreis seine Vergrämung scheinbar vergessen, heute blieb er in sich versunken und gab zu unseren Gesprächen nur selten seinen beistimmenden Brummer. Spät nach Mitternacht gingen wir in ein Kaffeehaus. Dort griff Anzengruber nach einem Morgenblatte, das schon erschienen war, las die Theaterzettel und schnob. Dann nahm er das Blatt langsam in die Faust und schob es über den Tisch hin, als wäre es ein Stein. Saß wieder schweigsam da und rauchte. Plötzlich hob er sein Glas Knickebein, trank es auf einen Zug leer, stieß das Glas auf den Tisch und rief mit dünner, scharfer Stimme: „Die Kanaillen! Wenn sie's nicht wüßten!"

Bald darauf brachen wir auf, um nach Hause zu gehen. Mich begleitete einer der Freunde zum Hotel. Unterwegs sprachen wir über des „Kirchfelders" schwere Verstimmung und ich fragte, was er denn mit seinem Ausrufe im Kaffeehause etwa gemeint haben mochte.

„Denken Sie einmal", entgegnete mein Begleiter. „Anderen Dichtern passiert es, daß sie einfach nicht erkannt werden. Man weiß nicht, was sie bedeuten, man läßt sie verkümmern und zugrunde gehen. Erst nach ihrem Tode rührt sich's, man sieht ihre Größe, man baut ihnen Denkmäler, man reiht sie zu den Unsterblichen. Anders bei Ludwig Anzengruber. Schon mit seinen ersten Dramen hat er alle Welt überzeugt von seiner großen Art und die Blätter haben tausendmal seine Größe gerühmt. Die Wiener besonders wußten, was sie an ihm hatten, aber die lüsterne Operette schmeckte ihnen allmählich wieder besser als die herbe Gestaltung und Weisheit Anzengrubers; sie ließen ihn links liegen, die Blätter fingen an ihn geringschätzig zu behandeln und vergaßen sein, während es bei ihrem Einfluß gewiß ein Leichtes wäre, ihn zu halten. Anzengrubers Stücke finden keine Bühne; als Zeitschriftenredakteur, wie es schließlich jeder Journaljüngel zusammenbringt, als Macher eines Witzblattes muß er sein Auskommen suchen. Die Witze, die er für den

„Figaro" machen muß, dürften kaum je gesammelt werden. Wie viele herrliche Dramen hätte uns dieser Mann in den letzten zehn Jahren geschrieben, wenn man ihm das Leben und Dichten möglich gemacht hätte. Ein verhängnisvolles Versäumnis, besonders von der Wiener Presse, von den Bühnenleitern, von jenen weitmäuligen Gesellschaftsgrößen, die sich immer als Kunstfreunde, als Träger des liberalen Geistes ausspielen. — Die Kanaillen! Wenn sie's nicht wüßten!"

Ihn erkennen und fallen lassen. Das war an jenem Abende so bitter durch des Dichters Seele gegangen. In mein Hotelzimmer gekommen schrieb ich ins Notizbuch:

Der größte Tragiker seiner Zeit,
Er muß ein Witzblatt machen,
Ein tragischer Witz, bei meinem Eid,
Man möchte Tränen lachen!

Ein Sturm.

Anzengruber und ich waren in vielem ganz verschiedener Meinung. Wie es zwischen Freunden schon zu gehen pflegt. Natürlich. Die gleiche Meinung zweier Menschen in allem fördert keinen und wird nach beiden Seiten hin langweilig. Die Verschiedenheit der Anschauungen hatte zwischen Anzengruber und mir manches ernste, tiefergehende Gespräch zur Folge, aber auch manche neckische Plänkelei. Ernstlich ereifert haben wir uns gegeneinander nie — mit Ausnahme eines einzigen Falles.

Das war im Dezember 1881, am Tage nach dem Ringtheaterbrande. Ich hatte die rauchende Brandstätte gesehen und die schwarzen verkohlten Gegenstände, die Polizeileute und Feuerwehrmänner aus dem Schutte hervorgeholt, in Schubkarren oder auf der Achsel davongetragen haben — Gegenstände, die nichts anderes waren, als verbrannte Menschen! Ich hatte die furchtbar aufgeregte Bevölkerung von Wien gesehen, die wild-leidenschaftlichen Reden im Gemeinderate gehört, bei denen ratlos und heftig unter gegenseitigen Anschuldigungen darüber verhandelt wurde, wie man die vielen hundert Leichen bestatten solle. Wien war wie im Fieberdelirium. Mir bangte und ich wartete dem Abend entgegen, da eine Zusammenkunft mit ein paar Freunden in der Dreherischen Bierhalle (Operngasse) verabredet war. Diese Freunde waren Ludwig Anzengruber und Friedrich Schlögl. Letzterer saß schon hinter dem Pfeiler an dem für uns bestellten runden Tisch. Er konnte kaum sprechen, hatte Tränen im Auge und sagte ein ums anderemal: „Armes Wien!" Ich empfand ihms nach, mich erbarmte Wien an diesem Tage unsagbar. „Was noch lebt, das zerfleischt sich," murmelte Schlögl, auf die erregte Gemeinderatssitzung und auf die leidenschaftliche Sprache der Presse hinweisend, die ihre furchtbaren Anklagen erhob

gegen jene Behörden und Organe, deren Nachlässigkeit das unerhörte Unglück verschuldet hatte.

Dann kam Anzengruber. Langsam und behäbig schritt er zwischen den Tischen heran, den weichen breitkrempigen Filzhut auf dem Kopfe, den Stock fest in den Boden stemmend. Dann hing er seinen Hut an den Ständer und den grauen Überrock, putzte mit dem Sacktuch seine schwitzenden Augengläser, stülpte sie auf die scharfgebogene Nase und blickte fast trotzig um sich. Er setzte sich an unseren Tisch, bestellte Bier und ließ sich den Speisezettel geben, den er von oben bis unten aufmerksam studierte. Im übrigen war er wortkarg, bis Schlögl ihn anließ mit der ganz leise gesprochenen Frage; „Was sagen Sie dazu?" — „Jetzt san mer fertig mit der Komödiespielerei!" rief Anzengruber. Nach einer Weile fand er seinen ruhigen, sarkastischen Ton und mit hoher dünner Stimme sagte er: „Da hätten mer a Krematorium für Theaterbesucher. Jetzt können's alle ihre Buden zusperr'n."

Schlögl ließ sich die Zeitungen kommen und machte auf mehrere Leitartikel aufmerksam, die in geradezu revolutionärer Weise Sühne forderten. Die Anklagen gegen jene leitenden Persönlichkeiten, ja selbst gegen die Bevölkerung von Wien waren so ungeheuerlich, daß ich mein Bedenken dagegen aussprach. „Soll denn die Bevölkerung, die ohnehin kopflos ist, an diesem Tage noch mehr aufgeregt werden?"

Da hieb Anzengruber mit schwerer Faust in den Tisch und schrie: „Ja, und tausendmal ja! Bis zum Wahnsinn sollen die Leute getrieben werden, bis zur Empörung! Anders ist dieser österreichischen Schlamperei nicht beizukommen. Wenn die Zeitungen Feuer, Schwefel und Petroleum haben, jetzt sollen sie's über die Dächer dieser Stadt ausschütten — natürlich nur gleichnisweise," setzte er in gutmütiger Weise gegen mich gewendet bei, „das sei zum Troste unseres friedliebenden Freundes gesagt".

„Also, die Zeitungen sollen noch mehr zetern und hetzen?" fragte ich.

„So viel sie vom Mund oder von der Feder bringen können. Den Herrschaften muß einmal die Wahrheit gesagt werden, aber so, daß sie ordentlich durch die hohlen Schädel schallt."

„Das mögen sie ja tun, aber jeden Tag. Nicht bloß heute und morgen."

„Einverstanden."

„Heute und morgen ist es ein ohnmächtiges Gejammer, das nur noch mehr verwirrt. Heute ist Beruhigung am Platze —"

„Der Teufel hole alle Beruhigung!" rief Anzengruber, „er kann Hofräte daraus kochen, aus der Beruhigung."

Und ich: „Gestern haben wir ein Zeichen gesehen, das nie und mit nichts überboten werden kann. Glauben Sie, daß dieser Brand,

dieser grausige Hekatombenherd keine Wirkung haben wird? Dann wirkt das Zeitungsgeschrei erst recht nicht. Jetzt ist alles auf, jetzt ist der Weckruf überflüssig. Wenns wieder zur Ruhe gekommen sein wird, in wenigen Wochen wird ja alles wieder vergessen sein und der Schlendrian schläfrig und dumm weitertrotten, dann sollen die Zeitungen mahnen und warnen, jeden Tag, den Gott vom Himmel gibt."

Nun schien auch Schlögl sein Mitleid mit den Wienern vergessen zu haben, er stellte sich brummend an die Seite Anzengrubers, denen beiden die journalistische Zuchtrute über Wien nicht heftig genug geschwungen werden konnte. Da wurde ich plötzlich unangenehm, nannte sie Freunde der Krakehlerei zu unrechter Zeit, Leute, die in gewöhnlichen Zeitläuften leichtsinnig in den Tag hineinleben, die Schlamperei als Wiener Gemütlichkeit preisen und nachher in den Tagen des Unglückes nicht genug raisonnieren können. Dann stand ich auf und ging fort.

Am nächsten Tage kreuzten sich zwei Briefchen zwischen mir und Anzengruber. Gegenseitig baten wir um Verzeihung wegen der Heftigkeit, aber wer recht hatte oder ob keiner recht hatte, oder beide, das wurde nicht entschieden. Die nächste Zusammenkunft war wieder in alter Herzlichkeit und Fröhlichkeit.

Bettlerhumor.

Flüchtige Gestalten aus dem alten Volksleben. Von **Peter Rosegger.**

„Junger Bauer, alter Bettler!" rief jener Knecht auf dem Wege nach der Fabrik in den Hof zurück.

„Hol' dich der . . .!" schrie der Bauer und warf ihm den Dreschflegel nach, aber so, daß er nicht traf. Der Knecht hat eigentlich recht, dachte der Bauer, ich wollt' auch davonlaufen, wenn's sein kunnt.

Wird es schon bei den Hausbesitzern oft wahr: Junger Bauer, alter Bettler! bei den Dienstboten stimmt es fast immer. Werden sie alt oder sonst arbeitsunfähig, so kommen sie in die Einlege, das heißt, sie werden behördlich der Gemeinde „eingelegt" und von dieser in den Gehöften abwechselungsweise verpflegt. Das ist aber eine gebundene Marschroute und platzweise ein erzwungener Aufenthalt, der manchem Armen nicht behagen will. Dann tut er etwas, das wir eine Urlaubsreise oder eine Ferienwanderung nennen könnten — er nimmt seinen Buckelkorb und seinen Stecken und geht einmal ein wenig in die Fremde. Dort hat er „bissel was zu tun". Er tut's auf eigene Faust, nach eigener Wahl der Gegend und der Häuser, bei denen er zuspricht. Das ist unterhaltlicher, man lernt dabei Land und Leute kennen, hat Ab-

wechselung im Essen, an Herberge und sammelt sich einen kleinen Vorrat an Fleisch, Speck, Mehl, Schmalz, von jedem etwas, um daran — in die Einlege zurückgekehrt — sich heimlicherweise einen Leckerbissen zu gönnen. Es ist schon geschehen, daß so ein armer Einleger seinen Hausbesitzer eingeladen, mitzuhalten, gemeinsam die gesammelten Kostbarkeiten zu verzehren, und daß der Besitzer als Gast des Bettlers ein besseres Mahl genoß, denn der Bettler als Gast des Bauers. Das Störende bei solchen „Ferienwanderungen" sind die Gendarmen. Weil der Staat die Armen nicht abbringen kann, will er die Bettler abbringen. Aber der Gendarm, der so einen Vagabunden anhält, wird nicht immer sehr ernst genommen, so martialisch derb er auch nach dem Wanderbuche fragt.

„'s Wanderbuch? Was für ein Wanderbuch?" tut der Bettler mit einfältiger Miene zurück. „Ah, ja so, 's Büchel wöll'n S' haben. Ich bitt', gleich, gleich. Da ist's ja schon. Oha, das ist ein Stückel Brot. Hat mir die Grübelschusterin geschenkt. Ein braves Leutel, die Grübelschusterin."

„Das Wanderbuch will ich sehen!"

„Aber ja, Herr Justizrat!" Er sucht in seinem zerfahrenen Rocke, in allen Säcken umher. „Werden's ja gleich haben. Wenn der Mensch so viel Säckel hat! Da ist's ja. Noch nit? Der Teuxel, jetzt hab' ich wieder 's Betbüchel derwischt."

„Betbüchel? Zeigen Sie her! Das sind ja Spielkarten!"

„Richtig, Herr Standar, das sind Spielkarten. Geh'n S', sein S' gut. Setzen wir uns zusamm' da im Schatten, machen wir ein Bot (Spiel) miteinand'."

„Ich will das Wanderbuch sehen!"

„So muß es im Leibelsack sein, das narrische Büchel!" Der Bettler greift in die innere Westentasche, und zwar so tief, daß unten die Finger hervorgucken, macht ein verdutztes Gesicht, tut einen Pfiff und sagt langsam: „Ah, das ist jetzt gut. Der Leibelsack hat ein Loch."

Die Reise wird unterbrochen. — Doch diese Fälle sind im Gebirge selten. Weit abseits steht die Warnungstafel: „Das Betteln ist verboten!" Aber das Leutheimsuchengehen wird doch erlaubt sein! Und wenn einer dem andern was schenken will, das wird wohl auch keine Todsünde sein. Also die Bahn wäre frei, nur die Häuser und Herzen sind nicht immer offen. Die muß der Sammler zu öffnen verstehen, und auch hierin macht Übung den Meister. Er ist kein Bettler, so will er nicht genannt sein, er ist nur Sammler, der für „den kalten Winter a bissel was sammeln tut bei den lieben, seelenguten Hausmutterln in Berg und Tal".

Wie der Alte dann, gebückt unter dem Rückkorb, in dem er seine Habseligkeit trägt, mit dem Stecken vorsichtig tastend, daß er von der

Vorkammer in die düstere Küche nicht über die Schwelle stolpere, wie er so ins Haus tritt, da ruft er laut: „Gelobt sei Jesu Christi! A bissel abrasten, Mutterl, wenn ich tat dürfen, mit Verlaub. Hab' just eure Wuzerln und Zarterln gesehen, da draußen; saubere Kinder habt's, Bäuerin, so viel saubere Kinder! Allemal han ih Freud', wenn ih eure Kinder tu sehen. Frisch wie neu'back'ne Wecken und wolter brav gezüchtet. A Freud', solche Kinder!" Das sagt er mit metsüßer Stimme und zieht sein runzlichtes Gesicht in ein liebliches Viereck auseinander, obschon es gerade dieselben Rangen sind, die ihn vorher hinter dem Wäldchen drüben mit Spottgeschrei gehetzt, auf ihn hergesprungen und von seiner Jacke den Schößel losgerissen haben. Wenn er mit diesem losgetrennten Lappen in den Hof gekommen wäre, murrend: „Jetzt heft' ihn mir nur wieder an, Bäurin, deine Kinder haben's tan, die Lausbuben!" so wäre ihre Antwort gewesen: „Werd' dir gleich anheften zeigen, Lotterer, du alter! Schau, daß du weiter kommst; von so einem Landstreicher lass' ich meine Kinder nit schimpfen. Soll ich dir hinaushelfen beim Loch?" und die entsprechende Geste mit der Ofengabel dazu. Die „sauberen, frischen, wohlgezüchteten Kinder" hingegen, mit denen er „allerweil a Freud' hat", bringen ihm ein Stück Speck ein und die freundliche Erlaubnis, sich auszurasten auf der Bank und zu warten, bis die Rahmsuppe fertig gekocht ist. Deshalb hat der Alte die süße Sanftmut gewählt; das ist die Waffe der Armen und Schwachen. Wollten sie den Weg des Rechtes betreten, so würden sie immer noch tiefer ins Unrecht gesetzt werden, und wenn bei solchen Leuten das Maß des Elends einmal voll ist, dann nehmen sie alles nur für „Spaß", auch wenn sie geschlagen und getreten werden; sie machen ihr viereckiges Gesicht dazu, was nach außen hin wie ein gutmütiges Lächeln spielen soll — wie ihnen inwendig ist, das verdecken die Spinnweben.

Viel schlauer als der Bettelmann macht es das Bettelweib. Diese verachtet das grobe, durchsichtige Gewebe der Schmeichelei, sie spinnt feiner. Anstatt die Kinder des Hauses gerade zu loben, weiß sie denen der Nachbarn allerhand Zweifelhaftes nachzusagen, und das erweckt in der Bäuerin erst ein rechtes Behagen. Nachbarsleute durchhecheln, das kommt mancher Hausmutter so unterhaltsam vor, daß sie dem Bettelweibe recht gern Unterschlupf gewährt, um diesem Gelegenheit zu geben, einmal Wasch- und Flicktag zu halten. Und wenn dabei das Bettelweib von einer Nachbarsbäuerin weiß, die schmutzig und geizig ist, stellt die Hausmutter zum Wasch- und Flicktage noch lieber Seife und Zwirn bei.

Andere Bettelleute zeigen sich gern gefällig und trachten, sich nützlich zu machen. Sie bringen Waldbeeren mit für die Kinder, Pilze für die Bäuerin oder Reisig für Hausbesen oder Zunderschwamm, um Herdfeuer zu machen, wenn etwa einmal das Feuerzeug versagen sollte. Sie schnitzen dem Halterbübel Peitschenstecken oder Rohrpfeifen, machen sich

anheischig zum Kinderwiegen, was allemal ein Zeichen ist, daß sie in demselben Hause gern ein paar Tage Rast halten möchten, etwa über Sonn- und Feiertag oder gar, wenn ein häusliches Fest bevorsteht, bei dem köstliche Abfälle zu verhoffen sind. Da hat denn manche Bäuerin ihre liebe Not, solche Bettler unter allerhand Ratschlägen und Redensarten fortzubringen. „Ich denk', Leutl, du gehst zum Nachbar, dort hast es ruhiger. Bei uns weiß ich dir keine Liegerstatt und die Knecht' sind immer einmal auch so viel grob auf ein armes Leut. Gelt, du tust am allergescheitesten, du nimmst dein Körbel auf den Buckel und gehst um ein Häusel weiter. Auf's Jahr nachher komm' halt wieder einmal, wenn wir 's Leben haben."

Da weiß es sich aber manches „arme Leut" so einzurichten, daß sie es nicht fortlassen wollen. Und gibt es ganz abgefeimte Schlaucherln, die es im „Bauernablausen" zu einer glänzenden Fertigkeit gebracht haben. Lebte vor Jahren in der Oststeiermark ein alter Bettler. Man sah ihn jahraus, jahrein in einer blauen Kommißhose. Er war, wie er gern dartat, ein Wiener Soldatenkind und selbst lange beim Militär gewesen, hatte die Revolution niederwerfen, die Ungarn bändigen helfen und war in den Jahren Neunundfünfzig und Sechsundsechzig dabei gewesen, die Katzelmacher (Italiener) aus Österreich hinauszujagen. „Alsdann, weil die Wälischen sich alleweil an Haus Österreich angeklettet haben, aber Haus Österreich hat gesagt: Ich mag euch nit, denn weil ich eh mit meine Leut' genug zu tun hab'. Zwei blutige Feldzüg' hat's kost', bis wir sie los'kriegt haben." Und wenn der Kommißblaue dann von seinen persönlichen Leistungen erzählte! Bei der Wiener Revolution habe er den Kaiser Ferdinand gerettet, durch die Flucht in einem unterirdischen Gange, der nur ihm allein bekannt gewesen. In Ungarn habe er, der Doktor Kossuth und der Vater Radetzky den Räubern die ungarische Königskrone weggenommen; nachher hätte sie der Kossuth haben wollen und der Radetzky auch; sie wären raufend worden, wenn er sich nicht ins Mittel gelegt und entschieden hätte: Um die Kron' wird nit gerauft, die gehört dem Kaiser König! In Italien habe er es mit dem roten Garibaldi zu tun bekommen. Der habe nämlich den alten Radetzky aufgefordert zu einem Buckelringen (Ringkampf); für den General wollte er einspringen, da sei der Rote davongelaufen. — Derlei erzählte der alte Soldat mit martialisch finsterem Gesichte den verwunderten Bauersleuten, die ihn darob mit allem Respekt zu ihrem Tische luden. Einmal hatte ihn aber doch ein Hausvater gefragt, wie es denn komme, daß er trotz seiner Heldentaten betteln gehe.

„Ja, das glaub' ich, daß du fragst!" rief der Alte. „Majestät haben mich eh zum Grafen machen wollen, aber ich hab' höflich gedankt für den Titel ohne Mittel. Den Freiherrn hab' ich mir ausgebeten

und daß ich in ganz Österreich frei herumgehen und meine Sach' einheben darf. Den Frei- und Schirmbrief, wer ihn sehen will!" Er zeigte das stark abgegriffene Papierstück, den „Abschiederbrief", mit Stolz und rühmte sich des Rechtes, in ganz Österreich seine Sach' einheben, das heißt betteln zu dürfen. Überall wäre er gut aufgehoben, aber am liebsten gehe er doch ins schöne Steirerlandl zu den braven Bauern . . . Man kann sich denken, daß der Mann keine Not litt, daß er in den meisten Höfen gern gesehen wurde. Wo es ihm gerade gefiel, blieb er tagelang und wenn Gefahr war, fortgeschickt zu werden, dann erzählte er an den Abenden Ritter-, Räuber- und Hexengeschichten in Fortsetzungen, allemal dort abbrechend, wo sie am spannendsten waren, ein Verfahren, das seit Scheherazade auch die Zeitungen unter dem Strich mit Erfolg anwenden.

Also war dieser Fabelhans auch in meinem Vaterhause einmal stark überflüssig geworden nach tagelangem Aufenthalte und meine Mutter, die sonst nicht leicht hart wurde gegen Arme, geriet über den Schwätzer einmal in Zorn und rief: „Morgen, wenn er nit selber geht, schmeiß ich ihn hinaus!" Das hat ihr aber nichts geholfen. An demselben Abend begann er die Geschichte vom Robinson oder wie der Mann sagte: „Robelsum", und als dieser nach schrecklichem Schiffbruche sich auf die wüste Insel rettete, sagte der Erzähler: „Leut', es ist Zeit zum Schlafengehen. Morgen tun mer weiter." Am nächsten Morgen legten wir Kinder bei der Mutter glühende Fürbitte ein, den Geschichtenerzähler um Gotteswillen nicht fortzuschicken, wie konnte man jetzt den armen Robelsum allein lassen auf der schrecklichen Insel! Am letzten Tage versuchte er aber noch eine Erpressung. „Heut' wirst mir wohl einen feisten Brennsterz müssen kochen, Bäuerin," sagte er, „wenn ich den Robelsum wieder glücklich soll heimbringen zu seinen Eltern".

Für uns Kinder war dieser Alte, wir nannten ihn den „Geschichten-Bettler", ein helles Entzücken gewesen. Er kam jedes Jahr ein paar Mal und blieb, besonders im Winter, allemal mehrere Tage lang. Plötzlich blieb er aus und kam nicht wieder. Da vermutete unser Knecht Markus, der Kaiser würde ihn in den Grafenstand erhoben und ihm dazu ein „Gschloß" geschenkt haben.

Viel schlichter als dieses Wiener Soldatenkind, oder wenn man will noch vornehmer, gab sich ein anderer Bettelmann. Das war der Paulus. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, Gewand, Stock und Bart wie der Apostel Paulus auf der Kirchenwand zu tragen, und seine ehrwürdige Wesenheit wurde noch erhöht durch einen weihevollen Spruch, den er vor jeder Haustür mit heller, halb singender Stimme auszurufen pflegte. Ungefähr hat das so gelautet: „Paßt auf mit Fleiß, ihr Christenleut', und hört und hört: Es kommt ein frommer Bote daher,

er ist von Jesu Christ geschickt, hat einen Sack voll Unglück und einen Sack voll Glück. Weil der Herr halt selber nit kommen kann, so schickt er her mich armen Mann; und was ihr den lieben Armen tut, das kommt dem Jesu Christ zugut. Gesundheit ins Haus und Krankheit hinaus, Unglück hinaus und Glück herein, und Leut' und Vieh sollen gesegnet sein. Gelobt sei die heilige Dreifaltigkeit!"

Es ging die Rede, mit diesem kräftigen Türspruche habe der Mann sich einen Strumpf voll Maria Theresientaler zusammengesungen. Dieser Wirkung wegen hatten andere Bettler ihm den Spruch abgelernt und sangen ihn ebenfalls vor den Haustüren, aber die Bauern hielten zu Paulus fest wie die Korinther und sagten: „Wenn's der Paulus nit ist, so soll er's Maul halten!"

Noch übertrumpft wurde der Paulus durch den „Bettler-Hiesel". Das war ein schlanker, hagerer und gebückter Greis, der zur Zeit meiner Jugend in unseren Bergen umherstieg. Sein schmales, langes Gesicht hatte immer graue Bartstoppeln; seine blutlosen Lippen, seine lange, dünne Nase, vollends sein blödes, glanzloses Auge hatte etwas Leichenartiges; anstatt des Hutes trug er eine schwarze Zipfelmütze, deren Quaste immer das kleine Köpflein umbaumelte, das einzig Lebendige um das erstarrte Haupt. Der Mann war nicht in der Gegend zuständig, sondern aus einem fremden Tale. Unser Ortsrichter hatte sich jahrelang vorgenommen, den Bettler-Hiesel abzuschaffen, aber so oft dieser vor seine Tür geschliffelt kam, fehlte dem Richter der Mut dazu. Es war bedenklich. Der alte Bettler pflegte sich vor die Haustür zu stellen, sein grauleinenes Bündel zur Erde zu setzen, es aufzuschnüren und zu warten, was da kommen würde. Man konnte also gar nicht einmal sagen, daß er bettle, ganz starr und stumm stand er da, manchmal stundenlang, grüßte nicht und bat um nichts, sondern wartete. Bäuerinnen, die ihn kannten, ließen ihn allzu lange nicht warten, kamen mit Speck oder Butter oder einer anderen Naturaliengabe und legten sie auf das Bündel. Der Alte packte die Sache gelassen ein, schnürte zu, dann trat er in die Tür und hub mit dumpfer, halblallender Stimme langsam und eintönig an, so zu sprechen: „Vergelt's Gott, Bäurin! Hundertmal vergelt's Gott, Bäurin! Glück in dein Haus und Stall, über Kinderln und Kälberln all. Vergelt's Gott, Bäurin! Deine arme Seel' soll in den Himmel fahren. Deine Vater und Mutter in den Himmel fahren. Deine Blutsfreund in den Himmel fahren. Vergelt's Gott, Bäurin! Der Erzengel Michael soll dein Kutscher sein. Der Erzengel Gabriel dein Diener sein. Im ersten Himmel ist dein Bräutger. Im zweiten Himmel ist dein Hochzeitsmahl. Im dritten Himmel wird dein Eh'bett sein. Gott Vater krönt dich. Gott Sohn halst dich. Gott heiliger Geist ist dein Freund in Ewigkeit, Amen. Vergelt's Gott, Bäurin!"

Dann wendete er sich, hob das Bündel auf, steckte die Arme in die Bänder und siffelte langsam davon. Sein Gesicht blieb starr, ohne Schatten von Freude, wäre die Gabe auch groß gewesen.

Dieser Bettelspruch wirkte, besonders auf den, der ihn von diesem Manne das erstemal gehört, ganz unheimlich. Aber der Bettler-Hiesel hatte einen noch kräftigeren, der übrigens selten zur Anwendung kam, denn darauf ließen es die Leute nicht ankommen. Das „in die Höll' hinabbeten", das fürchteten alle. Wenn er nämlich stundenlang vergeblich vor einer Tür gestanden war oder gar, wenn ihn übermütige Buben neckten oder spotteten, dann stellte er sich ebenso auf die Schwelle und begann leise und langsam mit derselben dumpfen Stimme eintönig und feierlich also zu beten: „Vergelt's Gott! Vergelt's Gott den harten Herzen! Der Himmel Herrgott verflucht das Haus. Er wird es sengen. Er wird es brennen. Er wird die Leut' in die Höll' hinabdrängen. In die erste Höll'. Vergelt's Gott! In die zweite Höll'! In die dritte Höll'! Ganz hinab in die neunte Höll'! In die feurige Pein! Vergelt's Gott den harten Herzen! Vergelt's Gott in aller Zeit und Ewigkeit, Amen!" Dann ging er eben so ruhig und gelassen davon und sein schmales Gesicht blieb starr, ohne Spur von Zorn oder Groll. Niemandem tat dieser Greis etwas Übles, ja er war so kraftlos und siech, daß er bei jeder lebhaften Bewegung vor allem selber umgefallen wäre, und doch gab es in der ganzen Gegend keinen gefürchteteren Menschen, als den Bettler-Hiesel. Und auch kaum einen lieber Gesehenen bei jungen Bäuerinnen und alten Jungfrauen, die ihm etwas schenkten und die er bis in den dritten Himmel hinaufbetete, wo das Ehebett steht.

So hat jeder von ihnen und mancher von uns, wenn er betteln geht, seine besondere Geberde und sein besonderes Sprüchlein. Es ließe sich noch manches darüber reden und erzählen. Der großartigste Bettler, der mir je begegnet, war ein baumstarker, lustiger Landstreicher, der mich vor kurzem auf der Straße um eine „gute Gabe" anging. Ich natürlich war sofort mit meinem gute Rate da, er sei jung und kräftig, er solle arbeiten.

„Arbeiten? Pfui!" Mit wahrer Verachtung ins Gesicht lachte er mir diese Worte und setzte dann gutmütig belehrend bei: „Wie Sie mir so etwas zumuten mögen, lieber Herr! Arbeiten! Sie wissen doch, daß arbeiten eine Strafe ist. Eine entehrende Strafe, mein Herr! Für die erste Sünde. Ich Schweiße deines Angesichtes und so weiter. Mich geht das nichts an, bin bei der ersten Sünde nicht dabei gewesen. Bin noch unbestraft."

Ich, als lebenslänglicher Galeerensträfling der Arbeit, wie kläglich stand ist da vor dem, der noch „unbestraft" war, das heißt, sein Lebtag noch nichts gearbeitet hatte, sondern frisch und frei sich durch die Welt bettelte — stolz, ein hoher Herr.

Bauernbluat.

Oberösterreichisch von Hans Mittendorfer.

Wer z'erscht kimmt.

Wer z'erscht kimmt, der mahlt z'erscht,
Sagt da Müllna zum Bau'n;
Koa Radl lauft g'schwinda
Du selm laß da schlaun.

Du selm laß da schlaun,
Wann's mit 'n Mühlfahrn pressiert,
Wann's in Brotkar und Mehltruha
A-gehad wird.

Koa Radl lauft g'schwinda,
Koa Wasserl taucht mehr,
Kam iazt Pabst oda Kini
Mit an Gmalta daher.

*

Das is dö groß Mühl,
Wo an iada laßt mahln,
Mag'n 's Wartn vadriaßn,
Mag eahm 's Gmalta nöt gfalln.

Wer z'erscht kimmt, der mahlt z'erscht,
Ob 's di gift oda gfreut,
Denn alls will sei Ordnung,
Sei Weil und sei Zeit.

Da Früahling bringt d' Rosn,
Da Summa ön Schnitt
Und da Herbst nimmt für'n Winta
Dö Zipflhaubn mit.

Da Uhrzoaga lauft
Allweil fort in oan Kroas,
Zoagt an iadn sei Stünderl,
Wer d' Uhr kennt, der woaß 's.

Der woaß 's, wann sei Troad
Zwischn d' Stoan einirinnt
Und halt auf seini Säck,
Steht an andra schan hint.

Hast gschlafn und tramt
Und dei Mahlzeit vasamt,
Kannst dein Es'l hoamtreibn
Mit an Sackerl voll Kleibn.

*

Drum eil di und weil di
Mit 'n Nixtoa nöt z'lang,
Dei Gerstn is aufgschütt,
Halt unta und fang!

Halt unta, fang auf,
Greif zua und hab fest;
Das erst Glück, das daherrinnt,
Is das letzt oft und best.

Und is 's a das best
Und das letzt nöt — dei Haubn,
Dei Hüaterl halt unta
Und laß dar 's nöt raubn.

*

Nur d' Arbeit nöt scheucha,
Alls toa z' rechta Zeit,
Aft hast, i woaß gwiß,
Mit dir selbar a Freud.

Aft beim Tisch nöt lang schaun
Und nöt lang gschami toa,
Denn dar Ersti hat 's Fleisch
Und dem Letztn bleibn d' Boa.

„Wer z'erscht kimmt, der mahlt z'erscht",
Sagt a 's Nanderl beim Roa;
Und: „Dar Ersti hat 's Fleisch
Und dem Letztn bleibn d' Boa."

*

Drum munta und schneidi,
Dei Troadl is zeiti,
Dei Wieserl zum Mahn
Und dei Hahn tuat schan krahn.

Da Müllna is launi
Und 's Dirndl, das brauni,
Hat sei Herzerl schan bstimmt
Für den, der z'erscht kimmt!

D' Ruah.

Wann wohl dö Unruah drin
Stehn amal bleibt,
's Herz, woaßt, dö Dampfmaschin,
Dö 's Schifferl treibt?

Bin zu an Schlößl gfoahrn;
Dort geht's da zua!
Glei bin ig's inna woarn,
Da gibt's koa Ruah.

Auf und ab, aus und ein
Schier Tag und Nacht —
Was mag denn dös wohl sein,
Wann ma's betracht?

Drin sitzt a groß Herr;
Der is 's schan gwehnt,
Daß ma um Geld und Ehr
Betteln hirennt.

's Geld is 's und Eitelkeit,
Was d' Menschen jagt —
Leicht ums Herz, meinerzeit,
Gar koana fragt?

Kimmt mar a kam in 'n Sinn;
D' Liab baut a Haus,
Baut, bis da Dampfmaschin
's Feua geht aus ....

*

Bin von dö hundert Narrn
Gschwind wia nu niar
Mit Volldampf weitagfahrn,
Dirndl, zu dir!

Du bist ja, wia ma hert,
Schen und gar guat;
Bist as alloani wert,
Daß 's Schifferl ruaht.

Allweil da Nasn nah
Kunnt ma nöt taugn;
Will mi darankern da,
Schau mar in d' Augn!

Augn wiar a Himmelsgruaß,
Grundtiaf und blau —
's Weitafahrn wird a Buaß,
Wann i lang schau.

*

's Herz hat koa Ruah nöt gebn,
Allweil hat's gwerkt,
Bis i, daß 's d' Anka hebn,
Z'letzt han bemerkt.

D' Liab is in 's Wassa gfalln;
Bhalt's eng's, wer's findt:
Häufti Glück, häufti Qualn
Bringt eng da Wind.

Dort steht a Kreuz hidann,
Dem fahr i zua;
Nebn da Gruab leg i an,
Dort find i d' Ruah.

D' Falschheit vaziagt si dort;
Auslöscht dö Gluat.
Dort is das letzte Wort:
O da is 's guat!

D' Ursach.

Dirndl, was hast denn heut,
Is da nöt guat?
Freili is Wintarszeit —
Gfrert's da leicht 's Bluat?

Kannst mi denn nöt anschaun,
Bin ig's nöt wert?
D' Äugerl so dunklbraun
Bohrn sie in d'Erd.

Liegt denn dei Herzerl so
Tiaf unterm Schnee?
Aba vatrau ma do,
Dirndl, dei Weh!

Dirndl, geh, sag ma's, ganz
Hoamli derf's gschehgn:
Han i di leicht beim Tanz
Gar übasehgn?

Dirndl im Übafluß.

Dirndl im Übafluß,
Lauta liab Nam,
Gratn wia d' Haslnuß,
Schen wiar a Tram.

Auf und auf volla Putz,
Gfallns da denn nöt?
Aba nix nutz, nix nutz,
Das is a Gfrett!

Wann's na koa Teufl siagt,
Glegnheit macht Diab:
Wias an da Angl ziagt!
's Wasserl wird trüab!

's Fischerl hat 's Würml gsehgn,
's Fischerl hat blangt;
Hat schan gschnappt, is schan gschehgn,
's Fischerl is gfangt!

Hat a schens Dirnderl gmoant:
„'s Fischerl is dumm".
Nacha hat 's bitta gwoant,
Woaß nöt warum.

Die drei guten Dinge.

Bosnisches Volksmärchen, mitgeteilt von **Milena Preindlsberger-Mrazović.***)

Ein Mann hatte zwei Kühe, die sein und seiner Mutter einzige Habe waren. Aus der Milch bereitete der Mann Käse, den er verkaufte, und für das Geld erstand er Maismehl, denn sie aßen jahraus, jahrein Maisbrei.

So lebten sie. Einmal im Frühlinge trieb er die braven Kühe in das Gebirge auf die Weide. Die Kühe kauten und kauten; er schaute ihnen dabei zu, und da er sonst gar nichts zu tun und zu denken hatte, so schlief er ein. Als er erwachte, waren die Kühe fort! Nun hatte er gleich etwas zu tun und zu denken, lief bergauf, bergab, rief und lockte, aber die Kühe blieben verschwunden.

Wie er so angstvoll umherirrte, bemerkte er unten auf der Ebene drei Männer, die miteinander erbittert kämpften. Er lief zu ihnen hinab und sah, daß alle drei schon aus vielen Wunden bluteten. „Was wollt ihr denn nur von einander, ihr Männer?“ fragte er, weshalb schlagt ihr euch so grausam?“ — „Wir sind Brüder,“ erwiderten sie, „und wenn Brüder uneins sind, so ist es schlimmer, als zwischen Fremden. Wir können uns nämlich wegen dreier Dinge, die wir untereinander zu teilen haben, nicht einigen.“

„Welche wären denn dies?“ fragte der Mann. Sie erwiderten: „Ein Kupferkessel, eine eiserne Keule und ein Paar Stiefel. Das sind aber nicht Sachen, wie man sie tagtäglich findet; denn sagt man zu dem Kupferkessel: „Zaundilindi, zaundilind, koch’ mir einen Brei geschwind!“ so ist er voll mit fettem Reisbrei; kann man jemanden nicht leiden, so sagt man zu der Keule: „Lauf’ hin und erschlag’ ihn!“ und die Keule tut es; und will man schnell vorwärtskommen, so zieht man einfach die Stiefel an und diese tragen einen im Nu dorthin, wo man sein will. Du siehst also, daß es schwer ist, sich beim Teilen solcher Dinge zu einigen.“

Der Mann dachte lange nach und dann sagte er: „Das beste von den drei Dingen ist sicherlich der Kessel, denn alles auf der Welt dreht sich ums Essen. Gut ist auch die Keule, denn ein jeder Mensch hat seine Feinde; die Stiefel wären noch am leichtesten zu entbehren, denn überall ist es gut, daheim aber am besten. Darum meine ich, ihr solltet einen Wettlauf unternehmen; wer zuerst ankommt, nimmt sich den Kessel, der zweite nimmt die Keule und der letzte die Stiefel!“

---

*) Aus dem bei A. Edlinger in Innsbruck erschienenen Büchlein: „Bosnische Volksmärchen“ von Milena Preindlsberger-Mrazović. Mit Illustrationen von Ewald Arndt. Diese eigentümlichen Märchen von orientalischer Phantasie, in gutem Deutsch schlicht erzählt, sind für Gelehrte wie fürs Volk von großer Anziehung. Die Red.

Dieser Vorschlag sagte den drei Brüdern sehr zu und sie baten den Mann, bei den Sachen zu bleiben, worauf sie sich entfernten, um sich zum Wettlaufe aufzustellen. Sie gingen weit, weit weg, denn ein jeder wollte die Gegner schon in voraus ermüden. Als sie der Mann nicht mehr sah, nahm er schnell Kessel und Keule, zog die Zauberstiefel an und befahl diesen, ihn zu seinen Kühen zu tragen. Im Nu war er in einem schönen Tale, wo er die Kühe auf einer saftigen Kleeweide fand. Er trieb sie nach Hause, wo ihn seine Mutter halbverhungert erwartete. „Wo bleibst du nur so lange, Söhnchen, und lässest deine alte Mutter darben?“ schalt sie jammernd. „Sei nur still und schau,“ antwortete er vergnügt; stellte den Kessel vor sich hin, sagte das Sprüchlein her und der Dampf eines herrlichen Pilaw*) durchdrang die Hütte. Drei Tage lang taten sie sich gütlich. Als er dann die Kühe wieder ins Gebirge trieb, sagte ihm die Mutter: „Nimm nur den Kessel mit, dann kannst du essen, so oft dich hungert.“ Er tat also, und als er sich abends am Wegrande niederließ, kam ein Hadschi**) vorbei und sprach zu ihm: „Hast du, o Hirte, nichts zu essen? Ich sterbe Hungers.“ — „Setze dich nur,“ sagte der Mann, und schon dampfte in dem Kessel der Pilaw. „Das ist eine sehr gute Sache,“ meinte der Hadschi; „ich habe auch etwas, was nicht schlecht ist: einen kleinen Beutel, aus dem jedesmal, so oft man ihn schüttelt, ein Dukaten herausfällt. Dein Kessel gefällt mir aber besser, und wenn du willst, so tauschen wir. Sieh' selbst, ob es wahr ist.“ Und der Hadschi reichte dem Manne das Beutelchen. Dieser schüttelte es fünf-, sechsmal und es fielen richtig fünf, sechs Dukaten heraus. Das gefiel ihm. Er gab also dem Hadschi den Kessel, dieser setzte sich auf und ritt weiter. Nach einer Weile sagte der Mann zu der Keule: „Geh' hin und erschlag' ihn!“ Die Keule verschwand. Dann zog der Mann die Stiefel an und wünschte sich zu dem Hadschi. Dieser lag bereits tot am Boden und neben ihm die Keule. Nun nahm der Mann wieder Kessel und Keule an sich, wünschte sich zu seinen Kühen und trieb sie heim.

Zu Hause sagte er zu seiner Mutter: „Geh' du, Mutter, zum Kaiser und freie seine Tochter für mich.“ — „Das getraue ich mich nicht,“ sagte die alte Frau. Aber der Sohn ermutigte sie: „Geh' nur zu, der Kaiser wird dir nichts tun!“ Sie nahm also den Rucksack, tat ein großes Stück Aschenbrot hinein und ging. Vor des Kaisers Türe verlor sie aber wieder den Mut und ging um das Haus herum, wie die Katze um den heißen Brei. Da fragten sie des Kaisers Diener: „Worauf wartest du denn eigentlich, Alte?“ Sie erwiderte: „Ich möchte gerne des Kaisers Tochter für meinen Sohn freien, aber ich traue mich nicht!“ — „Tritt nur ein,“ sagten sie, „es wird dir nichts

*) Türkisches Nationalgericht, gekochter Reis mit Zutat.
**) Bezeichnung jedes Moslims, der als Pilger in Mekka war.

geschehen." Sie trat also ins Zimmer und als sie der Kaiser fragte, was sie wolle, sagte sie: „Ich grüße dein weißes Antlitz und mein Sohn schickt mich, damit ich für ihn um deine Tochter werbe. Ich sage es dir und du entscheide dich, wie du willst. Im übrigen wäre mein Sohn ein tüchtiger Bursche." — Der Kaiser lachte und sagte: „Komm' näher, Alte, ich will dir etwas vom Fenster aus zeigen. Siehst du dort im Hofe die Viehtränke? Wenn sie dein Sohn ganz mit Dukaten anfüllen kann und wenn er überdies von seinem Hause bis zu dem meinen einen Pflastersteig von gelben Golddukaten baut, dann kann er meine Tochter haben und ihr könnt schon heute beginnen, die Hochzeitsgäste einzuladen."

Die Alte bedankte sich für die Auskunft und berichtet alles getreulich ihrem Sohne: „Der Kaiser läßt dich grüßen und du mögest in seinen Hof kommen und dort die Tränke mit Dukaten anfüllen; dann mögest du von unserem Hause bis zu dem seinen einen Pflastersteig von reinen Golddukaten bauen. Vermagst du das, so kannst du den Brautzug entsenden und das Mädchen abholen lassen." — Der Bursche ging nun zu der Viehtränke und schüttelte über dieser drei Tage lang unaufhörlich das Beutelchen. Wären nicht lauter Dukaten herausgefallen, so wäre es recht langweilig gewesen. Als der Kaiser am dritten Tage das Fenster öffnete, da blinkte es ihm aus seinem Hofe wie die Sonne selbst entgegen. Der Bursche baute nun auch den goldenen Steig und führte auf diesem die schöne, liebreizende Kaiserstochter heim.

Heimgärtners Tagebuch.

Die Weltgeschichte ist das Weltgedicht.

Vor etwa einem halben Jahre erhielt ich einen Brief aus Petersburg von einem Deutschen, der angeblich die Vorgänge in Rußland genau beobachtete und die deutschen Zeitungen las. Dieser Mann versicherte mich mit leidenschaftlichen Worten, daß wir in Deutschland und Österreich auch nicht die Ahnung hätten von den Tatsachen in Rußland und Ostasien, daß wir durch die Presse auf das unerhörteste irregeführt würden, daß nicht ein Wort der Zeitungsberichte wirklich wahr sei, daß es *ganz und gar* (das ganz und gar dreimal unterstrichen) anders sei, als uns gemeldet werde.

Diesen Brief merke ich bloß an, weil man selbst die Empfindung, daß uns in vielen wichtigen Geschehnissen die Wahrheit vorbehalten bleibt, nicht los wird. Wer noch fünfzig Jahre lang lebt und warten kann, bis die Archive sich öffnen, der wird vielleicht das Richtige erfahren. Vielleicht auch dann noch nicht. Die Zeitgenossen verstehen die Geschichte nicht, weil sie der Nähe wegen die großen Tatsachen nicht zu überschauen

vermögen und weil ihnen aus politischen Gründen vieles verschleiert und gefälscht wird. Und künftige Geschlechter verstehen die Geschichte nicht, selbst wenn ihnen die abgeschlossenen Akten zur Verfügung stehen, weil ihnen das Milieu fremd geworden ist, weil sie nicht mehr imstande sind, den engsten Zusammenhang der Ereignisse mit den längst vergangenen Zuständen zu erfassen. Aus ähnlichen Erwägungen ist mir die Geschichtschreibung immer ein wenig zweifelhaft vorgekommen. Mangels persönlichen Überschauens muß der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung allzuoft durch subjektive Erwägungen, durch künstliche Verbindungen, ja sogar mit Philosophieren und durch Dichtung ersetzt werden. „Die Weltgeschichte ist das Weltgedicht."

Wenn aber ein Ereignis plötzlich, beispiellos und betäubend auftritt, wie das Revolutionsschiff „Potemkin" auf dem Schwarzen Meere, dann haben die politischen und journalistischen Redakteure nicht Zeit, die Weltgeschichte zu korrigieren und man erfährt die Wahrheit. Auf dem russischen Riesenkriegsschiff „Potemkin" beklagen sich Matrosen wegen ungenießbarer Kost, ein Offizier schießt den wortführenden Matrosen nieder, es erhebt sich eine Meuterei, die führenden Offiziere werden niedergemacht, die Mannschaft bemächtigt sich des gewaltigen Schiffes, bedroht damit Odessa, erzwingt von dieser Stadt eine großartige Leichenfeier für den erschossenen Matrosen, zieht vom Land Revolutionäre an sich, verbindet sich mit anderen meuternden Kriegsschiffen, zieht auf die hohe See hinaus, bedroht verschiedene Häfen, um Lebensmittel und Verteidigungsmittel zu erbeuten und Europa steht verblüfft vor einer unerhört sich entwickelnden feindlichen Kriegsflotte. Die Meuterer sind über Nacht zu einer politischen Seemacht geworden, die unter der roten Flagge und entschlossen zu sterben von Rußland die Freiheit verlangen.

So weit ist das Ereignis von antiker Größe. Aber nun kommt das Moderne. Den hundert Helden stehen auf dem Schiffe siebenhundert Schwächlinge gegenüber, die wollen leben. Sie wollen sich unterwerfen und um Gnade bitten. Im Bunde mit der Hungersnot zwingen sie die Minderheit, die schließlich auch wieder so modern ist, anstatt das Schiff in die Luft zu sprengen, dasselbe an Rumänien auszuliefern, das dafür der ganzen Mannschaft Schutz gewährt. Das Schiff geht an Rußland zurück, die Leute zerstreuen sich als abgeschaffte Meuterer in der Welt.

Welch ein Anschwung der Tragödie und welch eine Talentlosigkeit der Klio im letzten Akte! Ja, die Weltgeschichte ist das Weltgedicht. Aber das Weltgedicht ist stümperhaft.

Apportel!

Eines Abends ging ich spazieren zu Graz, der Mur entlang gegen Judendorf. Der Strandweg war köstlich menschenleer. Nur ein junger

Mann ging vor mir her, der einen stattlichen Hund bei sich hatte, mit dem er „Apportel" spielte. Er brach vom Gesträuch dürre Ästlein und warf sie über die Wiese hin. Der Hund schoß wie ein Pfeil drauf los und schlug sich allemal über, ehe er den Ast erhaschte. Dann brachte er ihn dienstfroh herbei und hielt ihn schweifwedelnd in der Schnauze bereit, bis ihn der Bursche wieder an sich nahm und neuerdings hinauswarf. So ging es eine Weile fort und je erregter und hastiger der Hund apportierte, je köstlicher schien der junge Mensch sich zu ergötzen.

Dann brach er ein schwereres Ästlein, schwang es gegen den Fluß gewendet im Rade und warf es hinaus mitten auf die Mur. Der Hund nahm einen Ansatz, bellte laut und sprang nicht ins Wasser. Von der Schneeschmelze im Hochgebirge war der Fluß trübe und reißend, der Bursche aber schalt den Hund einen Feigling. Ein neues Ästlein brach er und warf es ins Wasser, nahe am Ufer, wo es seicht war. Der Hund sprang sofort hinein, fing es heraus und schüttelte sich, daß die Tropfen ringsum stoben. Der Bursche brach wieder einen Ast und warf ihn in den Fluß, aber etwas weiter hinein. Der Hund stürzte sich ins Wasser, schwamm hin, kehrte mit der Beute ans Land zurück und schüttelte sich und lechzte vor Begierde. Der Bursche brach einen Ast und warf ihn noch weiter in den Fluß hinein. Der Hund stürzte ins Wasser, arbeitete sich mühsam durch die Wellen, kam endlich zur Stelle, hob den Kopf, schnappte nach dem dahinwogenden Holz, erhaschte es und brachte es ringend ans Land. Der Bursche schmeichelte das schnaubende Tier, das sich schüttelnd mit eingezogenem Schweif an seine Beine schmiegte, als graue ihm vor der Gefahr, der es entkommen. Er tätschelte den Kopf, nannte den Hund einen tapferen Kerl und als dieser sah, daß der Bursche noch einen dürren Ast brach, begann er zu winseln. Jener aber schwang das Holzstück und schleuderte es in großem Bogen weit in den Fluß hinaus. Der Hund ins Wasser, schwimmt mit aller Anstrengung dahin, wird von den Wellen abwärts getrieben, hebt den Kopf, um das Holz zu erspähen, ringt krampfig mit den Fluten, in denen er verschwindet, um sich wieder emporzuarbeiten. Das wiederholt sich einigemal, dann nichts mehr als Wellen. Zwei Beine schnellen noch empor, der Kopf taucht wieder auf, noch einmal und ein drittesmal — nicht mehr.

Der junge Mensch am Ufer ruft laut: „Sultan! Sultan!" Als ob ein im Wasser Versunkener etwas hören könnte! Und als der Sultan nicht mehr auftauchte und kein Sultan mehr war und wedelte ringsum — da schaute der Bursche dumm und stumpf drein. Stand da und starrte drein.

Ich hatte ihm vorher zugerufen: „Nicht ins Wasser hetzen, es ist reißend!" Er hatte es nicht beachtet. Nun wendete er sich um und als er sah, jemand käme ihm nahe, bekam er Beine und lief davon.

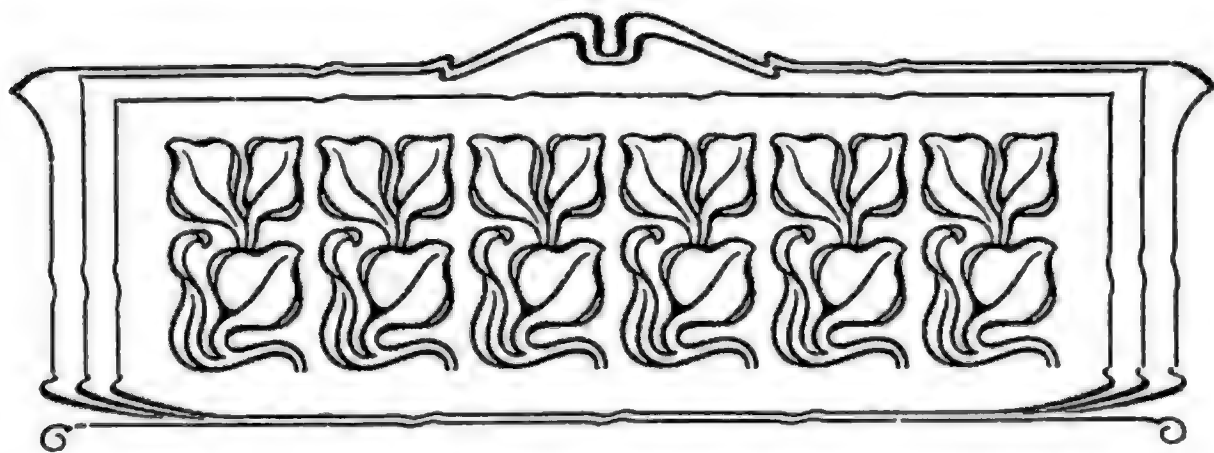
Wer der junge Herr war? Ich weiß es nicht. Ob er in der darauffolgenden Nacht sehr gut geschlafen hat, weiß ich auch nicht. Es ist aber wahrscheinlich . . .

Das Leichlein.

Heute besuchte ich die junge kranke Arbeitersfrau mit den vier kleinen Kindern. An der Haustür kam sie mir entgegen, dumpf lachend: „'s is schon gestorben!" In der Nacht war das drei Monate alte Kind verschieden. Es war brustkrank gewesen, wie es die Mutter ist. Im sonnigen Zimmer war das Leichlein auf dem Tische aufgebahrt in einem weißen Bett, mit einem gestickten Schleiertüchlein zugedeckt. Daneben im Glassturz ein messingenes Kruzifix, das Erbstück der Familie von Geschlecht zu Geschlecht. Zur Linken des Heiligtums eine Ampel, in der das Lichtlein zart und lieblich glimmte. Zur Rechten ein Glas mit Weihwasser und ein junges Eichenblatt eingetaucht, daß man damit den Leichnam besprenge. Die Mutter schlug das Tuch zurück. Selten habe ich eine Kindesleiche gesehen, die so beredt schwieg. Daß auf einem so kleinen Gesichtlein soviel Leiden geschrieben stehen kann! Sonst sind es runde helle Engelsgesichtchen, die dem Leben schon alles verziehen und vergessen haben. Aber dieses Körperlein hatte noch nicht vergessen. Die tief eingefallenen halb offenen Augen, der Zug um die dünnen Lippen war ein schweigendes Klagen. Ist's denn nötig gewesen, daß ich gerufen ward um nichts, als um zu sterben? — Auf dem dünnen Haar des Hauptes lag ein weißes Kränzlein. Wozu mir den Kranz? Mutter, hättest du ihn bewahrt, mir wär's erspart geblieben. — Aber die winzigen schmalen Fingerchen falteten sich über dem Brüstlein, gleichsam in Ergebung und Vergebung: Es ist ja schon vorbei. — Die Mutter lachte grell auf. Weinen könne sie nimmer.

„Und die anderen drei Kinder," wurde sie gemahnt „die müssen Sie jetzt weggeben. In Kostorte. Es wird schon beglichen werden. Sie können die Kinder nicht pflegen und dürfen es nicht."

„Die Kinder laß ich nicht von mir!" rief sie herb aus. „Wenn ich mich für meine Kinder nicht darf aufbrauchen, dann tragt mich gleich mit dem da hinaus!" Ein hohles Husten folgte den Worten. Dieser Anfall brachte sie zur Besinnung und sagte ihr das, was ich nicht sagen wollte. „Der Kinder wegen, freilich — der Kinder wegen!" sprach sie in sich hinein. „In Gottesnamen, soll mir noch das einzige versagt sein — ihrer zu warten. Leben und die Kinder meiden müssen!" Die Hände rang sie vor dem starren Leichlein: „Lieserl, nimm mich mit auf den Freidhof!"



Kleine Laube.

Unser wackerer Franz Goldhann.

Ein lieber Mitarbeiter des „Heimgarten", ein begeisterter Freund der Natur, des alpinen Volkstums, ein opferfroher Förderer alles Guten und ein treuer Kamerad in jeder humanitären Bestrebung — Franz Goldhann, begeht dieser Tage das Gedächtnis seines fünfundzwanzigjährigen Wirkens als Schriftsteller. Wenn wir uns auch nicht so oft an seinen sinnigen Naturschilderungen, an seinen meist so treffenden Aphorismen erfreut hätten, so müßten wir doch dem Menschen und Freund heute unseren wärmsten Jubiläumsgruß senden. Franz Goldhann hat aber durch seine Bücher: „Streifzüge in den Alpen", „Feiertagswanderungen im steirischen Oberlande", „Alpenzauber", und durch die Herausgabe von seines Oheims, des Dichters L. Goldhanns Leben und Gedichten, einen geachteten Platz in der heimischen Literatur zu beanspruchen. Der schlichte Mann hält sich stets bescheiden im Hintergrunde, doch muß er sichs nun einmal gefallen lassen, daß wir bei dieser Gelegenheit öffentlich dankbar seiner gedenken. Der Heimgärtner.

Wie der Dichter Ganghofer zu seiner Frau kam.

In dem liebenswürdigen Büchlein „Ludwig Ganghofer, ein Bild seines Lebens und Schaffens",*) das Vinzenz Chiavacci gelegentlich des 50. Geburtstages des bayerischen Dichters herausgegeben hat, findet sich auch die herzige Geschichte, wie Ganghofer zu seiner Frau kam.

Zu Anfang der Achtzigerjahre fanden die ersten Aufführungen des „Herrgottschnitzers" am Wiener Ringtheater statt. Bei diesem ersten Volksstück Ganghofers hatte eine junge Sängerin mitgewirkt, Katinka Engel, ein zierlich modelliertes, bewegliches Figürchen. Aus dem runden, blühenden Gesichte, unter blonden Flechten, lachten ein Paar heiter glänzende Augen — ganz der Typus der gut geratenen Wienerin — doch manchmal mit einem ernsten sinnenden Schatten um die Stirne — ein Zug, der an den Wienerinnen nicht oft gefunden wird. Schon die erste Begegnung bei der Leseprobe war entscheidend für dieses junge Menschenpaar. Aber der heiße Boden des Theaters war dem Zusammenfinden ihrer Herzen eher feindlich als günstig. Hinter den Kulissen sind Zweifel und Mißtrauen heimisch. Doch es kam eine Stunde der jähen Aussprache — sie kam mit einer Nacht in Flammen und Rauch, mit einer Nacht des Schreckens und der Verzweiflung — mit dem Brande des Ringtheaters!

*) Adolf Bonz & Comp. 1905.

Es war ein Feiertag, dieser furchtbare 8. Dezember. Ganghofer hatte den Nachmittag am Schreibtisch zugebracht — das Volkstück „Der zweite Schatz“ war im Entstehen. Gegen 7 Uhr abends machte er sich auf den Weg ins Theater, wo „Hoffmanns Erzählungen“ zum zweitenmale gegeben werden sollten. Wie er zum Schottentor kommt, sieht er eine Rauchwolke über dem Dach des Ringtheaters, eine Flammengarbe schlägt in die Luft — das Theater brennt. Bei allem Schreck des Augenblicks durchzuckt ihn auch eine qualvolle zitternde Sorge des Herzens — Katinka hatte die Absicht ausgesprochen, der Vorstellung am Abend beizuwohnen. Ganghofer will in den Zuschauerraum eindringen — Polizisten und Feuerwehrleute verwehren ihm den Eintritt: Es wäre niemand mehr im Hause — „alles gerettet!“ Er stürzt zum Bühneneingang; Schauspieler in den Kostümen des Abends und Bühnenarbeiter fliehen über die Treppe herunter, niemand gibt ihm Antwort auf die Frage, ob Katinka Engel im Hause wäre. Er eilt hinauf zu den Garderoben, findet sechs Menschen, die in ihrem Entsetzen wie blind umherrennen, sieht in einer Garderobe eine Schauspielerin im Hemd, gelähmt und besinnungslos vor Schreck. Ganghofer hüllt die Zitternde in seinen Winterrock ein und will die sieben Ratlosen führen. Eine Bühnentüre, glühend geworden, bricht aus den Pfosten heraus — die ganze Bühne ein Flammenmeer, dessen strahlende Hitze die Haut, das Haar und die Kleider versengt. Ganghofer, bei seiner genauen Kenntnis des Hauses, findet den Weg zur Unterbühne und zum Hofraum, den schon erstickender Qualm erfüllt. Das ins Freie führende Tor ist versperrt. Mit Aufgebot aller Kräfte wird es von Ganghofer eingedrückt und die kleine Schar ist im Freien. Auf der Straße schreien Tausende erregt durcheinander. Man hat in den Gängen des Zuschauerraumes die ersten Toten gefunden. Im Korridor der Galerie liegen ganze Wälle von Leichen.

Ganghofer hat in dem schreienden Gewühl, das die Ringstraße erfüllt, einen Wagen erhascht und jagt in die Nibelungenstraße, wo Katinka, die ihre Eltern früh verloren hatte, in der Familie ihres um die Schwester treubesorgten Bruders lebte. Sie hatte die Vorstellung besuchen wollen, aber ein Söhnchen ihres Bruders war erkrankt und hatte die „Tante Tinka“ gebeten, bei ihm zu bleiben und Märchen zu erzählen. Dieser Liebesdienst hat ihr das Leben gerettet und ein junges, keimendes Glück beschirmt. Während sie am Bettchen des Kindes sitzt, kommt eine Magd hereingestürzt: der Herr Doktor wäre draußen, ganz bleich, ohne Hut und Winterrock, und könnte nicht reden und wäre wie ein Verrückter. Katinka eilt in den Flur hinaus, zwei zitternde Arme umklammern sie, und in einem Schrei der Freude, mit Schluchzen und Küssen, spricht sich alles Stumme aus.

Es war eine Nacht des Schreckens für Wien. Gegen 400 Tote wurden zwischen den rauchenden Trümmern des Theaters gefunden.

Und diese Nacht erschuf ein junges Glück, das in reiner Sonnenhelle durch ein ganzes Leben dauern sollte. In Katinka Engel fand Ganghofer nicht nur eine Frau von seltenen Herzenseigenschaften, von ruhelos sorgender Treue für den Gatten und die Kinder, sondern auch eine ernste, mit unbestechlichem Urteil begabte Beraterin seines Schaffens. Wer weiß, ob ohne diese Frau der Lebensweg Ludwig Ganghofers, bei seinem heißblütigen Naturell und der lachenden, optimistischen Art, wie er das Leben zu nehmen pflegte, so gleichmäßig, so ruhig und sicher zur Höhe des Erfolges gestiegen wäre? — Am 7. Mai 1882 fand die Vermählung statt.

Wie man hundert Jahre alt wird.

An Tieren konnte man beobachten, daß die Wachstumperiode des Organismus ungefähr den fünften Teil der gesamten Lebensdauer ausmache. Das führte den

französischen Forscher Flourens, der ein interessantes Buch über „das lange Leben der Menschen“ geschrieben hatte, zur Annahme, die normale Lebensdauer des Menschen müsse hundert Jahre betragen. Diesen Gedanken Flourens' erweiterte Professor Elias Metchnikof, dessen Namen in der letzten Zeit anläßlich der Prüfung des Doyenschen Serums wiederholt genannt wurde, zu einer ganzen Theorie. Die Wissenschaft müsse es dahin bringen, meint der berühmte Bakteriologe, durch Vermeidung sämtlicher Schädlichkeiten das frühe Absterben der einzelnen Zellen zu verhindern und den Menschen wieder glücklich zu machen. Durch Disharmonie seiner Organe sei er zum Unglücke geboren. Der Tod stehe ihm wie ein Schreckgespenst vor den Augen, statt ihm wie eine natürliche, selbstverständliche Sache zu erscheinen. Der Todesinstinkt sei der Menschheit verloren gegangen. Die Wissenschaft werde es sicherlich dahin bringen, diese Disharmonien aufzulösen, die Zellen zu kräftigen, so daß jeder Mensch eines natürlichen Todes sterben werde — notabene, nach hundertjährigem glücklichen Leben und darüber hinaus. Diese Ideen sind in einem interessanten Buche, „Studien über die Natur des Menschen (Eine optimistische Philosophie)“ zusammengefaßt, das berufene Philosophen die Bibel des modernen Optimismus genannt haben.

Selbstverständlich wollte sich der geistreiche französische Gelehrte überzeugen, ob die Praxis auch seine theoretischen Schlüsse bestätigen würde. Er suchte mühevoll nach Hundertjährigen, durchforschte ihre Biographien. Wie lebten Sie? Wie starben sie? In Todesangst oder mit dem natürlichen Todesinstinkt, wie er das naturgemäße Sterben bezeichnet? Leider sollte er nur in den Büchern Bestätigungen seiner Theorie finden. Die Bibel läßt ihre Patriarchen im hohen Alter sterben und fügt die charakteristische Bezeichnung „lebenssatt“ hinzu. Aber die Greise, die Metchnikof beobachten konnte, waren teils kränklich, teils geistesschwach, nicht jene idealen Greise, die er sich vorstellte, denen das Leben eine Lust, das Alter ein Vergnügen und der Tod eine Freude war.

Ein Königreich — ein bakteriologisches Königreich für einen normalen lebenden alten Menschen über hundert Jahre. Was nützt ihm seine schöne Theorie, wenn eine hundertjährige Dame in Rouen auf den ersten Blick verriet, daß sie im Laufe ihres langen Lebens ihren Verstand verloren hatte? Wenn der berühmte Chemiker Chevreul mit hundertdrei Jahren, entgegen seiner Theorie, noch nicht das geringste Verlangen nach dem Tode äußerte, wobei freilich seine intellektuellen Fähigkeiten sehr gesunken waren.

Der Zufall sollte ihm die Erfüllung seiner Wünsche bringen. Er erfuhr, daß Paris eine hundertfünf Jahre alte Dame besitzt, Frau Robineau, welche Zeit ihres Lebens nie krank gewesen und sich im vollen Besitze ihrer geistigen Kräfte befinden sollte. Diese Frau mußte er kennen lernen. Er ließ sie um eine Zusammenkunft bitten und über Ursache und Absicht dieser Bitte unterrichten. Frau Robineau ging gerne darauf ein und ließ ihm sagen, sie werde sehr erfreut sein, ihn zu sehen; er könne sie fragen, was ihm beliebe.

Diese Zusammenkunft schildert der „Daily Telegraph“ in sehr ergötzlicher Weise. „Professor Metchnikof wurde zuerst von dem jungen Sohne der Patriarchin, einem Manne von achtzig Jahren, und seiner liebenden siebzigjährigen Gattin empfangen. Dann erschien die Mutter dieses jungen Paares, sich auf einen Stab stützend, an ein Mädchen leicht gelehnt. Sie ist eine entzückende alte Dame, das Gesicht weiß wie Wachs, mit schneeweißen Locken unter einer zierlichen schwarzen Haube, mit stolzen blauen Augen, die freilich im Laufe der Jahre viel von ihrem Glanze eingebüßt haben müssen.“ Frau Robineau wartete gar nicht, daß Metchnikof auf das ihn interessierende Thema eingeht, sondern informierte sich erst mit klarer,

lauter Stimme über sein Begehren. Endlich konnte er verschiedene Fragen an sie richten. Wie sie gelebt habe? Ein ruhiges stilles Leben ohne Krankheiten und Sorgen. Ob sie die Last der Jahre drücke? Nein. Arbeiten könne sie freilich nicht mehr. Aber sie plaudere so gern und es fehle ihr nicht an Freunden, sie zu besuchen. Wie es mit ihrem Gedächtnisse stehe? Sehr gut, aber am deutlichsten blühen ihr die Erinnerungen ihrer Jugend. Und nun erzählt sie von der Zeit Napoleons I., von Louis XVIII., den Orleans u. s. w.

Das Gespräch kam auf ihre jetzige Lebensweise. Sie klagte darüber, daß sie zeitweilig nicht mehr den richtigen Geschmack der verschiedenen Speisen empfinde. Trotzdem trinke sie ihre Chokolade des Morgens und schlürfe mit Behagen des Abends eine Suppe. Und ob ihr das Metchnikof glauben wolle, gerade die Suppe habe sie als kleines Mädchen nicht vertragen können. Sei das nicht komisch? Sonst esse sie noch einige trockene Biskuits — Brot vertrage ihr Magen nicht — ein Stückchen saftiges Hühnerfleisch, Hirn, Reis und Obersschaum. Ihr Getränk sei ein „rötliches Wasser“, d. h. Wasser mit ein bißchen Rotwein.

Metchnikof brannte darnach, zu vernehmen, ob sich die Dame vor dem Tode fürchte oder den natürlichen Todesinstinkt besitze, der das Ende eines glücklichen Lebens bedeute. Leise richtete er diese Frage an eine Enkelin. „O,“ rief diese laut aus, so daß es die Hundertjährige leicht hören konnte, „wir sprechen sehr häufig vom Tode. Großmama schreckt der Sensenmann nicht.“ Und Madame Robineau fügte ernst hinzu: „Wenn man zu nichts mehr taugt, muß man ja an den Tod denken. Laß ihn kommen, wann es ihm beliebt, ich werde darüber nicht böse sein.“

So endete diese denkwürdige Zusammenkunft, die für Metchnikof von größter Bedeutung war. Hatte sie ihm doch die Bestätigung seiner Theorie vollauf gebracht. Wir wollen hoffen, daß auch seine anderen Ausführungen sich bestätigen werden; daß alle Menschen mit Hilfe der Wissenschaft in voller Gesundheit und Lebenskraft ein ganzes Säkulum leben werden und daß ihnen der Tod gleich den Eintagsfliegen im Rausche der Liebe und des Lebens nicht als Erlöser, sondern als Vollender erscheinen wird. Nur möge sich die Wissenschaft ein wenig beeilen. Wir Lebenden möchten auch, wenigstens einen Bruchteil dieser herrlichen Zeit mitgenießen. („N. W. T.“)

Die beharrlichen Schwalben.

Zum gleichnamigen Aufsatz im Augustheft erhalten wir noch folgende Zuschrift: Kluge Schwalben, ähnlicher Art, wie sie dort geschildert wurden, habe auch ich kennen gelernt. Ich wohnte früher in der Nähe von Eisenach. Eine Stunde westlich von dieser Stadt liegt im Hörseltale das Dorf Stedtfeld. Der Mühlenbesitzer H. daselbst hatte einen erwachsenen Sohn und zwei Töchter. Die Töchter ließen sich vor den Fenstern des Wohnzimmers an der Giebelseite des Hauses Blumenbretter anbringen, auf denen sie ihre Lieblingsblumen sorgsam pflegten. Leider wurde ihnen die Freude, die sie darüber empfanden, häufig dadurch getrübt, daß ihre Pfleglinge durch die Schwalben, welche sich an dem oberen Teile des Hauses angesiedelt hatten, beschmutzt wurden. Die jungen Mädchen klagten ihr Leid ihrem Vater und baten ihn, die Schwalben zu vertreiben. Dieser erklärte ihnen aber, man dürfe die Nester der Schwalben nicht zerstören, da dies nach allgemeinem Volksglauben den Hausbewohnern Unglück bringe; er wolle aber dem Übelstande auf andere Weise abhelfen. Er ließ nun oberhalb der Fenster an der ganzen Hausseite ein breites, sogenanntes Schirm- oder Schutzbrett anbringen. Kaum war dieses jedoch einen Tag angebracht, als auch ein Schwalbenpaar es geeignet fand, sich unter ihm eine geschützte Wohnung

herzurichten. Sobald der Müller dieses Beginnen bemerkte, wurde er selbst ärgerlich und zerstörte die angefangene Arbeit mit einer Stange. Er glaubte, die Schwalben würden nun ihr Bemühen infolge davon einstellen. Aber schon am nächsten Tage mußte er gewahr werden, daß die Tierchen ihren Versuch erneuerten. Der Müller wiederholte sein Zerstörungswerk und an diesem Tage blieb das Schwalbenpärchen untätig. In der darauffolgenden durch Mondschein erhellten Nacht wacht der Müllerssohn auf und hört vom Hofe her das Gezwitscher einer großen Anzahl Vögel. Da er es nicht der Mühe wert hält, aufzustehen und nachzusehen, was das für Vögel sind, so schläft er bald wieder ein. Als er am frühen Morgen zum Kaffeetrunk in die Wohnstube kommt, fragt er seine Mutter, ob sie nicht auch das Gezwitscher in der Nacht gehört habe, es müsse etwas ganz besonderes los gewesen sein. Die Mutter hat es ebenfalls gehört. Der Sohn geht dann auf den Hof und blickt auf das von der Morgensonne beschienene Haus. Da sieht er mit Verwunderung, daß an derselben Stelle, an welcher die Schwalben unter dem Schutzbrett den Nestbau begonnen hatten, ein neues Nest fix und fertig hängt. Das Schwalbenpaar hatte demnach die Stammgenossen in der ganzen Nachbarschaft ersucht oder aufgefordert, ihnen bei dem Nestbau in der Nacht behilflich zu sein, welcher Aufforderung dieselben auch nachgekommen waren. Daher also auch das vielstimmige Gezwitscher in der Nacht. Die Müllersleute ließen nach Erkenntnis der Tatsache das Schwalbenpaar unbehelligt und erkannten ihm Heimatrecht und Schutz unter dem Schirmbrett für immer zu.

Singvögel.

Sehnsucht.

Es liegt eine Sehnsucht im Glockenton,
Hör' ich die Rufenden klingen,
Ich möcht' mich aufwärts schwingen,
Weit über Berg und Tal davon.

Den Sterblichen winkt ein göttliches Land
Hoch über allen Sternen
In wundersamen Fernen;
Wohl möcht' ich es schauen an Traumeshand.

Das Herz ist doch wie ein töricht Kind!
Es lauscht dem Märchensange
Und glaubt dem Glockenklange
Und setzt sein Hoffen auf Well' und Wind.

Hans Mittendorfer.

Heimweg.

In meiner Seele ringt ein Klang,
Wie nie er noch zum Lichte rang.
Mit tausend Dornenkronen gekrönt
Hat mich so lang die Welt gehöhnt —
Bis endlich den wahren Weg ich fand. —

Es ist ein heilig ewiges Land.
In Wunderstunden ersteht es dem Blick,
Und wer einmal dort, kommt nie mehr zurück,
Doch hält ihn keine Fessel gebannt.

Ich Armer, ich Blinder die Pfade fand,
Die sonst so labyrintisch in Nacht —
Doch führte mich keine Wundermacht.

Ich selbst, ich führte mich an der Hand
Ins ewig, uralte Wunderland,
Ins eigene Ich —

Hans Legenstein.

Erdentreue.

Und pocht auch die Sorg' an Tor und Tür
Und stirbt das silberne Scherzen;
Wir lachen doch noch für und für,
Selbst mit gebroch'nem Herzen. —

Und macht auch die Nacht uns verblüht und blind,
Quillt über der Krug auch der Tränen:
Wir bleiben treu, wir bleiben Kind,
Noch mit versengten Sehnen. —

Und blüh'n uns zwei Kreuze, zwei Hügel nur
Und nichts sonst auf trauriger Erden:
Wir haben genug und bleiben klug —
Sollten wir treulos werden?

Hans Legenstein.

Sommerfäden.

Wolkenlose Sonnentage
Wandeln mit gedämpftem Schritt;
Mildes Heute wie das Gestern,
Das gelind vorüberglitt.

Blanke Fädlein seh ich blitzen
Auf der Erde silberklar,
Schlingen sich wie weiße Härchen
Ihr ins dunkle Blätterhaar.

Träumst du, Erde? . . Eine Göttin
Hör' ich in den Lüften geh'n —
Halm und Hütte, Lust und Leiden
Still wie Rauch vor ihr verweh'n.

Adolf Hainschegg.

Der Bergsee.

An Margarete v. T.

Als ich zum erstenmal dich sah
Nach langem, frohen Wandern —
Bergsee — dich, du Himmelsspiegel,
Da ward so eigen mir zumute! —
Von Felsen eingeengt, von Wald umgrünt,
Warst du ein Bild des Friedens. —
Die Alpenrose und der Enzian
Und noch manch and'res Blümlein,
Sie werden selten dort gepflückt
Am Obersee, beim alten Dürrenstein. —*)
Die Stille war's und jene große Macht
Der Schöpfung, die mein Fühlen so erfaßt',
Die Macht der herrlichen Natur,
Die sich vereint' zum schönen Kranze hier
An jenem hellen Sommertage. — —
Und als am Uferrand ich weiterschritt,
Da war ein Zauber wohl gescheh'n:
Die Ruhe wurde mir so schwer, —
Ich wollte jauchzen; doch umsonst!
Das Wasser hielt gefesselt mich
Mit seiner Reinheit, seiner Tiefe,
Als wollt' es sagen: „Störe nicht
Den Gottesfrieden hier!" — Und ich
Blickt' lange noch ins Aug' der Erde,
In dich mein See hinein und sah:
Die Reinheit und die Tiefe deiner Seele,
Du zaub'risch schöne Frau — Natur!

Johannes Just.

*) Der Dürrenstein bei Lunz, der einen so prächtigen Ausblick auf das Hochgebirge des steirischen Oberlandes bietet.

Dem Schnitt entgegenreifen.

Schon liegt der erste braune Strich
Im Felde auf den Ähren,
Sie heben sich, sie wiegen sich
Im sonnigen Begehren.
Und mag die Sichel auch zur Frist
Die Halme niederstreifen,
Der ganze Sinn des Lebens ist,
Dem Schnitt entgegenreifen.

Was hilft es, für den andern Tag
Sein Körnlein Glück verscharren
Und in dem raschen Stundenschlag
Auf Schicksalszeichen harren?
So hoch das Sehnen sich vermißt,
So tief die Wünsche greifen,
Der ganze Sinn des Lebens ist
Dem Schnitt entgegenreifen.

Friedrich Beck.

Lebenselixir.

In der Tage Gewalt
Ward ich stark, ward ich alt —

In der Nächte Gefild
Ward ich klar, ward ich mild —

Mit der Liebe Geleucht —
Hab' ich alles erreicht.

Hans Legenstein.

Alte Schule.

Lesen, schreiben und rechnen, mehr bedarf der Mensch nicht, um glücklich durch die Welt zu kommen.

Er soll es verstehen, das Schöne und Gute an seinem Lebenswege für sich aufzulesen.

Er soll es verstehen, wenn's schief geht, sich manchmal auch selbst die Schuld zuzuschreiben.

Er soll es verstehen, stets mit den Tatsachen zu rechnen. R.

Marterln und Votivtafeln.

des Tuifelemalers Kassian Kluibenschädel von Rudolf Greinz. (L. Staackmann in Leipzig.)

Daraus folgende Proben:

Marterl auf einen Prinzgemahl.

Unter diesem steinernen Totenmal
Fand seine ewige Ruhe ein viel geschundener Prinzgemahl —
War Seine königliche Hoheit im übrigen eine Null bei Hof und in der sonstigen Welt.
Lediglich zur baldmöglichsten Züchtung eines Thronerben bestellt,
Nachdem man endlich hatte den sehnlichst erwarteten Knaben,
Konnte man seinen Erzeuger als vollständig überflüssig begraben
Seine Anschaffung war ohnedies nur höchst verdrießlich —
Aber auf den Bäumen wachsen die Kronprinzen eben auch nicht schließlich.
Gott verleihe eine lange und glorreiche Regierung seinem hochgebornen Samen
Und lasse ihn selbst inzwischen in Gnaden vermodern. Amen.

Grabschrift auf das veraltete Weib.

So du durchwandelst die Verwesungsflur, betracht' mit Wehmut auch dies Totenmal.
Hier unter'm grünen Rasen ruht das gute, liebe, herzige Weib von Anno dazumal.
Veraltet und überholt mußt' sie blühend jung im Tode jäh erbleichen
Und zu Ende des letzten Säkulums dem modernen Überweibe weichen.

Was sie uns war, wird wohl in Ewigkeit ganz unersetzbar bleiben,
Drum laßt ihr glänzendes Verdienst in goldnen Lettern hier auf diesen Stein uns schreiben!
O daß dich verscharrt des Totengräbers grausamscharfer Spatel!
Wer wird uns künftig Strümpfe stoppen? wer kochen Knödel, Krapfen und saftige Bratel!
Kein voller Busen wogt uns mehr unter'm reizenden Korsettel —
Wer soll unsere Kinder säugen, dieweilen Milch noch nie ergab ein bloßes Brettl!
Dem Molligen hat die schlimme Madam' Mod' in arger Tück' das G'nack gebrochen,
Hans Mors trieb ein verkehrtes Spiel, erwürgt' das Fleisch und ließ lebendig uns die Knochen!
Tabaksgeruch vertritt die von den Dichtern vielbesungenen Rosenlippendüfte,
Und längst zur Fabel ward der Zauber einer schöngeschwung'nen runden Hüfte,
Die als des Hauses Zier man einst gepriesen in begeisterten Liedern und Psaltern,
Sie prangt mit Schreibärmeln und Tintenfingern anjetzo an aller Ämter Schalter.
Die Kindlein hat gewiegt zu sanftem Schlaf in diesem Erdentale,
Sie tritt im Schweiß des Angesichts hoch zu Stahlroß die wirbelnden Pedale!
Und trug sie Hosen je, so war dies ehedem zu verstehen nur figürlich,
Doch heute wird diese schöne Metapher bereits zu einer Tatsach' unnatürlich.
O pflanzet auf dieses Grab statt einer trauernden Zypresse oder schlanken Pinie
Zum Warnungszeichen des fin de siècle-Überweibes sezessionistische Haarstrich-Linie —
Dann hat die Sonne Zutritt, um diese Ruhestätte zu vergolden:
Sintemalen, gleich weiland Peter Schlemihl, keinen Schatten werfen unsere Holden.
So leicht vom Körper sie, machen sie uns doch schrecklich fühlbar dieses Lebens Schwere —
Domine Deus nobis miserere!

Lustige Zeitung.

Wie einer seine Zeit benützt. Der Paukenschläger im Orchester eines Stadttheaters in Bayern trank mitunter gerne ein Schnäpschen. Während einer großen fünfaktigen Oper verspürte er einen ganz gewaltigen Appetit nach einem Kümmel, denn nahe an zwei Stunden hat er nun geschmachtet. Da kommt für ihn ein Lichtpunkt, im vierten Akt, wo er als Tympanist 60 Takt Pause hat. Dieser Moment ist für ihn zu günstig, um nicht davon Gebrauch zu machen, denn die Restauration oder vielmehr die Kümmelapotheke befindet sich nur wenige Schritte vom Theater. Kaum hat er an der betreffenden Stelle ausgewirbelt und den letzten Schlag getan, da legte er seine Paukenklöppel hin, schießt, wie wenn ihn ein unaufschiebbares Bedürfnis dränge, durch die Tür und geht, seine Pausen zählend, 1, 2, 3, 4, im Marschtritte dem Kneipchen zu; 5, 6, 7, 8, 9, 10 — tritt er — 11, 12, bei dem Wirte ein, 13 schön guten Abend — 14, 15, einen Kümmel — 16, aber schnell, 17 — 18 — 19, hier! danke (er trinkt) — 20 — 21 — 22 23 (er trinkt), Prr! 27 — 28, hier, 29, mein Sechser! 30 — 31, noch einen! 32 — 33 — 34 (der Kümmel kommt), 35 (er trinkt), 36 — 37 — 38 — 39 — 40, hier ist, 41 — mein Sechser! 42 — 43 — gute Nacht — 44 — schlafen Sie — 45 — 46 — mir recht — 47 — schön wohl — 50 — 51 — 52 marschiert er wieder nach seiner Stelle im Orchester, ist mit Zählung 59 in Positur und — Bumm! fällt er, als er gezählt, in das volle Tutti der Instrumente wieder ein. Das heißt seine Zeit benützen!

*
* *

Gefährliches Mittel. A.: „Ist denn das Haarfärben wirklich so gefährlich, wie die Ärzte immer sagen?“ — B.: „Gewiß! Darauf kannst du dich verlassen! Erst kürzlich hat es ein Onkel von mir versucht und in drei Wochen war er mit einer Witwe mit vier Kindern verheiratet!“

*
* *

Ein arabisches Sprichwort. Wer nichts weiß und nicht weiß, daß er nichts weiß, der ist ein Tor, vor dem man sich hüten soll. — Wer nichts weiß und weiß, daß er nichts weiß, der ist bescheiden und den soll man belehren. — Wer etwas weiß und nicht weiß, daß er etwas weiß, der ist ein Träumer, den man aufwecken soll. — Wer etwas weiß und weiß, daß er etwas weiß, der ist ein Weiser, dessen Umgang man suchen soll.

*
* *

Auch eine begründete Klassifikation. Ein alter, würdiger Herr in Berlin wurde auf einem Spaziergange von einem übermütigen Straßenjungen geneckt, so daß er endlich — da kein Schutzmann sichtbar war — zu einem Steinchen griff und dasselbe auf den Schlingel warf. „Sie olles Säugetier!" ruft dieser zurück. Dem Alten ist diese naturgeschichtliche Klassifikation völlig neu und er verspricht daher dem Jungen Amnestie, wenn er ihm den dunklen Sinn der Rede aufkläre. „Na," sagt der Bengel, „jewiß sind Sie 'n Säugetier, Sie werfen ja lebendige Jungen!"

*
* *

War ko mich zwing! Die Ansicht Friedrichs des Großen, daß man jeden nach seiner Art selig werden lassen möge, ist bekannt. Ein zwölfjähriger Junge in einem Dorfe Böhmens handelte darnach. Diesen wollte der Kaplan wegen des Nichtbesuches der Kirche züchtigen. Als ihn der eifrige Gottesdiener erfaßte, sträubte sich der Junge und rief im Dialekt: „War ko mich de zwing, wenn ich nu nich in Himm'l kumm will.', Sprach's, riß sich los und jagte zur Schultür hinaus.

*
* *

Das Bier-B. Brauchbare Bierbrauerburschen bereiten beständig bitteres, braunes Bier, bekanntlich besonders billiges Bedürfnis begnügsamer, brüderlich behaglich beisammen bleibender Bürger. Betörte bierfeindliche Bacchus-Brüder behaupten bisweilen bestimmt: Bayerisches Bier berausche bald, befriedige bloß Bauern, beraube besseren Bewußtseins, beschränke blühende Bildung, begründe breite Bäuche, befördere blinden Blödsinn. — Begeistert Bacchus besser, bleibt beim Besseren; besingt Burgunder, Bordeaux, Brausewein, beschimpft boshaft bayerisches Bier. Biedere Biertrinker, bevor Beweise Besseres bewähren, bleibt beigestellt beim braunen Becherblinken, bleibt bayerische Bierfreunde beim baierischen Bierwirte!

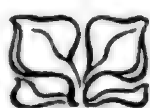
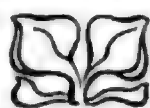
*
* *

Das Wein-W. Wenn Westwinde wehen, wandern wahrhaft würdige Wiener, wohin Weinweiser wonnig winken. Wo weißer, wild wallender, würziger, Weidlinger Wein wächst, werden wahnwitzige Würger weich wie Wachs, werden wohlwachsame Weltweise wie Weidenwipfel wankend, weinende Weiber wie widerwärtige Wähler willig, weichen wüste Wühler wie wütende Wölfe, wenn Waffen wirksam walten. Wehe windigen Weinwirten, welche wahren, weißen Weidlinger Wein wässern. Wer wünscht Wasser, wenn Wein wonnig winkt? Wenig Wichtiges würde werden, wenn wenig Wein wüchse; Wein weckt Witz, wirkt wohltätig, wärmt, wandelt wonnig wildes Weh!

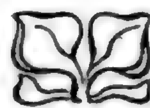
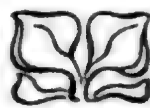
*
* *

Pius X. Unlängst kam ein Pfarrer aus Oberitalien zum zweiten Male innerhalb Jahresfrist mit einem Pilgerzuge aus seiner Gemeinde und ihrer Umgebung nach Rom und zum Papst. Nach beendeter Audienz hielt der Papst den Pfarrer noch etwas zurück: „Du hast wohl keine Armen in deiner Gemeinde, mein Sohn?" fragte ihn jetzt der Papst. — „O ja, Heiliger Vater, viele." — „Und Kinder

in deiner Gemeinde hast du auch?" fragte der Papst weiter. — „Gewiß, Heiliger Vater." — „Dann, mein Sohn," sagte der Papst ernsten Blickes, „veranstalte weniger Pilgerzüge; verwende das Geld, das sie kosten, für die Armen deiner Gemeinde, und die Zeit, die sie brauchen, für mehr Unterricht der Kinder." Sprach's und entließ den Pfarrer.

Bücher.

Der Eiskaplan. Eine Erzählung von Artur Achleitner. (Mainz, Kirchheim und Ko. 1904.)

Wenn dieses Buch nicht die prächtigen Naturschilderungen enthielte, würde ich es ohne rechten Genuß durchgelesen haben. Die Menschenschilderungen halten jener nicht stand. Die Älplergestalten sind mehr schematisch gehalten und nicht gerade von ihrer besten Seite dargestellt. Der Held des Buches, der Eiskaplan, ist eine asketisch veranlagte Natur, soll eine ideale Priestergestalt sein. Falls damit dem katholischen Klerus ein Kompliment gemacht werden will, wird dieser darüber nicht außerordentlich erfreut sein können. Der Eiskaplan ist zu sehr Prinzip und zu wenig Mensch, als daß er uns hinreißen oder gar bekehren könnte. Daß er von seinem anfangs so streng kirchlichen Leben, in dem er manch achtunggebietendes Werk vollführt, allmählich sich der weltlichen Volkswirtschaft zuwendet, bis er endlich ein Hochgebirgserschließer wird, ist zu wenig psychologisch begründet und macht eher den Eindruck, als geschehe es aus Willensschwäche, denn aus Liebe zum Volke. Der Verfasser scheint für diese Gestalt ein reales Vorbild gehabt zu haben, es ist nur die Bearbeitung ein wenig gar zu theoretisch ausgefallen und wohl auch zu absichtlich kirchlich, als daß sie poetisch eine größere Wirkung hervorbringen könnte. Achleitner hat schon besseres geleistet.

R. H.

Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland. Von Dr. Wilhelm Rudeck. (Berlin. H. Barsdorf. 1905.)

Auch solche Bücher müssen geschrieben werden und gelesen von solchen, die den Menschen recht kennen lernen wollen. Obschon das Buch vor der Jugend abzuschließen ist, wie das Zündholz vor dem Pulver, kann es gereiften, ernsten Männern nicht schaden. Das umfangreiche Werk erzählt, wie es unsere Vorfahren in Geschlechtsangelegenheiten öffentlich gehalten haben. Das Badewesen, die Prostitution, die Kleidung, die Vergnügungen, Feste und Spiele, die Jugenderziehung, die Sprichwörter und Volkslieder, Kunst, das Kirchenlied, die Predigt, der Hexenglaube, die Literatur u. s. w., alles wird vom Gesichtspunkte des Sexuellen aus einer Betrachtung mit kennzeichnenden Auszügen und Proben unterzogen, vielfach auch mit alten Bildern illustriert. Es ist in der guten alten Zeit lange nicht immer bei den „naiven Derbheiten" geblieben, es waren oft rechte Schweinskerle-Sitten. Vielleicht ist das hierin ein wenig besser geworden. Wenn sich aber an Stelle roher Schweinigeleien die heimlich lüsterne Prüderie setzt, die das im Verborgenen reichlich bejaht, was sie öffentlich verneint, so wird von einer tatsächlichen Besserung nicht allzulaut gesprochen werden dürfen. Der Mensch ist ein trefflicher Schauspieler, er kann allerlei Mienen machen und allerlei erbauliche Sprüche sagen — im Grunde bleibt er der alte Adam.

M.

In der Gewalt Jesu. Ein Jahrgang Predigten von Gustav Benz, Pfarrer zu St. Matthäus in Basel. (Basel. Reinhardt. 1905.)

Es gibt heute nicht viele Leute, die gerne Predigten hören oder lesen. Der Grund wird zu gleichen Teilen bei den Leuten und bei den Predigten liegen. Wem aber die kraftvolle Art des als Erbauungsschriftsteller schon im Auslande berühmten Pfarrers („Wohin sollen wir gehen?" „Ein Stück eigen Land") nichts bietet, der muß die Gründe seiner Indifferenz in sich finden. Benz lebt mit den Nöten und Fragen seiner Zeit, aber auch voll und innig mit den Heilstatsachen des Evangeliums. Darum kann er auf die harten Fragen der Gegenwart eine positive Antwort geben. Man nehme nur z. B. den Gedankengehalt der Predigten „Die Brotfrage", „Vom Müdewerden", „Frei von Todesfurcht" in sich auf. Das tröstet nicht nur auf eine Stunde, das erhebt und kräftigt wirklich für das Leben. Das volle, kräftige Glaubensleben des Predigens spiegelt sich in der klaren, einfachen und doch sehr geglätteten Sprache. Für die geistigen Bewegungen in der katholischen Kirche hat er ein aus den Grundgedanken des Evangeliums heraus begründetes Verständnis

(S. 373), darum könnte mancher polemische Hieb, der die Sache des positiven Christentums doch gar nicht fördert, wegbleiben. — Solche Bücher arbeiten an dem wichtigsten Werke, das jetzt für unser Volk nottut, an der inneren Einigung derer, die den Herrn Jesum lieb haben. Darum zu tausenden hinein in das Volk! Irenaeus Euthyphron.

„Briefe einer Mutter." Von Max von Weißenthurn. (E. Pierson. Dresden. 1905).

Das Glück der Zukunft liegt in der Erziehung der Gegenwart", diese Wahrheit steht am Anfang des Buches und gibt dessen Grundton an. „Unsere Töchter, unsere Frauen, unsere Mütter", so ist das erste Kapitel überschrieben. Dann folgt die Idealschilderung einer guten Mutter. Diesem Lichtbilde gegenüber das traurige Kapitel der verwahrlosten Kinder. Die Erziehung zur Ehe bildet den Gegenstand eines der wichtigsten Briefe. Nach des Autors gesunder Anschauung bleibt die Ehe, bleibt die Familie doch immer der naturgemäßeste und beglückendste Beruf des Weibes. Wir sehen, daß Max von Weißenthurn in erster Linie die Erziehung des weiblichen Geschlechtes im Auge hat — aber damit ist zugleich die Frage der Regeneration und des ethischen Fortschrittes an der Wurzel berührt, denn die Erziehung der Frau ist auch die Erziehung der Menschheit. V.

Über Sonnenuhren. Beiträge zu ihrer Geschichte und Konstruktion nebst Aufstellung einer Fehlertheorie. Von Dr. Hans Löschner. Mit 59 Abbildungen. (Graz. Leuschner und Lubensky. 1905.)

Von diesem Werke kann man dreist sagen, daß es in der wissenschaftlichen Literatur eine Lücke ausfüllt. Die Menschheit hat vor Erfindung der mechanischen Uhr großen von uns selten bedachten Scharfsinn aufwenden müssen, um die Zeit, besonders die Tageszeit, zu bestimmen. Zumeist geschahen solche Zeitbestimmungen mittelst Schattens, die einerseits, wenn die Konstruktion gut war, viel genauer sein konnten, als etwa die der Wasseruhren, die Sanduhren anderseits bei sonnenloser Zeit aber versagten. Der Verfasser, der in seinem Buch eine große Gelehrsamkeit entwickelt, hätte das Werk leicht noch mit Beispielen über die Art der Zeitbestimmungen im Gebirgsvolke bereichern können, das an hohen Bäumen, Bergspitzen u. s. w. seine natürlichen Sonnenuhren hat. Der Schwerpunkt des Buches liegt in den geistreichen mathematischen Fehleruntersuchungen der Sonnenuhren, stets vor Augen, daß die Erkennung des Fehlers zur Vollkommenheit führt. Vielleicht hat das Buch eine neue Kultivierung der so poetischen Sonnenuhr zur Folge. Wir freuen uns, daß dieses Werk, welches dem Herrn Grafen Clary und Aldringen, Statthalter von Steiermark gewidmet ist, in unserem Lande erschien. H.

Griasnocka, foaste und spere, wias ös wöllts. Mundartliche Dichtungen. Von Karl Meyer. (Linz. Vinzenz Fink. 1905.)

Oberösterreich ist seit jeher das klassische Land der Dialektpoesie. Unter den jüngsten Mundartdichtern dieses Landes finden wir zwei auffallend tüchtige Kräfte. Hans Mittendorfer ist den Lesern des Heimgarten bereits lieb geworden. Karl Mayer führt sich mit seinem oben genannten Buche vielversprechend ein. Seelen- und Charakterbilder aus ländlichen Kreisen, aber auch anekdotenhaftes, das indes vielfach seine besondere Art hat, man kann sich freuen an den Stoffen und freuen an dem volkstümlichen Humor. Allzu unsicher nur ist der Verfasser in der Mundartschreibung, hierin hat er auf Grund der Volksaussprache und Betonung sich erst bestimmte Regeln zu setzen. R. H.

Schiller, sein Leben und seine Werke. Von Karl Berger. In zwei Bänden. (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. München. 1905.)

Das neue Schillerbuch teilt die Eigenart der Bielschowskyschen Goethebiographie: Die Darstellung ruht durchaus auf Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung, ohne die Leser in deren Mühen und Probleme mithineinzuziehen. Der Autor hat sich liebevoll in die Geschichte seines Helden versenkt, ohne irgend welchen Anlauf zum Panegyrischen zu nehmen; wir kommen dem Geschilderten ganz nahe und empfinden doch in jedem Augenblick seine höhere Natur. So mögen sich die Deutschen jetzt freuen, daß sie zwei einander ergänzende Biographien besitzen, in denen die Dioskuren ihnen segnend zu Häupten stehen. V.

Mit ganz besonderer Freude wird jeder Schillerfreund nach der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden und erst unlängst hier angezeigten **Illustrierten Volksausgabe von Schillers Werken** greifen. Es liegen uns jetzt die Lieferung 2—6 vor. Sie enthalten die Fortsetzung und den Schluß der „Räuber", den Anfang der „Verschwörung des Fiesko zu Genua", erstere von Ferdinand Piloty, letztere von C. Schraudolph mit herrlichen Illustrationen geschmückt, ferner eine Anzahl der Gedichte sowie einen großen Teil der von Professor Dr. H. Kraeger verfaßten Biographie Schillers mit nicht weniger wie 27 Illustrationen, namentlich zahlreichen Porträts von Zeitgenossen des Dichters.

Poesie im Zuchthause. Gedichte von Verbrechern. Von Dr. Johs. Jaeger. (Stuttgart. Max Kielmann.)

Es sind hier Gedichte von 30 Gefangenen gesammelt und mit orientierenden Notizen

über die einzelnen Verfasser herausgegeben. Die Gedichte sind völlig unbefangen, rein privater Natur und darin liegt ihr Wert. Sie liefern einen interessanten Beitrag zur Psychologie des Verbrechers. V.

In der bekannten Hessischen Volksbücherei erschien soeben wieder eine Reihe neuer Bändchen, deren Anschaffung wir unseren Lesern empfehlen möchten. Zwei Erzählungen aus der Feder Wilhelm Jensens: Im Frühlingswald. Eine Schachpartie. Mit Bildnis. Henrik Ibsen, Gedichte. Übertragen und eingeleitet von Dr. H Neumann. Mit Bildnis. Droste-Hülshoff, Gedichte in zwei Bänden. Herausgegeben von Eduard Arens. Mit Bildnis. Die Vierzeilen des Omar Chijam. Nach der englischen Übersetzung von Fitzgerald ausgewählt und metrisch übersetzt von Rud. C. Gittermann. Mark Twain: Die 1,000.000 Pfundnote und andere humoristische Erzählungen und Skizzen. Mark Twain: Tot oder lebendig und andere humoristische Erzählungen und Skizzen. Clemens Brentano: Romanzen vom Rosenkranz. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Max Morris. Droste-Hülshoff: Das geistliche Jahr. Geistliche Lieder. Herausgegeben von Eduard Arens. Mit einer Abbildung des Denkmals in Münster. Georg Herwegh: Gedichte eines Lebendigen. Herausgegeben und erläutert von seinem Sohne Marcel Herwegh. Mit Bildnis, Handschriftprobe und biographischer Einleitung von V. Fleury.

Der Meister von Bayreuth. Neues und Intimes aus dem Leben und Schaffen Richard Wagners. Von Dr. Adolf Kohut. (Berlin. Richard Schröder. 1905.)

Dr. Adolf Kohut hat in seinem neuesten Werke unter dem obigen Titel gleichsam eine Lücke in der Wagner-Literatur ausgefüllt, denn er veröffentlicht nicht allein viele ungedruckte bedeutsame Briefe des Meisters von Bayreuth aus den verschiedensten Epochen seines Lebens sowie über wichtige Momente seines Erdenwallens, sondern gibt auch interessante Aufschlüsse über die einen oder die anderen noch nicht ganz aufgehellten Momente in dem Lebenslaufe Richard Wagners. V.

Alpine Gipfelführer. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die „Alpinen Gipfelführer" sind für diejenigen Alpenreisenden bestimmt, die nicht um große Entdeckungen zu machen oder Rekords in Kletter- und Eistouren zu brechen ins Gebirge gehen, sondern den einen oder andern der bekannten und berühmten Berge besteigen wollen, um dort Aussicht zu genießen, vom Mittelpunkt einer größeren Gruppe eine Übersicht über diese zu gewinnen, und die unterwegs und am Ziele vom Bergführer möglichst unabhängig zu sein wünschen. Von der Sammlung sind soeben die ersten vier Bändchen erschienen, in denen behandelt sind: 1. Die Zugspitze von Eugen Peter (mit 16 Abbildungen und 2 Karten). 2. Die Elmauer Haltspitze von F. Bohlig (mit 15 Abbildungen und 1 Karte). 3. Der Ortler von Dr. Niepmann (mit 17 Abbildungen und 1 Karte). 4. Der Monte Rosa von Dr. F. Hörtnagl (mit 21 Abbildungen und 1 Karte). V.

Alpenflora von Dr. Hegi und Dr. Dunzinger. Mit 220 naturgetreuen Abbildungen nebst erklärendem Text. (München. J. F. Lehmanns Verlag.)

Diese schönste und beste aller Taschen-Alpenfloren enthält naturgetreue Abbildungen aller wichtigen Pflanzen der bayrischen, österreichischen und der Schweizer Alpen. Der Text gibt in knapper Form die nötige Auskunft über Verbreitung, Standorte, Blütezeit u. a. Außerdem enthält er die nötigen Angaben zum Bestimmen der Pflanzen. V.

Rosenbuch für Gartenliebhaber. Von Dr. Julius Hoffmann. (Stuttgart. J. Hoffmann. 1905.)

Für Freunde der Rose — und wer ist nicht ein Freund dieser königlichen herrlichsten Blume — ist jüngst ein schönes Werk erschienen, das wir hier auf das angelegentlichste empfehlen. Es bietet nicht nur eine wissenschaftlich allgemein verständliche Einteilung der Rosen, sondern auch erprobte fachkundige Mitteilungen über deren Zucht und Pflege, Angaben über deren Vermehrung, über Okulieren und die Züchtung neuer Rosen, über die wichtigsten Rosenschädlinge und manches andere, was dem Rosenzüchter zu wissen unentbehrlich ist. Das ganze schön ausgestattete Buch durchzieht eine gewisse Begeisterung für diese schönsten der Blumen und ist darnach angetan, die Freude an derselben auch bei anderen zu wecken. Wer auch nur ein kleines Gartenfleckchen sein eigen nennen kann, wird nach den klaren Ausführungen und Belehrungen des Verfassers sich einen Rosenflor anlegen können, welcher ihm und und jedem Beschauer Auge und Herz erfreut. Eine besondere Zierde des Buches bilden die Tafeln mit den Prachtexemplaren der schönsten Rosengattungen in jenem mustergiltigen Farbendruck ausgeführt, durch den sich J. Hoffmanns Verlagsbuchhandlung stets auszeichnet. Man glaubt bei der Betrachtung dieser vortrefflichen Abbildungen der hell- und tiefroten, weißen, gelben und anderen Rosenblüten in allen Abtönungen den Duft zu spüren, welchen sie aushauchen. Dr. A. Schl.

Der deutsche Jüngling. Blätter zur Unterhaltung und Belehrung für die erwerbstätige Jugend. Herausgegeben vom Deutschen

Verein für das Fortbildungsschulwesen. 5. Band. (Leipzig. Verlag B. G. Teubner. 1905.)

Gerade bei der Lesewut, die dem jugendlichen Alter eigen ist, kommt es in hervorragendem Maße darauf an, diesen Trieb in die richtigen Bahnen zu lenken. Proben aus den besten Werken der Gegenwart und Vergangenheit eröffnen den Zugang zu unserer schönen Literatur. V.

Aus der wohl bereits in allen Kreisen bekannten **Sammlung von Künstler-Steinzeichnungen**, durch deren Herausgabe B. G. Teubners Verlag sich ein bleibendes Verdienst um die Hebung unserer künstlerischen Kultur erworben hat, liegt heute eine Anzahl neuer Blätter vor, die so recht zeigen können, was Heimatskunst zu schaffen vermag. Entzückt folgen wir dem Künstler nach dem stillen Weiher im Holze nahe der Stadt, erfreuen uns an der lieblichen Stimmung auf den anmutigen Höhen unseres Mittelgebirges und bewundern die überwältigende Kraft der alpinen Gletscherwelt. V.

Büchereinlauf.

Das Gelübde einer dreißigjährigen Frau. Roman von Marie Gräfin Tihanyi-Sturza. (Leipzig. Arthur Cavael.)

Ferien in Gossensaß. Von Ludwig Hirschfeld. Ein Buch für den Landaufenthalt. (Leipzig. Arthur Cavael.)

Erika. Roman von Maria Otto. (Dresden. E. Pierson. 1904.)

Zu stolz. Erzählung von Henriette v. Meerheimb. (Dresden. E. Pierson. 1904).

Das zerrissene Bild und andere Novellen. Von L. Leser. (Dresden. E. Pierson. 1904.)

Die da gefallen sind ... Eine Geschichte aus den Niederungen von Karl Morburger. (Wien. Szelinski & Co.)

Ehescheidung. Roman von Paul Borget. Übertragung von Walther Eggert-Windegg. (Mainz. Kirchheim & Comp. 1905.)

König Nero. Eine Hofgeschichte von Franz Xaver Müller. (Regensburg. G. J. Manz. 1905.)

Von Hermann Kiehne sind erschienen: **Lenzfahrt.** Gedichte. (Dresden. Hoffmann.) **König Hübich.** Erzählende Dichtung. (Norden. Henri Fischer.) **Die Dorfprinzeß.** Erzählende Dichtung. (Nordhausen. Hausbuch-Verlag.) **Aus Bodos Reich.** Novelle. (Berlin. H. Friedrich.) **Wandern und Weilen.** (Nordhausen. Selbstverlag.)

„Sonnenweib“. Ein Stück Menschenseele. Von Rega Seca. (Dresden. E. Pierson.)

Lyrische Blüten. Von Oskar Eisner. (Dresden. E. Pierson.)

Nach Sonnenuntergang. Gedichte von *.* (Dresden. E. Pierson. 1904.)

Wien nach 1848. Aus dem Nachlasse von Moritz Edlen von Angeli. Mit einer Einleitung von Dr. Heinrich Fredjung. (Wien. W. Braumüller. 1905.)

Kepler und die Theologie. Ein Stück Religions- und Sittengeschichte aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert. Von Ludwig Günther. (Gießen. Alfred Töpelmann. 1905.)

Die Krisis im Christentum und die Religion der Zukunft. Ein Weck- und Notruf an unsere Zeit von Franz Mach. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Rußlands Dichter und Schriftsteller. Von G. S. Petrow. (Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.)

Fritz Reuters Meisterwerke. Hochdeutsch von Dr. Conrad. I. Aus der Franzosenzeit. — Wie ich zu 'ner Frau kam. II. Aus meiner Festungszeit. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Walhalla. Bücherei für vaterländische Geschichte, Kunst und Kulturgeschichte. Begründet von Dr. Ulrich Schmid. Erster Band. (München. Georg F. W. Callwey.)

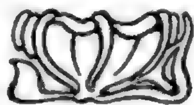
Das große ABC der übermenschlichen Lebensharmonie. Von Josef Schmall.

Die Abhärtung der Willenskraft. Von Josef Schmall. (Leipzig. Edm. Demme.)

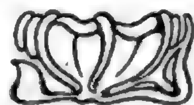
Italienisches Konversations- und Taschenwörterbuch. Von Giuseppe Brombin. (Ravensburg. Otto Maier.)

Das Volksheim in Hamburg. Bericht über das vierte Geschäftsjahr. (Hamburg. J. F. Richter. 1905.)

☞ Vorstehend besprochene Werke rc. können durch die Buchhandlung „Leykam“ Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten“.



* Viel geklagt wird über die große Säuglingssterblichkeit, die in Österreich größer sei als in anderen Ländern. Eine Hauptursache dieser Erscheinung sei die künstliche Ernährung des Kindes. Nur ein Drittel der Mütter reicht dem Kinde die Mutterbrust. Auch dort, wo die Fähigkeit dazu vorhanden ist, nicht bloß bei Arbeitern, auch in „höheren“ Kreisen, wird das kleine schwache Wesen gar oft an — die Kuh gewiesen. Hätten da nicht die Ärzte etwas zu tun? Aber gerade die Geburtsärzte sind es, die, um die Frau

von Leiden oder Unbequemlichkeiten zu bewahren, dem Kinde das Eigenste, was es hat, die Mutterbrust verbieten. Bei der ersten kleinen Störung an Mutter oder Kind sind so viele Geburtsärzte (natürlich nicht alle) gleich mit dem Rate da: Mutterbrust abstellen. Amme oder verdünnte Kuhmilch! — Wirksamer kann man die physische und moralische Degeneration kaum unterstützen.

J. W., Klagenfurt. Die betreffenden Schnaderhüpfeln sind im „Deutschen Volkslied" (Wien) erschienen. Daraus eine Probe:

In Lölinger Grab'n
Tuat a Wachtele (ein Hämmerlein) schlag'n.
Wann i 's Wachtele hör'
Bin i's schlafrig nix mehr.

Meine Schuach san aus Fuchs-
Löd'r, Fuchslöd'r g'macht
Und sie schlaf'nt van Tag
Und geant aus pei d'r Nacht.

Und i han d'rs schon g'sagt.
Wia ma's Türle aufmacht.
Daß dö Muat'r nix hört.
Wann du kimst bei d'r Nacht.

D'r Kaiser hat einar'gschrieb'n
Um dö schean Leit.
Dö Diarndlan hamp außigschrieb'n:
's hat kan'r Zeit!

Und wann i's meine Diarndlan panand'r hiat.
Stölat i's auf noch d'r Zeil;
Sö glangat'n d' Sunnseit'n aufe
Und d' Schattsei'n a no a Weil.

Prag. Benedeks Witwe starb in Graz in ihrer Villa, Beethovenstraße Nr. 6, am 15. September 1895.

M. Z., Graz. Die Zeitschrift „Politik" von **Paul Pacher** in Salzburg erscheint monatlich und bringt politisch erziehliche Aufsätze. Der Leitspruch des Blattes sind Bismarcks Worte: „Die Politik ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst!"

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" **nicht** abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe **nicht honoriert.** Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, **ohne irgendwelche Verantwortung** zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

An unsere Leser.

Es war immer unsere Absicht und unser Stolz gewesen, mehr zu halten, als was wir versprochen haben. Der Umstand, daß der Heimgarten mit dem nächsten Jahrgang sein drittes Jahrzehnt vollendet, ist wohl dazu angetan, unsere Kräfte ganz besonders anzuspannen, um den Zielen, die dieses Blatt sich von allem Anfang an gesteckt hat, möglichst nahe zu kommen. Die Alpen und die Älpler sind ja unerschöpflich in ihren Eigenschaften. Fröhliches, Versöhnendes, Erhebendes wächst überall auf Gottes schöner Erde. Davon wollen wir sammeln und in unserem Garten züchten. Mit keinem Stacheldrahtzaun soll dieser heimliche Garten umgeben sein, allen ist der Eingang offen und jeder soll sein Lieblingsplätzchen finden. Eine Übervölkerung fürchten wir nicht, dazu geht's bei uns zu wenig weltmodisch her. Wir verlegen uns weniger auf äußere Herrlichkeiten als auf inneres Schauen. Bei dem Wandel alles Lebens weiß der Heimgärtner nicht, wie lange es noch dauern wird. Auf dem Herzen hätte er noch vieles, um zu singen, zu beschreiben, zu erzählen, zu bekennen. Und Lust zum fabulieren hat er auch noch immer. Und treue Kameraden, die dort, wo seine eigene Kraft versagt, frisch und froh weiter arbeiten. — Für jeden Fall möchten wir unser vieljähriges Bemühen um Gutes und Schönes im dreißigsten Jahre gern mit besonderer Teilnahme der Leser belohnt sehen.

Redaktion und Verlag.

(Geschlossen am 15. August 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Böck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

29. Jahrg. September 1905. 12. Heft.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet von

Peter Rosegger.



Druck und Verlag von „Leykam“ in Graz.

Abonnementspreis jährlich (12 Hefte) 7 K 20 h = 7 M. 20 Pf., mit freier Postzusen
8 K 40 h = 8 M. 40 Pf.

Inhalt.

Kleine Laube.




Princeton University Library
32101 042855625

